S.F.

Dr. Max Kulimes

Die neue Rundschau

XVIII ter Jahrgang der freien Bühne

Zweiter Band

1907

Berlin / S. Fischer / Verlag

LIBRARY
MAR 3 1 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
30
N5
1907
Bd. 2

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte:

Seite

Herman Bang, Am ſtärkſten 1466
Henning Berger, Yſaïl 801, 912, 1037
Richard Dehmel, Der Werwolf 1231
Hermann Heſſe, Legende vom indiſchen König 1128
Hermann Heſſe, Unterwegs 1514
Hugo v. Hofmannsthal, Furcht 1223
Henrik Ibſen, Der epiſche Brand 1417
Ignotus, Chriſtmeſſe 1347
E. v. Keyſerling, Dumala 1165, 1303
Emil Lucka, Godiva 1359
Eliſabeth Paulſen, Gedichte 883
Jakob Schaffner, Grobſchmiede 981
Emil Strauß, Schweſter Euphemia 844
Oscar Wilde, Eine Florentiniſche Tragödie 1075

Aufsätze:

Seite

Theodor Barth, Politische Chronik 1515
Eduard Bernstein, Politisches Kometentum 1391
Oscar Bie, Das Wetter 954
Poul Bjerre, Der Fall Karin 1096
Arthur Bonus, Der Katholizismus und der Aberglaube . . 834
Chr. Collin, Henrik Ibsen und Norwegen 1281
Otto Corbach, Bodenreform und Politik 1131
E. W. Fischer, Die Spirale, ein unveröffentlichter Plan Gustave Flauberts 825
W. Fred, Die Erzählungen aus tausend und ein Nächten . 1090
Willi Handl, Theater 1493
Emil Heilbut, Über das Kostümmalen 959
Robert Hessen, Es heilt 1071
Johannes V. Jensen, Moderner Humanismus 1153
Karl Jentsch, Das Zentrum als politische Partei 1007
Graf Hermann Keyserling, Totenherrschaft 950
Karl Larsen, Zur Geschichte einer Handschrift 1409
Joseph August Lux, Psychologie des Geschenkes 1461
Franz Oppenheimer, Der Staat 769
Engelbert Pernerstorfer, Neu-Oesterreich 1258
Karl Scheffler, Das Ornamentale 897
Bernard Shaw, Aus dem Wagnerbrevier 962
Georg Simmel, Soziologie der Sinne 1025
Kurt Singer, Die lyrische Legende 1353
J. v. Uexküll, Neue Ernährungsprobleme 1343

Briefe, Reisen, Memoiren:

Ludwig Brinkmann, Aus Amerika 1238
Hans v. Bülow, Briefe aus der Meininger Zeit 1197

Seite

Friedrich Nietzsche, Briefe aus dem Jahre 1888 1367
Franz Overbeck, Briefe an Treitschke und Rohde 863
Oscar Wilde, Briefe an die Presse 1500

Rundschau:

Peter Altenberg, Die Kellner 895
Peter Altenberg, Eine Abhandlung 1405
Peter Altenberg, Einst 1146
Amfortas, Das lenkbare Luftschiff 1406
Herman Bang, Ein Vorwort 1277
Alexander v. Bernus, Schwabinger Schattenspiele 1021
Oscar Bie, Auf ein Bild Somoffs 1149
Oscar Bie, Musik 886
Oscar Bie, Das Regal 1531
Ludwig Brinkmann, Republikaner und Demokraten 1141
Martin Buber, Buddha 1143
Jakob Burckhardts Brief über Berlin 890
Friedrich Glaser, Abspannung 1148
Alfred Gold, Österreicher 1534
Hermann Gottschalk, Festgefahren 1144
Hermann Gottschalk, Im Spiegel 1403
Willi Handl, „Wien" 1147
Ernst Heilborn, Gustaf af Geijerstam 1019
Emil Heilbut, Kunst-Rundschau 1267
Moritz Heimann, Beleidigungen 1523
Robert Heller, Aphorismen 1276
Johannes V. Jensen, „64" 1526
Karl Jentsch, Die österreichischen Wahlen 894
Karl Jentsch, Zweierlei Förderer des Weltfriedens 1270
Karl Joël, Gute Gesellschaft 1272
Christian Morgenstern, Gelegentliches 1022

Seite

Müller-Kaboth, Hogarth und die Impressionisten 1529
Franz Oppenheimer, Die französische Winzerbewegung 1012
Phorkyas, Herbst 1407
Phorkyas, Wirtschaftspolitik 1525
Felix Poppenberg, Brentano 893
Felix Poppenberg, Dandysmus 1015
Felix Poppenberg, Die junge Marie Ebner 1401
Felix Poppenberg, Lebensläufe 1138
Kurt Singer, Anmerkung zu Simmels „Religion" 1145
Kurt Singer, Erinnerung an Blake 1533
J. v. Uexküll, Biologie und Humanismus 1021
Robert Walser, Der Park 1279
Robert Walser, Fabelhaft 1405
Robert Walser, Aschinger 1535
Jakob Wassermann, Schnitzlers Dämmerseelen 889
Albrecht Wirth, Der Peters-Prozeß 1017

Schmuck des zweiten Halbjahresbandes von E. R. Weiß

Der Staat/ von Franz Oppenheimer

Die Staatswissenschaften sind im Jahrhundert der Aufklärung und des Sozialismus in die beherrschende Stellung eingerückt, die in früheren Zeiten die Gottesgelahrtheit einnahm. Das Problem des „dreieckigen Verhältnisses zwischen Welt, Menschenseele und Gott", — die ebenso pikante wie treffende Bezeichnung des Hauptproblems aller Metaphysik stammt, soviel ich weiß, von Gregor Itelson — hat für unsere Zeit fast jede Wichtigkeit verloren, seit die Menschheit den langfristigen Wechsel auf das Jenseits, zahlbar nach dem jüngsten Tage, nicht mehr girieren will und statt dessen bare Zahlung im Diesseits verlangt. So verlor die Theologie ihr Primat. Eine kurze Zeit des Übergangs von dem alten zum neuen Glauben beherrschte dann von Rechts wegen die Naturwissenschaft, die das Zeughaus des Geistes mit Trutz- und Schutzwaffen füllte und gleichzeitig dem Keil der Kämpfer gegen die alten Werte die Spitze stellte. Jetzt, nach Entscheidung der Schlacht, hält sie sich zurück, fast ein wenig müde geworden; ihr Kampfzorn ist verraucht, auf ihren Sturm und Drang folgte eine ruhigere Klassik, und jetzt regen sich sogar schon überall romantische, mystizierende, rückwärtsdrängende Bestrebungen. Und die Soziologie tritt in den Vordergrund der Bühne. Sie folgt der Naturwissenschaft wie der Staatsmann dem siegreichen Feldherrn. Was das Schwert gewonnen hat, hat nunmehr die Verwaltungskunst zu sichern, zu organisieren, fruchtbar zu machen. Leider ist aber ein Sieg des Geistes weltgeschichtlich noch lange kein Sieg der wirklichen Gewalten. Noch steht der Gegner aufrecht, zwar getroffen und, wie man hoffen darf, tödlich getroffen, aber er ist noch nicht gestreckt und wehrlos. Sein bester Panzer freilich, der ihn Jahrtausende hindurch unverwundbar machte, liegt zerspellt am Boden, eine zerbrochene Hummernrüstung: das Tabu der Religion, das alte Vor- und Unrechte deckte, schützt ihn nicht mehr. Um so heißer ist sein Bestreben, sich sein neues Nothemd zu erhalten: die aus historischen Fabeln und logischen Trugschlüssen zusammengewobene Lehre vom „Staat" und seinen Funktionen.

Das ist das Geheimnis der Tatsache, warum die richtige Lehre vom Staat, klar wie Sonnenlicht, die der Prüfung durch die Logik ebenso unerschütterlich standhält, wie der Prüfung an allen bekannten Tatsachen der Völkerkunde und Weltgeschichte, heute selbst dem gebildeten Leser, ja sogar der Mehrzahl der Fachmänner, noch fast völlig unbekannt ist, obgleich sie, im Kern uralt, in einer fast endgültigen Form seit mehr als zwanzig Jahren der Kritik vorliegt.

er Staat ist keine Emanation des „staatsbildenden Völkergeistes"; — der Staat ist ebensowenig eine Schöpfung der Not, um die „Ordnung" einzurichten, die ohne starke Autorität nicht soll bestehen können; der Staat ist auch keine naturwüchsige Erweiterung der primitiven Familie oder Geschlechtsgemeinschaft, und ist auch nicht das Ergebnis eines Gesellschaftsvertrages — obgleich in dieser (schon revolutionären) Konstruktion ein Kern von Wahrheit steckt, den wir noch herausschälen werden.

Der Staat ist vielmehr seiner Entstehung nach ganz, und seinem Wesen nach auf seiner ersten Daseinsstufe fast ganz eine gesellschaftliche Einrichtung, die von einer siegreichen Menschengruppe einer besiegten Menschengruppe aufgezwungen wurde mit dem einzigen Zwecke, die Herrschaft der ersten über die letzte zu regeln und gegen innere Aufstände und äußere Angriffe zu sichern. Und die Herrschaft hatte keinerlei andere Endabsicht als die ökonomische Ausbeutung der Besiegten durch die Sieger.

Kein primitiver „Staat" der Weltgeschichte ist anders entstanden; wo eine vertrauenswerte Überlieferung anders berichtet, handelt es sich lediglich um Verschmelzung zweier bereits voll entwickelter primitiver Staaten zu einem Wesen verwickelterer Organisation; oder es handelt sich allenfalls um eine menschliche Variante der Fabel von den Schafen, die sich den Bären zum Könige setzten, damit er sie vor dem Wolfe schütze: aber auch in diesem Falle wurden Form und Inhalt des Staates völlig dieselben wie in den „Wolfsstaaten" reiner, unmittelbarer Bildung.

Schon das bißchen Geschichtsunterricht, das unserer Jugend in vorsichtiger Dosierung mit Einmischung der für den Staat unentbehrlichen „heldenhaften Unfehlbarkeit" aller heimischen „Heroen" verzapft wurde, reicht hin, um diese generelle Behauptung zu erweisen. Überall bricht ein kriegerischer Wildstamm über die Grenzen eines weniger kriegerischen Volkes, setzt sich als Adel fest und gründet seinen Staat. Im Zweistromlande Welle auf Welle und Staat auf Staat: Assyrer, Babylonier, Meder, Perser, Parther, Araber, Mongolen, Seldschucken, Tataren, Türken; am Nil Hykšos, Nubier, Perser, Griechen, Römer, Araber, Türken; in Hellas die Dorierstaaten, typischen Gepräges, in Italien Römer, Ost-Goten, Longobarden, Franken, Deutsche, in Spanien Karthager, Römer, West-Goten, in Gallien Römer, Franken, Burgunder, Normannen, in Britannien Sachsen, Normannen. Welle auf Welle kriegerischer Wildstämme auch über Indien bis hinab nach Insulindien, auch über China ergossen, und in den europäischen Kolonien überall der gleiche Typus, wo nur ein seßhaftes Be-

völkerungselement vorgefunden wurde: in Südamerika, in Mexiko. Wo es aber fehlt, wo nur schweifende Jäger angetroffen werden, die man wohl vernichten, aber nicht unterwerfen kann, da hilft man sich, indem man die auszubeutende, fronpflichtige Menschenmasse von fernher importiert: Sklavenhandel!

Eine scheinbare Ausnahme bilden nur diejenigen europäischen Kolonien, in denen es nicht mehr erlaubt ist, durch Import von Sklaven den Mangel einer seßhaften Urbevölkerung zu ersetzen. Eine dieser Kolonien, die United States, bilden eins der gewaltigsten Staatengebilde der Weltgeschichte. Hier erklärt sich die Ausnahme so, daß sich die auszubeutende, fronpflichtige Menschenmasse *selbst importiert*, durch eine massenhafte Auswanderung aus solchen primitiven Staaten oder ihren höheren Entwicklungsstufen, in denen die Ausbeutung einen allzu krassen Grad erreicht hat, während die Freizügigkeit bereits erreicht ist. Hier liegt also sozusagen eine Ferninfektion mit „Staatlichkeit" von auswärtigen Seuchenherden vor. Wo aber in solchen Kolonien die Einwanderung, sei es durch die, hohe Übersiedelungskosten bedingende, übergroße Entfernung, sei es durch Immigrationsbeschränkungen, sehr gering ist, da haben wir bereits eine Annäherung an dasjenige Endziel der Staatsentwicklung, das wir schon heute als notwendig kommend erkennen können, an einen Endzustand, für den uns heute noch der wissenschaftliche Terminus fehlt. Hier ist einmal wieder in der Dialektik der Entwicklung eine Änderung der Quantität in eine Änderung der Qualität umgeschlagen: die alte Form hat sich mit neuem Inhalt gefüllt. Wir haben noch einen „Staat", insofern er straffe, durch äußere Machtmittel gesicherte Regelung des sozialen Zusammenlebens einer großen Menschenmasse darstellt; aber er ist nicht mehr „Staat" im alten Sinne, ist nicht mehr Instrument der politischen Beherrschung und wirtschaftlichen Ausbeutung einer sozialen Gruppe durch die andere, ist nicht mehr „Klassenstaat", sondern ein Zustand, der ausschaut, als wäre er wirklich durch einen „Contrat social" vereinbart worden. Diesem Stadium sehr nahe stehen die australischen Kolonien (mit Ausnahme des die halbversklavten Kanaken ausbeutenden feudalen Queensland), und fast erreicht ist er in Neuseeland.

Solange nicht ein communis consensus über Ursprung und Wesen der historischen Staaten oder, was dasselbe ist, des „Staates" im soziologischen Sinne erzielt ist, wird es vergebens sein, für diese vorgeschrittensten Gemeinwesen einen neuen Namen durchsetzen zu wollen. Man wird sie trotz aller Proteste nach wie vor „Staaten" nennen, schon der ersprießlichen Verwirrung der Begriffe zuliebe. Nennen wir sie in dieser Betrachtung, um für einen neuen Begriff einen Handgriff zu haben, „Freibürgerschaften".

Uns mag aber in dieser Betrachtung die flüchtige Überschau, die wir soeben gemacht haben, nicht nur als Beweis des grundlegenden Satzes dienen, den wir, um den Bahnbrecher zu nennen, vor allem Ludwig Gumplowicz, dem Grazer Staatsrechtler und Soziologen, zu danken haben, sondern sie mag uns auch sofort in kurzem Blitzlichte den Weg erleuchten, den der „Staat" im Leidensgange

der Menschheit zurückgelegt hat, und auf dem wir ihm jetzt folgen werden: vom primitiven Eroberungsstaat durch tausend Übergänge zur Freibürgerschaft.

Eine einzige Kraft treibt alles Leben, eine einzige Kraft hat es emporentwickelt von der Einzelle, dem im warmen Ozean treibenden Eiweißklümpchen, bis zum Wirbeltier, bis zum Menschen: der Trieb der Lebensfürsorge für sich als Individuum und, wunderlich aber wahr, stärker noch für seine Art. Gegabelt in „Hunger und Liebe" hält er allein den Bau der Welt zusammen. Auch auf der höchsten Stufe, die das Leben auf dem Erdball bis heute erreicht hat, im „Supraorganismus" der organisierten Menschengemeinschaft, ist dieser Trieb weitaus die stärkste Kraft alles geschichtlichen Geschehens. Vielleicht der einzige, wenn auch die Frage erlaubt ist, ob nicht vielleicht auch die „Philosophie", das Kausalbedürfnis des aufrecht Schreitenden, in ihren oft so bizarren Auswirkungen als Superstition, als „Religion", zuweilen in seltenen historischen Augenblicken der Ekstase (Achelis), nicht abgeleiteterweise, sondern unmittelbar Bewegungen der geschichtlichen Massen ausgelöst hat. Manche Erscheinung deutet darauf hin, so die „Wertvernichtung durch den Totenkult" und anderes. Aber noch läßt sich das letzte Wort über diese Probleme nicht sprechen, und uns darf es genügen, daß unzweifelhaft im gewöhnlichen Leben der Massen der ökonomische Trieb allein, und auch in Momenten besonderer Erregung sicherlich mindestens überwiegend als Kraft wirksam ist. Wir dürfen darum die „Philosophie" in dieser Betrachtung ganz beiseite lassen. Nun gibt es zwei grundsätzlich entgegengesetzte Mittel, mit denen der überall durch den gleichen Trieb der Lebensfürsorge in Bewegung gesetzte Mensch die nötigen Befriedigungsmittel erlangen kann: Arbeit und Raub, eigene Arbeit und gewaltsame Aneignung fremder Arbeit. Raub! Gewaltsame Aneignung! Uns Zeitgenossen einer entwickelten, gerade auf der Unverletzlichkeit des Eigentums aufgebauten Kultur riechen beide Worte nach Verbrechen und Zuchthaus; und wir werden diese Klangfarbe auch dann nicht los, wenn wir uns davon überzeugen, daß Land- und Seeraub unter primitiven Lebensverhältnissen gerade so wie das Kriegshandwerk — das ja sehr lange auch nur organisierter Massenraub ist — die weitaus angesehensten Gewerbe darstellen. Ich habe aus diesem Grunde und auch deshalb, um für die weitere Untersuchung kurze, klare, scharf gegeneinander klingende Termini für diese sehr wichtigen Gegensätze zu haben, vorgeschlagen, die eigene Arbeit und den äquivalenten Tausch eigener gegen fremde Arbeit das „ökonomische Mittel", und die unentgoltene Aneignung fremder Arbeit das „politische Mittel" der Bedürfnisbefriedigung zu nennen.

Man kann im Untermenschlichen das Pflanzenreich als den Inbegriff der vom ökonomischen, das Tierreich als den Inbegriff der vom politischen Mittel existierenden Lebewesen auffassen. Denn die Pflanze stellt sich ihre Nahrung aus toter Materie her, die sie chemisch verarbeitet, während das Tier ausschließlich von der Aneignung dieser fremden Arbeit lebt, sei es unmittelbar als Pflanzen-

fresser, sei es mittelbar als Fresser von pflanzenfressenden Tieren. Diese Bemerkung wäre nicht mehr als eine überflüssige Geistreichelei, wenn der Gegensatz sich im Soziologischen nicht als nahezu unveränderlicher Typus reproduzierte: der Pflanzenesser, der Bauer, stellt im Gesellschaftsleben den vom ökonomischen, der Tieresser den vom politischen Mittel lebenden Menschen dar. In der alten Welt ist es der Hirt; in der neuen, wo die großen Weidetiere, Rinder, Pferde, Kamele, ursprünglich nicht vorhanden sind, tritt an die Stelle des Hirten das menschliche Raubtier ohne den geringsten Beischmack produktiver Arbeit: der Jäger, der den Ackerer unterwirft, beherrscht und besteuert.

Lassen wir die neuweltlichen Erscheinungen (Peru und Mexiko) beiseite, so haben wir als Triebkraft aller Weltgeschichte den Gegensatz zwischen Ackerbauern und Hirten, zwischen Arbeitern und Räubern, zwischen Tiefland und Weidesteppe, wie Ratzel, der die Soziologie vom geographischen Zipfel aus faßte, sich treffend ausdrückte. Alle Weltgeschichte bis heute, bis empor zu uns und unserer stolzen Kultur, hat und wird haben, bis wir uns zur Freibürgerschaft durchgekämpft haben, nur einen Inhalt: den Kampf zwischen dem ökonomischen und dem politischen Mittel.

Fruchtbares Tiefland am rollenden Strom, der es in Überschwemmungen düngt, oder dessen Fluten geschickte Hände über die Schollen leiten; fleißige Bauern legen das Korn in den mit der Hacke oder der Pflugschar gelockerten Boden. Die Männer sind starken Leibes, und das Volk wächst an Zahl und Wohlstand: aber nur locker umschließt sie eine Art halbstaatlichen Bandes, das Bewußtsein gleicher Abstammung, gleicher Sprache und gleichen Glaubens. Eine lose Eidgenossenschaft der Gaue, nur selten, vielleicht nur einmal im Jahre durch die gemeinsame Feier der Stammgottheit vereint, sonst isoliert voneinander, weit zerstreut in einzelnen Gehöften, vielleicht Dörfern, durch Streitigkeiten wegen Gau- und Ackergrenzen zersplittert.

Jenseit der Linie, bis zu der die befruchtende Feuchtigkeit des Stromes aufsteigt, in der Steppe, der Wüste, schweifen die Hirten mit ihren Herden. Gewaltige Jäger und Krieger, immer in Waffen, um die großen Raubtiere der Wüste und die benachbarten Hirten abzuwehren, die ihre Herden bedrohen, hängen sie eng zusammen, wie ein Rudel Wölfe oder Rothunde, gewöhnt von Kindesbeinen an gemeinsame Jagd und gemeinsamen Krieg, geübt in straffer Manneszucht, dem „Herzog" oder Häuptling gehorsam bis zum Tode, solange der Jagd- oder Kriegszug währt.

Wie das Raubtier der Wüste die Hürden, so umspüren sie den Reichtum des Flachlandes. Ohne Ende tobt der Grenzkrieg, der keinen Frieden noch Waffenstillstand kennt. Erschlagene Männer, fortgeführte Kinder und Weiber, geraubte Herden, brennende Gehöfte. Werden sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt, so kommen sie in stärkeren und stärkeren Haufen wieder, zusammengeballt durch die Pflicht der Blutrache. Zuweilen rafft sich wohl die Eidgenossenschaft auf,

sammelt die Landwehr, und es gelingt ihr vielleicht auch einmal, den flüchtigen Feind zu stellen und ihm eine Zeitlang die Wiederkehr zu verleiden: aber allzu schwerfällig ist die Mobilmachung, allzu schwierig die Verpflegung in der Wüste für die Bauernlandwehr, die nicht, wie der Feind, seine Nahrungsquelle, die Herden, mit sich führt, — wir erlebten jetzt eben in Südwestafrika, was eine vorzüglich disziplinierte Überzahl mit Train und Eisenbahnnachschub und den Millionen des deutschen Reiches hinter sich dulden muß, um eine Handvoll Hirtenkrieger zur Strecke zu bringen — und schließlich ist der Kirchturmsgeist mächtig, und daheim liegen die Äcker brach. Darum siegt auch in solchen Fällen auf die Dauer fast immer die kleine aber geschlossene bewegliche Macht über die größere zersplitterte Masse, der Panther über den Büffel.

Das ist das erste Stadium der Staatsbildung: Raub und Mord im Grenzkriege. Allmählich entsteht daraus das zweite, namentlich dann, wenn der Bauer, durch tausend Mißerfolge gekirrt, sich in sein Schicksal ergeben, auf jeden Widerstand verzichtet hat. Dann beginnt es selbst dem wilden Hirten aufzudämmern, daß ein totgeschlagener Bauer nicht mehr pflügen, ein abgehackter Fruchtbaum nicht mehr tragen kann. Er läßt im eigenen Interesse den Bauern leben und den Baum stehen, wenn es möglich ist. Die reisige Expedition kommt nach wie vor, waffenstarrend, aber nicht mehr eigentlich in Erwartung von Krieg und gewaltsamer Aneignung. Sie brennt und mordet nur noch soviel wie erforderlich ist, um den heilsamen Respekt zu erhalten oder vereinzelten Trotz zu brechen. Aber im allgemeinen, grundsätzlich, nach einem fest gewordenen Gewohnheitsrecht — der erste Keim allen staatlichen Rechtes — nimmt der Hirt nur noch den Überfluß des Bauern. Das heißt, er läßt ihm Haus, Geräte und Lebensmittel bis zur nächsten Ernte. Ein Vergleich: der Hirt im ersten Stadium ist der Bär, der den Bienenstock zerstört, indem er ihn ausraubt, im zweiten ist er der Imker, der ihm genug Honig läßt, um zu überwintern.

Ein ungeheuerer Schritt vorwärts vom ersten zum zweiten Stadium! Wirtschaftlich und politisch ein ungeheuerer Schritt! Denn zuerst war der Erwerb des Hirtenstammes rein okkupatorisch; schonungslos zerstörte der Genuß des Augenblickes die Reichtumsquelle der Zukunft: jetzt ist der Erwerb wirtschaftlich, denn alles Wirtschaften heißt weise Haus halten, den Genuß des Augenblickes der Zukunft halber einschränken. Der Hirt hat gelernt zu „kapitalisieren". Ein ebenso gewaltiger Schritt politisch: der blutsfremde Mensch, bisher vogelfreie Beute, hat einen Wert erhalten, ist als Reichtumsquelle erkannt: das ist zwar der Anfang aller Knechtschaft, Unterdrückung und Ausbeutung, aber auch der Anfang aller über die Verwandtschaftsfamilie hinausgreifenden höheren Gesellschaftsbildung; und schon spann sich, wie wir sehen, zwischen Räubern und Beraubten der erste Faden einer Rechtsbeziehung über die Kluft fort, die bisher zwischen den Nichts-als-Todfeinden klaffte. Der Bauer erhält eine Art von Recht auf die Lebensnotdurft; es wird ein Unrecht, den nicht Widersetzenden zu töten oder ganz auszuplündern. Und besser als das! Feinere, zartere Fäden

knüpfen sich zu einem noch sehr schwachen Netze menschlichere Beziehungen, als sie der brutale Gewohnheitspakt der Teilung nach dem Muster der partitio leonina enthält. Da die Hirten nicht mehr im Kampfzorn rasend mit den Bauern zusammentreffen, so findet auch wohl einmal eine demütige Bitte Erfüllung, oder eine begründete Beschwerde Gehör. Der kategorische Imperativ der Billigkeit, „was du nicht willst, das man dir tu'", dem auch der Hirt im Verkehr mit seinen eigenen Bluts- und Stammesgenossen streng gehorcht, beginnt zum ersten Male, ganz schüchtern noch und leise, auch für den Blutsfremden zu sprechen. Hier ist der Keim zu jenem grandiosen äußeren Verschmelzungsprozeß, der aus den kleinen Horden Völker und Völkerbunde geschaffen hat und dereinst den Begriff der „Menschheit" mit Leben erfüllen wird; hier ebenso der Keim zu der inneren Vereinheitlichung der einst Zersplitterten, der vom Haß der *βαρβαροι* zur allumfassenden Menschenliebe des Christentums und des Buddhismus führte.

Volkstum und Staat, Recht und höhere Wirtschaft, mit allen Entwicklungen und Verzweigungen, die sie schon getrieben haben und noch treiben werden, entstanden gemeinsam in jenem Moment unvergleichlicher weltgeschichtlicher Bedeutung, in dem zuerst der Sieger den Besiegten schonte, um ihn dauernd zu bewirtschaften. Die Wurzel alles Menschlichen taucht nun einmal in das dunkle Erdreich des Tierischen, Liebe und Kunst nicht minder wie Staat, Recht und Wirtschaft.

Bald kommt ein anderes hinzu, um jene seelischen Beziehungen noch enger zu knüpfen. Es gibt in der Wüste außer dem jetzt in den Bienenvater umgewandelten Bären noch andere Petze, die auch nach Honig lüstern sind. Unser Hirtenstamm sperrt ihnen die Wildbahn, er schützt „seinen" Stock mit der Waffe. Die Bauern gewöhnen sich, die Hirten herbeizurufen, wenn ihnen eine Gefahr droht; schon erscheinen sie nicht mehr als die Räuber und Mörder, sondern als die Schützer und Retter. Man stelle sich den Jubel der Bauern vor, wenn die Rächerschar geraubte Weiber und Kinder samt den abgehauenen Köpfen oder abgezogenen Skalpen der Räuber ins Dorf zurückbringt. Was sich hier knüpft, sind keine Fäden mehr, das ist ein Band von gewaltiger Festigkeit und Zähigkeit. Hier ist die vornehmste Kraft der „Integration" gezeigt, die im weitern Verlauf aus den beiden ursprünglich blutsfremden, oft genug sprach- und rassefremden ethnischen Gruppen zuletzt ein Volk mit einer Sprache und Sitte und einem Nationalgefühl schmieden wird: gemeinsames Leid und Not, gemeinsamer Sieg und Niederlage, gemeinsamer Jubel und Totenklage. Ein neues gewaltiges Gebiet hat sich erschlossen, auf dem Herren und Knechte gleichen Interessen dienen; das weckt einen Strom von Sympathie, von Zusammengehörigkeit. Jeder Teil ahnt, erkennt im anderen mehr und mehr den Menschen; das Gleiche der Anlage wird herausgefühlt, während vorher nur das Verschiedene in der äußeren Gestalt und Tracht, in der fremden Sprache und Religion zu Haß und Widerwillen aufreizte. Man lernt sich verständigen, erst im eigentlichen Sinne, durch die Sprache, dann auch seelisch, immer dichter wird das Netz.

In diesem zweiten Stadium der Staatsbildung ist alles Wesentliche bereits in der Anlage enthalten. Kein weiterer Schritt kann sich an Bedeutung mit demjenigen messen, der von der Bären- zur Imkerstufe führte. Wir können uns darum mit kurzen Andeutungen begnügen.

Eine Bemerkung im voraus: wenn wir jetzt die nächsten Stufen der Staatsbildung schildern, so ist nicht die Meinung, als wenn die reale historische Entwicklung gezwungen gewesen sei, in jedem einzelnen Falle die ganze Treppe, Stufe für Stufe, zu erklettern. Zwar ist hier nichts theoretische Konstruktion; jede einzelne Stufe findet sich in zahlreichen Vertretern in Weltgeschichte und Völkerkunde, und es gibt Staaten, die sie augenscheinlich sämtlich absolviert haben. Aber es gibt mehr, die eine oder mehrere der Stufen übersprungen haben.

Das dritte Stadium besteht darin, daß der „Überfluß" der Bauernschaft von ihnen selbst regelmäßig als „Tribut" in das Zeltlager der Hirten abgeliefert wird, eine Regelung, die augenscheinlich für beide Teile bedeutende Vorteile hat. Für die Bauern, weil die kleinen Unregelmäßigkeiten, die mit der bisherigen Form der Besteuerung verbunden waren: ein paar erschlagene Männer, vergewaltigte Frauen und niedergebrannte Gehöfte, nun ganz fortfallen; für die Hirten, weil sie, um sich ganz kaufmännisch auszudrücken, für dieses „Geschäft" keine „Spesen" und Arbeit mehr aufzuwenden haben und die freigewordene Zeit und Kraft auf „Erweiterung des Betriebes" verwenden, d. h. mit andern Worten, neue Bauernschaften unterwerfen können.

Diese Form des Tributes ist uns aus historischen Zeiten bereits sehr geläufig; Hunnen, Magyaren, Tataren, Türken zogen aus den europäischen Tributen ihre besten Einnahmen. Unter Umständen kann sich bereits der Charakter eines Tributes, den Unterworfene an ihre Herren zu bezahlen haben, hier mehr oder minder verwischen, und die Leistung nimmt den Anschein eines Schutzgeldes oder gar einer Subvention an. Man kennt die Sage von Attila, den der kaiserliche Schwachkopf in Byzanz als seinen Lehnsfürsten abschildern ließ, weil ihm der Tribut als Hilfsgeld erschien.

Das vierte Stadium bedeutet wieder einen sehr wichtigen Schritt vorwärts, weil es die entscheidende Bedingung für das Zustandekommen des „Staates" in seiner uns geläufigen äußeren Form hinzubringt: die räumliche Vereinigung der beiden ethnischen Gruppen auf einem Gebiete. (Bekanntlich kann keine juristische Definition des Staates ohne den Begriff des Staatsgebietes auskommen.) Von jetzt an wandeln sich die ursprünglich internationalen Beziehungen beider Gruppen immer mehr in intranationale.

Diese räumliche Vereinigung kann äußere Gründe haben; vielleicht haben stärkere Horden die Hirten vorwärts gedrängt; vielleicht ist die Volksvermehrung in der Steppe über die Nährkraft der Weiden hinausgewachsen; vielleicht hat ein großes Viehsterben die Hirten gezwungen, die unbegrenzte Weite mit der Enge des Flußtales zu vertauschen. Im allgemeinen werden es aber innere Gründe gewesen sein, die die Hirten veranlaßten, die Nachbarschaft der Bauern

zu suchen. Die Schutzpflicht gegen die „Bären" zwingt sie, mindestens ein Aufgebot junger Krieger in der Nähe des Stockes zu halten, und das ist gleichzeitig eine gute Vorsichtsmaßregel, um die Bienen von Aufruhrgelüsten oder einer etwaigen Neigung zurückzuhalten, einen anderen Bären als Bienenvater über sich zu setzen. Denn auch das ist nicht selten. So sind, wenn die Überlieferung recht berichtet, Ruriks Söhne nach Rußland gelangt.

Zunächst ist die räumliche Nachbarschaft noch keine volle Gemeinschaft. Die Hirten sitzen in ihren Zeltlagern oder Burgen hier und da, natürlich an strategisch wichtigen Punkten, wie eine Garnison im halb befriedeten Feindeslande. Noch heute beherrschen einzelne Beduinenstämme Arabiens und der Sahara auf diese Weise ihre „Untertanen", um die sie sich im übrigen nicht weiter kümmern, als das Tributrecht es verlangt. Selbstverwaltung und Kultübung, Rechtsprechung und Wirtschaft ist den Unterworfenen völlig überlassen; ja, sogar ihre autochthone Verfassung, ihre lokalen Autoritäten bleiben unverändert.

Aber die Logik der Dinge führt unvermeidlich zum fünften Stadium. Streitigkeiten entstehen zwischen benachbarten Dörfern oder Gauen, deren gewaltsamen Austrag die Herrengruppe nicht dulden kann, da dadurch die „Prästationsfähigkeit" der Bauern leiden müßte; die Herrengruppe wirft sich zum Schiedsrichter auf und erzwingt im Notfall ihren Spruch. Schließlich hat sie an dem „Hofe" jedes Dorfkönigs oder Gauhauptes ihren beamteten Vertreter, der die Macht ausübt, während dem alten Herrn der Schein der Macht bleibt. Für primitive Verhältnisse bildet der Inka-Staat das typische Beispiel dieser Ordnung; aber sie ist auch in den höchsten Kulturstadien noch in voller Übung; die Residenten, die England, Frankreich und Holland an den indischen Höfen unterhalten, sind ebenso Beispiele dafür, wie die amerikanischen „Gesandten" in den süd- und mittelamerikanischen Raubstaaten: Mr. Taft auf Kuba!

Dieselbe Notwendigkeit, die Unterworfenen in Räson und bei voller Leistungsfähigkeit zu erhalten, führt nun Schritt für Schritt zur Ausbildung des Staates in jedem Sinne, zur vollen Intranationalität und zur Entwicklung der „Nationalität". Immer häufiger wird der Zwang, einzugreifen, zu schlichten, zu strafen, zu erzwingen; die Gewohnheit des Herrschens und die Gebräuche der Herrschaft bilden sich aus. Die beiden Gruppen, erst räumlich getrennt, dann auf einem Gebiete vereint, aber noch immer nur erst nebeneinander gelegt, dann durcheinander geschüttelt, eine mechanische „Mischung" im Sinne der Chemie, werden mehr und mehr zu einer „chemischen Verbindung". Sie durchdringen sich, mischen sich, verschmelzen in Brauch und Sitte, Sprache und Gottesdienst zu einer Einheit, und schon spannen sich auch Fäden der Blutsverwandtschaft von der Ober- zur Unterschicht. Denn überall wählt sich das Herrenvolk die schönsten Jungfrauen der Unterworfenen zu Kebsen, und ein Stamm von Bastards wächst empor, bald der Herrenschicht eingeordnet, bald verworfen und dann kraft des in ihren Adern rollenden Herrenblutes die geborenen Führer der Beherrschten. Der primitive Staat ist fertig, Form und Inhalt.

Seine Form ist die Herrschaft. Die Herrschaft einer kleinen, kriegsfrohen, enggeschlossenen und versippten Minderheit über ein geschlossenes Landgebiet und seine Bebauer. Diese Herrschaft wird ausgeübt nach den Vorschriften eines durch Gewohnheit gewordenen Rechtes, das die Vorrechte und Ansprüche der Herren und die Gehorsamspflicht und Leistung der Untertanen regelt und zwar so regelt, daß die Prästationsfähigkeit der Bauern — das Wort stammt noch aus der friderizianischen Zeit! — nicht leidet. Durch Gewohnheitsrecht festgelegtes „Imkertum" also! Der Leistungspflicht der Bauern entspricht eine Schutzpflicht der Herren, die sich auf Übergriffe der eigenen Klassengenossen ebenso erstreckt, wie auf Angriffe auswärtiger Feinde. Das ist der eine Teil des Staatsinhaltes; der andere, im Anfang ungleich wichtigere und größere, ist die ökonomische Ausbeutung, das politische Mittel der Bedürfnisbefriedigung. Der Bauer gibt einen Teil seines Arbeitserzeugnisses hin, ohne äquivalente Gegenleistung. „Im Anfang war die Grundrente!"

Die Formen, in denen sich der Grundrentenbezug und -verzehr vollzieht, sind sehr verschieden. Bald sitzt die Herrengenossenschaft als geschlossener Verband in einem festen Lager und verzehrt kommunistisch den Tribut der Bauernschaften; so im Inkastaate. Bald ist schon jedem einzelnen Kriegsedeling ein bestimmtes Landlos zugewiesen: aber er verzehrt dessen Ertrag doch noch vorwiegend in der Syssitie mit seinen Klassengenossen und Waffengefährten; so in Sparta. Bald ist der Grundadel über das ganze Gebiet zerstreut, haust einzeln mit seinen Gefolgen auf seinen festen Burgen und verzehrt individualistisch den Ertrag seiner Herrschaft, die er aus diesem Grunde nach Möglichkeit auszudehnen trachtet. Aber noch ist er kein „Wirt"; er empfängt den Tribut von der Arbeit seiner Hörigen, die er weder leitet noch auch nur beaufsichtigt. Das ist der Typus der mittelalterlichen Grundherrschaft in den Ländern germanischen Adels. Und schließlich wird der Ritter zum Rittergutsbesitzer, die hörigen Bauern verwandeln sich in Arbeiter seines Großbetriebes, und der Tribut erscheint jetzt als Unternehmergewinn: das ist der Typus des ersten kapitalistischen Betriebs der Neuzeit, des Großgutsbetriebs im ehemals slavischen Kolonisationsgebiete. Zahlreiche Übergänge führen von einer Stufe zur anderen.

Aber im Kerne überall derselbe „Staat". Sein Zweck überall das politische Mittel der Bedürfnisbefriedigung, Aneignung zunächst der Grundrente, solange noch keine Gewerbsarbeit besteht, die angeeignet werden könnte. Seine Form überall die Herrschaft, die Ausbeutung als „Recht", als „Verfassung" auferlegt und streng, wenn nötig grausam, aufrecht erhalten und durchgesetzt, aber doch das absolute Eroberer-Recht im Interesse des dauernden Grundrentenbezuges ebenfalls rechtlich eingeengt. Die Leistungspflicht der Untertanen ist begrenzt durch ihr Recht auf Erhaltung bei der Leistungsfähigkeit; das Steuerrecht der Herrn ist ergänzt durch ihre Schutzpflicht nach innen und außen — Rechtsschutz und Grenzschutz.

Damit ist der primitive Staat reif, in seinen sämtlichen wesentlichen Elementen

voll ausgebildet. Der embryonale Zustand ist überwunden; was noch folgt, sind lediglich Wachstumserscheinungen.

Er stellt gegenüber den Familienverbänden zweifellos eine höhere Art vor: der Staat umschließt eine größere Menschenmenge in strafferer Gliederung, fähiger zur Bewältigung der Natur und Abwehr der Feinde. Er wandelt die spielende Beschäftigung in strenge methodische Arbeit und bringt dadurch zwar unendliches Elend über eine unabsehbare Reihe kommender Geschlechter, die nun erst im Schweiße ihres Antlitzes ihr Brot essen müssen, seit auf das goldene Zeitalter der freien Blutsgemeinschaft das eiserne des Staates und der Herrschaft folgte, aber er stellt auch eben durch die Erfindung der Arbeit im eigentlichen Sinne die Kraft in die Welt, die allein das goldene Zeitalter auf viel höherer Stufe der Gesittung und des Glückes aller wieder herbeiführen kann. Er zerstört, um mit Schiller zu sprechen, das naive Glück der Kinder-Völker, um sie auf schwerem Leidenswege zum „sentimentalischen", zum bewußten Glück der Reife emporzuführen.

Wir verfolgten die Entstehung des Staates vom zweiten Stadium an in seinem objektiven Wachstum als politisch-rechtliche Form und ökonomischer Inhalt. Wichtiger aber, — denn alle Soziologie ist fast durchaus Sozialpsychologie — ist sein subjektives Wachstum, seine sozialpsychologische „Differenzierung und Integrierung".

Sprechen wir zuerst von der Integrierung!

Das Netz seelischer Beziehungen, das wir bereits im zweiten Stadium sich knüpfen sahen, wird immer dichter und enger in dem Maße wie die materielle Verschmelzung, die wir schilderten, vorwärts schreitet. Die beiden Dialekte werden zu einer Sprache, oder die eine der beiden, oft ganz stammverschiedenen, Sprachen verschwindet, zuweilen die der Sieger, häufiger die der Besiegten. Die beiden Kulte verschmelzen zu einer Religion, in der der Stammgott der Sieger als Hauptgott angebetet wird, während die alten Götter bald zu seinen Dienern, bald zu seinen Gegnern: Dämonen oder Teufeln werden. Der äußerliche Typus gleicht sich aneinander an, unter den Einflüssen gleichen Klimas und ähnlicher Lebenshaltung; wo eine starke Verschiedenheit der Typen bestand und sich erhält, füllen wenigstens die Bastarde die Kluft einigermaßen aus, und der Typus der Feinde jenseits der Grenzen wird allmählich von allen stärker als ethnischer Gegensatz, als „fremd" empfunden, als der Gegensatz der nunmehr verschmolzenen Typen. Immer mehr lernen sich Herren und Knechte als „ihresgleichen" ansehen, wenigstens als mehr gleich, wie die Fremden draußen. Zuletzt verschwindet die Erinnerung an die verschiedene Abstammung oft gänzlich; die Eroberer gelten als Söhne der alten Götter — sind es ja auch buchstäblich, da diese Götter nichts anderes sind als die durch Apotheose vergotteten Seelen ihrer Ahnen. Je schärfer sich im Zusammenprall der benachbarten „Staaten", die ja viel aggressiver sind als vorher die benachbarten Blutsgemeinschaften, das Gefühl der Absonderung aller Insassen des staatlichen Friedenskreises von den

auswärtigen Fremden ausprägt, um so stärker wird im Innern das Gefühl der Zusammengehörigkeit, und um so mehr faßt der Geist der Brüderlichkeit, der Billigkeit hier Wurzel, der früher nur innerhalb der Horden herrschte, und jetzt noch immer innerhalb der Adelsgenossenschaft herrscht. Das sind natürlich von oben nach unten nur ganz schwache Fäden: Billigkeit und Brüderlichkeit erhalten nur soviel Raum, wie das Recht auf das politische Mittel es erlaubt; aber soviel Raum erhalten sie! Und vor allem ist es der Rechtsschutz nach innen, der ein noch stärkeres Band seelischer Gemeinschaft webt, als der Waffenschutz nach außen. Justitia fundamentum regnorum! Wenn die Junkerschaft als soziale Gruppe „von Rechts wegen" einen junkerlichen Totschläger oder Räuber hinrichtet, der die Grenze des Rechtes der Ausbeutung überschritt, dann dankt und jubelt der Untertan noch herzlicher als nach einer gewonnenen Schlacht.

Das sind die Hauptlinien der Entwicklung der psychischen Integration. Die Gemeininteressen an Rechtsordnung und Frieden erzeugen eine starke Gemeinempfindung, ein „Staatsbewußtsein", wie man es nennen kann.

Auf der anderen Seite vollzieht sich pari passu, wie in allem organischen Wachstum, eine ebenso kräftige psychische Differenzierung. Die Gruppeninteressen erzeugen starke Gruppenempfindungen; Ober- und Unterschicht entwickeln ihren Sonderinteressen entsprechend je ein „Gruppenbewußtsein".

Das Sonderinteresse der Herrengruppe besteht darin, das geltende von ihr auferlegte Recht des politischen Mittels aufrecht zu erhalten: sie ist „konservativ". Das Interesse der beherrschten Gruppe geht im Gegenteil dahin, dies Recht aufzuheben und durch ein neues Recht der Gleichheit aller Insassen des Staates zu ersetzen: sie ist „liberal" und revolutionär.

Hier steckt die tiefste Wurzel aller Klassen- und Parteienpsychologie. Und schon hier bilden sich nach strengen Seelengesetzen sofort jene unvergleichlich mächtigen Gedankenreihen aus, die noch Jahrtausende hindurch als „Klassentheorien" im Bewußtsein der Zeitgenossen die Gesellschaftskämpfe leiten und rechtfertigen werden.

„Wo der Wille spricht, hat der Verstand zu schweigen", sagt Schopenhauer, und Ludwig Gumplowicz meint fast dasselbe, wenn er sagt: „Naturgesetzlich handelt der Mensch, und menschlich denkt er hinterdrein". Der Einzelmensch muß, streng determiniert wie sein Wille ist, so handeln, wie seine Umwelt es gebietet; und das gleiche gilt für jede Menschengemeinschaft, für Gruppen, Klassen und Staat. Sie „strömen vom Orte höheren ökonomischen und sozialen Druckes zum Orte geringeren Druckes auf der Linie des geringsten Widerstandes". Da aber Einzelmensch und Menschengemeinschaft sich freihandelnd glauben, so zwingt sie ein unentrinnbares psychisches Gesetz, den Weg, den sie zurücklegen, als frei gewähltes Mittel, und den Punkt, auf den sie zutreiben, als frei gewähltes Ziel anzuschauen. Und weil der Mensch ein vernünftiges und sittliches, d. h. soziales Wesen ist, darum steht er unter dem Zwang, Mittel und Ziel seiner Bewegung vor Vernunft und Sittlichkeit zu rechtfertigen.

Solange die Beziehungen der beiden Gruppen lediglich die internationalen

zweier Grenzfeinde waren, bedurfte das politische Mittel keiner Rechtfertigung. Denn der Blutsfremde hat keinerlei Recht. Sobald aber die psychische Integration das Gemeingefühl des Staatsbewußtseins einigermaßen ausgebildet hat, sobald der hörige Knecht ein Recht erworben hat, und in dem Maße wie das Bewußtsein des Gleichseins sich vertieft, bedarf das politische Mittel der Rechtfertigung, und in der Herrenklasse entsteht die Gruppentheorie des „Legitimismus".

Der Legitimismus rechtfertigt Herrschaft und Ausbeutung überall mit den gleichen anthropologischen und theologischen Gründen. Die Herrenklasse, die ja Mut und Kriegstüchtigkeit als die einzigen Tugenden des Mannes anerkennt, erklärt sich selbst, die Sieger, — und von ihrem Standpunkt aus ganz mit Recht, — als die tüchtigere, bessere „Rasse", eine Anschauung, die sich verstärkt, je mehr die unterworfene Rasse bei harter Arbeit und schmaler Kost herabkommt. Und da ihr Stammesgott in der neuen, durch Verschmelzung entstandenen Staatsreligion zum Obergott geworden ist, so erklärt sie — wieder von ihrem Standpunkt ganz mit Recht — die Staatsordnung für gottgewollt, für „tabu". Durch einfache logische Umkehrung erscheint ihr auf der anderen Seite die unterworfene Gruppe als solche schlechterer Rasse, als störrisch, tückisch, träg und feig und ganz und gar unfähig, sich selbst zu regieren und zu verteidigen; und jede Auflehnung gegen ihre Herrschaft muß ihr notwendig als Empörung gegen Gott selbst und sein Sittengesetz erscheinen. Darum steht die Herrenklasse überall in engster Verbindung mit der Priesterschaft, die sich, wenigstens in allen leitenden Stellungen, fast immer aus ihren Söhnen rekrutiert und an ihren politischen Rechten und ökonomischen Privilegien ihren Anteil hat.

Das ist noch heute die Klassentheorie der Herrenklasse; kein Zug ist fortgefallen, keiner hinzugekommen. Und noch heute ist ihre Gesamtpsychologie die gleiche: Rassenstolz, Verachtung der arbeitenden Unterschicht (crapule et roture), überzeugte oder wenigstens äußerlich dokumentierte Frömmigkeit. Vielleicht ist nichts bezeichnender für die Zähigkeit, mit der sich unter gleichen gesellschaftlichen Bedingungen immer wieder dieselben Vorstellungen aufzwingen, als die Tatsache, daß Gott noch heute der Herrenklasse als ihr Spezial-Stammesgott erscheint, und zwar vorwiegend als Kriegsgott. Das Bekenntnis zu Gott als dem Schöpfer aller Menschen, auch der Feinde, und seit dem Christentum als Gott der Liebe, vermag nichts gegen die Kraft, mit der sich die Klasseninteressen ihre zugehörigen Ideologien formen. Nennen wir noch, um das Bild der Herrenpsychologie zu vervollständigen, die Neigung zum Verschwenden, die sich oft edler als Freigebigkeit darstellen kann: leicht verständlich bei dem, der „nicht weiß, wie die Arbeit schmeckt", und als schönsten Zug die todverachtende Tapferkeit, erzeugt durch den der Minderheit auferlegten Zwang, in jedem Augenblicke ihre Rechte mit der Waffe zu verteidigen, und begünstigt durch die Befreiung von aller Arbeit, die den Körper in Jagd, Sport und Fehde auszubilden gestattet; ihr Zerrbild ist die Raufluft und die bis zur Verrücktheit gehende Überspitzung des persönlichen Ehrgefühls.

Auf der anderen Seite ist die Gruppentheorie der Unterworfenen das „Naturrecht". Sie hält den Rassen- und Adelsstolz für eine Anmaßung, sich selbst für mindestens so guter Rasse und guten Blutes, und wieder mit vollem Recht, weil für sie Arbeitsamkeit und Ordnung die einzigen Tugenden darstellen. Sie ist häufig skeptisch gegenüber der Religion, die sie mit ihren Gegnern verbunden sieht, und ist ebenso fest, wie der Adel vom Gegenteil, davon überzeugt, daß die Privilegien der Herrengruppe gegen Recht und Vernunft verstoßen. Auch hier hat alle spätere Entwicklung den ursprünglich gegebenen Bestandteilen keinen wesentlichen Zug beifügen können.

Von diesen Gedanken heller oder dunkler geleitet, kämpfen beide Gruppen fortan den Gruppenkampf der Interessen, und der junge Staat müßte unter der Wirkung dieser zentrifugalen Kräfte auseinanderbersten, wären nicht in der Regel die zentripetalen Kräfte des Gemeininteresses, des Staatsbewußtseins, stärker. Der Druck der Fremden, der gemeinsamen Feinde, von außen überwindet den Druck der widerstreitenden Sonderinteressen von innen. Man denke an die secessio plebis in montem sacrum und die erfolgreiche Mission des Menenius Agrippa! Und so würde der neue Staat in alle Ewigkeit, einem Planeten gleich, in der durch das Parallelogramm der Kräfte vorgeschriebenen Bahn kreisen, wenn nicht die Entwicklung ihn selbst und seine Umwelt wandelte, neue äußere und innere Kräfte entfaltete.

Die Staaten werden erhalten durch das gleiche Prinzip, durch das sie geschaffen wurden. Der primitive Staat ist Schöpfung des kriegerischen Raubes: er kann nur durch den kriegerischen Raub erhalten werden.

Das ökonomische Bedürfnis der Herrengruppe hat keine Grenzen; der Reiche ist sich niemals reich genug. Das politische Mittel wird gegen andere, noch nicht unterworfene Bauernschaften angewendet; der primitive Staat wächst — bis er mit einem anderen, ebenso entstandenen primitiven Staate auf dem Grenzgebiete der beiderseitigen „Interessensphären" zusammenstößt. Jetzt haben wir anstatt des kriegerischen Raubzuges zum ersten Male einen wirklichen Krieg engeren Sinnes, da jetzt gleich organisierte und disziplinierte Massen aufeinander treffen. Das Endziel des Kampfes ist noch immer dasselbe, das Ergebnis des ökonomischen Mittels der arbeitenden Massen, Beute, Tribut, Steuer, Grundrente: aber der Kampf geht nicht mehr zwischen einer Gruppe, die ausbeuten will, und einer zweiten, die ausgebeutet werden soll, sondern zwischen zwei Herrengruppen um die ganze Beute: eine sehr wichtige Erscheinung der internationalen Beziehungen, die sich auf höherer Stufe in den intranationalen Beziehungen immer wieder reproduziert. Ganz ähnlich unterwirft der Textil-Industrielle den Handweber, um dann in den Konkurrenzkampf mit seinesgleichen einzutreten.

Das Endergebnis des Zusammenstoßes ist fast immer die Verschmelzung der beiden primitiven Staaten zu einem größeren. Dieser greift natürlich aus den

gleichen Ursachen wieder über seine Grenzen, frißt die kleineren Nachbarn und wird vielleicht zuletzt von einem größeren selbst gefressen: genug; der primitive Staat wächst, bis seine natürlichen Grenzen erreicht sind, Meere, Wüsten, unüberschreitbare Hochgebirge, oder, bis der innere Zerfallsprozeß, der sein notwendiges Schicksal ist — wir werden ihn sofort kennen lernen —, ihn wieder in kleinere Einheiten zerlegt, die nun wieder einander fressen, bis das Maximum wieder erreicht ist.

Die Plebs ist am Ausgange dieser Herrschaftskämpfe wenig interessiert: ob sie der oder der Herrenklasse steuert, ist ihr ziemlich gleichgültig. Um so stärker ist sie am Verlaufe des Kampfes interessiert: denn der wird auf ihrem Rücken ausgefochten, und ihr „Staatsbewußtsein" leitet sie richtig, wenn sie ihrer angestammten Herrengruppe nach Kräften Kriegshilfe leistet — abgesehen von Fällen allzu krasser Mißhandlung und Ausbeutung —. Denn wenn ihre Herrengruppe nicht Sieger bleibt, dann trifft alle Vernichtung des Krieges am schwersten die Plebs. Sie kämpft also buchstäblich für Weib und Kind, für Herd und Haus, wenn sie dafür kämpft, keinen fremden Herrn einzutauschen.

Dagegen ist die Herrengruppe in ihrer ganzen Existenz mit dem Ausgange der Herrschaftskämpfe verknüpft. Im schlimmsten Falle droht ihr die völlige Ausrottung; (Volksadel der germanischen Stämme im Frankenreich). Fast ebenso schlimm, wenn nicht schlimmer, muß ihr die Aussicht erscheinen, in die Plebs hinabgestoßen zu werden. Zuweilen sichert ihr ein rechtzeitiger Friedensschluß wenigstens die soziale Stellung als Herrenklasse niederen Ranges (Sachsenadel im normannischen England, Suppane im Slavengebiet), und zuweilen, bei ungefährer Gleichheit der Kräfte, verschmelzen die beiden Herrengruppen zu einer gleichberechtigten, im Konnubialverbande stehenden Adelsklasse (einzelne Wendendynasten im slavischen Okkupationsgebiete, albanische und tuskische Geschlechter in Rom). Diese verschiedenen Ausgänge reproduzieren sich im späteren Gesellschaftsleben als Niederkonkurrierung der kleineren durch die größeren Unternehmer bzw. als Friedensschluß im Trust.

So können auf diese Weise die oberen Klassen sich in mehr und minder mächtige und bevorrechtete Schichten differenzieren. Entsprechend kann ein ähnlicher Differenzierungsprozeß auch die Plebs spalten in mehr und minder leistungspflichtige und verachtete Schichten (indische Kasten). Dazu kommt, um diese Horizontallinien quer durch das Schichten-System noch zu vermehren, ein Umstand, den wir bis jetzt vernachlässigt haben, um die Betrachtung nicht zu verwirren: der Hirtenstamm selbst ist, wenn er zur Staatsbildung schreitet, meistens bereits in drei Klassen gegliedert: Edelinge (Patriarchen, „Fürsten der Stammhäuser" im biblischen Ausdruck) d. h. die großen Herden- und Sklavenbesitzer, meist zugleich Ober- und Opferpriester ihres Clans; — kleinere und ärmere Gemeinfreien, und Sklaven. Zwischen Freien und Sklaven findet sich nicht selten noch eine Schicht geminderter Freiheit, verarmte Freie, die sich nach Verlust ihrer Herden für Viehdarlehen in die Schutzherrschaft der Großen begeben mußten und bis zur Rückzahlung mit Wucherzinsen — wenn sie gelingt! —

seine Vasallen bleiben, und Flüchtlinge aus fremden Stämmen in ähnlichem Abhängigkeitsverhältnis vom Clanhaupte.

Diese Differenzierung in drei bis vier soziale Schichten bringt also gemeinhin der Hirten-Aul bereits mit; er selbst ist schon ein „Staat" in nuce. Dabei mag angemerkt werden, daß auch diese Differenzierung dem „politischen Mittel" allein ihre Entstehung verdankt. Denn ohne das Rechtsinstitut der Sklaverei ist der Großherdenbesitzer undenkbar — wie will er seine zahllosen Herden bewachen und verteidigen? —, und die Sklaverei ist das politische Mittel in seiner äußersten Zuspitzung.

Diese urtümliche Klassenschichtung des primitiven Hirtenstammes wird nun durch die Einflüsse der Seßhaftigkeit noch weiter kompliziert.

Grund und Boden hat in den Zeiten, von denen wir hier handeln, keinen Wert. Es gibt wenig Menschen und viel Land; jedermann mag soviel Land nehmen, wie er braucht und bearbeiten kann und will: das unbeschränkte Okkupationsrecht.

Die großen Sklavenbesitzer, die „Fürsten der Stammhäuser", brauchen mehr Land als die kleinen Freien; denn ihre Sklaven wollen essen und sollen arbeiten, sind aber nicht rechtsfähig. Darum okkupiert der Edeling größere Ackerflächen. Allmählich dämmert die Erkenntnis, daß man um so mehr Sklaven ansetzen kann, je mehr Land man hat, und von um so mehr Land Grundrente einziehen kann, je mehr Sklaven man besitzt. Fortan unterhalten die großen Grundbesitzer soviel kriegerisches Gefolge, wie ihr Einkommen gestattet, erwerben damit neue Sklaven, okkupieren neues Land, auf dem sie die Sklaven ansetzen, beziehen höhere Rente, verstärken wieder ihre Garde — und so weiter „cum gratia in infinitum". So schwillt ihre Hausmacht immer mehr an.

Besonders gilt das von den höchsten Beamten, die die Zentralgewalt der primitiven Großstaaten in den äußeren Bezirken eingesetzt hat: Satrapen, Harmosten, Grafen, Prokonsuln usw. Sie können diesen Agglomerationsprozeß durch Gebrauch oder Mißbrauch ihrer Beamtenrechte beschleunigen; durch Heer und Justiz, die sie in Händen haben. So werden sie allmählich selbständig; die Provinzen entgleiten der Zentralgewalt, stellen sich selbstherrlich neben, wenn nicht gegen sie. Die Krone muß den großen Vasallen eines der Hoheitsrechte nach dem anderen „delegieren": Münz- und Straßenrecht, Erblichkeit der Lehen, die Gerichtshoheit und, das wichtigste von allen, das Recht des Eigentums an allem noch nicht besiedelten Lande, das nach altem Volksrecht überall dem Stamme als Gesamtheit gehört, über das aber das Stammeshaupt im Interesse der Gesamtheit verfügt.

Mit diesem Augenblicke ist die gemeinfreie Bauernschaft geliefert, die ohnehin schon in der friedlichen Ackerarbeit an militärischer Kraft um ebensoviel gesunken, wie der Großgrundherr dank seiner wachsenden Garde gestiegen ist. Der Überschuß ihrer Volkskraft findet kein freies Land mehr zur Ansiedelung; denn der Grundherr sperrt es gegen die freien Kolonisten, läßt nur noch solche zu, die sich seiner Hoheit unterwerfen, d. h. seine Hörigen werden. Jetzt zersplittern

Bauernhufen, auf denen mehrere Kinder wuchsen, in Zwergstellen, die ihren Mann nicht mehr ernähren können; und jetzt erst können auch mehrere Bauernhufen mit Vorteil zu Großbauernstellen zusammengeschlagen werden; denn jetzt erst gibt es Lohnarbeiter. Die Zwergbesitzer müssen Lohnarbeit annehmen, um leben zu können. So differenziert sich auch diese ehemals gleichartige Klasse der Gemeinfreien in mehrere soziale Schichten. Und damit ist das Band gelöst, das sie unzerbrechlich machte. Sie fallen dem Grundherrn zum Opfer, sinken in Unfreiheit.

Wir können diesen Prozeß hier nicht näher beobachten. Er läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: Niedergang der Zentralgewalt und der Gemeinfreien, Aufstieg der Grundherren und — der Plebs.

Die Plebs nämlich, — die ehemals fast rechtlosen Unterworfenen, — steigt mit dem Grundherrn empor, dessen natürliche Bundesgenossin sie ist, weil er wie sie der Feind der gemeinfreien Bauernschaft ist. Der Grundherr, weil er seine Macht ad maximum dehnen will und sogar muß, um nicht von dem ebenso mächtigen und notwendigerweise ebenso gefräßigen Nachbarn „gefressen" zu werden, die Plebs, weil nur der Niederbruch der stolzen Gemeinfreien sie aus ihrer verachteten Stellung erlösen kann. Sie stellt denn auch dem Grundherrn die weitaus überwiegende Zahl der Fäuste, mit denen er seine Fehden führt. Und bald dünken sich die übermütigen Gardisten bessere Leute zu sein, trotz ihrer unfreien Geburt, als die freien Bauern, die im Acker schwitzen. So entsteht vorwiegend aus hörigen Ministerialen der nordeuropäische Schwertadel, die Ritterschaft.

Das Schlußergebnis ist politisch: die Auflösung des primitiven Großstaates in eine Anzahl nur noch locker zusammenhängender selbständiger Fürstentümer, der entfaltete Feudalstaat; — und sozial: die Durcheinandermischung der alten ethnischen Gruppen. Ein Teil der alten Herrengruppe (die großen Grundherren) bildet mit einem Teil der alten Knechtsgruppe (dem neuen Schwertadel) jetzt die Herrenklasse; der Rest der alten Plebs ist mit dem größten Teil der alten Gemeinfreien zu einer homogenen sozialen Klasse verschmolzen, die steuerpflichtig, rentenpflichtig ist, aber gemeinhin etwas mehr persönliche und politische Rechte hat, als die Plebs anfangs besaß.

Jetzt ist der alte ethnische Gegensatz völlig verschwunden. Wir haben nicht mehr ethnische Gruppen, sondern soziale Klassen. Der soziale Gegensatz beherrscht fortan allein das Leben des Staates.

Fortan wird das Gruppenbewußtsein zum Klassenbewußtsein, die Gruppentheorie zur Klassentheorie. Die neue Herrenklasse ist natürlich genau so legitimistisch-rassenstolz wie die alte Herrengruppe es war; auch der neue Schwertadel versteht es, seinen Ursprung aus der besiegten Klasse schnell und gründlich zu vergessen. Und auf der anderen Seite schwört der deklassierte Freie oder der gesunkene Edeling genau so auf das Naturrecht, wie früher nur die Unterworfenen.

Inzwischen hat die ökonomische Entwicklung neue Kräfte in das Spiel gebracht. Gewerbe und Städte sind entstanden, die Geldwirtschaft hat sich ausgebildet.

Damit ist der circulus vitiosus durchbrochen, der, solange Naturalwirtschaft

herrschte, den inneren Zusammenhang der primitiven Großstaaten immer in genau dem gleichen Maße lockerte, wie sein äußerer Umfang wuchs. Die Zentralgewalt hat nicht mehr nötig, die Beamten der Außenbezirke mit Land und Leuten zu belehnen und ihnen so die Mittel zu geben, mit denen sie sich auf Kosten der „Krone" selbständig machen können. Jetzt werden sie besoldet, d. h. nur um so abhängiger von der Zentralgewalt, die sie jetzt aushungern kann, wenn sie unbotmäßig sind.

Gleichzeitig wandelt sich die Psychologie der Herrenklasse. Bisher gab es nur einen Weg zum Reichtum, d. h. zu einem bedeutenden Anteil am Ergebnis der nationalen Gesamtarbeit: die militärisch-politische Macht. Jetzt gibt nicht mehr die Macht den Reichtum, sondern umgekehrt der (Geld) Reichtum die Macht. Je mehr Geld, um so mehr Einfluß bei der Zentralgewalt, um so mehr Verfügung auch über die lockenden Luxuswaren, die Gewerbe und Handel auf den Markt bringen. Damit wird das „kleinste Mittel zum größten Zwecke" der adligen Grundherren ein ganz anderes. Bisher war es durchaus rationell, die Grundrente zur Ernährung einer möglichst zahlreichen Garde zu verwenden und die Grundherrschaft möglichst dicht mit gut genährten Bauern zu besiedeln, um in den Fehden zahlreiche, kräftige und treu ergebene Gemeine zu haben: jetzt wird das Gegenteil rationell. Die Garde wird entlassen, der Bauernstand bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit durch „Legung" verkleinert; nur soviel werden behalten, wie bei höchster Anspannung das vorhandene Feld noch genügend beackern können, und diese wenigen werden möglichst schlecht ernährt, damit der Überschuß, die „Rente", möglichst groß werde. So wird der Ritter zum Rittergutsbesitzer, scheidet als politische Macht aus, und die trotzigen Vasallen, die den Schattenkönig zittern machten, verwandeln sich in geschmeidige Höflinge, die den Roi Soleil umschranzen. Denn jetzt sind sie auf ihn angewiesen. Nur die militärische Macht, die er jetzt allein als Soldheer in Händen hat, kann sie davor schützen, daß ihre bis zum äußersten getriebenen Hintersassen ihr Joch abwerfen. Stand in der Naturalwirtschaft die Krone fast immer mit Bauern und Städten im Bunde gegen den Adel, so haben wir jetzt das Bündnis des aus dem Feudalstaat geborenen Absolutismus mit dem Adel gegen die Vertreter des ökonomischen Mittels.

Aber die ökonomische Differenzierung schreitet mit dem sozialen Wachstum weiter. Der mobile Reichtum tritt klassenbildend neben den Grundbesitz; er fordert Gleichberechtigung und erzwingt sie schließlich, indem er die niedere Plebs revolutioniert und zum Sturme gegen die alte Herrschaftsordnung führt, selbstverständlich unter dem Banner des „Naturrechtes". Kaum ist der Sieg errungen, so wendet die Partei des mobilen Reichtums, die „Bourgeoisie", die Waffen rückwärts, schließt mit dem alten Gegner Frieden und bekämpft die Plebs im Namen des „Legitimismus" oder wenigstens einer üblen Mischung legitimistischer und scheinliberaler Gedanken. Das Malthussche Bevölkerungsgesetz oder besser: Bevölkerungsgeschwätz ist eine solche Mischmaschtheorie der Bourgeoisie.

So hat sich allmählich der Staat entfaltet; vom primitiven Raubstaat zum entfalteten Feudalstaat, zum Absolutismus, zum modernen Konstitutionalismus.

Betrachten wir Mechanik und Kinetik des modernen Staates etwas näher: Wir haben eine ganze Anzahl von Klassen, die wieder in Unterklassen oder Schichten zerfallen.

Unter einer Klasse verstehe ich eine durch ein gemeinsames wirtschaftliches Bedürfnis zu gemeinsamer Handlung gedrängte, und daher vermeintlich von gemeinsamen bewußten Motiven geleitete Menschenmasse, die mit anderen „Klassen", d. h. mit anderen, durch ein anderes Gemeinbedürfnis zu gemeinsamer, anders gerichteter Handlung gedrängten Menschenmassen, ein im Staate organisiertes Volk zusammensetzt.

Die Klasse ist also das politische Element der geschichtlich handelnden Massen, wie die Familie ihr organisches, und das Individuum ihr mechanisches Element darstellt.

Grundsätzlich sind nach wie vor nur zwei Klassen zu unterscheiden, eine herrschende, der vom gesamten Erzeugnis der Volksarbeit (des ökonomischen Mittels) mehr zufällt, als sie beigetragen hat und eine beherrschte, der weniger zufällt, als sie beigetragen hat. Jede dieser Klassen zerfällt, je nach dem Grade der ökonomischen Entwicklung, in mehr oder weniger Unterklassen und Schichten, die sich nach der Gunst und Ungunst des für sie geltenden Verteilungsschlüssels abstufen.

In hoch entwickelten Staaten findet sich zwischen den beiden Hauptklassen eine Übergangsklasse eingeschoben, die ebenfalls untergeschichtet sein kann. Ihre Mitglieder sind nach oben leistungspflichtig, nach unten leistungsberechtigt. Um ein Beispiel zu wählen, so sind im modernen Deutschland in der herrschenden Klasse mindestens drei Schichten vertreten: die großen Landmagnaten, die zugleich Industrie- und Bergherren sind, die großen Industriellen und Bankokraten, die oft zugleich schon Großgrundbesitzer sind und daher schnell mit der ersten Schicht verschmelzen (Fürsten Fugger, Grafen Donnersmarck), und drittens die kleinen Landjunker. Die beherrschte Klasse besteht mindestens aus Kleinbauern, Landarbeitern, Industriearbeitern samt kleinen Handwerkern und Unterbeamten. Die Übergangsklassen sind die „Mittelstände", Groß- und Mittelbauern, die kleinen Industriellen und besser situierten Handwerker und diejenigen reichen Bourgeois, die noch nicht reich genug geworden sind, um gewisse traditionelle Schwierigkeiten zu überwinden, die ihrer Aufnahme in den Konnubialverband entgegenstehen (Juden, Parsi). Sie leisten nach oben unentgolten und nehmen von unten unentgolten; es ist individuelles Schicksal, was auf die Dauer überwiegt; danach bestimmt sich der Ausgang, den die Schicht oder das Individuum erlebt: volle Rezeption nach oben oder volles Versinken nach unten. Aszendent sind von den Übergangsklassen Deutschlands jetzt z. B. der Großbauer und Mittelindustrielle, deszendent der Handwerker. Damit sind wir schon zur Kinetik der Klassen gelangt. Was bewegt den Staat?

Neben dem Gemeininteresse, von dem wir vorläufig absehen wollen, weil die

bisherige Geschichtsschreibung es allzusehr berücksichtigt hat, die Klassen-interessen!

Das Interesse jeder Klasse setzt eine reale Menge assoziierter Kräfte in Bewegung, die mit einer bestimmten Geschwindigkeit auf die Erreichung eines bestimmten Zieles hindrängen. Dieses Ziel ist für alle Klassen dasselbe: das Gesamterzeugnis der auf die Gütererzeugung gewandten produktiven Arbeit aller Staatsangehörigen. Jede Klasse erstrebt einen möglichst großen Anteil am Nationalprodukt; und da alle dasselbe erstreben, bildet der Klassenkampf den Inhalt aller Staatsgeschichte (immer abgesehen von den durch das Staatsinteresse erzeugten gemeinsamen Handlungen, die übrigens, soweit es sich um äußere Politik handelt, auch fast durchaus im Klasseninteresse der herrschenden Klasse eines Staates geschehen, um das Nationalprodukt eines anderen Volkes zu erlangen). Dieser Klassenkampf stellt sich historisch dar als Parteikampf. Eine Partei ist ursprünglich und auf die Dauer nie etwas anderes als die organisierte Vertretung einer Klasse. Wo eine Klasse durch die soziale (d. h. politische und ökonomische) Differenzierung in mehrere Klassen mit verschiedenen Sonderinteressen zerfällt, da zerfällt alsbald auch die Partei in entsprechend viele junge Parteien, die je nach dem Grade der Divergenz der Klasseninteressen Bundesgenossen oder Todfeinde sein werden. — Wo umgekehrt ein alter Klassengegensatz durch die soziale Differenzierung verschwindet, da verschmelzen auch in Bälde die beiden alten Parteien zu einer neuen. Als Beispiel für den ersten Fall mag die Abspaltung der mittelständischen und antisemitischen Parteien vom preußischen Konservativismus genannt werden als Folge davon, daß jene deszendente und diese aszendente Schichten vertreten; den zweiten Fall mag die politische Verschmelzung charakterisieren, die den ostelbischen Kleinjunker mit dem westelbischen Großbauern im Bunde der Landwirte zusammenführt. Da jener sinkt und dieser steigt, treffen sie sich auf halbem Wege. Alle Parteipolitik hat nur einen Inhalt: der vertretenen Klasse einen möglichst großen Anteil am Nationalprodukt zu verschaffen. Mit anderen Worten: die bevorzugten Klassen wollen ihren Anteil mindestens auf der alten Höhe halten, womöglich noch vermehren bis auf ein Maximum, das den ausgebeuteten Klassen gerade noch die Prästationsfähigkeit läßt (ganz wie im primitivsten Imkerstadium) und das ganze Mehrprodukt des ökonomischen Mittels beschlagnahmt, ein Mehrprodukt, das mit wachsender Volksdichtigkeit und Arbeitsteilung ungeheuer anwächst. — Die Gruppe der ausgebeuteten Klassen will ihren Tribut womöglich auf Null vermindern, das gesamte Nationalprodukt selbst verzehren; — und die Übergangsklassen streben danach, den Tribut nach oben soviel wie möglich zu vermindern, das unentgoltene Einkommen von unten soviel wie möglich zu vermehren.

Das ist Ziel und Inhalt des Parteienkampfes. Die herrschende Klasse führt ihn mit allen Mitteln, die ihr die überkommene Herrschaft in die Hand gibt. Sie gibt die Gesetze, die zu ihrem Zwecke dienen (Klassengesetzgebung) und wendet sie so an, daß die scharfe Schneide immer nach unten, der stumpfe

Rücken immer nach oben gerichtet ist (Klassenjustiz). Sie handhabt die Staatsverwaltung zwiefach im Interesse ihrer Klassenangehörigen, indem sie erstens alle hervorragenden Stellungen, die Ehre und Gewinn bringen, ihnen vorbehält (Heer, obere Verwaltung, Justiz), und zweitens die Staatspolitik durch diese ihre Kreaturen leitet (Klassenpolitik: Handelskriege, Kolonialpolitik, Schutzzollpolitik, Arbeiterpolitik, Wahlpolitik usw.). Solange der Adel herrscht, beutet er den Staat wie ein Rittergut aus; sobald die Bourgeoisie ans Ruder kommt, exploitiert sie ihn wie eine Fabrik. Und die Klassenreligion deckt alles mit ihrem Tabu, solange es geht.

Für die unterworfene Klasse aber ist der Parteienkampf für Jahrtausende nichts als ein „Kampf ums Recht", Verfassungskampf. Im politischen Recht, in der Staatsverfassung, die den oberen Klassen Privilegien gewährt, ist augenscheinlich die Ursache aller Leiden der unteren Klassen zu suchen, und so ringen sie gegen diese Privilegien, ein Kampf, der ohne die geschilderte verräterische Taktik der Übergangsklassen und ohne das „Tabu" überall schnell entschieden wäre.

Die antike Welt kann über den Verfassungskampf nicht hinauskommen. Die Völker des Mittelmeerkreises gehen, bevor er ganz entschieden sein kann, an der tödlichen Völkerschwindsucht der kapitalistischen Sklavenwirtschaft zugrunde. Erst die Neuzeit, mit ihrer auf freier Arbeit aufgebauten Volkswirtschaft, unter deren Segen Volkszahl und Reichtum der Nationen ins Unermeßliche wachsen, führt den Verfassungskampf siegreich zu Ende. Staat auf Staat reformiert sich, die Privilegien fallen, und eben jetzt tobt in Rußland der letzte Bürgerkrieg, der im europäischen Kulturkreise möglich ist, um diesen Preis.

Die rechtlichen Privilegien sind verschwunden — und dennoch hat sich in der Verteilung des Nationalproduktes wenig oder gar nichts geändert. Nach wie vor lebt die große Masse in bitterer Armut, bestenfalls in karger Dürftigkeit, in harter, zermalmender, verdumpfender Fron — und nach wie vor zieht eine schmale Minderheit, eine aus altadeligen und Parvenus gemischte neue Herrenklasse, den ins Ungeheure gewachsenen Tribut unentgolten ein, um verschwenderisch zu genießen. Es gibt keine rechtliche Privilegien mehr, und dennoch nach wie vor Klassen, Klasseninteressen, Klassenpolitik, Klassenjustiz, Klassenverwaltung, Klassenreligion, und darum wird das Staatsleben noch immer beherrscht vom Klassenkampf.

Er hat sein Ziel nicht geändert. Er geht immer noch um den Verteilungsmaßstab am Nationalprodukt. Aber er hat neue Mittel ergriffen. Neben dem Verfassungskampf um Rechte mittels Straßendemonstrationen, Barrikaden und Stimmzettel tritt, täglich mehr beherrschend, der direkte Lohnkampf zwischen Proletariat und Exploiteuren mittels Streik, Gewerkschaft und Genossenschaft. Die wirtschaftliche Organisation tritt erst gleichberechtigt, dann führend neben und vor die politische. So weit ist die Entwicklung des Staates in Groß-Britannien und den Vereinigten Staaten bisher gediehen.

Nur in den „Freibürgerschaften" gedieh sie, wie wir sehen, schon ein Stück weiter, so weit, daß man, wie ich meine, hier bereits an einem Punkte steht, wo man deutlich erkennen kann, daß und wie der Staat in seinem eigentlichen soziologischen Sinne als „Klassenstaat" sein natürliches Ende finden wird.

Diese Prognose bedarf der sorgfältigsten Begründung. Sie hat eigentlich alle Welt gegen sich: Konservative und Bourgeosliberale, die Vertreter der beiden herrschenden Klassen, weil sie durch ihre Klassengefühle gezwungen sind, denjenigen Staat, der sie begünstigt, für den besten der möglichen Welten zu erklären; ihnen muß daher eine Freibürgerschaft — wenn sie ihre Existenz überhaupt zugeben, denn eine voll ausgebildete gibt es ja noch nicht — bestenfalls als ein kurzlebiges Übergangsstadium erscheinen, das zum Privilegien- und Klassenstaat wieder zurückleiten muß. Die Sozialdemokratie ihrerseits kann nicht zugestehen, daß auf dem Wege, auf dem z. B. Neu-Seeland am weitesten vorangeschritten ist, ein endgültiger Zustand der Freibürgerschaft erreicht werden kann; denn dieser Zustand weicht von dem durch den Marxismus vorausgesagten allzuweit ab.

Nicht einmal im eigenen wissenschaftlichen Lager hat unsere Prognose Aussicht, Anerkennung zu finden. Der bedeutende Denker, der zuerst den Kern der hier vorgetragenen Lehre vom Staat, seine Entstehung aus dem politischen Mittel, in den Brennpunkt eines Systems gestellt hat, Ludwig Gumplowicz, sah wenigstens bis jetzt ganz pessimistisch in die Zukunft des Staates. Neuerdings hat er sich, wie er mir mitteilt, allerdings, durch meine Arbeiten mit beeinflußt, einer etwas weniger verzweifelten Zukunftsauffassung zugewendet.

Bisher hielt er den Standpunkt fest, daß der Staat, als Klassenstaat und Ausbeutungsstaat entstanden, niemals sein Wesen werde ändern können. Das ist genau der leitende Gedanke der von Gumplowicz mit besonderer Leidenschaft bekämpften Anarchisten, wie er im Grunde auch der leitende Gedanke der Bourgeoisliberalen ist. Nur ziehen sie aus derselben Prämisse verschiedene Schlüsse.

Gumplowicz hält — mit Recht — ein Gesellschaftsleben auf irgend höherer Stufenleiter nicht für möglich ohne eine starke Autorität mit zwingender Machtvollkommenheit, d. h. mit den Rechten und den Mitteln, sich durchzusetzen. Eine solche Autorität war allerdings bisher nur im „Staate" aufzufinden und möglich. Daraus zieht Gumplowicz den — sehr verdächtigen — Analogieschluß, daß auch in alle Zukunft hinein Autorität nur im „Staate" möglich und daher alles höhere Gesellschaftsleben an den „Staat" gebunden sei. Da aber Staat und Klassenstaat identisch sei, so sei höheres Gesellschaftsleben nur im Klassenstaate möglich. Übermut und Verschwendung oben und Not und Überarbeit unten seien also ewige, immanente Kategorien des Gesellschaftslebens.

Das ist, wie gesagt, auch der Standpunkt des Manchesterliberalismus, nur mit dem Unterschiede, daß diese angeblich einzig mögliche und daher ewige Ordnung dem Bourgeois gewöhnlichen Schlages zwar nicht ganz vollkommen, aber doch leidlich erscheint, während Gumplowicz, der mehr mit den Augen der

Unterworfenen sieht (er ist Pole und Jude!!), diese „ewige" Ordnung beklagt und verflucht.

Ganz anders konkludieren die Anarchisten. Sie stimmen mit Gumplowicz und dem Liberalismus darin überein, daß Autorität und Zwangsgewalt nur im Klassenstaat existieren kann. Da der Klassenstaat aber fallen soll und muß, so sind sie bereit, auf die Autorität überhaupt zu verzichten. Einige glauben ja, daß eine höhere Gesellschaft auch ohne Autorität mit Zwangsgewalt möglich ist, diejenigen aber, die gleich mir daran nicht glauben können, verzichten eben lieber auf jede höhere Gesellschaft als auf die Vernichtung der Klassengegensätze, d. h. des Klassenstaates. „Lieber zum Naturzustande der Horde zurück, als so weiter leben!"

Der soziale Liberalismus, dessen Staatslehre hier vorgetragen wird, glaubt Skylla und Charybdis vermeiden zu können. Er hält einen Staat für möglich, ja für notwendig kommend, der Autorität besitzt ohne Klassenstaat zu sein, und der sich von dem marxistischen Zukunftsstaat dadurch toto coelo unterscheidet, daß er jedem Staatsbürger neben der politischen auch die ökonomische Bewegungsfreiheit innerhalb der Grenzen des „ökonomischen Mittels" gewährleistet. Das ist die berühmte und berüchtigte „Harmonie aller Interessen" des alten, des vormanchesterlichen Liberalismus, der ebenso Sozialismus wie Liberalismus war, des Liberalismus der Quesnay und Adam Smith, nicht aber der Malthus und Ricardo.

Seine Zukunftsprognose lautet: weder Klassenstaat noch kollektivistischer Zwangsstaat noch auch Anarchie, sondern: „Freibürgerschaft".

Diese optimistische Prognose unserer Zukunft läßt sich folgendermaßen begründen:

Der Staat ist freilich seiner Entstehung nach durchaus Schöpfung und Instrument des politischen Mittels. Das Recht des Krieges, der Ungleichheit ist seine raison d'être. Trotzdem finden sich bereits im Embryonalzustande, schon in unserem zweiten Stadium der Staatsentstehung, Keime eines ganz anders gearteten Rechtes, des Rechtes des Friedens, der Gleichheit. Dieses Recht ist eine Mitgift, die der primitive Staat aus der Blutsgemeinschaft mit in seine neue Existenzform herübernahm. Hier im natürlichen Friedenskreise waltet durch Naturinstinkt von der Tierheit her der kategorische Imperativ: „was Du nicht willst, das man Dir tu'", während für alle nicht dem Friedenskreise angehörigen Wesen das entgegengesetzte Wort gilt: homo homini lupus.

Es ist nun eine Tatsache, die nicht minder gewiß ist, als die Tatsachen der kriegerischen Staatsentstehung, die wir geschildert haben, daß auch die Friedenskreise, innerhalb deren der kategorische Imperativ gilt, die Neigung haben, sich schnell auszudehnen, immer weitere Kreise früherer Todfeinde immer fester zusammenzubinden und so ein zweites, immer mächtiger wirkendes Mittel der historischen Integration der Völker zu werden. Und zwar knüpft sich die Entwicklung des Friedensrechtes überall an den Tausch.

Schon auf den primitivsten Stufen, bei den niedersten Jägern, finden wir das Recht des Feuertausches. Der das Feuer heischende Fremde ist heilig, unverletzlich, wie uns der Gesandte oder Parlamentär. Dann umschlingt ein

Friedensband auf höherer Stufe diejenigen Horden, die in das Verhältnis des Frauentausches eingetreten sind, die exogamen Gruppen. Vor allem aber ist der Frieden und sein Recht geknüpft an den Tausch äquivalenter Arbeitserzeugnisse, also an das ökonomische Mittel.

Wir finden gewaltige Märkte und Messen schon unter den Jägern: Tschuktschen, Eskimo, Indianern. Sie stehen unter heiligem Friedensrechte, das niemand zu brechen wagt. Herodot berichtet erstaunt von dem geweihten Markte der Argippäer im Skythenlande, dessen waffenlose Einwohner nichts schützte als der heilige Frieden ihrer Marktstätte. Das ist ein Typus, der in allen Zeiten an allen Orten wiederkehrt. Der Markt ist befriedet, auf ihm gilt nur das ökonomische Mittel, das politische gilt als Frevel an der Gottheit, die den Markt schützt.

Wir können die Ausbreitung dieses Rechtes des Friedens, des Tauschrechtes, wie ich es genannt habe, Stufe für Stufe verfolgen. Zuerst gilt es nur beschränkt, räumlich auf den Marktort selbst und zeitlich, nur solange die Messe währt, und auch da nur fakultativ. Man muß Frieden geben und nehmen, um den Markt besuchen zu dürfen, und muß den Frieden kündigen, ehe man ihn bricht. Bis dahin gilt nur ehrlicher Tausch, nach der Kündigung gilt wieder das politische Mittel, ehrliche Fehde und ehrlicher Raub. Allmählich wird der Marktfriede zeitlich unbeschränkt, immerwährend und obligatorisch, bleibt aber räumlich noch auf den Markt beschränkt. Dann ergreift er die zum Markte ziehenden Straßen erst während der Marktzeit, dann unbeschränkt. Sie stehen unter dem Friedensschutz der höchsten Gewalt des Staates. Später ergreift der Friedenskreis und Friedensschutz die Kaufleute, gleichviel, wo sie ziehen; ihr Recht wird das „jus aequum" anstatt des „jus strictum" der Krieger und ihrer Untertanen. Dieses Recht bringen die Kaufleute mit in die städtischen Ansiedelungen, die sie bewohnen, seien es befriedete Städte im eigenen Lande, seien es jene fremden Kaufmannskolonien, die wir vom Altertum bis heute überall in der Welt finden. Kaufmannsrecht wird Stadtrecht. Unter seiner Geltung verschwindet in den Städten Sklaverei und Hörigkeit; hier kommt zuerst die Arbeit zu ihrer Ehre, hier entsteht zuerst Geldwirtschaft und besoldetes Beamtentum, und ihre Verwaltung und ihr Recht wird dann, von dem Absolutismus an, allmählich immer weiter und tiefer greifend, zum allgemeinen Staatsbürgerrecht, schließlich zum Völkerrecht.

Das ist der eine Grund für die optimistische Prognose, die der soziale Liberalismus dem Staate stellt. Ganz unzweifelhaft hat von Urbeginn des staatlichen Lebens das Kriegsrecht dauernd und unaufhaltsam an Macht verloren, hat das Friedensrecht an Macht gewonnen. Wir sehen nirgends eine Kraft, die dieser bisher dauernd wirksam gewesenen Tendenz jetzt noch hindernd in den Weg treten könnte. Im Gegenteil: die bisherigen Hemmungen des Prozesses werden augenscheinlich immer schwächer. Die Tauschbeziehungen der Nationen gewinnen international eine im Verhältnis zu den kriegerisch-politischen Beziehungen immer überwiegende Bedeutung, und durch den gleichen Prozeß ökonomischer Entwicklung

überwiegt intranational das mobile Kapital, die Schöpfung des Friedensrechtes, immer mehr das Grundeigentum, die Schöpfung des Kriegsrechtes. Gleichzeitig verliert die Superstition, die abergläubige, alte Privilegien stützende Kraft des Tabu, immer mehr an Einfluß.

Wir dürfen also mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit annehmen, daß eines Tages das Kriegsrecht, das politische Mittel samt seinen Schöpfungen, völlig verschwunden sein wird, und daß die Gesellschaft nur beherrscht sein wird vom Friedensrechte, dem ökonomischen Mittel.

Man hat Bibliotheken geschrieben über die Abgrenzung der Begriffe Staat und Gesellschaft. Von unsrem Standpunkte aus läßt sich das Problem leicht beantworten. Der „Staat" ist der Inbegriff aller durch das politische, die Gesellschaft der Inbegriff aller durch das ökonomische Mittel geknüpften Beziehungen von Mensch zu Mensch. Im heutigen Stadium sind Staat und Gesellschaft in eins verschlungen; in der „Freibürgerschaft" wird es keinen „Staat", nur noch „Gesellschaft" geben.

Diese Prognose der Staatsentwicklung ist eine Ineinsfassung aller der berühmten Formeln, in denen die großen Geschichtsphilosophen das „Wertresultat" der Weltgeschichte zu geben versuchten. Sie enthält den „Fortschritt von kriegerischer Tätigkeit zur friedlichen Arbeit" St. Simons, ebenso wie die „Entwicklung von der Unfreiheit zur Freiheit" Hegels; die „Entfaltung der Humanität" Herders ebenso wie das „Hindurchdringen der Vernunft durch die Natur" Schleiermachers.

Die allgemeinen Ergebnisse, die wir über die Ausdehnung des Tausch- und Friedensrechtes auf Kosten des Raub- und Kriegsrechtes gewonnen haben, würden indes doch nur geringe Aussicht haben, grundsätzliche Gegner von der Richtigkeit unsrer Staatsprognose zu überzeugen, wenn nicht deduktive Betrachtung und induktive Erforschung der wichtigsten volkswirtschaftlichen Tatsachen zu genau dem gleichen Schlusse führten.

Wir sahen, daß auch nach siegreicher Beendigung des Verfassungskampfes durch die Plebs, auch nach Beseitigung der alten Vorrechte des Adels, die Verteilung des Nationalproduktes im modernen Staate grundsätzlich die alte des primitiven und des entwickelten Feudalstaates geblieben ist. Wir pflegen diese Verteilung als „kapitalistische" zu bezeichnen. Was ist ihre Ursache, da die Verfassung doch nicht mehr als ihre Ursache angeklagt werden kann?

In der Beantwortung dieser Frage, des einzigen Problems aller Nationalökonomie, gehen alle Schulen, Bourgeois- und Vulgärökonomen, Kathedersozialisten, Sozialdemokraten, Anarchisten und Sozialliberale aller Schattierungen den ersten Schritt zusammen. Es ist hier das Problem zu lösen, wie ein Stock lebloser Produktionsmittel oder ihr allgemeines Äquivalent, eine Summe Geldes, zu der paradoxen Eigenschaft kommt, sich zu vermehren, als handelte es sich um ein lebendes Wesen. „Wie kann Wert Mehrwert hecken?" Mit anderen

Worten: „wie, unter welchen Umständen verwandeln sich Produktionsmittel (bzw. Geld) in ‚Kapital', d. h. Mehrwert heckenden Wert"?

Die Antwort lautet, wie gesagt, bei allen Schulen übereinstimmend: nur, wenn ein dauerndes Überangebot von Arbeitern auf dem Arbeitsmarkt gegeben ist, wenn immer „zwei Arbeiter einem Unternehmer nachlaufen und sich unterbieten", bleibt dem Unternehmer außer dem Lohne seiner eigenen Arbeit der „Mehrwert" als Anteil an dem Lohne der von ihm beschäftigten Gehilfen. Wo aber eine dauernde Übernachfrage nach „Händen" wirkt, wo also „immer zwei Unternehmer einem Arbeiter nachlaufen, und sich überbieten", da bleibt dem Unternehmer kein Mehrwert, da gibt der Arbeiter keinen Lohnanteil ab, da ist also ein Stock von Produktionsmitteln kein „Mehrwert heckender Wert", kein „Kapital" — und da existiert kein Kapitalismus, sondern diejenige Verteilung, die der Sozialismus erstrebt. —

Karl Marx prägt das wundervoll deutlich etwa folgendermaßen: Ein Neger ist ein Neger. Unter bestimmten sozialen Verhältnissen wird er zum Sklaven. Produktionsmittel sind Produktionsmittel. Unter bestimmten sozialen Verhältnissen werden sie Kapital. Worin besteht dieses gesellschaftliche „Kapitalsverhältnis"? Darin, daß immer mehr „freie Arbeiter" vorhanden sind, als zur Fortführung des kapitalistischen Produktionsprozesses unentbehrlich sind, frei in dem doppelten Sinne, daß sie über ihre Arbeitskraft frei verfügen können, und daß sie „frei" sind von eigenem Kapital, von allen „zur Verwertung ihrer Arbeitskraft im eigenen Interesse unentbehrlichen Hilfsmitteln".

Bis hierher ist sich alle Welt einig. Der Streit beginnt erst bei der nächsten Frage: woher stammt der dauernde Überschuß von Arbeitern, der tatsächlich bei allen Kulturvölkern gegeben ist?

Bourgeois- und Vulgärökonomen beantworten diese Frage mit dem Malthusschen Bevölkerungsgeschwätz. Es sollen mehr Menschen erzeugt werden, als Nahrung finden können. Es lohnt kaum noch, ein Wort gegen diese selbst von ihren eigenen vermeintlichen Anhängern längst preisgegebene „Lehre" zu sagen, die durch alle Tatsachen aus aller Welt kläglich und rettungslos widerlegt ist, und die als Theorie auf dem gröblichsten Mißverständnis eines richtigen Seniorschen Satzes (Gesetz der sinkenden Erträge) aufgebaut und aus faustdicken Fehlschlüssen zusammengewirkt ist. Wer sich darüber unterrichten will, wie wenig an wissenschaftlicher Substanz eine Klassentheorie haben muß, um doch ein Jahrhundert lang als höchste Weisheit zu gelten und alle Hochschulen zu beherrschen, der mag sich an mein „Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus" (Berlin, 1901) wenden.

Es ist fast peinlich, ohne Übergang von diesem Zerrbilde alles reinlichen wissenschaftlichen Denkens an die großartige Theorie heranzutreten, mit der Karl Marx, der Schöpfer der proletarischen Klassentheorie, den Ursprung der freien Arbeiter erklärt.

In grundsätzlicher Übereinstimmung mit dem Gedankengange, den wir vor-

getragen haben, erklärt er richtig, daß das „Kapitalverhältnis", jene Scheidung der Gesellschaft in eine alle Produktionsmittel beherrschende Minderheit an einem Pole — und eine aller Produktionsmittel entbehrende freie Arbeiterschaft am anderen Pole, nicht durch das ökonomische, sondern durch das politische Mittel entstanden sei. Er nennt es nur anders: „außerökonomische Gewalt" und „ursprüngliche Akkumulation". Und er behauptet weiter, daß das Kapitalverhältnis, einmal derartig gesetzt, sich automatisch im kapitalistischen Produktionsprozesse selbst ewig reproduzieren müsse, bis dereinst die kollektivistische Gesellschaft der Zukunft im Schoße der kapitalistischen gereift sein und, allenfalls mit ein wenig Hebeammenhilfe der Revolution, entbunden werden wird.

Zum Beweise bedient er sich einer Theorie, die zuerst in den späteren Auflagen Ricardos auftaucht, und die Marx sehr geistvoll ausbaut. Es ist dies die Theorie von der „Freisetzung der Arbeiter durch die Maschine", ein Gedanke, der sich den Industriearbeitern selbst aufdrängen mußte, sobald die Maschine ihr Gewerbe umzuwälzen begann, und der vielerorts dazu führte, daß die Maschinerie gewaltsam zerstört wurde. Ein Gedanke übrigens, der sehr plausibel ist. Der Sieg der Maschine hat keine andere Ursache, als daß sie Arbeit erspart: da erscheint nichts klarer, als daß sie auch diejenigen erspart, die die Arbeit leisten: die Arbeiter. Und dennoch ist die Anschauung falsch!

Marx hat sie deduktiv zu beweisen versucht. Ich habe nachgewiesen (Grundgesetz der Marxschen Gesellschaftslehre, Berlin 1903), daß der Beweis, ein grandioser Kettenschluß, der logischen Prüfung nicht standhält. Das von Marx formulierte „Gesetz der Akkumulation" ist aber nicht nur unbewiesen, sondern es existiert auch nicht. Die Maschine setzt den Arbeiter nicht frei, der kapitalistische Produktionsprozeß reproduziert die „freie" Arbeiterschaft und damit das „Kapitalverhältnis" nicht.

Freisetzung von Arbeitern kommt freilich vor, aber nur in einzelnen Gewerbszweigen, und auch da meistens nur vorübergehend. Aber das interessiert uns hier nicht. Das Problem, um das es sich handelt, ist, zu erklären, warum die Arbeiterschaft als Gesamtheit nach wie vor nicht wesentlich mehr Anteil am — ungeheuer vermehrten — Nationalprodukt erhält, als im Feudalstaat, trotzdem keine rechtlichen Hindernisse für sie mehr bestehen. Das kann vom Standpunkt der Ricardo-Marxschen Theorie nur dann erklärt werden, wenn in der Gesamtindustrie die Freisetzung von Arbeitern ihre Neueinstellung überwiegt.

Stellen wir uns nämlich vor, daß zwar in einzelnen Zweigen die Freisetzung, im ganzen aber die Neueinstellung stark überwiege, so werden im allgemeinen die Arbeiter der deszendenten Zweige in die aszendenten einströmen und das Lohnniveau wird allgemein wachsen. Ist aber der Übertritt aus technischen Gründen nicht möglich, so wird das Lohnniveau in den deszendenten Zweigen sinken und in den aszendenten nur um so mehr steigen, weil weniger Wettbewerber sind. Das Ergebnis wäre eine starke Verschiedenheit der Lohnniveaus, die übrigens nichts weniger als ein Problem darstellen würde.

Denn warum es z. B. Perückenmachern oder Panzerschmieden schlecht geht, wenn niemand mehr Perücken oder Halsbergen tragen will, ist kein Problem.

Das Problem ist vielmehr die Tatsache, warum, um es zu wiederholen, das Lohnniveau der gesamten Industrie-Arbeiterschaft so niedrig steht. Und das kann aus der Marxschen Lehre nur abgeleitet werden, wenn die Gesamtindustrie mehr Arbeiter freisetzt als neu einstellt.

Das geschieht aber nicht! Sehr im Gegenteil! Niemand braucht ein statistisches Werk aufzuschlagen, um das zu ergründen. Jedermann weiß es aus eigener untrüglicher, überwältigender Erfahrung. Jedermann weiß, daß die Volkszahl der Gewerbszentren, d. h. mit anderen Worten: die von dem Kapitalismus exploitierte Arbeitermasse, in allen Kulturstaaten weit stärker anschwillt, als durch ihre natürliche Vermehrung erklärt werden kann. Eine einzige Zahl zur Illustration: Während die Bevölkerung Deutschlands in 12 Jahren um 14% wuchs, wuchs die Industrie-Arbeiterschaft um mehr als 40%. Die Freisetzung wird über und über kompensiert durch das Entstehen ganz neuer, riesiger Gewerbszweige, die erst der Kapitalismus schaffen konnte (Maschinenbau, Eisenbahn- und Dampferbetrieb, Häfen usw.) und durch die gewaltige Ausdehnung, die viele alte Zweige nehmen, weil mit der Verbilligung ihres Maschinenproduktes ihr Absatz ins Unerhörte anschwoll (z. B. Baumwollindustrie).

Die Neueinstellung überwiegt also die Freisetzung in der Gesamtindustrie ganz enorm. Und trotzdem das niedere Lohnniveau und die üble soziale Klassenlage der Gesamtarbeiterschaft? Die Marxsche Lehre kann das nicht erklären.

Woher kommt also der „freie Arbeiter"? In welcher Weise reproduziert sich das Kapitalverhältnis?

Die Antwort hat wieder jedermann in der Hand. Der freie Arbeiter kommt vom Lande! Die viel beklagte Landflucht ist des Rätsels Lösung. Die unzähligen Millionen, die seit Beginn der kapitalistischen Ära vom Plattlande in die Gewerbszentren des eigenen Vaterlandes ab- und ins Ausland auswanderten, stellten und stellen die „freien Arbeiter", rekrutieren die „Reservearmee". Ihr Wettbewerb ist es, der es verschuldet, daß trotz des riesigen Mehrbedarfs der Industrie an Händen doch immer noch „zwei Arbeiter einem Unternehmer nachlaufen und sich unterbieten", so daß tote Materie „Wert heckt" wie ein Lebewesen. Ohne ihren Wettbewerb wäre das Kapital „dekapitalisiert", einfaches Produktionsmittel, einfaches Geld ohne die paradoxe Eigenschaft, sich zu vermehren, bestände also kein Kapitalismus, keine Verteilung des Nationalproduktes nach dem Muster des alten Eroberungsstaates.

Tatsachen von solcher Massenhaftigkeit konnten einem Beobachter vom Range Marx' natürlich nicht entgehen. Aber er deutete sie falsch. Durch seine vorgefaßte Kapitalstheorie geblendet — auch in ihm wirkte der Klassenwille als Herr des Verstandes! — glaubte er, dem die Landwirtschaft als nichts anderes galt, denn als ein Zweig des Gesamtgewerbes, ein „trade" wie jeder andere, die massenhafte Freisetzung der Landarbeiter sei Schuld des auch hier ein-

gedrungenen Maschinenwesens, eben des „Kapitalismus". Das war ein handgreiflicher Irrtum. Die kapitalistisch entfaltete Landwirtschaft hat, gerade wie das kapitalistisch entfaltete Gewerbe, eher einen steigenden Arbeiterbedarf. Sie sperrt keine alten Arbeiterstellen, sondern sie erschließt neue, wenn auch nicht in dem gewaltigen Maße wie die Industrie.

Nein, die Ursache der Landflucht steckt nicht in dem Maschinenwesen, sondern in den Eigentumsverhältnissen. Nach einem Gesetz, das für alle Länder aller Rassen und Sprachen mit Freizügigkeit ohne Ausnahme Geltung hat, ist die Landflucht direkt abhängig von der Verteilung des Grund und Bodens. Sie ist klein, wo der Boden einigermaßen gleichmäßig an seine Bebauer verteilt ist, also im Klein- und Mittelbauernbezirk, stärker, wo eine Minderheit den Boden besitzt, also im Großbauernbezirk, und am stärksten im Bezirke des Großgrundeigentums. Eine Anschauung von der Kraft dieses Zusammenhanges mag die Formel geben, die ich geprägt habe, ohne sie im mindesten als exaktes mathematisches Gesetz aufzufassen: „die Wanderbewegung aus den verschiedenen Landbezirken verhält sich wie das Quadrat des in ihnen enthaltenen Großgrundeigentums". Die Produktionsverhältnisse, auf die Marx das größte Gewicht legte, wirken, wenn überhaupt, in dem seiner Meinung entgegengesetzten Sinne: aus dem von lauter kleinen blutarmen Pächtern bebauten Irland, dessen Landwirtschaft von keinem Hauch des Maschinenwesens berührt war, war die Wanderung so maßlos, daß das Land in wenigen Jahren fast auf die Hälfte seiner Einwohnerzahl zurückging, während die stark kapitalistische ostelbische Landwirtschaft zwar ihren Nachwuchs nicht halten kann, aber doch ihren Bestand einigermaßen bewahrt hat.

Das große Grundeigentum stellt für die Landarbeiter ein Gebiet konstanten wirtschaftlichen und sozialen Druckes dar, weil alle Vorteile der wachsenden sozialen Arbeitsteilung als „Zuwachsrente" dem Eigentümer zufallen, während der Bebauer nach wie vor auf seinen Lohn angewiesen bleibt, wenn er Lohnarbeiter ist; oder nach Ablauf seiner Pachtperiode gesteigert wird, wenn er Pächter ist. Da aber über Städten und Bauernschaften der wirtschaftliche und soziale Druck ständig sinkt, wenn mit dem Wachstum eines Volkes und seines Marktes die Arbeitsteilung und Arbeitsergiebigkeit wächst: so besteht ein dauerndes Gefälle in die Städte und Bauernbezirke, dem die Landarbeiterschaft nach dem Gesetze der Strömung (Gesetz des kleinsten Mittels) Folge leisten muß.

Das große Grundeigentum ist also die Ursache der kapitalistischen Verteilung, weil es die freien Arbeiter in die Gewerbe ergießt, ohne deren Vorhandensein das Kapitalverhältnis nicht bestehen könnte.

Was ist das große Grundeigentum? Ein Rechtsinstitut mit dem wirtschaftlichen Inhalt, Grundrente erheben zu dürfen. Es war die erste Schöpfung des „Staates", mehr als das: es war seine raison d'être. Es ist das politische Mittel in Reinkultur. „Im Anfang war die Grundrente!" Es ist die Achse, um die wir Politik und Wirtschaft des primitiven und des entfalteten Feudal-

staates kreisen sahen — und es ist sein letzter Rest. Mitten in der rechtlich ganz auf das politische Mittel, eigene Arbeit und ehrlichen Tausch eigener Erzeugnisse, aufgebauten modernen Gesellschaft des Friedensrechtes steckt diese Machtposition aus der Zeit des herrschenden politischen Mittels, aus dem Reiche des Kriegsrechtes, steckt wie ein Fremdkörper im Gewebe und ruft jene Krankheit hervor, die wir „Kapitalismus" nennen. Alle anderen feudalen Machtpositionen hat die Plebs gebrochen: die Privilegien des Adels und der Kirche, die feudale Staatsverfassung und -Verwaltung. Diese Zitadelle der alten Zwingburg aber hat sie nicht einmal angegriffen und trägt jetzt die Folgen. Denn ohne ihre Eroberung mußte der glorreiche Sieg ohne Frucht bleiben; umgekehrt, brach man diese Bastion, so fielen alle anderen ohne Schwertstreich. Der „Staat" als Form des politischen Mittels verliert seinen zureichenden Grund und fällt in sich zusammen, sobald sein Inhalt, die Grundrente, verschwunden ist.

Dies letzte Monopol muß fallen, damit das ökonomische Mittel allein die Wirtschaftsbeziehungen von Mensch zu Mensch beherrsche. Mit ihm fällt der „Staat", und die äußere Form des Zusammenlebens ist fortan die „Freibürgerschaft".

Das Monopol des Großgrundeigentumes muß und wird fallen. Dazu bedarf es nicht einmal der Verbreitung der Erkenntnis unter allen Schichten der ausgebeuteten Klasse, daß es die Wurzel aller Übel ist, einer Erkenntnis, die mit seiner Beseitigung eins wäre: denn hier ist nur eine so winzige Minderheit fortzuschieben, daß noch nicht einmal ein revolutionärer Akt dazu erforderlich wäre. In ganz Preußen gibt es ungefähr 12000 private Großgrundeigentümer, in England noch viel weniger. Da ist nicht einmal der Versuch eines Widerstandes denkbar.

Aber es braucht nicht einmal soviel Zeit zu vergehen, bis die Mehrheit des Volkes von der Ursache seiner Leiden überzeugt ist. Das Monopol verschwindet von selbst, die eigenen Kräfte des Gesellschaftskörpers stoßen den Krankheitskeim aus. Der gleiche Augenblick, der die Freizügigkeit errang, schlug dem Großgrundeigentum die tödliche Wunde. Denn damit wurde die Bahn für die Wanderbewegung der Landarbeiterschaft frei, und die Landflucht ist der Tod der Grundrente. Wenn der Lohn steigt, muß die Rente fallen. Die Kulturvölker würden das Walten dieser Entwicklung längst stark genug empfunden haben, um die wahren Zusammenhänge zu erkennen, wenn nicht aus Ländern niedrigerer Kultur die Massen zahlreich genug in die Länder höherer Kultur einströmten, um die Wanderung der eigenen Hintersassen einigermaßen zu kompensieren. Das aber wird bald sein Ende haben. Denn in Rußland kämpft heute der alte „Staat" des Kriegsrechtes seinen letzten aussichtslosen Kampf um das Palladium der Grundrente. Sobald er gestreckt ist, wird es weiter westlich, bis an den Pacific, keinen „freien Arbeiter" mehr geben; zwei Unternehmer werden immer einem Arbeiter nachlaufen und sich überbieten, und mit dem Kapitalverhältnis wird die kapitalistische Verteilung ihrem Erzeuger, dem Feudalstaat, ins Grab der Geschichte folgen.

Gewiß, eine kühne Prophezeiung! Hat das Gesetz: „cessante causa cessat effectus“ so starke Autorität, um sie glaubhaft zu machen? Besteht nicht die Möglichkeit, daß die Gesellschaft neue Kräfte hervorbringt, die das alte Spiel in neuer Inszenierung auf die Bühne stellen? Ist das nicht sogar wahrscheinlich, sogar sicher, angesichts der geschichtlichen Erfahrung, daß noch niemals eine Gesellschaft ohne Klassenbildung und Ausbeutung der Mehrheit bestanden hat?

Nun, wäre diese angebliche Erfahrung auch wirklich ohne Ausnahme, so wäre der Schluß aus der Vergangenheit auf die Zukunft sicherlich viel verdächtiger als der Schluß, zu dem wir gelangten, daß mit der Ursache die Folge schwinden müsse. Die Menschheit entwächst jetzt erst eben ihrem Säuglingszustand; die Gesellschaft ist kaum inter faeces et urinas aus den Eihäuten des Raubstaates geboren: verdient der Schluß Anerkennung, daß ein Säugling immer unreinlich sein werde, weil er es von Anfang an war?

Aber jene weltgeschichtliche Erfahrung, auf die sich unsere Gegner berufen, ist gar nicht ohne Ausnahme. Es gibt recht zahlreiche Ausnahmen! Und sie beweisen unsere Regel, nicht die ihre. Wir kennen eine ganze Anzahl von Gemeinwesen, großen und kleinen Umfangs, in denen sich, als Ausdruck einer reinen, ausschließlich vom ökonomischen Mittel beherrschten Wirtschaft, eine unbegreiflich gleichmäßige Verteilung des Gesamtproduktes vorfand, und deren äußere Form sich mehr oder minder der Freibürgerschaft annäherte. Und wo wir auf ein solches Gemeinwesen stoßen, da dürfen wir unbesehen, ohne die Gefahr, durch die Tatsachen ad absurdum geführt zu werden, behaupten, daß hier kein großes Grundeigentum Rente zieht, und daß entweder keine Hintersassen fremden Großgrundeigentums Zutritt haben, oder daß ihr Zutritt durch die entgegengesetzte Grundeigentumsordnung unschädlich gemacht ist, nämlich durch eine Verfassung, die jedem Arbeitswilligen den Zugang zum Bodeneigentum erschließt.

Solch ein Gemeinwesen war Deutschland fast vierhundert Jahre lang, von etwa dem Jahre 1000 nach Christo, wo das primitive Großgrundeigentum sich in die sozial harmlose Grundherrschaft umwandelte, bis etwa zum Jahre 1375, wo durch das politische Mittel, den Raubkrieg, das Großgrundeigentum im Slavenlande neu erstand und dem Siedler aus dem Stammlande das Siedelland sperrte*. Ein solches Gemeinwesen war — und ist noch fast unverändert — der Mormonenstaat Utah, wo eine weise Bodengesetzgebung nur Klein- und Mittelbauern duldete. Ein solches Gemeinwesen war Grafschaft und Stadt Vineland in Jowa U. S., so lange, wie jeder Siedler Land ohne Zuwachsrente erhalten konnte. Ein solches Gemeinwesen ist vor allem Neu-Seeland, dessen Regierung den Klein- und Mittelgrundbesitz mit allen Kräften fördert, während sie den — mangels freier Arbeiter übrigens so gut wie rentelosen — Großgrundbesitz mit allen Mitteln einengt und auflöst.

---

* Siehe mein „Großgrundeigentum und soziale Frage“. (Berlin 1898) Zweites Buch.

Überall hier ein erstaunlicher, erstaunlich gleichmäßig — nicht mechanisch gleich! — verteilter Wohlstand, aber kein Reichtum. Denn Wohlstand ist die Herrschaft über Genußgüter, Reichtum aber die Herrschaft über Menschen. Nirgend sind hier Produktionsmittel „Kapital"; sie hecken keinen Wert; es gibt eben keine „freien" Arbeiter und kein Kapitalverhältnis. Und die politische Form dieser Gemeinwesen sieht überall, soweit es der Druck der noch nach dem Kriegsrecht organisierten Umwelt gestattet, der Freibürgerschaft sehr nahe und nähert sich ihr immer mehr. Wer an einen bewußten Zweck in der Geschichte glaubt, mag sagen: die Menschheit mußte erst noch durch eine neue Leidensschule gehen, ehe sie freigesprochen werden konnte. Das Mittelalter hatte das System der freien Arbeit entdeckt, aber noch nicht zu seiner vollen Leistungsfähigkeit entwickelt. Die neue Sklaverei des Kapitalismus mußte erst noch das unvergleichlich wirksamere System der kooperierenden Arbeit, die Arbeitsteilung in der Werkstatt, entdecken und ausgestalten, um den Menschen zum Herren der Naturkräfte, zum König des Planeten, zu krönen. Antike und kapitalistische Sklaverei waren nötig: jetzt sind sie überflüssig geworden. Standen neben jedem freien Bürger Athens etwa fünf menschliche Sklaven, so haben wir neben jeden Bürger unserer Gesellschaft schon das vielfache von Sklaven gestellt, von Sklaven aus Stahl, die nicht leiden, wenn sie schaffen. Jetzt erst sind wir reif geworden für eine Kultur, die so hoch über der Kultur des perikleischen Zeitalters stehen wird, wie Volkszahl, Macht und Reichtum unserer Reiche über dem winzigen Kleinstaat Attika.

Aber Athen mußte zugrunde gehen, — an der Sklavenwirtschaft, am politischen Mittel. Von hier aus führte kein Weg in die Zukunft als in den Völkertod. Unser Weg führt aber zum Leben!

Das ist der Leidens- und Erlösergang der Menschheit, ihr Golgatha und ihre Auferstehung zum ewigen Reich: vom Krieg zum Frieden, von der feindlichen Zersplitterung der Horden zur friedlichen Einheit der Menschheit, von der Tierheit zur Humanität, vom Raubstaat zur Freibürgerschaft.

Ysaïl/ Roman von Henning Berger

Der Sturm

Eines Nachmittags im September stand im Norden über Clarkstreet eine große Wolke.

Hinter Lincoln Park, dessen Grün in ein paar schrägen Sonnenstrahlen grell aufleuchtete, erhob sie sich, reckte sich über das hohe, schmale Wolkenkratzerskelett des La Plaza-Hotels, das im Abendschein ziegelrot glänzte, und türmte sich zu einem riesigen, blaugrauen Kegel, der sich scharf von dem kalten, blaßgrünen Herbsthimmel abzeichnete. Die Form der Wolke, die man auch einem Hammer in einer geballten Riesenfaust vergleichen konnte, hatte etwas Unheilverkündendes, seltsam Drohendes, und verlieh der ganzen Straßenperspektive ein rätselvolles, in seiner Traumstimmung außerhalb der Grenzen der Wirklichkeit liegendes, großartiges Gepräge. Weit hinten, dicht bei dem schmutzigen, öligen Fluß, wo Drehbrücken hingen und Untergrundtunnels liefen, sah man wie durch ein Stereoskop Pferde, Wagen, Automobile und langsam nach dem Parkeingang zu wandelnde Figuren. Die Kabelwagen, die elektrischen Züge und die Waggons der Hochbahn in den Seitenstraßen, Häuser und Bäume und die hohen Pfosten der Bogenlampen hoben sich klein wie Spielzeug von der stetig steigenden Wolke ab, und das ganze, langgestreckte Straßenbild zeigte mehr und mehr das Aussehen eines Puppentheaters. Es erinnerte an jene alten Gravüren eines Callot oder Stefano della Bella, auf denen man auf einer handbreiten Fläche eine Unmenge mikroskopisch kleiner Wesen auf einem ins Unendliche sich dehnenden Platz unter einem meilenhohen, wolkenbelasteten Himmel wimmeln sieht.

Langsam stieg die Wolke. Sie bedeckte die blasse Wölbung des Parks und hüllte die entlegeneren Teile der Straße in bleifarbenen Schatten. Aber noch leuchtete über den dem Fluß zunächst gelegenen Querstraßen die westliche Sonne und streifte Clarkstreet wie mit breiten Bändern. An der Ecke der Ohiostreet hatte sich ein Volksauflauf angesammelt. Die von Süden kommenden, mit heimkehrenden Arbeitern und Fabrikmädchen vollgepfropften Straßenbahnen gerieten just an der Straßenbiegung in Kollision mit einer Reihe riesiger, haushoher und grell wie Zirkus- oder Menageriewagen angestrichener Lastfuhrwerke. Je mit drei großen, graugefleckten Elefantenpferden bespannt, nahmen sie einen recht ansehnlichen Raum für sich in Anspruch. Und da die Tunnelmündung fortfuhr, lange Züge menschenwimmelnder Kabelwagen auszuspeien, wurde das Südende von Clarkstreet bald zu einer lebenden Blockade, die sich bis hinunter ans Flußufer erstreckte. Wie um die Verwirrung aufs höchste zu steigern und endgültig allen Verkehr abzuschneiden, drehte sich jetzt langsam die Brücke und schnitt damit die elektrische Leitung der Straßenbahn ab. Der Auflauf und das Gedränge waren ganz unerhört. Unberührt von allem Lärm glitt auf der Nordseite der

Brücke eine Reihe von Maiskähnen dahin, während unter dem hintersten Bogen des Eisenbaus, der die Brücke überspannte, ein paar rußgeschwärzte Bugsierdampfer erschienen, deren doppelte, bis zum Reißen angespannte Ketten Baumwollschiffe hinter sich herzogen. Die Magazine auf der andern Seite, dem Obst- und Fischviertel, lagen fast ganz im Dunkeln; gleich Wolfsaugen begannen die Lichter zwischen den überdeckten Bazartischen und im Innern der offenen Bananenhallen aufzuglimmen, während die schrägen Maste der Getreideelevatoren noch wie primitive, häßliche Leuchttürme aus alter Zeit im Abendschein glühten. Der Wind, der noch eben von Süden gekommen war, hatte einen widerlichen Geruch von den großen Schlächtereien der Union Stock Yards hinterlassen, einen Geruch von Blut und Fleisch, der noch immer in der schwülen Luft über dem Fluß lag.

Die Wolke erstreckte sich jetzt fast über die ganze Himmelsöffnung zwischen den Dächern der langen Straße. Oben am Lincolnpark, dessen Grün mit der Wolkenbank verschmolz, schien sie dicht auf den Häusern zu ruhen; nach Süden zu sank sie tiefer und tiefer. Die Sonne war verschwunden; einer oder der andere Regentropfen fiel groß, schwer, mit einem schwarzen Klatsch auf den grauen Asphalt.

Hugo Nordling verließ seinen Platz auf der Außenseite des Straßenbahnwagens, wo er, sich mit beiden Händen krampfhaft an einer dünnen Dachstütze festklammernd, frei zwischen Himmel und einem schmalen Trittbrett gehangen hatte, und sprang auf die Straße. Der Regen nahm zu, und noch war vom Reparationswagen der Straßenbahngesellschaft nichts zu hören, während immer mehr Lastwagen, Cabs, Buggies, Automobile, Fahrräder und Straßenbahnen anlangten. Da er sowieso die Hälfte seines augenblicklichen Vermögens von zehn Cents für die Fahrt bezahlt und kein bestimmtes Ziel vor Augen hatte, fand er, er könne ebensogut auch hier bleiben, wo doch alles, was sonst sich bewegte, jetzt augenscheinlich entschlossen war, ein paar Pulsschläge lang zu pausieren, ein paar Minuten lang den schmerzenden, müden Gliedern Ruhe zu gönnen.

Er stand einen Augenblick ratlos mitten auf dem Holzpflaster des Straßendamms, mit von dem krampfhaften Griff betäubten, herniederhängenden Armen und schlaff geöffnetem Mund, den ins Grünliche spielenden runden Filzhut im Nacken. Der Regen nahm zu. Das erweckte ihn wieder zum Leben.

Vor sich erblickte er eine Wand von Häusern, grünen, grauen, braunroten, schmutzigweißen. Das Erdgeschoß jedes einzigen enthielt Läden: eine Apotheke, Zigarrengeschäfte, Billardsäle, Spezereihandlungen und Kneipen. Ihm gerade gegenüber war eine große Bar. In vorspringenden, vergoldeten Holzbuchstaben auf schwarzem Grund las er den Namen Woßlick über dem mit einer doppelten Glastür versehenen Eingang. Zu beiden Seiten des Namens sah man ein rohgeschnitztes, chromgelbes Bierglas, das auf die reichliche Quantität, die in der Bar verabfolgt wurde, aufmerksam machen sollte.

Nordling starrte das Schild stumpfsinnig an. Dann ließ er seinen Blick weiter

gleiten und entdeckte zur Linken den Figarostab eines Rasiersalons, rot und weiß, wie eine gedrehte Zuckerstange; als er die Augen dann nach rechts wandte, erblickte er eine schwarze Tafel, auf der ein verlockendes Märchen stand: Austern, Wurst und Sauerkraut zu jedem Glas Bier gratis!

Hugo Nordling verschlang die kleine Schiefertafel buchstäblich mit den Augen. Und während der paar Sekunden, die dies währte, erlebte er in Gedanken eine Art Kinematographenvorstellung seiner jüngsten Schicksale.

Er sah seine Ankunft in der großen Stadt, spät an einem Abend: wie er, todmüde, mit einer Herde Auswanderer durch die Straßen gewankt war, sein Gepäck in der Hand, bei jedem Schritt über die langen Schöße des alten Überziehers stolpernd. Er dachte an das schmutzige Hotel, das ganz voll war von übelriechenden Bauern, an das schlechte Essen, das dürftige Bett. Mit einem Frösteln erinnerte er sich der entsetzlichen Nacht, in der er in einer dunkeln Gasse überfallen und seiner Konfirmationsuhr, der einfachen silbernen Uhr, von der er nicht das Herz gehabt hatte, sich zu trennen, und seiner Brieftasche beraubt worden war, deren magerer Inhalt für ihn Nahrung und Obdach auf Wochen bedeutete. Darauf folgte die lange, unheimliche Reihe von grauen Morgenstunden, in denen er, zitternd vor Kälte, unter lauter Armen, Arbeitslosen vor den Hintertreppen der Riesenfabriken Queue stand, um — vergebens — um Arbeit zu betteln. Und die Abendstunden, in denen er sich wie ein Dieb ins Pfandhaus schlich, um nach und nach das wenige, was er noch besaß, zu versetzen: Kleider, Bücher, kleine Nippsachen und Andenken aus dem aufgelösten Elternhaus. Und schließlich fielen ihm alle die Nächte ein, während derer er in diesem seinen ersten Sommer im fremden Land obdachlos, verzweifelt durch die endlosen Straßen geirrt war oder dann und wann ein paar Stunden lang unter dem Gebüsch irgend eines Parks geschlafen hatte. Kleine, gelegentliche Beschäftigungen irgend welcher Art, die ihm da und dort ein paar Dollars eingebracht hatten, ab und zu eine unerwartete Unterstützung von Freunden im alten Land und einige kleine Darlehen von glücklicher situierten Bekannten hier hatten ihm diesen Kampf gegen den Untergang manchmal erleichtert. Aber jetzt kam der Herbst — und dann folgte der Winter — wie sollte es werden? Und dennoch war ihm, als wittere er Licht, als fühle er einen Hauch der Erlösung um seine heiße Stirn, einen Schimmer und einen Hauch, die den Morgen kündeten . . .

Blitzschnell waren diese Gedanken durch das Gehirn des jungen Schweden geflogen. Sie waren ihm nichts neues, seit Monaten hatte er von ihnen gezehrt, wie der vor Hunger Schmachtende noch so lang wie möglich an seiner letzten Brotrinde kaut, um die Illusion einstigen Überflusses festzuhalten. Tag für Tag war er so die ganze Liste seiner Enttäuschungen durchgegangen; immer war ihm, als könne jetzt kaum noch etwas übrig sein. Und dann doch immer wieder — noch ein bißchen — noch ein Krümchen. — — Und immer zum Schluß die Hoffnung, die nie verlöschen wollte, der endliche Glücksfall, der

da kommen konnte wie ein Blitz aus den Wolken oder wie eine Sternschnuppe . . .

Er hatte kein Examen gemacht daheim. Ingenieur — das hatte ihn immer gelockt — — erst war er ein wenig anerkannter Schüler an einem Privatinstitut gewesen und dann ein zweifelhaft brauchbarer Zeichner in einer mechanischen Werkstätte auf dem Land. Und dennoch, dennoch — er wußte, was hinter all dem schlummerte: Ideen, — die Ideen, die Grübeleien, der Erfinderkeim, die andere seiner Landsleute weltberühmt gemacht hatten — — Träume, die in der praktischen Branche als untauglich verlacht wurden, und die doch Bogen sein konnten unter der Brücke des Erfolgs. Aber wann, wann? Des Vaters Tod hatte die Hoffnungen daheim in alle Winde geweht. Und so war er nach der Auflösung des Hausstands mit seinen paar Talern ausgewandert.

Hugo Nordling sah auf. Es war seltsam stumm und still in der Luft geworden. Der Regen hatte aufgehört; es war drückend schwül. Der Volkshaufe hinter ihm schwieg ganz plötzlich. Die jungen Mädchen neigten ihre hübschen, mageren Gesichter unter den prahlerischen, billigen Hüten auf die Brust und fingerten mechanisch an ihren leeren Frühstücksbeuteln herum. Wie Jüdinnen sahen sie aus mit ihren schwarzen Haarwellen über dem feinen, ungesund blassen Oval des Antlitzes. Die Männer, mit der unnatürlich entwickelten Oberkörpermuskulatur der Eisenarbeiter kauten an den hängenden Schnurrbärten und lasen in fettigen, zerknitterten Zeitungen. Über allen lag der drückende Ernst der Ermüdung, gepaart mit einer Gleichgültigkeit, die etwas Maschinenhaftes hatte, etwas von der Unbeweglichkeit zur Ruhe gezwungener Maschinenteile, Triebräder und Walzen.

Jetzt ging ein Ruck durch die Reihe der hintereinander stehenden Wagen. Das Hindernis war beseitigt, alle nahmen eilig ihre Plätze wieder ein. Langsam setzte sich der schlingernde Wurm in Bewegung, und Wagen auf Wagen, vollgepfropft mit stets gleichen Typen defilierte vorbei. Es schien, als wollten sie kein Ende nehmen. Tausende von Arbeitsgeschöpfen glitten vorüber. Immer dieselben gebeugten, breiten Schultern, eingesunkenen Brustkörbe, zerbeulten Hüte, immer dieselben bleichen, hübschen Frauengesichter mit schwarzen, mandelförmigen Augen. Die Signale schrillten, die Hebel rasselten, die elektrischen Drähte surrten, und knisternde blaue Funken zischten um die Räder. Wagen auf Wagen, Last auf Last — schneller, immer schneller, daß es nur so durch die Luft pfiff. Und in entgegengesetzter Richtung eilte ein Strom von Fuhrwerken, sausten Radfahrer, drängte die Menge der Fußgänger nach der Mündung der Drehbrücke. Die Pulsader hatte ihre Funktionen wieder aufgenommen. Und immer mehr vollbepackte Fuhrwerke, Glied um Glied, Maschinen- und Schleppwagen, strömten aus der Tunnelöffnung. Die großen Laternenaugen der Vorderplattformen starrte grell auf die schwarzen Eisenrücken der vorangleitenden Kameraden. Und die müden Männer und Frauen saßen, hingen in Klumpen, drängten sich mit verrenkten Gliedmaßen im Innern der Wagen, auf den Trittbrettern, zwischen

den Koppelungen, fast bis aufs Dach, überall, wo noch eine Eisenstange, ein Lederriemen zu erhaschen war. Unter ununterbrochenem Stampfen und Klingeln wirbelte Zug um Zug vorüber, schnurgerade durch Clarkstreet, und verschwand am Ende, verschlungen von der Wetterwolke.

Es war beinah dunkel. Ein Dämmern, das noch wehmütiger stimmte, weil jetzt eben in die großen Bogenlampen der zündende Funke geleitet ward, stieg zwischen den Häusern empor. Lampe um Lampe flammte auf, im Zickzack sprangen die plötzlichen Lichtpunkte die Straße hinan. Bald brannte ein unendliches Perlenband im melancholischen letzten Tagesschein. Es begann wieder zu regnen.

Der junge Auswanderer wandte sich entschlossen dem Eingang der Bar zu. Er hatte nur noch fünf Cents; die kleine Nickelmünze konnte ihm ebensogut hier, wie anderswo — (er hatte eigentlich noch weiter, in die Nähe des schwedischen Viertels wollen —) dazu verhelfen, zu einem Glas Bier soviel wie möglich von einem Gratisgericht als Abendbrot in sich hineinzuschlingen. Außerdem fand er Schutz vor dem Unwetter; seine Elektrische war doch längst weg. Und ein Unwetter würd' es werden! — Aber die Nacht? Nun, die mußte er ja wohl, wie so oft schon, im Freien verbringen.

Während er einen Schritt auf die Tür zu machte, wurde sein Blick von einem blinkenden Spiegel gefesselt, der im Fenster des Rasiersalons stand. Erst schien er bloß den düstern Himmel zurückzuwerfen, an dem sich weiß und grau die Wolken jagten; aber dann, beim nächsten halben Schritt, entdeckte der junge Mann vor dem hohen, unruhvollen Hintergrund seinen eigenen Kopf. Unwillkürlich lächelte er seinem Bild zu: ein prächtiger Kopf auf breiten Achseln, vom Spiegelrahmen wie zu einem Brustbild abgeschnitten. Eine Denkerstirn über graublauen Träumeraugen, roggengelbes, ungeschnittenes Haar und ein blonder kurzer Schnurrbart. Eine ziemlich weiche Unterpartie, und doch etwas von Ausdauer und Entschlossenheit in den Linien der Wangen. Wie mager er war! Daheim würde ihn kein Mensch wiedererkennen! Und so sonnverbrannt! Haar und Bart stachen wie eine künstliche Verkleidung von der Bronze der Haut ab.

Nordling warf noch einen Blick die Straße hinauf. Sie war fast leer jetzt, und er begriff nun erst, daß die Wagen alle noch in der letzten Minute vor dem Sturm geflohen waren. Der Regen begann zu peitschen wie toll, fiel mit einem Dröhnen wie von Trommelwirbeln, mit Hagel untermischt, hart — der Asphalt ward weiß unter den tanzenden Körnern. In der Ferne wuchs das Dunkel zu einer immer hastiger vorrollenden, schwarzen Wand, ein Pferd stürzte an der Ecke der nächsten Querstraße, er sah erschrockene Menschen nach den nächsten Türen springen. Ein pfeifender Laut, gefolgt von einem unterirdischen Getöse, heulte und rollte wie eine unsichtbare Woge an den Wänden der Häuser entlang, die zu wanken schienen. Auf einmal spaltete sich die Riesenwolke wie von hundert Blitzen, die gleich Feuerschlangen aufwärts und abwärts züngelten und sich einen sprühenden Weg durch die Außenseite der Wolkenbank fraßen. Der

Sturm, der Tornado des Westens, raste um sein Haupt, und betäubt, überwältigt, beklemmt tastete er nach dem Metallgriff der Tür.

Da sah er auf der leeren, verlassenen, wassertriefenden Straße eine weibliche Gestalt, die gerade auf ihn zueilte. Ihr dünnes Kleid klebte an ihrem Körper, um ihr schwarzhaariges, unbedecktes Haupt spielten die Blitze des Himmels und des Sturms wie ein Diadem. In der einen Hand trug sie eine Guitarre; es sah aus, als käme sie geradeswegs aus der rinnenden Wolke.

Woßlicks Keller

Hugo Nordling stieß die Tür auf. Sie war aus Glas, aber mit einem netzfeinen, grünen Gitter bedeckt. Das junge Mädchen stürzte an ihm vorüber in das Lokal.

Im selben Augenblick kam ein kleiner rotköpfiger Deutscher oder Böhme in Hemdärmeln und weißer oder vielmehr grauer Schürze. Speisereste, Leberwurst, Limburgerkäse und ähnliches mehr hatten zahllose Spuren auf seinem Anzug hinterlassen, an dem er vermutlich sein Tranchiermesser abzuwischen pflegte. Er sah aus wie ein Schlächter, war aber zweifellos der Kellner.

„Gom in", schrie er, „oder go ot! Warum stehst du denn da? Rasch — in oder out — damn it!"

Nordling sprang herein.

Mit vor Alkohol und Entsetzen unsicherer Stimme und zwiebelduftendem Atem fuhr der kleine Kellner fort:

„— Wir müssen schließen, of course — bei diesem verdammten Wetter! Sieh bloß den Boden an! Hilf mir, dann gibt's auch ein Glas Bier!"

Der Donner krachte, der Blitz flammte — es war, als sprühte die ganze Türschwelle.

Aus dem Innern des Lokals ertönte eine laute, grobe Baßstimme: „Mach zu, Schweinehund, den Riegel vor — es darf keiner mehr herein!" — „Ein Glas Bier — hilf mir!" flüsterte der Kellner.

Er schob ein paar große Innentüren vor, die in der Mitte zusammengeklappt waren, und Nordling stemmte seine Achseln gegen die Planken, gleichzeitig mit seinen starken Händen einen großen eisernen Riegel niederdrückend, den der kleine wankende Deutsche kaum zu halten vermochte. Endlich schnappte er ein, und atemlos richteten sich beide auf. Der Fußboden zunächst der Tür, ausgetreten, unsauber, glich einem Miniaturse von schmutzigem Wasser, auf dem Sägespäne schwammen.

Der Schwede sah sich um. Das Lokal hatte Ähnlichkeit mit einem Wartesaal, es war ungewöhnlich groß, wie eine Halle, mit hoher, von einer Doppelreihe schmaler Pfeiler getragener Decke. An der Linkswand hing ein in Dimensionen und Vorwurf großartiges aber abscheulich ausgeführtes Gemälde, eine Anstreicherarbeit, die handwerksmäßige Kopie von Makarts Einzug Karls V. in Antwerpen.

An der entgegengesetzten Wand stand eine fettige, dunkle Schenke, die Bar, hinter der sich hohe, mit Flaschen von allen Formen und Farben, Gläsern in allen Größen, Porzellankrügen, Schüsseln, Bierseideln und Terrakottabüsten primitivster Sorte vollgepfropfte Wandbretter erhoben. Drei Nickelkassen glänzten über der langen Reihe von Bierfässern, deren Kupferhähne unaufhörlich ihren Schaum in ein paar Gefäße auf dem Boden tropfen ließen. Schablonenmäßige Öldrucke von Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke zierten die Hinterwand über drei geheimnisvollen Türen, die sorgfältig geschlossen und mit mechanischem Selbstverschluß versehen waren. Ein Dunkel, ähnlich dem seltsamen Tageslicht bei einer Sonnenfinsternis herrschte in dem Lokal. Die Fenster nach der Straße, die sehr hoch lagen, waren schwarz vom peitschenden Hagel, nur dann und wann von einem fahlschimmernden Blitz phantastisch erleuchtet.

In dieser Dämmerung saßen und standen in Gruppen etwa fünfzig Personen herum. Die meisten sahen aus wie Arbeiter, manche aber hatten auch in ihrem Äußern einen mehr kaufmännischen, kontormäßigen Anstrich. Zu hinterst an der Bar stand eine imposante Gestalt, groß, schwarzgekleidet, den Überzieher fest über der breiten, etwas starken Figur zugeknöpft. Auf dem Tisch neben ihm stand zwischen kleinen, leeren Whiskygläsern und Sodawasserflaschen ein hoher Hut, leidlich gut gebürstet, schwarzglänzend, ein wenig schäbig, wie eine Katze, die sich nicht ordentlich geleckt hat. Eine Rolle vergilbten Papiers stand schräg im Hut. Das glattrasierte Gesicht des Mannes war gedunsen und blaß, um die niedere Stirn ringelten sich gleich Schnecken kleine, schwarze Locken. Die Augen, die die Blitze draußen widerspiegelten, waren hell und leuchteten unter den schweren, geschwollenen Lidern ab und zu in einem seltsamen wahnwitzigen Glanz auf, der sich sogar über die scharfen Züge um Nase und Mund zu verbreiten schien. Die Gestalt hatte etwas von einem gefallenen Imperator; der Kopf war die Maske eines Nero. Nordlings Blick haftete an der auffallenden Erscheinung; er fühlte sich gleichzeitig angezogen und doch wieder beunruhigt von diesem Äußern. Ein nervöses Vorgefühl von irgend einer herannahenden Katastrophe erfaßte ihn, stachelte sein Nervenzentrum zur Angst auf und machte seinen Atem kurz und schwer, als müsse er in dieser elektrizitätschwangeren Atmosphäre ersticken.

Der Raum war jetzt beinahe schwarz. Das leise Murmeln des Gesprächs ging in dem langgezogenen Rollen des Donners unter.

Der Aufwärter kam jetzt mit einem großen Glas Bier; der Schaum lief ihm über die Finger.

„Hier", sagte er. „Und dort kriegst du Freilunch. Die Würste sind immer heiß. Thank you für die Hilfe . . . ."

Man schrie nach Bier von einem Tisch, an dem vier Individuen saßen, die aussahen wie Börsenjobber oder Buchmacher. Sie hatten die Hüte im Nacken und Zigarren in den Mundwinkeln und spielten mit fettigen und von Fliegen beschmutzten Karten Poker. Der Deutsche hastete weiter.

Nordling trat zu einem hohen Wandtisch mit steinerner Platte, auf der unter

einem großen Kessel eine blaue Gasflamme brannte. Auf dem Tisch, der, trotz einer leise surrenden mechanischen Fliegenscheuche, von einem Heer von Fliegen umschwärmt war, standen Teller mit Resten von Wurst und Sauerkraut, Brotrinden und Tomatenstücken. Eine große Schüssel voll geriebenen Meerrettigs stand da, in einer andern lagen in Wasser und Essig eine Menge schmutziger Gabeln mit schadhaften Beinheften. Ein hohes Glas enthielt Sellerie und frischen Lauch, deren grüne Stengel gleich Federbüschen über den Rand emporragten. Neben einem großen, runden, stinkenden Limburgerkäse stand eine Schüssel mit dicker Milch und gehacktem Schnittlauch; aus dem Kessel mit den Frankfurterwürsten stieg der Dampf wie eine Wolke. Nordling besann sich nicht lang.

Er nahm einen Teller, rührte hastig mit einer Gabel in dem Essigwasser, und legte sich darauf vier Würste, ein paar Sellerieстangen, Meerrettig und einige Löffel dicke Milch auf. Mit einem Messer schnitt er sich ein großes Stück Käse ab und bettete es zwischen die zwei größten Stücke Schwarzbrot, die er finden konnte. Sein Bierglas hatte er auf den nächsten Tisch, dicht neben einem Pfeiler gestellt; dahin setzte er sich.

Er aß mit der Gier des Arbeitslosen, Ausgehungerten. Die starken Gewürze machten es unmöglich, den ursprünglichen Geschmack der Gerichte zu erkennen. Sein Mund brannte, als er die Bissen mit einem Schluck Bier hinunterspülte.

Die Wärme und das Essen erschlafften ihn für ein paar Augenblicke. Zum hundertsten Mal wälzte er in seinem Hirn den Gedanken an Arbeit, Arbeit, der ihn gleich einem Gespenst verfolgte. Und wie gewöhnlich sah er vor sich eine Menge Menschen, die es besaßen, dies so ersehnte Kleinod.

Jetzt fiel ihm der lange Zug der aufgehaltenen Elektrischen auf der Straße ein. Deutlich sah er alle diese Männer vor sich mit ihren Frühstückspaketen oder Lunchblechdosen, ihren Blusen oder Arbeitshemden. Da und dort ein Werkzeug, ein Stift, ein Eisen. Die älteren rauchten ihre Maispfeifen, die jüngeren Zigarrettenstummel, manche lasen während des Wartens die Abendzeitungen. So müde sie waren, sie fuhren doch heim zu ihrer Familie oder ihrem Logierhaus, wo das Abendbrot, die Hauptmahlzeit des Landes, sie dampfend erwartete. Und dann kam der Sonnabend, der wöchentliche Lohntag; da konnten sie sich abends ein paar Extra-Glas gestatten, oder ins Varieté, in irgend ein großes Ballokal gehen. Wie hatte er es sich ausgemalt, dies regelmäßige Leben, das er die ersten Jahre im fremden Land führen würde, bis er genug erspart hätte, um auf eigene Faust etwas zu unternehmen, den Sprung zu wagen! Das kleine Zimmer, das er mieten, das reichliche Essen, das er dreimal täglich verzehren, wo er sich seine Kleider kaufen, sein Glas Bier trinken, seinen Tabak beziehen würde! Die Bank, der er sein Erspartes anvertrauen wollte; er sah sich in seinem kleinen Buch rechnen, addieren. Wie hatte er die Annoncenspalten in den riesigen Sonntagsnummern der Zeitungen studiert, wie war er herumgelaufen, hatte gesucht, Queue gestanden, sich in den Stellenvermittelungs-

bureaus herumgetrieben! Und schließlich hatte sich die Tatenlosigkeit über ihn geschlichen, die zunehmende Gleichgültigkeit, der Leichtsinn. Das Verlangen, nur noch dem Tage zu leben, morgens beim Erwachen das Grauen, immer wildere Ideen von etwas Unerwartetem, das sich ereignen würde. Das Tagdiebleben der Straße, die Ruhestunden in den Kneipen, das endlose Sichhinziehen der immer ferner rückenden Aussichten. Und aufs neue dies gefährliche Traumleben, das ihn schon einmal fast ruiniert hatte, daheim, im alten Land. Das alte wahnwitzige Grübeln über die Erfindung, von dem er nie ganz loskommen konnte. Und mittlerweile dies stufenweise Sinken bis fast zum Vagabunden!

Ja, zum Vagabunden! Saß er nicht hier, mit leerem Glas, bereit, sich ein zweites geben zu lassen, und dann ein drittes, obgleich ihm dann kein Pfennig mehr blieb für die Nacht und den folgenden Tag! Vertröstete er sich nicht schon damit, daß er, wenn bloß das Wetter besser würde, die Nächte ganz im Freien verbringen könnte, statt sich bei Freunden draußen in der Vorstadt ein Sofa zu erbetteln? Und sagte er sich nicht täglich, wenn nur erst Oktober wäre, so würde er schon Arbeit finden? Nur der Sommer mußte eben hingeschleppt werden. Und all das, trotzdem er mit einem Schauder an Winterkälte und Schnee dachte und an die bösen kalten Winde des großen Sees . . .

Der junge Schwede klopfte auf den Tisch. Gleich darauf fiel ihm plötzlich ein, daß er ja gar keine zehn Cents mehr hatte, bloß noch fünf. Er hatte ganz vergessen gehabt, daß er dem Kondukteur noch gerade sein Fahrgeld bezahlt hatte, ehe die Wagen stehen blieben. Noch ein Glas und er war gänzlich ohne Geld. Aber schon kam der Deutsche mit dem Bier.

Mit einem Mal war völlig schwarze Nacht. Dann flammte ein Strahl von silberweißen Blitzen auf und ein Knall wie von einer heftigen Dynamitexplosion wetterte durch das Lokal, das zu erzittern schien. Die Gläser klirrten hinter der Bar, ein paar Stimmen schrien laut auf. Und unter ihnen unterschied man den hohen und schrillen Entsetzensschrei eines Weibes. Dann war alles wieder stumm; man hörte den Regen und Hagel wie einen Donner von Bleikugeln gegen Fenster und Türen schlagen. Schließlich ging das Knattern in eine so wahnwitzige Heftigkeit über, daß es klang wie ein unablässiges Pochen von Hämmern und Schlägeln. Dazu hörte man das Brausen des Wasserstroms draußen auf der Straße; es klang wie ein tosender Wasserfall.

Die Stimme des Wirts erklang als erste:

„Steck das Gas an, rasch!"

Und des Aufwärters unruhige Antwort:

„Ja, ja. Wenn es nur nicht gefährlich ist jetzt" . . .

Zitternd machte er Licht und entzündete, auf den Zehenspitzen balancierend, mit Mühe die acht Brenner, die an kurzen Armen von den Pfeilern getragen wurden. Die Flammen beleuchteten den großen Raum nur unvollkommen, sie schienen in einem Nebel zu schwimmen und brannten träg und unruhig, mit

flackernden blauen und gelben Spitzen. Noch immer dröhnten die Donnerschläge und hallten von den benachbarten leeren Seitenstraßen und Höfen zurück.

Einer der Pokerspieler schleuderte seine Karten von sich und strich ein paar Geldstücke ein. Er war ganz bleich.

„Ich spiele vorläufig nicht mehr", sagte er.

Die übrigen widersprachen nicht. Gähnend schoben sie die Hüte auf die Nasenspitzen und reckten sich, mit über dem Kopf gebogenen Armen. Da und dort verlangte einer Bier oder Whisky. Der Wirt beugte sich mit mürrischem Gesicht über eine Zeitung, rauchte und gab dabei genau acht auf die Kassen. Das Nerogesicht stand reglos wie eine Bildsäule.

Nordling hatte sein Glas in dem Moment erhalten, als der Donnerschlag krachte. Ob mit Absicht oder nicht, der Aufwärter hatte den Nickel nicht genommen, der auf dem Tisch lag. — „Was tun?" dachte der Schwede. „Ob ich's wage, das Geld wieder einzustecken?"

Ein zweiter Aufwärter öffnete eine der Türen im Hintergrund. Sie schien in einen Gang nach dem Hof zu führen, denn ein kalter Luftzug strömte herein und man hörte den Regen lauter plätschern; es klang, als klatschte das Wasser auf Asphalt und leere Tonnen. Gleich darauf kam er mit einem Eimer voll Austern zurück, den er auf den Frühstückstisch stellte. Ein paar Männer traten herzu und bedienten sich.

Auch Nordling erhob sich. Aber während er aufstand, die eine Hand auf die Tischplatte gestemmt, so daß er mit dem Daumen unvermerkt das Fünfcentstück zu sich herscharren konnte, erblickte er plötzlich eine Gruppe, die der zunächststehende Pfeiler ihm bisher verborgen hatte. Und diese Gruppe fesselte ihn so, daß er ebenso regungslos wie die Imperatorgestalt in der Barecke stehen blieb.

Um einen runden Tisch mit leeren Gläsern und fünf umhergestreuten beinernen Würfeln saßen einige Männer, halb von ihren Mänteln verhüllt, mit Schlapphüten oder Mützen auf den lockigen Häuptern. Sie rauchten Tonpfeifen, trugen Ringe in den Ohren und waren von außergewöhnlich dunkler Hautfarbe. Einer von ihnen, der älteste, in dessen braunen Krausbart sich schon Grau mischte, hatte die Beine, vom Fuß bis herauf zum Knie, kreuzweis mit breiten Binden von blauer Wolle umwickelt. Am Rock hatte er, statt der Knöpfe, wie es schien eine doppelte Reihe von alten Silbermünzen.

Aber nicht diese wenn auch noch so pittoreske Gesellschaft war es, was die Aufmerksamkeit des Schweden fesselte. Sein Blick hatte, wie immer, die Figuren blitzschnell umfaßt und überschaut, hatte die ganze Situation malerisch gewertet und sie mit dem Gehirn photographiert. Aber das Bild trat in den Hintergrund vor einem andern — dem jungen Mädchen, das am Tisch saß, steif, regungslos, mit einem erstarrten Zug von Entsetzen in dem schönen Gesicht.

Es war dasselbe Weib, das durch die Tür der Bar gestürzt war, als das Unwetter losbrach.

Sie saß auf dem niedrigen Barstuhl wie eine Göttin auf ihrem olympischen Sitz. Die Guitarre lag auf dem Fußboden. Ihr schwach gebräuntes Gesicht war blaß, wie der unbestimmte Opalschimmer, den man im frühesten Morgenschein auf einer Gardine beobachten kann. Das Gesicht — jung, rein orientalisch — trug den Stempel eines Ernstes, der an den Ausdruck gemahnte, den das Bild der großen Sphinx zeigt. Die Oberbeleuchtung von der nebligen Gasflamme des Pfeilers warf den Schatten der schmalen, graden Nase über einen hart geschlossenen Mund, der trotz seiner schmalen, violetten Lippen von vollkommener Zeichnung war. Das schwarze, schwere, fest in Schlangenflechten gewundene Haar, in dem ein paar blaue geschliffene Steinnadeln glitzerten, verlieh der Stirn einen Ausdruck, als trüge sie ein Diadem, eine düstere Krone, von einem unbekannten, drohenden Schmied geschmiedet. Ihre Augen waren weit offen, mandelförmig und doch hinreichend gerundet, um die Iris gleich der erweiterten Pupille einer wachsam lauernden Katze hervortreten zu lassen. Sie hatten einen Ausdruck unbezähmbaren Schreckens. Um den unbedeckten Hals schlang sich ein Halsband von Bernsteinperlen.

Ganz verhext starrte Nordling die Erscheinung an. Es war ein Bild, das sein ihm angeborenes künstlerisches Temperament sogleich begehrlich verschlang. Er glaubte zu träumen.

Das junge Mädchen saß ganz aufrecht, unberührt, wie fremd in seiner Umgebung. Ihr ärmliches Kleid, ein simples, vom Wetter mitgenommenes Kattunfähnchen einfachsten Schnittes, fiel in geraden, steifen und trotzdem formgebenden Falten an dem jungen Körper hernieder, und zeichnete scharf die junge Brust, die Schlankheit der Taille, die schwach gerundeten Linien der Hüften ab. Sogar die Umrisse der abfallenden Schultern und der Arme traten hervor, als wäre sie nackt gewesen, und die Beleuchtung von oben half noch dazu, ihr ein Relief zu geben. Ein an eine Zelle gemahnendes Gitterfenster hinter dem wunderbaren Kopf trug dazu bei, der Szene den Schein eines Bildes zu verleihen.

Was aber den Betrachter am meisten entzückte, ja geradezu hypnotisierte, das war der Ausdruck der Augen. Er sah, wie ihre Farbe, die hellem Wein glich, ein schwimmendes Widerspiel des Unwetters draußen trug, ein wiegendes Spiegelbild des Aufruhrs der Natur, ihres gebändigten Entsetzens vor dem Unbegreiflichen. Schicksalsaugen waren es, dunkel, trunken vom Leben des Todes.

In diesem Augenblick schallte ein plötzliches Auflachen durch den Saal. Alle fuhren zusammen. Das junge Mädchen erbebte wie unter einem Schüttelfrost, ihre Augen weiteten sich eine Sekunde lang noch mehr, glühten dann heftig auf in zornigem Feuer, und mit einer unbeschreiblichen, ebenso einfachen als sprechenden Gebärde eines Zornes, der sich bis zum Abscheu steigerte, erhob sie sich. Die Augen zogen sich zusammen zu schmalen Schlitzen, in denen es schwarzrot funkelte, und die feinen Pinselbrauen vereinigten sich zu einer graden Linie und sanken tief herab zu einem drohenden dunkeln Strich.

Das Lachen wiederholte sich; ein spottendes Echo, begleitet von Donnerkrachen und Hageltosen, antwortete ihm. Nordling, der fühlte, wie sein Herz vor lang niedergehaltenem nervösen Schrecken zusammenzuckte, sah sich verwirrt um.

„Was ist?" stammelte er, „um Gottes willen!"

Einer der Spieler deutete nach dem Schenktisch.

Es war das Neroantlitz, das lachte. Er stand mit zurückgeworfenem Kopf und vorgedrängter Brust, in Rednerstellung, wie auf einer Tribüne, mit geballten Händen, die manchmal mit einer wohlüberlegten, plastischen Geste durch die Luft fuhren. Der eine Fuß war, wie bei einem Violinspieler, ein wenig vor den andern geschoben.

„Ha", schrie er, „ha, ha!"

Und zwischen die rollenden Salven seines Hohnlachens mengte er unverständliche Worte.

„Er muß wahnsinnig sein", flüsterte Hugo.

„Verrückt!" erwiderte der junge Mensch am Pokertisch in einer Art zurechtweisenden Tones, als spräche er von etwas, das alle Welt wissen müßte. „Das ist doch O'Neill, der Rechtsanwalt."

Es lag trotz allem etwas Erhabenes über der ganzen Erscheinung, mochte es auch die Glorie des Wahnsinns sein. Die schwarzen Schneckenlocken ringelten sich um die bleiche Stirn; und als er mit einem Ruck plötzlich die Knöpfe seines Überziehers aufriß und die Klappen weit zurückwarf, hob sich der starke Bau des Oberkörpers noch deutlicher hervor — ein Torso wie der griechischer Götterstatuen. Er ergriff die Papierrolle und schüttelte sie hoch über seinem Kopf. Die Stimme steigerte sich bis zum vibrierenden Gebrüll, behielt aber dennoch einen gewissen Klang:

„Meine Herren — meine Herren . . . ."

„Still — st — sst", zischte der Wirt.

„Schweig, Woßlick, Schenkwirt und Kuppler, früherer Gemeinderat und Stadtgelderräuber — ich muß es am besten wissen, ich der dich freigelogen hat — — — schweig!"

Alles hatte sich erhoben; die Gruppen lösten sich auf. Sogar um den Speisetisch ward es leer. Die Aufwärter grinsten verstohlen und warfen den bekannten Kunden verständnisinnige Blicke und Grimassen zu. Die Zuschauer bildeten einen Halbkreis um den Rechtsanwalt.

Aber das runde, rote Gesicht des Wirts lächelte nur. Ein paar aufrechtstehende Haarsträhne seiner stark pomadisierten und schöngescheitelten Frisur zitterten leicht. Er rollte seine fette, schwarze, spulenförmige Zigarre aus einem Mundwinkel in den andern. Und sich mit seinen in glänzenden Fettschwarten begrabenen Schweinsaugen umblickend, stotterte er, wie Zustimmung erflehend:

„Ah, dieser O'Neill — famos! Großartig — großartig! . . . ."

Der kleine deutsche Aufwärter piepste:

„Tja, er ist famos, er ist wonderful!"

Der Spieler schrie:

„Spendier' eins, O'Neill!"

„Schweig!" brüllte der Rechtsanwalt.

Und gleich darauf, mit den Armen fuchtelnd:

„Meine Herren! Sie hören, wie der große Richter da draußen tobt — nicht wahr? Der große Richter, Ernst im Blick, Majestät auf der Stirn — wie ein glücklicherweise längst verstorbener Poet sich äußert. In dieser Raserei der entfesselten Elemente — ja, meine Herren, ich weiß sehr wohl, daß dies eine ganz verdammt abgedroschene Phrase ist, aber sie paßt nun einmal zufälligerweise hierher — haben wir uns hier zusammengefunden. Mich däucht, als sähe ich lauter Angeklagte: Richter und Geschworene — und auch Rechtsanwälte, warum schließlich auch nicht — heut abend hier. Denn, ich schwör's beim Sternenbanner, nie hab ich unter den erwähnten Ingredienzen das erschaut, was man wirklich einen ehrlichen Mann nennen könnte! Nein! Allerdings ist es mir gelungen, einem armen Weib, das sein vaterloses Kind umgebracht hatte, ein Urteil auf lebenslängliches Zuchthaus zu verschaffen — wissen Sie, was das heißen will? — Ich habe auch die Freisprechung eines Giftmischers erwirkt — er war nämlich Millionär — aber was will das heißen? Bosch, meine Herren, nichts als bosch! Ah, ich habe gesprochen! Herrgott, wie hab ich gesprochen! O'Neill, der Silberzüngige, meine Herren! Ja, so nannte man mich.

Und die Witzbolde unserer ersten Tagesblätter deuteten es auf ihre Weise — Sie verstehen: Silberzüngig! . . . Ja, das war gar nicht so dumm — an Silber fehlt's nicht — was, Kneipwirt? Na, Gemeinderat Woßlick, so nick doch wenigstens! Wer sagt da was? Junger Mann, junger Falschspieler, gib wohl acht! ob du hier gehängt wirst oder einen kleinen hübschen Stoß von viertausend Volten im Stuhl in Sing-Sing erhältst — ich sympathisiere mit dir, unter allen Umständen. Glauben Sie mir, Liebwerteste, wir sind alle gleich, alle auf derselben Bank! Wir wandern alle denselben Weg — alle! Ja freilich, ich bin betrunken und toll, aber — hoho! — toll bin ich immer, aber — aber — aber nicht immer betrunken. Das ist's, darauf kommt's an, immer betrunken sein! . . . Meine Herren Geschworenen, ich erinnere Sie zum Schluß nur an — nicht an Ihre Konsorten — das tut das Gesetz, — sondern — sondern daran, daß Sie alle Familienväter sind, daß Sie ein eigenes Heim besitzen, kleine Kinder . . . . Wahren Sie sich das, wahren Sie diese durch das Urteil, das Sie fällen. . . . . Ich beantrage lebenslängliche Zuchthausstrafe für die Verbrecherin."

Der Rechtsanwalt sah sich mit wilden und wirren Augen um. Er röchelte heiser und riß mit einem hastigen Ruck seinen Kragen auf. Die schwarze Krawatte löste sich und hing mit ihrem einen Ende über die Weste herab. Dann schrie er:

„Diebe, Pack und Räuber — meine Brüder, was wollt ihr? Ich zahl's! Wählt das teuerste! He, Woßlick! . . ."

Er steckte eine Hand in die Hosentasche und zog eine Faust voll Silbermünzen

und Papiergeld heraus, die er auf den Schenktisch warf. Darauf schlug er mit der geballten Faust auf die massive Platte, Schlag auf Schlag, in dem Bemühen, die großen Dollarstücke in das Holz einzuhauen. Der Wirt versuchte ihn zu beruhigen.

Ein Beifallssturm begrüßte die letzten Worte. Die Aufwärter liefen umher: „Was wünschen Sie? — Sie haben gehört — er sagte das Teuerste?"

Eine allgemeine Bewegung entstand im Lokal. Es war, als hätte die zusammenhangslose Rede eine erlösende Wirkung ausgeübt auf den Gewitterdruck, den der Sturm über alle gebreitet hatte. Alle rührten sich, gingen ab und zu, gestikulierten, schwatzten. Der Donner grollte noch, aber in der Ferne. Der Regen fiel, doch gleichmäßiger, mehr im Takt; der Wind pfiff noch, langgezogen, aber leise, wie das Sausen durch herbstliches Prärieгras. Es war Musik in diesen Naturlauten — lange, brausende Streichakkorde, der Abschluß einer gewaltigen, unbändigen Sinfonie.

Nordling atmete tief. Das erraffte Essen, die Fetzen einer Mahlzeit, die er gierig verschlungen hatte, hinterließ ihm nicht den wahren Eindruck von Sättigung und stumpfer Zufriedenheit, die dem Stalltier seine Futterration verleiht. Die Kehle brannte ihm vor Durst von dem Zwiebel- und Pfefferzusatz. Wild, wie gewaltsam aus einem Traum gerissen, sah er den Aufwärter an. „Gib mir von eurem besten Whisky und Sodawasser", sagte er. „Und eine Zigarre — aber eine von den Inseln, wenn ihr die habt, du verstehst schon . . . ."

Rings um ihn her murmelten die Gäste. Lauter Kinder der Nacht, Unglückliche, Abschaum, Menschen jenseits des Gesetzes. Spieler und Diebe ohne Zweifel, Kuppler, Herumtreiber, Arbeitslose. Er fühlte sich auf einmal solidarisch mit ihnen, wollte irgend etwas tun, irgend etwas sagen. — Dann kam ihm der Einfall, zu dem verrückten Rechtsanwalt hinzugehen und ihm die Hand zu drücken. — Warum auch nicht? dachte er. Was war das doch, das er eben sagte? Auf dem gleichen Weg — ja — freilich — wie einfach und wie zutreffend! Aber als er sich zwischen den Tischen durchdrängte, wo die Kellner umherrannten, in einer Hand Flaschen, in der andern das Brett voller Gläser, unter den Armen die Zigarrenkisten, sah er, daß O'Neill mit dem Wirt würfelte. Die kleinen Beinstückchen klangen auf der Platte, so oft er mit einem Fluch den umgestülpten Lederbecher hart auf den Tisch schlug.

Dabei fielen Hugo die Zigeuner ein.

Eifrig sah er nach ihrem Tisch hinüber.

Sie saßen ungefähr wie zuvor. Die Männer hatten Wein kommen lassen und redeten eifrig miteinander, ein paar von ihnen stopften Tonpfeifen, die andern rollten sich zwischen den schmutzigen braunen Fingern Zigaretten. Das Mädchen aber hatte dem Lokal den Rücken gewandt und den Kopf auf ihre auf dem Tisch gekreuzten Arme gelegt. Das Tuch über den Achseln stand aufrecht wie eine dreieckige Kapuze.

Nordling balancierte sein kleines Whiskyglas auf der Fläche seiner Hand und ging zu der Gruppe hinüber.

„Glück auf", sagte er, „Glück auf! — Angenehme Nacht, was?"

Einer der Männer, der in der vornehmeren Kleidung, blickte auf. Er lächelte; die Zähne glänzten weiß in dem struppigen Bart. Das Mädchen rührte sich nicht.

„Glück auf!" sagte er in gebrochenem Englisch. „Glück auf. Gut Freund, gut Freund, lieben Amerika. Sehr gut Freund, fröhlicher Bursch . . ."

Nordling fühlte sich auf einmal verlegen, fremd. — Was soll ich bloß sagen? überlegte er.

Er starrte auf den schwarzen runden Nacken des Weibes.

In die Augen des Mannes mit den Silbermünzen sprang ein Funke. Er klopfte die Mädchengestalt leicht auf die Schulter.

„Ysaïl", sagte er, „sing etwas".

Das Mädchen setzte sich auf.

„Sing, Ysaïl", bat der Mann. Und er fügte ein paar Worte in einer unverständlichen Sprache hinzu.

Sie erhob sich.

Einer der Männer erhob sich gleichzeitig. Er nahm die Guitarre vom Boden und reichte sie ihr mit einer Art Verbeugung, indem er den einen Fuß nach rückwärts führte und leicht das Knie beugte. Darauf nahm er seine Mütze ab und ging im Lokal umher, blieb bei den verschiedenen Gruppen stehen, grimassierte, schwatzte und lachte. Nach und nach bildeten die Gäste einen weiten Kreis um die Gesellschaft unter dem Gitterfenster. Die meisten hatten halbgeleerte Gläser in den Händen; und wieder schwebte Nordling das Bild einer Theaterszene vor. Sogar der Wirt war hinter seiner Schenke hervorgekrochen. Ein paar von den Spielern und der kleine böhmische Kellner standen auf Stühlen. Bloß der Rechtsanwalt blieb, finster und schwarz, mit gesenktem Kopf auf seinem Platz. Der Donner war verklungen.

Da griff das Mädchen mit einem Schlag in die Saiten der Guitarre. Ihre Augen schlossen sich, der Kopf fiel nach vorn. Ein paar feine Haarsträhne, die sich gelöst hatten, fielen ihr gleich weichen Blumenstengeln um die Wangen.

Ysaïl sang.

Es war ein langer, zitternder Ton, der dahinfloß und perlte. Dann stieg er, und Worte, unverständlich, unmöglich zu unterscheiden, klangen und hüpften wie Schaumtropfen dahin. Jetzt wurde die Stimme scharf, dunkel, fast hart. Sie hob den Kopf, öffnete die Augen weit und schrie einen Schrei, einen Seufzer, ein Schluchzen in die Nacht hinaus. Weiter sang sie — was sang sie wohl? Ihr Gesicht war blaß und ernst, streng manchmal. Die Augen blickten weit fort. Dann und wann vibrierte ein Ton der Guitarre.

Hugo Nordling starrte die seltsame Sängerin so lange an, bis seine immer weiter werdenden Pupillen zuletzt starr wie Glas wurden, wie bei einem in hypnotischen Schlaf Versenkten. Wie in einer weiten Fernsicht sah er seine Vergangenheit, glaubte seine Zukunft vor sich zu sehen. Und Ysaïls Bild kam ihm entgegen wie vorhin auf der Straße, unter der Wolke, in Blitz und Sturm.

Das Gewitter war vorüber. Sogar der Wind wehte nicht mehr, keinen Hauch hörte man mehr vor den Fenstern und der verrammelten Tür. Nur das Tropfen des schmelzenden Hagelschnees von Rinnen und Fassadenvorsprüngen tönte im Takt mit dem Lied der Zigeunerin.

Stumm, mit halboffenen Mäulern und festgebannten Blicken stand die Herde der Gäste, die Hefe der Straße. Für eine kurze Minute vergaßen sie Whisky, Nacht und Lebenssturm. Selbst des unehrlichen Wirtes tierisches Gesicht drückte einen stumpfen Frieden aus, der nichts mit der Roheit der Alltagsgenüsse zu schaffen hatte. Und von O'Neill, dem Rechtsverdreher, dem Mann mit dem kranken Gewissen, drang ein tiefer Seufzer herüber. Er stieg aus seiner schweren Brust wie ein Amen der Verzweiflung auf die kurz vorher herausgeschleuderte, wirre Litanei über ein verspieltes Leben.

Das fremde Mädchen schlug einen Triller, griff drei harte Griffe auf der Guitarre und schloß ihren Gesang mit einem lauten Schrei. Sie richtete sich auf, preßte ihre Knie hart zusammen, bog den Körper zurück, so daß sich die Brustwarzen unter dem Stoff deutlich abzeichneten, und hob die schlanken Arme hoch und grad über den Kopf empor, mit beiden Händen ihre Guitarre festhaltend. Der Kopf war gleichfalls zurückgeworfen — ein rätselvolles Lächeln spielte um die feinen Mundwinkel. Die Augen, die unbeweglich gradaus starrten, hoch über die Köpfe der andern weg, schimmerten gelb wie die Bersteinperlen des Halsbandes. In diesem Augenblick leuchtete das Fenster hinter Ysail auf. Es färbte sich durchsichtig wie Smaragd, und eine breite Flut Mondlicht brach sich einen Weg von Silber und Grün in das rauchneblige Dunkel des Gaslichts. Scharf zeichnete sich auf dem beleuchteten Quadrat des Fußbodens das Gitter ab; sein Schattenbild traf noch einen Zipfel von des Mädchens Kleid.

Die Mondnacht

Ein Gemurmel erhob sich nach dem Gesang, sobald das Mädchen aus ihrer trancegleichen Statuenpose erwachte. Sie zuckte zusammen, schüttelte leicht den Kopf, ließ die Arme niedergleiten und sank gleich darauf auf ihrem Stuhl zusammen. Während der Mann mit der Mütze bettelnd die Runde machte, befahl Woßlick gähnend, jedem der Gäste auf Kosten des Lokals ein Glas Bier zu verabfolgen. Einige klatschten in die Hände, andere gingen nach der Tür, die zwei Aufwärter eben im Begriff waren zu öffnen; die Pokerspieler suchten in ihren Taschen nach ein paar Geldstücken. Nordling ließ seine Blicke umherschweifen — wieder ward er von tiefer Beklommenheit erfaßt. Wovon hatte sie gesungen? Es klang wie Sehnsucht und Haß, und das waren just die Gefühle, die ihn erfüllten. Einem plötzlichen Impuls gehorchend, trat er ins Freie. Die Luft war rein und hatte in ihrer Kühle etwas Aufreizendes, wie junger Wein. Ein grünes Mondlicht flutete aus dem Himmelskelch hernieder, dessen Malachitwölbung über den dunkeln Häusern unendlich erschien. Das Licht regnete in

Millionen leuchtender Nadelspitzen, und als er aufblickte, däuchte ihm, als schaue er abwärts in einen schwindelnden, unergründlichen Rachen. Das Holzpflaster der Straße hatte das Wasser schon aufgesaugt; eine der wunderbaren indianischen Sommernächte Amerikas folgte dem Hagelsturm.

— Wohin soll ich gehen? fragte sich der Schwede. Er fühlte sich nicht müde und beschloß, zum Park hinauf zu wandern. Aber als er das gegenüberliegende Trottoir erreicht hatte, wandte er sich um, um einen letzten Blick auf Woßlicks Keller zu werfen.

Die Gittertüren standen weit offen. Die Flut gelben Lichts, schwer, voll tanzender Stäubchen, fiel schräg auf den mondbeschienenen Asphalt. Taumelnde Gestalten, struppigen Nachtvögeln gleich, stapften und hüpften heraus. Sie bogen in schmale, dunkle Gassen ab, verschwanden in Winkeln, des Nachthimmels Lichtquell scheuchte sie zurück in ihr Element, ein fünftes Element — das Dunkel. Sie verschmolzen mit ihm — verschwanden in den Schatten.

Zuletzt kam auch die Zigeunergruppe. Auf der Straßenseite, auf der Nordling sich befand, lag tiefer Schatten. Die Männer — ihrer sechs zählte er jetzt — und das junge Weib standen im Mondlicht. Die Münzenknöpfe am Rock des Hauptmanns blinkten.

Sie besprachen sich eine Weile und darauf verließen, zu Nordlings Verwunderung, die Männer Ysaïl. Sie blieb vor der Kneipe stehen, während die andern nach der Brücke zu gingen.

Aber plötzlich zog sie ihr Schultertuch dicht um den Kopf. Die Guitarre eng in den Arm gedrückt, halb vom Tuch verdeckt, begann sie rasch nach Norden zu zu gehen. Sie sprang halb, und an der ersten Querstraße, Eriestreet, bog sie nach links ab. Nordling folgte.

Clarkstreet lag öde, mondbeglänzt. Das Doppelgeleise in der Mitte der Straße funkelte. Der Parkhintergrund schimmerte in einem Spinngewebe von Zypressengrün und Tautropfenreflexen. Die Seitenstraße war schwarz wie ein Grab. Hell hob sich an einer Ecke die Gestalt der Zigeunerin ab. Mit ein paar langen Schritten holte Hugo sie ein. Sie wandte den Kopf.

„Was wollen Sie?" sagte sie.

Nordling besann sich nicht lang. Kameradschaftlich erwiderte er: „Mit dir gehen. Laß mich, ja? Ich weiß nicht, wo ich sonst bleiben soll heut nacht. Ich war auch bei Woßlick . . ."

Sie hob die Augenbrauen.

„Was sagen du? Du sein verrückt."

„Nein — hör mich an. Du hast so schön gesungen. Wie heißt du?"

Sie lächelte.

„Wie ich heißen? Du nicht sagen können. Heißen Ysaïl."

Sie sprach den Namen flüsternd. Es klang wie ein Summen mit etwas wie Schlangenzischen über den Vokalen. Hugo hatte den Laut schon vorhin erfaßt, war aber nicht sicher, wie es ausgesprochen wurde.

„Das ist schön!" sagte er. „Woher kommst du?"

Sie ging langsam weiter und schielte von der Seite auf ihn.

„Und du? Woher?"

„Von Schweden. Weit fort, weißt du, im Norden, im Schnee."

„Ah ja, ich wissen. Kommst von Rußland."

„Nein. Aber das ist einerlei. — Wie dunkel es hier ist!"

Die Straße lag vollkommen schwarz. Keine Laterne brannte. Das Mondlicht beleuchtete nur die Dächer und da und dort die obersten Stockwerke. Sie näherten sich dem linken Flußarm — dem schlimmsten Viertel. Das Mädchen blieb stehen.

„Nicht weiter gehen", sagte sie. „Sein gefährlich."

„Ich will aber — ich will", rief er.

„Nein — dumm! Gut Nacht."

Nordling faßte sie um den Leib. Sie rang mit ihm und sagte etwas in ihrer fremden Sprache. Dann wurde sie auf einmal ganz still, schmiegte sich an ihn und flüsterte, deutlich bemüht, ein möglichst korrektes Englisch zu sprechen:

„Laß mich oder ich rufen. Du kann Ysail bei Woßlick sehen, ein andermal. Gehorche!"

Er versuchte sie zu küssen und hörte, wie die Guitarresaiten bei der Umarmung sachte vibrierten, wie in Weh und Klage. Aber sie riß sich los, eilte über die Straße und war weg.

Hugo lauschte. Er hörte das Wasser um das Pfahlwerk des Kais plätschern. Undeutlich schimmerte ein Brückenskelett durch das Dunkel. Eine Angst überfiel ihn. Ihm war, als schlichen Schatten durch die dunkle Leere um ihn. Dies war der schlimmste Stadtteil, ein Schlupfwinkel des Raubs und Meuchelmords. Rasch sprang er in die Mitte der Straße und begann ostwärts zu eilen.

Das Bogenlampenband von Clarkstreet leuchtete in der Ferne. Mit jeder Straße, die er passierte, ward es heller. Larrabee- — Sedgewick- — Market- — Wells- — Lasalle- — — endlich, da war Clarkstreet. Er blieb stehen. Das Schild eines Uhrmachers wies halb zwei.

Verzweiflung packte ihn. Er blickte die Straße entlang; ihm däuchte, er sähe vor sich einen endlosen Weg, streckenweise sprühend von Diamanten, Gliedern eines doppelreihigen Halsbands, dann wieder Licht und Schatten in der Mitte scheidend, lange Strecken auch ganz in schwarze Schatten gehüllt, die an den mondglimmernden Fenstern der Häuserreihen emporkletterten. Wie würde es ihm ergehen schließlich — würde er immer, wie bisher, unter den Ausgestoßenen vorübertreiben an dem schimmernden Perlenbandpfad, um von den Schlagschatten ertränkt, begraben zu werden?

Halb zwei — zwei, vier, sechs, acht — ah — mindestens sechs, sieben Stunden, in denen er gehen mußte, gehen, gehen, gehen, eh der Morgen kam. Und dann — was dann? Weshalb nicht lieber —? Aber nein — so unbegreiflich es war — nein, nein, nein! Noch nicht!

Langsam ging er weiter. Er wollte versuchen sich in den Park zu schleichen und trotz der Polizei dort ein Plätzchen zum Schlafen zu finden.

Ein Viertel um das andere durchwanderte er. Die schmalen Häuser mit ihren gleich Fußschemeln vorgeschobenen Trottoirkanten aus Holz, aus Eisen, aus Stein, standen wie Gespenster. Grüne Jalousien deckten zum Teil die Fenster, verwittert, schief, mit gebrochenen Rippen. Da und dort gähnten bloß schwarze Löcher im Mondschein — die Scheiben hatte der Hagelsturm zerschlagen. Fast ein ganzes Viertel durch konnte manchmal eine Reihe solcher Fenster sein, immer auf derselben Seite. Große, auf Pfeiler gestützte Schutzdächer wölbten sich über den Straßen, wo die Läden für Nahrungsmittel ihre leinwandgedeckten Tonnen und Körbe ausgestellt hatten. Vor den zahlreichen Zigarrenhandlungen standen steife Holzbilder, die Indianer mit Federbusch und geschwungenem Tomahawk darstellten. Die mit gefärbtem Wasser gefüllten Glaskugeln der Apotheken glühten mit schwachem Glanz in den dämmrigen Fenstern. Aus den sorgfältig verrammelten Kneipen, Spielerverstecken und Freudenhäusern hörte man gedämpftes Gemurmel und das Geräusch von Gesang, Flüchen, Gläsern, Würfeln oder Kartenhinwerfen. Der Mond beleuchtete die Straße, überzog mit seinem Glanz eine Scheibe, einen Vorsprung, eine Türklinke oder färbte da und dort die Plakattafeln, ganze Partien von Reklamebildern, Giebeln, Telegraphen- und Straßenbahnpfosten mit seinem Grün.

Jetzt war Nordling in Chestnutstreet. Der Wind rauschte in den Bäumen der Straße. Aus der Hintertür eines französischen Cafés taumelten ein paar Gestalten. Ihre geöffneten kurzen Mäntel wiesen glänzende, vom Frackausschnitt eingerahmte Hemdbrüste. Sie juchzten dem Heimatlosen zu, winkten ihm sinn- und gedankenlos mit dem Stock. Einer stolperte über das Straßenbahngeleise und verlor seinen Zylinder. Die andern erhoben stolpernd ein wildes Geheul, das ein indianisches Kriegsgeschrei vorstellen sollte.

Weiter oben war Engels Varieté. Cabs, Mietswagen, Droschken und Automobile hielten davor. Große Bogenlampen gaben den schwarzen Silhouetten einen violetten Hintergrund. Aus dem Restaurant im Parterre ertönte Banjomusik, die Fenster des Hotels darüber glänzten gelb. Überwältigt von Müdigkeit blieb Hugo stehen und lehnte sich gegen einen roten Metallpfosten, eine Vorrichtung zur Entgegennahme von Kreuzbandsendungen.

Ein von Mauleseln gezogener Wagen kam sachte die Straße herab. Er sah aus wie ein Omnibus, war hell erleuchtet, hatte einen Kamin, aus dem der Rauch aufstieg; ein Dampf von Gebratenem umgab ihn. Vom Kutschbock herab rief unaufhörlich eine Stimme:

„Heiße Tomale, warme Wurst, Pfannkuchen! Tomale, heiß . . . . ."

Nordling horchte auf. Der mexikanische Leckerbissen, Tomale, glühendheißes Präriefücken mit Cayennepfeffer, lockte ihn. Aber gleich fiel ihm ein, daß das zehn Cents kostete. Er hatte bloß fünf. Sollte er Kaffee nehmen und Maiskuchen oder lieber Wurst?

Der Wagen hielt vor dem Varieté. Ein paar Kutscher näherten sich. Auch ein paar alte Blumenverkäuferinnen, deren zerfetzte Körbe voll waren von halbverwelkter Ware, hinkten heran. Eine von ihnen weinte, beklagte sich laut darüber, daß „der Ihrige" sie geschlagen hätte, weil sie nichts verkaufte. Mit vor Whisky stinkendem Atem stammelte sie: „Er hat mich geschlagen, yes, he did. Dort, Bessie, die Rothaarige, die nimmt uns die Kunden. Und dabei ist sie erst dreizehn, und tut alles, was sie will . . . . . Anzeigen sollt man sie . . ."

Nordling stellte sich vor eins der Wagenfenster.

„Kaffee", sagte er, „und Maiskuchen — aber heiß!"

Es war ihm eingefallen, daß der Kaffee ein Mittel gegen den Schlaf war. Eine graue Tasse ohne Henkel, die aussah, als wäre sie aus Stein, wurde herausgereicht. Auf einem Pappdeckel lagen drei kleine, rauchende, runde Kuchen. Aus dem Fettdampf ertönte eine Stimme:

„Na, her mit dem Geld!"

Hugo reichte sein Fünfzentstück hinein.

Mit einem plötzlichen Zittern, wie vor Malaria, trank er den Kaffee und verschlang die Teigklumpen. Dann schob seine bebende Hand die Tasse wieder über das herabgelassene Fensterbrett zurück. Mit dem Rockärmel wischte er sich den Mund — eine Geste, die er daheim überhaupt nicht gekannt hatte. Von der andern Seite des Wagens hörte man das Lallen der betrunkenen Straßenverkäuferin:

„Geschlagen hat er mich — yes, he did . . ."

Und der Mond leuchtete.

Nordling wanderte weiter. Bald sah er den Parkeingang vor sich, grandios in der Nachtbeleuchtung, mit Lincolns Steingestalt, die vor dem Präsidentenstuhl stand, und der halbkreisförmigen Balustrade, die sich wie eine Sichel um den Sockel wand. Weiter hinten, zu beiden Seiten, ruhten weiß im Mondlicht die Sphinxen; sämtliche Avenuen des Stadtviertels liefen hier wie in einem Fächer zusammen.

Er blieb stehen. Dort neben dem runden Turm des La Plaza-Hotels standen zwei Schutzleute und schwenkten ihre Stöcke.

Der Schwede wandte um und ging nach dem See zu, dessen Fläche am Ende des Parkboulevards aufglänzte. Dort blieb er wieder stehen.

In einer schwachen Buchtung standen die Bäume um den Michigansee. Der breite weiße Steinweg wand sich öde und leer bis zur Kolossalstatue des General Grant zu Pferd; die großen Halbbogen unter dem Sockel waren deutlich sichtbar. Gegen den Strand, der aussah wie aus Porzellan geformt, wie der Rand einer Riesenschüssel, plätscherte eine sachte Brandung grünen Wassers, deren kleine zerschäumende Wogenkämme golden blinkten. Bis hinaus zu der strichschmalen, kreidefarbigen Mole, wo eine rot-weiße Wechsellaterne sich drehte, lag das Wasser in Malachitmosaik. Und der Himmel war ebenso grün,

durchsichtig licht seine Wölbung. Der Mond, kreisrund, groß, intensiv blendend, beleuchtete See, Strand, Wald und die Reihe der Villen längs Lake Shore Drive.

Hugo Nordling fühlte sich müde, müde bis zum Tod. Seine Füße schmerzten; es war, als habe er von den Knien abwärts überhaupt keine Beine mehr. Die Schenkel waren steif und wund, wie nach Schlägen, Arme, Schultern und Nacken steif. Die Augen tränten und wollten nicht mehr offen bleiben. Taumelnd faßte er nach einer Stütze und klammerte sich an einen Baumstamm. Ob er sich wohl niederlegen durfte? Dort im Schatten — einem Schatten wie Samt — konnte man ihn doch nicht sehen. Er bückte sich. Das Gras war noch feucht.

Bis jetzt hatte er dem Schlaf gewehrt; aber nun fühlte er sich besiegt. Ihm war, als könne er überhaupt den Kopf nicht mehr aufrecht tragen. Immer weiter schlich er sich — dort war eine Bank. Er legte sich auf den Rücken; der Mondschein regnete auf ihn herab. Er schloß die Augen; aber der Mondschein schwamm ihm unter die schmerzenden Augenlider. Dann sah er Ysaïl — hörte das Rauschen der Bäume. Und das Baumrauschen und Ysaïls Blicke schläferten ihn ein und er entschlummerte.

Ein Rippenstoß weckte ihn. Es schien ihm, als zöge man ihm eine schwarze Mütze vom Gesicht. Was war das? Was wollte man von ihm? Seine Augen schlossen sich wieder, schlummerschwer, muskelschlaff. Da fühlte er ein paar kräftige Stockschläge an den Fußsohlen und setzte sich auf. Ein Schutzmann mit dem Helm über den Augenbrauen stand neben ihm. Es war im Grund ein gutmütiges Gesicht, mit Hundeaugen und ergrautem Schnurrbart. Er ließ seinen dicken Totschläger wie spielend an dem dünnen, quastenverzierten Lederriemchen an seinem Handgelenk tanzen.

„He!" sagte er. „Wake up — nicht schlafen! Immer auf den Beinen — na — zu!"

Hugo rieb sich die Augen.

„Was schadet's denn?" sagte er.

„Die Vorschrift, Kamerad! Man muß gehorchen. Vorwärts — move on!" —

Nordling erhob sich und versuchte sich fröstelnd zu strecken. Sein ganzer Körper war steif nach dem kurzen Schlummer.

Er taumelte den Weg hinan, wo ein Gitter ums andere die schloßähnlichen Villen der Millionäre bezeichnete. Plötzlich blieb er stehen. Er rieb sich die Augen. Darauf betrachtete er verwirrt die Szene vor sich. Ein Gitter, dessen lanzenförmige Spitzen bronziert waren und dessen Fuß aus gehauenem Granit bestand, blinkte im Mondschein. Dahinter erstreckten sich schöngeschorene Grasplätze, in Ovalen, in Rondellen, in Dreiecken, zwischen denen sich weiße Sandwege durchschlängelten. Rings auf der weichen, dunkeln Fläche waren Beete und Sträucher verstreut, bis zu den sorgfältig verschnittenen Hecken, deren Grün

schwarz in der Dunkelheit stand. Ein paar große rote Blüten wandten dem Mond ihre Gesichter zu. So blendend war der Schein, daß Nordling die zitternden Staubfäden in dem Kelche erkennen konnte.

Hinter den Hecken erhob sich im Phantasiestil ein Schloß. Die in launigem Wechsel von Granit und Sandstein aufgeführten Mauern bedeckten da und dort Schlinggewächse und Mauergrün, das sich manchmal bis hinauf zu den Altanen und einem vereinzelten Dachfuß rankte. Das Schmiedewerk, die facettierten Fenster, das Schieferdach und die Turmspitzen glitzerten im Mondschein gleich Sonnenwellen.

Hinter einer zur Terrasse führenden Balkontür brannte eine rote Ampel. Sonst war alles dunkel in dem großen Bau, der in dieser schönen, märchenbeglänzten Nacht zu schlummern schien.

Aber nicht der Palast war es, der Hugos Aufmerksamkeit gefangen nahm und ihn auf einen Augenblick seine Müdigkeit vergessen ließ. Mitten auf dem Hof, im Schatten eines Stallgebäudes, das selber einem kleinen Schloß glich, stand ein Mann. In seinem blaueingefaßten Wams und der Schürze, die Schirmmütze im Nacken, sah er aus wie ein Gärtner.

Er stand dicht am Rand eines Wasserbassins, dessen Springbrunnen abgestellt war; vom Zementrand her ringelte sich ein Schlauch mit Spritze bis in seine Hände. Ein leises Sprudeln gab zu erkennen, daß die Spritze in Arbeit war, und der Strahl — und das war das Seltsame — war auf den dritten Stock des Schlosses gerichtet.

Nordling starrte hinauf. Galt es da, eine kleine ungefährliche Feuersbrunst, die plötzlich aufgeflammt war, möglichst still und ohne die schlafenden Bewohner zu erschrecken, zu löschen? Undenkbar! Oder war es eine nächtliche Bewässerung irgend eines merkwürdigen Schlinggewächses, das in seiner fremden Umgebung dies erforderte? Hugo verfolgte den Bogen des Silberstrahls, wo er aus der Schattenlinie hervorbrach und einen feinen Tauregen, gleich Perlenschaum, auf die Erde niederrieseln ließ. Nein, der Strahl traf die Spiegelglasscheiben und rann dann, zu schimmernden Wasserrinnen zersplittert, an dem verzierten Fenstersims und weiter an der Mauerfläche hinab. Es war ganz still, die Zinnentürme hoben sich gegen den grünen Mondhimmel, die Nachtschatten der Bäume lagen wie gemalt auf den Grasflächen und der Mann mit der Schlange stand unbeweglich wie eine Statue und richtete unentwegt seinen Strahl gegen das Fenster im dritten Stock. Nur das schwache Gurgeln des Wassers, das weiche Zischen des Mundstücks und der Fall des Strahls gegen die Scheibe, der dem Seeuferplätschern glich, war hörbar.

Da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter.

„Keine Lust, da hinüberzuklettern hoffentlich, was?"

Nordling zuckte zusammen. Der Schutzmann stand hinter ihm.

„Was bedeutet das denn?"

Der Irländer zögerte.

„Sie wissen es nicht?"

„Nein."

„Palmer-Hudson wohnt da, der Schlächter, der Millionär."

„Na — und?"

Der Schutzmann war zufriedengestellt.

„Du bist all right", sagte er. „Hoffentlich kriegst du bald Arbeit. Na ja — der alte Palmer kann nicht schlafen, weißt du. Den ganzen Sommer schläft er auf Atlantikdampfern, weil er das Wasser hören muß — die Wellen, die an die Schiffswände schlagen, weißt du. Reist immer. Aber im Herbst muß er heim und jobben — in Schweinen. Kann nicht schlafen, Insomnia, weißt du. Hat zu viel Geld — kann nicht schlafen. Deshalb bleibt Jim Blakeley nachts auf und spritzt auf des Alten Schlafzimmerfenster. Das tut wie auf der See, und der Alte kann ein paar Stunden schlafen. Komisch . . . ."

Er redete in mürrischem und doch freundlichem Ton. Dann standen beide ganz still und starrten hinüber nach dem Haus und dem Strahl der Wasserschlange.

Der Mann auf dem Hof hielt inne. Er ließ die Spritze ins Gras gleiten und wartete. Man hörte das Wasser ins Bassin rinnen.

Nach ein paar Minuten öffnete sich ein Balkonfenster und ein alter Mann in Pyamas erschien. Der Mond beleuchtete klar ein weißes, verwittertes Gesicht.

„Mehr! Weiter!" rief er. „Nicht aufhören, Jim, more, Jim!"

Und Jim begann aufs neue mit Spritzen.

Nordling wandte sich um. Er wankte. Wieder fühlte er die Todesmüdigkeit in allen Gliedern.

„Wo kann ich schlafen!" schluchzte er, und seine Stimme klang wie die eines jammernden Kindes.

Der Schutzmann betrachtete ihn stumm. In seine Augen kam ein Ausdruck, den Hugo mit dunklem Erstaunen dem Entsetzensblick Ysails beim Donnerschlag in der Bar verglich. Es war eine seltsame Mischung von Schreck und Mitleid, eine Art resignierter Verwunderung über etwas Unfaßbares.

Dann sagte der Irländer kurz:

„Ich komm heut nacht diese Ronde nicht mehr. Auch kein andere. Gut Nacht."

Und hastig ging er davon, der Stadt zu.

Der Schwede blickte ihm eine Sekunde lang nach. Dann sprang er, stolpernd und taumelnd, zu den Bäumen am See. Mit Aufbietung seiner letzten Kraft gelangte er zu der nächsten Bank zwischen den Stämmen. Dort legte er sich auf den Rücken und sah, wie die Mondstrahlen durch das grüne Gewölbe sickerten. Bald wurde vor seinen Augen alles wirr, Strahlen und Blätter tanzten wie kleine Wellen; er schlief fest.

Er hatte lang geschlafen. Ein Traum weckte ihn. Ihm war, als wäre er

auf dem langen Zug, der sich, ganz von Arbeitern überfüllt, aus dem Tunnel herauswand. Zu tausenden fuhren die müden Maschinen nach Haus. Das Gedränge war unerhört. Er mußte kämpfen, um seinen Platz auf einem der Wagen zu behalten. Aber zuletzt mußte er doch weichen, und mit einem Schrei fiel er vom Perron und unter die Räder. In diesem Augenblick erwachte er. Er war von der Bank heruntergefallen und lag auf der Erde. Die Sonne schien, es mochte wohl zwölf Uhr mittags sein. Sein Kopf schmerzte, aber er hatte gründlich ausgeschlafen. Er stand auf. Langsam kroch er nach dem Boulevard hinauf. Der Potter-Hudsonsche Palast lag sonnenbeglänzt da, niedergelassene Markisen vor allen Fenstern. Innerhalb des Gitters liefen ein paar Männer herum und schnitten das Gras. Ein Neger polierte den Messingbeschlag einer Terrassentür. Unter dem überdachten Portal des Haupteingangs wartete in einer riesigen, glänzenden Luxusmaschine ein Chauffeur.

Durch eine Seitenstraße ging Hugo wieder Clarkstreet zu. An der Ecke begegnete er einer abwärts gehenden, mit Arbeitern vollbepackten Straßenbahn. Also konnte es noch nicht so spät zu sein. Aus einem der Wagen rief jemand seinen Namen. Es war ein Bekannter, ein schwedischer Tischler.

„He, Hugo," schrie er, „geh ins Boardinghouse, Mrs. Ostroem hat einen Brief für dich, rekommandiert . . . ."

Die Bahn rasselte weiter.

(Fortsetzung folgt)

Die Spirale / ein unveröffentlichter Plan Gustave Flauberts / mitgeteilt von E. W. Fischer

s lag nicht in Flauberts Art, sich zwischen der einmal begonnenen Arbeit fremden, neu auftauchenden Gedanken hinzugeben. Unbeständigkeit war sein letzter Fehler trotz eines äußerst feinen, unendlich leicht erregbaren Organismus. Gerade weil die äußeren Eindrücke ihn so leicht in Schwingung versetzten, durfte er ihnen nicht nachgeben, sollte nicht alle Konzeption in ihm zersplittern und verflattern. Machtvolles Eindämmen des Gedankenkomplexes und unerbittliches Unterbinden aller störenden Zuflüsse wurden unerläßliche Bedingungen seines Schaffens. Langsam und stetig umrankte er den einmal gewählten Gegenstand, führte seinem Wachstum allein alle Kraft zu, bis die alten Formen blatt- und blütenüberwuchert in neuem Gewande dastanden. Aber mühe- und qualvoll war dieser Prozeß der Durchdringung des gegebenen Stoffes mit der Wesenheit seines Ich, mühe- und qualvoll und zugleich unendlich zeitraubend. Die Monate, die Jahre schwanden ihm unter den Händen, während seine Feder nur wenige Seiten mit jenen wundervollen Sätzen bedeckte, deren Prägung im Feuer seiner Methode gehärtet war. Und wenn wir sein Lebenswerk überschauen, so ist der Schritt von Werk zu Werk zugleich ein Schritt über viele Jahre, über einen Lebensabschnitt. In ihrer Unverbrüchlichkeit hat diese Produktionsweise, die in den letzten Tiefen der Flaubertschen Persönlichkeit begründet ist, etwas von dem unstörbaren Wirken eines Naturgesetzes. Aber sie lehrt uns zugleich verstehen, daß nur wenige köstliche Früchte zur Reife kommen konnten; sie macht begreiflich, daß Fragmente mit der einzigen Ausnahme des posthumen Werkes, wo der Tod dem Dichter die Feder aus der Hand nahm, nicht vorhanden sind; und sie erklärt schließlich den Umstand, daß der Nachlaß Pläne nur in ganz geringer Anzahl enthält.

Unter den letzteren schien mir der bei weitem merkwürdigste eine auf wenigen Seiten, teils mit Tinte, teils mit Bleistift skizzierte Konzeption zu sein, die „La Spirale“ überschrieben ist. Am merkwürdigsten deshalb, weil dieser Plan keinen von außen übernommenen Stoff festhält, sondern aus des Dichters eigenstem Erleben heraus konzipiert ist und somit wichtige Züge zu seinem Porträt hinzufügt. Auch die sein ganzes Schaffen so treu widerspiegelnde Korrespondenz enthält an einer verborgenen Stelle eine Hindeutung auf diese Konzeption. In einem Briefe an Louise Collet heißt es: „Nein, ich sehne nichts aus meiner Jugend zurück! Ich langweilte mich fürchterlich! Ich dachte an Selbstmord! ich verzehrte mich in allen möglichen Arten von Melancholie; mein Nervenleiden hat mir gut getan, es hat das alles auf das physische Element abgeschoben, und dann hat es mich mit merkwürdigen psychologischen Phänomenen bekannt gemacht, von denen niemand eine Vorstellung hat oder vielmehr, die niemand ge-

fühlt hat. Eines Tages werde ich mich dafür schadlos halten, indem ich das in einem Buche verwerte, (diesen metaphysischen Roman mit Erscheinungen, von dem ich Dir gesprochen;) doch da es ein Gegenstand ist, der mir Furcht einflößt, ich meine im Sinne meiner Gesundheit, so muß damit gewartet werden, und ich muß fern von diesen Eindrücken sein, um sie mir künstlich, ideal und damit ohne Gefahr für mich und das Werk hervorrufen zu können." Diese Worte klingen geheimnisvoll und verheißend zugleich und erregen den Wunsch nach genauerer Kunde über diese eigentümliche Konzeption. Freilich, viele Leser werden achtlos an dieser Briefstelle vorübergegangen sein oder sie ohne weiteres auf die „Versuchung des heiligen Antonius" bezogen haben, mit welcher der Plan in der Tat eine entfernte Ähnlichkeit hat. Daß es sich jedoch um etwas ganz anderes als die Versuchung und gerade um die „La Spirale" überschriebene Konzeption handelt, wird mit Sicherheit aus dem Folgenden hervorgehen.

Ähnlich wie in der Versuchung ist der zentrale Träger des Ganzen ein einzelnes Individuum, oder eigentlich ist es auch hier wieder nur das Hirn dieses Individuums, das zum Brennpunkt alles Geschehens gemacht wird. Von hier aus wird die Handlung angeschaut, sie empfängt zugleich auch ihre Gesetze aus der psychischen Disposition dieser Hauptperson. Der Held ist Maler und hat lange Zeit im Orient gelebt. Also eine Künstlerintelligenz, und in ihr schlummernd der farbensatte Traum vom Orient! Eine Künstlerintelligenz, die ohne Zweifel gleich derjenigen Flauberts mit außerordentlich feinem Verständnis für die malerischen Qualitäten der Dinge ausgerüstet werden sollte. Das war eine wundervolle Gelegenheit, das ganze Blendwerk magischer Gebilde daraus hervorzuzaubern. Denn der Orient mit allem, was der Held dort gesehen, sollte in Visionen wieder in ihm erstehen. Auch wie diese Visionen hervorgerufen werden sollten, ist im Plane bereits angegeben. Der Held hatte im Orient angefangen dem Haschisgenusse zu frönen. Nach Paris zurückgekehrt, verzichtet er auf die Malerei wie auf das angenommene Laster. Denn schon der Geruch der Dose, in der er sein Zauberelixier aufbewahrt, genügt, um ihm Halluzinationen zu verschaffen. Bald jedoch kann er auch dieses physischen Anreizes entbehren; es gelingt ihm, sich eigenmächtig durch eine Art von seelischer Präparation in den ersehnten Zustand zu versetzen. So kann er nun allein durch die Macht des Willens dem rauhen Zwange des Daseins entschlüpfen und seine Phantasie mit goldenen, beglückenden Bildern erfüllen. Von jetzt an werden seine Träume regelmäßig; aber noch schleudert ihn im schönsten Augenblicke ein jähes Erwachen in die Wirklichkeit zurück. Mehr und mehr jedoch greifen diese Zustände um sich, gewinnen an Dauer und spannen sich über sein aktives Leben aus. Die Stunden eigentlichen Wachseins schwinden und lösen sich in einen permanenten Somnambulismus. Ein langer, ununterbrochener Traum umspannt zuletzt sein ganzes Leben.

Dies ist die psychische Disposition des Helden, die die Grundlage für den ganzen Aufbau des Buches bilden sollte. Aber wie auf dieser Grundlage eine reale Handlung aufbauen, fragte sich Flaubert. Wenn das Traumleben ihn

für alles entschädigt und den einzigen erwünschten Zustand bildet, woher die Motive zum Handeln nehmen? Eben aus dem Traumleben selbst. Der Held hat bemerkt, daß diese Zustände in einer bestimmten Beziehung zu seinem sittlichen Leben stehen. Leichter und häufiger erschließen sich ihm die Tore zum Traumland, sobald er im Leben das Gute vollbracht, so oft er sich seinen Mitmenschen gegenüber wohltätig erzeigt hat. Ein inneres kausales Band verknüpft so die beiden Welten, zwischen denen sein Dasein oszilliert. Schon von Natur ist er liebenswürdig, mitleidig, aufopfernd, und diese Eigenschaften werden befruchtet aus jener anderen Welt und werden ebenso viele Antriebe zu Taten. Wäre diese Wechselwirkung nicht vorhanden, so müßte der Held in Passivität verfallen gleich St. Antonius. So aber wird die gute Handlung, die Willensaktion von ihm gefordert, der Traumzustand ist die Belohnung. Ist der Held moralisch gewesen, dann tritt Sabbatstille in seiner Seele ein, und langsam fühlt er das hohe Fest seines Lebens nahen. — Aber wenn ihn das Phantasieleben in die Wirklichkeit zurückweist und dabei zugleich einen moralischen Einfluß auf ihn ausübt, so besteht daneben noch eine zweite Verbindung der beiden Welten, die, wundervoll ersonnen, bis zu einem gewissen Grade auch in anderen Werken von Flaubert durchgeführt ist. Es sollten nämlich die Ereignisse der beiden Welten einen Parallelismus bilden, der Art, daß alles, was in der Wirklichkeit hart und drückend war, sich in heitere und beglückend schöne Bilder der Phantasie löste. Zwei Handlungen sollten nebeneinander herlaufen, wovon die zweite die Verklärung der ersten war. Das graue Weltbild wurde vom Geiste des Helden wie von einem Spiegel aufgefangen, der es verzerrend und verschönernd zugleich in eine neue Welt projiziert.

Die eigentliche Handlung ist nur in ganz unbestimmten Umrissen angedeutet. Während die Wirklichkeit immer größeres Unglück auf den Helden häuft, sollten die Ereignisse des imaginären Lebens den umgekehrten Verlauf nehmen. Also, je größer das Leiden in der Welt, desto tiefer die Wonnen im Traum, je schwerer die Selbstüberwindung bei der auferlegten Prüfung, desto beglückender der Phantasiezustand. Zuerst wird der Held von Freunden verraten, dann seines Vermögens beraubt; die Frau, die er liebt, weist ihn zurück. Er versucht sein Glück zu machen in der Hoffnung, sie dennoch zu erringen. Aber alle seine Pläne scheitern. Inzwischen hat sie einen andern geheiratet, einen Schurken. Dieser behandelt sie schlecht, und der Held muß die Geliebte vor den Scheußlichkeiten ihres Gatten schützen. Seine Aufopferung geht so weit, daß er ihrem Liebhaber Dienste erweist und ihr Kind erzieht. Alle Enttäuschungen, alle Leiden und auch alle Leidenschaften, selbst die schlechtesten, die indessen nicht weiter skizziert werden, soll der Held kennen lernen, und schließlich über sie triumphieren, wozu ihm die Aussicht auf seinen Traumzustand die Kraft gibt. — Im großen und ganzen sollten die Traumgestalten den Personen der Wirklichkeit ähneln, nur war alles in orientalische Verhältnisse verwandelt. Der Gatte der geliebten Frau war in Wirklichkeit ein pedantischer und unbedeutender Regierungsbeamter

von nichtswürdigem Charakter. Auf dem Traumtheater erscheint er als grausamer und grotesker Sultan wieder. Die Geliebte selbst findet ihr phantastisches Spiegelbild in einer Odaliske im Harem dieses Sultans. Andere Transformationen ergaben sich aus einer Patrouille der Nationalwache, die als zahllose ins Gebirge marschierende Armee wieder erscheint, durch den Anblick eines Geistlichen, der im Hirn des Helden die Gestalt Jesu Christi heraufbeschwört. Der Vorsteher eines Bureaus erscheint als Vezier wieder. Auch einzelne Visionen, deren reales Gegenspiel noch nicht gefunden war, sind skizziert. Diese Flaubert in großer Fülle zuströmenden Bilder beziehen sich, charakteristisch genug, fast alle auf den Orient und erinnern an einzelne Teile der Versuchung. Da ist eine in der Wüste verirrte und vor Durst verendende Karawane; eine Riesenschlange mit einem Frauenkopf, das ganze Ungetüm kommt aus einer Mauerspalte hervor; ferner die Vision einer ungeheuren Stadt von ungleichen Proportionen, mit Palästen und Fischereianlagen; der Hof eines Königs, wo der Königssohn sich mit einem Affen im Waffenspiel übt; das Zusammenleben mit einem Brahmanen in der Einsamkeit, wo der Held die Sprache der Vögel verstehen lernt und die Pflanzen wachsen sieht; und anderes mehr. Indessen sollte der Orient nicht allein herangezogen werden, sondern auch Bilder aus der Revolution, der Feudalzeit und den Kreuzzügen. — Im Traumleben war der Verlauf der Dinge folgender: der Held kommt in ein fremdes Land, — der Schauplatz ist hier immer im Orient, — und wird dort schlecht behandelt. Er verliebt sich in die Tochter des Sultans und setzt alles daran, sie zu seiner Gattin zu gewinnen. Sie erwidert seine Liebe. Schließlich wird er Minister, kommt aber bei Übergabe der Rechnungen ins Gefängnis. Doch weiß er sich aus der Schlinge zu ziehen und zettelt, wieder in Freiheit, einen Aufstand an. Er sieht sich plötzlich an der Spitze von Heeren, befreit die Völker, ist auf dem Gipfel der Macht und des Glücks. Diesem inneren Höhepunkt entspricht ein völliges Zusammenbrechen seiner wirklichen Existenz. Nachdem sich Unglück auf Unglück gehäuft, wird er, verkannt, ins Gefängnis geschleppt und zuletzt in einem Irrenhause untergebracht. Hier erst wird er des höchsten inneren Glückes teilhaftig. Er fühlt sich im Wahne aller einengenden Bande befreit, er überspringt die Grenzen der menschlichen Natur. Vergangenes und Zukünftiges sind gegenwärtig für ihn, er glaubt die Dinge in ihren Urformen zu sehen. Nichts verändert sich mehr für ihn, er glaubt, beim Absoluten angelangt zu sein und die letzten Wahrheiten erlangt zu haben. Diese trägt er seinen Mitgenossen im Leiden vor, die jedoch gleich ihm, jeder in seinem eingebildeten Zustande, das höchste Glück genießen.

Soweit Flauberts Aufzeichnungen, die wir möglichst getreu im Anschluß an des Dichters Worte und mit den in ihnen enthaltenen kleinen Widersprüchen wiedergegeben haben. Warum überschrieb er diesen Stoff „Die Spirale"? Die Deutung dieses symbolischen Titels wird kaum mit einigem Anspruch auf Sicherheit durchzuführen sein. „Wie eine bis ins Unendliche aufsteigende Spirale", so etwa lautet ein an anderer Stelle von Flaubert gebrauchter Vergleich. Will

der Titel sagen, daß die Gedanken des Helden sich in Kreisen bewegen, die ins Unendliche aufsteigen, in Kreisen phantastischen Lebens um die Wirklichkeit herum, die sie meiden und an die sie doch als Erlebnis, als realen Mittelpunkt gefesselt sind? — Ebensowenig wie eine bestimmte Deutung des Titels wird eine sichere Datierung dieser Aufzeichnungen gelingen. Denn entgegen Flauberts sonst befolgter Praxis, seine Manuskripte bis auf Tag und Stunde genau zu datieren, enthalten die wenigen Pläne nicht die geringste Zeitangabe. Wir können nur aus der angeführten Briefstelle schließen, daß um 1853 diese Gedanken in ihm lebendig waren und er damals noch an die Möglichkeit einer Ausführung dachte. Also zu einer Zeit, wo er mitten in der Arbeit an der Bovary saß und der erste verunglückte Versuch des heiligen Antonius schon hinter ihm lag. Dachte er damals vielleicht daran, die Spirale einst als Ersatz für den einstweilen kaltgestellten Heiligen eintreten zu lassen? Auch später noch kehrt der Gedanke an dieses Werk in der Korrespondenz wieder. Denn wo Flaubert von seinen Memoiren spricht, ist jedenfalls immer diese symbolische Darstellung seines inneren Lebens gemeint. Dieser autobiographische Gedanke reizte ihn zuzeiten, zu anderen stieß er ihn wieder ab, und diese Stimmung siegte, so daß die geniale Konzeption der Spirale fallen gelassen wurde wie eine Blüte, die verdorrt, ohne Frucht zu tragen.

Gründe besonderer und gewichtiger Natur mußten es sein, die der Weiterentwicklung dieses Gedankens Abbruch tun konnten. War es wirklich nur, wie der Dichter sagt, die Furcht, die seine Feder lähmte? Flaubert litt in seiner Jugend an Halluzinationen, die nach dem wenigen, was er darüber mitgeteilt hat, Zustände grausigster Qual gewesen sein müssen. In den Memoiren eines Wahnsinnigen, einem seiner Jugendwerke, gibt er uns eine kurze Schilderung solcher entsetzlicher Augenblicke, in denen gräßliche Gestalten auf ihn eindringen. Aber diese Seelenzustände bis in ihre feinsten Fasern zu analysieren und darzustellen, wie es die Spirale erfordert hätte, mochte ihm als eine Art Sakrileg erscheinen, das nicht ungesühnt bleiben konnte. Nachdem er ihrer einmal Herr geworden, mochte er es für gut befinden, das Vergangene in Ruhe schlummern zu lassen. Zu leicht konnte diese unerklärliche Macht, wenn er ihr ins Angesicht schaute, wieder Gewalt über ihn gewinnen. Das etwa mochte er meinen, wenn er in jener Briefstelle von Befürchtungen für seine Gesundheit spricht. Und dazu kam die Scheu, mit dem Intimsten seines Lebens vor die Menge zu treten. Er war in allem, was sein Leiden anging, von äußerster Zurückhaltung. Seine Freunde berichten, daß er selten und nur, wenn es unumgänglich notwendig war, davon sprach, und daß er sich dann solcher Ausdrücke bediente, die seine wahre Natur verschleierten. Auch diesen Plan der Spirale erwähnt er nur Louise Collet gegenüber. Und nun sollte er ein Werk schreiben, in dem er all dies sorgsam Gehütete niederlegte, und dieses mit seinem Herzblute getränkte Werk sollte vielleicht einst in profane Hände gelangen. Wäre dieses Buch wirklich zustande gekommen, so würde Flaubert wohl nie den Mut gefunden haben, es zu ver-

öffentlichen. Kostete es ihm doch große Überwindung, die endlich fertiggestellte Versuchung, das Werk, in welches er sein Ich am unmittelbarsten hat überströmen lassen, dem Haufen preiszugeben.

Zu diesen Gründen persönlicher Natur traten ästhetische Bedenken. Wer Flauberts künstlerische Entwicklung verfolgt hat, weiß, daß sein ganzes Streben auf Entselbsten geht. Das im Werke unmittelbar erscheinende Ich des Künstlers schien ihm hassenswert, verächtlich, geschmacklos und unkünstlerisch. Darum ist bei ihm die erste Forderung für große Kunst „Unpersönlichkeit". Hier aber hatte er in die letzten Verborgenheiten seines Wesens hinabsteigen und aus ihnen heraus ein Kunstwerk gestalten wollen. Seine Persönlichkeit, das Individuum Gustave Flaubert mit allen seinen ureigentümlichsten Besonderheiten gab das Gerüst für den Bau ab, den er errichten wollte. Nein, der Ausnahmemensch Flaubert konnte nicht den Stoff bilden für ein Werk großer Kunst, denn dieses soll sich nach Flaubert in den Grenzen der wahrscheinlichen Allgemeinheit bewegen, und darum wendet sich sein schaffender Geist von seinem eigenen Subjekt ab und sucht sich allein an fremden Stoffen zu betätigen, die möglichst weit außerhalb seiner individuellen Sphäre liegen.

Und eine letzte Erwägung Flauberts! Er mußte sich sagen, daß von den beiden Konzeptionen der Versuchung und der Spirale nur eine als fertige Schöpfung Platz in seinem Lebenswerk hatte. Denn beide setzten sich aus gleichen oder doch sehr ähnlichen Elementen zusammen. Hätte er beide zugleich in Angriff nehmen wollen, er wäre wie der Mann gewesen, der auf demselben Gelände zwei Brunnen gräbt und doch weiß, daß die Erde hier nur eine Quelle birgt. Dasselbe Wasser, das die Versuchung speist, hätte auch die Spirale tränken müssen. Nun sind ja vielleicht die Künstler nicht selten, die es lieben, alten Wein in neue Schläuche zu füllen. Aber Flaubert gehört auch in dieser Hinsicht zu den ganz Großen, die an derselben Stelle nur einmal und dann so tief graben, daß sie den ganzen Gehalt für immer erschöpfen. Darum zeigt jedes seiner Werke ein neues, gänzlich verschiedenes Antlitz von dem vorigen, fast kann man sagen, daß sich seine Schöpfungen mit fremden, erstaunten Mienen anlächeln, und erst ihr ganzer Reigen läßt uns die außerordentliche Bedeutung dieses Künstlers ahnen. Daß er in diesen Reigen die Versuchung und nicht die Spirale aufnahm, mag noch darin begründet gewesen sein, daß die erstere schon in zwei abgeschlossenen Redaktionen vorlag. Auch die Anlehnung an eine historische Persönlichkeit, die dem Stoff einen festeren Halt gegenüber dem frei erfundenen Plane gab, mochte zugunsten der Versuchung sprechen.

Und doch lagen wundervolle Möglichkeiten in dieser Konzeption, so wundervolle Möglichkeiten, wie sie Flaubert kaum in einem Sujet wiedergefunden hat. Vor der Versuchung hatte dieser Plan den Vorzug tieferer Originalität und größerer Mannigfaltigkeit der Situation. Der einsame, vom Leben abgeschlossene Phantasiemensch Antonius bleibt äußerlich in einem trostlos monotonen Rahmen, mögen seine Visionen ihn auch weit durch die Lande tragen. Der Held der

Spirale erhielt durch sein Doppelleben eine größere Erdenschwere, ein Strom spannender, realer Ereignisse hätte das Wirklichkeitsinteresse des Lesers gefangen genommen, — ein entschiedener Vorteil gegen die Versuchung, wo ohne wesentliche Unterbrechung ein Schwarm von aufeinander folgenden und schnell wieder verdunstenden Wahngebilden an uns vorüberzieht.

Nun haben wir nach Flauberts Vorgange von der Spirale als von einem Memoirenwerke gesprochen, und es ist vielleicht nicht ohne weiteres ersichtlich, worin denn eigentlich das Autobiographische des Planes besteht oder vielmehr, wie es im Werke zum Ausdruck kommen sollte. — Die Visionen sollten hier eine Erlöserrolle spielen; also mußten sie einen wesentlich anderen Charakter tragen als die Wahngebilde der Versuchung. Denn diese sind im ganzen quälend, erst gegen Schluß des Buches umfangen erquickende Bilder den Heiligen, das Nahen des Morgens symbolisierend. Nun erfahren wir aus einem Briefe Flauberts, daß das Wort Vision zwei ganz verschiedene Bedeutungen für ihn hatte. Es hat einmal einen pathologischen Sinn und bedeutet dann die eigentliche Halluzination, die Erscheinung als krankhafte Ausgeburt der Sinne. Dieser Seelenzustand ist stets mit Schrecken verknüpft, „man fühlt, daß die Persönlichkeit einem entschlüpft, man glaubt, man wird sterben". Das war eine Erfahrung des Neurasthenikers Flaubert. Aber daneben kannte der Künstler Flaubert die innere poetische Vision, die mit einem Gefühle der Seligkeit verbunden ist. Beide Seelenzustände entrücken das Individuum der realen Umgebung, doch hinsichtlich ihres Gefühlswertes trennt sie ein Abgrund. Die visuelle Qualität der Erscheinung wird in beiden Fällen ziemlich die gleiche gewesen sein. Bei der poetischen Vision ist der Prozeß der Entwickelung oft langsam, sie kommt stückweise, „wie die verschiedenen Teile einer Theaterdekoration, die man aufstellt". Aber oft auch entsteht sie plötzlich und flieht vorüber wie das Bild der eigentlichen Halluzination. „Etwas zieht euch vor den Augen vorüber, dann ist es Zeit, sich begierig darauf zu stürzen." Wie groß Flauberts Kunst in der Darstellung des Visionären ist, zeigt die Versuchung. Ein dort angewandtes Mittel, das jedenfalls auch auf persönlichem Erlebnis beruht, ist das Entstehenlassen der Visionen aus Gegenständen der Umwelt, die sich zu verändern scheinen. Dieses Mittel, obgleich von außerordentlicher Wirkung auf den Leser, konnte in der Spirale wohl kaum Verwendung finden. Denn wir müssen wohl annehmen, daß der Held die Einsamkeit sucht, um seine Träume zu genießen, so daß die Phantasiewelt hier nicht unmittelbar an das Milieu anknüpfen kann als Entwicklung und Fortsetzung des apperzipierenden Zustandes. Eine Hauptschönheit von seltenem Reiz hätte gewiß gerade in der Darstellung des Übergangs vom Wachen zum Träumen, von Bewußtem zu Unbewußtem gelegen. Langsam sollte die grelle Mittagshelle des Realitätsbewußtseins in die sanfte Nachmittagsbeleuchtung des Traumlebens hinüberspielen, und dieses Hineinweben der Dämmerung sollte zugleich eine Umwertung des Gefühlsakzentes, den die Bilder tragen, herbeiführen. Schon in einem Jugendwerke, der niederländischen Häß-

lichkeitscharakter zeigenden Novelle: „Ivre et Mort", hatte der Dichter etwas Ähnliches versucht. Bei einem hierin geschilderten Trinkerduell weicht unter dem Einflusse der Getränke nach und nach die ganze ungeheure Spannung im Gefühlsleben der beiden sich tödlich hassenden Duellanten. Der Rausch löst die Klammern der Wirklichkeit von ihren Sinnen, und stille, wunschlose Glückseligkeit zieht in ihre Herzen. Diese Loslösung der Empfindung vom Ich hätte zweifellos eines der interessantesten Motive des Buches gebildet. Und gerade dies Motiv geht auf intimstes Erleben Flauberts zurück. Wer je einen Blick in die Seiten seiner Korrespondenz getan, weiß, wie gerade seine Seele sich sehnen mußte nach der Erlösung vom Willen im Schopenhauerschen Sinne gesprochen. Eine außerordentliche Reizbarkeit auf die Eindrücke der Umwelt löste eine ungeheure Fülle unmittelbarer Reaktionen in ihm aus, während sein innerer Sinn in gigantischem Streben nur auf das Festhalten der einen Erscheinung, die seine Arbeit gerade verlangte, gerichtet war und sie in das letzte kristallklare Bewußtsein zu heben suchte. Und während er rang mit den Dingen der Außenwelt als vorgestellten Erscheinungen, mußte ihm das Gefühl des Dualismus von Subjekt und Objekt zur Qual werden. Denn bei dieser, mit höchster Spannung geleisteten ästhetischen Arbeit erscheinen ja alle Dinge noch in unmittelbarer Relation zu dem Willen des Subjekts. Es ist aber gerade dieses das Eigentümliche der poetischen Vision, daß sie in ihrer Schönheit und Bildkraft diese Beziehung von Subjekt und Objekt auflöst. Indem das Individuum sich verliert an diese Vision und sein ganzes Bewußtsein allein mit ihr füllt, wird es zum reinen willenlosen Subjekt der Erkenntnis. Es ist eins mit dem Gegenstand seiner Erkenntnis; es ist befreit von dem drückenden Joche des tyrannischen Willens, und, ganz der Kontemplation dieser einen Idee außer ihrem Zusammenhange mit anderen hingegeben, wähnt es sich in selige Gefilde entrückt.

Müssen wir nun annehmen, daß hiermit die sonderbaren Phänomene, mit denen sein Nervenleiden ihn bekannt gemacht hat, erschöpft sind, und daß die Spirale von Selbsterlebtem nichts enthalten sollte, was über diese Motive hinausging? Gewiß nicht; denn da er ähnliches ja auch in anderen Werken verwandt hat, würden sie uns kaum in so geheimnisvoll klingender Weise angedeutet sein. Das, was vielmehr das Besondere und Unerhörte dieses Planes ausmachte, sollte zweifellos im Schlußteil liegen, in der Darstellung der Welt der Irrenhäusler. Ein Leben der Seele, in dem die Erkenntnisformen der Dinge andere zu sein scheinen, wo die Erscheinungen herausgehoben sind aus dem Kausalnexus und der Geist bei den Urformen, dem Absoluten, dem Ding an sich angekommen zu sein glaubt. Grausige Wunder des psychischen Lebens in der Tiefe der Umnachtung, nie gesehene Lichter, Farben und Formen hätten in dieser Düsternis durcheinandergewogt. Nur aus der Ferne können wir ahnen, was Flauberts Absicht hier war, denn leider, leider versiegen alle Quellen über diese Seelenvorgänge. Aber wir begreifen, was Flaubert unter seinem Memoirenwerke versteht. Es sollte kein Buch sein, das die äußeren Geschehnisse

seines Lebens enthielt und sein Ich mit diesen im Kampfe zeigt, kein Erziehungsroman im Sinne einer Anpassung an die Welt. Sondern mitten hinein in seine zentrale Geisteswelt mit allen ihren Absonderlichkeiten wollte er uns stellen; er wollte den Schleier von seiner Person fortziehen und uns einen Blick tun lassen in die Struktur seiner Psyche, ein Werk, wie es wohl in der ganzen Literatur nicht seinesgleichen hat. Wer hat nicht den Eindruck, daß dieser außerordentliche Geist uns noch außerordentliche Dinge zu sagen gehabt hätte, daß wir in allem, was er geformt hat, Blüten haben, die aus unergründlichen Tiefen emporblühen, und deren letzten Wurzeln wir nie nachspüren können. Mehr des Rätselhaften als andere Genies umschließt der Flaubertsche Geist. Aber er zog es vor, diese Dinge mit ins Grab zu nehmen und das Buch ungeschrieben zu lassen, das mehr als irgend ein anderes die Bezeichnung eines „document humain" verdient hätte.

„Das Gesunde nenne ich das Klassische und das Krankhafte das Romantische", sagt Goethe in den Gesprächen zu Eckermann. Und wenn in der Tat die Konzeption der Spirale aus einer in vielfacher Hinsicht in ihrem Gleichgewicht gestörten, leidenden Seele hervorgeht, so werden wir hier andererseits vor allem an solche Werke erinnert, die wir als romantische zu bezeichnen pflegen. E. T. A. Hoffmanns Erzählungen mit ihren toll-phantastischen Verzerrungen der Wirklichkeit haben verwandte Züge. Don Quichottes komisch-tragische Gestalt ist aus ähnlichem Geschlecht wie unser Spiralehelb. Calderons wunderbares Drama zeigt eine gleich abgründige Vertiefung des Gedankens von Wirklichkeit und Traum in ihrem Verhältnis zu einander. Aber auch der Märchenduft und das Wirklichkeitsentrücktsein von Shakespeares Sturm kommt uns in den Sinn wie das Wort des großen Briten: „We are such stuff as dreams are made of, and our little life is rounded with a sleep". Etwas spezifisch Nordisches hat diese Konzeption an sich. Nur auf dem Grunde einer Seele, auf der die Nebel meerumgrenzter Länder lagern, konnte sie entstehen. Das Zwielicht skeptischer Betrachtung und die düsteren Schatten des Pessimismus geben ihr die Farbe. Unendlich traurig ist die ihr zugrunde liegende Lebensstimmung. Wir fühlen, wie des Dichters Seele friert bei der Berührung mit der Wirklichkeit, wie ein Grauen sie beschleicht vor der Unentrinnbarkeit des grausam feindlichen Lebens, und wie tödliches Erstarren all ihre emporsprießenden Hoffnungen lähmt. Und während sie angstvoll fliehend nach einem Ausweg sucht, öffnen sich ihr heimatliche Tore, und der Schwermut Belastete, der von der Welt Zurückgewiesene, der Unendlich Einsame geht erlöst ein in das selige Reich der goldenen Träume, wo Duft und Farbe und alles Regen und Bewegen nur Schwingungen der eigenen Seele sind. Das sollte die Moral des Buches sein, daß alles Glück nur in der Illusion, im Wahne liegt, und daß man sich in diesen illusorischen Gedanken retten kann auf der Flucht vor dem Leben, dem schrecklichen, das gleichbedeutend ist mit Leiden.

Der Katholizismus und der Aberglaube/ Rezension eines ungedruckten Buches/ von Arthur Bonus

ies kleine Büchlein hat keine Aussicht viel gelesen zu werden; es gibt einem unserer Zeit zu fremden Kulturgefühl Ausdruck. Vielleicht hat der Verfasser eben darum sein Schifflein an Harnacks großes Staatsschiff gelegt. Das wird ihm kaum viel helfen.

Harnack hatte in seiner bekannten Rede über Protestantismus und Katholizismus* eine Reihe von Punkten namhaft gemacht, in denen seinem Urteil nach die beiden Konfessionen sich innerlich näherten. Weshalb, fragt unser Verfasser, ist unter diesen Punkten nicht auch der Aberglaube? Dies wird den Leser eine höchst verständige Frage dünken und dazu witzig gestellt. Der Verfasser deute offenbar an, daß Religion in dieser wie in jener Form Aberglaube sei, und daß, je mehr wir über diesen Aberglauben hinauswüchsen, desto mehr es uns gleichgültig werden müsse, ob er auf protestantisch oder auf katholisch verkündigt werde. Indessen so ist es nicht gemeint; der Verfasser stellt seine Frage vielmehr mit einem bärbeißigen Ernst; Katholizismus sowie Protestantismus sind ihm geschichtliche Mächte, die als solche Respekt verlangen; wer nicht nur geistreich sprechen, sondern wirken wolle, müsse vor allem bereit sein, Wirklichkeiten anzuerkennen, auch wenn sie ihm zuwider seien. So ist die Frage ganz ernsthaft gemeint, weshalb Harnack, der die Stärken der katholischen Religionsform so deutlich sieht und so unbefangen anerkennt, die Kraft, welche der Katholizismus aus dem Aberglauben zieht, auch nicht einen Augenblick lang, auch nicht einmal hypothetisch als eine echte Kraft betrachtet. Es ist, als fiele ihm das nicht einmal ein. Als käme das nicht einmal als Frage, die man unter ernsten Leuten erwägen könne, in Betracht. Harnack erwähnt ja den Aberglauben, sogar zweimal, aber beide mal nur in dem Sinn, daß nun endlich auch im Katholizismus das Licht zu leuchten beginne: er wolle teilnehmen an dem Kampf gegen den Aberglauben, den er bisher — versteht man zwischen den Zeilen — nur als Machtmittel benutzt habe. Diese Stellungnahme des, wie man nach Meinung des Verfassers sagen kann, glänzendsten Vertreters der modernen protestantischen Theologie stellt er als überaus charakteristisch hin weniger für das Wesen der Religion, über das Harnack ein inhaltreiches Buch verfaßte, als für das Wesen des Protestantismus.

Hierüber gibt unser Verfasser ein längeres und übrigens nicht uninteressantes Kapitel. Man hat in letzter Zeit öfter die Frage aufgeworfen, ob nicht die Lutherische Reformation eigentlich noch ins Mittelalter hineingehöre, ob nicht die Grenze der Zeiten richtiger und praktischer da angesetzt werden müsse, wo die

* Preußische Jahrbücher, Februar 1907, S. 294 ff.

Religion erkennbarerweise eine reine Gedankensache geworden sei, also etwa um das Jahr 1700.

Das ist ja nun in der Tat ein ziemlich starker Abschnitt in einer Entwicklung. Im Leben eines Menschen bedeutet es seinen Tod. Unser Verfasser glaubt, daß diese Stimmen recht hätten. Die spezifische moderne Stellung zur Religion stamme in der Tat erst seit etwa dem angegebenen Zeitpunkt; Luther habe nichts mit ihr zu schaffen.

Dies weist der Verfasser am Aberglauben nach: Luther habe noch mit allen Wurzeln seines geistigen Seins im Aberglauben gesteckt. Soweit seine Religion in unserm Sinne „mehr" als Aberglaube war, war sie wirklich mehr, nämlich wirkliche innere Erhebung religiöser Natur, die deshalb prinzipiell Aberglauben, das heißt naturhafte Religion blieb. Der Aberglaube ist nichts anderes als älteste Religion. Wir kennen ihn nur in derjenigen Verkrüppelung, welche eine geistige Größe erleiden muß, die einige hundert Jahre lang verachtet und verfolgt wird. Sehen wir einmal von dieser besonderen verkrüppelten Form des Aberglaubens ab, so hat er mit jeder höheren Religionsentwicklung dies gemein, daß er die personhaften Mächte, die er über das natürlich Erkennbare hinaus in Natur und Schicksal walten sieht, als ebenso real vorstellt, ja im Grunde realer als die erkennbare Natur. Das reflektiert sich für ihn so, daß sie naturhafte Form und Gestalt annehmen und im ganzen genommen naturhaft mit sich verkehren lassen. Das Erhebungs- und Kraftgefühl, aus dem sie eigentlich stammen, dies, daß sich der Mensch über Natur und Schicksal stellt und sie als Stoff seines Lebens unter sich zu sehen beginnt, äußert sich dann darin, daß die Mächte als Bedingung des Verkehrs einige Forderungen sittlicher Natur stellen.

Man sieht sofort, wo die Schwächen dieser Religionsform liegen: Sofern sie die Mächte naturhaft vorstellt, gerät sie immerfort in die Gefahr, sie auch so zu behandeln, das heißt: die religiöse Erhebung schwächt sich ab. Denn Religion ist in irgend einer Weise immer Selbstbewußtsein der Entwicklung. Ihre höheren Kräfte liegen deshalb stets in einer Art Zukunft, jedenfalls über die bisherige Entwicklung, über die Natur hinaus, — „jenseits", wie die Religionen in einer etwas naiven, aber durchaus richtig empfundenen Ausdrucksweise sagen. Lägen sie nicht da, so würde das bedeuten, daß entweder die Entwicklung stille steht, oder die Religion aufgehört hat, das Selbstgefühl der Entwicklung zu sein. In primitiveren Verhältnissen wird man wohl immer das erstere anzunehmen haben: die religiösen Mächte werden völlig naturhaft, die Entwicklung steht. An dieser Stelle nun wird die Religion des Aberglaubens angreifbar für den Verstand und seine organisierte Betätigung, die Wissenschaft. Was naturhaft existiert, unterliegt der Kontrolle des Verstandes. Sofern die Mächte religiöser Natur sind, das heißt innerer Erhebung ihr Dasein verdanken, nur in innerer Erhebung gefunden, erkannt und ergriffen werden können — als Hebel also der Entwicklung — sind sie für den Verstand nicht da, pflegen

seine Einwürfe auch kaum zu beachten. Sobald sie aber naturhaft, also ohne Gemütserhebung erkennbar sein sollen, werden sie eben dadurch dem Verstande zugänglich und unterliegen also auch seiner Kontrolle. Es ist von jeher ein Hauptsport aller Wissenschaften gewesen, diesen Selbstwiderspruch von naturhaft vorgestellten Mächten, die doch wieder nicht naturhaft sein sollen, aufzudecken und die Religion der Unvernunft zu überführen. Sofern jeder Sport die Kräfte übt, ist dagegen nichts zu sagen; die Religion hat unter diesem Sport bisher so wenig gelitten als etwa ein Fluß darunter, daß man in ihm Schwimmkunststücke machte. Nur wo es dem Sport gelingt, sich als ernsthafte Aufgabe für Erwachsene durchzusetzen, muß er schädlich wirken. Wie wenn man den Strom durch einen ernsthaften Damm aufhält. Indem man mit der Autorität ernsthafter Vernunftübung, das heißt der in der Moderne monopolisierten Geistestätigkeit, gegen die schwache Regung zur Erhebung oder Entwicklung drückt, die im Aberglauben sich auszusprechen sucht, verschlechtert man die Entwicklungsbedingungen selbst: alle Dinge wachsen nur in verständnisvoller Anerkennung und verkümmern, wo sie ihnen versagt wird.

Es gibt aber auch einen innerreligiösen Kampf gegen den Aberglauben, der mit ihm den gleichen Boden behält, der sich aus ihm erhebt, aus finstreren in hellere Gegenden. Wo das Jasagen zur Entwicklung, die Rechtfertigung der Welt in der Zuversicht ihrer Weiterentwicklung, der Wille, sich nicht aus der Hand zu verlieren, und die Überzeugung, daß keine Naturmacht so stark ist, daß man sich ihr beugen müsse, kurzum, wo der Aufwärtstrieb stark genug wird, um alle Gespenster in Geister und Götter zu verwandeln und den Hintergrund der Welt wohl im Dämmer, aber in dem warmen farbigen Dämmer eines Gemütes zu sehen, das gute Träume hat, da wird der Aberglaube innerlich überwunden, das heißt, er bleibt als naturhafter Anfang bestehen, aber die Aufstiege nach oben stehen überall offen.

Dies ist die allgemeine Stellung zu Luthers Zeit, sie ist auch Luthers Stellung; aber sie ist nicht die seiner Kirche geblieben; nur der Katholizismus hat sie bewahrt; das macht den größten und gesundesten Teil seiner Kraft aus: er hat noch handfeste derbe Wurzeln. Er schimpft den Aberglauben nicht an, sondern entwickelt ihn. Vielleicht tut er in dieser Beziehung zu wenig; daran ist zum Teil der Umstand schuld, daß der Protestantismus ihm die Intelligenzen weggenommen hat und noch wegnimmt, um sie dem Leben der niederen Religion zu entfremden; immerhin, hier bleibt der Boden selbst unangetastet. Allerdings droht dem zu langen Verbleiben im Aberglauben dafür die Gefahr einer Verstockung und Versteifung. Die sogenannten Naturvölker geben traurige Beispiele dafür: Ganze Volksmassen scheiden, nicht nur für kürzere Zeit, sondern, soweit man sehen kann, für alle Zeit aus der Entwicklung aus, wenn die Aufstiege zu selten werden. Aber die Gefahr, die einer verkünstelten Kultur droht, die ihre Wurzeln im Volksleben abschneidet und das auch noch für ein spezifisches Zeichen hochgetriebener Kultur hält, ist am Ende noch dringender

oder doch ebenso dringend. Sieht man genauer zu, gehört vielleicht beides zusammen.

Indessen das Problem ist nach unserm Verfasser nicht nur das einer Kultur, deren Spitzen sich dem Boden entfremdet haben. Dies wäre ja im Grunde ein so unglaubwürdiger Vorgang, als wenn ein Baum sich gegen den Saft verschließen wollte, der aus seinen Wurzeln kommt.

Es muß irgend etwas Fremdes in die Entwicklung gekommen sein, das den Katholizismus nicht in demselben Maße alteriert hat als gerade den Protestantismus. Unser Verfasser weist darauf hin, daß das Problem gar nicht nur für die Religion besteht, sondern daß es sich auf allen Gebieten unsrer Kultur wesentlich ähnlich zeigt. Im Jahre 1864 schrieb Julius Rodenberg ein Büchlein irische Märchen (die Harfe von Erin). Darin wies er nach, daß die Grenze des Märchenerzählens wesentlich dieselbe sei wie die Grenze des Katholizismus. Unser Verfasser meint, wenn man sich die Mühe geben wollte, festzustellen, wo bei uns noch in nennenswertem Maße alte Volkssitten lebten, würde man gleichfalls ziemlich genau auf die katholischen Landesteile hinauskommen. Ähnlich stehe es mit der Volkskunst überhaupt, aber ähnlich auch mit der gesamten Kunst. Uns täusche die Tatsache, daß die literarische Blüte Deutschlands zur Schiller-Goethe-Zeit protestantisch war, ebenso wie die philosophische Entwicklung wesentlich protestantisch ist. Wir vergessen dabei, daß gerade diejenigen Gebiete der Kunst, die für das Wesen der Kunst ausschlaggebend sind, im Protestantismus schlecht gedeihen. Die Musik blüht fast ausschließlich auf dem Boden katholischer Kultur. Je protestantischer die Kultur eines Landes, desto unmusikalischer. England und Amerika kennen diese Kunst fast nicht; ähnlich der ganze protestantische Norden; einzig die halbliterarische Zwischenform Lied hat im Protestantismus eine Heimat gefunden. Nicht ganz so schlimm, aber doch in dieselbe Richtung schaue es mit der Malerei. Die eigentlichen Kunststädte lägen sämtlich auf katholischem Boden. Selbst die großen protestantischen Maler, die Deutschland in dem vergangenen Jahrhundert gehabt habe, hätten bekanntlich den katholischen Volksboden vorgezogen, und das sei kaum zufällig. Eine deutsche Malerei hätte es im Mittelalter gegeben; sie sei am Protestantismus krepiert. In den Niederlanden habe sie noch eine erkleckliche Weile gelebt, wie ja auch das Volkslied und selbst das Märchen erst vor der protestantischen Volksschule ganz die Segel gestrichen hätten. Das alles seien letzte Ausläufer mittelalterlicher Kultur gewesen und das heißt nichts anders, als: letzte Regungen eigenen wurzelhaften Lebens; bis auf eigentlich moderne Zeit habe keins es innerhalb des Protestantismus gebracht.

Wie kommt das, da doch feststeht, daß Luther eine durch und durch künstlerische Natur war, und daß die höchsten künstlerischen Kräfte des Volkes sich offen für ihn erklärten? Ja, es kommt eben daher, daß Luther mit dem modernen Protestantismus nichts zu tun hat, oder doch nur sehr wenig. Luthers Werk war eine innerreligiöse Höherentwicklung; den modernen Protestantismus

konstituiert etwas anderes. Und dieses andere, das hat aus der Religion in ihm eine reine Gedankensache gemacht, wie es auch aus der Kunst eine Gedankensache machte.

Was ist dieses Andere und Fremde? Es hängt nach unserm Verfasser mit der Aufwärtsbewegung eng zusammen, die in der Lutherschen Reformation am kräftigsten zur Aussprache kam. Unter den sehr verschiedenartigen Einflüssen, welche die abendländische Kultur schon seit längerer Zeit erregten und auf neue Entwicklungen vorbereiteten und hindrängten, hatte sich neben byzantinischen, arabischen, buddhistischen als stärkster der Einfluß einer Kultur erwiesen, die selbst auf abendländischem Boden zu Hause gewesen war, der hellenischen in ihrer durch die Römer sehr verdünnt vermittelten Form. Unter jenen verschiedenartigen und besonders unter diesem letzteren Einfluß hatte die mittelalterliche Kultur ihre hohen Gipfel erstiegen, wie sie durch die Namen Lionardo, Michel-Angelo, Dürer, Luther für uns bezeichnet sind. Es ist der größte Fehler der bisherigen Kulturbetrachtung gewesen, daß sie diese einfache Tatsache nie hat einsehen wollen: diese Gipfel sind die Gipfel der mittelalterlichen Kultur, ohne den geringsten Bruch von der Wurzel bis zum Wipfel aus mittelalterlichen Keimen und auf mittelalterlichem Boden erwachsen. Die hellenisch-römischen Einflüsse bedeuten für sie durchaus nichts anderes, als die byzantinischen, maurischen, buddhistischen bedeutet hatten. Erst im Verlauf dieser Entwicklung, als es sich herausgestellt hatte, daß die hellenisch-römischen, die sogenannten antiken Elemente die Phantasie am kräftigsten und wirksamsten festzuhalten vermochten, kam der Gedanke auf, der herrschend werden sollte und noch heute herrscht. Es habe sich um einen Kampf der wiedererstehenden Antike gegen das Mittelalter gehandelt, und die Antike habe in diesem Kampfe gesiegt. Es galt nun, so schloß man, den mittelalterlichen Sauerteig ganz auszufegen, das heißt gerade das Eigene, gerade die lebendige Kraft aufzugeben. Damit war nun alles anders geworden: aus einer lebendigen Beeinflussung durch lebendig empfundene Denkmäler einer älteren Kultur wurde eine tote Vorbildersammlung und eine möglichst genaue Nachahmung. Es sind aber ganz andere Instinkte, Triebe und Fähigkeiten, die dabei zur Anwendung kommen, als diejenigen, welche nötig sind, wo es sich um lebendige Kunst unter Anregung irgend welcher Meister handelt. Jetzt schien es vor allem darauf anzukommen, zu erforschen, wie es die alten Meister recht eigentlich gemeint, und wie ihre Schöpfungen recht eigentlich ausgesehen hätten. Unter Vorantritt der Architektur begann die eigentliche „Renaissance", die Kunst, in der es sich um die „Wiedergeburt" von etwas Totem handelt, die wissenschaftliche, akademische Kunst.

Ganz analog erging es der Religion: in Luther hat tatsächlich nur der mittelalterliche Geist seine reifste religiöse Frucht gezeitigt. Dazu haben natürlich mancherlei Einflüsse weckend gewirkt. Schon die großen Heiligen der mittelalterlichen Kirche sind nicht ohne solche, besonders buddhistische, erstanden. Dann wandte man sich hier wie in der Kunst zu den klassischen Schöpfungen der

eigenen abendländischen Kultur und stieß auf die Bibel als das Stärkste. Denn für die Religion rechnet Palästina ins Abendland. Unter dieser Anregung hat Luther die mittelalterliche Religion auf die Höhe gehoben, auf der sie nur noch Wort und Glauben anerkannte, das heißt: zu dem Bewußtsein kam, daß die religiösen Mächte nur in der Erhebung und so lange sie dauert, erfaßt werden könnten, außerhalb dieser fruchtbaren Atmosphäre aber — also für den Verstand — unfaßbar blieben. Diese Erhebung nannte Luther „Glauben". Stimmen aus solcher Erhebung fand er in der Literatur der Bibel, schied aber in seiner eigentlich reformatorischen Zeit sehr scharf zwischen dem Bibelwort im allgemeinen, über das er sich zum Teil sehr abfällige Urteile erlaubte, und zwischen solchen Stimmen der Erhebung. Erst später ist dann die Zeit gekommen, wo auch hier ganz wie auf dem Boden der Kunst aus der lebendigen Religiosität unter der Anregung lebendiger Stimmen früherer Meister eine tote Sammlung von Lehren und Vorbildern und eine genaue Befolgung wurde: Aus dem „Wort", das Luther meinte, aus der lebendigen prophetischen Rede aus innerer Erhebung heraus wurde Buchstaben- und Satzgefüge einer alten toten Literatur und der „Glaube" wurde die Anerkennung dessen, was darin stand, — die wissenschaftliche, akademische Religion. Seitdem kämpft man im Protestantismus religiös nicht mehr mit Schicksal und Geistern und Göttern — das überläßt man den Dichtern! — sondern man studiert ein altes Papier und bemüht sich die Preisfrage zu lösen, wie eine bestimmte historische Person von vor neunzehnhundert Jahren ausgesehen habe, und was man etwa von ihr noch erfahren könne.

Diese Entwicklung ist es, die die vorgeschrittneren der europäischen Völker fast ganz von ihrem Naturboden gelöst, und die alles natürliche Kunst- sowohl als Religionsgefühl unter uns erstickt hat. Sie wäre der größte Fluch, der je Europa heimgesucht hat, und nichts als Fluch, wenn nicht die wissenschaftliche Arbeit, zu der sie erzog, in sich ein Gut wäre, das groß genug ist, um große Verluste aufzuwiegen. In der Tat meint unser Verfasser, daß man sich jede Diskussion über den Wert der exakten Wissenschaft füglich erlassen könne, da im Ernst niemand an ihm zweifele. Es habe seit Beginn aller geistigen Entwicklung selten eine Bewegung gegeben, die sich mit einer solchen Naturgewalt, mit einer solchen bis in die Knochen fühlbaren Unwiderstehlichkeit durchgesetzt hätte. Und ebenso geht ihre Leistung ins Ungemessene; die ganze Welt, nicht nur die sinnlich wahrnehmbare, sondern auch die der Gedanken und Gefühle habe sie zerschlagen und als wohlgeordnetes Material vor den Menschen ausgebreitet. Fehlt nur, daß dieser Mensch selbst da sei. Nicht als ein Koeffizient des Materials, vom Stoffe geschoben, sondern als Gestalter des Stoffes, bewegt von den Mächten des geistigen Lebens. Nun aber hat eben dieselbe Wissenschaft, welche jenen Stoff zurechtlegte, sich dermaßen aller höheren Bildung bemächtigt, daß nirgends mehr der Mut vorhanden ist, etwas anzuerkennen, das

mehr als wohlgeordneter Stoff ist. So sind in der protestantischen Bildung die wirkenden Mächte selbst in orientierten Stoff verwandelt. Dies ist nach unserem Verfasser das eigentliche Problem. Nicht daß die höhere Religion der niederen sich entfremdet — was schlimm genug wäre, — sondern daß sie sich der Religion selbst entfremdet hat, ist das, was die Krisis im Protestantismus so hoffnungslos macht. Ja, daß wir gerade auf das in unsrer Religion, was nicht Religion ist, stolz geworden sind als auf die höhere Religion!

Denn so steht es nach dem Verfasser. Er läßt sich den Einwand machen, daß doch gerade von der Wissenschaft her jene akademische Religion befeindet und an ihre Stelle eine kraftvolle Fortbildung der Religion durch die sogenannte kühne germanische Spekulation gesetzt und gepredigt werde. Wenn nur diese Spekulation nicht etwas noch viel Akademischeres, oder wenn sie etwas Germanisches oder wenigstens wirklich etwas Kühnes wäre! Aber gerade von alle diesem ist ja schlechterdings nichts zu spüren in diesem modernen Alexandrinismus.

„Was Vorstellung ist, muß Gedanke werden; das ist der lebendige Zug des Geistes", lesen wir bei einem unsrer modernen Hegelianer*, „und so ist der Gedanke, in den der Protestantismus die kirchliche Vorstellungswelt aufgehoben hat, von Urbeginn an das Ziel dieser Menschheitsepoche gewesen." Nämlich der Hegelianismus macht aus der tiefen Lutherschen Erkenntnis, daß religiöse Mächte nur in innerer Erhebung ergriffen werden könnten, die ungefähr entgegengesetzte Weisheit, daß man sich ihrer nur durch vernünftige Gedankenbewegung, „Spekulation", bemächtigen könne. Unser Verfasser schwört, hierin nichts als eine trübe Fortsetzung guter alter platonischer Spekulation sehen zu können, die nur in unserem realistischen Zeitalter etwas anderes bedeute als im Zeitalter der Venus von Milo und des Zeus von Otrikoli. Allerödester Akademismus. Mit irgend welchem lebendigen Volksdenken durch kein Faserchen einer lebendigen Wurzel zusammenhängend. Ja, der einzig lebendige Zug dieses Geistes sei allerdings kein anderer als der, alles, was Gestalt ist, in dürre Gedanken zu verwandeln. Der Gedanke aber sei nicht, wie Leute, die nur mit ihm zu tun haben, allerdings zu glauben geneigt seien, etwas in sich Wertvolles, sondern er habe Wert nur als eine Orientierung über Dinge, über Realitäten. Realitäten aber, lebendige Realitäten gäbe es nur in der Gestalt, in dem also, was diese Spekulation verächtlich als „Vorstellung" abfertige. Nur die gestaltende, schöpferische Kraft des menschlichen Geistes sei es, die Realitäten ergreife, und in den fest gesehenen Gestalten des sogenannten „Aberglaubens" stecke viel mehr Realität als in den verschwimmenden Gebilden des „unendlichen Denkens", das die höhere Religion sein soll.

An dieser Stelle folgt in unserm Buch eine Ausführung, die sich fast wie ein Aufschrei ausnimmt, und vielleicht zu intim ist für ein Buch. Es ist als ob der Verfasser hier, ohne es zu wollen, verrät, wie persönlich für ihn diese ganze

* Preußische Jahrbücher Februar 1907 S. 208.

Frage ist. Wo haben wir im Protestantismus noch die Kraft zu substantiellem Denken, wo haben wir noch die Kraft, wirkliche, festumrissene, in voller, starker Bewegung schreitende Gestalten zu sehen, sie zu fühlen und an sie zu glauben? Selbst ein Künstler, der an die Gestalten, die er schuf, nicht glauben kann, gilt uns als ein trauriger Lappen, aber der Religiöse soll gerade dadurch, daß er die feste Gestalt in Gedanken auflöst, höhere Religion erreichen! Uns fehlt das Blut natürlicher religiöser Kraft in den Adern, das Blut, das der Aberglaube noch hat! Wir sehen im Schicksal weder Gestalt mehr noch Kraft, nur graue verschwimmende Zeichnungen auf dem Nichts. Es hilft uns nicht einmal ein guter Wille mehr: wir können nicht mehr anders sehen! Aber unsere Schwäche und unsre Mutlosigkeit fassen wir „kühn" entschlossen als Zeichen der Höhe unsrer Religion: Religion als reinen Gedanken!

Die Religion hat von jeher die verschiedensten Mittel gebraucht, um sich durchzusetzen. Oder vielmehr nur, um sich auszudrücken; denn die Frage des Sichdurchsetzens ist im Grunde ja immer nur eine Frage des Sichausdrückens. Sie hat sich in Ton gewandelt, sie hat sich in Bild und Gestalt geprägt, sie hat sich in Feuerrede und in linde langsame Betrachtung gegeben. Und sie hat sich auch in die Formeln der wissenschaftlichen Orientierung gekleidet. Das ist die weiteste Entfernung, das ist die tiefste Erniedrigung. Hier ist die Religion am weitesten aus sich selbst herausgegangen. Und gerade diese allerweiteste Entfernung gilt im Protestantismus als das Höhere! Wenn man aus der lebendigen Gestalt orientierende Gedanken über die Gestalt macht, und die Gestalt in diese Gedanken, die doch ohne sie keinen Sinn haben, „aufhebt", das ist dem Protestantismus das Höhere!

Wäre das, was innerhalb der Kultur des Protestantismus Kunst und Religion ausdrückt, nur einfach das Höhere gegenüber der niederen Entwicklung, die in Volkskunst und „Aberglauben" sich ausspricht, so würde sich ein Weg vom Niedersten zum Höchsten von selbst wiederherstellen, wie oft auch hochmütiger Unverstand ihn zerstört hätte. Nun aber hat sich das, was im Protestantismus sich für höhere Religion und ebenso Kunst hält, nicht nur bewußt vom Volksleben getrennt, sondern sich in seiner gelehrten Atmosphäre fremdartig oxydiert, man erkennt es nicht mehr, und von keiner natürlichen Kunst oder Religion aus geht ein natürlicher oder grader Weg dahin.

Nach dem Verfasser ist die Lage unsrer Kultur so schwierig als möglich. Die Renaissance hat das Volk in zwei Lager geteilt; und keines von beiden hat genug bekommen, um mit dem Erbe etwas anzufangen. Der Protestantismus hat das gelehrte Teil erwählt, und kann keinen tragfähigen Boden für seine Kultur finden. Alle Dinge wandeln sich in seiner Berührung in Gedankendinge, in Theorie. Der Katholizismus hat das natürliche Teil erwählt und kann die Wege nach oben nicht finden: alles wandelt sich ihm in Grobmaterielles. Die Stelle, an welcher Harnack als Führer des modernen Protestantismus keine Aufgabe mehr sieht, ist gerade diejenige, an welcher das Kulturproblem brennend wird.

Daher will denn auch unser Verfasser nichts wissen von der Parole, mit welcher Hans Delbrück eine seiner großzügigen politischen Übersichten abschließt,*) dadurch die Harnackssche Parole der gemeinsamen Aberglaubensbekämpfung ergänzend. Die in unsrer klassischen Periode gebildete Weltanschauung, auf welche Delbrück sich beruft, sei zwar eine Tatsache. Sie habe aber mit der philosophischen Fortbildung der Religion in eine reine Gedankensache, welche Hegel versuchte, genau so viel und wenig zu tun, als etwa die Reformation mit der auf sie folgenden lutherischen Orthodoxie. Kant habe die Spekulation überwunden und die Möglichkeit zu einem realistischen und substantiellen Denken eröffnet, und die Klassiker haben davon Gebrauch gemacht. Hegel aber habe die alte Spekulation wieder aufgeweckt. Er habe dafür das ausgenutzt, was in Kant noch rückständig war. Genau in demselben Sinne, wie die Lutherische Orthodoxie das Rückständige in Luther gewittert und entwickelt hatte. Die Harnack-Delbrückssche Parole auf Annäherung durch gemeinsame philosophische Fortbildung der Religion sei also ganz irreführend: sie spanne die Kräfte in ganz falscher Richtung an und könne nur zu einer weiteren Entwurzelung der geistigen Kultur führen, zu einer noch radikaleren Ausschneidung der Arbeitswurzeln im Volksboden, zu einer noch weiteren Kräftigung des religions- und kunstfeindlichen Intellektualismus unserer Kultur.

Vielmehr sei die Parole so zu halten: Der Katholizismus möge die freie unbeschränkte rein weltliche Wissenschaft anerkennen; denn sie ist der einzige brauchbare Baustein für eine zukünftige Kultur, welchen die letzten Jahrhunderte der Entwicklung geliefert haben. Aber der Protestantismus möge die seltsame und krankhafte Scheu vor der Gestalt aufgeben und verständnisvoller und freundlicher zu den religiösen Anfangsformen Stellung nehmen als bisher. Der Katholizismus möge mehr Aufstiege aus den niederen Religionsformen in die höheren zu schaffen oder zu eröffnen suchen. Aber er möge als vor der Pest sich davor hüten, den intellektualistischen Entwickelungsgang des Protestantismus nachzuahmen. Dieser Entwickelungsgang des Protestantismus habe seine geschichtliche Bedeutung und Rechtfertigung darin, daß er zur Entdeckung der Prinzipien voraussetzungsloser Wissenschaft geführt habe, damit zur Erfindung des schärfsten Werkzeugs, das der Menschengeist der Materie gegenüber in die Hand bekommen habe. Darüber hinaus habe er verdorrend und austrocknend gewirkt: Religion und Kunst seien so viel wie vernichtet, jedes lebendige wurzelechte Empfinden fehle, und wo versprengte Keime in dieser oder jener Künstlerpersönlichkeit dennoch zur Entwicklung kämen, da seien sie Fremdlinge in ihrem eigenen Volke. Diese Entwicklung, gerade jetzt, wo sie ihre geschichtliche Aufgabe erfüllt hat — eben die Schaffung der reinen Wissenschaft — künstlich aufzufrischen oder fortzusetzen, sei gewißlich das Allerverkehrteste, was man erdenken könne. Es handele sich vielmehr umgekehrt darum, wie man diese nunmehr

* Preußische Jahrbücher, Märzheft 1907. S. 567.

ganz und gar sinnlos und damit gefährlich gewordenen Rückstände der Geburt aus dem lebendigen Mutterorganismus schaffen könne, bevor sie ganz und gar in Gärung übergingen, in deren Anfängen sie schon begriffen seien. Und deshalb laute die Aufgabe für den Katholizismus gerade nicht dahin, diesen erledigten Weg des Protestantismus nun noch einmal zu gehen, wo doch auf ihm nichts mehr zu finden sei, sondern gerade dahin, ihn zu vermeiden. Und wenn er neue Aufstiege zur religiösen Höherentwicklung in sich öffnen will, woran nach unserm Verfasser sein Schicksal und seine Zukunft, damit aber zugleich auch Schicksal und Zukunft unsres Volkes mit hängt, so möge er sie innerreligiös öffnen, so wie sie Luther und die ersten Reformatoren neben ihm öffneten, welche mittelalterliche Christen waren und blieben und vom modernen Protestantismus neuerdings auch ins Mittelalter und in den Katholizismus zurückverwiesen würden — nicht ohne Recht. Der Katholizismus also möge uns eine religiöse Fortentwicklung der Religion schenken, wie Luther und die Seinigen sie in sich trugen, statt der philosophischen Fortentwicklung nachzugehen, die der moderne Protestantismus gegangen sei, und auch die Protestanten werden sich beschenkt fühlen. Wenn solchergestalt wieder der germanische Katholizismus drüben aufwachen sollte, der das ganze Mittelalter über lebendig gewesen sei und in Luther gegipfelt habe, so wollten wir nach unserem Verfasser die sozusagen technische Frage der italienischen Fremdherrschaft innerhalb der Kirche zurückschieben, vielleicht, daß die Entwicklung sie inzwischen von selbst so oder so entscheide.

Ich habe diese Gedanken etwas ausführlicher referiert, weil sie uns im allgemeinen wenig geläufig sind. Erwägenswert scheinen sie mir immerhin.

Schwester Euphemia/ Novelle von Emil Strauß

or fast sechshundert Jahren wurde in England eine Königstochter geboren, der aus reinem und stolzem Herzen ein so seltsames Schicksal erblühte, als je einem Kinde von der guten und bösen Fee in die Wiege gelegt worden ist.

Sie hieß Philippa wie ihre Mutter und war die Tochter des ruhmreichen Königs Eduard des Dritten. Ihr ältester Bruder war Eduard, später der Schwarze Prinz genannt, das Vorbild der Helden, der Stolz und der Abgott Englands. Und in frühster Jugend schon zeigte es sich, daß Philippa und dieser fast um fünf Jahre ältere Bruder es inniger miteinander hielten, als mit den vielen andern Geschwistern. Nie ward es ihm schwer, das Spiel seiner Altersgenossen zu verlassen, um dem kleinen Ding die Puppe anzuziehen, mit Kreide oder Rötel Häuser, Hunde und Ritter auf den Tisch zu malen oder von Stiefmüttern und Hexen, Bären und Drachen zu erzählen. Wenn sie rief, sprang er immer gern von der Schaukel und hob sie hinauf, oder schaukelte, mit gespreizten Beinen sich über sie stellend, sanfter als es seine Lust war. Von seiner Wonne an ritterlichen Übungen mußte sie ihr Teil haben, ein Fortschritt schien ihm erst sicher und wert zu sein, wenn ihre Augen dazu geglänzt hatten. Er lehrte sie reiten und tanzen und riß sie mit zu seinem wilden Knabentreiben; zu ihr kam und setzte er sich, wenn unerklärbare Trauer ihm das Herz drückte, wenn ihn die flutende Frühlingsluft ein Gift und die strahlende Sonne ein Hohn dünkte: Philippa konnte ihn trösten oder doch teilnehmen. Schlank, feingliederig, in biegsamer Kraft wuchsen sie beide empor, vom Scheitel floß ihnen dasselbe goldbraune Haar, in ihren Augen leuchtete dieselbe Bläue. Und mit der Zeit lernten sie, um andern nicht weh zu tun, auch verbergen, daß sie einander allen vorzogen, und verstanden es, in der Herzlichkeit gegen die Geschwister einander ihr Herz zu zeigen.

Philippa war noch ein Kind, als Eduard, kaum ein Jüngling, seine ersten Schlachten schlug und den Sieg zu seinem Herold machte. Wie eine aufgehende Sonne glänzte sein Ruhm von Crecy durch Frankreich über das Meer; und in diesen aus allen Wellen widerstrahlenden Glanz starrte die Schwester, solange der Bruder ausblieb, und in diesem Lichte, an dem sie eifersüchtig wurde, sah sie alles, was geschah, und jeden, der ihr begegnete.

Im folgenden Jahre kehrte er zurück; und aufgeregt, wie sie wohl einen Zauberer erwartet hätte, lauschte sie ihm entgegen. Er war erst siebzehnjährig; aber groß und fest wie ein Mann saß der schwarzgekleidete Prinz auf dem falben Hengste, dessen Feuer er fortwährend reizte und mit prahlerischer Meisterschaft bändigte. Er war braun geworden, fast weiß kräuselte sich der Flaumbart im sonnverbrannten Gesicht und heller flammten die freiliegenden, drohendgroßen blauen Augen. Als er die Schwester unerwartet auf dem Gartenmauer-

balkon entdeckte, wohin ihm die Ungeduldige entgegengelaufen war, da vergaß er den Gaul, tastete mit beiden gebräunten Händen an dem schwarzen Gewand herum und riß endlich ein dunkelrotblitzendes Ding wie eine Kette aus der Tasche, schwang es im Kreis über dem Kopf, rief wie ein Knabe jauchzend ihren Namen und warf es ihr in sicherem Schwunge zu. Mit beiden Händen fuhr sie nach ihrer Brust, um das Geschmeide festzuhalten, und ward nicht inne, wie gewaltsam ihr das Herz pochte. Sie blickte immer nur auf den vorbeireitenden Helden und stand geraume Weile da, die Hände mit dem Granatschmuck an sich gepreßt, und zwischen den weißen Mädchenfingern quoll es rotblinkend hervor wie sickerndes Herzblut.

Endlich, als er in der Ferne ihren Augen entschwand, verließ sie die Mauer und eilte jubelnden Herzens nach der Westminsterhalle, um mit der Mutter und den Geschwistern die Heimkehrenden zu empfangen. Und immer noch lenkten sich ihre Gedanken nicht auf des Bruders Geschenk, das sie unter der Brust in der Hand hielt, wie sie den Rosenkranz auf dem Kirchgang zu tragen pflegte: versonnen trat sie zu den Schwestern.

„Was hast du?“ fragte sofort Johanna, und alle umdrängten sie neugierig. Da hielt sie es überrascht vor sich hin, entwirrte es und starrte das Kleinod an.

„Von Eddy? Natürlich —!“ rief Johanna, nahm es ihr weg und zeigte es der Mutter. Und dann ging es von Hand zu Hand, und jede ließ die fünf Reihen des Granathalsbandes durch die Finger gleiten und versuchte das goldene Schloß.

Erst als der Prinz sich zu ihnen gesellte, riß Philippa den Schmuck wieder an sich.

„Nun —?“ fragte der Bruder, „weißt du nicht, wozu es ist?“ und er legte ihr die Kette um. Aber ihr Hälschen war noch zu schlank, und die Granatreihen fielen zusammen. „Wirst schon hineinwachsen! Der König von Böhmen hat dein Maß nicht gehabt. Aber er hat es mir selbst nach Crecy gebracht und sich für diese Ehre totschlagen lassen.“ Sich dann zu den andern Schwestern wendend, die mit verdunkelten Mienen oder Tränen in den Augen nach Philippas Halse lugten, rief er:

„Um Gottes willen, Kinder, nur keine Gesichter! Es kommt keine zu kurz! Ich kann doch nicht mit der Kräxe auf dem Rücken einziehen wie ein Hausierer! Ihr würdet es annehmen!“ und er entschädigte sie reichlich.

Je mehr der Schwarze Prinz nun von allen als Held bewundert und trotz seiner Jugend schon als Spiegel ritterlicher Ehre, Sitte und Anmut geliebt wurde, um so inniger war Philippa bemüht, ihr altes Vorrecht auf seine Liebe zu wahren, um so bewußter und ausschließlicher war sie sein. Für sie gab es nur einen Bruder, einen Helden, einen Fürsten auf der Welt. Wenn er mit Geschwistern und Gespielen tollte und sich ausließ wie ein großes Kind, so erschien es ihr nicht viel weniger wunderbar, als wenn der liebe Gott in Person unter die Schar getreten wäre, sich den sternbesäeten, blauen Mantel hätte abziehen und sich am Barte zupfen lassen. Und ritt er mit den Kameraden zur

Jagd oder zum Kampfspiel, so wollte sie es nicht verstehen, daß die andern gleichmütig neben ihm dahintrabten, mit ihm scherzten und stritten, ja, sich unterstanden, es ihm gleich- oder zuvortun zu wollen. Alle Welt schien ihr blind, nicht am wenigsten er selbst, der so gar nichts aus sich machte. Sie war die Vertraute seiner Pläne und Heldenträume und sie träumte immer weiter als er.

Die Jahre des Waffenstillstandes mit Frankreich und die Pest, die durch ganz Europa, auch durch England vertilgend ihre Gassen zog, hielten den Prinzen im Lande, und wenn er auch häufig abwesend war, einmal an der schottischen Grenze, das andere Mal im Süden, bald auf Jagd und höfische Kurzweil, bald in ernster Arbeit an den Waffenplätzen, so kam er doch ebenso oft zurück, und Philippas Freude an seiner Anwesenheit ward nur unterbrochen durch die noch gespanntere, nachdenklichere und fruchtbarere Freude auf sein Kommen. Ein Bruder, an dem sie kein Tädelein erkannte, verließ sie, ein Halbgott kehrte zurück, für den sie sorgen durfte, der die Unrast seiner Jünglingsjahre bei ihren einfachen Kindergedanken vergaß, oder an ihrer Unschuld scheu werden ließ.

Einmal saß er einsam auf dem niedrigen Zinnenmäuerchen eines Nebenhofes und schaute brütend vor sich. Eine junge Magd kam aus einer Tür und den Raum durchquerend am Prinzen vorbei. Rasch streckte er den Fuß vor, sie strauchelte; ohne aufzusehen fing er die Taumelnde mit den Armen auf, drückte sie und küßte sie, da aber gerade die Schwester nachkam, schob er das kichernde Mädchen von sich.

„Was war denn das?" fragte Philippa, sich zu ihm setzend.

Er schüttelte lachend die Locken zurück und sagte:

„Hätte ich sie nicht gehalten, so wäre sie gefallen."

„Hat sie keine Augen! Weiß sie nicht, daß sie nicht so nahe an uns vorbeigehen soll! Aber die Mägde sind frech und zudringlich, ich kenne sie."

„Sei nicht so streng, oder sei's gegen mich! Ich bin — aufgelegt, ich könnte jeder, die kommt, um den Hals fallen und — sie gehörig verprügeln. Eine Schmach!"

„Warum hast du es nicht getan! Verdient hat sie es gewiß. Du kennst die Mädchen nicht. Du bist immer draußen und hast Wichtigeres im Kopf; aber wenn man so im Hause sitzt und nach dem Rechten schaut, so muß man manches sehen und hören, — wovon man nicht spricht. Häßliche Dinge! Pater Pirmin hat gesagt, ich sollte wegschauen und vorübergehen und nicht nach Heimlichkeiten forschen. Das Heimliche ist der Köder in der Falle des Teufels, hat er gesagt. Laß auch du es dir gesagt sein!"

Er ging begierig auf ihren Ton und ihre Betrachtungen ein; es war ihm ein bitteres Vergnügen, das ahnungslose Kind ernsthaft und besorgt von Tugend und Sünde sprechen zu hören, er sah und prüfte sich in ihr wie in einem untrüglichen Spiegel und legte die Geradheit ihrer Gedanken als Richtscheit an den Wuchs seiner Triebe und Träume.

„O was seid ihr Mädchen verderbliche Kreaturen!" rief er übermütig seufzend.

„Alle macht ihr schöne Augen und seufzet, wollt geküßt und verdrückt sein! Was soll man tun!"

Da belehrte sie ihn, er denke ganz falsch von den Mädchen; so wie er meine, seien nur wenige schlechte, gottlose, verlorene Geschöpfe, nicht wert, daß er sie anschaue; die andern aber, die meisten seien züchtig und sittsam, freilich seiner auch noch nicht wert.

Indem er sie so in verstelltem Vertrauen zu seinem Gewissensrat machte und predigen ließ, erregte er aber in ihr einen kleinen Fanatismus, eine Unbeugsamkeit ihrer Meinung und Ansprüche, die von ihrer Hingabe grell abstach und darum ihrer Hingabe nur um so tiefere Farbe verlieh; sie kam allmählich in den Ruf der Strenge und Charakterfestigkeit, wurde dadurch gedrängt, auch wo es gleichgültig war, bestimmte Haltung und Entschiedenheit zu zeigen, wurde von den Alten gelobt, von den Jungen bespöttelt.

Ihr erfahrener Vater, König Eduard, sah dies mit Sorgen; er fürchtete eine unschmackhafte Jungfer an ihr zu erleben, und wollte doch seine Töchter nicht fürs Kloster oder den Winkel, sondern für Könige und machtfördernde Verbindungen gezeugt und gezogen haben. Um ihr ursprüngliche Gefühle zu wecken, dachte er auf Heirat. Umschau haltend fand er, daß der Graf von Geldern, sein Verbündeter, die Tochter behutsam umwerbe. Einen solchen Bundesgenossen fest an sich zu fesseln, mußte dem König in seinen Kämpfen um das normännische Erbe wichtig sein, er ermutigte daher den Grafen und gab ihm Gelegenheit, sich Philippa zu nähern. Er wollte die Tochter selbst handeln lassen, um zu vermeiden, daß sie aus irgend einem Grundsatz widerspräche.

Der Graf von Geldern, ein Jüngling von spröder Art, der bisher vorsichtig getastet hatte, ging nun ohne Spiel und Umschweif auf sein Ziel los.

„Philippa," fing er an, „ich bitte um Euer Vertrauen, ich bitte, nehmt mein Vertrauen wohl auf."

Sie schaute ihn ahnungslos wartend an.

„Euer Vater", fuhr er fort, „hat mich in Gnaden ermächtigt, Euch zu fragen, ob Ihr mich zum Gemahl wollet."

„Ich bedauere herzlich," erwiderte sie mit unbefangenem Ernste, „daß Euch mein Vater meine Antwort nicht erspart hat. Ich kann nicht Euere Frau werden."

Er verbeugte sich und ging.

Sie glaubte, damit sei es abgetan. Sie hatte noch nicht an Vermählung gedacht und sich noch keinen Gatten geträumt.

Nun aber kam, als ihr Vertrauter vom König zu ihr geschickt, der Schwarze Prinz. Als er seinen Auftrag auszurichten begann, trat sie, um eine plötzliche, unklare Zorneswallung zu verbergen, zu dem Doppelbogenfenster des Gemaches und starrte in den Sonnenglanz der tief unten sich hindehnenden frisch ergrünten Wiese. Er folgte ihr und stumm standen sie einen Augenblick nebeneinander, durch die Mittelsäule geschieden, von dem Zwillingsbogen umrahmt, und schauten hinaus, sie tief erregt, er ruhig überlegenden Blickes. Gleich wieder

aber wandte er sich, schlang den Arm um die Schwester, zog sie ins Zimmer und sprach:

„Komm! nicht ausweichen! nicht hinzögern! nicht Zeit verschwenden!“ und mit ihr hin- und herschreitend deutete er ihr die Vorzüge dieser Heirat und redete ihr zu, sich dem Wunsche des Vaters zu fügen, ehe dieser Wunsch sich verhärte und zum Zwange würde. Verheiratet werde sie ja nun doch bald werden; der Graf von Geldern aber sei sein lieber Freund, ein tapferer Held, im Besitze jedes männlichen Wertes, den meisten vorzuziehen. „Einen andern hast du nicht im Sinne, sonst wüßt' ich es ja. Was hast du also gegen ihn? Ich bin gewiß, du würdest es nicht zu bereuen haben, und ihm würde ich dich gönnen!“ Damit ließ er sie los und blieb wartend vor ihr stehen.

Und wie er sie so anschaute und aus seinen Augen die Herzlichkeit seiner Meinung und seines Wunsches leuchtete, da geschah es, daß Philippa in plötzlichem Entsetzen zurückfuhr; denn der, den sie einzig begehrte und jemals begehren konnte, stand vor ihr, ungeahnt, aus der Nacht der Gefühle an das Licht gerissen, ein Schrecken und doch sofort willkommen geheißen von aller Glut und Kraft ihres Wesens. Sie entsetzte sich vor dem Jubel ihres unbändigen Herzens und floh.

Sie versuchte gar nicht, die Sündhaftigkeit ihres Triebes vor sich selbst zu beschönigen, sich auf seine Abschwächung und Bändigung zu vertrösten; auch im Momente des religiösen Abscheus schwoll ihr Herz vor Glück, vor erlösender Zufriedenheit mit seiner Wahl, und wäre es ihr möglich gewesen, ihr Gefühl ungeschehen zu machen, sie hätte es nicht gewollt. Nur darum sorgte sie, wie sie sich ihr Glück zu retten vermöchte, unschädlich, schuldlos.

Sich vermählen lassen konnte sie nicht, bleiben auch nicht; ihr Vater aber würde sie nicht in ein Kloster geben. Was blieb ihr übrig, als sich aus dem Lande zu stehlen und fern von den Ihrigen die Stätte zu suchen, wo sie sich und ihr Herz verschließen könnte! Nach kurzem Entscheiden kehrte sie zu ihrem Bruder zurück und bat ihn, beim Vater drei Tage Bedenkzeit zu erwirken, während der sie ganz sich selbst überlassen bliebe.

Er ging, kam zurück und sagte:

„Vater meint, zu bedenken sei da nichts; im Grunde hat er recht.“

„Wenn nichts zu bedenken ist, — gut! dann hab ich meine Meinung ja längst gesagt!“ erwiderte sie heftig; denn so wurde ihr Vorhaben schwierig.

„Nein, Philippa, keine Angst! Du hast ja die drei Tage, sechs, wenn du willst!“

Sie jauchzte, umarmte den Bruder und küßte ihn hingegeben. Er erstaunte. So unendlich wichtig war ihm diese Bedenkzeit nicht erschienen, und er bereute, das Mädchen durch seinen Scherz noch gereizt zu haben. Er strich ihr mit der Hand über den goldenen Fluß ihres Haares und klopfte ihr beruhigend auf den Rücken. Einen langen Moment hing sie so an seiner Brust in süßer Ohnmacht gegen ihr Gefühl, zum Abschied. Dann trat sie von ihm zurück, betrachtete ihn, wie er dastand, mit den großen kühnen Augen verwundert lächelte und dazu den

Kopf schüttelte, daß die blonden Locken über die breiten Schultern hin- und herfegten; — betrachtete seine schlanke, schwarzgekleidete Gestalt, den Gürtel, in dessen Silberstickerei die Pfauenfedern und die Doppeldevise „Hoh mut" und „ich dien" abwechselten, — und beseligt von dem Kusse, den sie sich vom Rande des Abgrundes erbeutet, eilte sie davon.

Am andern Tage bestieg ein Mädchen in geringem braunem Kleide, grauem Überwurf und weißem Kopftuch, unter dem eben noch ein Kranz mißfarbener Haare um das braune Gesicht zu sehen war, ein Schiff, das Rheinwein nach London gebracht hatte und nun mit Wolle befrachtet nach Köln zurückging. Das Mädchen war Philippa. Nachdem sie sich im Schiffe umgesehen und ihr kleines Bündel untergebracht, stand sie lange da und schaute auf die Stadt, die von den Männern ihres Blutes groß und berühmt gemacht worden war und den bewundertsten Helden seines Stammes in sich barg, und ihre Finger spielten aufgeregt mit dem Rosenkranz, den sie zum Anzeichen frommer Fahrt in Händen hielt.

Das Schiff stieß ab, sie setzte sich, und als es unter der menschenvollen Londonbrücke und der Kapelle des heiligen Märtyrers Thomas hindurch glitt, neigte sie nach raschem Aufblick andächtig das Haupt auf die vereinigten Hände. Das Gesicht in der Fahrtrichtung gewendet, blieb sie sitzen, und solange es die Themse hinabging, schaute sie nicht mehr zurück, nicht zur Seite.

So sehr auch das Treiben der Schiffer und der Mitreisenden ihre Neugier weckte, so konnte sie den Abstand, den sie zwischen sich und dem Volke zu fühlen gewohnt war, nicht überwinden, sie hielt sich zurück, saß meistens still für sich da und beobachtete das Auf- und Abwogen der Wellen, den hin- und herwogenden Kampf ihrer Gefühle und Gedanken. Ihr von den Seelsorgern anerzogenes, unbestimmt quälendes Sündenbewußtsein war nun auf einmal durch diese verbotene Liebe gerechtfertigt, gefestigt, geschärft; Herrin ihres Gefühls geblieben und allem unbekannt noch drohenden Fluch entgangen zu sein, erfüllte sie mit Zufriedenheit und Zuversicht auf ihren Willen; eine langsam auftreibende, wachsende Trauer und Sehnsucht aber stärkte wieder den Trieb zu dem versagten Glück, der ihre Schuld war, und so durchliefen ihre Gedanken immer denselben Kreisweg. Und als sie angesichts der Türme Kölns an Land ging, war sie zerknirscht und kleinmütig über ihre Verruchtheit und über ihr unaustilgbares Glücksgefühl.

Andachts- und trostbedürftig, nahm sie sofort den Weg zum Dome der heiligen drei Könige, von dem ein langsam aufsteigender Teil die künftige Riesengröße ahnen ließ. Lange verharrte sie in Gebet und Betrachtung, und einmal schrak aus ihrem gequälten Herzen die Erinnerung an jene Geißelbrüder empor, die im Jahre nach der Pest vom Festlande zur britischen Insel hinübergeströmt waren. Und sie schaute die grausige Menge sich durch die Gassen wälzen, Dornkränze tief in die Stirn gepreßt, so daß Blut über die brennenden Augen und

hohlen Wangen troff, entblößt bis zum Gürtel, in dürren Armen stachelige Geißeln schwingen und sich die knochigen Rücken zerfetzen, verzerrten Gesichts Bußlitaneien heulen und sich zuckend und schäumend im Staube wälzen. Wie eine drohende Mahnung empfand sie diese Bilder; — und sie schüttelte diese Mahnung von sich. Nein, reumütig war sie nicht! Was ihr verboten war, was sie als Sünde erkennen mußte, davon war ihr Herz selig voll, sie sah nicht die fünf Wunden des Heilands und nicht den Schmerz des dorngekrönten Hauptes; sie sah den Heldenleib des Schwarzen Prinzen, sein unbesiegbares Antlitz. Zu diesem Bilde wallfahrteten die Wogen ihres Herzblutes.

Ohne Ahnung eines Ausweges aus ihrer Verwirrung, doch gestärkt verließ sie den Dom und ging fürbaß. An einer Straßenkreuzung blieb sie stehen und schaute halb neugierig, halb unentschieden nach allen vier Winden. Da trat eine runde, saubere Frau zu ihr und fragte, ob sie fremd sei und sich verlaufen habe; sie selbst, setzte sie hinzu, sei die Wirtin vom „Blauen Hut" und so sei es ja ihre Sache, den Fremden Auskunft zu geben. Philippa, die von ihrer Hennegauischen Mutter her die deutsche Sprache beherrschte, antwortete nur, sie sei hierhergekommen, um vor den Gebeinen der heiligen drei Könige zu beten; ob sie bleibe oder weiter wolle, sei sie noch nicht entschlossen. Da forderte die Frau sie auf, bei ihr im „Blauen Hut" in Dienst zu treten. Betroffen blickte Philippa die enge, von spitzen Giebeln überstufte Straße hinab in die Ferne und murmelte: „ich dien", die Devise des Schwarzen Prinzen, und nahm an. Plötzlich war bei den Worten der Frau das Verlangen und die Hoffnung in der Prinzessin aufgeflammt, das Glück ihres Herzens, dem sie nicht entsagen wollte, durch Selbsterniedrigung zu büßen und freizumachen.

Geduldig diente sie den Sommer über als Magd unter dem Namen Gertraud in dem großen Gasthause. Brach auch hier in der Ferne die Sehnsucht nach dem geliebten Bruder gleich einer giftigen Wunde auf, so wuchs zugleich in der Jungfrau der Wille und Stolz, nicht zu unterliegen, als Schwester des Unbesiegbaren Herrin ihres Gefühls zu werden, mit dieser Liebe im Herzen zu gesunden. Flink, anmutig und geräuschlos verrichtete sie ihre Arbeit und war beliebt und angesehen bei den Gästen, die nicht in Versuchung kamen, ihr nahe zu tun; die Wirtin aber beglückwünschte sich zu dieser seltenen Magd, die schaffig war, ohne nach den Mannsleuten umzusehen, aus eigenem Trieb alles recht machte und auf den Nutzen des Brotherrn bedacht war. So wurde Gertraud bald von den groben Arbeiten befreit, mit leichteren, besondere Sorgfalt und Vertrauen erheischenden bedacht und auf mancherlei Art den andern Mägden vorgezogen. Bei diesen machte es freilich böses Blut und sie versuchten gelegentlich, die unbequeme Genossin bei den Wirtsleuten anzuschwärzen, doch ohne Erfolg und ohne daß die Angeschuldigte anders als mit einem Lächeln geantwortet hätte. So lernte sie nun die Menschen kennen, wie sie sind, und schaute daneben ihren Bruder nur um so schöner und einziger. Was sie dabei von Liebe mit ansah und hörte, das war zu gering, als daß es den Traum ihres Herzens hätte befruchten

oder vergiften können. Sie fühlte sich wohl in diesem niedrigen Dienste, sie vergaß sich über der ermüdenden Arbeit des Tages, sie wurde ruhiger in Sinnen und Sehnsucht.

Eines Morgens, da es schon auf den Herbst zuging, war sie früh mit den Kindern in den Garten vor dem Tor geschickt worden, um Bohnen abzunehmen, und hatte guten Mutes in der gelinden Sonne gearbeitet und sich mit dem kleinen Volke getummelt. Zum Imbiß heimkehrend, erstaunte sie, das ganze Haus in Bewegung zu sehen und alsbald vom Stadtknechte festgenommen zu werden. Eine fremde Kaufmannsfrau, die schon einige Tage im „Blauen Hut" wohnte, hatte ein Kleidungsstück vermißt und Lärm gemacht, und als man die Kammern der Dienstboten durchsuchte, war das Gewand in Gertrauds Bett unter dem Strohsacke gefunden worden. Sie lachte, nachdem sie dies erfahren hatte, und rief:

„Das ist mir aber ein schlechter Scherz! Wer von euch hat ihn gemacht, ihr Mädchen?"

Nun fuhren die Mägde über sie her, nannten sie Diebin, Verläumderin, schlechtes Mensch und überschütteten sie fuchtelnd und drohend mit Hohn und Schimpf, bis Frau Möltgen, die Wirtin, dazwischenkam, mit einigen Maulschellen nach rechts und links Ruhe herstellte und sagte:

„Wenn Gertraud es getan hat, kenne ich die Menschen nicht! Die Hand leg' ich für sie ins Feuer."

Die Mägde schrien: ja, sie habe es stets mit Gertraud gehalten; das nütze jetzt aber nichts. Sie hätten dem Biest nie getraut! Stille Wasser seien tief.

„Frau Möltgen," sprach Gertraud ruhig, „ich habe es nicht getan, Ihr braucht Euch meiner nicht zu schämen; aber ich will lieber vor den Richter, als mich hier vor diesen da verantworten."

Gefolgt vom ganzen Trosse ward sie abgeführt. Da sie vor dem Richter ihre Unschuld nur beteuern, nicht aber beweisen konnte, und da dem guten Zeugnisse der Wirtin die Tatsache des Fundes gegenüberstand, auch das Geheimnisvolle an Gertrauds Person, worüber sie jede Aufklärung verweigerte, immerhin verdächtig erschien, so wurde sie von der einfachen Justiz der Zeit für überführt erklärt, zum Halseisen verurteilt und der Stadt verwiesen.

Sie sagte nichts zu ihrer Verurteilung, stolz und ruhig sah sie über die Leute hinweg und bot unbewegt den Kopf, der den Diebstahl nicht ausgedacht, und die Hände, die ihn nicht begangen hatten, dar und ließ sie in das Halseisen schließen.

So mußte sie auf dem Markte vor dem Rathaus in der gaffenden Menge stehen. Die Mägde, denen es eine Wonne gewesen wäre, vor sie hinzutreten, die Zunge herauszustrecken und alle erdenklichen Schimpfnamen zu rufen, wurden zwar von der Wirtin heimgetrieben; aber darum war Gertrauds Pein nicht geringer. Der Haufe drängte sich vorbei, erzählte sich des Mädchens Missetat, sprach Bedauern oder Schmähung aus, die Männer prüften und besprachen frech ihre Schönheit und junge Burschen riefen ihr unflätige Witze zu. Sie

schloß die Augen oder sah wie gebannt auf ihre verarbeiteten Hände, die da vor ihrer Nase aus dem Brett herauswuchsen, sie dachte an den geheimen Grund dieser von Gott verhängten Strafe und empfand und genoß eine lang nicht gekannte Ruhe in ihrem Herzen.

Einmal fühlte sie ein Paar Augen aus der Menge heraus so fest auf sich gerichtet, daß sie nicht widerstehen konnte; sie schaute auf und erblickte einen breiten und festen Mann der zwanziger Jahre, dessen große blaue Augen sie versonnen und versunken anstierten. Über ihn hinstreifend fühlte sie etwas Bekanntes, vielleicht nur weil sie Teilnahme fühlte.

Die Sonne zog über dem schutzlosen Haupte des Mädchens ihren langsamen Bogen.

Plötzlich erschrak sie, ihr Ohr vernahm heimatliche Laute. Sie beherrschte sich zu einem gleichgültigen Blicke und sah in prunkenden Gewändern einige englische Herren, die ihr zum Teil aus der Heimat bekannt waren. Nun galt es ruhig Blut, damit sie nicht erkannt und gar nach Hause gebracht würde.

„Schauet", sagte einer der Herren. „Sieht die Person nicht der Prinzessin Philippa gleich?"

„Der verschwundenen —? Wahrhaftig!" rief ein zweiter. „Auf und nieder! Gestalt — Kopf — das üppige Haar! Dieselbe breite Stirn, die geraden Brauen, die feine Nase, der Mund streng und lüstern zugleich, fast wie der des Königs! Auch den stolzen Zug von der Nüster zum Munde hat sie!"

„Aber stärker ist sie als Prinzessin Philippa, derber; schau nur die Hände!"

„Philippa ist auch jünger. Wo sie wohl hingekommen ist —? So elend wird es ihr nicht gehen wie dieser Doppelgängerin, und wenn sie tot ist!"

„Übrigens — wie eine Engländerin sieht diese da fast auch aus; ich will sie einmal fragen!" und an Gertraud sich wendend, rief er: „Bist du aus England? — He, Mädchen, bist du aus England?"

Sie richtete nur einen hilflos verwunderten Blick auf den Frager und ließ den Tränen freien Lauf.

Eine rauhe Stimme aber sprach nun in barschem Dialekte:

„Ihr Herren, habt doch ein Einsehen und laßt sie! Sie ist unschuldig. 's ist meine Schwester."

„Wahrhaftig!" antwortete einer der Engländer, „sie sieht aus, als wäre sie unschuldig!" er neigte grüßend den Kopf und zog sich mit den andern zurück.

Gertraud aber betrachtete staunend ihren Verteidiger und erkannte den Mann, der sie aus der Menge mit so großen Augen angeblickt hatte. Er stand nun vor ihr in hohen Stiefeln, deren weiche Stulpen über dem Knie zurückgeschlagen, doch lang genug waren, um die ganze Beinlänge zu decken. Ein grauer Zwilchrock reichte ihm fast bis zum Knie, ein dunkelblauer Mantel hing faltig hinten über die Schulter hinab, den hellblonden Kopf bedeckte eine Lederkappe, die nicht brauner war als das sonnverbrannte Gesicht. Im Gürtel trug er ein langes Messer, und seine Hände stützten sich auf das in einer Scheide steckende Eisen einer langen Axt. Wie eine Schildwache stand er da, und aus dem massiven

länglichen Gesicht mit der geraden Nase und dem viereckigen Kinn schauten große blaue Augen mit kalter Entschlossenheit. Dieser Blick gemahnte sie an ein anderes Auge, das Blut schwoll ihr zum Herzen, sie fürchtete hinzusinken, so bebten ihr die Knie.

Der Mann blieb, ohne sie weiter anzublicken, vor ihr stehen und verleidete es den Leuten, sie mit Reden zu belästigen.

Als sie abends befreit wurde, faßte er sie bei der Hand, zog sie, derb auftretend, durch die Menge und fragte:

„Höre, Mädchen, wie heißt du?"

„Gertraud", antwortete sie, hätte aber dem vertrauten Blick seiner Augen fast „Philippa" geantwortet.

„Warum hast du da stehen müssen? Was hast du geboft?"

„Sie behaupten, ich hätte gestohlen." Es war ihr zuwider, den Hergang zu erzählen und selbst vor der guten Meinung dieses Mannes sich zu verteidigen, und sie schwieg.

„Ich habe dir angesehen, daß du unschuldig bist. Du gleichst meiner Schwester selig. Wahrhaftig, wie ich dich im Vorbeigehen sehe, fährt es mir durch alle Glieder, ich denke: da steht ja das Dorle! Nur ihr Haar war weißer als deines, und derber war sie am Leib, mehr mein Schlag; aber sonst zum Verwechseln! Aber sie ist tot, schon ein Jahrer drei. Jetzt ich, ich hab' nicht vorbeikönnen, ich hab' müssen stehenbleiben und zusehen, daß es nicht zu wüst hergeht. Und ich meine, es schadet keinem Menschen, einmal zu schmecken, was Schande ist. — Und da hätt' ich jetzt eine Frage an dich: wo denkst du jetzt hin? wo bist du daheim?"

„Nirgends. Ich war Magd im ‚Blauen Hut'; aber das ist aus, in vierundzwanzig Stunden muß ich außer Stadt sein."

„Wie wär's, wenn du mit mir gingest? Ich hab' noch den Vater zu Haus, da könntest du bei uns nach dem Rechten sehen und wärst gehalten wie die Schwester selig. Bis jetzt tut es die Nachbarin, und die Base kommt alle Woche einen Tag; aber es hat keinen Schick so und kein Gesicht."

„Du bist nicht hier zu Hause?" fragte sie.

„Nein, weit von hier, rheinaufwärts, am Schwarzwald, Pforzheim heißt's. Ich bin Flößer. Wir bringen die Flöße sonst nur bis zum Rhein; aber diesmal hat's mich nicht gelassen, ich hab' auch einmal sehen müssen, wie weit meine Tannen schwimmen, und bin mitgefahren bis ins Niederland, und — hab's jetzt so getroffen! — Wenn du den Weg nicht scheuen tätst —?"

„Ich gehe mit", antwortete sie; je weiter, um so lieber war es ihr.

Er begleitete sie in den „Blauen Hut", wo sie ihr Bündel holen wollte. Ihr voraus, als ginge sie ihn nichts an, schritt er durch den Hausflur und die Treppe hinauf in die Trinkstube, setzte sich und verlangte eine Kanne Wein. Während ein Junge ihn bediente, trat Gertraud an den Schenktisch zur Wirtin, sprach mit ihr und bat um das Päckchen, das sie ihr beim Dienstantritt in Verwahrung gegeben. Die Frau ging, es zu holen, und war kaum aus der Tür, als eine der Mägde hereinschoß und mit aufgestützten Armen vor Gertraud stehen bleibend, anfing:

„So? ist die Prinzeß wieder da? ei, ei! Aber wo hast du deinen neuen Halskragen gelassen? der stand dir doch allerliebst!"

Der Flößer sah überrascht auf und hörte zu, murmelte kopfnickend „Aha" und trat gelassen hin, faßte die Magd am Arm und sprach ruhig:

„Mädel, du sagst mir jetzt im Vertrauen, wer es war! Du weißt's!"

Sie fuhr herum, schlug sich vergebens ab, aus seiner unbeweglichen Faust loszukommen und schrie:

„Laßt mich los! ich weiß von nichts! mit Euch hab' ich nichts zu tun!"

„Du wirst mir's schon sagen!" entgegnete er, drehte sie um, packte sie hinten am Rockbund, hob sie im Schwunge vom Boden und durch das Fenster hinaus und hielt sie mit ausgestrecktem Arm über die Tiefe des gepflasterten Hofes:

„Jetzt, Alte, sprich weiter!"

„Ich falle!" schrie sie. „Nimm mich hinein! Gertraud hilf mir! Hilfe! ich falle! Ich will es ja gestehen! ich hab' es ja getan! Ich falle — ich —"

„Aha, kommt's dir?" sagte er, nahm sie wieder herein, schleuderte sie von sich, daß sie mitten im Zimmer zusammenfiel, und brummte dazu:

„Ei, so verreck!"

Die Leute kamen auf das Geschrei herbeigelaufen, die Wirtin stand vor der noch auf dem Boden liegenden Magd und fragte; die Magd rührte sich nicht.

„Laßt sie! sie hat ihr Fett!" sprach der Flößer und tat einen Zug aus der Kanne. „Ich habe mit ihr abgerechnet. Ich denke, sie bringt kein Unschuldiges mehr in das Halseisen!" Als man ihn aber des Genaueren fragte, erwiderte er abwehrend:

„Wenn ich nur müßt! — — Fragt meinetwegen die da! da liegt sie ja krottenbreit; die weiß ja am besten, was und wie."

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da fuhr die Magd in die Höhe, zur Tür hinaus, die Treppe hinauf, und nach einem Augenblick der Überraschung fast alle andern hinter ihr drein.

Gertraud war erschöpft auf die Bank gesunken. Den ganzen Tag über hatte ihr Stolz und ihre Demut sie aufrecht gehalten; als nun aber der Flößer die Magd zur Rede stellte und zu beichten zwang, da hatte Gertraud die Macht über sich verloren; bangend und bebend, als könnte das Wort des elenden Weibes ihr wirklich Ehre geben und nehmen, hatte sie auf die Antwort gewartet und sich danach kraftlos und für alles fernere teilnahmslos auf der Bank niedergelassen. Die Wirtin trat nun zu ihr und trieb sie an, sogleich einen Stadtknecht zu holen, damit die Magd Gudula festgenommen und andern Tags zur Strafe gebracht werde; aber Gertraud schüttelte den Kopf, schüttelte auf alles nur den Kopf und sagte endlich:

„Ich habe genug von heute. Ich habe das Halseisen getragen, mit dem Hals und mit dem Herzen, und kein Mensch kann es mir mehr abnehmen, am wenigsten Gudula. Das ist vorbei. Und morgen geht es weiter. Dieser Mann hier hat mich als Magd gedungen, vom Schandpfahl weg, ich will ihm dienen — —."

Bei diesem Wort verstummte sie und schaute vor sich hin. Dann setzte sie hinzu: „Euretwegen, Frau Möltgen, freut es mich, daß kein Verdacht mehr ist."

„Kein Augenblickchen hab ich es geglaubt, Gertraud! Laß gut sein, ich weiß Bescheid. Ich habe noch keine Magd gehabt, wie du bist, und werd auch keine mehr kriegen. Aber die — soll mir noch vor die Augen kommen! — Hier ist dein Päckchen, Gertraud: sieh nach, ob es noch verschnürt ist, wie es war! Deinen Lohn kriegst du erst morgen. Und du tust mir die Schande nicht an und schläfst, solange du in Köln bist, unter einem andern Dach! Der Mann soll dich — in Gottes Namen — abholen kommen, wann es fortgeht. — Ihr seid aus dem Oberland, denk ich, der Sprache nach?"

„Ja, da bin ich her!" erwiderte der Flößer. „Also dann geh ich jetzt, Gertraud, und hole dich morgen früh ab. — Was bin ich schuldig, Wirtin? Der Wein war gut."

„Nichts seid Ihr schuldig. Ich habe noch genug im Keller; trinkt, soviel Ihr wollt!"

„Für diesmal dank ich und sage ‚Vergelt's Gott!' Wenn ich wieder nach Köln komme, werd ich fragen, ob Ihr noch von dem guten, billigen Wein habt."

Er ging.

Mit einem Reitesel, den er abends noch erhandelt hatte, hielt er am andern Morgen vor dem Gasthaus zum „Blauen Hut". Begleitet von der Wirtin und ihren Kindern kam Gertraud mit einem Sack, der ihre Siebensachen enthielt, und schalt den Mann, daß er ihretwegen ein Tier gekauft habe; er aber meinte, das Dorle, seine Schwester selig, würde er auch nicht zu Fuße mitgenommen haben, mit Weibsleuten komme man so nicht vom Fleck.

Sie betrachtete prüfend das Tier und den Sattel.

„Komm, ich helfe dir hinauf," sagte der Flößer. „Viel Zeit haben wir nicht. Vor dem Gereonstor treffen wir Reisegesellschaft." Und er nahm das Mädchen bei den Oberarmen und hob es leicht wie ein Kind auf das Tier.

Gertraud mußte lächeln, indem sie daran dachte, mit welch strenger Form sie früher aufs Pferd gehoben worden war, und daß ihr Bruder, der Schwarze Prinz, sie wohl auch einmal überraschend bei den Oberarmen gepackt und wie eine Puppe hinaufgesetzt habe.

„Gelt aber, da droben ist's doch besser!" rief der Flößer, als er sie heiter sah.

Sie nickte ihm noch lächelnd zu, dann quollen ihr die Tränen aus den Augen, das Herz ward ihr plötzlich von Erinnerung schwer, schwer wie eine überfüllte Schatzkammer.

Noch ein Abschied, dann kreuzten sie durch die Gassen und erreichten rechtzeitig die Reisegefährten, mit denen es rheinaufwärts gehen sollte; denn vereinzelt zu reisen, war nicht geheuer.

Gegen Mittag eines Oktobertages, als die Sonne den Morgennebel zerstreut und auch den Tau schon wieder vom Grün weggezogen hatte, kamen die Reisenden aus dem Walde nordwestlich über Pforzheim hervor. Der Flößer, der neben Gertrauds Esel einherschritt, hielt das Tier an, schirmte mit der Hand die Augen gegen

die Sonne, die von rechts über das breit und langhingestreckte Flußtal herüberschien, und sagte:

„Da wären wir jetzt also zu Haus!“

Gertraud blickte das Tal hin und zurück. Der Weg zog von der halben Höhe des langhingedehnten Hügels durch Äcker und Wiesen langsam hinab zur Stadt, noch eine kleine halbe Stunde weit. Beherrscht und beschützt von dem Schloß, das mit mächtigem Bergfried von einer Hügelstufe hart über der Stadt aufragte, sank diese mit ihren Giebelhäusern, Kirchtürmen, Mauer- und Tortürmen sanft hinunter zur Enz und langte mit einer kleinen Vorstadt auch über den Fluß hinüber. Dort, auf der andern Seite des Tales stieg ein bewaldeter Höhenzug hinauf, der sich, in schlankem Bogen der Enz folgend, hinter der Stadt herumwandte. Aus dem tiefen Tannengrün der Wälder flammten die Herbstfarben der Laubhölzer auf, das rasche Wasser blitzte zwischen den Wiesen und zwischen den Häusern der Stadt. Aus den Dächern hob sich blauer Rauch in einen Himmel vom gleichen dunstigen Blau, und so war es, als ob der Stoff des Himmels aus den Dächern quölle und nach allen Seiten über Tal und Wälder und Höhen hinausblühte.

„Geht einem da nicht das Herz auf?“ fragte der Flößer.

Gertraud sah ihm freundlich in die Augen und nickte; aber in ihrem Herzen spiegelte sich eine andere Stadt, gewaltigere Türme, vollere Wellen. Und der Gedanke bedrängte sie: so gut sie ihre Sehnsucht in stolzer Selbstbändigung durch diese ihr gleichgültige Welt trage, würde sie auch zu Hause neben dem Bruder ihre Liebe zwingen, verbergen und zugleich erzeigen können; wäre sein Heldentum ohne Furcht und Tadel nicht die sicherste Bürgschaft dafür gewesen, daß die Schwester sich neben ihm beherrschen würde! Wie ein hitziger Wein trieb ihr dieser Traum das Blut durch den Leib, sie schwankte auf dem Tier, mußte tief aufatmen und unterdrückte mit Mühe schmerzende Seufzer. Daran aber fühlte sie auch schon die Gefahr ihres Traumes, die verräterische Tücke dieser Spiegelung: sie schüttelte sich und bemühte sich, ihrem Begleiter zuzuhören.

„Das da drunten —“ sagte er und zeigte auf ein Dorf, das rechts im Tale lag, auch etwa eine halbe Stunde vor der Stadt, „das ist also Brötzingen!“ und es klang, als ob damit viel gesagt wäre. „Das Schloß dort links über der Stadt mit dem großen Turm ist das Schloß unserer Markgrafen. Wohlmeinende Herren, man kann's aushalten. Die Vorstadt rechts über dem Wasser drüben ist die Au, dort wohnen wir. Das dritte Haus am Wasser, das mit dem Erker, ist unser. In dem Erker sitzt der Vater und hat das Zipperlein und guckt auf das Wasser, ob nicht ein Floß kommt; jetzt kann er lange warten, bis nach Ostern, aber er paßt doch immer auf. Der Einschnitt in dem Waldhöhenzug da drüben noch oberhalb der Au ist das Nagolttal, da fließt die Nagolt her und an unserm Haus vorbei in die Enz, und unser Holz auch. Der Wald weiterhin im Südosten, gerade über die Stadt weggesehen, ist der Hagenschieß, dort jagt der Markgraf Hirsch und Wildschwein. Manchmal, wenn ich einen Floß die Enz hinunter-

führe, birschen sie droben, und während ich durchs Wehr sause und bis über die Brust ins kühle Wasser fahre, hör ich durch das Rauschen die Jagdhörner und die Hunde und denke, was ist jetzt schöner? — Und jetzt wollen wir weiter, damit wir auch noch was Gescheites in den Magen kriegen!"

Es war noch keine halbe Stunde vergangen, so dröhnte die Zugbrücke des Heiligkreuztors unter dem Getrappel des Esels, und die Vorstadt nahm die Ankommenden auf. Es war Essenszeit und niemand auf der Gasse, die Schmiede war still, nur vor dem „Bären" war ein Reitpferd angebunden und schlug mit dem Huf das Pflaster. Manchmal kam jemand ans Fenster, um nachzusehen, und rief ein paar Grußworte. So, in der Richtung von Westen nach Osten, ging's auch durch das Brötzinger Tor, das die innere Stadt abschloß, und durch die Brötzinger Gasse, deren mäßighohe Giebelhäuser dicht aneinanderstanden und sich mit vorgebauten Stockwerken gegeneinander neigten, so daß die schräge Herbstsonne nur von den Seitengassen her Lichtbrücken über den schattigen Weg warf. Überrascht musterte das Mädchen die Häuser, Gassen und Plätze, die ihr Gefährte auf der Reise so oft beschrieben und gerühmt hatte und jetzt wieder kurz bezeichnete, und halb belustigt, halb gerührt grüßten ihre Augen. Als dann rechts hinab der Markt, vom Rathaus und adligen Höfen umringt, sich weit auftat wie ein riesiges Sammelbecken für dieses warme Herbstsonnenlicht, da hielt der Flößer an, deutete die links ansteigende Straße hinauf, die durch einen breiten Torbau gesperrt und von den roten Sandsteinmassen eines gotischen Münsters und des gewaltigen Schloßturms überragt war, und sagte:

„Der Schloßberg!"

„Ja", erwiderte sie, wandte aber nicht einmal den Kopf. Da trieb er weiter, und Hühner und Tauben aufscheuchend klang über den großen, sonnenstillen Platz der trippelnde Huf des Esels und der schwere Schritt des Mannes. Wo die sonnige Tränkgasse sich südwärts zur Enz abzweigt, wurde der Flößer von einem Manne angerufen:

„Grüß Gott, Aaber! auch wieder hiesig?"

„Freilich, freilich! Grüß Gott!" erwiderte dieser, ohne sich aufzuhalten. Der andere jedoch blieb stehen, schaute die Reiterin an, schüttelte den Kopf und machte zwei Schritte, als wollt er nachlaufen, blieb wieder stehen und glotzte, schüttelte wieder den Kopf und rannte murmelnd davon.

Durch das Tränktor verließen sie die befestigte Stadt und kamen zu der auf Steinpfeilern ruhenden, gedeckten Holzbrücke, die sie mit warmem Holzduft und polterndem Widerhall empfing. Über dem gepflasterten Mittelpfeiler, wo die Holzbedachung aussetzte, hielt der Flößer, deutete übers Wasser hinauf nach der entgegenschauenden Reihe Giebelhäuser und sprach:

„Von oben das dritte, mit dem Erker!" Sie nickte. Wie anders hatte sie all dies geschaut, wenn er davon erzählte!

Es ging weiter. Gerade tauchten sie aus der Dämmerung der Brückenhalle wieder an die Sonne, da schoß mit freudigem Gebell ein gelber Rattenfänger

um die rechte Ecke, sprang am Flößer empor, warf sich vor ihm auf den Weg, wälzte sich und fuhr dazwischen auch kläffend auf den Esel los. Der Mann begrüßte den Hund mit Streicheln und befahl ihm Ruhe.

„Hierher, Schnauz!" sagte er, nahm den Zipfel von Gertrauds Mantel und hielt ihn dem Hunde hin. Dieser schnupperte.

„Das ist Gertraud! Verstanden? — Und jetzt vorwärts!" Der Hund jagte bellend davon. „Er hat meinen Schritt erkannt, als wir über die Brücke kamen."

Sie bogen rechts um die Ecke und fast am anderen Ende der Gasse hielten sie vor einem Hause rechter Hand, wo sich die Straße zu einem Vorhofe verbreiterte. Während der Hund sie unstillbar umtollte, erschien aus der dunklen Tiefe der niedrigen Bogentür des Hauses ein weißhaariger, gebrechlicher Mann an der Sonne, hielt die verzogene Hand über die Augen und rief mit noch klingender Stimme:

„Grüß Gott, Georg! Kommst du noch in diesem Leben! ich hab gemeint, ich erleb es nimmer! — Gelt aber, der Schnauz! plötzlich rast er unterm Ofen vor und fort — da hab ich schon gewußt, was ist. — Wer ist da bei dir?"

„Ja, Vater," erwiderte der Sohn, indem er dem Mädchen vom Tier half, „ich bin wieder da und hab auch jemand mitgebracht. Heißet sie willkommen!"

Der Alte aber tat, als nun die beiden auf ihn zugingen, wankend ein paar Schritte rückwärts und stammelte:

„Jesus Maria! Alle guten Geister —! Dorle — Dorle —."

„Gelt —" rief der Sohn, „Ihr meint auch, Ihr seht das Dorle! Mir ist's auch so gegangen. Drum hab ich sie auch mitgebracht. Sie heißt Gertraud, mir kommt's aber immer, daß ich Schwester zu ihr sage. Sie will bei uns bleiben und für uns hausen."

Der Alte drehte sich um, tappte bruttelnd nach der Stiege und setzte sich auf die nächste Stufe.

„Was ist los?" fragte der Sohn.

„'s ist mir in die Glieder gegangen. Ich bin halt ein alter Kracher!" erwiderte der Greis, ohne aufzuschauen.

„Dann gebt ihr die Hand zum Gruß! Worte braucht's sowieso nicht. Und an dem Händlein werdet Ihr schon spüren, daß es nicht das Dorle ist und kein Geist aber auch nicht."

Der Vater gab ihr die Hand und brummte, indem er sie unsicher anblickte: „Willkommen also — in Gottes Namen!"

Sie dankte dem widerwilligen Gruß mit demütigen Worten und folgte dann dem jungen Aaber die Treppe hinauf, um abzulegen und gleich für den Imbiß zu sorgen.

Später, als der Alte unter dem gotischen Kreuzgewölbe seines Erkers saß und aufs Wasser blickte, auf dem sein Leben dahingeglitten war, erzählte ihm der Sohn, wie er das Mädchen gefunden, und schloß mit den Worten:

„Ich hab's gleich gemerkt, Vater, Euch will's nicht hinunter, daß ich sie mit-

gebracht habe; aber glaubt mir, es hat so sollen sein! Warum hab' ich gerade diesmal, als zög's mich an allen Fasern, den Rhein hinunterfahren müssen? Warum hab' ich in Köln gerade noch einmal auf den Markt laufen müssen, wo ich doch schon gewesen war —?!"

„Ja, so geht's heutzutage zu!" brummte der Vater. „Ihr Buben wißt alles anders und besser als wir. Aber das sag' ich dir: hätt' ich meinem Vater derart ein wildfremdes Weibsbild ins Haus geschleppt, die dickste Stange hätt' er auf mir verhauen!"

„Das dürft Ihr auch, Vater, — wenn's noch langt! aber ist damit bewiesen, daß ich Unrecht hab'? Und ich mein' alls, so gar wildfremd wär sie Euch nicht gewesen!"

„Und wenn sie dem Dorle zehnmal ähnlich sieht, sie ist's halt doch nicht, sondern eine irgendwo aufgelesene!"

Dabei blieb's.

Gertraud fühlte vom ersten Blick an, daß sie dem alten Aaber nicht willkommen sei, doch ließ sie es sich nicht verdrießen. Glücklich, der Gefahr entwichen zu sein und die Reinheit ihres Gefühles gewahrt zu haben, hatte sie sich vor einem halben Jahre mit festem Willen und Mut in eine neue Welt gewagt und wenn sie in ihr auch noch kein Ziel, ja, keinen weiterhin weisenden Weg zu erkennen vermochte, so nahm sie, seit Jahren geübt, ihr Handeln zur strengen Folge ihres Denkens und gereinigten Wollens zu machen, den Zwang und die Härte dieses Kleinlebens als Schule der Demut und als Zucht der unbekannten Möglichkeiten ihres Herzens mit Büßerwonne hin.

War der Sohn außer dem Hause zur Winterbestellung der Felder oder bei den Holzknechten im Walde, so litt es den alten Aaber nicht am warmen Ofen oder auf seinem Erkersitz. Ein Arbeitsgeräusch aus Küche und Kammer oder, wenn alles still war, eben die Stille weckte sein Mißtrauen; so leis er konnte, humpelte und trippelte er im Hause herum, suchte das Mädchen und wenn er sie ruhig arbeitend am Herd, am Waschzuber, beim Aufräumen fand, starrte er sie ungläubig an, als habe er erwartet, das rätselhafte Wesen in eine Schlange verwandelt zu sehen; dann fing er eifrig an, all ihr Tun und ihre Handgriffe zu tadeln und anders haben zu wollen:

„So hat's Dorle gemacht, so ist's von jeher bei uns der Brauch!"

Gertraud war stets gerne bereit, seinen Willen zu tun, genau so wie Dorle es gemacht hatte, wenn es auch geschah, daß Dorle heute anders als gestern verfuhr, und bruttelnd tappte der Alte wieder davon, auch ob ihrer Willfährigkeit unzufrieden und mißtrauisch. Geraume Zeit dröhnte das Haus noch von seinen Schritten und von der Geschäftigkeit, mit der er Tisch, Truhen und Stühle verschob und hin und her stieß. Sie aber ließ sich durch seine Wunderlichkeiten nicht irre machen und war doppelt darauf bedacht, ihn unbefangen zu fragen und um Rat zu bitten, zum Plaudern zu bringen und ihm zu Diensten zu sein. In den ersten Tagen trat sie zu ihm ans Erkerfenster und ließ sich die

Aussicht erklären. Er sagte ihr, das von links her am Hause vorbeifließende Wasser sei die Nagolt, die Landzunge gegenüber mit den Linden heiße der Lindenplatz und endige im Mittelpfeiler der Brücke unten; jenseits des Lindenplatzes fließe die Enz an der Stadt hin und nehme unter der Brücke die Nagolt auf. Er deutete ihr die Türme und Häuser und, als er ein durch die Linden hindurch sichtbares Steinhaus am Wasser als das der büßenden Frauen, der adligen Dominikanerinnen bezeichnete, ließ sie ihren Blick dort verweilen und horchte nicht mehr auf seine Worte.

Sollte ihre endliche Zuflucht näher sein, als sie gedacht hatte?

Es schien nicht so.

Ein schweres Geschick wurde es bald für sie, neben Georg schwesterlich dahinzuleben. Nicht nur sein großes, starkblickendes Auge glich dem des Schwarzen Prinzen, in seiner ganzen furchtlosen und gütigen Art, in der Tapferkeit gegen jedermann und gegen sich selbst, ja sogar in mancher unmittelbaren Geste gemahnte er an jenen und mit der Erinnerung entzündete er die fressende Sehnsucht nach dem geliebten Bruder täglich aufs neue. Diese Qual, die ihr Georg mittelbar schuf, verwirrte ihre Haltung gegen ihn, es kamen Stunden, wo ihr die Bilder beider Männer ineinanderflossen, und dieselbe kaum bezwingliche Aufgabe vor ihr stand, der sie vor Monaten entronnen zu sein glaubte. Mit gebändigtem Herzen, hoffnungslos und klaglos neben dem Geliebten zu wandeln und zu walten, war ihr ehedem zu schwer erschienen, nun gab es Momente, wo sie es wirklich wahr machte, unter der Anstrengung fast erlag und sich mühsam beweisen mußte, daß ihr Bruder fern sei und Georg Aaber ein Trugbild. In diesem peinvollen Kampfe glaubte sie nun erst die volle, von Gott gewollte Buße ihres frevelhaften Gefühls gefunden zu haben, die sie sich nicht erleichtern durfte. Dem gegenüber erschien ihr der Wunsch nach der festumfriedeten, versuchungsfreien Stille des Klosters wie eine Flucht vor der Pflicht, eine Feigheit, ein Ungehorsam gegen Gottes wunderbar führenden Willen. Doch manchmal im Laufe des Winters sah sie aus ihrer Magdsarbeit und ihrem verzweifelten Ringen auf und über das Wasser und durch die kahlen Linden nach dem großen steinernen Hause der büßenden Frauen.

Der Winter verging.

Eines klaren Abends im März, als sie im Garten oberhalb der Vorstadt die Beete gerichtet und Erbsen gelegt hatte und sich am Gartenhäuslein zum Heimgehen ordnete, trat Georg unvermutet zu ihr und stand eine Zeitlang stumm da, während sie das Kopftuch ablegte und von der Arbeit sprach. Plötzlich umfaßte er sie und preßte sie an sich und rief, schrie beinahe ihren Namen. Sie machte sich frei, trat zurück und sah ihn erschüttert an.

„Siehst du denn nicht, wie es mit mir steht?“ rief er.

Sie schüttelte wie zu etwas Unfaßbarem den Kopf, sie hatte nichts gesehen.

„Ich bin deine Schwester“, sagte sie endlich, von aller Hoffnung verlassen vor dieser Verwirrung der Gefühle.

„Meine Schwester —? Du bist mir zehntausendmal lieber als meine Schwester!“

„Das darf nicht sein!“ rief sie; denn die Vorstellung, er könne sich einfach herzhaft darüber freuen, daß sie der gestorbenen Schwester ähnele, aber nicht seine Schwester sei, war ihrem verängsteten und überwachten Empfinden nicht möglich. „Aber komm jetzt! wir wollen gehen!“

„Ich lasse dich hier nicht vom Fleck!“ sagte er drohend.

„So schlage mich tot!“ antwortete sie und schaute ihm ruhig und traurig ins Auge. Als er nichts erwiderte, langsam den Blick senkte und schwer stöhnend stehenblieb, fuhr sie fort: „Du standest in Köln neben mir, vertrautest mir, nahmst mich bei der Hand und halfest mir: glaubst du, ich könnte dir eine Bitte, nur einen Wunsch deiner Augen versagen, wenn ich ihn zu erfüllen vermöchte!“

„Du kannst es!“ rief er wieder auffahrend.

„Nein, Georg!“ schrie sie gequält auf, „ich kann es nicht!“ und sich fassend setzte sie hinzu: „Und das mußt du mir jetzt glauben, ohne weiter zu fragen! Gib mir die Hand zum Zeichen!“

Er schlug in ihre dargereichte Hand nicht ein, er wandte sich rasch und eilte fort.

Sie stand eine Weile da, dann trat sie in die Beete vor und blickte ihm nach, dann wankte sie zu der brusthohen Mauer auf der Bachseite, legte die Arme auf, stützte das Kinn darauf und starrte ins Wasser. Langsam fielen ihr die Tränen aus den Augen und im Schluchzen schlug ihr Leib gegen die harte Steinbrüstung.

Nach einiger Zeit hörte sie Georgs Schritt wieder, sie drehte sich um, er sprach: „Gertraud, ich kann dir nicht unrecht tun, ich muß dir glauben, was du sagst, und will versuchen, was du verlangst. Hier meine Hand darauf!“

Sie nahm seinen Handschlag entgegen, und nun stürzten ihr die Tränen mit solcher Gewalt aus den Augen, daß sie kein Wort vorzubringen vermochte; mit beiden Händen drückte sie seine schwere, braune Rechte, beugte sich nieder und küßte sie.

Am andern Abend um Sonnenuntergang saß Gertraud in ihrem besten Gewande wartend auf der steinernen Rundbank auf dem Mittelpfeiler der Brücke. Bald versank ihr Auge sinnend in dem Abendgoldglanz der Nagolt, der das schwarze Spiegelbild der Giebelhäuser umfloß oder mit flüchtigem Schimmer durchwirkte, bald durchspähte es die dämmerige Brückenhalle nach der Au hin und sah die Leute drüben in der Helle der Kreuzgasse gehen und stehen. Endlich betrat dort ein ungewöhnlich hochgewachsener Mann, den alle ehrfürchtig grüßten, die Brücke; es war der Markgraf, der um diese Zeit vom Spaziergang zurückkehrend bei der Bank zu verweilen, Umschau zu halten und mit den Leuten zu plaudern pflegte. Als er zur Bank kam, erhob sich Gertraud, machte mit Würde eine höfische Verbeugung und redete den Markgrafen in der französischen Sprache ihres väterlichen Hofes an. Erstaunt hieß er sie wieder Platz nehmen und setzte sich neben sie. Nun erzählte sie, wer sie sei, daß sie die Heimat verlassen habe, um einer verhaßten Ehe auszuweichen, — wie es ihr dann ergangen, und das Schicksal sie hierhergeführt habe, — wie sie hier gelebt und daß sie nun dem Entschlusse, den Schleier zu nehmen, endlich zugereift sei. Sie bat ihn

um seinen Schutz und um seine Hilfe zum Eintritt in den Dominikanerinnenorden, wozu sie ja ihre edle Abkunft nachweisen müßte; auch gab sie ihm einen Ring und ein Granathalsband, mittels deren er wohl vom Londoner Hofe die Echtheit ihrer Angaben bestätigen lassen könnte. Der Markgraf, der von dem Verschwinden der englischen Prinzessin gehört hatte, verhieß ihr, alles für sie zu tun, und bot ihr einstweilen seine Gastfreundschaft an. Sie aber bat ihn um die Vergünstigung, auch schon ehe die Bestätigung da sei, sich in das Haus der büßenden Frauen zurückziehen zu dürfen. Er versprach, ihr dafür zu sorgen. Und die Leute staunten nicht wenig, als zum Schlusse der riesenhafte Mann sich erhob, ihr mit tiefer Verbeugung die Hand zum Aufstehen reichte, sie in die Au zum Hause des Flößers Aaber begleitete und ihr zum Abschied Ehre erwies wie einer Fürstin.

Und es kam, wie sie wünschte.

Nachdem sie in der folgenden Woche das Haus geordnet und für eine tüchtige Magd gesorgt hatte, siedelte sie über das Wasser hinüber in das Kloster der adligen Dominikanerinnen, das sie nicht mehr verließ. Dies geschah in demselben Frühjahr, in dem der Schwarze Prinz sich zu dem großen Siegeszug durch Südfrankreich rüstete. Und als ein Jahr später der ungeheure Sieg von Poitiers und die Gefangennahme des französischen Königs auch in den Klostermauern widerhallte, da war die Schwester Euphemia schon an das härene Hemd gewöhnt, an das Schlafen in Kleidern, auf der Seite liegend, Bein auf Bein, an demütigende Selbstanklage vor versammeltem Kapitel, an Fasten und Geißel. Im gleichmäßigen Verlaufe der Stunden, die bei Tage wie nachts ihren büßenden Willen und ihre ganze Kraft verlangten, ward ihr Herz müde und schien wirklich seine Ruhe gefunden zu haben.

Doch als es nach einigen Jahren hieß, der Schwarze Prinz habe sich mit der Maid von Kent vermählt, da jagte mit der Eifersucht die eingeschlafene Glut empor und schüttelte den armen kasteiten Leib mit allen Qualen und Anfechtungen verschmähten Lebens. Monatelang tobte das Blut in der verzweifelten Brust und, ob es in Strömen unter der Geißel von Rücken und Schultern floß, es ward nicht weniger und nicht kühler in den zuckenden Adern. Da erst ward ihre Liebe schuldig. Jetzt mußte sie erkennen, daß ihre Flucht, ihre tapfere Buße, ihre Ruhe und Rettung nur Täuschung, Selbstbetrug waren, daß die Träume, in denen sie nun brannte, jederzeit in ihrem Blute um Leben geworben hatten. Das brach sie vollends.

Nachdem die Zeit ihrem Schmerze die Kraft genommen hatte, war auch dem Körper keine mehr übrig geblieben. Die Kunde von dem frühen Siechtum und schwermütigen Vergehen des Schwarzen Prinzen fand nicht mehr den Weg zum irdischen Ohre der Schwester Euphemia.

Franz Overbeck/ Briefe an Treitschke und Rohde

Overbeck an Treitschke

Basel, 23. Juni 1871.

. . . Wenn ich mich auch nicht selbst für die Jahrbücher melde, ich bringe dafür einen Ersatzmann, und zwar einen, der, meine ich, mehr als das ist, meinen Kollegen Nietzsche. Ich habe heute sozusagen die Vorstellung übernommen. Als Du im Herbst hier warst, lag Nietzsche, der als freiwilliger Krankenpfleger sich an unsere Truppen angeschlossen hatte, selbst krank im Erlanger Lazarett. Du wirst wohl vor $2^1/_2$ Jahren von dem Leipziger Studenten gehört haben, der noch als solcher hierher zum außerordentlichen Professor der Philologie berufen wurde. Dies eben ist Nietzsche, den ein freundlicher Stern zu meinem Hausgenossen gemacht hat. Der tägliche Umgang mit ihm seit vorigem Winter ist das erste, was mich, seit wir beide getrennt sind, an die in Leipzig gemeinschaftlich verlebten Tage erinnert hat. Vor allem wurde er mir immer mehr wert, bei meiner sonstigen ziemlichen Vereinsamung hier, während des Kriegssturms. Da Nietzsche Deutscher ist — aus der Provinz Sachsen — ließ sich diese Hauptsache zusammen erleben. Oft genug freilich waren wir in unseren Gesprächen weit von den gewaltigen Ereignissen des Augenblicks. Nietzsche ist der erste Philologe der mir begegnet ist, mit dem man als Nichtphilologe über das Altertum reden kann. Er hat eine Auffassung davon und eine Begeisterung dafür, wie sie sonst oft heutzutage wie erloschen scheinen. Er ist überhaupt gewiß ein ganz ungewöhnlich begabter Mensch, und ebenso liebenswürdig als geistvoll. Kurz, ich habe ihn lieb gewonnen und bewundern gelernt, muß aber nun doch zur eigentlichen Sache kommen. Nietzsche hat einen ästhetischen Aufsatz ausgearbeitet: Musik und Tragödie — hauptsächlich mit Bezug auf die antike Tragödie, doch bis auf die Oper der Neuzeit herabgeführt. Während sich Verhandlungen mit einem Leipziger Buchhändler durch zufällige Umstände in die Länge zogen, kamen zwischen uns verschiedene andere Publikationspläne zur Sprache, auch die preußischen Jahrbücher, für die ich nun besonders gesprochen. Dafür hat sich auch Nietzsche entschieden, und will Dir das Manuskript einsenden, das er sich von Leipzig zurückschicken läßt, sobald es wieder in seinen Händen ist. Einstweilen stellt er sich Dir vor mit beiliegender Broschüre, die er eben auf eigene Kosten in nur dreißig Exemplaren zur Verteilung unter Freunden hat drucken lassen. Dieser Zweck erklärt den fast mystischen Ton des Ganzen und manches sonst. Stoße Dich insbesondere nicht an etwaigen Mysterien des Anfangs, namentlich an denen des Gegensatzes des Dionysischen und Apollinischen. Gerade dieser Punkt wird in dem Aufsatz: Musik und Tragödie ausführlicher und klarer entwickelt. Ich selbst kenne die griechische Tragödie nicht gründlich genug, um eben alles im Anfang Gesagte zu kosten und habe am durchgängigsten meine Rechnung in den Sokratespartien gefunden, das Ganze aber, das ich freilich zum Teil habe entstehen sehen und oft besprochen,

mit freudiger Spannung gelesen. Meinst Du nun, daß etwas der Art, wie es eben auch der Aufsatz über Musik und Tragödie ist, für die Jahrbücher passen würde? Du würdest mir und Nietzsche große Freude machen, wenn Du ihm darüber schriebest. . . .

Basel, den 21. Dezember 1871.

. . . Im Herbst wurde ich ordentlicher Professor, und so ist denn erreicht, was ich so viele Jahre lang mit einer Gelassenheit, die mich nachträglich manchmal etwas wundert, für gänzlich unmöglich gehalten habe. Zurzeit gehen die Wogen des kirchlichen Kampfes jetzt hoch in der Stadt. Es handelt sich um Zerschlagung der Landeskirche und Separation der pietistischen Bestandteile. Ich selbst bin in der üblen und glücklichen Lage, zu keiner der drei Parteien, die sich befehden, zu gehören. Die pietistische und die vermittelnde erheben an mich keine Ansprüche, der Reformer habe ich mich dagegen bisweilen zu erwehren und bin nun wohl mit ihnen ziemlich auseinander. Wissenschaftlich bin ich viel radikaler als diese Leute, praktisch fassen sie die Dinge an fast ohne Ahnung von ihrem schweren Ernst, und machen sich eine Religion von bequemen Phrasen zurecht. In dieses gewisse Ordnung zu bringen fühle ich nicht Kraft noch Beruf, so halte ich mich zunächst einfach an meine amtliche Tätigkeit. Meine Vorlesung über Kirchengeschichte ist leider nicht zustande gekommen, doch da ich neben den sonst angekündigten noch ein paar Vorträge übernommen habe, von denen ich den einen neulich in der historischen Gesellschaft schon gehalten, so gibt es genug zu tun. An dem Orte lebe ich mich immer besser ein. Unter allen Umständen werde ich ihm unauslöschlich dankbar sein für den wissenschaftlichen Frieden, den er mir gewährt. Am liebsten und engsten ist mein Verkehr mit Nietzsche geworden. Gleich nach Neujahr erscheint der Dir schon bekannte fragmentarische Aufsatz zur vollständigen Abhandlung ergänzt: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik. Es wird auch Dir gleich zukommen. Ich kann nicht alles mitmachen, am wenigsten, was darin über die Wagnersche Oper zu lesen steht, aber überzeugt bin ich, daß die Arbeit eine der gedankenreichsten und tiefsinnigsten ist, die wir in Deutschland seit Jahrzehnten auf dem Gebiete der Ästhetik gelesen. Mit wahrer Herzensfreude lese ich immer die Korrekturbogen mit. Besprochen ist ohnehin in den letzten Monaten alles zwischen uns immer wieder und nach allen Richtungen. . . .

Basel, 8. Juli 1872.

. . . Hier wirst Du, wenn Du im August kommst, leider niemand finden, da mit Ende der Woche fast alles ausfliegt. Höchstens Nietzsche wird hier sein, der die Ferien wahrscheinlich ganz hier zubringt. Es tut mir leid, daß ich ihm nichts besseres und überhaupt nichts von Deinen Eindrücken melden konnte, wenn ich auch recht wohl begreife, daß Dir mancherlei in seiner Schrift nicht recht, wo nicht abstoßend gewesen ist. Sie hat unleugbar etwas Exzessives, ein

ungeheurer Exzeß ist schon für mich die ästhetische Zuspitzung ihrer Metaphysik, aber bei allem, was Bedenken erregt, ist doch die Schrift so originell und voll tiefsinniger Gedanken, daß sie namentlich die peinliche Ignorierung, die ihr bisher zuteil geworden ist, gewiß nicht verdient, und die für den Verfasser, ich meine die ruhige Entwicklung seiner Gedanken, von den übelsten Folgen. Von der Anzeige eines Freundes und einem Sendschreiben Wagners abgesehen, die beide hier nichts fördern können, ist eine von dem borniertesten Philologenstandpunkt abgefaßte, äußerst grobe Streitschrift eines jungen Dr. von Wilamowitz-Möllendorf, welcher alles als reinen Wahnsinn behandelt und im Widerspruch weit über das Ziel hinausschießt, die einzige öffentliche Kundgebung über das Buch. Dergleichen kann nur Nietzsches Neigung zum Extravaganten steigern, so lange das Gegengewicht ernster Beachtung, selbst ernsten Widerspruchs, der zum Teil meiner Ansicht nach nicht fehlen kann, vermißt wird, und besonders das bisherige Verhalten seiner Fachgenossen zu seiner Schrift ist mir nun einer der vielen Beweise der ungeheuren Verflachung, welcher heutzutage ganz vornehmlich unsere gelehrte Bildung ausgesetzt ist. Doch bald werde ich da vielerlei mit Dir besprechen können, bin begierig darauf, freue mich außerordentlich auf das Wiedersehen.

Basel, 9. März 1873.

... Zwei oder drei Tage mit Dir sollen überhaupt meine Osterferien sein, den Rest will ich verbringen, um, zu Dir ganz im Vertrauen gesagt, in den freien Wochen eine Art theologischen Bekenntnisses abzufassen, was von meinem Standpunkt aus ein etwas halsbrechendes Unternehmen ist, zu dem ich mich jedoch zurzeit angeregt, ja gedrängt fühle, nicht durch Strauß — dessen Werk ich für wenig förderlich halte, abgesehen von seiner Ehrlichkeit, — aber durch eine weit geistvollere Broschüre von Lagarde über Staat, Religion und Kirche, so daß ich im Sinne habe, auf den darin enthaltenen Antrag einer Ausscheidung der konfessionellen theologischen Fakultäten aus ihrem bisherigen Universitätsverband in Form eines Sendschreibens an den Verfasser zu antworten. Da es jedoch dabei, obwohl ich als Verteidiger der theologischen Fakultäten aufzutreten gedenke, nicht ohne einiges Haarsträubende ablaufen wird, so sieht freilich, was für mich etwa dabei herauskommt, bedenklich genug aus, indessen darauf soll es mir nicht ankommen. Das schlimme ist nur, daß ich durchaus nur die Osterferien dazu habe, da ich nächsten Sommer die Kirchengeschichte, die ich zurzeit zum ersten Male lese, fortsetze. ...

Basel, 1. September 1873.

Heute werden Dir wohl Nietzsches Unzeitgemäße Betrachtungen zugekommen sein. In seinem Namen schicke ich ihnen die Meldung nach, daß er ihnen gern ein paar Worte an Dich zur Begleitung mitgegeben hätte, wenn ihm nicht noch

alles Schreiben verboten wäre. Seit drei Monaten laboriert er an einem Augenübel, welches sehr bedenklich anfing und strenge Maßregeln des Arztes hervorrief, jetzt indessen das schlimmste nicht mehr befürchten läßt. Das zum Unterricht in der Schule Unentbehrliche zu lesen ist sogar wieder gestattet. Das Dir zugesandte Buch beruht auf Aufzeichnungen, die noch gerade vor Torschluß gemacht werden konnten. In seiner jetzigen Fassung mußte es einem Freunde Nietzsches, Referendar von Gersdorff, diktiert werden, der sich gerade hier aufhielt, und, da er hier nichts zu tun hat, als die heißen Monate der im vorigen Winter begonnenen und im nächsten fortzusetzenden Reise nach Italien unterzubringen, auch vollständig Herr seiner Zeit war. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, eine allgemeine von Tag zu Tag fast steigende und unsere Universitäten vorzüglich drückende deutsche Not mit so feuriger und ernster Beredsamkeit ausgesprochen zu wissen, und will auch manches Überscharfe gern in den Kauf nehmen, das ich wohl hier und da schon habe tadeln hören. Ich bin begierig was Du sagen wirst. Eine recht unliebsame Verwicklung kommt in die Sache dadurch, daß, wie wir kürzlich hörten, Strauß tödlich und auf das traurigste erkrankt ist. Zur Beruhigung hören wir gleichzeitig aus guter Quelle, daß es außer aller Wahrscheinlichkeit steht, daß ihm überhaupt noch etwas Gedrucktes vor die Augen komme. Er ist ja auch im Grunde als Person gar nicht gemeint, und kommt nichts darauf an, daß er selbst das Buch lese. Ich wünschte es unter allen Umständen nicht. Mir ist H. entgangen, dem ich es gegönnt hätte, mein Buch zu lesen. Solches Volk fühlt sich wohl durch dergleichen etwas unangenehm gekitzelt, aber erträgt es mit großer Gelassenheit. So bleibt mir wenigstens die Freude, vor Torschluß über den schlechten Kerl die Wahrheit gesagt zu haben. Natürlich sehe ich der durch Dr. B. angekündigten ausführlichen Mitteilung Deiner Meinung mit größter Spannung entgegen. Ich habe noch wenig darüber gehört. Besonders angenehm war mir ein sehr liebenswürdiger Brief von Lagarde, auf welchen ich natürlich gespannt war. Doch sehe ich schon, viel Anstoß erregen meine Schlußvorschläge, wie ich dies nicht anders erwartet habe. Allein noch hat mir niemand, der mir seine Abneigung dagegen aussprach, etwas Gescheites über die Lösung der Aufgabe gesagt, die Qualität der Bildung des Theologen nicht leiden zu lassen unter seiner praktischen Bestimmung, worauf es mir vor allem ankommt. Wenn aber Bildung sein soll, dann natürlich die beste, die zu haben ist. Oder sollen wir uns etwa zur Theologie Leute mit einer ganz besonderen Gehirnorganisation wünschen? An solchen fehlt es uns ja leider bisher nicht. Von den ziemlich zahlreichen auswärtigen Theologen, denen ich ein Exemplar zuschickte, hat mir mit alleiniger Ausnahme des alles verdauenden Saalbaders Brockhaus noch kein einziger etwas zu hören gegeben, und habe ich schon darauf verzichtet. Die hiesigen, die freilich die grobe Tatsache meiner Gegenwart drängt, sind wenigstens nicht sprachlos geworden, und haben es zum Teil sogar sehr freundlich und teilweise verständiger als ich hoffte aufgenommen. . . .

... Was mir aber noch heute diese Zeilen abdringt, ist, daß ich es nur gestehe, Besorgnis, ernstliche Besorgnis um Deine Meinung über meine Streitschrift und die Nietzsches. Über jene habe ich noch immer Dein Schlußurteil nicht, über diese, die ich Dir im Auftrage des Verfassers übersandte, hast Du noch gar nichts verlauten lassen. Um unsrer Freundschaft willen habe ich niemanden unter denen, welchen ich meine Schrift zugesandt, um deren Meinung es mir so zu tun wäre wie um die Deine, und auch mit den Anschauungen des Nietzscheschen Buches fühle ich mich, wie ich Dir sagte, solidarisch. Dein Schweigen weiß ich mir aber nicht zurechtzulegen. Denke ich mir auch etwa, es sage Dir unsere trübe Anschauung von den deutschen Dingen nicht zu, so müßte ich doch gar zu ernstliche Verstimmung voraussetzen, um damit Dein Schweigen zu erklären, und Du begreifst, daß sich in mir alles bäumt, ehe ich mich zu solcher Erklärung entschließe. Wie viele der schönsten Lebenserinnerungen würden mir mit einem Schlage zu schmerzlichen verwandelt, wenn Du hier nichts von mir wissen wolltest! Insbesondere sehe ich, so wie ich Dich und Nietzsche kenne, von letzterem auch seine Meinung über Dich, keinen Grund ein, der Euch feindselig trennte, sobald Ihr Euch nur als Menschen ansähet. Denn davon bin ich doch wieder überzeugt, daß Du über Nietzsches Betrachtungen nicht so denkst, wie neulich ein ebenso stumpfsinniger als perfider Artikel der „Grenzboten". Denn das wage ich, ungeachtet der eigentümlichen Lage, in welcher ich das Buch als Freund des Verfassers und über ihn also vollständig unterrichtet, gelesen habe, ganz allgemein zu behaupten: Man muß ja ein fühlloses Vieh sein, um aus einem Buch wie den Unzeitgemäßen Betrachtungen nicht die tiefste, ernsteste, ursprünglichste Teilnahme an deutschem Wesen und deutscher Größe, und vielmehr Hohn über diese Dinge herauszuhören. Gerade aus diesem Grenzbotenartikel, den Du freilich vielleicht noch nicht kennst, weht dem Leser in der drückendsten Weise die Stickluft entgegen, welche, wenn wir Deutschen nicht alle Kräfte und Aufmerksamkeit anspannen, mit rasender Schnelligkeit sich aus den nivellierenden Tendenzen unserer gegenwärtigen Scheinbildung zu entwickeln droht. Im Grunde ist, soweit man sich umsieht, bei uns in Deutschland ein einziges Ding recht im Stande und unserer würdig, die Armee, sonst überall unzweifelhafter Verfall. Allein von diesen Dingen selbst will ich heute nicht reden, sondern Dir nur sagen, wovon Dir auch ohne Zweifel diese Zeilen ein Zeugnis sein werden, daß ich um Dich sehr unruhig bin, und Dich bitte, mich, wenn auch mit wenigen Worten, wie sie Dir vielleicht Deine Zeit allein erlaubt, wieder zu beruhigen. Über die inzwischen gemachten Erfahrungen will ich Dir nur mitteilen, daß der Artikel des Volksfreund noch immer die einzige öffentliche Äußerung über mein Buch ist, und Clemens Brockhaus noch immer der einzige Theologe in Deutschland, der mir privatim seine Meinung gesagt. Doch dies kann ich mir wohl erklären, denn ich weiß wohl, was ich unternommen habe, und ob alle Theologen der Welt schweigen oder reden, beides gilt mir gleich und wird mich nicht irre

machen. Auf einem andern Blatte steht Dein Schweigen und Dein Reden und eben dies wollte Dir heute in alter und herzlicher Freundschaft schreiben

Dein Overbeck.

Mein lieber Treitschke! Basel, 14. November 1873.

Allerdings habe ich keine Zeit zu langen Briefen, Du noch weniger dazu, sie zu lesen, doch drängt es mich seit Deinem letzten Briefe unwiderstehlich zu einer Antwort. Mit Dir habe ich unvergeßliche Jahre wie mit keinem andern Menschen geteilt, Du bist mein erster wahrer Freund gewesen, hast als der ältere, erfahrenere und so viel herzhafter angelegte mir zuerst einige Zuversicht zu mir selbst gegeben, und Dir werde ich von allem, was ich bin, denke und tue, immer ein Stück verdanken. Entschuldige damit die Unruhe, in die mich Dein Schweigen versetzte, und heute, daß ich noch nicht zufrieden bin und noch weiter nach Verständigung Verlangen, heftiges Verlangen trage. Es handelt sich dabei, ich denke, Du wirst es selbst unfehlbar merken, nicht um Rechthaberei. Hätte ich die Macht andern zu geben, was ich ihnen wünsche, so wären es nicht meine Meinungen, die ich ihnen gäbe, sondern die Läßlichkeit, mit welcher ich jede andere ertrage. Mich treibt wirklich nur der Drang der Freundschaft, daß ich das meine tue, damit wir uns über jede Meinung hinaus nach wie vor von Herzen verstehen. Übrigens, da ich vor allem mich Dir etwas deutlicher machen will, drängt mein Brief heute durchaus nicht auf rasche Antwort. Lies ihn, wann und in welchen Dosen es Dir paßt. Denn lang wird er, ob er gleich nur wenig von dem sagen wird, was ich alles auf dem Herzen habe. — Es ist mir heute, wie Du Dir schon denken wirst, weit weniger darum zu tun, Dir die anstößigen Punkte in meiner Schrift plausibel zu machen. Scheint Dir der Schluß unverhältnismäßig dürftig, so habe ich selbst angelegentlich den Schein eines theologischen Quacksalbers von mir abgelehnt, und mit Worten nicht mehr zu erreichen gesucht, als in solchen Dingen damit zu erreichen ist. Übrigens halte ich die von mir verlangte Unterscheidung für eine strenge Konsequenz meiner von Dir zugegebenen Prämissen. Auch der Wahrheitstrieb verlangt Bändigung, Erziehung und Formung; mit ihm, ebenso wie mit jedem andern, verträgt sich kein menschliches Dasein, wenn es schrankenlos waltet. Ihr Politiker bezweifelt dies am wenigsten. Dennoch war es gerade die „Übereinstimmung mit sich selbst", die ich dem Theologen wahren wenigstens wollte. Allein genug davon für jetzt und auch nichts weiter über unsere Differenz in Beziehung auf die „Entwicklungsfähigkeit" des Christentums, ob ich gleich fürchten muß, daß Du Dich mit Deiner Anschauung als Historiker in einen Abgrund von Irrtümern stürzest — über den Schmerzensfreund Nietzsche und was in Deinem Briefe drum und dran hängt, will und muß ich heute vor allem mit Dir reden.

Eines schickt sich nicht für alle! und es kann ja wohl sein, daß ich selbst nicht so schreiben könnte wie Nietzsche, ich meine den Ton natürlich, nicht den Stil, der nicht in Rede steht. Aber daß damit die Gesinnung, die seinem Tone zu-

grunde liegt, etwas zu tun hat, glaube ich nicht, ich weiß dagegen, daß meine Talente diesen Ton bei mir ganz naturgemäß herabstimmen. Du meinst auch, ich könnte nie Schopenhauerianer werden. Ich kann Dir nur sagen, daß mir dazu nur zweierlei fehlt: gründliche Kenntnis der Schriften des Philosophen und der Beruf mit meiner Person Schule dafür zu bilden. Auch weiß ich wohl, Du bist ein Gläubiger des Optimismus, aber nicht sein Apologet. Als der letztere wärest Du mein Freund nicht, Deinen Glauben tastete ich nicht an, auch wenn Du mein Freund nicht wärst, und ich sonst dazu Neigung hätte. Optimismus und Pessimismus sind so alt wie die Menschenwelt, ihr Streit ist nicht jünger — worin ich meinerseits schon ein Argument für den Pessimismus sehe, — beide sind gleicher Ruchlosigkeit fähig, beide haben sich immer fruchtbar erwiesen und ich wenigstens bekenne mich zur Meinung der größeren Fruchtbarkeit des Pessimismus. Aber um den Streit beider zu entscheiden, fehlen menschlicher Erkenntnis alle Mittel, und so wird es denn im Handumdrehen zum Pfaffenzank. Überdies genügte ja die laute Art, wie er augenblicklich geführt wird, um einem alle sonst etwa bestehende Lust daran zu nehmen. Also darüber streite ich nicht, und auch nicht gewinnen will ich Dich für Schopenhauer, er bleibe Dir meinetwegen selbst antipathisch — wenn ich Deinen Urteilen über ihn mich widersetze, so geschieht es nur in der warmen Überzeugung, daß Du Dich damit einem ungeheuren Stück Menschenleben verschließest, daß Du im Drange einer nach anderen Seiten gerichteten, wahrhaft riesigen Tätigkeit dieser Sache nur wenig beschauliches Nachdenken hast widmen können und andernfalls auch als Gegner doch ganz anders reden würdest. Mein eigenes Urteil über Schopenhauer hat ja seit meiner ersten, flüchtigen Berührung mit seinen Schriften, welche vor 13 Jahren stattfand, genug geschwankt. Ich weiß wohl, daß es hier sehr häßliche Dinge zu überwinden gibt, — ich meine an der Person Schopenhauers — und stehe nicht an, Dir hierin viel, sehr viel zuzugeben. Nur wenn Du den Mann „durchaus klein" findest, kann ich Dir nur widersprechen und sagen: ich finde ihn durchaus groß. Er ist ein großer Mensch, groß in seinen Tugenden und Gaben, groß in seinen Fehlern, und daß er in beiden so deutlich vor uns steht, das danken wir der Tugend, die er vor allem und wie kaum einer besaß, seiner Wahrhaftigkeit. Dank dieser ist er unserer Gattung wie wenige gegeben, daß sie sich daran kennen lerne, nicht nur wie sonst wohl bei großen Männern, daß sich ausnahmsweise Gebilde an ihm wiedererkennen. Schopenhauer ist wirklich vom Holze, aus dem sonst auch wohl Geißeln der Menschheit geschnitten worden sind. Daß ein Wohltäter derselben aus ihm geworden, setzt einen wunderbaren und erhabenen Adel seiner Begabung voraus. Daß er keinen Sinn für Staat und Geschichte hatte, teilt er nur mit einigen der Größten seiner Zunft, und auch den Staat kann man ja jedenfalls zu ernst nehmen. Daß seine Philosophie in ihren Bekennern nie etwas anderes erzeugt als unfruchtbaren Hochmut und ruchlosen Pessimismus, dagegen habe ich meine unzweifelhafteste Erfahrung. Nicht daß ich daran dächte, alle „Schopenhauerianer" gegen Dich

zu vertreten, — außer Schopenhauer selbst sind die „Schopenhauerianer" die größten Steine des Anstoßes seiner Sache — aber ich kenne Menschen von ungewöhnlicher Herzensgüte und von seltener Kindlichkeit und Treuherzigkeit der Gesinnung, welche sich unbedingt zu Schopenhauer bekennen und sich nicht zu fassen wüßten, wenn sie hörten, daß seine Philosophie „das Göttliche im Menschen erstickte", oder daß ihr „die ganze Welt der Liebe" verschlossen sei. Sie wollen in mir völlig glaubwürdiger Weise das Gegenteil erfahren haben. Was mich selbst insbesondere betrifft, so habe ich die zwei Grundgedanken meiner Schrift — Verhältnis von Glauben und Wissen, und Wesen des Christentums — nicht aus Schopenhauer, wohl aber, dank seiner Darstellung, die leuchtende Evidenz, die sie für mich haben. — Soviel über diesen Punkt, über welchen vor allem ein Bekenntnis nötig war, den ich aber in meinem Brief, wie alles andere doch nur streifen kann. — Nun zu Nietzsches und meiner Anschauung von den gegenwärtigen Kulturzuständen in Deutschland. Zuvor aber ein Wort über den „Schmollwinkel", aus dem sie stammen sollen, das ich aber ungesagt ließe, wenn ich nicht wüßte, daß was Du auch gegen mich sagen mögest, es aus getreuem Herzen stammt. Schmollen könnte ich entweder über mein Schicksal überhaupt, insbesondere über enttäuschende Erfahrungen mit meiner öffentlichen Wirksamkeit. Von letzterem kann nicht die Rede sein. Denn die Erfahrungen sind bis jetzt so günstig, als ich sie billigerweise nur wünschen konnte, gewesen, in der gegenwärtigen Sache werden die schlimmsten mich nicht überraschen, überdies stehen sie jedenfalls noch bevor. Bleibt also mein sonstiges Los. Wer hat keine Wünsche übrig? und so werde auch ich wohl immer die Unvollkommenheit des Loses empfinden, das mir noch keine Frau beschieden hat, und vielleicht auch keine bescheiden wird. Wir sprachen noch neulich mit Nietzsche lange über diesen Punkt, auf jeden Fall liegt er aber doch gar zu sehr ab vom Gebiet unserer Unzufriedenheit, um heute viel darüber zu sagen. Welches überhaupt meine persönlichen Wünsche sein mögen, davon kann ich Dich auf das ehrlichste versichern, daß es mir bisher leidlich gelungen ist, diese und meine Ansichten über den Lauf der Dinge auseinanderzuhalten. Da ich gar keinen Ehrgeiz habe, mag es mir auch leichter werden als anderen. Der Ort hier könnte mir heimischer sein — wiewohl auch er seine sehr schätzenswerten Eigentümlichkeiten hat —, zurückgesetzt fühle ich mich jedenfalls in meiner hiesigen Professur nicht im geringsten; der Gedanke, es nie zu einer andern zu bringen, hat für mich gar keinen Schrecken. Auch in die Bescheidenheit meiner Subsistenzmittel füge ich mich gern, was daran zur Behaglichkeit und meiner Stellung überhaupt zum Glanze fehlt, werde ich immer für den wohlfeilsten Preis meiner Freiheit halten, und darüber, daß es mir vorenthalten wird, niemandem grollen, in der Überzeugung, daß ich hierzu selbst ebensoviel tue, als der üble Wille anderer. Auch Nietzsche, glaube mir, „schmollt" nicht, sonst verstünden wir uns gewiß nicht. Wir wollen uns, das ist nun leider unvermeidlich in dieser Welt, aber nichts für uns mit dem, was wir bekennen. Säheſt Du uns zusammen mit unserem

hiesigen Freunde, dem Philosophen Romundt, Du wiesest solchen Gedanken selbst ab, und wir kämen Dir eher wie zwei muntere Seifensieder vor. Wohl wird manchmal Trübsal geblasen, wie Du Dir denken kannst, aber gar manches Mal herzlich gelacht, und es ist wahrlich nicht Selbstzufriedenheit, die uns beglückt, gesetzt es wäre solche Beglückung überhaupt möglich. Wir sind beide zu jung, um Beschauer unseres Nabels zu werden, es fällt uns nicht ein, es zu verschmähen, an deutscher Arbeit teilzunehmen, vermutlich nicht an der des „deutschen Idealismus", wenn wir auch über diese „Teilnahme" nach Art und Quantität, uns, wie jedermann erlaubt ist, die Entscheidung selbst vorbehalten, das fördern wollen, was uns heutzutage als der Förderung bedürftig erscheint, und ich zum Beispiel nicht gesonnen bin, mich der Eilfertigkeit zu überlassen, die ich für ein Hauptlaster der heutigen Produktion in der Literatur halte, obwohl es selbst mir, dem langsamen Arbeiter, nicht schwer fiele, wenn ich auf das Resultat nicht näher zusähe, als, wie ich allerdings meine, heutzutage selbst unter Gelehrten der Brauch ist. Doch ich sprach von Schmollen: Ich meine, Du kannst es im ganzen glauben, daraus stammt meine und Nietzsches Unzufriedenheit nicht. Doch welches auch ihre Quelle sei, sie könnte ja immer übertrieben sein, und damit komme ich zur Hauptsache. Wie gesagt, ich will mit Dir nicht streiten: laß meine von Dir bestrittene Meinung über unsere jetzige deutsche Kultur übertrieben sein, wiewohl ich zu jeder Deiner Einwendungen meine Glosse zu machen hätte. Sehe ich die Dinge zu schwarz, so siehst Du sie gewiß zu rosig an. Davon ein Zeugnis nur Deine Berufung auf die Beschlüsse der Lehrer zu Berlin über die Unentbehrlichkeit der klassischen Bildung. Ich gestehe, ich hätte lieber, sie hätten ihre Entbehrlichkeit beschlossen. Solcher Beschluß hätte mehr das Präjudiz eigenen Nachdenkens und Fühlens für sich, der jetzige hat soviel Wert, wie wenn jährlich einige Konsistorialräte und Pastoren in Eisenach zusammenkommen und in der Kirche alles in Ordnung finden. Allein fort mit dem Streit: ich meine, wenn ich auch nun so dächte wie Du über die Zustände, so schienen mir die stärksten Mittel nur gerade stark genug, um ihnen abzuhelfen. Welche andern als die Stärksten können der Flut der Barbarei, und zwar der einzig schlimmen, die es gibt, der geleckten, Einhalt tun, die uns bedroht? Wer ist im Grunde zufrieden mit unserer heutigen Bildung in Deutschland? Jeder Biedermann läßt gelegentlich eine sanfte Klage darüber ertönen, selbst Freytag, das Urbild dessen, was ich einen Apologeten des Optimismus nenne. Daß mit solchen Klagen nichts erreicht ist, weißt Du ja mindestens so gut als ich. Es muß, wenn überhaupt, dann stark, meinetwegen zu stark geredet werden, und jeder, dem es ernst um diese Sache bei uns ist, muß sich über einen Mann wie Nietzsche freuen, der hier auch das Starke mit gutem Gewissen sagen kann. Oder wirfst Du ihm vor, nur geredet zu haben? Du berufst Dich auf Dich selbst, ich auch, nur gegen Dich. Soll denn Nietzsche nicht auch sofort seinen Anklagen eine positive Gabe hinzugefügt haben? Was hast Du denn seinerzeit mehr getan, als Du den deutschen Partikularismus bekämpftest? So darf ich fragen,

denn Du hast, meine ich, alles getan, was sich mit der Feder tun läßt; aber ist denn Nietzsches Schrift nur voll von leeren Klagen, weist sie nicht auf das eindringlichste auf die Wege, die sie eingeschlagen sehen möchte, predigt sie nicht durch ihre ganze Form mit dem Beispiel? Steht einmal die ganze Reihe von „Betrachtungen", die Nietzsche im Sinne hat, und zu deren Ausführung ich ihm nur die Gesundheit zu wünschen habe, da, so wird, ich bin es überzeugt, das öffentliche Urteil dies nicht verkennen. Auch meinst Du, Nietzsche verfehle den Ton, er verstimme, Du hättest mit unliebsamen Wahrheiten doch den Leser nach Dir gezogen. Seinerzeit ist dies mit manchen guten sächsischen und anderen Partikularisten ganz gewiß nicht der Fall gewesen, und sächsische Beispiele wüßte ich genug. Auch ist dies die natürliche Wirkung jeder ernsten und praktischen die Höhe der Beschaulichkeit verlassenden Beredsamkeit; zieht sie die einen mächtig an, so stößt sie die andern nicht minder mächtig zurück. Kennst Du niemand, der an Nietzsches Schrift Freude gehabt hat, so gibt es doch solche Leute, und vielleicht nicht so gar wenige, nur daß sie, ich glaube es ungeschworen, nicht eben an deutschen Universitäten zu finden sind. Nur werde ich mir nicht einreden lassen, daß — wo man einer Schrift wie der Nietzsches gegenüber, welche heiter im besten Sinne des Wortes ist und Gaben verrät, die gering zu achten wir in Deutschland augenblicklich weniger als je in der Lage sind, nur Verstimmung empfindet und die Möglichkeit eine im antiken, ungebleichten Sinne des Worts liberalen Urteils verliert, — alles in Ordnung ist. Aber Du bist doch ein Mann, der allezeit an der frischen Tat Freude hat, sie menschlich zu beurteilen weiß, und mag Dir dies und jenes daran nicht eben behagen, mit geradem Blick das Bedeutende zu erkennen Dich nicht so leicht hindern läßt. Nietzsche ist kein „unfruchtbarer Einsiedler", glaube es mir, ich weiß es nicht nur durch mich selbst. Keinen besseren Freund kann es geben, das wissen nicht viele natürlich, aber auch nicht ich allein. Namentlich wissen wir, daß er nicht „unfruchtbar" für andere ist, wer in seine Nähe kommt, fühlt sich, wie in der jedes guten und bedeutenden Menschen, gesteigert, und von dem, was seine nächsten Freunde an ihm haben, kann einen Teil, ob auch unter größeren Schwierigkeiten, jeder herzhaft fühlende Mann aus seinen Schriften haben. Ich rede als Freund überschwänglich vielleicht, aber ich bin überzeugt, doch nicht irre. Daß Du Dich nicht auch da freust, wo ich mich freue, das ist, was ich als Dein Freund schwer ertragen kann. Wohl erwartete ich, wie ich Dir schrieb, daß Du mancherlei Anstoß nehmen könntest, aber daß Du Dich mit Nietzsches Schrift so gar nicht zu befreunden vermagst, das ist mir, offen gesagt, eine schmerzliche Überraschung. Ich weiß es mir nicht anders zu erklären, als daß Du zunächst Dich nicht in Gedankengänge zu finden weißt, welche Dir in den letzten Jahren zumal immer ferner getreten sein mögen, und Dich gleichzeitig ausschließlich in einer Umgebung befunden hast, der sie fremd sind. Euere Entzweiung ist mir manchmal wie ein bängliches Symbol. Das ist ja überhaupt ein Unglück in unserer deutschen Geschichte, daß unsere politischen und unsere Kulturbewegungen so vielfach aus-

einander gegangen sind und ihre Kräfte sich in unseligem Zwiespalt zerrieben haben. Kein Mensch kann gründlicher überzeugt sein als Nietzsche, daß hier nur Eintracht uns Deutschen zum Heile ausschlagen kann. Das kann ich Dir namentlich nicht zugeben, daß es eine so schreiende Ungerechtigkeit sein soll, jetzt nach solchen Umwälzungen vom deutschen Volke „Stil", das Wort im weitesten Sinne verstanden, zu verlangen. Daß der letzte Krieg, soweit er nicht geradezu korrumpierend gewirkt hat, so ganz einseitig unserem politischen Leben und unserer Zivilisation zugut gekommen ist, daß er sich für unsere Kultur, die aus unseren edleren Trieben stammenden Lebensformen, so unfruchtbar zeigt, ist eine der aller bedenklichsten Tatsachen unserer gegenwärtigen Geschichte. Kriege gehören zu den am unmittelbarsten fließenden Quellen des Segens oder des Verderbens, auf welche ein Volk auf seinen Wegen stoßen kann. Eine gewisse Blüte des Staatslebens rein als solchen darf nicht überschätzt werden, und hier möchten wir ja immerhin ernstlich auseinandergehen. Dennoch wollen wir doch zu viel gemeinsam, um uns darüber zu entzweien, und Nietzsche und Du seid Leute, die bei aller Grundverschiedenheit, meiner Überzeugung nach, zusammen gehören, so weit dies Euer Altersunterschied gestattet. Ich habe überhaupt Hoffnungen, und auch so die Hoffnung, daß Ihr Euch noch besser verständigt. Für Nietzsches sonstige Anerkennung habe ich namentlich keine Sorge. Es scheint mein Los zu sein, meine besten Freunde durch böse Zeiten durchzuschleppen, — verzeih den unverschämt aktiven Ausdruck, ich habe nicht Zeit noch Raum, passende Ausdrücke zu wählen — was mir mit dem einen sehr erfreulich gelungen, wird mir vielleicht auch mit dem andern beschieden, — vielleicht sage ich, mit Bezug auf meine Lebenszeit; daß bessere Zeiten kommen, ist mir nicht zweifelhaft. — Nun habe ich wenigstens das allergröbste vom Herzen geschüttet, ein Ende muß doch dieser Brief haben. Ich habe den Deinen nicht mißverstanden, ich traue darauf, daß Du auch den meinen verstehst. Nietzsche habe ich natürlich Deinen Brief nicht gezeigt, und ihm nur das Allerallgemeinste Deiner Meinung mitgeteilt, welches freilich leider Abneigung sein mußte. Er läßt Dich auch bestens grüßen und meint, im Reiche der Gedanken sei für mancherlei Platz. — Beiläufig teile ich Dir mit, daß neulich Schenkel über mich hergefallen ist. Es klang nicht wie Musik, wie Du Dir denken kannst, vielmehr wie ein Kater, dem man auf die Pfoten getreten hat. — Mit Dir sehe ich Deine Übersiedelung nach Berlin für ein großes Opfer an; um so mehr werden Dich meine herzlichsten Wünsche begleiten, namentlich auch Deine Frau und Kinder, deren Opfer am größten ist. Wenn Du mir nicht böse bist, grüße herzlich Deine Frau, aber ich glaube nicht, daß Du es mir bist. Ich jedenfalls bin und bleibe

Dein treuer alter Freund Overbeck.

Mein lieber Treitschke! Basel, 1. November 1875.

Als wir neulich nach gar zu kurzem Zusammensein auseinandergingen, versprach ich Dir bald zu schreiben. In dieser Woche geht unser neues Semester

an, ich mag nicht auch noch mit diesem Brief auf dem Herzen hineingehen, wenn ich auch hoffe, daß ihm in nicht gar zu langer Frist ein zweiter nachfolge. Wie anders war es vor freilich nun auch mehr als zehn Jahren, da wir in viel ruhigerer Zeit ungefähr täglich in Stunden, die mir immer zu den liebsten Lebenserinnerungen gehören werden, über alles Schöne und Gute uns verständigten und ich als dankbarer Schüler von Dir mir als Mitgabe fürs Leben das Interesse an staatlichen Dingen eingeben ließ, was ich, im Grunde recht unpolitisches Wesen in mich nur aufzunehmen vermochte. Merkte ich doch schon damals meinen Defekt in dieser Beziehung vor allem daran, wie gleichgültig und erkältend mir die politischen Wahrheiten des Tages waren, aus jedem andern Munde als dem Deinen. Jetzt sind die Zeiten viel stürmischer, politische Gesinnung, ja Parteigesinnung soll angeblich mehr als je „Mannespflicht" sein, in solchen Zeiten pflegt wer überhaupt nicht recht mit kann, vollends und schließlich gern zurückzubleiben, und da bin ich Deinem lebendigen Worte so gut wie ganz entrückt, und gerate am Ende bei Dir selbst, wie bei manchen andern Leuten jedenfalls, in eine Art von Vergessenheit, wenn ich nicht das meine tue, um über alle Berge wieder so gut mit Dir zu reden und Dich zu hören wie vormals. Es mag lächerlich sein, es mit einem Briefe zu wollen: Einer braucht es ja jedenfalls nicht zu sein, viele freilich oder doch gar zu viele dürfen es auch nicht sein, da ich wohl weiß, daß ab und zu ein mäßig langer Brief das einzige ist, was Dir mit Arbeit so überhäuftem Manne selbst ein guter Freund zumuten darf.

Was die Moralität der Briefe in dieser Beziehung zu wünschen gelassen haben mag, welche Du, lieber Freund, in weit auseinanderliegenden Terminen freilich, in den letzten Jahren von mir erhalten hast, wirst Du mir wohl eher verziehen haben, als die Bekenntnisse einer auch Dir ungerechtfertigt erscheinenden Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen in Deutschland, mindestens mit gewissen Seiten derselben, wiewohl es mir, offen gestanden, äußerst schwer fällt anzunehmen; auch nach den in den letzten zwei bis drei Jahren gemachten Erfahrungen verhieltest Du Dich immer gleich unbedingt ablehnend gegen alle radikalen Bedenken gegen den Lauf der Dinge im neuen deutschen Reich. Wenn ich sie aussprach, so brauchte ich mich bei Dir, wie Du mir überdies gelegentlich noch besonders versichertest, nicht des Verdachts der „Reichsfeindlichkeit" oder undeutschen Gesinnung zu erwehren. Selbst wenn ich öffentlich redete, würde ich schwerlich in ein Zetern geraten, das irgendwie wie ein finis Germaniae klänge. Ich vermesse mich gar nicht zu urteilen, wie tief das reicht, was ich allerdings wie eine Verderbnis des deutschen Wesens in den gegenwärtigen Verhältnissen empfinde, und getröste mich selbst mit großer Kaltblütigkeit einer, wenn ich sie auch selbst nicht mehr erlebe, gar nicht sehr fernen Zukunft, wo man in Deutschland über die meisten heute hochgepriesenen und vielbewunderten Dinge sehr viel anders denken wird. Ich sehe Dich selbst im Pufendorf einer neuen Philosophie, anderwärts der Religion rufen und von der letzteren selbst etwas bekennen. Leid tut mir sehr, bei Dir solchen Ruf zu finden, wenn mir

doch die Zuversicht eine Art Trost ist, daß jede Hoffnung der Art völlig vergeblich ist ohne gänzliche Umkehr der öffentlichen Denkart. Diese Trauben hängen doch zu hoch, um nebenbei dem heutigen Reiche erreichbar zu sein. Was Religion betrifft, so habe ich keine Hoffnung und weiß nichts zu sagen, aber in bezug auf Philosophie weiß ich gewiß, daß Lotze uns diese Göttin nicht enthüllt, wie dies ein Schriftsteller der Jahrbücher neuerdings zu meinen scheint, der sich aber sofort durch den Ausgangspunkt seiner Auseinandersetzungen als ein wirklicher oder verkappter Theologe verrät. Die Religion aber bringt mich auf Dein Bekenntnis, über welches ich Dir nach einer Andeutung in einem neulichen Briefe Klarheit noch schuldig bin. Du erklärst nicht begreifen zu können, was mich daran befremdet. Vor allem, daß Du es Dir hast von Schmoller abfordern lassen und daß Du es so abgeben mochtest. Du lehnst ausdrücklich jeden Kirchenglauben ab, aber was soll ein anderer und zumal ein Gegner mit etwas, was eben, weil es kein Kirchenglaube, nichts allgemein anerkanntes noch überhaupt erkennbares ist, nur für den, der es zu haben meint, oder wie die heutige Schulsprache sagt, nur subjektive Bedeutung hat. Das ist bei Deinem Bekenntnis, das, seinem Wortlaut nach, auf Zugehörigkeit zu keiner bekannten Religion Anspruch machen kann, um so evidenter der Fall, als es in Deinen Aufsätzen, wenn ich so sagen soll, so vollständig überhängt, als diese Aufsätze sonst durchaus auf Ideen beruhen, die aller Religion, mindestens der christlichen, so vollständig entfremdet sind und die Du selbst nicht als Früchte, die diesem Boden entwachsen wären, wirst ansehen wollen. Man sollte freilich meinen, daß heute, wo wir einen „Kulturkampf" gegen die Kirche führen sollen, jedermann nichts leichter vom Herzen ginge, als ein Religionsbekenntnis für oder gegen. Aber daß solche Erwartung weit fehlen würde, wirst Du mir wohl selbst zugeben. Ich gestehe allerdings in der Geschichte kaum einen zweiten Kampf zu kennen, der bei solcher Höhe des Gegenstandes moralisch für die Kämpfer von tieferer Unfruchtbarkeit und Gleichgültigkeit wäre als unser sogenannter Kulturkampf. Wen befreit er denn? Wirklich die Katholiken? Doch dies der Kürze halber zugestanden: der Eifer, mit welchem wir Protestanten hineinstürzen, hat für mich sogar etwas empörendes als eine Art Beschimpfung Luthers. Sollte man meinen, daß Luther zu irgendetwas gut gewesen ist und getan hat, was man dreihundert Jahre nach ihm nicht wieder zu tun braucht, wenn sich heute kaum ein deutscher Professor mit einer historischen oder naturhistorischen Arbeit an ein größeres Publikum wendet, ohne sich bemüßigt zu fühlen, auf die Flüche des Papstes mit ebenso wohlfeilen Protesten gegen seine, heute sogar kaum von jemand ehrlich empfundenen „Sakrilegien" zu antworten. So tief ist unser Protestantenstolz gesunken! Ich sollte meinen, es wäre für uns wichtiger, daß sich der preußische Staat zumal, und nun der Deutsche ein für allemal die Lust vergehen ließe, Pfaffenpolitik zu treiben, als was der Papst tut und läßt. Das braucht uns weniger anzugehen, für jenes leisten Falk-Bismarcksche Gesetze meiner Ansicht nach nicht einmal Gewähr. Doch wenn sie dies

selbst täten: es gibt einen Kampf zwischen Staat und Kirche, und ich fürchte, der unsere ist von dieser unangenehmsten Form, wo jedem, der hineingezogen wird, auch schwül werden darf. Beide, Staat und Kirche, erscheinen uns dabei nur wie die zwei Mühlräder, zwischen welchen die menschlichen Individuen zerrieben werden, und auf diese kommt es doch allein an. Durch ihre beschränkte Tyrannei ist aber die öffentliche Meinung durchaus auf dem Wege, die Individuen gegen jede höhere, freiere und wirklich menschliche Ansicht von den Dingen, wie sie allein auf Grund der Erfahrungen unseres Geschlechts gegenwärtig heißen kann, zu versperren und dadurch verdorren zu lassen. Dabei habe ich oft auch noch eine bedenkliche Vorstellung. Steht es wirklich so schlecht mit unserer deutschen Vergangenheit, hat sie wirklich in so kläglicher Weise immer wieder unsere politische Unfähigkeit bewiesen, wie nicht am wenigsten Du es uns vorgeführt hast, so darf man wohl bezweifeln, ob gerade in der Politik uns die Palme winkt, und ob wir nicht auch wieder mit unserem politischen Fieber übel hereingefallen sind. Doch hier mahnt mich der dritte Bogen an die oben selbst anerkannten Schranken, und doch weiß ich selbst noch nicht, ob es selbst bei Dir nicht einer Anrufung Deiner ganzen Freundschaft bedarf, damit Du dieses wenige hingeworfene Zeug nicht für ein ganz haltloses Geschwätz hältst, wofür es nicht zu halten gegenwärtig sehr viele hochgebildete Leute sich nicht verzeihen würden. Daß diese Ansichten nicht von gestern die meinen sind, weißt Du; daß sie natürlich hier unverdient einseitig wirken und auch an tausendfältigen täglichen Beobachtungen sich fortspinnen lassen, wirst Du ihnen, denke ich, wie Du mich kennst, anfühlen. Das ist es eben, über solche Dinge schreibt man Bücher, aber keine Briefe. Allein mit dem Bücherschreiben ist es zurzeit ein eigen Ding. Gehen sie gegen den Strich des Tages, so muß man sich viel zutrauen, wenn man nur meint, gelesen zu werden. Ähnlich ist es natürlich immer gewesen, heute ist es gewiß noch mehr als zu mancher andern Zeit der Fall. So nimmt man sich mit dem Bücherschreiben gern Zeit. Aber seine guten alten Freunde will man sich zu aller Zeit erhalten. Das fehlte noch, daß zu allem, was einem sonst der Hader mit den herrschenden Gewalten kostet, auch diese uns noch verloren gingen! Brauche ich Dir zu sagen, wie leid es mir tut, Dich, dem ich so viel Dank schulde, von dessen reichem Wissen und bedeutender politischer Erfahrung ich immer noch, glaube es mir ja, vieles lerne, und der mir ein so verehrter und lieber Freund ist, so unbedingt das Lob dessen verkünden zu hören, was mir vielfach so bedenklich scheint, und wogegen ich Dich viel lieber in mir wohlbekannten Tönen im Zorne donnern hörte! Laß Dich nicht ganz von diesem einen Briefe abschrecken, der Dir ja nur zum Teil verständlich sein mag, hoffe auf spätere zur weiteren Verständigung, und schreibe mir bald etwas auf den heutigen. Von mir selbst melde ich Dir nur, daß ich mit ganz guter Gesundheit übermorgen in das Wintersemester eintrete, hoffe auch, daß bei Dir alles wohlauf ist. Grüße aufs beste Deine Frau von mir. Du hast wirklich den Teufel an die Wand gemalt, wenn Du mich bei ihr als einen so argen

Ketzer angeschrieben hast. Ich komme mir gegenwärtig bisweilen wirklich wie ein Katharer vor. Wenige neue Freunde zu haben und zu gewinnen, die dies mit mir sind, wenige alte auch unter den Katholiken nicht zu verlieren: gelingt mir dies, so habe ich immer noch ein leidliches Katharerlos gezogen. Manche dieser Leute wurden früher bald mit Freunden, bald allein verbrannt. Wenn ich Dir gestehe, daß ich dieses Los nicht fürchte, wirst Du sehen, daß meine Schwarzseherei sich nicht ins Ungemessene verliert und wirst mir diese kleine mittelalterliche Schlußphantasie auch noch verzeihen.

Mit tausend freundschaftlichen Grüßen Dein Overbeck.

Overbeck an Rohde

Basel, 18. Juli 1882.

Am 8. Mai überraschte mich ein Telegramm aus Luzern, Nietzsche würde in wenigen Stunden bei mir sein. Ich hatte noch tags vorher an ihn gedacht und mir ihn in Messina vorgestellt. Er kam denn auch wirklich an, blieb fünf Tage, reiste auf kurze Zeit nach Luzern zurück, erschien wieder auf einen Tag hier und begab sich dann nach Naumburg.

Bei Nietzsche ist der Moment, der früher oder später zu erwarten war, wenn seine Gesundheit noch etwas zu hoffen ließ, eingetreten, der des unabweislichen Bedürfnisses, seine in den letzten Jahren geführte Lebensweise zu ändern, wieder unter Menschen zu gehen und sich sozusagen wieder Stoff zuzuführen. Er gedenkt nächsten Winter an einer größeren Universität zuzubringen, um Vorlesungen zu hören, da ja an Lesen, wenigstens an anhaltendes Lesen, nicht zu denken ist und wohl immer weniger zu denken sein wird. Ich verzweifle auch, so wie ich ihn wiedergefunden habe, nicht an der Möglichkeit des neuen Lebens. Seit vielen Jahren habe ich zum ersten Male Nietzsche mehrere Tage hintereinander gesehen, ohne daß irgend eine Krisis seines Befindens allen Verkehr unterbrochen hätte. Seine Farbe war die beste von der Welt und an eine ernste Erschütterung seines Organismus scheint mir nicht zu denken, da er wieder beträchtlich zugenommen hatte. Wir waren die fünf Tage stets bis gegen Mitternacht zusammen. Nietzsche war lebhafter als je, konnte selbst sehr viel Musik hören, kurz, wir faßten die schönsten Hoffnungen. Bei seiner zweiten Anwesenheit, der wieder eine Krise vorausgegangen war, war allerdings das Bild merklich anders, doch an schon vollkommene Wiederherstellung hatte ich auch bei der ersten nicht gedacht, und seitdem sind die Nachrichten stets gut gewesen. Augenblicklich fehlen sie mir übrigens seit einigen Wochen, so daß ich nicht einmal recht weiß, wo Nietzsche zurzeit ist, wahrscheinlich irgendwo in Thüringen, vielleicht in Tautenburg bei Dornburg. Ein Brief wäre jedenfalls nach Naumburg zu adressieren. Binnen kurzem erscheint „Die fröhliche Wissenschaft", um die Reihe der Publikationen der letzten Jahre zu schließen. So war wenigstens im Frühjahr die entschiedene Absicht. In Messina ist Nietzsche nur ein paar Wochen gewesen. Den Scirocco hatte er nicht bedacht. Auf der Flucht davor erschien er hier . . .

Basel, 27. Dezember 1882.

... Von Nietzsche habe ich neuestens recht traurige Nachrichten, eigentlich ganz verzweifelte. In Leipzig habe ich ihn von Dresden aus am 17. September schon unter schlimmen Umständen besucht, nach Santa Margherita Ligure, wo er jetzt ist, kann ich nicht zu ihm eilen. Etwa eine Woche bevor Ihr letzter Brief eintraf, gerade zu meinem Geburtstage, traf er hier ein, auf der Flucht wieder nach Italien. Er hat wohl im vergangenen Sommer und Herbst die schlimmste Zeit seines Lebens durchgemacht, (etwa die gegenwärtigen Tage ausgenommen). Die Folge ist jetzt eine Vereinsamung von einer Vollständigkeit, die selbst ihm neu und unerträglich ist, und Einsamkeit ist nach den Erfahrungen dieses Sommers für ihn das schlimmste Gift. Er blieb hier drei Tage, und ich sah keine Möglichkeit, ihm damals hier weiter zu helfen, zumal bei der herrschenden Witterung, wiewohl seine Gesundheit sich erstaunlich gebessert hat und zurzeit daran der allergeringste Teil seiner Leiden hängt. Jedenfalls aber warnte ich ihn auf das dringendste, sich wieder in ein Einsiedlerleben zu begeben, und er konnte selbst von hier ein paar Empfehlungen für Genua mitnehmen. Nichtsdestoweniger hat er sich an obengenannten Ort bei Portofino begeben und hält es einfach nicht mehr aus. Ich habe ihn aufgefordert, wenn er sich nicht anders zu helfen weiß, schleunigst hierher zu kommen, so wenig der hiesige Ort für ihn zum bleibenden Aufenthalt geeignet ist, aus vielen Gründen. Aber es gibt augenblicklich vielleicht keine andere Möglichkeit. Was Nietzsche zurzeit völlig niedergeworfen hat (sehen Sie alle diese Mitteilungen als im strengsten Sinne vertrauliche und Ihnen allein als Freund Nietzsches gemachte an), ist nächst dem Auseinandergehen jener Geschichte mit (* *) — was, wie die Dinge lagen, an sich ein wahres Glück ist — nun auch der völlige Bruch mit (— —), womit nun seine an dunkeln Punkten überreiche Zukunft sich vollends verfinstert. Nehmen Sie dazu das ihm während seines Aufenthaltes in Deutschland zumal empfindlich gewordene völlige Zubodengefallensein seiner letzten Schriften, und manche andere höchst kleinliche Erfahrungen, die ein Mann wie er in der zurzeit bei uns herrschenden Luft machen muß und auch solche, die ein Mann in seiner Lage stets machen wird. Seine Verlassenheit von Glück und Menschen kann kaum größer gedacht werden. Ich meinerseits sehe wohl, was an diesem Schicksal nicht unverschuldet ist, was insbesondere an der Art, wie er neuerdings begonnen hat, das Leben nur als „Problem der Erkenntnis" zu behandeln, extravagant, ja objektiv und für ihn subjektiv obendrein unmöglich ist, auch was das Publikum an seinen letzten Schriften aussetzen mag. Nichtsdestoweniger bin ich überzeugt, daß am Schicksal dieser Schriften zum guten Teil auch eine fabelhafte Ungunst der Umstände schuld ist. Wann sind selbst starke Fehler da, wo starke Vorzüge sind, ein unüberwindliches Hindernis des Erfolgs gewesen? Doch wohl stets nur unter sehr widrigen Umständen. Noch kürzlich lasen wir mit meiner Frau den Sanctus Januarius wieder. Ich wenigstens begreife den Geschmack eines Publikums nicht, das für diese Laute einfach gar kein Ohr hat,

aber schlimm trat mir der Kontrast der Stimmung dieser noch vor weniger als Jahresfrist geschriebenen Seiten und derjenigen, in welcher Nietzsche sich heute befindet, entgegen. Solche Kontraste sind es, die aus seinem Leben heraus müssen, wenn noch etwas daraus werden soll. Sie schrieben ihm im November ohne jede Ahnung über die augenblicklichen Umstände seiner Lage und schon unter ganz unrichtiger Voraussetzung über seinen Aufenthaltsort, so daß ich schon befürchtete, Ihr Brief möchte verloren gegangen sein und es sehr bedauerte, da Nietzsche eine Antwort vermißt hatte, wie er auf seiner Durchreise es aussprach. Von dieser Durchreise war ich drauf und dran, Ihnen zu melden, als ich Ihren Brief erhielt, ich meine den an mich gerichteten. Der an Nietzsche ist ihm doch zugekommen, aber direkt von Leipzig aus. Er hat auf ihn nicht wohltätig gewirkt, so daß er etwas daraus gehört hat, was ihm zurzeit so unerträglich wie möglich ist, Verachtung. Ich habe ihm, ohne jede Kenntnis vom Inhalt des Briefes, der, wie gesagt, nicht einmal verschlossen durch meine Hände gekommen ist, sofort geschrieben, daß ich in einer solchen Auffassung nur eines der Zeichen sähe, wie perniziös für ihn jetzt einsames Grübeln sei. Ich denke, daß ich recht daran getan und Nietzsche Ihre Meinung so gründlich wie möglich mißverstanden hat. So unsympathisch Ihnen manches sein mag, was er Ihnen neuerdings zu lesen gegeben hat, so kann ich mir doch nicht denken, daß Sie, bei Ihrer Kenntnis seines Wesens, jene Empfindung daraus gewonnen haben. Nietzsche ist ein Mensch mit sehr bedenklichen Eigenschaften, weniges davon mag nicht selten sein, aber im Bereich meiner Erfahrung steht er völlig einzig da durch die Arbeit, die er an seine Veredlung gewendet hat und die Art wie ihm selbst, mehr als sonst jemandem, der ihm nahegestellt war, jene Eigenschaften zu schaffen gemacht haben. Ich meine, Verachtung ist das letzte, was solche Menschen verdienen. Aber etwas gerade von diesem Gift mag Nietzsche jetzt aus allem und jedem zu saugen gestimmt sein. Um so mehr muß er seine Existenz wieder anders einrichten. Eine Kapitalfrage wäre, ihm einen Amanuensis zu schaffen, der ihm wieder tägliche Arbeit gestattete; die Sache hat aber hundertfache Schwierigkeiten. Zudem braucht er aber jetzt nichts mehr als freundschaftlichen Zuspruch und menschliche Teilnahme. Ich kann Sie aber durchaus nicht auffordern ihm an seine jetzige Adresse (Santa Margherita Ligure, Poste restante) zu schreiben, da ich nicht glauben kann, daß er noch lange da bleibt. —

Basel, 18. März 1883.

. . . An Veranlassung und Trieb, Ihnen zu schreiben, hat es seit Beginn des Jahres nicht gefehlt. Vor allem war beides da, sobald Ihr Brief vom Neujahr in meinen Händen war, auf den ich nur zurückkomme, um Sie, ich denke überflüssigerweise, zu versichern, daß ich auf das aufrichtigste beklage, wenn Sie mein letzter Brief „ganz traurig" gemacht hat und mit dem, was ich darin über Nietzsche sagte, jedenfalls nicht die Absicht hatte, Sie an den Wert seiner Persönlichkeit, als hätte ich darüber etwas zu sagen, was Sie nicht selbst wüßten,

zu erinnern. Ich schrieb nur unter dem heftigen Eindruck seiner Lage, und daß ich so lange geschwiegen habe, hat wenigstens das Gute, daß Ihnen erspart worden ist, noch verzweifeltere Eindrücke mit mir zu teilen. Das schlimmste ist, wie ich gleich bemerke, für jetzt vorbei. Auf wie lange, wer weiß es? Sie können sich aber kaum die wahrhaft erschreckend in ihrer Stimmung wechselnden Briefe Nietzsches vorstellen, die ich bis tief in den Februar erhielt. Oft dachte ich, das wäre das Ende und ein Jahr wie das verflossene könnte Nietzsche auf keinen Fall mehr überleben. Denken Sie sich, daß er unter den düstersten Eindrücken des jüngst Erlebten sich einsam verzehrend bis gegen Ende Februar in Santa Margherita geblieben. Nun ist er unter Menschen und vor allem unter der unentbehrlich gewordenen Pflege und Aufsicht eines ihm von hier aus befreundeten Arztes in Genua. Das schlimmste war überwunden, als er wieder die Kraft zu einer Dichtung gefunden hatte, die auch an seinen Verleger abgegangen ist, deren Druck aber sein letzter Brief noch nicht als begonnen bezeichnen konnte. Seine genauere Adresse kann ich Ihnen, da ich sie auf das strengste zu verschweigen verpflichtet bin, nicht mitteilen. Wollen Sie ihm aber schreiben, so legen Sie den fertigen Brief nur für mich ein, und ich befördere ihn weiter. Sie brauchen ja auf das einzelne seiner Zustände nicht einzugehen, in deren Labyrinthe ich Sie ja, auch nur soweit sie mir selbst übersehbar sind, in einem Brief zumal nicht einführen kann. Unselig genug fiel in seine Leidenszeit auch Wagners Tod hinein. Aus Andeutungen entnehme ich, daß auch dieser Tod ihn tief angegriffen hat, und ich setze es auf jeden Fall voraus. Als er sich erholt hatte, hat er auch an Frau Wagner geschrieben. Ich selbst tat es sofort, als das erste lakonische Telegramm uns den Tod meldete, und wartete nur, da ich gänzlich unvorbereitet gar nicht daran glauben wollte, auf die tags darauf eintreffende Bestätigung. Die Antwort war Frau Wagners durch ihre Tochter Daniela ausgesprochener Dank, zugleich mit dem mir gleich allen andern Freunden ausgedrückten Wunsch, alle ihre Briefe zu vernichten oder für Siegfried zurückzuschicken. Die Mutter habe von der Welt Abschied genommen und wolle nur noch für ihre Kinder leben. So mußte ich mich denn von dem mir so wertvollen Häuflein trennen. Ihren Entschluß begreife ich wohl, und will nur das beste Gelingen wünschen, daß sie wirklich von den weiteren Schicksalen der Wagnerei abgeschieden bleibe, nun die gewaltige Hand ihres Steuermanns ihren Lauf nicht mehr lenkt. Wir feierten mit meiner Frau das Gedächtnis, indem wir „die Kunst und die Revolution" und „das Kunstwerk der Zukunft" lasen und durch den Feuergeist, der darin lebt, hoch über alle hie und da zu überwindende Gewaltsamkeit und Dunkelheit emporgehoben wurden. Ich finde diese früheren Schriften ungleich leuchtender, voller und reicher als die späteren, die zweite Manier, in welche Wagner gleichsam selbst von Schopenhauerscher Metaphysik wie geblendet ist und auch im Stile nach meinem Gefühl den lichten und hinreißenden Schwung der Höhepunkte dieser früheren Schriften nicht mehr findet. Unvergleichlich schön ist er übrigens gestorben, nach allem, was

sich nun herauszustellen scheint, ausgebrannt in seiner vulkanischen Kraft, aber damit auch rasch erlöschend und auf dem Gipfel seines Ruhms. Morgen über acht Tage erscheint hier Angelo Neumann zu einem Zyklus der Nibelungen, aber wir werden uns hüten, uns den einst in Bayreuth erhaltenen Eindruck gefährden und verwirren zu lassen . . .

Basel, 11. November 1883.

. . . Ich schlage mich manchmal mit dem Gedanken herum, meiner theologischen Zunft, die sich zurzeit ziemlich anmaßlich gebärdet, wieder einige allgemeinere Wahrheiten an den Kopf zu werfen. Dann denke ich: cui bono? und kehre zur sonst schon übermäßigen Masse mir im Sinne liegender und vielleicht nützlicherer Arbeiten zurück, wenn sie mir auch zurzeit niemand dankt.

Von Nietzschen hätte ich Ihnen manches zu erzählen, da ich ihn in letzter Zeit wiederholt selbst gesehen habe. Schon von Steinach aus besuchte ich ihn Ende August. Er kam vom Oberengadin herunter und wir trafen uns in Schuls bei Tarasp, wo wir vier Tage zusammen waren und Nietzsche, eines Menschen nach monatelanger Abgeschiedenheit wieder froh, sich ausschüttete. Damals hatte ich den Zarathustra noch nicht gesehen, der vor seinem Erscheinen vor dem Publikum Abenteuer hatte, wie sie nur ein Buch des Schmeitznerschen Verlags erleben kann. Nun werden auch Sie das Buch haben. Ich habe es mit großer Bewunderung für vieles am Inhalt und an der Form gelesen, aber doch auch mit sehr divergierenden Empfindungen für einzelnes und den Ton des Ganzen aus der Hand gelegt. Abgesehen davon, daß mir dieser Ton nicht eben sympathisch ist und ich ihm außerhalb seiner Urheimat, der alttestamentlichen Prophetie, wenig Geschmack abgewinnen kann, erfüllte mich das doch wieder mit persönlicher Besorgnis für Nietzsche. Wie soll man sie nicht hegen, wenn man ihn beständig sozusagen wie in einem türkischen Bade leben und aus einem eisigen Frigidarium in ein überhitztes Caldarium sich hin und zurück bewegen sieht? Auch hat er in letzter Zeit in beklagenswerter Weise mit seiner Gesundheit wieder zurückgewirtschaftet. Sehr unerwartet trafen wir ihn auf unserer Rückreise in Frankfurt auf dem Bahnhofe. Er hatte sich eben bei uns hier telegraphisch angemeldet. Ich vermutete ihn in Italien, er war in Naumburg gewesen und augenblicklich auf schleuniger Rückreise nach dem Süden und seinem Meer begriffen. Er blieb drei Tage bei uns, die halbe Zeit im Bette, und er war noch übel daran, als er am 9. Oktober des Abends wieder nach Genua weiterreiste.

Basel, 27. Juli 1884.

. . . Nietzsche erschien plötzlich hier den 15. Juni und blieb etwas über 14 Tage, in jenem Augenblick in einem Zustande verzweifelter Hilflosigkeit und seiner nachgerade entsetzlich gewordenen Vereinsamung, die ihm aber, wie sich auch hier zeigte, nur um so entsetzlicher ist, wenn er sich nicht in der Einsamkeit und in einem ihm zusagenden Klima befindet. An seinen Zarathustra knüpfen sich

für ihn ungeheure Hoffnungen, zumal an die darin enthüllte Lehre von der ewigen mechanischen Wiederkehr aller Dinge. In der Welt seiner Gesichte ist er jetzt allein noch zeitweise glücklich, bis es über ihn kommt, daß er, so wie er sie versteht, zurzeit allein darin lebt. Wüßte ich nicht, was er alles schon überwunden hat, ich könnte bei der Verfassung, in welcher er neulich Basel wieder verließ, nicht verhältnismäßig so ruhig an ihn denken. Vergebens habe ich mich bemüht, ihn zu bewegen, seine Kreise auf eine Zeitlang wieder zu verlassen und sich den Menschen wieder etwas zu nähern. Gerade bei der Heftigkeit seines eigenen Verlangens darnach zeigte sich schließlich immer wieder die Unüberwindlichkeit dessen, was entgegensteht, nur um so deutlicher. Von seinem „Sohne Zarathustra", wie er zu sagen pflegt, begreife ich genug, um zu empfinden, daß er eine Quelle hohen Glückes daran hat; ob sie so überschwänglich reich ist, wie er meint, wage ich um des Buches selbst und dessen, wie es ihm bei seinem Verfasser glückt, willen nicht zu entscheiden . . .

Die Amazone

Vom Schwarzen Meer
kamen sie her;
mit fliegenden Haaren;
auf Rossen,
goldhufbeschlagen;
und alle tragen
Schilde und Speer.
Vor ihnen her
reitet
Penthesilea.

Erschlagen will sie
den besten Mann.
Erschlagen,
weil er ihr Herz gewann,
Achilles.

Kein Hemd
schirmt ihre zarte Brust.
Furchtfremd,
in Kampflust
funkelt ihr Auge;
Achilles sieht und starrt sie an.
„Nun wehr dich! Achilles!
Ich will dich erschlagen!
Ich! Penthesilea!"
Sie sprengt heran.

Im Todessprung steigt
hufblitzend ein Roß.
Achilles schaudert: sein Geschoß
färbt sich in heißem Herzblut.
Zwei nackte Arme,
ringgeschmückt,
fallen zur Seite —
Nie wieder reitet,
nie wieder streitet
Penthesilea.

Achilles barg sich in seinem Zelt
drei Tage lang.
Sein Herz blieb ihm für immer krank.
So schlug den Helden
Penthesilea.

Rosenlied

Die Krüge fassen all die Fülle kaum.
O Rosen! Rosen! Kurzer Sommertraum —
Weiße, rote Rosen.

Die schönste aber küß ich still für mich,
steck an die Brust sie, denk dabei an dich —
Gloire de Dijon.

Und nur für dich, nur ganz für Dich allein
hol ich die Blütenpracht ins Haus herein —
Maréchal Niël.

Ich träume jede, jede Nacht von dir,
Demut und Sehnsucht schreiten neben mir —
Edle La France.

Die Krüge fassen all die Fülle kaum.
Vergebens füllt der Duft den ganzen Raum —
O Malmaison —

Verschwendung

Alles verschenkte ich —
Stück für Stück;
und mein Glück,
ich hab's weggeworfen.

Schielend schlich die Reue sich
an mein Haus.
Ich lachte sie aus
und warf sie vom Hofe.

Noch ein letztes biete ich
heute feil:
Mein Herz ist heil —
Wer will es zerbrechen?

Sterbend

Lösche still das Licht.
Ich muß schlafen gehn.
Und du darfst nicht sehn,
wie mein Auge bricht.

Breit ein seiden Tuch
über mein Gebein.
Geh und halt dich rein
von Grabgeruch.

Tröste! Tröste Dich!
Geh hinaus, hinaus —
Todesschweiß bricht aus —
fliehe mich!

Musik

Es sind nun bald fünfundzwanzig Jahre, daß Wagner tot ist. Diese Zeit genügt für gewöhnlich, um den persönlichen Einfluß eines Künstlers zu überwinden und sein Monument zu errichten. Er ist nun dagewesen und wir wissen, was Tristan und die Meistersinger uns bedeuten. Was nun? Aus seinen Schülern sind Männer geworden, die zum Teil mit einer rührenden Pietät heut noch seine Wege wandeln und dieselbe Konvention in neuer Form ausbilden, gegen deren alte Form ihr Apostel aufgetreten war. Es ist ein gewaltiges Epigonentum, das im Schoße der Zeit versinken wird. Was nun? Hier und da regen sich Anfänge. Der Zeitgenosse kann über sie nicht endgültig urteilen, da ihre Fruchtbarkeit nicht so sehr von der Gegenwart, als von der Zukunft abhängt. Das Wetter der Zukunft weiß niemand.

Drei Arten will ich andeuten. Die einen führen Verdis Falstaff auf seine Mozartschen Gründe zurück und stilisieren mit zarten Mitteln — Wolff-Ferraris „neugierige Frauen" seien als Versuch genannt. Die zweiten entfalten, den Impressionisten ähnlich, einen noch ungekannten technischen Kolorismus, der von einem bestimmten Punkte aus neue musikalische Anschauungen ermöglicht: Richard Strauß' Salome. Die dritten leugnen ganz die Architektur der Oper und beschränken sich auf eine Illustration des Dramas.

Für diese letzte Gruppe ist das äußerste Beispiel Debussys „Pelleas und Melisande", das wir auch in Deutschland, in Reitzels Bearbeitung, neulich auf der Frankfurter Bühne zu hören bekamen. Das Werk ist das Produkt einer neuen Pariser Schule, die hierzulande noch so wenig bekannt ist, wie etwa die französische Sezession es in den achtziger Jahren war. Es gehen da merkwürdige Dinge vor. An der raison, welche die Haupttugend der Franzosen ist und ihre Opernreformen schon im siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert besorgte, versucht sich diese Kunstgattung wieder einmal zu erneuern. Der Franzose ist im Grunde nicht musikalisch, sondern sprachlich. Aus der Vernünftigkeit des Dramas soll die Oper regeneriert werden. Von Wagners Werken steht ihnen der Tristan am nächsten, dessen gallisches Blut sich ja nie verleugnet hat. Doch widerstrebt ihnen der leitmotivische Bau, als eine letzte Konzession an die künstliche Architektur, und jede Gliederung musikalischer Formen. Sie neigen darin fast mehr zu der ältesten italienischen Oper, die sich unter dem Einfluß florentinischer Akademielehren zu einer ganz lyrischen Illustration ausgebildet hatte. Es ist interessant, daß Vincent d'Indy in seiner Schola cantorum den Monteverdischen Orfeo, ein wunderbares Stück letzter mittelalterlicher Musikaskese, mehrmals aufgeführt hat. Über die Verzweigungen der musikalischen Sezession in Paris liest man am besten das Büchlein „Paris als Musikstadt" nach, von Romain Rolland, in dem sich sehr lehrreich antiquarische und sezessionistische Neigungen mischen: so wie etwa unsere malerischen Sezessionen das Trecento oder Velasquez mehr pflegen, als die Traditionellen. Unsere Harmonien beginnen

sich aus der Architektur ihres achtzehnten Jahrhunderts herauszusehnen und die Fülle der Möglichkeiten zu erschöpfen, wobei notwendigerweise der Liedbau der Melodie verkümmern muß — dies der tiefere Grund für unsere Melodielosigkeit. Was tun wir dabei anderes, als auf die malerische Mystik der Kirchentonarten, auf die physikalische Phantastik der Chromatiker in der Renaissance zurückzugehn? Vergangenheit und Zukunft berühren sich auch in dieser Kunst. Ferruccio Busoni, einer der ausgesprochenen Sezessionisten mit neupariserischen Neigungen, hat eine Broschüre geschrieben „Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst", in der er dem Schema Dur und Moll den Krieg erklärt und Gleichberechtigung aller möglichen Skalen in der Oktave unter ausdrücklicher Pflege des in unserm Gehör jetzt keimenden Dritteltons empfiehlt. Das ist wohl diskutabel: die Palette der Zukunftsmusik.

Debussy läßt den Text Maeterlincks in seiner wundervollen Reinheit und Transparenz bestehen. Er verpert ihn nirgends durch Chöre, Ensembles, Lieder und jede Art formeller Begrenzung, wie sie Strauß noch kennt. Strauß ist phantasievoller, landschaftlich reicher, Debussy ist logischer und konsequenter. Es sind viele bessere Opern geschrieben worden, aber keine, die so auf das letzte Maß der Räson gebracht ist. Man kann ihm nicht eine der reizenden Dummheiten vorwerfen, die die Musik am Leben erhalten. Er hat alle Selbstverherrlichkeiten der Musik der modernen Intelligenz zum Opfer gebracht. Kaum eine motivische Erinnerung ist ausgearbeitet, kaum eine eigene Wirkung durchgesetzt. In der Turmszene, da Melisande ihr Haar öffnet, in der Liebesszene des finsteren Gartens, beim Aufsteigen aus den Grotten sind die Akzente von selbst da; sonst geht es gleichmäßig fort in wiegenden Triolen, schleichenden Nonen und verketteten alterierten Harmonien der geistreichsten Pariser Schule, hier und da ein naturalistischer Anklang, eine süße, weiche, von kleinem, vielfach solistischem Orchester gespielte, vom Gesang rein psalmodisch ausgeführte Musik, die zwischen zärtlichstem Gefühl und soigniertestem Esprit dahingleitet, verchopinter Tristan.

Man wird später die Varianten dieses Prinzips besser übersehen können. Es scheint, daß Dargomyshskis russische Oper „Der steinerne Gast", die ich persönlich nicht kenne, mit dem unveränderten Text von Puschkins Drama schon 1869 ein ähnliches Experiment gewagt hat. Frederik Delius gehört auch hierher, der Vielgewandte, dessen vor geraumer Zeit entstandene „Romeo und Julia auf dem Dorfe" die Berliner Komische Oper jetzt zum Schrecken der Eingeborenen aufgeführt hat. Da hier die Kellersche Novelle erst zu bearbeiten war, mußte er zunächst alle die Vorwürfe auf sich nehmen, die eine Umsetzung einer guten Novelle in ein schlechtes Drama zur Folge hat. Niemand wird ihn davor schützen, so wahr Keller wichtiger ist als Delius. Aber nachdem man ihn in das literarische Gefängnis gesperrt hat, wird man ihm ein musikalisches Diplom heimlich zustecken. Die Szenen, die er rücksichtslos der Novelle entnahm, hat er auf eine neue und höchst selbständige Art illustriert. Man muß wissen, daß er inmitten der letzten Pariser Malerei aufgewachsen ist, und daß Bilder von Gauguin und seiner Schule vor ihm an der Wand hingen, als er diese Noten schrieb. Er war frei geworden vom Stofflichen, wie Monet, ja sogar vom Technischen, wie die Neuesten. Die Erscheinung steht da, rein als malerische Vision, sie wird als bloßes Phänomen wiedergespiegelt, der Mensch im Zimmer, der Mensch in der Natur. So stehn Sali und Brenchen vor ihm, die einst Keller erfand, die längst Phänomene geworden sind. Er schaut sie musikalisch an und schreibt eine fließende, untektonische Lyrik für sie nieder. Keine Oper, sondern einen musikalischen Gruß aus unverdorbenem Herzen. Da, wo er (sehr unliterarisch) einen Traum einstiger Hochzeit in die Abschiedsszene von Brenchens Haus einfügt, erreicht er eine der eigentümlichsten Steigerungen, und vor dem Heuschifftode eine der traditionellsten Steigerungen (nämlich die Wagnersche). Also er „steigert" noch und flüchtet sich noch zu den Göttern. Trotzdem steht er in der Front. Er hat Revolution im Leibe. Er weiß, was wir wollen könnten. Er gehört zu der großen Gemeinde intellektueller Sezessionisten. Das Stück wurde auf einer Bühne der Bühne aufgeführt, deren

Prospekte Walser gemalt hatte . . . es will etwas werden . . .

Indessen lesen wir Bücher aus der Wagnerzeit, Memoiren und Briefe, in denen die große Epoche, deren Erbschaft wir mehr noch auszugeben, als zu verwalten haben, literarisch fortlebt. Die Gräfin Mouchanoff-Kalergis, aus einem dunklen bauchigen Bilde Lenbachs bekannt, spricht in den Briefen an ihre Tochter zu uns, die La Mara bei Breitkopf & Härtel herausgab. Chopinschülerin, Weltdame, gefeierte Künstlerin und Gesellschafterin, eine der stillen Königinnen der Kultur, die in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts aus der romantischen Zeit übriggeblieben zu sein scheinen. Geborene Gräfin Nesselrode, ein Nachkomme der Vendramin, ein Grieche ihr Mann, Paris und Baden-Baden als Domizil, Polen und der Liszt-Wagnersche Kreis — man erkennt die Linien der großen Welt, die sich in ihren Dokumenten spiegelt. Man wird nicht zu tief gehn: „Ich glaube an drei Unfehlbarkeiten: in der Kirche an den Papst, in der Politik an Bismarck, in der Kunst an Wagner."

Im Zentrum dieses Kreises wird die Fürstin Wittgenstein bleiben, die Gefährtin Liszts. Der kosmopolitische Katholizismus, den Lisztz Kunst und Menschentum vergegenwärtigt, hat in ihr eine einzige weibliche Resonanz gefunden. Ihre Augen sehen den weltlichen Priester an, ihre Bücher beruhigen ihr Gewissen, ihr Leben ist das Opfer. La Mara hat unter dem Titel „Aus der Glanzzeit der Weimarer Altenburg" die Briefe aller hohen Zeitgenossen gesammelt, die an die Fürstin geschrieben worden sind. Ein Vorklang ist die Heimat, Woronince, die sich in den Briefen der Gräfin Potocka reflektiert; Weimar wird der zweite Akt, der die Interessen aller Menschen aller Berufe, Varnhagen, Freytag, Rauch, Menzel, Delacroix, Wagner, Humboldt, Kaulbach, Semper, Hebbel, auf einer kleinen Bühne wunderbar zusammenführt; Ausklang ist Rom, die Ergebung, da sie an Lisst schreibt: wie Weimar Woronince ersetzte, so Rom Weimar — Gott weiß, was es mich gekostet hat, dahin nicht zurückzukehren.

Weiter die „Familienbriefe von Richard Wagner", die Glasenapp bei Alexander Duncker herausgab. Der Historiograph lobt an Familienbriefen eines Großen stets die Pietät gegen die Verwandten, die Herzlichkeit und Gemütstiefe, die ihn „auch als Menschen" ideal erscheinen lassen. Wir wissen es besser: der Große ist der schönste Egoist, den es gibt, und er darf keine Tugenden kennen, als solche, die seiner Mission dienen. Wagners Missionsgefühl ist eine der gewaltigsten Tatsachen in der künstlerischen Welt, mit menschlichen Maßstäben nicht zu fassen. Seiner Familie gegenüber spricht er sich nicht aus, mit einziger Ausnahme der Schwester Clara, an die er selten, aber dann mit innerer Anteilnahme (an sich selbst) schreibt. Die Briefe an sie sind stark. An die Mutter schreibt er nicht gleichgültig, wie aus einem familiären Residuum — doch ist, was er von Müttern in „Siegfried" und „Parsifal" sagt, tiefer. Die Briefe an die erste Frau, Minna, wird man mit Nachsicht lesen; er hatte sie gern, bis er sich selbst fand. Wie freut er sich zuerst mit allen — Kinder!, als ich die Rienzionvertüre auf der Brühlschen Terrasse hörte, Kinder!, jetzt geht es los. Dann häufen sich die Stockungen. Plötzlich ist er in diesen Briefen, die gleichsam unter seinem offiziellen Leben liegen, Revolutionär geworden. „Viel hat sich mit mir ereignet." Was nützen ihm Schwäger, die ihm einst mit allem Geld halfen, Schwestern und Nichten? Dieser Mensch ging mit einer unstillbaren Sehnsucht nach Liebe durchs Leben. „Ich kann die Männer nicht leiden, und mag auch nichts mit ihnen zu tun haben: es taugt keiner einen Schuß Pulver, als wer von einem Weibe wirklich geliebt werden kann." Das war 52. An Cläre sendet er 68 die Meistersinger: „Nimm Dir aus ihnen den Geist einer ruhig lächelnden Resignation, er hat mir dieses Werk eingegeben."

Zum Schluß Theatergeschichten. Angelo Neumann hat seine Erinnerungen an Wagner bei Staackmann herausgegeben. Die Briefe Wagners an ihn sind dabei, ein gültiges Zeugnis für den Opfermut dieses Direktors, der selbst den Meister in Erstaunen setzte. Für einen Direktor war es nicht leicht, mit Wagner zu arbeiten. Wagner kennt sich, ein Direktor kennt die andern. Schließlich, wie dankbar waren wir alle, daß es ging. Als Siebzehn-

jähriger liebängelte ich selig mit den Plakaten, die den Nibelungenring im Viktoriatheater meldeten; ich stellte mich zur Zeit der Welttournee des Nibelungenringes zitternd vor den Balkon des heimischen Stadttheaters, die Fanfaren zu hören, die zu den einzelnen Akten riefen. Jeden Abend, wenn ich nicht dabei sein durfte, sagte ich mir zu Hause: jetzt tötet er den Wurm, jetzt singt er unterm Baum, jetzt reitet sie ins Feuer. O, wie schön war das. Und dabei wußte ich damals noch nicht, wie schwer so ein Pferd für den Feuerritt zu besorgen war. Das lese ich erst jetzt in den Memoiren. Neumann wollte nämlich das alte Leibpferd König Maximilians haben, das aus Mangel an rationeller Beschäftigung sehr musikalisch geworden war und unter Therese Vogl den Takt genau kannte, in dem es loszugehen hatte. Das Pferd wird für Berlin bewilligt, unter der Bedingung, daß es im Königlichen Marstall unterzubringen sei. Aber Grane ist ein großer Philosoph; er stirbt, ehe er München verläßt. Der Kronprinz erlaubt der Vogl, im eigenen Marstall ein neues Pferd zu probieren — keines wagt den Feuerritt, wie das alte bayrische Königspferd — ja, ja, es ist schwer. Und viele solcher netten Geschichten, die zu den welthistorischen Vorgängen an den Rand gezeichnet sind, wird man in diesem Buche lesen: Leute, die schlecht sind zu Wagner, Leute, die gut sind. Es ist ein eigen Ding. Wenn ich von ganz gewöhnlichen Rührszenen lese, von Leuten, die gut zu ihm waren, von Not und Hoffnung, von Begeisterung, Umarmung und Glauben — es feuchten sich meine Augenwinkel, wie einst vor dreißig Jahren. Gott sei Dank.

Oscar Bie

Schnitzlers „Dämmerseelen"

Es gehört zu den schönsten Empfindungen des Lesers, sich einem Erzähler mit ganzem Vertrauen überlassen zu dürfen. Wer das neue Bändchen Schnitzlerscher Novellen zur Hand nimmt und, vielleicht angezogen durch jene wunderliche Sympathie, die das Auge des Kenners oft schon dem Druckbild gegenüber fesselt, die zweite der Geschichten („die Weissagung") aufschlägt, der wird alsbald willig diesem anmutig und bestimmt sprechenden Munde lauschen; seine anfängliche Neugierde wird sich in Verwunderung verwandeln, seine Verwunderung in Erstaunen, sein Erstaunen in zwangvolle Nachdenklichkeit, und diese Gefühle werden sich am Ende in eine Art von heiterer Melancholie auflösen, welche weniger die Wirkung eines in sich selbst ruhenden, durch die Macht freischwebender Phantasie bewegten, oder durch die dunklen und geheimnisvollen Gesetze eines vom bloßen Stoff gehobenen und entfalteten Kunstwerks ist als vielmehr das Ergebnis einer persönlichen, gleichsam privat sich mitteilenden Kommunikation. Dem entspricht äußerlich, daß fast nirgends dargestellt, sondern lediglich erzählt wird, was den Charakter der Novelle mit erfreulicher Strenge wahrt; dem entspricht innerlich, daß die Gestalten eines Zuhörers und eines Berichterstatters sich von selbst insinuieren, wodurch auf indirektem Weg alle exponierende Umständlichkeit vermieden, die gewählte Form wie mit einer glücklichen Metapher beleuchtet und sozusagen dramatisch begründet wird. Denn es ist klar, je ungewöhnlicher der Inhalt einer Erzählung ist, je mehr muß der Erzähler darauf Bedacht nehmen, dem Vortrag Wahrheit zu verleihen; frühere Autoren erfanden weitläufige Einkleidungen, gesellige Gespräche, um Glaubhaftigkeit zu erzeugen und die notwendige Stimmung vorzubereiten; der durch den Atem unserer ganzen Existenz zur Knappheit aufgeforderte moderne Dichter erreicht dies durch den Ton innerer, wenn auch verhaltener Ergriffenheit, mit der er schon seinen ersten Satz zu färben weiß.

Es gibt eine Art des Klarsehens, bei der die Umrisse des Objekts mit einer solchen Schärfe und Stärke hervortreten, daß alles was der Kontur beschließt, in Dämmerung taucht oder monoton flächig wird, (wie wenn bei wolkenlosem Sonnenuntergangshimmel die über den Horizont sich erhebenden Gegenstände nur als starklinierte schwarze Massen erscheinen). Unter solchen Bedingungen des Schauens etwa gestaltet dieser klar- und hellsichtige, wissende und erfahrene Poet. Von einer lyrischen Verdunkelung seines Gemüts kann nicht die Rede sein. Niemals träumt er

Figuren oder Handlungen, sondern er berechnet sie zumeist oder es scheint, als ob er sie berechne. Seiner führenden Gewalt enträt der Leser kaum einen Augenblick. Er weiß, daß er überrascht werden wird, aber es ist nicht immer angenehm, unter so genauer Kontrolle überrascht zu werden. Obwohl alles, was man als Technik zu bezeichnen pflegt, schlechthin meisterhaft ist und jede Einzelheit in einem genau abgegrenzten Verhältnis zum Ganzen steht, verlangt es den Leser oft nach etwas, was ich das Chaos der Fülle oder der Breite nennen möchte, etwas, das die Freiheit gegen die Notwendigkeit stellt und was sich durch keine noch so scharfsinnige Ökonomie ersetzen läßt. Und so wie das Detail allzufest an den Stoff gebunden ist, so ist der Stoff wieder zu stark dem Autor verpflichtet, — so sehr, daß der naive Leser sicherlich oft das Bedürfnis empfindet, eine kleine freundschaftliche Unterredung mit dem Verfasser herbeizuführen und ihm einfältige oder philosophische Fragen vorzulegen. Durch eine eigensinnige Neigung zur Groteskerie bei gewissen Figuren und Gelegenheiten scheint der Dichter, seinen Mangel unbewußt bekämpfend, einen Ausgleich geben zu wollen, aber er verschiebt dabei das sachliche Interesse noch mehr ins Stimmungshafte, ja Launenvolle und verzerrt nicht selten durch einen witzigen Einfall eine ruhige Realität.

„Die Weissagung" gehört zu den besterzählten, der „Freiherr von Leisenbohg" zu den geistreichsten, ja sonderbarsten Geschichten, die ich kenne. Aus beiden Werken blickt uns das Antlitz eines echten Mannes entgegen, und es liegt an der Haltung, an der Gebärde, am Tonfall beider, daß der angeregte Leser sich diesem Dichterantlitz mit jenen Gefühlen der Neugier und der Verwunderung zuwendet, von denen oben gesprochen wurde. Er ist bei der einen eher amüsiert als ergriffen, bei der andern eher überredet als überzeugt, aber er ist unter dem Bann einer beispiellos sanften Hand, die spielend ihre nicht gewöhnliche Macht über die Gestalten übt, — eine zu große Macht vielleicht im Vergleich zur Schwere des Stoffes, der allerdings voller Rätsel steckt, welche jedoch ausschließlich in der Psychologie wurzeln und daher gar zu determiniert bleiben, so daß sie eher einen Mechanismus darstellen als ein Motiv oder ein Resultat.

Gleichwohl spürt man in jeder Zeile dieses Autors ein Herz voll Liebe, einen Sinn voll Deuterkraft, eine Seele, mit Leben reich begabt, erfüllt mit der Kenntnis der Welt. Da ist ein Dichter, der Visionen hat; leider raubt ihnen sein Geist zu frühe das Licht; er sieht Gestalten, aber sie wachsen ihm nicht eigenlebig heran, er, gleichsam voll moralischer Ungeduld, bannt sie zu frühe ins Spiel und — sie spielen oft statt zu leben, sie spielen mit ihrem Schöpfer, während ihr Schöpfer mit ihrem Schicksal spielt. Sie haben oft kein Gesicht, sondern nur Gebärde, keinen Leib, sondern nur Umriß. Wir ahnen einen gütigen, reinen, leidenden Menschen, dem die Kunst zunächst nur Mittel ist, und dieser Umstand allein drückt bisweilen seine Welt unter die Sphäre allgemeiner Glaubhaftigkeit und Sachlichkeit.

Das wären Einschränkungen. Aber was wollen sie besagen gegenüber den Vorzügen eines Schriftstellers, der uns durch jedes seiner Produkte aufs liebenswürdigste anzieht und wahrhaft fördert? Seine Einfälle sind original, sein Stil ist lebendig und voll natürlicher Rhythmik, die Architektonik seiner Werke voll künstlerischer Weisheit, sein Artistentum wie sein Menschentum von hohem Rang. Wären die Deutschen weniger nörglerisch als dankbar, wären sie, und besonders jene gewissen von der Gilde, die, um ihre Entwicklung an den Tag zu legen, heute mit Füßen treten, was sie gestern zum Himmel hoben, weniger hochmütig als einsichtig, wären sie Leute von Manieren und Gerechtigkeit, sie könnten ihre Bewunderung, ihre Liebe einem Dichter nicht entziehen, dessen Kunst mit der eines Merimée wetteifert, der im schönsten Sinn national und im rührendsten menschlich ist.

Jakob Wassermann

Jakob Burckhardts(?) Brief über Berlin

Den folgenden Brief schrieb ein Baseler Student, der sich K. unterzeichnet, an eine Dienerin des väterlichen

Hauses. Man vermutet, daß K.=Köbi und daß dieser Köbi der Jakob Burckhardt ist. Vielleicht weiß man es sogar und darf es nur nicht sagen.

Berlin, Sonntags d. 22. März 1840

Liebes Dörli! Zehn Jahre und vier Tage nach dem Tode meiner unvergeßlichen Mutter setze ich mich hin, um Dir endlich den lange versprochenen Brief zu schreiben. Du hättest glauben können, ich habe Dich vergessen, wenn Du nicht sonst wüßtest, daß dies nicht der Fall ist; ich wollte jedesmal, wenn ich an den Vater schrieb, für Dich etwas beilegen, aber da war ich meist sehr pressiert, weil ich es immer auf den Notknopf ankommen ließ; auch ist man nicht immer in der Stimmung einen Brief zu schreiben, der den Empfänger freuen kann.

Ich lebe hier natürlich sehr eingezogen, und wünsche es auch nicht anders, ich habe einige gute Leute, an die ich empfohlen bin, sonst besuche ich außer meinen Landsleuten niemanden, da ich gar viel zu arbeiten habe. Auch ist Berlin ein ganz widerwärtiger Ort; eine langweilige, große Stadt in einer unabsehbaren sandigen Ebene. Viele Stunden herum ist kein guter Acker; Obst wächst der Kälte wegen nicht mehr; nichts als Föhren und etwa Buchen, deshalb ist hier alles arm, selbst die vornehmen Leute haben lange nicht soviel als die Basler Herren, und Herr Christoph Merian hat ein viel größeres Einkommen als der Kronprinz von Preußen; denn dieser hat jährlich nur 270000 Franken und muß daraus eine Menge Leute erhalten, während Herr Merian vielleicht ebensoviel auf die Seite legt.

Die Stadt ist sehr groß, und man kann sich leicht verlaufen, so daß man weder Weg noch Steg weiß und fragen muß; denn in einer Zeit von vier Monaten kann man unmöglich alle Gassen kennen lernen. Ich wohne in dem neuern Teile der Stadt, welchen man die Friedrichsstadt nennt, weil ihn der alte Fritz erbaut hat. In dieser Friedrichsstadt sind lauter gerade Straßen; die Straße, wo ich wohne, geht von einem schönen Tor bis zum königlichen Schloß und ist 20 Minuten lang; sie ist die breiteste und schönste Straße von Berlin und enthält vier Reihen von Linden, weshalb man es „unter den Linden" nennt. Du wirst denken, ich mache es mir bequem, indem ich die schönste Straße auswähle, aber ich wohne eben nicht vorne heraus, sondern im zweiten Hofe, wo man die Zimmer nicht teurer bezahlt als in andern Gassen. Die vordern Zimmer haben zwei Grafen und eine Gräfin entlehnt, die jedes eine besondere Partei ausmachen; die Leute schränken sich sehr ein mit dem Platz, und deshalb kann man nicht wie bei uns eine Menge von alten Möbeln haben, sondern was man gerade nicht brauchen kann, das bekömmt der Jude. Die vornehmsten Leute, die drei oder vier Kinder haben, begnügen sich mit sechs oder acht Stuben, und es gibt Fürsten und Grafen hier, die nur über drei Zimmer gebieten.

Du kannst leicht denken, was hier für eine Armut herrschen muß; es ist ganz unglaublich, wie elend sich hier viele Leute durchhelfen müssen. Es gibt Zimmer, wo zwei, ja selbst vier Parteien wohnen; dann spannt man Seile übers Kreuz, damit jeder weiß, in welchen Winkel er gehört. Ich weiß das von jemandem, der es an mehr als einem Ort so gesehen hat. Dabei gibt es etwa 20000 Menschen hier, welche Diebe sind; darunter etwa 3000, die nur vom Diebstahl leben und von nichts anderm, so daß man in keinem Hause wohnen kann, wo nicht ein Dieb wäre. Auch in dem Hause, das ich bewohne, gerade neben meinem Zimmer, sind vor vierzehn Tagen fünf silberne Kaffeelöffel gestohlen worden; man weiß, wer die Diebin ist, sie wohnt noch dazu in unserm Hause, aber man kann ihr nichts zuleide tun, weil man ihr nichts beweisen kann. Es ist eine Person, die schon zweimal jahrelang im Gefängnis saß, die man aber gleichwohl im Losament dulden muß. Man kann nichts anderes tun, als das Zimmer immer genau verschließen, wenn man ausgeht, ja mehrere meiner Freunde, die in lebhaften Straßen wohnen, halten das Zimmer verschlossen, selbst wenn sie zu Hause sind. Kurz, es wäre hier sehr unheimlich zu leben, wenn man nicht Freunde und andere gute Leute hätte, die einem das Leben angenehm machen.

Das Essen ist sehr schlecht im Vergleich mit dem, was man in Basel hat; zum Glück hat man hier nicht halb so viel Appetit, und es

gibt Tage, wo man wirklich nichts den Hals hinunterbringt. Beim Morgentrinken verzehre ich viel weniger als daheim, beim Mittagessen desgleichen, abends trinke ich Tee und esse ein paar kleine Brötchen dazu, und dann könnte ich durchaus nichts mehr essen. Im Sommer werde ich bloß morgens und mittags etwas genießen und den Tee Tee sein lassen. Wenn man sich hier nicht sehr in acht nähme, so würde man beständig unwohl sein; man muß hier leben wie in einem Karthäuserkloster, besonders die Fremden.

Dazu kommt noch, daß das Wetter abscheulich ist. Den Winter hindurch war es einmal 19 Grad kalt und drei Tage darauf 7 Grad Wärme, und so wechselte es immer ab; es sind auch viel mehr Leute, besonders alte Leute gestorben als sonst. Den ganzen März hindurch schneite es alle paar Tage und fror fast jeden Morgen; nachmittags aber ist immer ein Kot zum Umkommen. Fast den ganzen Monat war kein Stückchen blauen Himmels zu sehen. Auch jetzt liegt überall tiefer Schnee und die Gassen sind so pflotzig, daß man ohne Überschuhe gewiß immer mit durchnäßten Schuhen und Strümpfen nach Hause käme. Und gleichwohl läßt es sich hier recht angenehm leben, auch wenn man kein überflüssiges Geld hat. Fürs erste habe ich wenigstens genug zu tun und dann sind einige sehr schöne Anstalten hier, die ich oft besuche, besonders das Museum, wo über 900 der schönsten Gemälde, ferner über 100 alte Bildsäulen und sonst noch ganz unendlich viele Merkwürdigkeiten zu sehen sind.

Dann ist das Theater, das ich bisweilen besuche, sehr schön mit vortrefflichen Sängern und Schauspielern versehen. Du kannst Dir denken, was man daselbst für Wind macht, wenn ich Dir sage, daß unlängst, als man ein altes deutsches Fest vorstellte, vierhundert Wachskerzen auf der Bühne brannten. Erinnerst Du Dich noch, wenn wir meisterlosig waren, wie man uns immer sagte: Wart nur, bis du unter fremden Leuten bist, da wird man dir die Zunge schaben. Diese Zeit ist nun eingetreten, die Zunge wird mir geschabt wie einst zu Neuenburg, als ich im Welschland war. Was man alles unter die Zähne bekommt, mag ich gar nicht untersuchen; ich bin zufrieden, wenn es nicht ungesund und dabei noch eßbar ist. Wenn der Speisewirt einem Stück Fleisch nicht mehr recht traut, so gießt er eine recht scharfe Brühe darüber, so daß man oft nichts merkt. Die Milch ist ganz erbärmlich schlecht und oft wirklich kaum trinkbar, dagegen ist mein Kaffee, sowie auch der Tee, welchen ich selber mache, sehr gut. Das Brot ist völlig ungesalzen, man kann es am Anfang nicht essen; nach und nach aber gewöhnt man sich daran, und jetzt merke ich es kaum. Das Wasser ist lauter Sodbrunnenwasser; in ganz Berlin ist nicht ein einziger laufender Brunnen; weil die Stadt ganz in einer sandigen Ebene liegt. Dagegen hat fast jedes Haus und jede Gasse ihren Zugbrunnen; glücklicherweise liefert der in unserem Hause ziemlich gutes Wasser. In einigen Gegenden von Berlin hat das Wasser einen Sumpfgeschmack.

Wenn man nun aus der Stadt hinaus bei trockenem Wetter spazieren geht und nicht der Landstraße folgen will, so gerät man auf Wege, wo einem der dürre gelbe Sand bis über die Knöblein geht, so daß man gezwungen ist, in Stiefeln spazieren zu gehen. Doch hat man einen großen Wald gerade vor der Stadt, welcher der Tiergarten heißt, und worin feste Wege sind. Da ich nur etwa 400 Schritte vom Tore wohne, welches dahin führt, so gehe ich sehr oft dahin, es ist aber ein langweiliger Spaziergang. Wenn man sich etwas zugute tun will, so sitzt man auf die Eisenbahn und rutscht in 33 oder 35 Minuten nach dem fünf gute Stunden entfernten Potsdam, wo die Gegend etwas besser und sonst noch vieles zu sehen ist. Das Fahren auf den Eisenbahnen ist sehr lustig; man fliegt eigentlich wie ein Vogel dahin. Die nächsten Gegenstände, Bäume, Hütten und dergleichen kann man gar nicht recht unterscheiden; sowie man sich darnach umsehen will, sind sie schon lange vorbei. Nur sehr selten geschehen Unglücksfälle, gleichwohl gibt es hier viele Leute, die sich verschworen haben, nie auf eine Eisenbahn zu sitzen. Ich bin auf der Reise viermal auf Eisenbahnen gefahren.

Es heißt, der König von Preußen werde dieses Jahr sterben, und er selber glaubt es. Auch ist er schon ziemlich schwach und sieben-

zig Jahre alt. Ich habe ihn schon öfters gesehen. Es heißt, man sehe im hiesigen Palast bisweilen die weiße Frau, welche das Hausgespenst des preußischen Hofes ist, und immer erscheint, wenn jemand von der königlichen Familie sterben soll. Es ist eigentlich eine Gräfin von Orlamünde, welche vor vielen hundert Jahren ihre Kinder ermordet haben soll. Es gibt hier Leute, die sonst sehr vernünftig sind und doch daran glauben. Es wäre merkwürdig, wenn ich hier noch das Begräbnis des Königs sehen könnte. Man spricht hier ganz ungescheut von dem nahen Tod des Königs.

Nun weißt Du so ziemlich, liebes Dörli, wie ich es hier habe, und wie es mir geht. Gott erhalte Dich und mich und die Unsrigen alle, bis wir uns in Basel wiedersehen.

Grüße mir auch von Herzen Deinen Mann und schreibe mir; es freut mich unglaublich, wenn es auch nur ein paar Worte sind. In anderthalb Jahren sehen wir uns, will's Gott, fröhlich wieder.

Dein K ...

Brentano

Mit wechselndem Gesicht blickt Clemens Brentano aus den Bildnissen uns an, die seine Gedichte in der von Alexander von Bernus feinerfühlten Auswahl begleiten.*

Aus Tiecks Büste von 1803 lacht ein strahlender Götterliebling, mädchenhaft weich, mit kapriziösem Lockenkopf; doch in den Winkeln der schön geschwungenen, vollen Lippen, auf denen leichtgeschenkte Lieder wohnen, lauern auch die Launen.

Grimms Radierung von 1837 zeigt ein gezeichnetes Gesicht, Qual auf der Stirn, einen bitteren Mund, Leidenschaftsmale und Unsäte um die Augen. Ein Talargewand hüllt die Gestalt ein, und auf dem Hintergrund erscheinen bedeutungsvoll der Hahn aus Gockel, Hinkel und Gackeleia und ein Madonnenbild, als Symbol des Märchens- und des Glaubens-Jenseits, in die eine müde Seele sich sehnsüchtig hinüberträumt.

Und Steinles Zeichnung von 1841 läßt visionär den „wilden Geiger" aufsteigen, der dem Dichter die grellen, zerrissenen Nachtstücke ins Ohr geigt und ihn auf Furienwegen durch Spuk und Wahnwitz hetzt.

Und in Lieder klingt das alles wieder ...

Die leicht gelösten Glieder glücklich gefundener Strophen spielen hier in traurig-süßer Anmut—„Gedichte, die", wie Caroline Schlegel sagte, „sich selbst gemacht zu haben scheinen", wie vom Abendwind über Flüsterwipfel daher geweht, aus jener Heidelberger Volksliedstimmung empfangen, die Arnims Wort uns bannt: „Kegelbahn und Vogelsang, Nachts singende Waschweiber und fernes Neckarrauschen um uns, und der schöne Himmel verschlingt uns in Trägheit."

Stille Weisen, versonnen, einfältig, herzensbang und seufzertief ... die Spinnerin singt sie, der Fischer im Kahn; Sehnen spannt die Flügel, Erinnerungsweh zittert, und mutterseelenallein rufen getrennte Herzen nach einander. Und einfachster Ausdruck, naturhaft, Urlaut des Gefühls läßt das schwingen und umspinnt mit Ahnungswehen. So hört man hier auch Brentanos Loreley: „Zu Bacharach am Rheine", wahrhaft voll Duft und Dunkel eine raunende Dämmerungsmär, in Schatten und Schleier schwebend, Liebesnot und Liebestod.

Wie im Volkslied wiegen sich die Strophen oft auf dem Refrain, auf der Gefühlsdominante. Darüber schwirren die Sinne und Gedanken schwärmend auf und ab und hin und her, doch immer wieder halten sie inne, und ihr Ein und Alles, das Unabwendbare, Unvergeßliche müssen sie immer und immer wieder sagen, wie in jenem Liede: „O lieb Mädel, wie schlecht bist du ..."

Um die Harfe sind Kränze geschlungen, und volle purpurne Akkorde, dunkle Wunderwellen rauschen von ihr auf. Unstofflich, nur Klang und Schimmer, Traumesgleiten, unendliche Melodien, „süße Liebe denkt in Tönen" ... Und „nun klingen all die hellen Sternensphären seiner Seele":

Selig, wer ohne Sinne
Schwebt wie ein Geist auf dem Wasser.

Tiefe, trunkene Mitternachtslieder singt sie sich, schäumend vom Leben und vom „süßen Tod zwischen Morgen- und Abendrot". Das Leben

* Pantheon-Ausgabe; S. Fischer, Verlag.

breitet die Schmetterlingsflügel am duftigem Hügel, doch dann

„rühren die nächtlichen Stunden
sich tief im Tal,
Bereiten ein Mahl
im dämmernden Saal.
Mit dichten Gewändern umwunden . . ."

Winde wühlen in den dunklen Mähnen der Nacht, auf einem Kahn segelt der Dichter in süßer Stummheit durch das Abendmeer mit fremden schönen Bildern.

Doch nach den Stimmen der Stille gellt Kreischen des Wahns, Scherbengeklirr und Verzweiflungshohngelächter; zerklüftete Herzenswildnis tut sich auf, und Walpurgisdämonien wälzt sich fratzenhaft heran.

Der nächtliche Spuk der lustigen Musikanten schrillt mit Tambourin und Becken und übertäubt das Elend verlorener Geschöpfe.

Ein Totentanz der Liebe, voll Wahnsinn und Mitternachtsgraus, der nächtlichen Liebesheerschau Heines verwandt, schlingt seinen Reigen. Der Liebende folgt der Treulosen auf allen Wegen ihrer Lust, und immer gibt der letzte Buhle ihm Kunde; er folgt ihr zum Kirchhof, wo der Totengräber ihm sagt:

Sie stiehlt der Braut den Totenkranz,
Die schwarzen Totenschuhe,
Die zieht sie an und geht zum Tanz . . .

Er folgt ihr zum Galgen und zum Blocksberg . . . eine Henkerphantasie . . .

Gott, dein Himmel faßt mich in den Haaren,
Deine Erde reißt mich in die Hölle . . .

so schreit es in einem Gedicht, dem Nachklang Beethovenscher Musik, auf. Ein geschlagenes, gehetztes Herz bäumt sich nun empor, und mit Christian Günthers und Verlaines Profundispsalmen klingen diese glühenden, eifernden Verse des Gottes-Ringenden zusammen.

Äsop-Bitternis und Gnadenwollust schauern ineinander. Und nach dem „Frühlingsschrei eines Knechts aus der Tiefe", voll krampfig klammernder Gebärde und märtyrerischer Folter-Ekstase fühlt der Erlöste das Gefieder des Cherubs „kühl um sein glühendes Haupt", und er singt seinem jammernden Herzen das Wiegenlied:

O, schweig nur, Herz! Horch, Klang von Engelschwingen!
Was zuckst du so? Du mußt fein leise tun,
Wo man dir singet: wie so sanft sie ruhn,
Die Seligen — dahin wird man dich bringen . . .

So scheint dies Liederbuch gleich einem altdeutschen Bilde mit Wiese, Wald und Felsensturz, mit Ritter, Tod und Teufel und in der Höhe ragt die Gottesburg, das himmlische Jerusalem . . .

Felix Poppenberg

Die österreichischen Wahlen

In Preußen-Deutschland sind die Autoritäten: Behörden und Brotherren, so stark, daß es zwanzig Jahre gedauert hat, ehe das allgemeine gleiche Wahlrecht eine angemessene Vertretung der Lohnarbeiter und sonstigen kleinen Leute durchzusetzen vermochte. Im gemütlichen Österreich ist ihm das gleich bei der ersten Anwendung sehr vollständig gelungen, soweit nicht der Nationalitätenkampf Schranken errichtet. Selbstverständlich nur bei der Hauptwahl, die Stichwahlen fälschen immer das Bild. Unsere Konservativen nennen das Anwachsen der sozialdemokratischen und der klerikal-christlichsozialen Stimmen einen Sieg des Radikalismus, während es doch bloß die Verwirklichung der Demokratie bedeutet, die mit dem neuen Wahlrecht verfassungsmäßig gegeben ist. Die Sozialdemokraten sind Lohnarbeiter und ähnlich situierte kleine Leute, besonders Unterbeamte, die Klerikalen verschiedner Benennung sind Bauern, Handwerksmeister, Krämer, Subalternbeamte; die klerikale Färbung dieses Mittelstandes rührt daher, daß er der Träger der Kirchgläubigkeit ist. Da es nun mehr als zehnmal so viel Lohnarbeiter, Bauern, Handwerker, Krämer, kleine Beamte gibt als Grundherren, Kapitalisten, hohe Beamte, Advokaten und Professoren, so muß beim allgemeinen Wahlrecht, wenn seine natürliche Wirkung nicht durch Nasführung der Wähler oder Zwang aufgehoben wird, die Vertretung der Grund-, Geld- und Geistesaristokratie zur Winzigkeit zusammenschrumpfen. Auf die zwei letzten Silben des Wortes Demokratie darf man freilich den Ton nicht legen; wo in einem Großstaate die Verfassung die Herrschaft des

Demos aufzurichten verspricht, da wird diese zum Humbug. In der großen Union herrschen die „reichen Räuber", gegen die Roosevelt den Heldenkampf unternommen hat; erst jüngst wieder einmal wurde uns (von Werner Sombart) demonstriert, daß das Repräsentantenhaus „vielleicht sogar einflußloser als der deutsche Reichstag" sei. In Frankreich aber bringt die scheinbar radikal-progressistisch-sozialdemokratische Kammermehrheit die anständige Arbeiterversicherung und die mäßig progressive Einkommensteuer nicht zustande, die unserm Demos der Junker Bismarck und der Bourgeois-Finanzier Miquel geschenkt haben. Auch in Österreich wird es von den Staatsmännern, die der Kaiserstaat vorläufig leider nicht hat, abhängen, ob den kleinen Leuten ihre starke Vertretung einen praktischen Nutzen schafft. Jedenfalls aber wird ihr Chorus im neuen Parliamentum sehr stark vernommen werden; ob er der allerstärkste sein wird, das ist auch noch die Frage. Weil sich die tschechischen Sozialdemokraten zum tschechisch-nationalen Programm bekennen, während die deutschen international sind, so erscheint die Position der Deutschen dermaßen geschwächt, daß bei ihnen vielleicht das nationale Interesse überwiegen und aufs neue einen wütenden Nationalitätenkampf entfesseln wird. Es könnte wohl also kommen, daß im Kammerkonzert das Trio: Arbeiter, Mittelstand, Herrenstand von der mißtönenden nationalen Polyphonie überschrien würde.

Die deutschen Sozialdemokraten aber sollten aus dem Erfolg ihrer österreichischen Genossen den Schluß ziehen, daß zur Schaffung einer großen Arbeiterpartei beim allgemeinen gleichen Wahlrecht das Arbeiterinteresse und die ja reichlich vorhandne Kopfzahl genügen, die revolutionären Phrasen aber, die bei uns notwendig waren, die Arbeiter aufzurütteln, heute nur noch schaden, weil sie der Partei den formellen Rechtsboden entziehen: nur solange man eine Umsturzpartei für ungefährlich hält, darf man sie gewähren lassen. Bebel, der es doch gewiß aufrichtig gut meint mit dem ärmeren Volke, sollte die Diktatur, die er sich errungen hat, dazu benutzen, den Doktrinären und Lärmmachern seiner Partei einen Maulkorb anzulegen und den Genossen zu sagen: „Kinder, die marxistische Periode liegt hinter uns. Was Marx an nationalökonomischen Wahrheiten entdeckt hat, das kommt für die parlamentarische Praxis wenig in Betracht, und mit seinen Schlagworten, die uns im Anfange gute Dienste geleistet haben, machen wir uns heute nur noch lächerlich. Der Kapitalismus steht nicht vorm Zusammenbruch, sondern ist im vollen Siegeslauf begriffen, und das schadet uns armen Teufeln gar nichts, wenn wir nur unsern bescheidnen Anteil an der Frucht der nationalen Arbeit uns sichern. Dazu haben wir unsre Partei, machen wir sie so stark wie möglich! Ohne Großunternehmertum ist die moderne Produktion nicht denkbar, und der Industriekönig kann und darf nicht leben wie ein Weichensteller oder Fabrikarbeiter. Allen Respekt vor den Herren, die ja wirklich Großes leisten! Aber wollen sie uns drücken und zwicken, so lassen wir's uns nicht gefallen; uns erfolgreich zu wehren, dazu haben wir unsre Gewerkvereine und unsre politische Partei."

Karl Jentsch

Die Kellner

Mein Vater kam zehn Jahre lang nach einer Geschäftsreise nicht mehr nach seinem geliebten Paris. Als er endlich wieder hinkam, sagte der Kellner bei „Brébant": „Mein Herr, wir haben Sie seit langem erwartet. Wir werden Ihnen Ihr Lieblings-Diner servieren lassen, falls es Ihnen recht ist und Sie Ihren Geschmack nicht geändert haben — — —."

Und es kam das Lieblings-Diner, das man sich zehn Jahre lang gemerkt hatte.

Bei uns ist es anders. Wenn ein Gast zehn Jahre lang Rostbraten mit Zwiebeln baßt und er sanftmütig sagt: „Heute möchte ich etwas essen, was mir besonders schmeckt", so erwidert der Kellner: „Vielleicht ein schönes Rostbraterl mit Zwiefel — — —."

Aufmerksamkeit ist die Quelle von Trinkgeldern! Aber das wollen sie bei uns nicht einsehen. Sie sind nicht „kultiviert" genug, um ein gegenseitiges Geschäft mit dem Gaste zu machen, bei welchem beide Teile

ihren Nutzen ziehen! Der Gast ist ihnen „gleichgültig". Das spürt dieser. Daher eine Beziehung, die gleichsam sogar feindselig ist.

In Paris gibt es ebensowenig Idealisten und Schwärmer unter den Kellnern wie in anderen Städten. Sie haben die Sucht nach erhöhtem Trinkgelde, selbstverständlich. Aber sie sind eben hierin geschicktere Menschenkenner. Sie wissen es, daß man etwas dazu tun muß. Einem Gaste auf ehrliche Weise seine Taschen öffnen, ist alles! Das ist die Kellner-Kunst! Außerdem sollte man den Ehrgeiz haben, in seiner Betätigung, und sei sie noch so unscheinbar, das Besondere zu leisten. Das erhöht das Lebensgefühl, steigert die Lebensenergien, kommt also dem zugute, der es ausübt. Auch das ist das beste Geschäft, das man mit den anderen machen kann! Bediene verdrossen, murrisch, gleichgültig — — — und es wird dich schwächen, lähmen! Bediene den Gast liebenswürdig, aufmerksam, bedacht auf alles — — — und es wird dich verjüngen, dich lebendig machen und frohsinnig! Menschenfreundlichkeit ist das beste Geschäft, das man machen kann mit seinen Nebenmenschen. Aber es muß einem „organisch" sein, kein Zwang.

„Mein Herr, ich werde Ihnen heute eine „soupe à la moëlle" bringen, ich habe nämlich das herrliche Markbein dazu bereits gesehen — — —."

Oder: „Die schönsten ‚Sole' sind bereits verkauft, nehmen Sie daher heute lieber ‚Branzino'; weshalb sollen Sie sich mit den kleineren Soles begnügen?!?" Man erwartet von einem regelmäßig bedienenden Kellner die zarten Aufmerksamkeiten einer Mama für ihr Baby. Aber meistens ist er ein brutaler Pflicht-Erfüller. Aber auch der Gast ist kein Lebenskünstler, falls er nicht „besondere Leistungen der Menschlichkeit" besonders honoriert! Er denkt roh und unmenschlich: „Dafür ist er doch eben angestellt — — —." Da geschieht es ihm recht, wenn er vor Ärger einen Magenkatarrh kriegt! Niemand ist angestellt hienieden für ‚zärtliche Behandlung'!

Peter Altenberg

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Das Ornamentale/ von Karl Scheffler

Der menschliche Organismus ist ein Instrument, worin aller Wohlklang der Schöpfung ist. Die den Sinnen erreichbare Welt musiziert darauf und bereitet der Seele damit sich stetig erneuerndes Daseinsglück. Der Verstand weiß wenig von diesem freudigen Leben; er nennt sich wohl hoffärtig der Schöpfer aller Glücksempfindungen, ist aber doch nur wie ein Reiter, der von der stärkeren, wenn auch unintelligenten Kraft getragen wird. Mit Bewußtsein angeschaut wird das flüchtige Erlebnis, das unaufhörlich durch Schwingung und Mitschwingung, durch die gegenseitige Begrüßung von Welt und Individuum entsteht, nur dann, wenn der Künstler es in sichtbaren Formen ausprägt und wenn der Laie diese Formen begreift. Doch sind die Bildungen der Kunst nur vereinzelte Manifestationen im Vergleich zu den unendlichen Möglichkeiten, sind nur Symbole für den unerschöpflichen Reichtum der Beziehungen zwischen Schöpfung und Subjekt. Wir alle stehen in jeder Minute auf dem Urgrunde der Kunst; wie der Wind, wenn er durch die Saiten einer Harfe streicht, ein harmonisches Getön erzeugt, so gehen die Bilder der Welt durch unsere Sinne und erzeugen die Musik der Lebensfreude.

Was so in unserm Organismus musiziert, ist das Gesetz. Das Gesetz, wonach die ganze Welt und mit der Welt auch unser Körper gebaut ist, das aus Wille und Widerstand alles Organische hervorbringt und dessen Ausdruck die lebendige Form ist. In der Schöpfung sind überall die gleichen Kräfte an der Arbeit; die ungeheuere Mannigfaltigkeit der Erscheinungen weist immer auf dieselben Gesetze zurück und wenn das Auge die Vielheiten wahrnimmt, ahnt es doch zugleich die Einheit, woraus das reich Gegliederte hervorgeht. Unsere Welt ist der Schauplatz eines erhabenen Spiels der Kräfte mit sich selbst; des Spiels von Gestaltung und Umgestaltung, von der ewigen Metamorphose alles Lebendigen. Und wenn die Formen auch gegeneinander streiten, sich hemmen, beein-

flussen und vernichten, wenn der Kampf ums Dasein auch grausam scheint: der höheren Einsicht kann das Ganze doch nur ein Spiel der Kräfte sein. Ein Spiel, dessen Zweck uns verborgen ist, das aber hell in uns widerklingt, weil unser ganzes Wesen in dem ewigen Lebenstanze aufgeht, als in seinem Daseinselement. Dieselben Notwendigkeiten, dieselben formbildenden Kräfte, die den großen Reichtum an Organismen produzieren, haben auch den menschlichen Körper hervorgebracht. Und darum begrüßt das Gesetz sich selbst, von Körper zu Körper; die Ahnung einer Allverwandtschaft schlingt ein Band um alles Lebendige, eine Lebensschwingung fängt die andere auf und jede erschaffene, das heißt gewordene Form hat eine Stimme in dem brausenden Chor des Weltenliedes. Dieser Akt der Selbstbegrüßung des Gesetzes: das ist die Musik, die uns so glücklich macht. Wo immer sich eine Kraft manifestiert, da antwortet ihr die verwandte in uns; jeder Formklang tönt in unserm Organismus wieder und jedes Verhältnis sucht in uns seinesgleichen. Je klarer und restloser es geschieht, desto mehr fühlen wir jene Lustempfindung. Dieser Zustand unbewußten Aufgehens in die Schöpfung ist unser eigentliches Leben, weil wir damit den bauenden Kräften der Welt näher sind als wir ihnen jemals durch den Verstand nahekommen und weil jede Erneuerung des Willens von solchen selbsttätigen Emotionen ausgeht.

Macht der bildende Künstler dieses allgemeine ästhetische Erlebnis zum Ausgangspunkt seines Schaffens, so entsteht auf der ersten Stufe das Ornament, dieses seltsame Kunstgebilde, das scheinbar aus dem Nichts hervorgeht und doch als etwas Selbstverständliches von der sonst so fragewütigen Menschheit hingenommen wird. Die profane Logik vermag im Ornamentalen nirgend Handgriffe zu fassen. In der Malerei und Skulptur, wo die Naturform zum Mittler wird, kann sich die Empirie anspruchsvoll hineinmischen. Und die Baukunst wendet ihre abstrakten Formen auf sichtbare Zwecke an, wodurch auch sie der logischen Betrachtungsweise Gelegenheiten schafft. Der tiefre Zweck in Malerei, Skulptur und Baukunst: die Schönheit, entzieht sich freilich ebenfalls der Debatte. Aber gerade der Widerspruch zwischen gemeiner Empirie und Schönheit, zwischen der objektiven Naturerscheinung oder dem Nutzzweck einerseits und der subjektiven Kunstanschauung oder dem Idealzweck andererseits, der notwendig jedesmal vorhanden zu sein scheint, erlaubt dem analysierenden Verstande sich zu betätigen. Beim Ornamentalen ist dergleichen aber von vornherein unmöglich; das Erfahrungswissen versagt dort, ähnlich wie in der Musik. Darin mag der Grund zu suchen sein, daß es über bildende Kunst eine ganze Literatur gibt und über Musik und das Ornament fast nichts. Die reine, abstrakte Form ist für das Wort der logischen Deduktion unerreichbar. Auch in unsern Tagen konnte erst über das Prinzip der Ornamentkunst tendenziös gestritten werden, als es sich um die Frage handelte, ob die Naturform der Linie verbunden werden dürfe, als die Empirie also einen Punkt fand, wo sie mit ihren Gründen und Gegengründen einsetzen konnte.

Um so bedeutungsvoller ist es, daß die ornamentale Formkunst von je als etwas ebenso Selbstverständliches hingenommen worden ist, wie die Musik. Man läßt sich Linienbildungen, die nur wenig an Naturformen und nie an die ungebrochene Wirklichkeit erinnern, so widerspruchslos gefallen, daß nur jenes universale Instinktleben dieses Phänomen erklärlich macht. Wie man über Raum und Zeit nicht denkt, weil man darin lebt, so zieht man auch nicht die Schönheit des Kreises oder einer wohlgebogenen Kurve in Zweifel. Denn solche Bildungen scheinen mit der menschlichen Empfindungsform fast so unlöslich verknüpft, wie Raum und Zeit. Es ist nichts darüber zu sagen. Die Zahl, der einzige Hebel des Intellektes im Geometrischen, erklärt nicht die ästhetische Freude. Diese Freude aber ist vorhanden; das Auge wird von ornamentalen Raumgebilden berührt, wie das Ohr von den Akkorden eines Instrumentes; die Lustgefühle steigen und fallen und erwecken auch das geistige Leben immer von neuem zu schöner Tätigkeit.

In dieser mit jedem Atemzug gelebten Ästhetik wird uns die Mathematik der Schöpfung zum Dasein. Was der Begriff sich nur messend vergegenwärtigen kann: Verhältnis, Rhythmus, Schwingung, setzt sich dem naiven Gefühl unmittelbar in Vitalität um. Alles Symmetrische wirkt lusterweckend, weil es unsere auf Symmetrie gegründete Organisation bestätigt. Das Prinzip des Gleichgewichts, das unser physisches Empfinden und darum auch unsere Geistigkeit beherrscht, läßt sich gerne zum Gefühl seiner selbst bringen; der Instinkt für Balance, für Ausgleich, sieht sich in Bewegung gesetzt und damit wird das Gefühl unserer sicher in sich ruhenden und pulsierenden Kraft gesteigert und vor sich selbst beglaubigt. Ornamental wird das Rhythmische empfunden, weil auch in unserm Körper so viel Rhythmus ist, vom klopfenden Herzen, vom Atmen bis zum eilenden Schritt. Die reizloseste Form wird zum Klang, wenn sie regelmäßig aneinandergereiht wird. Auch bringt jedes erkennbare Kräftespiel das Ornamentale hervor. Der Kreis ist eine reine Schönheit, weil er der sichtbare Ausdruck für den vollkommenen Ausgleich zentripetaler und zentrifugaler Kräfte ist und weil dieses klare Verhältnis mit einem Blick umfaßt und aufgenommen werden kann. Ein hängendes Seil, ein sich unter dem Gewicht der Blumen beugender Stengel oder aufsteigende und fallende Raketen geben angenehme Linien, weil die Empfindung das einfache Verhältnis von Kraft und Gegenkraft mühelos aufnehmen kann. Die Himmelskarte, worauf die Sternenbahnen eingezeichnet sind, ist eine Arabeske; es gibt darauf nur schöne Linien, weil die Weltkörper im Äther von Widerständen vielfacher Art nicht abgelenkt werden, weil ihre Bahnlinien die Ausdruckszeichen einfacher Kraftspiele sind. Aber selbst dort, wo die Erscheinungen kompliziert und die Hauptkräfte von Nebenkräften durchkreuzt, abgelenkt oder gar verzerrt werden, schält sich das Auge aus dem Mannigfachen das Ornamentale heraus und macht es ähnlich wie das Ohr, das komplizierte Schwingungen in die einzelnen Bestandteile zerlegt und so einen für den Auf-

nahmeakt notwendigen Simplifizierungsprozeß vornimmt. Das Ornamentale ist in einer wehenden Fahne, die von der Schwerkraft nach unten gezogen und zugleich vom Wind gehoben wird; schöne Linien ergeben sich, wenn ein Tropfen Tinte in ein Glas Wasser gespritzt wird und wenn sich die schwarze Materie in der dünneren durchsichtigen langsam verteilt; eine gewisse ornamentale Wirkung entsteht schon, wenn irgend ein Bleistiftgekritzel sich streng innerhalb der imaginären Grenzen einer regelmäßigen Figur hält, wenn das Auge also eine Ordnung wahrnimmt; und wenn der Stubenmaler in seinen Näpfen verschiedene Farben durcheinanderrührt, so ergeben die Linien der sich nur widerwillig mischenden Pigmente ebenfalls schöne, schmuckartige Bildungen. Ornamental ist die sich erhebende und überschlagende Welle, die symmetrisch gebaute Blume, jedes Blatt eines Baumes, eine gleichseitige Klexographie, das Gefieder eines Fasans, die Flügeldecke eines Käfers, die Furchenlinien einer Moräne aus genügender Entfernung gesehen, der Strahl einer Fontäne und der Regenbogen, die Struktur einer Knospe, die Gewandfalten einer Tanzenden und die Darstellung einer Sonnenprotuberanz oder eines Weltennebels. Die Frage ist nicht: wo sind in der Natur ornamentale Bildungen? sondern: wo sind sie nicht? Im Baum sind sie in den Entwicklungsformen von Ast und Zweig, in den Ansatzknoten, in Form und Anordnung der Blätter, der Blumen und der Staubgefäße. Das Tier ist Ornament von der wallenden Mähne bis zur Modellierung der Krallen. Es ist gleichgültig, ob das Kräftespiel in unendlich kleinen Objekten sichtbar wird oder in unendlich großen; wenn der Vorgang dem Auge nur übersichtlich ist, so ist der Effekt gleich stark; ob nun ein Gartenweg die Spuren des Rechens zeigt, oder ob man auf der Karte etwa ein Land wie Finnland betrachtet, über das die Rieseneegge der Eiszeit hingegangen zu sein scheint. Denn in jedem Falle wirkt ja das Gesetz das Ornamentale und für das Gesetz gibt es nicht Groß noch Klein. Entscheidend ist nur, wie rein und übersichtlich das Gesetzliche sich manifestiert. Je einfacher eine Erscheinung ist, je leichter die bauenden Kräfte zu übersehen sind, desto klarer ist auch die Empfindung für das Ornamentale. Darum sind schlichte, geometrische Pflanzenformen am bequemsten für die Kunst verwendbar und darum wirken niedere Seetiere, wie Quallen und Seesterne, ohne weiteres wie Kunstformen. Je komplizierter aber ein Organismus ist, je mehr Kräfte und Gegenkräfte an seiner Bildung beteiligt sind, desto schwerer ist er als Ganzes vom bewußtlosen Instinkt, von den mitschwingenden Empfindungen zu fassen. Das zusammengesetzte Klanggebilde findet dann nicht sofort automatisch Widerklang und es bedarf noch der Arbeit bewußter Geisteskräfte, um es aufzunehmen. Genau dort, wo die selbsttätige Resonanzfähigkeit versagt, springt der Intellekt ein.

Solche ornamentale Anreize schaffen nun der Seele die Poesie des Raumgefühls. Eine Poesie, die sich niemals beweisen läßt und darum dem Begriffsleben fast unzugänglich ist, die aber trotzdem eines der wichtigsten Fundamente der bildenden Kunst ist. Wie oft kommt es vor, daß der Betrachter eines Bildes sein Ent-

zücken dem dargestellten Stoff zuschreibt und in Wahrheit sind es jene unbewußten Empfindungen des Raumes, die Geheimnisse perspektivischer, linearer oder symmetrisch-rhythmischer Wirkungen, die das ästhetische Vergnügen hervorrufen. Was aber vor dem Bilde erlebt wird, wiederholt sich stündlich vor der Natur, wenn hier auch der deutliche Konzentrationspunkt fehlt. Von Raumpoesie sind wir überall umgeben. Was man Naturgefühl nennt, ist zum großen Teil Ornamentalempfindung, die nicht ins Bewußtsein dringt. Wenn das Auge die sich in weicher Rundung beugenden Zweige eines Baumes wahrnimmt, die tanzende Geometrie der Wellen darunter, den Rhythmus in den Linien der Gräser, die feinen Muster der Tannennadeln, die Komplexe regelmäßiger Blätter, die gleichsam abgezirkelten Figuren der Blumen, und wenn sich dann unter einem Windstoß die ganze Masse der Vegetation weich und gefällig zur Seite neigt und mit leiser Grazie wieder aufrichtet, so daß selbst die Bewegung dem Auge zur Linie wird: dann empfindet man als Freude an der Natur, als ein Glück der anschauenden Sinne, was auf eine Summe mannigfaltiger ornamentaler Klänge zurückzuführen ist. Das sich tausendfach manifestierende Gesetz, das ganze unendliche Spiel der Kräfte klingt in uns wieder.

Die gegebenen Beispiele zeigen die Wirkung einer in der Außenwelt sich manifestierenden auf eine innere, an das Subjekt gefesselte Gesetzmäßigkeit. Das ist jedoch erst die Hälfte des Erlebnisses. Denn wie die äußeren Kräfte die inneren grüßen, so schwingen diese auch in sich selbst. Und auf diesem Punkte beginnt dann die primitive Produktivität. Es lockt den Menschen, seiner inneren physischen Harmonie Ausdruck zu geben, sie formal zu entladen. Wie seelische Erregungen in Gebärden Ausdruck suchen, so äußert sich das, was wir, in Ermanglung einer besseren Bezeichnung, das Ornamentalempfinden nennen, in einer Art gymnastischer Lust. Der innere Wohlklang unserer architektonisch ausgeglichen in sich ruhenden Körperlichkeit äußert sich als erhöhtes Lebensgefühl und wie jede Spannung die Tendenz zur Entladung hat, wie jede Erregung zum Sprechen, Singen oder Tanzen drängt, so zuckt die Hand, um, wenn sich die Gelegenheit gerade gibt, das Ornamentale zu produzieren. In einer Tätigkeit geschieht es ganz prägnant: beim Schreiben. Die Lust, ornamental mit der Feder umherzufahren, die Linien künstlich zu ordnen und sich an solchen kalligraphischen Verschlingungen zu freuen, ist nichts als ein Ausdruck der fortwährend leise vibrierenden Musik unserer Physis. Nun kommt der Graphologe und sucht aus dem Liniencharakter solcher Gebilde die besondere Art des Schreibenden zu erfassen. Mag das nun gelingen wie es will, mag das Verfahren von strenger Wissenschaftlichkeit weit entfernt sein: soviel ist doch erwiesen, daß die Schriftzeichen als Temperamentslinien angesprochen werden müssen. Es sind lineare Gebärden. Und wie überall, so sehen wir auch hier gleich die beiden typischen Erscheinungen: auf der einen Seite zeigen solche kalligraphischen Instinktregungen bei allen Menschen ein Verwandtes, Gleichartiges: das Gesetz-

mäßige; und auf der andern Seite ist dieses Allgemeingültige dann doch wieder in jedem Einzelfalle streng determiniert. Die besondere Eigenart jedes Subjektes variiert den Universaltrieb so mannigfaltig, daß das vollkommen Gleichartige nie entsteht. Die Psychologie vermag hier ein Material zu gewinnen, das nicht unterschätzt werden darf. Man denke z. B. an das Phänomen, daß sich oft die kalligraphischen Temperamentskurven vom Vater auf den Sohn vererben, wie körperliche Eigenschaften. Und im Grunde handelt es sich ja auch um Eigenschaften des Organismus.

Dasselbe Gesetz ist es, das in der Natur organische Formen plastisch schafft und das dem Menschen die Hand führt, wenn er seine schmückenden Linien zieht. Jede dieser Linien hat für ihn symbolische Bedeutung und stellt eine Kraft und eine Lustempfindung besonderer Art dar. Mit der steigenden Linie erhebt sich die Empfindung, mit der fallenden sinkt sie zusammen. Jedem Liniencharakter entspricht eine Stimmung: das Ornament kann sowohl das gewichtig Ernste ausdrücken wie das leicht Graziöse, das grotesk Wilde wie das spielerisch Anmutige, müde Ruhe und wilden Übermut, stillen Ernst und laute Prächtigkeit. Die feinsten Gefühlsschwankungen sind durch Kurven auszudrücken und je nachdem, ob die Linien überwiegend Lust- oder Unlustgefühle erwecken, nennen wir sie schön oder häßlich. Und wie sich der Einzelne selbst charakterisiert, der in seiner Schrift nur ganz bestimmte Formen benutzt, so tut es auch das Volk, das in seinen Ornamenten einen bestimmten Formenkreis nicht verläßt, ja, dessen ganze Ornamentik eigentlich, wie es in der Gotik, der Renaissance, dem Rokoko der Fall war, auf eine einzige Temperamentslinie zurückzuführen ist.

Hier nimmt der Künstler den Ausgangspunkt. Seine Arbeit besteht darin, die Instinktregungen zu reinigen, zu isolieren, auf ihre Qualitätswerte zu prüfen und sie dann formal zu organisieren. Diese Tätigkeit ist nicht sehr geistiger Art. Denn es handelt sich im Ornamentalen nie um die vollen von der Erkenntnis befruchteten Gefühle, die allein Gegenstand der hohen Kunst sind, sondern um Reize, womit im besten Fall stimmunghafte Empfindungen verbunden sind. Der Reiz entspricht etwa dem Klang in der Musik; das erkenntnisreiche Gefühl aber der Melodie. Da es wichtig ist hier genau zu unterscheiden, um einen möglichst zuverlässigen Maßstab zu erhalten, muß das Verhältnis von Klang und Melodie näher präzisiert werden. Die Bezeichnungen sind der Musik entnommen; sie stehen dem Sinn nach aber auch, und hier vor allem, für die bildende Kunst.

Der Klang wird gefunden, die Melodie gebildet. Im ersten Falle ist der Künstler vorwiegend passiv, im zweiten Falle hängt alles von Art und Grad seiner Aktivität ab. Da die Melodie aus einzelnen Klängen besteht, die nach einem bestimmten Prinzip aneinandergereiht sind, so muß sie, als das Gebäude, notwendig höher stehen als das Baumaterial. Der Klang oder die Vereinigung von Klängen: die Harmonie, schaffen unmittelbare aber ungeistige Lustgefühle. Die Melodie fordert dagegen intensivere Arbeit. Bei den Klängen

bleibt die produktive Erkenntnis aus dem Spiel, es arbeitet höchstens die kritische; eine angenehme aber gegenstandslose Empfindung wird erzeugt, die mit dem Anstoß wieder abklingt, ohne etwas zu hinterlassen als ziellos erregten Lebensdrang. Die Melodie aber hat fortwirkende Kraft, weil sie Ausdruck eines Gefühls ist, in dem viele Empfindungen verknüpft sind, weil sie Abbild einer Assoziation ist, worin das Heterogene zur Einheit geworden ist. Mit Klängen treibt der Kombinationssinn, der nur schmücken will, ein ästhetisches Spiel; dieses Spiel mit physischen Notwendigkeiten wird von der Melodie jedoch zu einer psychischen Notwendigkeit erhoben: aus der Instinktregung wird eine angeschaute Wahrheit. Im Klang stellt das Gesetz sich selbst dar; in der Melodie wird es in Beziehung zu unserer ganzen bewußten Menschlichkeit gebracht. Es werden die Wechselwirkungen zwischen Ewigkeit und Endlichkeit, Gesetz und Individuum geschildert, die Form wird im wahren Wortsinne „bedeutend". Hier ist der Mensch ein Schöpfer; dort zeigt er sich mehr als Geschöpf. Als Melodienbildner geht er vom Erlebnis aus, woran alle Seelenkräfte, proportional ihrer Wichtigkeit, beteiligt sind; und als Klangkünstler ist sein Ausgangspunkt nur eine Stimmung, eine ideenlose Bereitschaft. Darum ist es möglich, selbst wertvolle Klanggebilde auf Grund von Versuchen und Erfahrungen zu finden, sie experimental zu gewinnen, während das Melodische, sofern es Wert hat, nur Ausdruck eines ursprünglichen, immer wieder neuen Erlebnisses sein kann. Es ist das Wesen der Melodie, daß sie im Entstehen Widerstände zu brechen hat: in Malerei und Skulptur Widerstände der konkreten Natur, in der Poesie und Musik die irritierender Gefühle, in der Baukunst die der Materie und der profanen Nutzzwecke. Darum ist jede Melodie ein Sieg. Der Klang aber führt nie ein ganz selbständiges Leben, sondern gewinnt erst höchste Bedeutung, wenn er zur Unterstützung und Bereicherung des Melodischen herangezogen wird. Die Geschichte entscheidet also gerecht, wenn sie die Namen der Melodienbildner der Nachwelt erhält, in der ornamentalen Reizkunst aber nur die gestaltende Kraft ganzer Völker kennt.

Denn als selbständiges Kunstwerk ist das Ornament nicht anzusprechen, so wichtig Ornamentalempfindungen auch für alles ästhetische Genießen sind. Bedeutung gewinnt es erst, wo es im Dienste der Baukunst oder der gewerblichen Künste steht. Eben weil man sich nichts „dabei denken kann", weil dieses Klanggebilde reizt ohne zu rühren, erfreut, ohne die Erkenntnis zu bereichern und in Bereitschaft setzt, ohne der erregten Erwartung doch Entscheidendes zu sagen, fehlt ihm das selbständige mikrokosmische Leben, das in geschlossenen Kunstwerken kristallisiert ist. Darum ist das Erfinden von Ornamenten eine Tätigkeit, die in Zeiten starker Produktivkraft stets mit einer höheren Kunstarbeit zusammenfällt. Es sind Architekten, Maler oder Bildhauer, denen wir die schönsten Ornamente verdanken. Wo das Erfinden des Ornamentalen jedoch ein besonderer Beruf wird, wie bei den modernen Zeichnern der Kunstindustrie, ist die Tätigkeit mehr handwerksmäßig als künstlerisch.

Die Augen dulden das Ornament, um seiner Neutralität willen, gern in der täglichen Umgebung. Man würde es nicht aushalten, ständig von erhabenen Architekturen, Malereien und Skulpturen umgeben zu sein, denn unter der ewigen Anspannung müßte der Geist erschlaffen; aber man erträgt es sehr wohl, in Zimmern zu weilen, wo Wand, Decke und Teppich mit Liniengebilden bedeckt sind und das Hausgerät verziert ist. Ebenso hört man ja gern ziel- und bedeutungslose Klänge, wenn sie nicht aufdringlich sind, wo immer wiederkehrende Melodien unerträglich wären. Eine tiefere Bedeutung gewinnt das Ornamentale aber erst, wenn der Baumeister es als Teil in seinen Architekturplänen benutzt. Wie ein paar Akkorde, die zwei Melodien verbinden, indem sie eine Tonart in die andere leiten, eine Beseeltheit gewinnen, die ihnen nicht eigentümlich zugehört, sondern nur durch die Plazierung, durch die Relation zum Vorhergehenden und Folgenden entsteht, so wird auch das einer Architektur richtig eingefügte Ornament von dem höheren Ganzen vergeistigt. Darum ist es so notwendig, daß der Baumeister sein eigener Ornamentbildner sei. Denn nur er kann in jedem Augenblick das Ganze des Gebäudes übersehen und bestimmen, wo der erläuternde Schmuck nötig ist. Der Berufsornamentiker wird meistens Takt und Geschmack vermissen lassen, wenn er das Werk eines Andern schmücken soll, weil er zu wenig bewußter Künstler ist, um die Einsicht ins Ganze zu haben. Auch in diesem Falle wird das Gute und Schlechte nach den Grundsätzen hervorgebracht, die für alle künstlerische Tätigkeit gelten. Das gute, lebendige Ornament fließt nur aus dem unmittelbaren Gefühl, das schlechte aus der Unempfindlichkeit. Der professionsmäßig arbeitende Zeichner setzt bekannte Fragmente zusammen, kombiniert experimental die Klänge zu neuen Gebilden, benutzt die Symmetrie oder den Rhythmus, um auf wohlfeile Art Wirkungen zu erzielen. Er reiht das Zufällige aneinander und probiert mehr, als daß er sich von der lebendigen Empfindung leiten ließe. Auch ihm gelingt sehr oft der reine Wohlklang, weil dieser eigentlich schwerer zu verfehlen als zu finden ist; aber das Ergebnis ist doch nicht mit dem des wirklichen Künstlers zu vergleichen. Dieser muß die Notwendigkeit, die organische Idee seines Kunstwerkes vor sich in aller Ursprünglichkeit erstehen lassen und dann fühlen, wo er seine Melodie durch Klänge unterstützen kann. Damit es ihm gelinge, befragt er sein Kausalitätsgefühl. Dieses führt ihn zur Ordnung und Klarheit, zur Ökonomie, ohne die es ästhetischen Genuß nicht gibt. Man kann nicht verschiedenes zu gleicher Zeit empfinden, sondern nur nacheinander, und je gesunder der Mensch ist, desto logischer — im höheren Sinne — wird sich ihm eine Empfindung aus der andern entwickeln. Es ist darum die Aufgabe auch des Ornamentkünstlers, zu fühlen, welche Formen einander suchen und welche sich abstoßen, wieviel Bewegung an bestimmter Stelle vom Auge gewünscht wird und ob ein Detail für eine bestimmte Formengruppe paßt oder nicht. Darüber entscheidet ein Sinn, der dem „gesunden Menschenverstand" weit überlegen ist und den man als eine Art von transzendentaler Logik bezeichnen kann. Wie es

„geforderte" Farben gibt, das heißt: wie das Auge in der Reaktion auf bestimmte koloristische Reize gewisse Kontrastfarben verlangt und sie sich selbst produziert, wenn sie in den Erscheinungen nicht vorhanden sind, so gibt es auch geforderte Linien und Formen. Wenn der Baumeister sich ganz in das Bild vertieft, das ihm von seinem Werk vorschwebt, so sagt ihm leise aber sicher ein Instinkt, wo einer leeren Fläche das Ornament einzufügen ist und wie es beschaffen sein muß. Indem er diesem helläugigen Instinkt folgt, entsteht das gute, organische, das motivierende Ornament, das untrennbarer Bestandteil eines Ganzen scheint.

Die vornehmste Eigenschaft eines guten Ornamentes ist nicht die Freiheit, sondern die innere Notwendigkeit der Kräfteverhältnisse. Denn nicht nur über die Beziehung eines ornamentalen Details zum Ganzen entscheidet jener nachwägende Instinkt, sondern auch über die Komposition dieses Details selbst. Auch hier ist es wieder nötig, daß die Formen zueinander in natürlicher Relation stehen und daß die Logik eines Empfindungsverlaufes durch nichts gestört wird. Darum sind rein geometrisch schematische Muster, die alle Willkür ausschließen, die natürlichsten Schmuckmotive; und aus denselben Gründen gelingt es nie, trotzdem es, gerade in unserer Zeit, so oft versucht wird, aus der Landschaft oder der menschlichen Gestalt ein befriedigendes Ornament zu machen. Kreise, Quadrate und Linien sind nichts anderes als was sie darstellen; die Landschaft aber, oder der menschliche Körper geben der Anschauung neben den Oberflächenreizen, woraus der Ornamentiker seine Gebilde gewinnt, noch Empfindungen, die vom rein Klanghaften weit entfernt und diesem, durch das Moment der Erkenntnis, weit überlegen sind. Diese Empfindungen höherer Art aber müssen vom Ornamentiker, der seine Gebilde aus zu komplizierten Erscheinungen gewinnen will, notwendig vernachlässigt werden; und damit beginnt die Brutalisierung des Modells. Die Kunst aber soll stets die höchstmögliche Form geben — nicht irgend eine beliebige Form. Die schöne Linie ist die höchste Form für eine Kraftempfindung. Die Ornament gewordene Landschaft aber ist die niedere Form für ein ganz ungeistiges Gefühl von der reichen Vielheit dieser Naturerscheinung und sie läßt das Beste unberücksichtigt. Und weil in diesem Fall so viel inniges Leben ausgeschlossen wird, erscheint das Naturbild im Ornament leicht karikiert.

Die Gruppierung, welche Naturformen sich dem Ornamentiker wie von selbst anbieten und welche nur durch Zerstörung edler Eigenschaften dienstbar gemacht werden können, bestimmt sich nach dem Grade des individuellen Lebens des betreffenden Organismus. Was dem Menschen als tot gilt, einen zentralisierten Willen nicht erkennen läßt, verträgt die Vergewaltigung durch die Linie am besten. Die Pflanze, die für uns nur ein Gattungsleben führt, fordert zur Ornamentierung geradezu auf; und in diesem Falle kann die „Stilisierung" dann zugleich eine Klarlegung des Typischen, Gesetzmäßigen sein. Schwerer ist es schon, das Tier ornamental zu behandeln und um so schwerer, je höher es organisiert ist, weil der Schematisierungs- und Generalisierungsprozeß, der im Wesen des Orna-

mentalen liegt, alle reichen Sonderreize und individuellen Determinationen verwischt. Die einfache Blume kann im Ornament tatsächlich erhöht erscheinen, denn sie ist am besten von seiten des Gesetzes zu verstehen; im Tier oder gar im Menschen interessiert aber mehr das Gesetz des seelischen Wellens als das des Organismus, oder vielmehr der so lehrreiche Kampf zwischen Determination und Typus. Die weisen Ornamentiker der Vergangenheit haben dem auch stets Rechnung getragen. Wo der Mensch oder die Landschaft doch verwandt worden sind, ist fast immer von einer Stilisierung abgesehen worden; man hat sie vielmehr ganz naiv naturalistisch in die Ranken und Arabesken hineingesetzt. Und wo uns in primitiven Darstellungen der Urvölker die menschliche Gestalt ornamental entgegenkommt, ist es ein Nicht-Können. Was uns diese Primitivitäten so wertvoll macht, ist, daß wir überall den Drang und Versuch zur Beseelung spüren. Dieser Widerstreit: der höhere Wille innerhalb einer niederen Form, das Genie in der Unbeholfenheit des Ausdrucksvermögens — das ist dann freilich ein gefundenes Fressen für den übersättigten modernen Menschen.

Daß sich das Ornamentale durchaus auf die ursprünglichsten Empfindungen beruft, wird durch die frühesten Kunstübungen aller Völker bewiesen. Bevor der Nachahmungstrieb erwachte, war immer schon die der inneren Geometrie hingegebene Darstellungslust an der Arbeit; ehe der ursprüngliche Mensch Baum, Blatt und Tier abkonterfeite, zierte er seine Waffen, sein Gerät mit Quadraten, Kreisen und gegenstandslosen Linien. Solche Gebilde, die so selbstverständlich aus der ungefüge arbeitenden Hand flossen, hatten für den naiven Sinn eine gewisse symbolisch mystische Bedeutung. Da das Gefühlsleben der frühen Völker stets aufs Religiöse gerichtet war, da es zuerst der Bedeutung des Daseins mit allen seinen Schrecken und Furchtbarkeiten nachfragte und erst spät zur beruhigteren objektiven Anschauung der Welt gelangte, so mußte auch dem primitiven Kunsttrieb der Ausdruck des Gesetzmäßigen höher stehen, als die Abschilderung des Zufälligen. Natürlich war alles ein Werk des Instinktes, des blinden Willens, der sich selbst bespiegelt. Auch noch als der Ehrgeiz erwachte, den Baum, die Blume, den Menschen darzustellen, fehlte die Unbefangenheit der Objektivität und die innere Geometrie schob sich immer vor den Intellekt. Der Zeichner gab nicht die Gegenstände wie sie sind, sondern machte ornamentale Gebilde daraus. Das Zufällige der Naturformen wurde in ganz regelmäßige Figuren gezwängt; die Instinkte für Symmetrie und Rhythmus herrschten und ließen nur gewahr werden, was ihnen Bestätigungen brachte. Das Sinnfälligste wurde — wie es noch heute beim Kinde der Fall ist — allein bemerkt; dieses Sinnfällige war aber stets das Summarische, Klanghafte, Geometrische: kurz das Ornamentale, wofür man das beobachtende Auge nicht notwendig gebraucht.

Ist diese bei den frühen Ägyptern, Japanern, Persern, Indern, Azteken usw. gleichartig auftretende Erscheinung für das Wesen des menschlichen Kunsttriebes charakteristisch, so ist es der Umstand nicht minder, daß alle Völker, auch wenn

sie zur Erkenntniskraft vorgeschritten waren, das Ornamentalempfinden immer sehr eingeschränkt haben. Wir stehen vor der bedeutsamen Tatsache, daß dieses Empfinden zwar das ursprüngliche, ja zuerst das alleinherrschende war, daß es aber zu qualitativen und quantitativen Übertreibungen niemals in einer frühen Periode des Kunstschaffens, sondern immer nur in Zeiten des Verfalls verführt hat. Der Beginn eines Kunststils war stets durch eine weise anmutende Beschränkung gekennzeichnet und dadurch, daß das Ornamentale sich geschwind einem Nutzzweck oder der Baukunst unterordnete. Der Klang wurde immer der Melodie eingeordnet und damit war dann die Gefahr einer Anarchie des Ornamentalempfindens abgewendet. Die Kunstgeschichte zeigt, daß die bildende Kraft eines Volkes nicht den Weg der Empirie wandelt und vom Naturalismus zum Stilgedanken fortschreitet, sondern daß der ursprünglich kräftige Instinkt sofort auf das Wesentliche zielt. Erst spät, wenn ein Geschlecht entartet, wird die Grenze wohltätiger Beschränkung vom anspruchsvollen Subjektivismus zersprengt. Dann erst kommt das Klanghafte zur Alleinherrschaft; auf dem Gipfel des Vermögens herrschte aber von je die Melodien bildende Kraft.

Bedenkt man die Unerschöpflichkeit des Ornamentalen und die Mannigfaltigkeit der möglichen Bildungen, so nötigt die freiwillige Beschränkung, die sich die Völker auferlegt haben, Bewunderung ab. Stets hat man sich auf eine Quintessenz geeinigt und ist nie den Gefahren des schrankenlosen Spiels verfallen. Das Temperament ganzer Völker hat sich immer in wenigen Liniengebilden ausgedrückt, mit Verbannung alles Eigenwilligen. Wie sich die soziale Ethik in ein paar Glaubenssätzen kristallisierte, so ist die ganze Musik des Ornamentalen auf wenige Formeln gebracht worden. Zum Segen der Kunst, die nie größer ist, als wenn sie einfach bleibt. Und diese wenigen Formen konnten so gründlich durchgebildet und phantasievoll abgewandelt werden, weil sie den architektonischen Künsten dienten, wie es ihnen zukommt. Viele dieser Formen haben ihre Ausdruckskraft bis heute bewahren können. Sie erzählen uns nunmehr vom Wesen Derer, die sie schufen, mehr als viele Tatsachen der Staatsgeschichte, weil sie ausdrücken, was einst Alle als äußeren und inneren Klang, als Kraft und Gesetz empfanden.

Darum eben unterscheiden sich die einzelnen Ornamentstile der Geschichte scharf wie Handschriften. Es sind ja im wesentlichen auch die Handschriften ganzer Völker und sie könnten sehr wohl einem genialen Geschichtsgraphologen das Material zur Charakteristik großer, zeitlich und räumlich getrennter Gemeinschaften liefern. Überall, sei es im griechischen, im gotischen, im maurischen oder barocken Ornament, spürt man dasselbe Wollen, das gleiche Gesetz; aber überall ist das Notwendige, Allgemeingültige besonders erlebt. Auch auf diesem Gebiete der Kunst hat sich das „ewig Eine vielfach offenbart", wie es in der Welt des organischen Lebens stündlich rings um uns her geschieht, auch hier gilt das Wort von den Metamorphosen: „Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern; und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz."

Und noch einmal erkennt man dann die Macht der Beschränkung bei der Betrachtung dessen, was die verschiedenen Zeiten an Naturformen für die Ornamentbildungen verwandt haben. Man muß sich vorstellen, daß es kaum ein Naturgebilde gibt, das nicht in irgend einer Weise zu verwerten wäre, um die Ökonomie ganz zu würdigen. Immer waren es nur ein paar Pflanzen, Blätter oder Blumen, womit das Gerüst bekleidet wurde und immer gingen diese Naturformen in Liniengedanken auf, indem ihr Gesetz und das innere, subjektivierte Gesetz sich gegenseitig suchten. Nur in Verfallszeiten pflegt ein stärkerer Naturalismus an Stelle des absterbenden Formsinnes zu treten, weil der fehlende innere Wohlklang dann durch äußeren ersetzt werden muß. Wenn man von den mehr malerischen Schilderungen auf Teppich und Wand absieht, wird man finden, daß im architektonischen Ornament im wesentlichen nur wenige Pflanzen verwendet worden sind. Ein Ornamentstil, wie der maurische, verzichtete sogar ganz auf Naturformen und begnügte sich mit abstrakten Liniengebilden. Und um so mehr ist die Pflanze stets umgewandelt und stilisiert worden, je enger das Ornament der Baukunst verbunden war. An einer gewissen Stelle verschwindet sogar der Unterschied zwischen schmückender und tektonisch motivierender Form. Es entwickelt sich aus dem Dekor die plastische Bildung, der Sinn für Kausalität überwiegt derart, daß das Spiel sich vergeistigt und die Erkenntnis den Platz des Instinktes einnimmt. Auf diesem Punkte versinkt der Klang im Melodischen. Das Kapitäl, nur ein Ornament, solange es für sich betrachtet wird, gewinnt höhere Bedeutung, wenn es die Säule bekrönt, weil es so ein unentbehrlicher Teil in der Melodie des Gebäudes ist. Das Gesims, an sich ein Nichts, wird am Bau zur lebendigsten Form. Wie sicher aber Qualitätsunterschiede Ornamenten gegenüber empfunden werden, beweist die Tatsache, daß Gebilde, die genial in bezug auf ein Ganzes erfunden sind, den Hauch solcher Genialität selbst dann noch ausströmen, wenn man sie isoliert und von ihrem wahren Platz nimmt.

In dieser Weise nimmt aller Klang, der im Menschen und in der Natur ist und in der fröhlichen Wechselwirkung zur ornamentalen Musik wird, Teil an den höchsten Geisteswerken, deren die Seele fähig ist, wenn die Tugend der Beschränkung geübt wird und wenn die Erkenntnis gelernt hat, die Gradwerte der Empfindungen zu unterscheiden und sie schöpferisch zu organisieren.

Auf diesen Urgrund der Kunst haben wir uns nicht allein begeben um theoretische Kenntnisse zu sammeln, sondern um die eigene Zeit besser zu verstehen. Die Wechselwirkungen ewiger ästhetischer Notwendigkeiten mit den besonderen Bedingungen der Gegenwart erklären notwendig beides und eines durchs andere: das Gesetz und seine moderne Determination. Wenn man sich das Wesen des Ornamentalen recht vor Augen führt, bleibt freilich nicht eben viel über unsere Zeit zu sagen. Es ist auf eine Verirrung hinzuweisen und auf eine Tendenz.

Wir sehen uns im Milieu unserer Tage rings von Ornamenten umgeben.

Unsere Häuser sind im Äußern und Innern mit Zierat überhäuft, wir können keinen Gebrauchsgegenstand in die Hand nehmen, der nicht dekoriert wäre, und selbst die wohlfeilsten Marktwaren sind ohne reichen Schmuck nicht mehr denkbar. In der Budike des Arbeiters findet man diese Ziersucht wie in der Prunkwohnung des Reichen, und könnte der Wert einer Kultur nach der Masse des Ornamentalen bemessen werden, so müßten wir in einem goldenen Zeitalter leben. Sucht man aber die hohe Kunst, also vor allem die Baukunst, der dieses Ornamentale sich dienend einordnet, so findet man sie nirgend. Vielmehr hat gerade die Abwesenheit jeder schöpferischen Kunstkraft diese Überschwemmung möglich gemacht; es ist die offenbare Unfähigkeit, die sich der wesenlosen Klangkunst bemächtigt. Die ganze Ornamentik unserer Umgebung ist nicht original hervorgebracht worden, sondern mit rastlosem Eifer aus allen Winkeln der Kunstgeschichte zusammengesucht worden. Es bestätigt sich wieder, daß eine selbständige, ausdrucksvolle Schmuckkunst nur möglich ist, wo es Beschränkung und Einordnungsfähigkeit gibt, daß das Ornamentale aber, in demselben Maße, wie es zum Selbstzweck wird, an innerem Gehalt verlieren muß. Die Sucht der Gegenwart, die fehlende Qualität durch Quantität zu ersetzen, entspringt ähnlichen Motiven, wie sie den ungeistigen, empfindungsrohen Menschen bewegen, wenn es ihn zur geräuschvollen Umgebung, zur Häufung der Erregungen zieht. Da ein inneres kräftiges Leben fehlt, soll aller Anstoß von außen kommen. Es ist unserer Zeit um so leichter geworden, diese üblen Instinkte zu befriedigen, als gerade ihr die bequemsten Mittel an die Hand gegeben worden sind, die alten Schatzhäuser der Kunst zu plündern. Die aus organischen Kulturverbänden gelösten Kunstformen sind skrupellos durcheinandergemischt worden und es ist das Bild entstanden, das zu sehen wir jeden Tag verdammt sind, wenn wir den Fuß vor die Tür setzen. Eben das Ornament hat sich am leichtesten mißbrauchen lassen, weil es ungeistiger Art ist. Die Werke der Malerei und Skulptur haben dem allgemeinen Proletarisierungsprozeß besser widerstanden und wo doch Teile davon der modernen Kunstspekulation unterlegen sind, konnte es immer nur geschehen, wenn ihnen der Sinn gefälscht, die Seele genommen, wenn auch sie künstlich zum Klang, zum dekorativen Reiz: zum Ornament gemacht wurden.

Dieser barbarische Zustand hat in der Mitte der neunziger Jahre zu einer Reaktion geführt. Die so lange unterdrückte Kunstkraft regte sich endlich wieder. Aber als nun mit einem schwungvollen Anlauf die Arbeit beginnen sollte, fand sich nirgend eine klare erkennbare Tradition vor und wieder blieb nur der Weg Derer, denen es aus innern oder äußern Gründen versagt ist, Melodien zu bilden: der Weg ins Gebiet ornamentaler Reizkunst. Die Künstler begannen damit, das Häßliche und Unsinnige im Milieu unserer Tage zu verneinen. Damit war jedoch dem produktiven Gedanken nicht gedient. Sobald der Wille über die Negation hinausging, fühlte er in sich zwar eine Fülle von Instinkten, aber nirgend die Klarheit und Ordnung, die zum Hervorbringen der Melodie

unerläßlich sind. Statt dessen bedrängten ihn revolutionäre Gedanken, unklare Regungen, widerstrebende Meinungen und Tendenzen; und für diesen ganzen Sturm und Drang stand dem architektonischen Künstler kein Ausdrucksmittel zur Verfügung, als das vom Ornamentalempfinden abhängige. Bei allem umgebenden Epigonenreichtum fand sich der Künstler ganz im Zustande der Primitivität und eben produktiv genug, sich in den Anfangsgründen der Kunst zu versuchen. So mußte auch in diesem Fall wieder derselbe elementare Fehler begangen werden, wie fast überall in der Poesie, Musik und Malerei: dunkle Welt- und Kunstgefühle, Gedanken und Tendenzen, wurden in die Klangkunst hineingetragen, wo gar nicht Raum dafür ist. So paradox es klingt: der Ursprung des neuen Ornamentes liegt nicht so sehr im ästhetischen Bedürfnis als im ethischen. Dasselbe Tendenzspiel, dem wir in der modernen Karikatur begegnen, derselbe Kausalitätssinn und Spürtrieb für das hindeutend Charakteristische, sind auch an der Bildung des Ornamentes beteiligt. Alle Ahnung und Sehnsucht sollte im Liniengebilde Form annehmen. Kräfte, die nur in der Baukunst natürlich zu wirken vermögen: die Motivationslogik und die konstruktive Phantasie, wurden der doch allzuengen Aufgabe dienstbar gemacht, weil Anlaß und Fähigkeit fehlten, sie architektonisch zu verwerten. Denn das Kunstgewerbe ist eine zu nützlich vernünftige Sache, um abstrakte Ideen von solcher Leidenschaftlichkeit auf die Dauer beherbergen zu können. So wurde das Ornament wiederum, wenn auch in anderer Weise als auf dem Markt, zum Selbstzweck und existierte im wesentlichen als freie Bildung. Das Papierornament, die Linienformel mit tektonisch-symbolischem Kunstgehalt war das Ergebnis. Die Künstler gaben sich als Propheten oder ersannen profunde Systeme, die die übersteigerte Linienſymbolik rechtfertigen und ihr eine eigene Bedeutung geben sollten.

Dennoch ist dieses moderne Ornament, das zum Teil tendenziös vermeidet, sich der Naturformen zu bedienen, eines der wichtigsten Symptome für eine erwachende Kunstkraft in unserer Zeit. Schon darum, weil es als die charakteristische Temperamentslinie des modernen Geistes angesprochen werden muß; weil es ganz bestimmte Empfindungskomplexe begünstigt und andere ausschließt, überall dieselben sprechenden, sozusagen handschriftlichen Züge aufweist und weil das Wollen offenbar aus einem höheren, umfassenden Müssen hervorgeht. Auch sind die Ornamentkünstler, wenigstens theoretisch, bis in den Kern des Problems vorgedrungen, haben das philosophisch-ästhetische Phänomen der Ornamentalempfindung im wesentlichen erfaßt und sie irren nur insofern, als sie dem Ergebnis ihres Denkens, eben weil es so viel Geistesanstrengung gekostet hat, praktisch zu große Bedeutung beimessen. Es ist ohne Vorgang, daß über Ornamente so lebhaft und mit so tiefsinnigen Argumenten gestritten werden konnte. Künstler, die tatsächlich nicht eben viel Fortwirkendes geschaffen haben, sind als Kulturapostel aufgetreten und haben pathetisch schwärmend die Stimmen erhoben. Und mit einem gewissen Recht. Denn das Mißverhältnis zwischen

Gegenstand und Aufwand ist nicht ein Fehler dieser sehr ernsthaften Künstler, sondern eine Folge der Zeitverhältnisse.

Objektiv ist der künstlerische Wert des neu Geschaffenen nicht eben groß. Der Gedanke ist wesentlicher als die Tat. Wer rein sinnlich und naiv genießen will, kommt zu kurz. Es ist alles zu krampfhaft mathematisch, zu ernst tektonisch, zu trocken absichtlich, als daß man zur sorglosen Freude käme. Trotzdem überall der Kausalitätssinn an der Arbeit ist, vermißt man die Selbstverständlichkeit des Gesetzlichen, weil mehr die Nebenkräfte linear geschildert werden, als wenige dominierende Kraftakkorde, weil die Harmonie allzusehr von Dissonanzen durchsetzt ist. Dadurch wird die abstrakte Linie grotesk. Sie will mehr ausdrücken als sie kann und büßt damit ihre besten Reize ein. So schließt sich der Kreis: die reine Schmuckform, das linear Schöne, wird grotesk und das Groteske, die Karikatur, also das Häßliche, hat die Neigung ornamental zu werden. (Siehe „Die Neue Rundschau", Juli 1906, „Vom Wesen des Grotesken".) Beide Erscheinungen weisen auf dieselbe Ursache. Hier und dort will der Sinn für Charakteristik Erfahrungen neuer Art, woraus ethische oder ästhetische Werte zu gewinnen sind, sammeln und es leuchtet ein, daß die Studien am ausgiebigsten auf den Grenzgebieten, wo Schön und Häßlich sich kämpfend berühren, zu machen sind. Das Bedenkliche ist, daß dabei das Ethische — im philosophisch-religiösen Sinne — durch das Medium der Kunst und das Ästhetische durch das Medium der Ethik gewonnen werden soll. Niemals ist mehr um die niederste Form der Kunst: um den Klang, um das Ornamentale gerungen worden. Und doch ist es gerade dieses Ringen, was den neuen ornamentalen Kunstwerten am meisten schadet. Darin liegt Tragik, so relativ bedeutungslos der Gegenstand ist, dem der Kampf gilt. Tragik, weil in unserer Zeit jedes Ding aus seiner natürlichen Sphäre hinausgehoben und dem faustisch nach Gesetzlichkeit ringenden Subjektivismus überantwortet wird.

Das Schicksal des neuen Ornamentes wird davon abhängen, wie sich die Zukunft unserer Baukunst gestaltet. Kann die neue Linienkunst den Überschuß von Willen, Intellektualität und Charakterisierungsfähigkeit in einer Architektur entladen, damit sie selbst, vom Prinzip befreit, naiv und sinnlich ansprechend werde, so wird sie eine bedeutende Kulturmission erfüllt haben. Hoffen wir aber vergebens auf einen großen Baustil der Zukunft, so haben wir viel Geschrei um eine Kleinigkeit erlebt. Unser Geschlecht wird der Kunstgeschichte dann eine Probe seiner Handschrift, ein Ornamentautogramm hinterlassen; — nichts weiter.

Ysaïl/ Roman von Henning Berger

Das Boardinghouse

(1. Fortsetzung)

ie Tür des Logierhauses der alten Frau Ostroem in Chestnutstreet stand offen. Ein mageres Dienstmädchen scheuerte die Treppe, und der Staub aus der Vorhalle lag wie ein Rauch über den Stufen, auf deren Eisengeländer ein etwa vierzigjähriger Herr in weißer Jockeimütze saß und eine silberbeschlagene Meerschaumpfeife rauchte. So oft das junge Mädchen ihm nahekam und sich bei seiner Arbeit vorbeugte, ergriff er die Gelegenheit, sie recht unverfroren und derbhändig irgendwo, wo er sie eben grad erwischen konnte, zu knutschen, wobei sie dann immer mit blutrotem Gesicht, aber mit Blicken, die das puppenhaft schöne Antlitz des Mannes — glänzend braune, vollkommen ausdruckslose Augen und großer, schwarzer gefärbter Schnurrbart — geradezu verschlangen, flüsterte:

„Nein, aber Jesus, Mr. Ostroem — lassen Sie mich — wenn Mrs. . ."

Aus der Küche herauf drang ein Speisedunst, der Geruch von Beefsteak und Pfannkuchen und das flüchtige säuerliche Aroma gebrühter Tomaten. Hugo Nordling kam eben die Straße herauf. Er war noch ganz steif in den Gliedern, aber die Botschaft von dem Geld hatte ihn mehr belebt als Schlaf und Essen. Er versuchte, zusammenzurechnen, wie viel er Frau Ostroem eigentlich schuldig war für die Zeit, in der er bei ihr auf Kredit gewohnt und gespeist hatte. Ein halbes Jahr wohnte er jetzt hier; davon hatte er zwei Monate bezahlt, seither hatte er ihr hie und da ein paar Dollars zugesteckt, hatte aber dafür auch wieder manchmal von ihr entlehnt. Er schuldete ihr jedenfalls vier Monate à fünfundzwanzig Dollars, also hundert Dollars. Herrgott im Himmel, hundert Dollars! Und was mochte der Brief enthalten? Er war vermutlich von seiner Tante, der alten, geduldigen, zärtlich anhänglichen, lieben guten Tante Kristin, die sich von ihrem kleinen Kassiererinnengehalt hundert Kronen für den geliebten Neffen in Amerika abgespart hatte und sie jetzt, da sie ja nie einen Brief bekam, an das Haus schickte, in dem sie glaubte, daß Schwester Karins Hugo noch immer wohnte. Hugo traten die Tränen in die Augen; die tote Mutter fiel ihm ein. Und hundert Kronen — fünfundzwanzig — siebenundzwanzig Dollars! Mit wieviel würde sich die gute Mrs. Ostroem begnügen?

Jetzt war er am Haus. Er wollte das Gitterpförtchen öffnen und durch den Speisesaal eintreten, der, wie die Küche, im Parterre lag.

Da erblickte ihn Mr. Ostroem.

Der fuhr auf wie ein gereizter Truthahn. Darauf wurde er leichenblaß, so daß das unrasierte blaue Kinn sich hart vom Gesicht abhob. Dieser faule Tagdieb unterlag in seinem Drohnendasein immer wiederkehrenden periodischen Anfällen wahnwitzigen Jähzorns, die sich dann auf irgend einen von Mrs. Ostroems

Pensionären entluden. Nordling haßte er ganz besonders, weil dieser ihm, wie er sich einbildete, zu der Zeit, als er noch Geld hatte, mit kränkender Großtuerei begegnet war, während er selber, wie gewöhnlich, nichts verdiente. Tatsächlich war er ursprünglich ein sehr geschickter Kleintischler gewesen, hatte aber im neuen Land eine sehr vorteilhafte Hausmeisterstelle bei einem Millionär innegehabt und während dieser Zeit ein Verhältnis mit der zwanzig Jahre älteren Köchin angeknüpft, sich mit ihr verheiratet und sie überredet, mit ihren recht ansehnlichen Ersparnissen ein Logierhaus zu eröffnen. Von da ab lebte er in aller Ruhe von seinem stattlichen Äußern und fortwährenden Betteleien bei seiner Frau, unter geheimnisvollen Andeutungen über eine politische Stellung, die ihn in Zukunft, sobald eine gewisse Person zum Bürgermeister gewählt sei, erwarte.

Mr. Ostroem stürzte die Treppe herab. Mit dem Pfeifenrohr, das in seiner Hand bebte, auf Nordling deutend, stieß er mit zitternder Stimme hervor:

„Was wollen Sie hier? — Geld von meiner Alten, was? Wagen Sie's bloß, hereinzukommen — ich weiß nicht, was ich dann tu — hinaus — —"

Hugo lächelte.

„How do you do, Mr. Ostroem", sagte er ruhig. „Ich möchte Ihrer Frau nur ein bißchen was bezahlen . . . ."

Herr Ostroem schlug um.

„Bezahlen — na ja — das — das können Sie auch mir."

„Freilich — aber Mrs. Ostroem hat meinen Brief . . . ."

Verdrossen stieg Ostroem die Treppe wieder hinauf. Vielleicht würde er doch in einem Weilchen von der Alten fünf Dollar für seine Billardpartie kriegen — das einzige, worin er jetzt noch etwas leistete.

Hugo ging in den Speisesaal. Es war ein länglicher Raum, mit niederer Decke, weißgestrichen, Blumen vor den Fenstern, die bis auf den Boden gingen und einem langen weißgedeckten Tisch in der Mitte, zwischen zwei Reihen von Rohrstühlen. Drei Lampen mit blechernen Reflexschirmen hingen über dem Tisch von der Decke herunter und erleuchteten seine Mitte und die beiden Flügel. Die Mitte beherrschte eine riesige Obstschale mit magerem Inhalt, die beiden Flügel trugen je eine Zierat von abgescheuerten Nickelgestellen mit sagenhaften Resten von Cakes und Marmelade. Zwischen diesen hervorragenden Posten kamen die untergeordneten in Form von Brotkörben, die dafür pyramidal wohlversehen waren. Die Gemeinen endlich bildete eine doppelreihige Batterie leerer Teller, deren Rangabzeichen sozusagen die Fettränder waren, die das schmutzige Spülwasser in der Eile zurückgelassen hatte. Die Waffen, um das Gleichnis zu vervollständigen, Messer und Gabeln, lagen, mit einem Haufen aufgerollter Feldmäntel — Servietten — zusammengestapelt, auf einem kleinen Eckbrett. Die Lampen waren nicht angezündet; es war dämmrig im Saal trotz des hellen Vormittags. Der frischgescheuerte Fußboden roch nach Seife und Feuchtigkeit; von der Küche im Hintergrund tönte eine zornige Frauenstimme. Das war die Hausfrau. Das Scheuermädchen wurde wegen ihres „schlampigen Benehmens"

gegen den Herrn abgekanzelt, das Mrs. Ostroem durch das Treppengeländer von oben herab beobachtet hatte. Sie benützte das Treppengeländer überhaupt als Tele- und Stetoskop.

Hugo Nordling wartete ein paar Minuten. Der Sturm in der Küche legte sich; bald hörte man nur noch das Klirren der Herdklappen und Kasserollen.

Die Tür öffnete sich und Mrs. Ostroem trat ein.

Sie war eine kleine, dicke, runde Frau mit einem Paar freundlicher Augen in einem von der Arbeit am Herd rotgefärbten Teiggesicht. Auf ihren dünnen grauen Haarsträhnen trug sie eine spitze kleine schwarze Haube, in den Ohren kleine goldene Ringe, an einem sehr kurzen Ringfinger saß ein sehr breiter, dicker Ehering und an einem Gurt um den Leib hing ihr eine Tasche und ein großer Schlüsselbund. Als sie Nordling erblickte, lachte sie vergnügt wie ein alter Clown.

„Na, wie sieht's", fragte sie. „Arbeit gefunden, was?"

Und da er nicht gleich antwortete, unsicher, welche Taktik er in der Erwiderung zu beobachten habe, fuhr sie gleich darauf mit einer Art altmodischer Gemütlichkeit fort:

„Ei ja, Mr. Nordling, das kommt schon — nur aushalten muß man's. Da ist ein Brief für Sie, wollen sehen, was es ist. Und Ostroem will fort."

Der Nachsatz, der im Flüsterton kam, und eigentlich keinen Zusammenhang mit dem übrigen zu haben schien, war die gewöhnliche Wendung, mit der die Alte jeden Gedankengang abschloß, und sollte bedeuten, daß Ostroem sie verlassen wolle. Eine Drohung, die sich natürlich nie bewahrheitete. Hugo lächelte denn auch.

„Ach was, er weiß gut, daß er nirgends ein besseres Heim findet als hier! Ich warte noch immer auf den ausgeschriebenen Zeichnerposten bei Frazer & Chalmer. Auch die Western Electric hat mir gute Hoffnung gemacht . . . ."

Das letztere war freilich bloß eine gute Hoffnung in Hugo Nordlings Phantasie — — nur um jetzt gerade den Eindruck zu verstärken; aber die erstere Firma hatte wirklich auf eine Empfehlung von Göteborg hin den Namen des jungen Schweden notiert.

„Und der Brief . . .", sagte Hugo zögernd.

Die Alte hatte sich gesetzt und ihre Tasche geöffnet. Sie zog ein langes, schmales Kuvert mit vier schwedischen Freimarken und fünf kleinen Siegeln hervor.

„Sie werden gewiß auch an mich denken, Mr. Nordling!" sagte sie in halb klagendem Ton und reichte ihm den Brief. Dann blieb sie, die Augen auf den jungen Mann geheftet, sitzen.

Er fühlte sich ein bißchen geniert. Es half nichts — er mußte den Brief öffnen. Doch ging er langsam ans Fenster, wie um besser zu sehen, hob das Kuvert ein paarmal gegen das Licht, riß es dann, der Wirtin den Rücken zukehrend, hastig auf, erwischte verstohlen einen Schein, zerknitterte ihn lautlos in seiner Hand, indem er das Siegellack knistern ließ um möglichst viel Geräusch

zu machen, und spedierte ihn schnell wie ein Zauberkünstler in seine Westentasche. Das Ganze nahm höchstens zwei Sekunden in Anspruch. Dann drehte er sich auf dem Absatz um:

„Wollen sehen," sagte er, „was eine gute Seele spendiert hat!"

„Haben Sie denn nicht um eine bestimmte Summe nach Haus geschrieben, Mr. Nordling?" fragte Frau Ostroem enttäuscht.

„Nein. Ich kann ja jetzt jeden Tag eine Stelle finden", erwiderte Nordling in leichtem Ton. Dann fügte er hinzu:

„Darum wollte ich sie nicht beunruhigen . . . ."

Die Wirtin seufzte.

Hugo spreizte die Seiten des Kuverts auseinander, um sich den Anschein zu geben, als hätte er es überhaupt noch gar nicht weit genug geöffnet. Darauf zog er zwei Scheine und einen sechsfach gefalteten Briefbogen heraus.

„Sehen Sie," sagte er ein bißchen forciert lustig, „sehen Sie doch, Mrs. Ostroem — Gold — Gold — klingeling — und schon in amerikanisches Geld umgewechselt."

Ein bißchen wehmütig fügte er hinzu:

„Viel ist's ja nicht in unsrem Geld, aber daheim sind fünfundsiebzig Kronen viel, oft genug."

„Yes, yes!" seufzte die Alte.

„Na — christlich geteilt — da sind zwanzig Dollars, jeder die Hälfte — bitte, Frau Ostroem."

Er reichte ihr einen Zehndollarschein.

„Danke, danke!"

„Und vielleicht sind Sie so gut und wechseln mir das, Frau Ostroem?"

Die Wirtin öffnete ihre Tasche, stopfte die beiden Scheine hinein und begann mit ihrem Geld zu rasseln.

„Ich weiß nicht einmal, ob ich kann — doch, so stimmt's grade — fünf Dollars in Papier und fünf in Silber, wenn Ihnen das paßt, Herr Nordling!"

„Danke, liebe Frau Ostroem — ich wollte, ich hätt' Ihnen mehr geben können . . ."

Er faltete den Schein und steckte die großen Silbermünzen in die Hosentasche. Sie waren köstlich schwer.

„Wo wohnen Sie denn jetzt?" fragte die Alte und erhob sich pustend.

Hugo wählte die billigste Gasse, die er wußte:

„In Marketstreet."

„Bei Schweden?"

Er antwortete instinktiv, ohne zu wissen weshalb:

„Nein, bei Deutschen."

„Yes. Die müssen ja auch was haben . . . . Möchten Sie nicht was essen?"

Die Wirtin glättete einen Tischtuchzipfel des Schlachtfeldes, wo alle Truppen noch immer in Paradeaufstellung standen.

„Danke, Mrs. Ostroem. Aber vielleicht könnt' ich ein Bad nehmen? Zu Haus haben sie kein Badezimmer."

Er merkte wohl, daß die Alte, nachdem er bezahlt hatte, ihn weniger höflich behandelte und überhaupt niedergestimmt schien.

„Doch, freilich, gehen Sie nur hinauf."

„Und dann hatte ich ja wohl noch ein bißchen Wäsche hier, was ich nicht mitgenommen habe, als ich wegging."

„Freilich — nehmen Sie's nur mit. Es liegt in Ihrem alten Zimmer, das noch leer steht."

Die Alte watschelte in die Küche zurück und Hugo lief — vier Stufen auf einmal — die Treppe hinauf.

Aber als er in sein früheres kleines Hinterzimmer kam, das bloß ein Bett, eine Kommode und einen Stuhl enthielt, sank er zusammen. Er fühlte sich todesmatt; wieder kam die Verzweiflung des Ausgestoßenen über ihn.

Hier hatte er das erste Sturmlaufen des Einwanderers geplant und erträumt. Wie er gedacht hatte und spekuliert — wie er enttäuscht worden war — gelitten hatte! Welche Angst, welches Entsetzen hatte er nicht ausgestanden in diesen vier Wänden! All die Lügen, die er nach Hause schreiben, all die Lügen, mit denen er sich hier durchhelfen mußte! Schlaflos hatte er sich hier gewälzt — und jetzt — jetzt — in dieser Stunde — war er so tief gesunken, daß er Almosen annehmen mußte von daheim — von einer Armen! Und dazu noch immer lügen — eine andere Arme anlügen — ah — —

Er verbarg sein Antlitz. Der große Körper erbebte in Schluchzen, Tränen sickerten ihm durch die Finger. Er war zu weich — er taugte nicht — was sollte er machen — was würde überhaupt werden? Und dies Geld — dieser Brief, den er kaum zu lesen wagte, so unwürdig fühlte er sich . . . Mit tränenblindem Blick las er, murmelte die Worte vor sich hin, mit erstickter Stimme, wie ein stammelndes Gebet an der Bahre eines Lieben. So las er:

Lieber, lieber Hugo! Oesterköping den 5. September.

Hiermit schicke ich Dir dreißig Dollars, die Dir in dem großen, fremden Land hoffentlich zugute kommen sollen. Es ist ja nicht viel, das weiß ich wohl, bei euch da draußen; aber ich kann diesmal nicht mehr schicken. Spar das Geld, lieber Hugo! Ach, lieber Junge, wer hätte das gedacht, als Du noch klein warst und auf Karins Schoß lagst, daß Du so weit weggehen würdest! Ich denk' so oft an Dich, wie Du es wohl hast — wie Dir's geht — man hört ja so schreckliche Sachen von Amerika! Gott gebe Dir Glück, lieber Hugo, und denk immer daran, daß, wenn die liebe Karin noch lebte, so möchte sie doch auf ihren Jungen stolz sein dürfen!

Ich kann nicht mehr schreiben; meine Augen sind in letzter Zeit so schlecht geworden. Ich sitze wie immer den ganzen Tag hinter meinen Büchern im Laden und weiß Dir, der Du draußen in der großen Welt bist, nichts zu erzählen. Das einzige, wonach ich Sehnsucht habe, sind meine lieben Gräber, das von

Mama und von Schwester Karin. Aber die sind ja in Stockholm. Von Tante Lotta erhielt ich vorige Woche einen Brief. Es geht ihr nicht gut, der Armen! Schreib ihr einmal, lieber Hugo! Sie war so gut zu Dir, als Du noch klein warst und Karin starb. Gott erhalte mir meinen lieben Jungen gesund! Schreib mir auch manchmal und erzähl' ein bißchen von Dir. Es ist schon ein halbes Jahr, daß ich nichts von Dir gehört habe! Deine alte Tante Kristin.

Nordling saß lange still und starrte auf einen Punkt. Vor seinen Augen tanzte und brannte in Feuerschrift die geschäftsmäßige, jetzt ein bißchen altersschwache Schrift des kleinen Briefes. Und diese sorgfältige und zierliche Schrift zauberte ihm ein Bild hervor. Er sah die Tante mit ihrem blassen, feinen, vergrämten Gesicht. Den geduldigen, durch stilles Weinen versengten Blick, die grauen Strähne des jetzt so dünnen Haares, die gebeugte Gestalt an ihrem Pult in dem Kramloch der kleinen, pedantischen Landstadt. Er sah ihre Züge mit der durch Leid erkämpften Ruhe, das schöne, ergebene, zärtliche Lächeln. Er dachte an ihre nimmermüde Arbeit diese langen Jahre hindurch, die Jahre, die ihr all ihre Illusionen, auch die bescheidensten, geraubt hatten, und schließlich sogar den kleinen Wunsch', ihre paar lieben Gräber besuchen zu dürfen. Und ihr Bild hob sich ab von einer Heimat, einem Land, die er, das fühlte er, nie wieder sehen würde. Ihm war, als wär er schon gestorben. Und erfaßt von der plötzlichen Angst des Auswanderers, der Angst des in die Nacht hinaus Gestoßenen, warf er sich übers Bett, biß in die Kissen, um den Laut des krampfhaften Schluchzens zu ersticken, das ihn zu erwürgen drohte, und weinte sich schließlich in Schlaf, als wär er ein kleines, heimatloses Kind.

Als er erwachte, war Dämmerung. Er erhob sich verwirrt und lauschte. Von der Treppe her kam das Geklirr von Glas und Porzellan, das aufgewaschen wurde. Er blickte auf den zerknitterten Brief, den er noch immer krampfhaft in der Hand hielt. Dann war er plötzlich wieder ganz er selbst, kalt, überlegt, wie der den Schicksalsschlägen Trotzende es sein muß. Er steckte den Brief in die Tasche, sah den weggeschmuggelten Schein an — ja, es waren zehn Dollars — und beschloß, hinunterzugehen. Nachdem er sich hastig Gesicht und Hände gewaschen hatte, stieg er die Treppe hinab.

Im zweiten Stock begegnete er Frau Ostroem. Sie schrie auf vor Schreck.

„Jesus, ich glaubte, es wär' ein Einbrecher . . ."

„Ein Räuber? Na, ich danke, das doch noch nicht . . ."

„Sind Sie denn noch nicht fort, Mr. Nordling? Na, dann gehen Sie doch hinunter und essen Sie — sie sind schon alle mit dem Abendessen fertig — Und Ostroem will fort."

„Schon wieder?"

„Er wollte fünf Dollars — für sein Billard — wer weiß überhaupt, ob's — dazu ist — und ich hatte nichts Gewechseltes, Sie haben ja das letzte bekommen! So mußt' ich ihm zehn Dollars geben, da krieg ich ihn heut nacht schwerlich mehr zu sehen."

Die Alte schluchzte beinah. Nordling setzte seinen Weg zum Speisesaal fort. Die Wirtin rief hinter ihm her:

„Kommen Sie doch nachher ein bißchen ins Parlour, zu einem Plauderstündchen . . . ."

„Danke! Ich werd' schon hereinschauen."

Der Eßzimmertisch glich einem verheerten Feld mit seinem zerknüllten, fleckigen Tischtuch und seinen Tausenden von Brosamen. Nach der Erstürmung waren die Anführer ihres Gehalts beraubt, die Linien waren durchbrochen, alle Punkte in Unordnung. Sogar die Soja- und Senftöpfe boten den Anblick tiefsten Verfalls. Eine einsame Flügellampe beleuchtete melancholisch den Wahlplatz.

Heißhungrig verschlang Hugo das schon fast kalte Essen, das das magere Mädchen servierte. Sie hatte rotverweinte Augen, vermutlich der Sündenlohn für einen andern. Tomatensuppe mit Cakes beschloß die Mahlzeit.

Frau Ostroems geliebtes Parlour, ihr Salon, ihr Wohnzimmer, war ihr ganzer Stolz. Gardinen, Decken und scheußliche Draperien hingen und schlampten über und unter allem. Manche hatten Spitzen, andere Stickereien, wieder andere Plüschpompons und Troddeln, und manche hatten alle diese Attribute auf einmal. Die ärgsten Deliriumsvorstellungen eines Möbeltischlers waren hier in seinen Erzeugnissen abgebildet, in Form von wahnsinnigen Möbeln, aus denen kein Mensch klug werden konnte. Alles natürlich sehr billig und dennoch, dank dem hier üblichen Abzahlungssystem, teuer erkauft.

Nordling trat ein.

Im Zimmer saßen Frau Ostroem und eine junge Dame auf einer Art Sofa, das aussah wie eine Orgel. Ein kleines, blondlockiges Mädchen stand im Schatten eines Stuhls, dessen Spindelbeine, Sitz und haardünne Lehne, kurz alles, über und über vergoldet war. Zum Sitzen war dies zerbrechliche Machwerk selbstverständlich nicht eingerichtet.

„Lajsa," sagte die junge Dame — sie sprach den Namen Lisa englisch aus — „faß den Stuhl nicht an!"

„Jnschenjör Nordling aus Stockholm, und Miß Maud, ebenfalls von Stockholm, von der Oper" — stellte Frau Ostroem freundlich lächelnd vor.

Es war ein ganz junges zartes Mädchen, das augenscheinlich sehr hübsch gewesen war, aber jetzt in Mienen und Blick etwas Müdes, Leidendes, etwas Erloschenes hatte. Nordling dachte, daß er denselben vergrämten Ausdruck von seiner Kindheit her im Gesicht seiner Mutter und Tante kannte. Es war, als wäre für diese Frauen alle einmal etwas zusammengefallen, zerbrochen, als hätte die Erinnerung an die unaufhaltsame Flucht der Illusion ihre Züge unverwischbar gestempelt.

„Mama," sagte das kleine Mädchen, „weiß der Herr Märchen?"

Das junge Weib errötete, lächelte aber dabei.

„Sei still, Lajsa."

Hugo fühlte sich beklommen. Er dachte an seinen Brief. Er sah, daß auch

Miß Maud arm, mit schäbiger Eleganz gekleidet war, und daß das Kind etwas Hektisches hatte. Plötzlich hustete es, ein gewaltsamer Husten, unter dem die kleine Brust wie im Krampf arbeitete und das magere Gesichtchen unter den goldenen Locken sich blutrot färbte.

„Danke, liebe Frau Ostroem, für das Essen!" stammelte er.

„Setzen Sie sich, setzen Sie sich", sagte die Alte. „Heut abend sind alle Gäste fort, im Theater natürlich, es ist ja Sonnabend. Fräulein ist froh, wenn sie einmal nicht hin braucht — sie ist bei Mc Vickers . . ."

„Ach so — Fräulein singen."

Miß Maud lachte. Es sah einstudiert aus.

„Nein, ich tanze. Ich war daheim an der Oper, aber — aber hier ist's besser. Ich bin zur Weltausstellung herübergekommen mit einer Kollegin. Nächste Woche haben wir eine neue Pantomime: Ali Baba und die vierzig Räuber."

„Setzen Sie sich," munterte die Wirtin auf, „setzen Sie sich doch." Sie setzten sich. Nordling sank in etwas nieder, das augenscheinlich eine Kommode war, sich aber als Lehnstuhl entpuppte. Das Gespräch schleppte sich träge hin, dann und wann von den Fragen und Hustenanfällen des Kindes unterbrochen. Schließlich schlug Nordling vor, er wolle etwas Bier besorgen — er möchte so wie so eine Zigarre. Die Damen dankten entzückt. In der Küche entlehnte er eine Blechkanne, in der man immer das Bier holte. Als er zurückkam, brachte er außer dem Bier noch zwei Flaschen Ingwerlimonade und eine Tüte kandierte Datteln mit, die er am Wagenstand an der Ecke gekauft hatte. Draußen war es dunkel und ziemlich kühl. Er überlegte, ob er wohl die Nacht in seinem alten Zimmer würde zubringen dürfen.

Miß Maud steckte sich eine Zigarette an, die Nordling ihr anbot. Frau Ostroem hatte auf einer Chaiselongue, die ein Tisch war, Gläser aufgestellt. Sie sprachen von Schweden. Rücksichtsvoll, wie von einem Toten, redeten sie von dem alten Land. Hugo hatte das Gefühl, als säße er weit weg von aller Wirklichkeit und sähe etwas wie durch einen Schleier. Das kleine Mädchen, die dünnen Ärmchen um sein Knie geschlungen, bat:

„Bitte, erzähl ein Märchen . . ."

„Wie gut sie Schwedisch spricht", sagte Hugo, zu dem Fräulein Mutter gewandt.

„Das soll sie auf jeden Fall lernen", erwiderte die Tänzerin lebhaft und mit einem Ausdruck in der Stimme, der sich von dem teils erkünstelten, teils naiven Ton, in dem sie sonst sprach, merkbar unterschied.

„Bitte, bitte, erzähle!" wiederholte bittend das Kind.

Er hob sie auf seine Knie.

„Was soll ich denn erzählen, Kleine?"

„Das Märchen von der kleinen Lisa."

„Das weiß ich nicht, ob ich das kann."

„Von Lischen, du weißt doch. Däumelischen . . ."

Nordling dachte an seine Schultage, als er noch jeden Sonnabend sich für sein erspartes Taschengeld im Buchladen an der Ecke eine Lieferung der Märchen des großen Dänen erstand. Auch Däumelischen war dabei . . Ah, wo mochte seine Kindheitsbibliothek jetzt sein? Er sah das Wandbrett in der Schlafstube, die Dachkammer mit dem kleinen Tisch, die ganz ihm gehörte, das Ventilauge des Kamins und den roten Gittermund der Öffnung, zwischen dessen Zähnen die Kohlen glühten. Er hörte die schweren Atemzüge des Vaters vom Sofa, wo er das Mittagsschläfchen machte, das ihm doch seines kranken Herzens willen verboten war. Und über das Dach fielen die Flocken um die Wette mit der blauen Dämmerung.

„Däumelischen", sagte noch einmal das kleine schwedische Ausgestoßene im fremden Land.

Und Nordling erzählte.

Er erdichtete und erfand selber, wo ihn sein Gedächtnis im Stich ließ; aber es war ein schönes Märchen, und die alte Köchin Östroem mit ihrem vom Herd verbrannten, kummervollen armen Altfrauengesicht und das junge Straßenmädchen, das ihr ungesetzlich geborenes Kind die Sprache ihrer Heimat zu lehren versuchte, lauschten wie in der Frühmesse. Und in den blauumrandeten großen Augen der Kleinen leuchtete es wie ein Wiederschein von Weihnachtskerzen; sie vergaß ihre Datteln und versuchte ihren Husten so viel als möglich zu unterdrücken. Und der Auswanderer selber mit einem Blick, der sich manchmal verschleierte, und mit seltsam heiserer Stimme redete immer weiter vom Däumelischen, das eine prächtig lackierte Nußschale zur Wiege hatte und blaue Veilchenblätter zu Matratzen und als Decke ein Rosenblatt. Und das eines Nachts fortgerissen wurde und außer Lands reiste auf einem großen Wasserrosenblatt, und zu all den häßlichen, widerlichen Kröten und Maulwürfen und Ratten kam und vor Kälte und Hunger und Müdigkeit zitterte und schier erlag. Und er erzählte von allen Abenteuern und Prüfungen der kleinen Lisa, und von dem Vogel, der beinah erfroren war und sich doch wieder erholte und zuletzt mit Däumelischen fortflog von allem Häßlichen und Bösen.

„Und dann?" fragte die kleine Lassa.

Hugo sprach weiter, als läse er aus einem Buch vor — es war, wie wenn sich eine Erinnerungstür vor ihm geöffnet hätte:

„Und so kamen sie nach den warmen Ländern. Dort schien die Sonne viel heller und der Himmel war noch einmal so hoch und an Gräben und Hecken wuchsen die allerschönsten grünen und blauen Trauben. In den Wäldern hingen Zitronen und Apfelsinen, die Lüfte dufteten von Myrten und Pfefferminz, und auf den Straßen sprangen die allerschönsten Kinder herum und spielten mit großen bunten Schmetterlingen. Aber immer weiter flog die Schwalbe, und immer schöner und schöner wurde es. Unter prächtigen grünen Bäumen am blauen See stand ein glänzendes weißes Marmorschloß aus alter Zeit, Weinreben rankten sich um die hohen Säulen; und hoch oben waren viele, viele Schwalbennester, und in einem von ihnen wohnte die Schwalbe, die Däumelischen trug."

Und endlich erzählte Hugo der kleinen Lajsa, wie Däumelischen zu einer großen weißen Blume geführt wurde und wie der Blumenengel ihr weiße Flügel an den zarten Körper heftete, und wie sie mit ihnen in lauter Glückseligkeit und Licht hineinflog.

Da sagte die kleine Lajsa mit ihrem dünnen, ernsthaften Stimmchen:

„Sag, ist sie da in den Himmel geflogen?"

Und Nordling wußte nicht was er antworten sollte. Denn das Märchen war aus, und er selber war so weit, so weit von der Welt der Märchen. Er strich der Kleinen übers Haar. Miß Maud stand auf und mit ihr Frau Ostroem. Er hörte, wie die Alte der Tänzerin freundliche Worte zuflüsterte und begriff, daß das Lisas Mutter galt. Es war spät, und Hugo nahm mit Dank das Anerbieten an, heut nacht in seinem früheren Zimmer zu schlafen. Eh er hinaufging, trat Miß Maud zu ihm und drückte ihm schüchtern die Hand.

„Danke!" sagte sie; ihre Stimme bebte ein bißchen. „Danke — es war so — so schön und — so lieb gegen mein armes Kleines! . . ."

Wie weit ein Dollar reicht

Als Hugo früh am nächsten Morgen aufwachte, schien eine blasse, kalte Herbstsonne auf die Hofmauer seinem Fenster gegenüber. Dünn, kaltblau erhob sich über der Mauer der Himmel, und der einzige Baum des Hofs, eine knorrige, kränkliche Kastanie, ließ Blatt um Blatt von ihren wie im Frost erbebenden Zweigen fallen. Aus dem Kehrichtkasten wirbelten Sägespähne, Kohlenstaub und Papierfetzen.

Aber Nordling sprang leicht aus dem Bett. Er hatte sich den Eindruck vom Abend vorher weggeschlafen und fühlte sich stark und fast heiter. Jetzt wollte er ein Bad nehmen.

Das Badezimmer lag im selben Stockwerk. Er füllte die Wanne mit kaltem Wasser und stieg voll Entzücken in das kalte porzellanene Oval. Eine ganze Mandelseife verbrauchte er, und frottierte seinen Körper so lang, bis er unter dem rauhen Handtuch feuerrot glänzte. Es war, als wollte er all seine Enttäuschungen von sich abwaschen, alles Unglück fortspülen, um rein und stark etwas Neuem, Wirklichem entgegenzugehen. Leise pfiff er eine Melodie vor sich hin, deren er sich noch von Ysaïls Gesang her zu entsinnen glaubte.

Darauf rasierte er sich, ohne weiteres Herr Ostroems bestes Messer entlehnend, und kämmte sich sorgfältig. Fortwährend leise pfeifend holte er sich reine Wäsche aus dem Papierpaket der Waschanstalt, das in der kleinen, im übrigen leeren Kommode lag. Mit der Kleiderbürste, die an ihrem Blechgestell hing, bürstete er seinen Anzug aus, und nachdem er sich die Krawatte fest um den hohen, kalten, glänzendweißen Umlegekragen geschlungen hatte, fühlte er sich wieder als Mensch.

Zum Schluß zählte er sein Geld. Zehn Dollars hatte Frau Ostroem erhalten.

Dann hatte er gestern abend ein bißchen was eingekauft — was war's nur gleich? Ein Liter Bier fünf Cents, eine Zigarre, ein Päckchen Zigarretten, je fünf Cents, zwei Flaschen Ingwerlimonade, zehn Cents, und die Datteltüte.

Machte dreißig Cents; ganz recht, neunzehn siebzig hatte er noch. Er beschloß, Mrs. Ostroem zu bitten, ihm sein altes Zimmer — vorläufig auf eine Woche, — wieder zu geben und ihr zwei Dollars Vorschuß zu bezahlen. Hugo rollte die Scheine, den Zehner und den Fünfer, sorglich zusammen und steckte sie in die Uhrtasche, sammelte dann das Silber und schob es in die rechte Hosentasche; den Brief barg er zwischen den abgenutzten Lederdeckeln, die seine Brieftasche vorstellten. Dann ging er hinunter.

Die Wirtin war in Verzweiflung. Ostroem war die ganze Nacht fort gewesen und hatte sich, eben erst zurückgekehrt, sogleich schlafen gelegt. Wie eine ausgegrabene Leiche hatte er ausgesehen und nach Moschus stank er — nun ja, Mrs. Ostroem verstand, aber wart nur! Als erstes hatte sie das junge Scheuermädchen fortgejagt. Ihr eignes Haus wenigstens sollte kein schlechtes Haus sein!

„Ja freilich bekommen Sie das Zimmer, Mr. Nordling! Sich plagen und schinden soll man — um nichts! Vor allem muß ich Ostroem jetzt ein extra kräftiges Frühstück machen, daß er doch wieder aussieht wie ein Mensch ....."

Es folgte eine Reihe von rasselnden Geräuschen, die die Manipulationen der Alten am Herd mit Schlüsseln, Töpfen und Pfannen hervorriefen. Wie eine Reihe von Artilleriesalven klang es, und sie war so ehelich erregt, so kochrot und so geblendet von innerlichen und äußerlichen Herdfeuern, daß sie kaum auf die zwei Silberdollars achtete, die Nordling, aus der Küche flüchtend, auf die Platte des Eßzimmertisches legte.

Die Avenue draußen lag blank, gerade wie ein Strich; über das Asphalt wirbelte das erste Laub des Herbstes. Die Bäume der Allee erstreckten sich in immer schmaler werdender Perspektive hinunter bis zum Fluß, hinter dem die Geschäftsstadt lag und über dessen Golddunst schwarze, blaue und weiße Rauchwolken schwammen. Ein Neger schrie Hugo etwas zu; er kletterte auf die Stuhlplattform des schwarzen Stiefelputzers, um sich die Schuhe bürsten zu lassen.

„Fine morning, sar!"

Die Wollbinden flogen über Hugos Füße. Sie schlängelten sich um Ferse, Fußspitze und Spann; das leise Kitzeln erregte ein Wohlbehagen. Hugo überflog mittlerweile rasch die großen Spalten der zweiten Morgenausgabe der Daily News, die der Neger ihm gereicht hatte. Wie immer — Mord, Feuersbrunst, Eisenbahnunglücke — Börsenpanik. Notzucht mit darauffolgender Lynchjustiz, ein paar nächtliche Raubanfälle, die Verheiratung von ein paar Millionärstöchtern mit europäischen Aristokraten ohne Geld, Wetten, Preisboxen, und Annoncen, Annoncen, Annoncen!

Der Wind spielte durch die Bäume, tanzte mit den fallenden Blättern und raschelte in der Zeitung.

Die Stiefel glänzten wie Spiegelglas; aber immer wieder rieb und knetete der Schuhputzer. Es war ein junger, schöner Typ mit dem kaffeebraunen Teint, den die erste Rassemischung verleiht. Die kleine Sportsmütze saß schief auf dem Ohr, die großen schwarzen Augen fuhren lebhaft nach allen Seiten, das Email der Zähne glänzte wie Porzellan. Das rote Hemd war, nach Art der Seeleute, über der breiten, braunen Brust offen; er pfiff einen muntern Cakewalk.

Fertig! Hugo sprang hinab. Er reichte dem Burschen seinen Nickel; mit ein paar mechanischen Bürstenstrichen fuhr der Neger ihm über den Rock. Der Schwede mußte lächeln, als er in die schwarzen Sonnenaugen schaute; und der Neger lächelte zurück. Im nächsten Augenblick tanzte der Schwarze auf dem Boulevard seinen Jig und suchte nach Kunden. Nordling hörte noch lang den gewerbsmäßigen Ruf seiner frischen, schrill musikalischen Stimme:

„Shine, sar! Shine, sar?“

Blaß leuchtete die Sonne über der Straße. Die Luft war kühl. Hinter den Gitterpforten, die zu den weißen Stufen der gleichförmigen Häuser führten, scheuerten aufgeschürzte Mädchen Türen und Balustraden. Da und dort machte sich ein Reitknecht, die kurze Bulldoggenpfeife im Mund, mit Sattel und Riemenzeug zu schaffen. Ab und zu wechselten ein paar junge Mädchen einige Worte, und ihr kicherndes Lachen klang über die ganze Avenü. In langen Zwischenräumen fiel ein fahles Blatt, wirbelte durch die Luft und heftete sich an Hugos Rockaufschlag.

Er ging weiter und weiter und überdachte sich seinen Tag. Ihm kam es vor, als atme er in dieser reinen, scharfen Luft zum erstenmal ohne Unbehagen. Die Angst, die Schlaffheit der letzten Monate war fort; jetzt würde er über alle Schwierigkeiten triumphieren. Zu allererst wollte er das Programm machen für den heutigen Tag. Gleich jetzt wollte er zu Frazer & Chalmer gehen und wieder nachfragen — es konnte nur einen guten Eindruck machen, daß er so sauber und anständig aussah. Aber zu allererst wollte er etwas essen. Und außerdem — es war Freitag — im Kunstmuseum war eine Degasausstellung; er hatte in all der Zeit keinen Augenblick sein ihm angeborenes Interesse für Kunst verloren. Dieser Gedanke erweckte die Erinnerung an die jungen Künstler, zwischen die er anfangs geraten war, von denen er sich aber, als seine kleine Reisekasse erschöpft war, zurückgezogen hatte. Nach denen konnte er auch einmal wieder sehen. Und Ysaïl — zu Woßlick mußte er! Laß sehen! sagte er zu sich selbst — fünfundsechzig Cents hab ich in Kleingeld, das ist für heut. Dann bleibt mir gerade noch ein Dollar — das muß reichen!

Je näher er der Dearbornbrücke kam, desto höher stieg der Lärm vom Herzen der Stadt. Es war ein Surren, ein gewaltiges Murmeln, ein Dröhnen wie von riesigen Dampfmaschinen. Es stieg nicht etwa und sank, sondern stand vor dem Gehör wie eine gerade Mauer. Bloß daß es gleichsam bei jeder Biegung höher wurde. Über dem Fluß lag ein topasgelber Nebel.

Hugo schritt über die Brücke. Unter den Brückenpfeilern angelten Gassen-

jungen; droben in seinem Turm las der Brückenwächter die Zeitung. Ringsum tuteten eifrige Bugsierer, kleine Motorboote schossen gleich Wasserraketen zwischen Bojen und verankerten Prahmen dahin. Ein Geruch von verfaultem Obst und Fisch kam aus den Markthallen von Waterstreet.

Nordling hatte erst beabsichtigt, in eins der Lunchlokale von Kohlsaat zu gehen; aber er entsann sich eines Lokals, wo man eine große Tasse Kaffee und drei frischbackene Maiskuchen für fünf Cents erhielt. Er beschloß, zu allererst dorthin zu gehen.

Waterstreet war ein einziges, großes Gedränge von Lastwagen. Ein paar Dutzend Schutzleute mit schweißtriefenden Gesichtern und hoch erhobenen Totschlägern versuchten, mit einem Strom von Flüchen und Verwünschungen, vergebens, Ordnung in den Wirrwarr zu bringen. Hugo kam glücklich hindurch.

Er arbeitete sich ein paar Straßen lang glücklich mit den Ellbogen durch, bog in eine enge Gasse ab und gelangte zu Higgins' kleinem Kaffeehaus. Das im Keller gelegene Lokal, das voll Dampf war, wie nach einer Kesselexplosion, war gedrängt voll von Kunden. Hugo stellte sich, wie die andern, hinter einen Stuhl und fand so schließlich einen Platz. Ein Neger schob Tasse, Sahne und Zucker hin, ein zweiter warf die kleinen, dampfenden Brote daneben, die noch von der Herdhitze zischten und auf dem Teller hüpften. Es hieß rasch essen, um andern Platz zu machen; und Hugo verbrannte sich fast. An der Tür erlegte er seinen Tribut für die Büffetmarke und bahnte sich seinen Weg hinaus. Draußen wurde mit fürchterlichem Geschrei ein neues Extrablatt ausgerufen. Es handelte sich um eine Hinrichtung, ein Doppelmörder war vor einer Viertelstunde gehängt worden; und schon waren alle Einzelheiten da, noch feucht vom Druck, sogar illustriert.

Nordling eilte nach Lake Front.

Der Strandboulevard dehnte sich schwarzblau im Schatten der großen Hotels, des Auditoriums und aller Klubpaläste. In der Ferne sah man die häßliche Kolumbusstatue sich von den Viaduktskeletten der verschiedenen Stationen der Strandbahn abheben; mitten auf dem Plan erhob sich der grauweiße Bau des Kunstmuseums mit seiner dorischen Säulenfassade, die von kolossalen Bronzelöwen flankiert ist. Der Rauch der Minutenbahn lag über der blauen Fläche des Michigan-Sees.

Lange wanderte Hugo in der trotz des freien Entrees fast leeren Degasabteilung umher. Der Parkettboden ermüdete ihn schließlich; langsam ging er davon und steuerte gen Westen, der Chalmerschen Fabrik zu.

Es gab aber noch nichts für ihn dort. Immerhin erkannte man ihn wieder und machte sich eine ganz besondere Notiz über seine speziellen Kenntnisse. Auf dem Rückweg blieb er vor der Börse stehen. Er fühlte sich müde und hatte plötzlich den Einfall, ein paar Minuten auf dieser Lieblingsgalerie der Herumtreiber auszuruhen.

Durch das große Portal hörte man das Gesurr aus dem Riesenbienenkorb

der Spekulationswelt. Telegrammboten und Laufburschen fluteten unablässig die Seitentreppen hinauf und herunter. Hugo stieg die zwei Treppen zur Freigalerie hinan.

Unten im Saal herrschte das gewohnte wahnwitzige Treiben, Lärm, Gedränge, Verwirrung. Um die große Weizenplattform, zu der Stufen emporführten und die sich terrassenförmig nach innen senkte, wie in ein Tal, schwärmten ein paar hundert Makler. Andere Hunderte tobten um die Maistische, um Schweinefleisch- und Baumwollringe. Fünfhundert Telegraphisten klapperten unaufhörlich an ihren Apparaten; im Hintergrund hämmerten die Stenographen auf ihren Schreibmaschinen. Der Fußboden war bedeckt von Probekörnern, von tausenden von zerrissenen Depeschen und Notizen. Ein wahnsinniges Geheul begrüßte jede Schwankung im Markt, Fallen und Steigen wurde wie ein Orkansturm herausgebrüllt. Alle, Millionäre, Frachtleute, Buchhalter, Laufburschen, waren in Hemdärmeln; die Luft war dick von Staub, Papierfetzen und Weizenkörnern. Die großen Kugeln der Bogenlampen flammten hoch über den Köpfen der wirbelnden Menge, die Gongs erklangen, auf den Markierungsgalerien flammten und sprühten und erloschen die elektrischen Signale. Die Reihe der einzelnen Anschlagtafeln war von einem Haufen schweißtriefender Zwischenhändler belagert, und kreuz und quer schossen blitzschnell die Expreßboten hin und her mit ihren Notizblöcken, deren weiße Zettel vielleicht ein paar Schnörkel enthielten, die Ruin oder ein Vermögen bedeuteten. Ab und zu entstand eine plötzliche Stille, ein Schweigen, als hielte die gewaltige Maschine, deren Fäden die ganze Welt umspannten, den Atem an. Und in der nächsten Sekunde brach der Höllenlärm wieder los, rollte donnernd, wie ein Zyklon, um den Saal, brach sich an den Wänden, stieg gleich einer ozeanischen Überschwemmung bis unters Dach, daß das ganze Gebäude erzitterte. Mit verzerrten Gesichtern und geballten Händen stürzten sich die Repräsentanten der Hausse und Baisse in den Kampf; ihr frenetisches Geschrei scholl wie das Schiffbrüchiger in Todesnot. Aber kalt und ruhig stand neben dem Boards-Präsident der junge Millionärssohn, der diesen Sturm, der ihn dereinst verschlingen sollte, entfesselt hatte und las voll Befriedigung die Berichte, die besagten, daß die Mißernte — also die Hungersnot — in Indien ständig im Steigen begriffen war. Und das weißviolette Licht der Bogenlampen flackerte und zischte über dem Gehenna der Geschäftswelt.

Hypnotisiert starrte Nordling in den kochenden Abgrund hinab. Ihn däuchte, er gliche dem Hagelsturm, den er vor kurzem erlebt hatte; er wünschte sich, er selber wäre drunten unter der tobenden Schar mit brennenden Augen und eiskaltem Hirn; und dunkel fühlte er, daß einmal, ähnlich wie für die da drunten, auch für ihn die Zeit kommen würde ... Ein Klingeln, so heftig und scharf, daß es den Tumult noch übertönte, erklang. Es war das erste Warnungssignal; in einer Viertelstunde wurde die Börse geschlossen. Die große Uhr im Hintergrund wies auf Eins. Hugo drängte sich hinaus und wurde förmlich die Treppen hinuntergefegt. Er floß mit dem Strom aus dem ersten Stock

zusammen, hörte, wie das Geschrei allmählich abnahm, unten in der Halle wiederschallte, unter dem Portalgewölbe surrte, um draußen, vor dem Gebäude, zum Bienensummen zu werden und endlich im Straßenlärm von Lasallestreet zu ersterben und zu verlöschen.

Schwindlig, durstig schlenderte er dem Straßentunnel zu. Er wollte nach Woßlicks Keller.

Er stieg die Treppe in dem kleinen schilderhausähnlichen Eingangsturm hinab. Der Fußsteig des Tunnels war schmal wie eine Röhre und lief in scharfer Neigung längs des Untergrundgewölbes der Elektrischen hin. Es war still und kühl da innen. Von den weißgekalkten Wänden rann die Feuchtigkeit, das Wasser sickerte zwischen den Mauersteinen durch, als drohe der Fluß hereinzubrechen und die Verkehrsader zu begraben, die die Menschen, nicht zufrieden mit ihren Straßen und Brücken, unter der Oberfläche des Wassers zu bauen gewagt hatten. Die bloß von einem Netzwerk umgebenen Kohlenspitzen der Bogenlampen warfen violette, phantastische Lichtgestalten über den Gang, und ein dumpfes Dröhnen, ein schwaches Vibrieren verkündete unaufhörlich das Näherkommen einer Elektrischen. Die Signale ertönten, dumpf, verstimmt, Lichter und Schatten huschten über die vorbeieilenden Fensterreihen. Hinter den Wagen kamen rasche Radfahrer, dicht hinter denen glitt ein neues Kabelungeheuer einher. Und über Wagen und Menschen weg strichen die großen Schiffe.

Woßlicks Bar war fast leer. Es herrschte schon Dunkel darinnen. Nur durch das Gitterfenster fiel eine blasse Nachmittagssonne. Die drei Porträts starrten mit öldrucksstieren Augen gradaus; über den Einzug Karl V. krochen Scharen von Fliegen. An einem Tisch spielten drei Strolche Poker und ein einsamer Gast, der aussah wie ein Tierbändiger, rasselte am Schenktisch mit Würfeln. Der kleine böhmische Aufwärter hackte in einem großen Holzeimer Eis. Das Lokal roch nach feuchten Sägspänen und saurem Bier.

Nordling warf einen Blick auf den Tisch mit dem Freilunch. Wie gewöhnlich ein Gemisch von Gutem und Schlechtem, wie es der amerikanische Kneipwirt zu einem Glas Bier geben kann. Hugo ging hin und füllte seinen Teller mit Wurst, Brot und Käse. Der Böhme brachte ihm einen Krug Bier.

„Guten Tag!“ sagte er.

Hugo wußte nicht, wie er nach Ysaïl fragen sollte.

„Ist ist die Zigeunerin oder was sie ist, seit der Sturmnacht wieder hier gewesen, sagte er zuletzt.“

„Schönes Mädchen! no, sie ist beim Theater.“

„Beim Theater? Was? Bei welchem?“

„Trocadero, oh yes!“

Das Trocadero kannte der Schwede gut. Es war ein großes Varieté mit Restaurant, ein Vergnügungslokal, das ihn ganz besonders angezogen und im Anfang gar nicht so wenig von seiner mageren Kasse verschlungen hatte. Dafür hatte

es ihm auch die besten englischen Sprachstunden gegeben, die er je gehabt hatte. Wie alle derartigen Etablissements dort hatte es für die, die das wollten, auch sehr billige Preise, und Hugo hatte seinen Plan für den Abend schon fertig. — Ich hab ja doch noch fünfundfünfzig Cents, dachte er. Ich bin ja reich. Für zehn eß' ich zu Mittag, nehm mir mein Billett eine Stunde nach Beginn der Vorstellung — general admission — macht fünfzehn, trinke so nacheinander drei Glas Bier und hab' dann noch immer einen Nickel zu einer Schachtel Zigaretten.

Es war schon spät, als Nordling seine ärmliche Mahlzeit in einer der Seemannsbaracken beendete. Als er ins Freie trat, brannte hinter den Getreideelevatoren der Himmel in Schwefel und Kupfer, während hinter den großen, dreieckigen Milwaukeefähren ein bleichroter Mond aus dem See emporschlich. Der Michigan war ruhig; wieder machte die warme Woge eines indianischen Sommers den Abend schwül und warm. Die Moskitos summten.

Statestreet war ein Feuermeer. Durch die marktähnliche breite Straße wimmelten Haufen von Menschen, schwarze Gruppen, kompakte Massen, in denen man nur schwer die einzelnen unterscheiden konnte. Da und dort sah man Türken, Armenier, Syrier, Neger, Chinesen, auch einen und den andern Indianer. Die meist europäisch Gekleideten flossen sozusagen zusammen zu einem einzigen großen kosmopolitischen Rassehaufen. Die Doppelströme der Fußgänger auf den Trottoirs rechts und links glichen vier Riesenschlangen, die nach zwei Seiten hinstrebten, manchmal stillstanden, sich da und dort ineinander verwickelten, aber immer gleich wieder weiterglitten. Die Fahrdämme waren voll von Fuhrwerken aller Art; die Rufe der Kutscher und das Rollen der Räder übertönten die Töff-Töffs der Automobile und die Signale der Elektrischen. Von den Hochbahnen der Querstraßen stiegen weiße Dampfwolken auf, pusteten die Pistons, schrillten die Pfeifen. Das Geschrei der tausend und abertausend Straßenverkäufer übertönte das wilde Alarmgeheul der Extrablätter — Brand, Mord, Sittlichkeitskandale. Schon umhüllte Nacht die obersten Fensterreihen der zwanzigstöckigen Häuser, die lichtschimmernden Scheiben sahen wie Leuchten an einer Jakobsleiter aus, die in den Wolken schwand. Aus dem überdachten Garten von Masonic Temples erklangen ab und zu in einer Luftwelle abgerissene Klänge eines Sousamarsches. Aus allen Läden, den kleinen, die sich in Keller verkrochen, wie den großen, die sich durch sechs Stockwerke emporgebohrt hatten und deren Riesenfenster das Haus in einen Glaspalast verwandelten, flammten Lichter, deren von Prismen, Spiegeln, Scheinwerfern zurückgestrahlter Wiederschein die Doppelreihe der hohen Bogenlampen auf der Straße verdunkelte. Elektrische Lichtschilder von Restaurants, Theatern, Hotels schnurrten in Form von Sternen, Rädern, Monden in allen erdenklichen Farben und hunderten von Glühlampen. Zahllose Transparentschilder spannten sich straßauf, straßab, so weit der Blick reichte, von Haus zu Haus und schimmerten und leuchteten. Gaslampen in Form von mannshohen Buchstaben bekleideten die Wände und priesen alles Erdenkliche an, vom Universalheilmittel bis zum einzig sichern Weg des

Heils für verirrte Seelen; hoch in der Luft schwebten kleine, erleuchtete Ballons und Drachen, deren flatternde Wimpel und Schwänze irgend einen Tagesartikel ausschrieen. Die illuminierten Fenster der Apotheke mit ihren großen, regenbogenfarbigen Globen funkelten um die Wette mit denen des Juwelenhändlers, dessen vergitterte Schildquadrate Feuer zu sprühen schienen. Alle Schenkentüren standen weit offen; ihre Spiegelscheiben warfen das Licht der Kandelaber drinnen zurück. Selbst der Asphalt der Trottoirs glühte — lange Strecken waren mit Schmiedearbeit durchbrochen, unter dem dickes Glas das Licht unterirdischer Etablissements durchscheinen ließ. An den Straßenkreuzungen sah man oben in South Clarkstreet die Papierlaternen des Chinesenviertels schimmern.

An der van Burenstreet, die direkt zum Trocadero führte, dessen Portalobelisken in der Seefläche glänzten, blieb Hugo stehen. Das Gedränge war hier unerhört. Teils weil hier die Doppelstation für zwei Hochbahnen verschiedener Avenüen lag, teils, weil die vier Ecken von je einem Straßencharlatan besetzt waren — einem Zauberkünstler, dem Verkäufer eines patentierten Heilmittels, einem Zahnkünstler, der mitten auf der Straße Zähne auszog, und einem Gesundbeter. Außerdem hatte die Heilsarmee hier eine offene Versammlung mit Orchester und einer großen Drehorgel; und von sämtlichen Mitgliedern des Haufens stieg ein wahres Marktgeheul gen Himmel. Jeder der vier abgeschirrten Wagen an den vier Ecken war zu einer Estrade verwandelt und von Fackeln und hohen Stangen mit brennenden Teerpfannen umgeben, um die Millionen Moskitos einen Totentanz tanzten. Die Polizei begnügte sich damit, zum Schein die Ordnung aufrecht zu erhalten; man überließ die Menge am besten sich selbst.

Sich unter dem Brückenbau der Hochbahn langsam von Pfeiler zu Pfeiler drängend, näherte sich Hugo dem Varieté. Vor ihm ging Arm in Arm eine ganze Reihe junger Mädchen, acht, zehn Stück. Einige hatten die kleinen Strohhüte der Straßenmädchen über die Nase gestülpt, die meisten waren barhaupt, die dicken schwarzen Haare mit prunkenden Kämmen aufgesteckt. Die äußerste trug einen Korb am Arm und hatte die Hand weich und kokett in die Seite gestemmt. Sie wandte sich um, nickte Hugo zu und nahm ein Röschen aus ihrem Korb. Er schüttelte den Kopf:

„Kein Geld!"

Da steckte sie ihm die Blume ins Knopfloch und er reichte ihr dafür eine Zigarette, die sie lächelnd an seiner anzündete.

Über dem Portal flammte in feuriger Schrift der Name Trocadero. Der Platz war voll von Cabs, Droschken und Automobilen. Rundum standen Verkäufer aller Art, Obst-, Limonade-, Konfektausrufer. An einem Tisch wurden Austern geöffnet, an einem kleinen Herd Kastanien geröstet. Auch eine Reihe polnischer Juden aus dem Ghetto mit Bocksbärten unter den krummen Nasen und Korkzieherlocken über den vom Hutrand herabgedrückten Ohren boten in einer entsetzlichen Mischung von Englisch und Yiddisch die Ketten und Knöpfe in ihren

Kramkasten aus. Aber all die ungleichen Rufe übertäubte das Geschrei der Straßenjungen, die das neueste Couplet, den letzten Schlager des Trocadero verkauften.

Nach und nach wurde Nordling dem Eingang zugeschoben. Er versuchte, die riesengroßen Affichen zu überblicken, die Wände und Türen bedeckten, aber die Farben waren zu grell, die Beleuchtung zu wechselnd, die Plakate zu nah und so unverhältnismäßig groß, daß er nicht zu unterscheiden vermochte, was sie eigentlich vorstellten. Er entdeckte auch nirgends Buchstaben, die Ysails Namen bildeten.

Ein paar betrunkene Matrosen stritten sich gerade unter dem Eingang. Einige befrackte Herren schrien nach einem „Bil", dessen Chauffeur verschwunden war. Im nächsten Auto, einem großen Luxustonneau, saß starr ein ungewöhnlich schönes, mit Juwelen bedecktes junges Weib. Sie saß ganz regungslos, ein seltsames festgefrorenes Lächeln um den blutroten Mund. Sie glich einer geschminkten Sphinx.

Hugo warf seine fünfzehn Cents auf die Platte über dem Kontrollrad, wurde von den Metallarmen des Apparats hineingedreht und spazierte den teppichbelegten Parkettgang hinauf. Er kam an ein paar Türen vorbei, ging durchs Foyer und suchte sich einen Platz unter der linken Galerie. Der reservierte Teil des Parketts war nur spärlich besetzt, aber an den Tischen dahinter herrschte dichtes Gedränge. Es war gerade Pause; eine ungarische Kapelle spielte.

Er blickte sich um.

Die rechte Galerie war, wie gewöhnlich, voll von lauter jungen, protzig gekleideten Damen. Ihre auffallenden Frisuren und Hüte leuchteten wie ein langes Blumenbeet.

In einer Loge saß ganz allein eine junge Frau. Sie war sehr schön, dunkel, von einer eigenartigen Schönheit, die auf polnische oder spanische Herkunft deutete. In ihrer ganzen Art lag etwas Vornehmes; es sah aus, als wäre sie hier, um Studien zu machen. Hugo hatte kürzlich auf der Newberrybibliothek George Sand gelesen und taufte die Fremde Consuelo.

Die Loge neben der Bühne war voll von Herren, unter denen Nordling den Rechtsanwalt aus Woßlicks Keller wiedererkannte. Er saß mit gerunzelten Brauen und gekreuzten Armen da, eine Wetterwolke auf der Nerostirn. Das ganze übrige Parterre war ein Gewimmel von Menschen, die sich um die kleinen runden Tische drängten; die Kellner hatten kaum Platz zum Servieren. Über die phantastischen Klänge der Saiteninstrumente weg tönte gleich Revolverschüssen das Klappern der Billardbälle aus den großen Spielsälen eine halbe Treppe tiefer. Von der Bar her kam wie Feuerwerksknattern das Gerassel von Glas, Porzellan und Metall, das Zischen der Kohlensäure und Knallen der Pfropfen.

Ein Negerjunge in Uniform teilte Programme, Reklamefächer und kleine Tassen Gefrorenes aus. Überall im Lokal standen Lorbeerbäume und Palmen in Kübeln. Es war sehr warm, aber die großen Ventilatoren an der Decke

verursachten einen Luftzug, der mit dem Tabaksrauch zusammenwirbelte und einen Parfümgeruch verbreitete.

Hugo studierte sein Programm. Ysaïl kam in der nächsten Abteilung. Sie hatte eine einheimische Soubrette und eine Negertruppe vor sich. Ihre Nummer war weder durch fetten Druck oder bunte Einrahmung besonders hervorgehoben; unter ihrem Namen, den Nordling jetzt zum erstenmal sah, stand nur ganz einfach: „the beautiful gypsy-songstress". Er verlangte ein Glas Bier.

Die Ungarn entfernten sich und das Theaterorchester erschien. Rasch ordnete es sich; ein Marsch brauste durch den Saal.

Dann kam die Soubrette. Die Bühne stellte ein elegantes Boudoir mit blauen Samtvorhängen und großen silbernen Vasen vor. Die Kleine war eine Irländerin, zierlich, gut gewachsen und hieß Marguerite. Sie besang sich selber:

She s fairer than the fairest,
the neatest of the neat.
She is rarer than the rarest
and the sweetest of the sweet.
She is finer than the finest,
of all the girls divinest,
she is my own, my royal highness Marguerite.
Yum — yum — yum — yum, make no mistake:
yum — yum — yum — yum —, she takes the cake,
the roll, the biscuit and whatever else they make.
Why, boys, I say, she is out of sight,
I go to see her every night,
she is my own, my ducky darling Marguerite!

Es war eine jubelnde Melodie, auf der die blödsinnigen Worte wie perlender Sektschaum dahinflossen, und das ganze Publikum lachte und jubelte mit und das Orchester ließ seine Klänge tanzen wie Schmetterlinge. Und die kleine Irländerin wiegte und drehte und schüttelte und nickte mit dem Lockenköpfchen und breitete die runden Arme aus, als wolle sie den ganzen Saal umarmen, und ihr kleiner roter Mund, der die raschen Worte so hastig hervorsprudelte, schob die vollen Lippen vor wie zu tausend Küssen. Durch den Sturm von Applaus und Blumen blitzten ihre blaugrauen Augen, als wäre das das schönste, was sie in ihrem sechzehnjährigen Leben erlebt hatte. Um ihren kleinen Modellkörper bauschten sich wie Wogenschwall die blauen Samtgardinen.

Hierauf kamen die Neger.

Sie tanzten ihren Cakewalk, in immer schnellerem Tempo und ständig sich steigernder Orchesterbegleitung. Es wirkte unwillkürlich ansteckend, und das taktfeste Händeklatschen und Banjoschrillen riß die Zuschauer mit. Als das Orchester zuletzt mit Pauken und Trompeten losbrach, stimmten alle ein in den Refrain:

Keep them golden gates wide open
— wide open, wide open —

Keep them gates ajar!
We want the streets be laid with carpets
– with carpets – with carpets –
and we don't want any trolley-car . . .

Unter einem Lärm, der wie ein Sturm den Saal durchfegte, fiel der Vorhang, um gleich darauf wieder aufzugehen. Die schwarzen Gestalten in ihren leuchtenden Anzügen wanden sich wie Schlangen, die Gesichter waren von Schweiß überströmt, das Weiße der Augen glänzte wie Elfenbeinkugeln, und all die akrobatischen Tanzschritte wurden noch einmal in geradezu unheimlichem Tempo wiederholt. Lauter, immer lauter tönte die Fiebermelodie des Cakewalk, Trommeln, Pauken, Triangeln und Tam-tams donnerten und schrillten. Aus der Proszeniumsloge führte O'Neill mit einer großen Rolle Papier das ganze Publikum an. Er hatte sich zu seiner vollen Länge erhoben, seine furchtbare Stimme überklang alle andern:

„Mitsingen — mitsingen — zum Teufel! Stampfen — stampfen — vorwärts: — Keep them golden . . ."

Er gestikulierte wild:

„Damit ist der Himmel gemeint," schrie er, „das goldene Tor — haha . . ." Wie ein Orkan erbrauste Gesang und Musik, die Wände zitterten.

Hugo sah nach seiner George Sand-Figur. Sie war fort. An ihrem Platz saß jetzt die Dame aus dem Automobil vor dem Portal. Ein junger Mann im Frack schenkte ihr eben Champagner ein. Sie starrte, seltsam lächelnd, geradeaus; ihre Juwelen glitzerten. Über ihr hing das Beet junger Weiber; ihre Gesichter glühten vom Wein. Dahinter kam die Reihe schwarzer Fräcke, weißer Hemdenbrüste und Chapeaux claques. Die Weiber sangen alle mit. Das waren die Molochopfer der großen Stadt — Heizmaterial. Und das Weib in der Loge lächelte wie eine geschminkte Sphinx. O'Neill, der Narr, führte an.

Der Saal verdunkelte sich. Es wurde still. Hugo fühlte, wie sein Herz heftig schlug. Er vergaß alles — Ort — Umgebung — Vergangenheit und Zukunft. — Jetzt, dachte er, jetzt, in diesem Augenblick, kommt Ysail. Und jetzt leb' ich — jetzt — jetzt — diesen Augenblick!

Von drinnen hörte man das schwache Klingelzeichen. Der Kapellmeister begann auf sein elektrisches Signal hin mit der Introduktion. Dann erloschen auch im Orchester die Lampen und am Taktstock des Dirigenten entzündete sich ein kleines Glühlämpchen. Leuchtend, rhythmisch schwebte es in Bogen hin und her, wie eine Feuerfliege. Der Vorhang ging auf. Die Szenerie stellte ein Dschungel in grünem Mondlicht vor. Ysail stand mit ihrer Gitarre mitten auf der Bühne, ebenso gekleidet wie in jener Nacht, nur dünner und feiner. Die Formen ihres Körpers waren unter dem Stoff deutlich zu sehen. Sie hob die nackten Arme und sang. Es war unmöglich, die Worte zu verstehen. Die Melodie erkannte Hugo wieder; es war dieselbe wie in der Sturmnacht. Es war ein Gewitterlied — ohne Worte. Ysail glich einer Statue; er glaubte ein-

mal eine ägyptische Abbildung der Göttin Pacht mit dem Katzengesicht gesehen zu haben, an das ihn die Zigeunerin erinnerte. Sie stand mit hart zusammengepreßten Knien da, gerade, rank, die junge Brust gespannt. Die Augen glänzten elfenbeingelb unter den schwarzen Rändern der wagrechten Brauen.

Der Vorhang fiel und ging auch nicht wieder auf, da nur matter Applaus folgte. Augenscheinlich begriff niemand die Nummer. Von der Galerie im Hintergrund hörte man sogar Zischen.

Verwirrt und zornig stand Hugo auf. Verstanden denn diese Esel nicht, daß das etwas ganz extra war — schön — ein Schimmer aus einer andern Welt? Drohend blickte er zu der Galerie hinauf, die im opalisierenden Frischaufflammen der Lampen erstrahlte. Da sah er plötzlich sein George Sand-Mädchen, das in einem kostbaren seidenen Mantel mit weißem Pelzbesatz im Hintergrund der Loge stand. Sie applaudierte eifrig. Ebenso O'Neill in der Proszeniumsloge. Hugo schlug ein paarmal kräftig die Hände zusammen und bahnte sich dann mit den Ellbogen den Weg zum Ausgang. Von der Bühne her hörte man hinter dem Vorhang das Gepolter von Apparaten, die für eine Truppe von Reckgymnastikern aufgeschlagen wurden. Das Orchester stimmte.

Draußen stieß ihn ein Bettler an. Er hatte weder Beine noch Hände, und schob sich auf ein paar Holzbrettern mit Hilfe der Ellbogen vorwärts. Hugo erinnerte sich plötzlich, daß er ja noch zehn Cents von seinem Dollar übrig hatte, weil er nur ein Glas Bier getrunken hatte. Er suchte nach der Rocktasche des Bettlers, konnte sie aber nicht finden. Da öffnete der Krüppel den zahnlosen Mund und hielt ihn lautlos offen. Nordling verstand und schob die kleine Silbermünze in das schwarze Loch.

Der Bettler hüpfte fort. Hugo sah ihn hinter der Glastür einer Spelunke verschwinden, wo das Gesindel ein großes Glas Schnaps um billiges Geld erhielt. Durch die schmutzigen Scheiben sah er undeutlich, wie der Verstümmelte das Geldstück auf eine Fußbank spuckte und ein Bursch in einer blauen Schürze ihm gleich darauf ein Quart Whisky in den offenen Mund goß.

Die Tür

Was jetzt? Unschlüssig wiederholte Nordling immer wieder die zwei Worte. Er brannte vor Verlangen, Ysaïl zu sehen, wußte aber nicht, wie er es anstellen sollte.

Durch Statestreet wälzten sich unaufhörlich die Menschenhaufen. Fackeln und Lampen leuchteten, abgerissene Orgeltöne und Gesang wehten zum Tocadero herüber. Hinter dem Gebäude seufzte der See.

Ein Bil sauste vorüber. Hinter Glaswänden saß die kleine Irländerin, umringt von Herren. Zwischen sich hatten sie einen Sektkühler stehen, aus dem zwei Hälse emporragten.

Da kam ihm der Einfall, auf sein zerknittertes Programm zu sehen. Ja, richtig, die Zigeunerin hatte noch in der kleinen einaktigen Operette mitzuwirken,

die gewöhnlich die Vorstellung beschloß. Also dauerte es noch mindestens eine Stunde, bis sie aus dem Theater kam.

Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf. Weshalb nicht in die Akademie-Julien-Abteilung gehen? Er kannte die Zeitungsillustratoren; und das Haus war ja hier draußen. Ein paar Schritte nur und er war da.

Ein bißchen zögernd näherte er sich dem großen Portal. „Atheneum Building" las er. Sie wunderten sich gewiß, daß er so plötzlich aus ihrem Kreis verschwunden war; sie konnten ja die Ursache nicht ahnen, er hatte nie von seinen Geldverhältnissen mit ihnen gesprochen. Dumm genug übrigens! dachte er. Vielleicht hätte er dann längst irgendwo eine Stellung als Zeichner. Na, er wollte jedenfalls einmal hinauf, um die Zeit totzuschlagen.

Rasch glitt der Lift empor. In jedem Stockwerk war es hell. Hier arbeitete Chicago nachts an seiner künstlerischen Entwicklung. Überall Ateliers und Studios aller Art, Schulen, Klubs, Korrespondenzbureaus. Aus ein paar Türen drang der Laut von Klavieren, Mandolinen, Geigen. Das war die Musikabteilung. An einer andern Stelle war Deklamationsunterricht. Das waren die Theaterschulen und Rezitationshallen. Durch ein paar große Scheiben sah man im Vorübersausen lange Reihen von Zeichentischen; das war eine Architekten-Nachtschule.

„Sechzehntes Stockwerk", schrie der Liftjunge und öffnete die Gittertür. Hugo ging rasch auf einen Vorhang zu, der den Eingang zu der kleinen amerikanischen Abteilung der berühmten Pariser Schule verdeckte.

Der Diener kannte ihn noch. Ja wohl, heut war Aktabend — weiblich. Er schritt durch einen schmalen Gang und betrat einen großen, hohen Raum.

Die Tücher waren über die Dachfenster geschoben, aber durch Spalten und Ritzen schimmerten die Sterne am dunkeln Nachthimmel. Rings an den Wänden, dicht unter dem Atelierdach, liefen Gaslampen hin, die von blechernen Schirmen beschattet waren und sich über dem Modellpodium zu einem Mittelpunkt vereinten. Dies hölzerne Gestell war viereckig, etwa einen halben Meter hoch. Rund herum hatten sich an die fünfzig Schüler niedergelassen. Die vordersten saßen auf niederen Schemeln, die Reißbretter auf den Fußboden aufgestützt, hinter ihnen standen andere vor Staffeleien, die hintersten hatten hohe Malerstühle; ihre Rahmen waren am obersten Ende der Staffelei befestigt. Auf dem Podium stand nackt ein junges Mädchen, die Füße sorgfältig nach den Kreidestrichen auf dem Boden gesetzt, die die erste Stellung der Pose wiesen. Das Licht fiel auf ihren jungen Körper, der in der Beleuchtung von oben unter der Brust und den Leisten blaue Schatten zeigte. Die Beine sahen fast violett aus durch das Blut, das vom Stehen nach unten drängte. Hinter ihr grinste in seinem Gestell ein Skelett; ein paar Gipsabgüsse von Händen und Füßen hoben sich weiß von der grauen Stoffbekleidung der Wand ab.

Alle arbeiteten stillschweigend. Nur das leise Scharren der Kohle auf dem Sandpapier war zu hören. Ein kleiner Franzose glitt lautlos von Staffelei zu

Staffelei, ohne jedoch irgend etwas zu korrigieren. Seine schwarzen Augen verfolgten prüfend da und dort das hastige Vergleichen eines der jungen Leute, der mit dem Stift die Proportionen des Modells und seiner Skizze maß. Als er Hugo erblickte, nickte er ihm zu und deutete auf eine Ecke, wo ein Haufe zusammengelegter Staffeleien stand und in einem numerierten Gestell Reißbretter lagen. Nordling schüttelte den Kopf.

Er betrachtete das Mädchen. Sie glich der irländischen Soubrette, war jedoch schlanker. Sie sah müde und blaß aus. Aus der Stellung, die ganz einfach war, eine Hand in die Seite gestemmt und den Fuß etwas vorgeschoben, ersah er, daß es eine Zwanzigminutenpose war. Sie zitterte heftig, ihr Oberkörper schwankte hin und her — Nordling bemerkte, wie das Schulterblatt von seinem Sehwinkel aus manchmal ein paar Millimeter von der Längslinie abwich. Er wurde unruhig und sah sich nach dem Zeitwart um. Gerade als dieser sich mit der Uhr in der Hand erhob, um „Pause!" zu rufen, fiel das Mädchen ohnmächtig vornüber.

Ein Aufruhr entstand. Glücklicherweise hatte einer der Studenten sie im Fallen noch aufgefangen; sie hätte sich sonst leicht an einer der Staffeleien aufspießen können. Es war sehr warm im Saal; man schob die Fenstertücher zurück und ein paar Flügel wurden aufgerissen. Das kleine Modell erholte sich rasch, hüllte sich ruhig in seinen Mantel und setzte sich, als wäre nichts geschehen, neben das Podium, um seine zehn Minuten auszuruhen. Die Schüler gingen auf die Galerie hinaus zum Rauchen.

Nordling sah sich vergebens nach einem bekannten Gesicht um. Er hatte ein seltsames Gefühl, als wäre hier sein Platz, als müsse er alles andere über Bord werfen. Das war auch während des ganzen Ingenieurkurses so gewesen — unaufhörlich wollte seine Phantasie seine Augen auf Abwege locken. Ob das nie besser werden würde? Dann fielen ihm wieder seine Spekulationen mit der Erfindung ein, er sah große Flächen mit Zirkeln, Zahnrädern, blauen und schwarzen Linien bedeckt. Und doch — was war die Zauberjagd hinter der Zigeunerin her anders als ein Ausbruch dieser Künstlerphantasie, die er vergeblich zu ertöten suchte! Zugleich aber fühlte er auch, wenn er einmal auf dem theoretischen Weg wäre, so würde er mit eiserner Härte daran festhalten und alles andere erfrieren lassen. Und wieder einmal hatte er die innerliche Gewißheit, daß diese ersehnte und gefürchtete Stunde bald kommen und die Träume auf ewig dahin sein würden!

Nordling fuhr wieder hinab. „Seh ich Ysaïl nicht heut abend, so seh ich sie nie wieder!" sagte er laut.

„Was?" fragte der Liftjunge.

„Eh — eh — auf die Straße!" murmelte Hugo.

„All right, sir."

Die Tür klirrte, die Drähte surrten, in pfeifender Hast schoß der Lift hinab. Der Menschenstrom in Statestreet schien noch zugenommen zu haben. Alle

Vergnügungslokale ergossen ihren Inhalt, Autos töfftöfften und trompeteten an allen Ecken und Enden. Droben, Clark zu, brannten große Feuer und knallten Schüsse wie bei einer Vierte-Juli-Feier. Hugo eilte durch eine Seitengasse, die zum Bühnenaufgang des Trocadero führte.

Eine kleine Schar Herren in kurzen Überziehern und hohen Hüten stand da. Auch ein paar alte Weiber lungerten herum. Zwei Neger warteten mit einem Karren, um einige Koffer fortzuschaffen, und spielten indessen im Schein der Hintertürlampe Karten. Deutlich hörte man die Wasser des Michigan gegen die Quaisteine plätschern.

Auf einmal kamen mehrere Mädchen, augenscheinlich Statistinnen, durch die hölzerne Schranke in der Entreehalle. Sie wurden sogleich von den Herren umringt; eine Gestalt im langen Gummimantel und mit einem leichten Tuch über dem Kopf trennte sich hastig von der Gesellschaft und sprang beinah auf die Straße hinaus. Das war Ysail. Hugo eilte ihr nach.

Er überholte sie vor der Tür eines kleinen Weinrestaurants, das versteckt, eingeklemmt zwischen hohen, schwarzen Warenhäusern in einer dunkeln Passage lag. Ein einsames Licht brannte über dem hölzernen Bacchus des Schilds.

„Ysail!" keuchte er, „Ysail — kennst du mich nicht?"

Sie wandte sich um.

„Ja", erwiderte sie nur.

„Ich hab dich nicht gesehen seit dem Hagelwetter! Du sagtest, ich sollte dich bei Woßlick suchen. Ich war dort, aber du warst nicht da. Heut abend hab ich dich im Trocadero gesehen . . ."

„Ah — nun, wie finden? Ich gut sein? Schön sein? Aber Amerikaner nicht verstehen. Nicht viel klatschen für mich."

„Idioten sind es! Du warst sehr schön, Ysail. Sehr, sehr, sehr schön! — Komm, wir wollen etwas trinken und essen! Warum nicht gleich hier?"

„Hast du Geld?"

„Ja freilich — Scheine . . ."

Er lächelte.

„Gut! — — Tüchtiger Junge!"

In Lächeln und Ton lag etwas, das Hugo unverständlich war. Etwas Aufreizendes und Ermunterndes — was meinte sie wohl — was glaubte sie?

„Tüchtiger Junge!" wiederholte die Zigeunerin. „Tüchtiger Russenjunge!

Er freute sich ihrer Worte, denn sie zeigten ihm, daß sie sich wirklich seiner erinnerte.

Nordling stieß die Tür mit dem Fuß auf; eine Schelle schlug an. Es war ein ganz kleines Lokal mit Weinfässern rings an den Wänden, von einer Dachlaterne aus venezianischem Schmiedeeisen schwach erhellt. Gäste waren keine da. Ein alter Italiener mit Adlernase und graustruppigem Haar erschien.

Sie setzten sich in eine Ecke. Ysail öffnete ihren Mantel. Ihre nackten Arme schimmerten braun in dem gelblichen Licht. Um den Hals schlangen sich dreifache Ketten von Bernsteinkugeln und Silber- und Kupfermünzen.

Wein, Obst, ein Makkaronigericht und Reisklöße in Curry wurden gebracht. Ysaïl aß wie ein Vogel; den Wein rührte sie kaum an. Dann begann sie zu rauchen. Hugo, der nicht wußte, was er reden sollte, sah sie unablässig an. Sie begann zu lächeln, und nach und nach, während ihre gelben Augen sich zu schmalen, schwarzen Strichen zusammenzogen, in denen ein Goldrand glänzte, blieb dies Lächeln, wurde lieblicher, wärmer, weicher. Nordling vergaß den alten Italiener; er beugte sich über den Tisch, faßte Ysaïl bei den Schultern und zog ihren Kopf zu sich herüber. Sie spitzte den Mund mit den schmalen, violetten Lippen und küßte ihn über den Tisch weg. Es war wie das Hacken eines Vogelschnabels. Aber eine Sekunde lang hatten ihre Goldaugen gerade in die seinen geblickt, und das war gewesen, als hätte er in eine vergoldete, bis zum Rand mit schwimmendem Madeira gefüllte Schale geschaut. Die Korbflasche war erst halb geleert; aber Ysaïl wollte fort. Der Wirt empfing seine Bezahlung ohne eine Miene zu verziehen. Er war daran gewöhnt, vom Trocadero herüber wunderliche Leute zu sehen.

Ysaïl gab den Weg an. Sie schien die menschenleeren Straßen zu kennen. Durch enge, schwarze, öde Gassen wanderten sie, stiegen Stufen hinab, krochen wie Wasserratten die Quaimauern des Flusses entlang, daß das Wasser ihnen die Füße umspülte. Sie kamen unter Brücken und Viadukte, einmal gingen sie eine Zeitlang unter dem Trottoir weiter. Schließlich erblickte man den nördlichen Teil von Clarkstreet und Ysaïl blieb stehen.

„Ich soll zu Woßlick kommen," sagte sie, „aber nicht wollen. Du bist da! Komm!"

Sie wanderten weiter, westwärts, durch eine breite, aber schlecht gepflasterte Straße. Sie hielten sich im Schatten; Ysaïl preßte krampfhaft seine Hand. Wenn er ab und zu den Arm um sie schlang, fühlte er, wie ihr Körper sich unter dem Mantel wand wie eine Schlange.

Am westlichen Flußarm blieb sie stehen:

„Geh jetzt! Artiger Junge."

Hugo widersprach laut. Nein, er wollte nicht fort.

Die Zigeunerin zauderte.

„Gefährliche Gegend!" sagte sie.

„Was kümmert mich das?"

Ysaïl lächelte.

„Du kennen gefährliche Gegend?"

Er antwortete, ohne sich zu besinnen:

„Freilich. Ich liebe sie — da bin ich daheim."

„Ah!"

Sie drückte sich plötzlich eng an ihn und gab ihm rasch hintereinander ein paar hastige Küsse, Vogelküsse, die gleichsam nach seinen Lippen hackten. Aber als er sie zuletzt festhielt und es in seinen Ohren zu sausen anfing, biß sie ihn. Darauf tasteten sie sich weiter, Hand in Hand.

Es wurde ganz menschenleer und öde um sie her. Verfallene Häuser und Baracken lagen neben halbverwitterten Trottoirs, die aus verfaulten Brückenplanken zu bestehen schienen. Kieshaufen wechselten ab mit Lehmgruben, über schiefe Zäune ragten knorrige, kahle Bäume empor. Die Beleuchtung bestand aus einer Gaslaterne da und dort, deren rotes Licht wie ein Auge an irgend einer dunkeln, unheimlichen Ecke hervorstarrte. Schleichend wie Hyänen glitten Gestalten vorüber; zwischen ein paar hohen, verlassenen Kornelevatoren sah man fern die Linie der Prärie. Vom Fluß wehte der Nachtwind.

Ysaïl blieb stehen.

„Still!" flüsterte sie.

Und dann:

„Pfeif!"

Hugo pfiff.

Sie lauschten beide. Nichts war zu hören. Wenn der Pfiff ein Signal sein sollte, so wurde es jedenfalls nicht beantwortet.

„So komm denn!" sagte die Zigeunerin.

Sie gingen noch ein paar Schritte weiter; man hörte jetzt deutlich das Knistern des Präriegrases und das Geheul der Präriehunde.

Vor einem zweistockigen, von einem zerfallenen Staket umgebenen Holzhaus blieb das Mädchen stehen. Ein Pförtchen war nicht da. Als Nordling ihr durch den Gang zur Treppe folgte und zufällig zurückblickte, sah er die große Stadt in der Ferne zu den Wolken aufragen, die die Millionen Lichter von tausenden von Straßen röteten.

Ysaïl öffnete die Haustür und sie tasteten sich eine knarrende, steile Treppe hinan. Oben öffnete sie eine Tür und Hugo befand sich in einem geräumigen Gemach, in dem auf einem Tisch in der Mitte eine heruntergeschraubte Lampe brannte. Die Fenster waren von Vorhängen verdeckt. Die Zigeunerin warf den Mantel ab. Das Zimmer war dürftig möbliert und schmutzig. Die Möbel bestanden aus gewöhnlichen amerikanischen Schaukelstühlen, ein paar Sofas, einem Schrank und dem Tisch. Im Hintergrund war eine große, geschlossene Schiebetür mit doppelten Flügeln. Das Mädchen reckte die Arme hoch über den Kopf mit derselben Bewegung, mit der sie ihren Gesang begann. Sie waren schlank, wundervoll geformt. In den Armlöchern sah man den dunkeln Schatten schwarzen Haares, das im Lampenlicht glänzte.

Sie lächelte.

„Bist du zufrieden? Ysaïl müde! Jetzt geh!"

„Den ganzen Weg soll ich zurückgehen? Darf ich nicht da bleiben?"

Sie lachte leise. „Unmöglich. Nicht jetzt. Ein andermal vielleicht. Wenn du tüchtiger Junge bist und Ysaïl schönes Geschenk bringst — wenn du Geld hast."

Hugo ging nach der Tür. Ihm war, als rühre sich drinnen jemand. Ysaïl sprang vor und breitete die Arme aus. Sie stampfte mit dem Fuß:

„Geh — geh — geh!"

„Wer wohnt da drin?"

„Consuelo."

Nordling zuckte zusammen.

„Was?" stammelte er, „Consuelo?"

„Freilich. Consuelo und Miriam und Myrrha und Ysaïl."

Der Schwede starrte sie an.

„Consuelo und Miriam und Myrrha und Ysaïl!" wiederholte er verwirrt.

„Ja. Nächstesmal sollst du sie alle sehen. Aber keine so schön wie Ysaïl."

Hugo betrachtete die Tür. Es war ein seltsamer Anblick, ein Nachtgesicht. Die hohe Doppeltür, vor ihr das Mädchen, phantastisch gekleidet, halb nackt, braun, mit ausgebreiteten Armen, die Augen wie Bernstein funkelnd, die Münzen an dem schlanken, kräftig geschwungenen Hals. Eine Angst überkam ihn.

„Muß ich gehen, Ysaïl?"

„Ja, ja!"

Sie machte einen Satz wie eine Katze und sprang auf Hugo zu, schlang die Arme um ihn und schob ihn rückwärts. Von draußen, weit hinten, hörte man einen Pfiff.

„Schnell! — du sollst viele Küsse haben — Ysaïl dein — immer bei Woßlick nach Trocadero — schnell."

Sie sprach hastig, ihre Zunge überstürzte sich und sie mengte Worte einer fremden Sprache dazwischen.

Hugo küßte sie heftig und begann, sich die dunkle Treppe hinunterzutasten. Das letzte, was er sah, eh Ysaïl hinter ihm zumachte, war nicht das Mädchen, sondern die Tür im Hintergrund, deren geschlossene Hälften sich sachte zu einem schmalen Spalt auseinanderschoben, der in Feuer und Purpur aufglänzte.

Draußen begann Nordling zu springen. Er folgte keinem Weg, sondern sprang, als wenn er verfolgt würde, instinktiv dem Osten zu. Sein Herz hämmerte, seine Schläfen klopften, die Milz brannte, vor seinen Augen schwammen Schatten und um die Ohren sauste es wie Fledermausschwingen. Er stolperte über Steine und Holzklötze, taumelte in Gräben und Wagengeleise. Keuchend erreichte er schließlich Clarkstreet. Da wandte er sich um. Die Querstraße, aus der er kam, lag dunkel und endlos hinter ihm; es sah aus, als würde sie ganz in der Ferne zu einer hohen, geschlossenen Tür.

Das Märchen von der kleinen Lisa

An einem dunkeln Oktobertag saß Hugo Nordling einsam in Mrs. Ostroems Wohnzimmer. Er saß im Orgelsofa und starrte schwermütig und müde in das schwarze, leere Kamin, dessen Sims mit allerlei Scheußlichkeiten in Gips, Porzellan, Papiermaché und Wachs angefüllt war.

Den ganzen Tag war er in Fabrikkontoren, Ingenieurwerkstätten, Schmelz-

werken, allen nur erdenklichen Anstalten und Maschinenwerkstätten herumgelaufen. Er war zu Pullmann hinausgefahren, in die Abteilung des Wagnerwerks, zu Deerings Werkzeugfabriken, nach der Illinois Steel Co. Er hatte Plätze und Stadtteile aufgesucht, wo er noch nie gewesen war, und sein letzter Dollar war für Straßenbahnbillets draufgegangen. Vergebens! Überall die gewöhnliche Phrase vom Wiederkommen! Und doch sah es gar nicht so aus, als sollte es diesen Winter an Arbeit fehlen. Aber alles hing von der Präsidentenwahl ab. Siegten die Republikaner, so durfte man überall auf Arbeit rechnen, Zeichner zu hunderten würden dann angestellt werden. Gewannen aber die Demokraten, so wurden die Werke geschlossen.

„Welch ein Land! was fang ich an!" seufzte Nordling.

Er konnte nicht darauf rechnen, daß er noch länger bei Ostroems bleiben durfte.

Mr. Ostroem hatte eine geheimnisvolle Anstellung als eine Art Billetverkäufer in einem Kontor in der Stadt gefunden. Was es für ein Kontor war, darüber äußerte er sich nicht — es sei strengstens verboten, sagte er. Er behauptete, es handele sich um eine Erfindung. — Seit wann man denn zu einer Erfindung Billets verkaufe? — Well — mja — das war ja eben die Geschichte — aber er durfte es nicht verraten! Tatsache war jedenfalls, daß er Geld hatte. Hugo nahm an, er verkaufe möglicherweise Lose auf dem Geheim-Bureau der verbotenen Louisiana State Lottery oder treibe noch etwas Schlimmeres.

Aber die Einnahme, mochte sie nun kommen, woher sie wollte, machte ihn unabhängig von seiner Frau. Und mehr als je war er jetzt der schöne Haustyrann. Eines Tages verkündete er, daß eine Kollegin — jung und schön, wie er sogleich hinzufügte — in ihr Logierhaus übersiedeln würde. Mrs. Ostroems Entsetzen war grenzenlos. Aber Mr. Ostroem erklärte, wenn für sie nicht Platz geschafft würde, ziehe er aus. Und überhaupt sollte man ihm lieber dankbar sein dafür, daß er versuchte, zahlungsfähige Gäste ins Haus zu bringen statt der stellenlosen Tagdiebe, die sich da herumtrieben. Es gab keinen Pardon mehr — Nordling mußte ausziehen. Er war zufällig der einzige, der eben nicht bezahlen konnte, sein kleines Zimmer das einzige, das in Frage kam. Außerdem lag es ein Stockwerk höher als das des Herrn. Auch sonst gab es allerhand Trauriges. Die Kleine der schwedischen Tänzerin war schwer krank. Das Geräusch ihres Hustens klang nachts durchs ganze Haus, so daß Hugo oft vor Schmerz und Mitleid stöhnte. Für ihn gab es nichts Grausameres, als das Leiden eines Kindes; das war für ihn das Ungerechteste in der ganzen Schöpfung. Alles andere hätte er in seinem augenblicklichen Zustand kaltblütig ertragen können, aber ein Weinen, ein einziges Aufschluchzen eines kleinen, schwachen Wesens war ihm qualvoll und unerträglich. Er hatte anfänglich versucht, sich zu der Kleinen ans Bett zu setzen und ihr Märchen zu erzählen; aber als die kleine Brust mit jedem Tag mehr rasselte und röchelte und kämpfte und die Augen immer größer und fieberglänzender wurden in dem kleinen, weißen Gesichtchen, an dessen kalter, bleicher Stirn die goldenen Löckchen klebten, mußte er

es aufgeben. Wenn er die kleinen, abgezehrten Händchen über die schäbige Decke tasten sah, den tödlichen Husten hörte und seine ganze entsetzliche Hilflosigkeit fühlte, kam er ganz außer sich und stürzte so rasch wie möglich aus dem Zimmer, um die Flüche und Verwünschungen, die ihm auf den Lippen brannten, zu ersticken. Die Mutter, das arme, kleine Straßenmädchen, war in Verzweiflung. Weit davon entfernt, des Kindes Hingang als etwas, was für sie beide ja zweifellos das beste war, zu wünschen, sah sie aus, als hinge ihr eigenes Leben von dem der kleinen Lisa ab. Jeden Abend tanzte sie bei Mc Vicker in Ali Baba und die vierzig Räuber; aber daß, wie früher, der Vorstellung noch ein Nachspiel folgte, das kam jetzt nie mehr vor. Sie wachte die ganze Nacht am Bett der Kleinen.

Eines Tages bekam sie vor Kummer und Trauer im Speisesaal einen hysterischen Anfall. Mr. Harden, der Amerikaner und vornehmste Pensionär, hatte bei dieser Gelegenheit — mit feiner Ironie auf allerhand Mißstände des Hauses anspielend — zu der weinenden Mrs. Ostroem gesagt:

„Daß dies ein Armenhaus und ein Spital ist, das weiß ich ja längst. Auch daß es ein Bordell werden soll. Wird es aber noch obendrein ein Narrenhaus, da möcht ich doch lieber ausziehen . . ."

Hugo starrte auf die Möbel des Salons. In der Dämmerung sahen sie aus wie mißgestaltete Tiere. Die Fransen, Plüschfetzen und Spitzen der Draperien glichen den Schwänzen und Lappen abgezogener, zum Trocknen aufgehängter Häute. Drunten in der Küche zankte die Alte mit dem neuen Mädchen. Sie antwortete ihr durch das bissige Ersuchen, sie vor dem Herrn zu schützen. Er hätte in der vorigen Nacht den Versuch gemacht, in ihr Zimmer einzudringen. Ein ganzer Orkan brach jetzt los. Die Kupferkessel schrillten Streitfanfaren, Türen krachten wie Kanonenschüsse. Statt des Kohldampfs drang der Rauch von ranzigem Fett durch das Treppenhaus und in den Salon. Durch die dünnen Wände hörte man Lisas entsetzliche Hustenanfälle.

Nordling hörte apathisch zu. Was für ein Elend! Und Ysail — seit der Trocaderonacht hatte er sie nicht mehr gesehen. Manchmal glaubte er fast, sie sei nur ein Hirngespinst. Ein paarmal abends war er zu Woßlick gegangen und hatte dort bei einem Glas Bier sein Gratisnachtessen verzehrt. Aber sie war nie da. Auch nicht im Trocadero. Nach ein paar Tagen hatte sie ihr Auftreten plötzlich eingestellt und keinem Menschen gesagt, wohin sie ging. Niemand wußte etwas von ihr.

Wer ist sie? dachte Nordling zum hundertstenmal. Und er versuchte wieder, den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, zu analysieren.

Liebte er sie? Ja — nein — doch — nein! Er fühlte nur eine ganz wahnsinnige Leidenschaft in sich wachsen und wie mit blauglühenden Wogen ihn durchfluten, so oft er an sie dachte. Sie war die Verkörperung alles Weiblich-Mystischen, das er sich überhaupt denken konnte, und zugleich das Phantastisch-Künstlerischste, was er je erträumt hatte. Das war's, darin lag es: Die Mystik, das

Weib! Aber wie sollte sich z. B. ein Verhältnis zwischen ihnen gestalten? Selbst wenn er das beste voraussetzte, ein Einkommen, Geld — heiraten konnten sie ja doch nicht. Auch zur Geliebten taugte der seltsame Nachtschmetterling nicht — sie konnten sich ja kaum in derselben Sprache unterhalten. Und in ihrem ganzen Benehmen lag ebensoviel plötzliche Kälte wie impulsive Wärme. Und überhaupt — wo war sie? Wahrscheinlich würde er sie nie mehr sehen. Wieder sah er jede Einzelheit ihrer beiden kurzen Begegnungen. Wie sie unter der Gewitterwolke daherkam wie eine Sturmschwalbe und in den Haufen der Unglücklichen, Ausgestoßenen geweht wurde, wie er ihr in die Nacht hinaus folgte und wie die geheimnisvolle Tür seine Hoffnungen narrte. — Sie ward ihm mehr und mehr ein Symbol, und in dem überspannten Zustand, in den Nordling durch das Leben der letzten Monate geraten war, war er geneigt, das ganze für einen prophetischen Traum, eine Phantasie zu halten.

„Sie ist eine Offenbarung, eine Halluzination — und ich — ich eß ganz einfach zu wenig . . ."

Die Salontür wurde aufgerissen und die Wirtin trat ein. Ihre Altfrauenwangen waren glühendheiß, die kleine Nase brannte wie eine Kohle und die Augen waren rot vom Weinen. Ein paar graue Wische flatterten unter der schwarzen, fettigen Spitzenrosette auf ihrem Haar.

„Ach Gott, Mister Nordling, ach, ach, ach — Miß Mauds Kleine stirbt — und die Person ist gar nicht zu Haus — und Mister Harden — ach, ach, ach — und Ostroem — der Jammer! — will fort!"

Hugo wurde plötzlich wach. Seine Psalphantasien schwanden wie Wolken vor dem Wind. Er sah nur noch Chicago, die Stadt ohne Märchen, der die lebendige Wirklichkeit zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ihre Geschichte aufstempelte, stärker, wunderbarer, grausamer als der illustrierte Schatz der Kindheitsbibliothek . . .

Er erhob sich aus der Orgel.

„Ein Arzt — haben Sie nicht —"

„Doch, certainly, doch — aber Doktor Frick ist nicht daheim — soll man einen Amerikaner holen?"

„Natürlich, unter allen Umständen, Mrs. Ostroem . . ."

Die Alte rief ein paar Befehle über die Treppe hinunter. Im Parterre schlug eine Tür zu.

„Wie ich hineinkam, lag das kleine Ding da und war schon ganz blau im Gesicht — sie erstickt ganz sicher — — —"

Hugo unterbrach sie. Ihm brach der kalte Schweiß aus vor ohnmächtigem Mitleid und vor Verzweiflung.

„Beste Mrs. Ostroem, seien Sie still! Wenn ich zu Mac Vickers hinunterliefe — was meinen Sie?"

„Yes, yes — aber erst müssen Sie hören, was Doktor Smith sagt — er wohnt Ecke Chestnut und Dearborn —"

„Freilich — natürlich — certainly —"

Es klingelte.

Hugo eilte hinaus und öffnete die Haustür. Auf der Staffel schwankte eine unrasierte, schlumpige, schwarzgekleidete Gestalt hin und her. In der Hand hatte sie eine längliche, abgeschabte Ledertasche. Sie lallte:

„As — as — as long as — as there's — life — hick! — you know, there is — there's hope — hick! — you know . . ."

Das war Dr. Smith.

Er versuchte die Treppe hinaufzueilen, stolperte aber. Als er endlich oben war, wäre er fast gefallen. Er roch nach Karbol und Whisky.

„Excuse me," stammelte er, „aber business is business. Ich kenne das Haus hier nicht. Wer — wer bezahlt mich für meine Dienste?"

Nordling bebte wie im Frost.

„Doktor," sagte er, „das Haus gehört uns."

„So, so — natürlich — freilich. Well, Sie verstehen, Sir, ich habe zwei Jahre studieren müssen, auf mein Examen — zwei Jahre, Sir, eh ich meinen Doktor in Wisconsin machte . . . Es ist eine lange Zeit für einen armen Mann. Vorher war ich bloß ein einfacher Barbier. Aber die Arbeit ist's, Sir, die unserer Nation ihre Größe verleiht. Unser stolzer Adler wird stets seine Schwingen über das Sternenbanner breiten — — — über ein Volk von freien Söhnen, Sir! Meine Taxe ist nur fünf Dollar, Sir. Es ist ja bloß ein Kind. Im übrigen bin ich Chirurg, Sir, Chirurg — Spezialist in venerischen Krankheiten . . ."

Hugo schauderte. Er überlegte, ob er den betrunkenen Pfuscher hineinlassen oder ihn auf die Straße werfen sollte. Aber da kam schon Mrs. Ostroem und bat den Doktor einzutreten.

Er trat ans Bett, auf dem die kleine Lisa im Sterben lag. Ihre Augen waren schon blicklos — wie die eines toten Vögelchens. Die kleinen, bleichen Lippen waren halbgeöffnet. Die goldenen Haarsträhne waren feucht von Schweiß und lagen wie abgebrochene Blumenstengel auf dem schmutziggrauen Kissen.

Dr. Smith schlug die Decke zurück und entblößte den ausgemergelten kleinen Körper. Hugo war es, als wäre er Zeuge eines Schändungsversuchs. Frau Ostroem begann zu schluchzen. An der Tür drängten sich die Mädchen zusammen.

„Haben Sie Whisky im Haus?" fragte der Arzt.

„Wozu?" fragte Nordling scharf.

„Wozu? Um es dem kleinen Kadaver einzugeben und sie damit zu reiben, natürlich. Solang noch Leben ist, ist auch noch Hoffnung."

Er öffnete sein Lederfutteral. Es enthielt Scheren, Zangen, Lanzetten und Messer. Sie waren ungereinigt, auf einzelnen waren Blutspuren, andere sahen aus, als wären sie mit Eiter überzogen, viele waren verrostet. Vor Hugos Augen flammte es rot. Er klappte das Schloß des Futterals mit einem Knall zu.

„Hinaus!" sagte er, auf die Tür weisend. „Hinaus! Sie sind betrunken!"

„Sir!" rief Smith, „sind Sie verrückt? Sie — Sie — Sie Schwede! Verdammter Schwede —"

Nordlings Hirn glühte. Er stürzte sich auf den Amerikaner, packte ihn an der Gurgel und drängte ihn rücklings zur Tür hinaus, in den Vorraum, die Treppe hinunter und warf ihn über die Staffel auf die Straße.

Smith lag auf dem Trottoir. Den Instrumentenkasten stieß Nordling mit dem Fuß hinter ihm drein. Dann eilte er selber hinunter.

Der Doktor hatte sich nicht verletzt. Seine Augen tränten vor Schreck und er lallte:

„So lang noch Leben ist . . ."

Der Schwede wußte nicht mehr, was er tat. Er packte Smith aufs neue an der Gurgel, riß ihn empor und hielt ihn gegen einen Kastanienbaum, den Kopf hart gegen den Stamm drückend.

„Sie sind gar kein Doktor", zischte er. „Ein Schwindler sind Sie, ein Mörder!"

Er schüttelte ihn ungestüm. Er fühlte die Kraft eines Riesen in seinen Muskeln. Mit den Zähnen knirschend brüllte er:

„Nehmen Sie sich in acht! Morgen zeig ich Sie an — ich kenne Dutzende von Ärzten . . ."

„Lassen Sie mich los!" röchelte Smith. „Lassen Sie mich los, um Gotteswillen — ich bitte Sie um Entschuldigung — ich bin ein armer Mann — ich bin Spezialist."

Hugo ließ ihn los. Smith taumelte davon. Die Tasche lag auf dem Trottoir.

„He!" schrie Nordling, „kommen Sie zurück!"

Der Doktor tat, als höre er nicht.

Mit einem Fluch sprang ihm der Schwede nach und packte ihn an den Schultern. Smith wurde ganz weiß vor Schreck:

„Herrgott, Mensch, wollen Sie mich denn umbringen?"

„Zurück, sag ich! Holen Sie Ihre Tasche und nehmen Sie sie mit!"

Demütig wie ein Hund gehorchte Smith. Darauf machte er einen großen Bogen über die Straße und verschwand in der Dämmerung.

Nordling stand einen Augenblick wie betäubt. Er vermochte nicht klar zu denken. Dann hörte er Frau Ostroem weinen und die Mädchen auf der Treppe laut jammern. Er ging hinein.

„Mrs. Ostroem," sagte er ruhig, „haben Sie keine Angst! Sie werden keine Unannehmlichkeiten haben. Ich gehe jetzt und hole Miß Maud."

Er wandte sich um und ging Clarkstreet zu. Er war jetzt wieder vollkommen ruhig, obgleich er ein Gefühl hatte, als wimmelten tausende von Ameisen unter seiner Hirnschale. Der Ausbruch war eine ganz natürliche Reaktion gewesen und galt weniger Smith als der ganzen Hungerperiode, die er in dem neuen Land hatte durchmachen müssen. Er lächelte:

„Ich fang an, Amerikaner zu werden!"

Als er an die Ecke kam, wo der Dattelverkäufer mit seinem Karren stand, fiel ihm ein, daß er kein Geld hatte. Aber er brachte es nicht über sich, umzukehren und von der Alten zu entlehnen.

Ich muß eben gehen, dachte er, recht rasch gehen, statt zu fahren. Und er begann zu laufen.

Ohne etwas von den Häusern und Leuten um sich her zu sehen, erreichte er die Brücke und eilte in die Stadt. An der Ecke der Monroestreet wandte er sich nach links. Da lag Mc Vickers' großes Theater. Die elektrischen Lichtschilder strahlten über kolossalen Plakaten mit farbenprächtigen Szenen aus der Pantomime Ali Baba und die vierzig Räuber.

Er bog in die nächste Seitengasse ein. Hier mußte der Bühneneingang sein. Weit hinten brannte eine Glühlampe. Auf einem langen Karren, der vor einer ziemlich breiten Seitentür stand, lagen Kulissen aufgehäuft. Hugo trat ein. Niemand war zu sehen. Er ging einen steilen von Gasflammen, die orangerot in ihrem Drahtnetz brannten, erleuchteten Gang hinauf, und gelangte auf einen Hof. Ein paar Glastüren führten hinaus. Er stieß die eine auf und es entstand ein heftiger Luftzug, der die Tür wieder zuschlug. Jetzt hörte Nordling Schritte und wandte sich um. Da sah er eine kleine, schwarze Wachstuchtür, die sich neben ihm sachte in ihren Angeln drehte. Er zwängte sich hindurch und befand sich im Aufgang zur Bühne. Eine breite Treppe von wenigen Stufen führte zu den Garderoben und dem Bühnenraum.

Nordling zauderte. Der Vorhang mußte eben erst nach einem Aktschluß gefallen sein; er hörte noch einen verklingenden Lärm von Händeklatschen und das Orchester begann mit der Zwischenaktsmusik. Er beschloß, einen Versuch zu machen.

Langsam stieg er die breite Treppe hinauf. Über sich hörte er lachende und kichernde Mädchenstimmen. Hinter einer Tür war eine zweite kurze Treppe. Er sah jetzt, daß er sich auf einer Art Podium aus Holz befand und wollte weitergehen.

Aber am Eingang versperrte ihm ein Mann in unsauberem Rock und Beinkleidern, die mit Sägmehl bestaubt waren, den Weg. Das Groteske im Anzug des Mannes wurde noch erhöht durch eine rotgeschminkte Stumpfnase, die wie Zinnober leuchtete und durch ein gewöhnliches, graubraunes wollenes Wams, das an Stelle des gestärkten Hemdes aus dem Ausschnitt der Weste hervorsah.

„Was wollen Sie?" rief der Mann — man hörte an seiner Aussprache, daß es ein Irländer war — „hier darf niemand herein. Oder sind Sie der Photograph?"

Hugo starrte die Treppe hinauf. Hinter dem Rücken des kleinen komischen Mannes flutete ein breiter Lichtstrom. Er schnitt das staubdicke Dunkel in scharfem Winkel, ungefähr von der Schulter bis zum Fußboden, wo er einen Kreis bildete. Auch das Holzgestell vor der Bühnentür war noch teilweise von der glänzenden

Flut erleuchtet. Seltsame Apparate aus Messing und Nickel schimmerten wie frischpoliert in dem mondscheinähnlichen Licht. Einige sahen aus wie Krähne, andere wie Hebel. Gewöhnliche Seile, Drahtseile, Taue, Stricke und dünne Drähte linierten das Rechteck des inneren Türrahmens.

„Na, zum Henker, was ins Kuckucks —", sprudelte der Mann heftig hervor, „Ich möchte — ich möchte Maud sprechen."

„Maud? Maud ist ganz hinten. Halt, so warten Sie doch ein bißchen!"

Hugo begann die Treppe hinaufzusteigen.

„Hören Sie," sagte er, „ich bin ihr — ihr Freund — Sie verstehen? Wir wohnen im selben Haus. Ihr Kind liegt im Sterben."

Der Irländer trat einen Schritt zurück, vielleicht vor Nordlings kräftigerem Wuchs, vielleicht auch vor dem Ernst in seiner Stimme; jedenfalls sah er aus, als glaube er einen Verrückten vor sich zu sehen.

„Welche Maud meinen Sie denn?" fragte er in verändertem Ton.

Hugo schwieg. Ja, wie hieß sie eigentlich, die schwedische Straßendirne, die — auf ein zufälliges Engagement von wenigen Cents hin — abends unter hundert andern Unglücklichen — vermutlich in der hintersten Reihe — in einem glänzenden Theater der Hauptstadt des Westens tanzte? Maud, das hatte sie ihm an jenem Märchenabend gesagt; aber die alte Mrs. Ostroem nannte sie Lisa. Lisa, die Schwedin — warum auch nicht?

Laut sagte er:

„Sie nennt sich Maud, aber —"

Der Kleine unterbrach ihn:

„Wir haben hier nur eine Maud: Maud Williams, die Sängerin. Und die kann es doch wohl nicht sein?"

Er lächelte, aber gar nicht boshaft, während sein Blick Hugos abgerissenen Anzug überflog.

Nordling errötete unwillkürlich.

„Nein, natürlich nicht. Aber — aber sie heißt auch Lisa."

Der Irländer schüttelte den Kopf:

„Weiß nicht . . ."

„Sie ist bloß Statistin — aushilfsweise — sie ist Schwedin."

„Ah!"

Ein neuer Ausdruck kam in das Clowngesicht. Ein Ausdruck von Resignation und Schmerz, aber ein Ausdruck ohne die gewaltsame Übertreibung, als gehörte auch dies Mienenspiel zu seinen abgedroschenen und einstudierten Grimassen. Als Hugo jedoch etwas verwundert die Augen aufriß, verschwand der Schimmer des Verständnisses wieder und dasselbe gleichgültige, schlaffe und harte Gesicht begegnete seinem Blick.

„Schwedin!" sagte der Schauspieler, „so — Schwedin. Tja, lieber Freund, die ist — die ist fort."

„Fort?"

Wieder kam das unergründliche Etwas in das Affengesicht. Und als Nordling ihn jetzt ansah, erkannte er den Ausdruck plötzlich wieder. Es war nicht der Reflex vom elektrischen Scheinwerfer, es war auch nicht der Wiederschein irgendwelchen Sympathiegefühls, einer inneren Wärme, die ein paar Minuten lang die Maske ihm gegenüber mit echter Schminke färbte. Nein — es war derselbe flüchtige Ausdruck von krampfhaftem Nachdenken, von Angst, von Bruderssehnsucht, den er in der Gewitternacht in dem Keller in Clarkstreet in dem dunkeln Gesicht der Zigeunerin und einen Augenblick lang in der Mondnacht draußen vor der Villa des schlaflosen Millionärs am Michigansee in dem mürrischen Gesicht des Schutzmanns wahrgenommen hatte. Die plötzliche Offenbarung der Hilflosigkeit vor einem großen Rätsel, das Tasten nach einer Bruderhand im Dunkel — dies etwas, das die Züge nicht imstand waren zu verbergen, wie erstarrt sie auch sein mochten.

Aber diese Reflexionen währten nur wenige Sekunden, wie auch das Mienenspiel des andern ebenso rasch vorüber war. Über ihren Köpfen zischte es, das Licht wechselte, verdunkelte sich, strahlte mit erneuter Stärke auf und fiel dann wieder wie zuvor, bloß um Haaresbreite von seiner vorigen Stelle gerückt, in einem kreisrunden weißen Fleck auf die staubigen Dielen des Fußbodens.

„Ja, ja", sagte der Irländer. „Die ist fort. — Ich selber habe ja damit überhaupt nichts zu schaffen — ich bin bloß Komödiant, ein Akrobat, der im Affenkostüm seine Purzelbäume schlägt — so wie sie nur eine kleine Tänzerin war. Na, sie sagte ja, sie käme von der Royal Opera in Stockholm — Well, well. Aber man darf ruhig sagen — sie konnte nichts — buchstäblich gar nichts! Heut abend kam's zum Krach — die Pantomime geht so wie so nicht mehr besonders, und unser Stagemanager ist brutal. Ihren Wochenlohn hatte die Schwedin schon im voraus bekommen und hatte außerdem noch ein paar kleine Schulden. Na, sie und noch etwa zehn mit ihr mußten fort. Good-bye. Na —?"

Er machte eine gleichgültige Bewegung mit den Händen, zuckte die Achseln und kniff die Augen zusammen.

„Ja," sagte Hugo „ich kenne das Mädchen kaum; und ich bin nicht ihr Liebhaber. Aber, wie gesagt, ihr kleines Kind liegt im Sterben . . ."

Er dachte an den Ausdruck „nur eine kleine Tänzerin". Und das erweckte eine Ideenverbindung in ihm . . Die Degasausstellung im Art Institute fiel ihm ein, in der neben den seltenen Werken des Meisters auch einige seiner Kohlenstudien hingen. Es war eine ganz kleine Zeichnung — ein Mädchen, knochig, hager, ausgehungert, übertrainiert: eine Balletteuse, aber ohne Rampenlichter, ohne den Firnis von Puder und Schminke, ohne den Schimmer des Flitters. Keuchend bückt sie sich in einer Ecke der Kulisse und schnürt die Kreuzbänder an ihren Schuhen über dem Spann. Wie häßlich, wie eckig, wie müde sie war mit ihren spitzen Ellbogen und steifen, unschönen Waden! Ein Straßenkind — aus dem Schmutz der Gosse — ein — nur eine kleine Tänzerin!

Eine elektrische Klingel ertönte, so scharf, daß die beiden zusammenfuhren. Fast gleichzeitig hörte man eine schrille Stimme etwas rufen, darauf ertönte kräftiges Händeklatschen und eine des Befehlens gewöhnte Stimme hielt in herrischem Kommandoton eine lange Tirade. Sie schien direkt über ihren Köpfen zu sprechen.

Der Komödiant richtete sich auf.

„Ja, ja," sagte er, „o yes — ich verstehe."

Er nickte.

Nordling sah, wie zu beiden Seiten der rotgeschminkten Nase Tränen herabrollten. Und er hörte, wie der Clown heiser und undeutlich murmelte:

„Ich war auch einmal — es ist lang her — in Dublin — in eine Tänzerin verliebt. Ja, ja — damals — lebte ich von ihr — Poor girl — sie ist tot jetzt. Maggie hieß sie."

„Er glaubt mir nicht", murmelte Hugo.

Laut sagte er:

„Na, denn vielen Dank! Adieu!"

„Muß mich ankleiden," rief der Irländer in seinem vorigen Ton zurück, „Affe — Purzelbäume —"

Und er verschwand mitten in der schrägstrahlenden Lichtflut, die seinen Schatten einzusaugen, zu verzehren, zu verbrennen schien.

Während Nordling den steilen Gang hinabging, dessen Gasflammen in ihren Drahtgloben im Luftzug flackerten, stimmte drin das Orchester einen lärmenden Sousamarsch an. Die Töne drangen bis hinaus in die Gasse, die jetzt dunkelblau dalag. Eigentlich hörte man nur das Stampfen des Rhythmus, der von dröhnenden Trompeten, Trommeln und Triangeln markiert wurde.

Müde wanderte Hugo heimwärts. Es war ein kühler Abend mit klarem Himmel, der Wind kam von Norden und hatte die Wolken über den Michigansee getrieben. Die Sterne leuchteten kalt und hell. Sicher kam der Winter dies Jahr früh.

Hugo fror bei dem Gedanken.

„Wenn ich in vierzehn Tagen nicht Arbeit habe, so geh ich fort — landeinwärts — mag's dann gehen wie's will. Das ist dann natürlich der Tod."

Über die Brücke. Die lange Straße hinauf. Vor Woßlick hemmte er den Schritt, ging aber gleich wieder weiter. Fast wäre er der Versuchung erlegen, einzutreten und sich ein Glas Whisky auf Kredit geben zu lassen.

„Wenn dann O'Neill käme," dachte er, „würd ich mich mit ihm betrinken, so betrinken, daß wir beide gleich verrückt wären!"

Endlich Chestnutstreet. Er schlich sich vors Haus. Die Eßzimmerfenster waren erleuchtet, drinnen war es ganz voll von Gästen. Er blickte nach der Tür: richtig, da hing am Griff schon ein kleiner Kranz mit großer Rosette und langen Bändern. Sie waren weiß, zum Zeichen, daß ein Kind gestorben war. Hugo fragte sich, ob sie nicht bald auch ein paar lange schwarze Florenden da heraushängen

müßten, die kündeten, daß ein Erwachsener, daß die Mutter dem Kind gefolgt war.

„Wo mag sie sein?"

Halblaut wiederholte er diese Frage im Vorzimmer, in dem es dunkel war. Da kam die alte Frau Ostroem auf ihn zu. Er sah im Schein der Straßenlaterne, daß sie schwarz gekleidet war. Das rührte ihn.

Die Alte schluchzte:

„Sie ist dagewesen, die arme Person! Armes, armes Ding, das ist freilich traurig für sie. Jetzt ist sie ganz einsam, die Kleine. Und dazu nichts als das nackte Elend. Sie hat nicht einmal geweint — ist das nicht sonderbar? Sie stand nur ganz still und sah die kleine Leiche an, Mr. Nordling. Dann gab sie mir zehn Dollars und ging fort. Aber zehn Minuten darauf kam Linn, der Leichenbesorger, Sie wissen, der das Begräbnisbureau in Clarkstreet hat, und machte das Band an die Tür, wie das so der Brauch ist. Sie war bei ihm gewesen und hatte einen Eichensarg bestellt und alles. Und auch bezahlt und alles. Ach lieber Gott, ja. Wenn sie sich bloß kein Leids antut."

Jemand schrie von der Küche etwas herauf. Die Suppe war abgetragen, Mrs. Ostroem mußte hinunter.

Hugo ging auf sein kleines Zimmer. Er mochte nicht essen. Mochte gar nichts. Ohne sich auszukleiden legte er sich gradausgestreckt aufs Bett und starrte ins Dunkel. Ein Netzschattenspiel vom Fenster tanzte auf der weißgestrichenen Decke. Es sah aus wie kleine schwarze Schmetterlinge auf lichtem Grund. Die Straßenlaterne warf das Lichtspiel durch den alten Baum am Zaun über den Hof. Hugo starrte, starrte ... Er wünschte, auch er wäre, wie die kleine Laisa im Zimmer unter ihm, fort für immer.

Lisa, die Schwedin, aber, die kleine Tänzerin, ging mittlerweile einsam durch eine Gasse, die zur Flußmündung führte.

Sie war müde bis zum Tod; ihr Kopf war ihr so leer. Und doch lag ein Lächeln um die Lippen, auf denen noch Schminke und Puder saßen. Ihre Augen blickten gradaus; die Pupillen glichen zwei reglosen Punkten.

Als sie zu dem hohen Quai kam, der hier in gleicher Höhe mit den Geländern der Brücken lief, suchte sie sich eine Stelle aus, wo sie an den schräglaufenden Seiten hinunterklettern konnte. Sie fand eine schmale Öffnung hinter einem großen Warenhaus; und vorsichtig hinabklimmend und sich an den großen Pfählen haltend, die wie Maste aus dem Sand aufragten und das ganze Flußbett bis hinab zum Wasser einhegten, gelangte sie endlich zum See.

Die Sonne war untergegangen; es war dunkel. Große Wolkenbänke standen hochgetürmt über dem Michigan hinter der Mole, deren rotes Leuchtfeuer von den schwarzblauen Wogen zurückblinkte. Weiter westwärts waren die Wolken von roten und goldenen Streifen durchzogen. Vom äußersten Quaiende jenseits des Flußarmes, wo die großen Handelshäuser, die Obstbazare und das Fischviertel lagen, strömte blendend das elektrische Licht herüber.

Lisa ging hinunter ans Wasser. Sie ging ins Wasser hinaus. Es umspülte ihre Schuhe.

Sie stand zwischen zwei Kohlenkähnen. Das Wasser, ölig und schlammig, wiegte allerlei Schmutz und Unreinlichkeit. Alles Erdenkliche war da, von toten Ratten bis zu Apfelsinen- und Bananenschalen. Korke, Spähne, Papier, alles, was eine große Stadt täglich von sich gibt.

Aber Lisa merkte den Gestank nicht, sah nicht den Schmutz, den weggeworfenen, verbrauchten Abfall und Plunder, den die Flut wiegte. Sie dachte an ein Märchen.

Das Märchen vom Däumelischen. Von der kleinen Lisa, die in die Fremde fuhr auf einem großen Seerosenblatt, und auf all die bösen, häßlichen Kröten stieß, und die vor Kälte zitterte und vor Hunger und Müdigkeit zusammenbrach. Und die doch zuletzt in des Prinzen Schloß kam und weiße Schwingen bekam und einzog zu Glückseligkeit und Herrlichkeit.

Die Tänzerin ging weiter. Das Wasser reichte ihr bis über die Hüften und fing an, ihre Röcke niederzuziehen.

Die Glocken von Notre Dame, der katholischen Kirche in Rushstreet, begannen plötzlich zu läuten. Der Lichtschein von den Hallen fiel jetzt quer über den Fluß klar und deutlich auf das Straßenmädchen.

Und in seinem Spiel verwandelte sich alles. Das Wasser leuchtete wie Smaragd. Die Bananenschalen wurden zu goldglänzenden Booten, ganzen Flotten, die auszogen, um die Prinzessin zu holen. Der Himmel flammte im Sonnenuntergang, das Licht des Leuchtturms strahlte wie ein Stern und kleine Silberbänder schienen sich über das Wasser zu flechten, um die Erwartete zu empfangen.

Sie faltete die Hände, preßte sie fest gegen die Brust und ließ sich vornüber fallen.

Die mehr und mehr sich erweiternden Ringe des schmutzigen Wassers schimmerten in Regenbogenfarben, schlangen sich zu Vergißmeinnichtkränzen, aus denen kleine Arme winkten und Kinderaugen funkelten; alle Sterne strahlten, alle Lichter leuchteten und alle Glocken klangen und sangen an dem Abend, an dem Klein-Lisa in ihres Märchens Himmelreich einging.

(Schluß folgt)

Totenherrschaft/ von Hermann Graf Keyserling

inem wunderlichen Verhältnisse begegnen wir allerwegen: daß die Toten für den Menschen mehr Aktualität besitzen, als die Lebendigen. Zwar findet es nicht überall in einem bestimmten Glaubenssatze Ausdruck; doch gilt es überall mit gleicher Kraft, unter uns Modernen gerade so gut wie bei Hellas' Urbewohnern und den pietätvollen Ostasiaten. Der Ahnenkult ist eine allgemeinmenschliche Eigentümlichkeit.

Ich brauche wohl keine Auseinandersetzung der religionsgeschichtlichen Tatsachen zu geben: jedem Gebildeten sind sie bekannt. Für unsere Zwecke wesentlich ist nur der durchgehende Grundzug, daß den Verstorbenen überall in gewisser Hinsicht größere Bedeutung beigemessen wird, als den Lebenden. So erschöpfte sich des Ägypters Phantasie in der Verehrung und Pflege der Abgeschiedenen; so war die ganze Religion wie die gesamte Politik der ältesten Griechen und Römer im Kulte der Vorfahren begründet; so fühlt sich der Ostasiate stets von seinen Ahnen umgeben; und nicht minder gegenwärtig sind die Heiligen dem Gläubigen Roms. Das Verhältnis der Lebenden zu den Toten wird gewiß sehr verschieden gedeutet. Bei den Ägyptern hing das Ergehen der Verblichenen ausschließlich von den Lebenden ab; die Toten hatten so gut wie keine Macht über diese, und es ist ein schöner Beweis für die Besonnenheit und die Ethik jenes Volkes, daß es ohne unmittelbare Nützlichkeitsgründe dennoch sein Leben im Dienste der Verstorbenen verzehrte. Auch den Griechen galten die abgeschiedenen Seelen nicht eben als gefährlich. Allenfalls konnten sie durch ihr unstetes Umherschweifen unbequem werden. Ihr Kult nützte unmittelbar nur den Toten, nicht den Lebendigen. Für die Chinesen und Japaner liegt die Sache umgekehrt: das Wohlergehen der jeweilig blühenden Generation hängt von der Zufriedenheit der Ahnen ab. Daher ist ihre Verehrung und Befriedigung von direktem praktischen Werte. Und diese Auffassung findet ihren Höhepunkt bei den wilden Stämmen einerseits, denen alle Toten zu bösen Geistern werden, welche zu besänftigen äußerst schwierig und umso wichtiger ist, und andrerseits bei den Katholiken, welche die Seligen hauptsächlich darum verehren, damit sie den Lebenden beim Himmelsherrn als gütige Fürsprecher dienen. Aber die faktische Grundlage ist überall die gleiche. Den meisten positiven Religionen gelten die Toten für wichtiger und bedeutender als die Lebenden.

Um die volle Bedeutung dieses Verhältnisses zu verstehen, ist es gut, sich zu vergegenwärtigen, daß es auch zu den aufgeklärtesten Zeiten und bei den freiesten Geistern im prinzipiell gleichen Sinne zu Recht besteht. Der Europäer des zwanzigsten Jahrhunderts treibt keinen bewußt-religiösen Ahnenkult: darin liegt der einzige Unterschied. Auch für uns besitzen die Toten mehr Aktualität als die Lebendigen.

Man denke nur an den überaus häufigen Fall, den jeder von uns irgend einmal erlebt oder beobachtet hat, daß ein Mensch, der bei Lebzeiten kaum noch oder kaum mehr genannt wurde, mit dem Augenblicke seines Hinscheidens zu ungeheurer, oft perpetueller Wirksamkeit ersteht. Wie? Jener berühmte Mann lebt noch? Merkwürdig ... Beinahe schade ... So war Otto Weiningers tragisches Ende für seinen Ruhm das größte Glück. Platos eigentliche Wirksamkeit begann erst lange nach seinem Ableben, und bei Christus, jenem großen Genius einer kleinen Fischergemeinde, dessen kosmische Erhöhung wohl zu den wundersamsten Inkommensurabilien des Weltgeschehens gehört, spitzte sich dieses Verhältnis sogar dahin zu, daß die Nachwelt gerade in seinem Tode das Hauptmoment seiner Tätigkeit erblickt hat. Fast jedem bedeutenden Menschen — desto mehr, je bahnbrechender er war — ist es bitterschwer geworden, sich bei Lebzeiten durchzusetzen. Umgekehrt läßt sich behaupten, daß die posthume Anerkennung des Großen geradezu unvermeidlich ist. Ob früher oder später: sie bleibt nicht aus. Im Verstorbensein allein liegt schon ein solches Verdienst, daß jeder Tote im gleichen Grade überschätzt wird, wie der Lebende angefeindet und unterschätzt. Heute gelten allerlei dii minorum gentium, deren Ausgrabung oft recht mühsam war, für Übermenschen, die wahrhaft Großen mindestens für Halbgötter: welcher Unterschied besteht da mit dem eigentlichen Totenkult?

Um die Psychologie dieses Verhältnisses zu begreifen, gilt es, sich dessen zu erinnern, daß ein Mensch dort immer eher anerkannt wird, wo er nicht ist; daß es für jeden Genius, wie groß er auch sei, stets vorteilhafter ist, persönlich nicht oder wenigstens nicht zu gut gekannt zu sein. Von der Tribüne aus mag er sich zeigen; en robe de chambre nie. Und wenn Mohammed gleich manchem anderen Propheten des Orients von seiner Umgebung trotz familiärsten täglichen Umgangs gottgleiche Verehrung genoß, so spricht das weniger gegen unsere These, als es für die unerhörte Glaubenskraft des Ostens zeugt. Im Westen wäre Ähnliches unmöglich. So entstand Ibsens Ruhm in der Heimat während seiner jahrelangen Abwesenheit. So ist Tolstojs Glorienschein wesentlich mit der Einsiedelei von Jaßnaja Poljana verwoben. So hängt des Papstes Autorität im skeptischen Europa wesentlich an seiner Gefangenschaft im Vatikan. So mancher bedeutende Mann hat den Vorteil persönlicher Unbekanntheit politisch zu nutzen gewußt. — Der Sinn dieses Verhältnisses liegt nun in folgendem: die Phantasie steigert jede nur mögliche Realität; deswegen steht diese ihr notwendig im Wege. Den, welchen ich sehe, kann ich mir nicht so denken, wie ich will; ich muß mich ans Faktische halten. Und da die Hoffnung oder die Bewunderung aus den spärlichsten Bausteinen die gewaltigsten Dome aufzutürmen weiß, kann nichts ihr ungelegener kommen, als die selbst bei den größten Dimensionen immer noch bescheidene Begrenztheit des Wirklichen. Die Phantasie will den Übermenschen — — — und der lebende Mensch ist stets nur Mensch! Was aber sollte sie hindern, sich einen Toten so auszumalen, wie es ihr gefällt? Der kann sie nicht mehr widerlegen. Hinabschraubende zeitgenössische

Urteile lassen sich leicht als Mißverständnisse brandmarken, unzulängliche Tatsachen unschwer dem Ideal entsprechend deuten. Auch der Abwesende ist, obschon unendlich rücksichtsvoller als der Anwesende mit seiner brutalen Tatsächlichkeit, immerhin noch bedenklich: er könnte am Ende erscheinen oder auch nur aus der Ferne gegen die phantastische Umformung seines Ich protestieren. Darum lesen Professoren so ungern über einen lebenden Denker Kolleg. Es könnte ein Unglück geben. — Wie erleichtert atmet da nicht die Menschheit auf, wenn ein berühmter Mann endlich tot ist! Nun ist die Bahn frei. Die Phantasie kann schrankenlos vagieren, die Kritik ohne Hemmnisse interpretieren. Von jedem Katheder aus wird der bei Lebzeiten Todgeschwiegene verkündet. Der eben noch nie ohne vielfaches „wenn" und „aber" anerkannte wird jetzt unbedingt gelten gelassen. De mortuis nil nisi bene. Der Ruhm des glücklich Verstorbenen wächst nun ins Unermeßliche. Jahr auf Jahr tragen Phantasie und Kritik neue Bausteine zu seiner Persönlichkeit herbei. Jede folgende Generation erhält von ihr ein neues, gesteigertes Bild. In die Gestalt des einstigen Menschen tritt seine zeitliche Existenz nur noch als Teil ein — die Hauptmasse verdankt der Einbildungskraft der Epigonen ihre Entstehung. Nun ist aus ihm eine mythische Figur geworden; aus dem sterblichen echten Menschen ein unsterblicher Gott oder Götze. Ist ein lebendes Wesen überhaupt denkbar, das dem konventionellen Bilde von Goethe entspräche? Schwerlich. Seine Entelechie hat posthum fortgewirkt; er ist weit über sich selbst hinausgewachsen. Der ewige Goethe ist mit dem zeitlichen nicht identisch. Die Verehrung der Nachwelt hat ihn zum Gotte erhoben.

Wodurch unterscheidet sich unser Heroenkultus vom Ahnenkulte der Antike? Wir verfahren nicht viel anders als sie. Wohl deuten wir uns die Verehrung anders, verknüpfen sie mit anderen Vorstellungen, anderen Begriffen. Doch sind das alles nur Interpretationen, die den identischen Tatbestand nicht zu verändern, ja kaum zu verhüllen fähig sind.

Ähnliche Gründe, wie die posthume Überschätzung der Großen, hat auch die oft wiederholte Erfahrung, daß begabte Frühverstorbene von ihren Angehörigen und Freunden stets als Heroen gefeiert werden: sie waren eben bloße Möglichkeiten, und Möglichkeiten sind ihrem Wesen nach unbegrenzt. Auch die größte Erfüllung erscheint kleiner, als das Versprechen, weil sie überhaupt Grenzen aufweist. So führen denn alle nur denklichen Betrachtungen zum gleichen Ziele: daß es für den Eindruck auf die Welt von eminentem Vorteil ist, nicht mehr am Leben zu sein.

Welches ist der tiefste Grund dieser Herrschaft der Toten über die Lebendigen? Kein anderer, als die Souveränität der Phantasie über die Realität, der Erinnerung über das Erlebnis. Zwischen Phantasie und Erinnerung gibt es keine scharfe Grenzlinie, da alles Erfinden im Neuassoziieren des Erfahrenen besteht, und alle Erinnerung im produktiven Umformen des Erlebten. Ein rein reproduktives Erinnern gibt es nicht. Gäbe es ein solches, so müßten die Toten wenigstens im Gedächtnisse ihrer Zeitgenossen tels quels fortleben.

Statt dessen wandeln sie sich vom Augenblicke ihres Hinscheidens ab. Das unscheinbarste ἀνθρώπινος wie der größte Heros lebt, wo er nicht vergessen wird, stets nur als Mythos fort. Und das Gedächtnis der Menschheit ist nicht zuverlässiger, als das des Individuums. Eine objektive, wirklich exakte Geschichtsschreibung ist unmöglich. Kein Historiker vermag die Berichte seiner Gewährsmänner erschöpfend zu kontrollieren. Die meisten von ihnen sind Bastarde von Dichtung und Wahrheit. Alle Geschichte ist notwendig Mythologie, weil alle Erinnerung schon Dichtung ist.

Und dennoch sagen wir: nur die Vergangenheit gehöre uns ganz. Das ist richtig. Aber was bedeutet es anderes, als daß nur die Erfahrung, die uns zur phantasiegeprägten Erinnerung geworden, wirklich unser eigen ist? Daß uns der Mythos realer ist, als die Natur? Der Mythos ist mein; denn er ist mein Werk, der eigenste Ausfluß meines Subjektes, meiner Aktivität. Deswegen muß er mir notwendig lebendiger sein, als das reale Objekt, dessen Grenzen meist meine sind, welches mich, da es nicht von mir abhängt, mehr beunruhigt als fördert. Was geht mich die Welt an, die nicht meine Welt wäre? Was kümmert mich der Goethe, der er „an und für sich" gewesen sein mag? Ich verehre meinen Goethe — und es ist ein Beweis für die Tiefe der Sprache, daß sie diese Nuance (ich lese meinen Shakespeare) in ihren Normalbestand aufgenommen hat. Verdichten wir nun dieses Verhältnis zu seinem kürzest-denkbaren Ausdruck, so können wir sagen, daß alles geistige Erleben darin besteht, das Objekt zu überwinden, die realen Fakta in Phantasiewerte umzusetzen. Und verfahren wir auf diese Weise Menschen gegenüber: was heißt das anderes, als daß wir ihnen ihre eigenste Individualität nehmen, d. h. sie töten? Erst wessen eigenes Sein wir getötet, erwacht für uns zu echtem Sein. Und daraus folgt notwendig die Beherrschung der Lebendigen durch die Toten. Denn wenn ich den Menschen töten muß, auf daß er für mich lebe, so bedeutet das, von der anderen Seite her besehen, daß mir die Toten die Lebendigen sind. Die Phantasie herrscht souverän über die Wirklichkeit. Die objektive Natur bleibt dem Menschen ewig fremd. Er muß sie dichten, um sie zu besitzen. Im Augenblicke der Geburt ins Reich der Phantasie ist aber die Realität gestorben. Das tiefe Wort Heraklits: ἀθάνατοι θνητοί, θνητοὶ ἀθάνατοι, ζῶντες τὸν ἐκείνων θάνατον, τὸν δὲ ἐκείνων βίον τεθνεῶντες bezieht sich auf alles Leben. Jeder Organismus dauert auf Kosten der anderen. So lebt der Mensch leiblich auf Kosten seiner Mitmenschen, der Pflanzen und der Tiere; so fühlt er sein eigenes Dasein nur an den anderen — ob er sie liebt, vernichtet oder beherrscht; so lebt schließlich sein Geist auf Kosten der Realität.

Das Wetter / von Oscar Bie

Dies ist der Rest eines ganzen Buches, der in die Cirruswolken des Augustmonats aufgelöst fern am Horizont verschwindet. Noch vor kurzer Zeit hatten die Wolken die schöne Form paralleler weißer Fanfaren, jetzt sehe ich sie vom Strandkorb aus über dem Meere rötlich in Bänder ausgezogen ganz weit, ganz hoch lagern, leise nach Osten sich verflüchtigend, und sie geben mir das reine Gefühl einer unendlich fernen Möglichkeit von Ruhe und Neutralität. Es klopft mich jemand auf die Schulter und fragt: „Na, Professor, wie wird das Wetter?" Ich muß sehr träumerisch ausgesehen haben. Was soll ich antworten? Es wird eine neue Depression im Norden entstehen, der Wind wird wieder aus Süden kommen, über Westen nach Norden wieder umdrehen, es wird regnen und es wird wieder aufhören zu regnen. Die Leute wollen ihre Prophezeiungen haben, vielleicht nur, um darüber zu lächeln. Sie wollen die Illusion der Vorausbestimmung, der Tyrannis über die Zufälle haben. Trifft es zu, fühlen sie sich als Günstlinge der Wissenschaft. Trifft es nicht zu, fühlen sie sich als die Klügeren oder als die Spötter. Es kommt in jedem Falle für sie etwas dabei heraus. Natürlich meinen sie, daß ich den Cirruswolken so lange nachgesehen habe, um das Wetter vorherzusagen.

Es war das anständigste, sie dabei zu lassen. Ich hätte sonst von mir selbst sprechen müssen und von Plänen und Schicksalen, die sich verloren. Das hätte sie nicht interessiert und wäre als Eitelkeit ausgelegt worden. Ich beschloß also, noch mehr als früher zu prophezeien, da darin immerhin eine Anschauung, eine Erfahrung und ein Wille sich zu erkennen gab. Ich zeigte an eine Stelle des Himmels, an der nichts zu sehen war, und sagte, daß dort morgen die neue Depression sich bilden würde. Was ist das, die Depression? Ach, das ist etwas sehr Einfaches und Alltägliches. Durch irgend eine Überheizung entstehen Differenzen im Luftdruck, hier ist die Luft schwerer, dort leichter. Schwere Luft ist merkwürdigerweise etwas Gutes, leichte etwas Schlechtes. In das Loch des geringen Luftdrucks dringt der stärkere Luftdruck ein. Die Depression will sich ausgleichen. Das macht Wind. Sind die Differenzen sehr groß, ist der Wind sehr stark. Der Wind geht nicht direkt in das Depressionsloch hinein, sondern streicht ein wenig rechts davon vorbei. Oben aber geht er aus dem Loch wieder hinaus, so daß allerlei Wirbel entstehen. Die Depressionen verflachen sich oder verstärken sich, jedenfalls rücken sie weiter. Ihre Straßen hat man beobachtet. Sie gehn bei uns von Westen nach Osten, in der Regel, und es gibt fünf verschiedene Zugstraßen. Infolge ihrer Bewegung dreht sich der Wind. Aus der dumpfen Schwüle befreit sich der Himmel durch Regen, der Wind nimmt zu und es kommen die Böen und Schauer, die Aufklärung, und nach größeren oder kleineren Intervallen ein neues Drama, nach dessen Bewegungsakzenten man den Ver-

lauf prophezeien kann. Der Kreislauf des Wassers vom Ozean zum Himmel und zurück ist eine Wiederkehr des gleichen. Die Wiederkehr der Depressionen ist ein Rhythmus der Luft, wie Ebbe und Flut im Wasser. Die Wolken als die Figuren dieses Dramas haben ihre Temperamente: der Nimbus ist Baß, der Kumulus ist Tenor, der Stratus Alt, der Cirrus Sopran — diese Arten unterschied Howard, heut hat man sie noch geteilt, die Schäfchenwolken ....

Aber mein Lieber, sagen die Leute, das ist ja wie das Leben, das sind ja Menschenschicksale, die Zugstraßen der Depressionen — das ist ja Völkergeschichte, Kultur, das Gesetz der Entwicklung! So muß ich antworten: vielleicht ist es das Leben, aber wer spricht davon? Man tut seine Pflicht und hat sein Gesetz, man wird nicht sentimental und spricht nicht vom Leben. Jetzt eben fängt der neue Südwind an, in Irland muß eine Depression sein, morgen regnet es, es dauert drei Tage. Dann wird Ruhe kommen. Dann vielleicht bei Nordwind ein Landregen, es muß eine Depression in Polen sein, es dauert nicht lange, aber ist heftig. So liebe ich die Wissenschaft und ihre Praxis. Man spricht nicht vom Leben. Amiel sprach freilich davon, von diesem meteorologischen Leben, vielleicht am wundervollsten von allen, aber nur zu sich selbst. „Unser Innenleben beschreibt Kurven, die den Kurven des Barometers gleichen, unabhängig von gelegentlichen Umwälzungen, die die Stürme der Gefühle und der Leidenschaften in uns erzeugen können. Jede Seele hat ihr Klima, ist ihr Klima; sie hat gewissermaßen ihre eigene Meteorologie in der allgemeinen Meteorologie der Seele ..." Wie stark empfand dieser Mensch den April und den Oktober, er schreibt bildstarke Phantasien nieder über ihre seelischen Reflexe. Er beobachtet wie auf psychologischen Wettergläsern die Wandlung der Urteile vom Morgen zum Abend, die Einflüsse der Sonne, die er als Epos bewundert, und des Nebels, den er als Kirchenlied liebt, und die furchtbare Spannung des Tages um die dritte Stunde — „diese Qual des Lichts ist eine seltsame Naturerscheinung; die Sonne, die mitleidslos die Flecken unserer Kleider, die Runzeln unseres Gesichts und unser graues Haar ins hellste Licht rückt, scheint sie mit dem gleichen unbarmherzigen Licht in die kaum verharschten Wunden unseres Herzens?" Wenn Ruskin das schärfste Auge gehabt hat für die soziale Architektur der Landschaft, so hatte Amiel das feinste Ohr für diese seelische Wetterkunde, die er in seine Tagebücher verzeichnete. Nach seinem Tode hat man sie gedruckt, dies Wunderwerk eines zur Abstraktion verfluchten Geistes, der die Abstraktion haßt, der die fürchterliche Erkenntnis der Schwäche besitzt, um in ihren Schönheiten zu versinken.

Ich will Goethes Art mit ihm vergleichen. Seine atmosphärische Genialität war nicht geringer, aber er liebte die festgewordene Tatsache mehr als die hinfließende Empfindung. Er treibt Geologie mit der Natur, mit der Kunst, mit dem Leben: ein tellurischer Charakter, kein aërischer. Goethe und das Meer sind eine zweifelhafte Bekanntschaft; Ebbe und Flut in der Luft zu sehn, muß ihm widerstreben. Die tellurische Auffassung, die er vom Wetter hat, läßt ihn selbst

die Wolken als eine Art Geologie der Luft erklären; die atmosphärischen Schichten drücken sich in der Wolkenform aus. Woran er sonst gedacht haben mag, als er Eckermann die Unfähigkeit jener Wolke zum Regen aus zu hohem Luftdruck erklärte (das sind die Wolken, deren Kumulus wie in Wollpäckchen gelagert ist, so daß sie nicht die schönen hängenden Gewitterzitzen bilden können), das geht niemanden etwas an. In seinen Wetterbeobachtungen, die er schon als Reaktion auf die italienische Reise aufzuschreiben begann, die aber nur in Gestalt des Essais von 1825 gedruckt sind, verlangt er das Gesetz und die Wissenschaft. Auch diese Meteorologie hat ihre merkwürdigen Stellen. „Es ist offenbar, daß was wir Elemente nennen, seinen eigenen wilden wüsten Gang zu nehmen immerhin den Trieb hat. Insofern nun der Mensch den Besitz der Erde ergriffen hat und ihn zu erhalten verpflichtet ist, muß er sich zum Widerstand bereiten und wachsam erhalten. Aber einzelne Vorsichtsmaßregeln sind keineswegs so wirksam, als wenn man dem Regellosen das Gesetz entgegenzustellen vermöchte; und hier hat uns die Natur aufs herrlichste vorgearbeitet, und zwar indem sie ein gestaltetes Leben dem Gestaltlosen entgegenstellt." Dieses ist der klassische Boden, auf dem die Meteorologie gewachsen ist. Ich sage: klassisch. Denn 1780 hatte Goethe seine Aphorismen über die Natur geschrieben, die einen romantischen Rausch der Hingabe an das All darstellen, und zwar so konzentriert und so kosmisch, so zugleich Behauptung und Ironie, daß es wenige Seiten von ihm gibt, die diese an Vitalität und Inbrunst übertreffen. Ich lese sie immer wieder und wieder, der Atem stockt mir — was ist da noch zu sagen? Zittern wir vor dem Gesetz.

Das geologische Gesetz in Goethe erkennt die interlokalen Unterschiede, die Differenzen des Barometers an verschiedenen Orten, in verschiedenen Höhen. Aber die Klassik seiner Wetteranschauung verhindert ihn, den meteorologischen Prozeß zu erkennen, das Kommen und Gehen der Minima. Sonderbar, indem er die Erfahrung kommandiert, wird diese selbe Erfahrung nach seiner Zeit unkommandierbar. Das Wetter emanzipiert sich aus dem Tellurischen und wird wieder aërisch und ozeanisch. Man erkennt, daß die barischen Differenzen nicht bloß interlokal, sondern auch intertemporal sind. Die Zeit besiegt den Raum. Maxima und Minima bewegen sich, die Isobaren gleiten wellengleich über die Erdkarte, und die Erkenntnis der Gesetze im Produkt weicht der Erkenntnis der Gesetze im Prozeß. Ist das Kulturgeschichte? Ist das Wechsel der Anschauungen? Wo ist die Grenze wieder zwischen dem Gesetz und dem Menschen? Man muß davon schweigen, man soll die täglichen Telegramme der Hamburger Seewarte als Faktoren hinnehmen, die zu multiplizieren sind. Seit der Zeit der neuen Romantik sammelt man die täglichen Wetterbeobachtungen. Der elektrische Draht ermöglicht es. In Hamburg trifft an einem Morgen die chiffrierte Depesche ein: 58218, 54005, 00401, 03547, 12012. Sie sagt: Luftdruck 758,2. Südsüdwest, frisch, bedeckt. Temperatur + 0,5. Feuchtigkeit + 0,4. Niederschlag 1 mm. Maximum seit gestern abend + 3, Minimum — 4. Mehrere

Wolkenschichten. Cirri ziehen aus SW, Streifung südöstlich. Den nächsten Tag kommt die nächste. Man vergleicht hunderte von Stationen. Der Prozeß der Wetterbewegung ist deutlich aufzuzeichnen. Nach langer, langer Statistik werden sich die Gesetze zu bewähren haben. Noch ist man dabei, nur die kleinen barischen Wellen zu verzeichnen und die kleinen Wahrscheinlichkeiten zu berechnen. Manchmal denke ich mir, ob diese Schaukeln nicht selbst wieder auf einer größeren Schaukel sitzen, die in größeren Zwischenräumen ebbt und flutet? Es gibt Tendenzen in der Wetterlage. Einmal sind die Depressionsgänge sehr stürmisch, ein andermal genau dieselben sehr zahm: je nachdem Optimismus oder Pessimismus am Himmel steht. Der Ostwind ist ein starker Geselle, der sich drei bis vier Zeiten im Jahre sucht, um seine Herrschaft zu üben; im Januar mit eiskalter, im August mit glühendheißer Hand drückt er die Minima flach, hält sie fest und stiert ihnen so lange ins Gesicht, bis sie alle Zugstraßen und Niederschläge vergessen und vor seiner Majestät kapitulieren, vor seiner orientalischen Majestät, die das Gesetz über alle westlichen Wandelbarkeiten drohend niederdrückt, und sein Himmel ist ehern, sein Gewitter aber von einer furchtbaren stehenden Gewalt. Über den chiffrierten Wettertelegrammen ziehen größere Bewegungen ihre Kreise, deren Chiffern wir noch nicht lesen können. Von der lokalen Beobachtung fing es an, in die kosmische wird es münden. Hinter der Bewegung wird wieder das Teleologische erscheinen, wie hinter dem Darwinismus. Das Gesetz soll kommen, laßt das Leben.

Ihr seht mich mit erzürntem Gesicht an, da ich euch in die Wolken zu entschweben scheine. Woher soll ich euch das Gesetz und die Prophezeiung holen? Auf dem Luftballon wird der Prophet jeden Morgen, mit Barometer und Thermometer bewaffnet, aufsteigen, um alle tausend Meter lang zu messen und bei 4000 Meter in der Zone des gleichmäßigen Luftdrucks anzulangen, der über dem Äquator liegt und nach den Polen regelmäßig abnimmt. Dort ist es sehr kalt. An der Grenze der Atmosphäre, wo die Schwelle des Gesetzes liegt, ist es — 44°. Dann muß das bunte Leben weit, weit unten bleiben.

Niemand merkt die Träne im Auge dieses Luftballonpropheten, der die Menschen täglich sich entschwinden sieht, weil sie von ihm das Gesetz und die Prophezeiung verlangen. Wie sie da munter am Barometer die Prädikate „Regen und Wind" oder „Schön und beständig" oder die große Veränderlichkeit studieren, ohne zu ahnen, wie relativ das alles ist, diese guten Leute, die vom Wetter nichts verstehen und immer „Witterung" sagen, wenn sie sich gelehrt ausdrücken wollen. Wie sie naiv zwischen dem guten, das ist wolkenlosen, und dem schlechten, das ist regnerischen Wetter unterscheiden, bis einige Künstler sie überzeugen, daß das Wetter immer schön ist, weil es immer Element ist. Und sie freuen sich nun im „Peter Camenzind" der wunderbaren Menschwerdung der Wolken, und jubeln, wie die materiellen Wolken der Niederländer bei den Neueren nichts als Licht- und Schattenphänomene geworden sind. Während ihr Prophet in den Äther fährt, genießen sie, unbekümmert um ihre ideale Forderung, das ganze bunte

Leben dieser fließenden Gebilde, die sinnliche Schönheit der ersten Maisonne, die wir auf weißen Balkons in unsere Haut einsaugen, des ersten Augustregens, der uns wieder an den Stoffwechsel dieser Welt glauben läßt, des tiefen Schnees, der eine Millionenstadt zu einem Dorfe macht, des leisen langen Oktoberregens, der die Ahnung stiller, ja sogar ehrlicher Arbeit wieder aufdämmern läßt. Sie sind ja keine Landwirte. Es verschlägt ihnen nichts, auf dem Bilde Mackensens den Wind von Osten und den Regen von Westen zu dirigieren, den Sirius mit Daudet im Juli an den Himmel zu stellen, die Venus mit Tolstoj am Abend über die Birken heraufzuführen, den Mond über unmögliche Himmelsgegenden zu schieben und Brangäne die blauen Streifen Cornwalls statt in Osten im Westen sehn zu lassen. Sie nehmen es nicht so ernst. Sie können kaum die Windrichtungen unterscheiden und ahnen nichts von den Schicksalen, die da aus Naturnotwendigkeiten über uns in bestimmten Wegen dahinziehn. Wenn sie etwas Schwarzes oder wenn sie etwas Blaues am Himmel bemerken, so fürchten oder hoffen sie, daß es heraufkommt, auch wenn es eben von uns fortgegangen ist. Seelenvergnügt nehmen sie das Wetter als eine Art harmlosen Fatums, das vor der harten Schule des Lebens den Vorzug voraus hat, daß man sich mit einem Regenschirm oder ein Paar frischen Strümpfen vor seinen Folgen schützen kann.

Über das Kostümmalen/ von Emil Heilbut

Eine schwere Aufgabe ist savoir porter la toilette, das wissen die Pariserinnen und die Schneiderinnen wissen es durch sie. Man muß die Toilette zu tragen wissen, sonst schmückt sie nicht. Aber auch das Malen der Toilette ist schwer, damit sie nicht erdrücke. Den Anlaß zu dieser Erwägung gibt das Senatorenporträt, das Max Slevogt in der diesmaligen Sezessionsausstellung hat.

Es ist als ob wir trotz allen Aufschwungs doch in einer Zeit der Unkenntnis von den ästhetischen Bedingungen eines Bildnisses lebten, wenn eine so große Abirrung vom rechten Wege wie bei dem Porträt von Slevogt vorkommt. Gerade daß er bei seinem vielen Talent zu dieser Abirrung kommen konnte, ist traurig; wäre er ein geringeres Talent, so würde der Fall nicht annähernd so betrübend sein.

Es ist als hätte Slevogt in diesem Falle nicht das Abc der Bildniskunst gewußt. Es war lange Jahre guter Ton, auf die Bildnisse von Carolus Duran zu schelten, weil in ihnen die Toilette dem Kopfe vorging. Das waren aber Frauenbildnisse und man tritt niemandem zu nahe, wenn man behauptet, daß in der Erscheinung einer jungen eleganten Frau das Kleid so viel ausmacht, daß es in der Tat neben dem Kopfe seine Rolle spielt. Anders ist es mit Herrenbildnissen. Auch an diesen soll die Kleidung ihren Anteil haben. Sie soll aber so sein, daß man sie nicht sieht. Daß man sie wohl wahrnimmt — um mit Victor Hugo zu sprechen — doch nicht sieht. Sie soll wie ein Rahmen um ein Bild sein, der bekanntlich dann allein gut ist, wenn kein Beschauer des Bildes sich nachher mehr erinnert, welche Form er hatte.

Es gibt viele krumme Wege, um die Kostümfrage bei Herrenporträts zu lösen. Lenbach hat, nachdem er anfänglich mit historischen Kostümen, um der Langenweile des modernen Kostüms zu entweichen, kokettiert hatte, sich des Auswegs bedient, die Kleidung ganz zu verhüllen, nur Kopf, Kragen, Hand aus dem Dunkel des Hintergrundes seiner Männerporträts herausragen zu lassen. Es ist ein Verfahren, wie es auch Ricard hatte, der subtile Erforscher der Farbenwirkungen der alten Meister.

Künstler wie Ricard und Lenbach lösten die Schwierigkeit nicht, sie umgingen sie. Und wir haben seit diesen beiden Porträtisten die Erfahrung gemacht, daß das moderne Männerkostüm malerisch überwunden werden kann, daß es nicht im Bildnis zu stören braucht, auch wenn es ohne Verdunkelung dargestellt wird.

Sargent hat dafür mit die normalsten Fingerzeige gegeben.

Wir haben andererseits viele Männerbildnisse von unsern jüngern Künstlern ausstellen sehen, bei welchen es uns auffiel, daß Kleidung und Mensch gleichmäßig malerisch skizzenhaft behandelt waren, daß in der Bewältigung der zeit-

genössischen Kleidung ein Fortschritt zu verspüren war und daß die Fähigkeit, sich zu konzentrieren, die eigentliche Aufgabe des Bildnisses zu erfassen, nachließ; man kam im „Bilde" im großen und ganzen auf ein Plateau — viele ganz gute Maler traten auf — aber im „Bildnis", in der psychologischen Erfassung befriedigte die Niveaukunst der Jüngeren nicht. Sie schienen den Grundgedanken des Bildnisses von sich abgewälzt zu haben.

Wir sind einer Dekadence des Bildnisses entgegengegangen. Auch die Kunstbewegung des Pleinair bewirkte ein Nachlassen im eigentlichen Porträt. Der Mensch, der im Freien dargestellt wurde, hörte auf, in seinen psychologischen Details leicht erfaßt zu werden, er wurde ein allgemeines Lebewesen, die Sonne traf seine Haut wie die eines andern Mitmenschen, und nur der den Genius hatte, daß er den Charakter des Darzustellenden divinatorisch nachfühlte und ihn akzentuiert herausgreifen konnte, nur der blieb, auch in dem neuen Pleinair-Verfahren, ein Porträtmaler.

Das Porträt in einem historischen Kostüm schien aber seit Lenbach und Konsorten ganz aufgegeben.

Bis der Zufall wollte, daß die Direktion der Hamburger Kunsthalle an die Künstler mit dem Wunsche herantrat, sie möchten Hamburgische Bürgermeister und Senatoren in ihrer historischen Amtstracht darstellen.

Da haben wir Künstler recht langweilig werden sehen! Trivialität erfaßte sie. Sie ließen sich von einer Kostümier-Berauschung hinreißen, die an der schwarzen Rittertracht der Hamburger Senatoren Gefallen fand, an ihren Kniehosen, Schnallenschuhen, an den gestickten Borten ihrer Röcke, an den großen Sammethüten, die sie in der Hand trugen, an den breiten, weißen Krausen, die sie um den Hals hatten. Anstatt Bildnisse moderner Männer, in einer diesen aufgenötigten Amtstracht zu geben, malten sie Kostümszenen, Arbeiten, die mit dem Bildnis nur noch lose zusammenhingen, die im Grunde mehr dem Charakter jener scheinbaren Historienbilder entsprachen, wie sie die „Verbindung für historische Kunst" liebte!

Die „Historienmaler", die von jener Verbindung, und die neuen „Porträtmaler", die von der Hamburger Kunsthalle beauftragt wurden, beschäftigten sich mit ein- und demselben: mit einem historischen Kostüm; die neuen Porträtmaler machte es selig, die Senatoren, die in einem Zuge dahinschritten oder auch etwa in einem prunkhaften Einzelbilde erschienen, so zu behandeln, nicht als ob sie bedeutende kluge Männer aus unserer Zeit wären, in einer historischen Amtstracht — sondern als wenn sie Komödianten, richtiger noch: Statisten wären, in irgend einem prunkvollen Schauspiel beschäftigt, das in der Vergangenheit spielt. Das Kostüm wurde zur Hauptsache gemacht, die Stimmung des Kostüms wurde entfaltet, sie gab die Inspiration zum Bilde, — und der eigentliche Anlaß des Bildnisses, der Mensch, wurde von der Gewandung und der zu der Gewandung sich eignenden Pose unterjocht.

Man möchte es vermeiden, in dem Saale der Sezessionsausstellung die

beiden Hamburger Amtsbilder: das Senatorenporträt von Slevogt und das Bürgermeisterporträt von Liebermann, beide in Senatorenputz, miteinander zu vergleichen. Denn es ist ohne weiteres zuzugeben, daß Liebermann nicht nur, selbstverständlich, der weit größere Künstler ist, sondern auch, daß er die bei weitem dankbarere Aufgabe gehabt hat: er hatte einen alten Bürgermeister darzustellen, bei dem sich die Fähigkeiten erstaunlich ausdrucksvoll exteriorisierten, bei dem das Denken einleuchtete und auf dessen schon gebrechlichem Körper die befremdliche Amtstracht wie etwas Unorganisches saß — Slevogt hatte dagegen einen Senator noch nicht in hohem Alter, noch vollkommen rüstig, gewandt und gelenk, darzustellen, dessen Körper sich die Senatorentracht ganz gut anbequemte und auf dessen Gesicht der Geist sich nicht mit so tiefen Zügen eingegraben hatte wie auf dem Antlitz des Bürgermeisters Petersen. Man möchte aus Gründen der Billigkeit also die Vergleichung vermeiden. Das Auge ist aber nicht so galant, dem Wunsche Folge zu leisten. Und obgleich man nicht vergleichen möchte, so vergleicht und zerstört man doch. Es ist unvermeidlich. Die beiden im gleichen Raum hängenden Bilder rufen einander.

Man sieht dann, wie bei Slevogt der Senator ins vollständig Anonyme gleitet, zu einem gleichgültig berührenden Kostümträger wird. Indem Slevogt sich an dem Kostüm berauschte, wußte er den Kostümträger nicht darzustellen. Und indem Liebermann den Bürgermeister die befremdende Amtstracht als jemand tragen ließ, qui ne sait pas porter la toilette, hat er das Kostüm richtig gemalt. Er hat die richtige Zurückhaltung betätigt, sich nicht berauschen lassen. Man sieht das Kostüm nicht. Es schlottert an dem Bürgermeister herunter. Wenn man es aber ansieht, bewundert man es. Es trägt, so fremdartig es ist, zum Glanze des Dargestellten bei.

Bernard Shaw/ Aus dem Wagner-Brevier

ernard Shaw schrieb ein sehr kluges und sehr witziges Büchlein über Richard Wagners Nibelungenring. Er deutet seinen englischen Lesern den tieferen sozialen Inhalt der Dichtung und verheimlicht nicht den Opernknacks, den sie von der problematischen Liebschaft Siegfrieds und Brünnhildes an zeigt. Er erklärt, wie das in Wagners Entwicklung gekommen ist und belegt es zuletzt mit des Meisters eigenen Geständnissen. Allerlei allgemeine Betrachtungen sind in diesen höchst gebildeten „Führer durch den Nibelungenring" eingeflochten. Wir heben sie hier heraus, als die merkwürdigsten Stücke dieses merkwürdigen Buches.

Wagner als Revolutionär

heingold ist der am wenigsten populäre Teil des Ringes. Das kommt daher, weil die dramatischen Momente ganz außerhalb des Bewußtseins der Leute liegen, deren Freuden und Leiden alle häuslicher und persönlicher Natur sind, und ihnen religiöse und politische Ideen nur konventionell und abergläubisch erscheinen lassen. Für diese bedeutet das alles nur einen Kampf um einen Ring, zwischen einem halben Dutzend Personen aus einem Feenmärchen, ferner stundenlange Zänkereien wegen eines Betruges und eine lange Szene in einem dunklen grausigen Bergwerk, mit düsterer, widerwärtiger Musik, ohne einen Schimmer von einem hübschen jungen Mann und einem netten Weibe. Nur die mit erweitertem Bewußtsein Begabten vermögen atemlos zu folgen; denn sie sehn darin eine ganze Tragödie der Menschheitsgeschichte und die ganze Furchtbarkeit des Widerstreits, der die Welt heute mit Grauen erfüllt. In Bayreuth habe ich gesehn, wie eine Gesellschaft englischer Touristen in der Mitte der dritten Szene, nachdem die Leute die Marter der Langweile durch Alberich ertragen hatten, sich von ihren Sitzen erhob, und sich den Weg aus dem dunklen Theater in den sonnenbeleuchteten Fichtenwald erzwang. Und ich habe Leute gesehn, die durch diese Störung fast außer Rand und Band gerieten. Aber die unglücklichen englischen Touristen hielten ihr Vorgehn für durchaus berechtigt, da zwischen den Akten dieses Rheingold-Prologes keine Pause stattfindet, in der man zu fliehen vermöchte. Geradeheraus gesagt: Leute, die keine umfassenden Ideen und keine Empfindung für die Wichtigkeit des Philosophen und Staatsmannes für das Menschengeschlecht haben, können keinen Gefallen an „Rheingold" als Drama finden. Es ist möglich, daß sie in einigen außerordentlich schönen, mitunter sogar großartigen und glänzenden Musikstellen einen Ersatz finden werden, der sie sogar gelegentlich in den Stand setzen wird, dem Streit zwischen Alberich und Wotan mit Interesse zu folgen, aber die,

deren Verständnis für Musik ebenso begrenzt ist wie ihr Verständnis für die Welt, täten besser fern zu bleiben.

Und jetzt, aufmerksamer Leser, sind wir bei dem Punkt angelangt, wo so mancher Dummkopf uns sicher unterbrechen und klipp und klar erklären wird, Rheingold sei das, was man ein „Kunstwerk" nennt, und Wagner habe niemals von Aktionären, Geistlichen, Bleiweißfabriken, industriellen und politischen, vom sozialistischen und menschlichen Standpunkte betrachteten Fragen geträumt. Wir brauchen über diese anmaßende Behauptung nicht weiter zu sprechen: es ist leichter, sie mit Tatsachen aus Wagners Leben zum Schweigen zu bringen.

Im Jahre 1843 erhielt Wagner die Stellung eines Operndirektors in Dresden mit einem Gehalt von viertausendfünfhundert Mark jährlich und Pensionsberechtigung. Das war eine erstklassige dauernde Anstellung im Dienste des sächsischen Staates, die einen gesicherten Beruf und einen Lebensunterhalt bedeutete. Im Revolutionsjahre 1848 machte die unzufriedene Mittelklasse — da sie nicht imstande war das Kirchen- und Staatsregiment des Tages von seiner Knechtschaft durch hergebrachte Sitten, Kasten und Gesetze zu befreien oder durch einen Appell an die Moralität, oder durch eine konstitutionelle Agitation für liberale Reformen aufzurütteln — gemeinsame Sache mit der verhungernden Lohnarbeiterklasse und griff zur bewaffneten Revolution, an der sich Dresden im Jahre 1849 beteiligte. Wäre Wagner der rein musikalische Epikuräer und politisch Unabhängige gewesen, den der Ausdruck „Künstler" für so viele Kritiker und Laien zusammenzufassen scheint — das ist ein Wesen nach ihrem eigenen lässigen Vorbild — er hätte nicht mehr Anteil an den politischen Kämpfen dieser Tage zu nehmen gebraucht, als der Bischof an der englischen Reformagitation von 1832, oder Sterndale Bennett an der Karlisten- oder Freihandel-Bewegung. Was hat aber Wagner getan? Zuerst richtete er einen verzweifelten Appell an den König, dann warf er seine Fesseln von sich und ging auf die Not der Zeit ein, indem er die Königspflicht auf sich nahm und sein Volk zur Befreiung von unerträglichen Irrtümern führte (er setzte seine Hoffnungen auf des armen Monarchen Gefühle!), und dann, als der Krach kam, schlug er sich zur Partei der Armen, die im Rechte waren, gegen die Reichen, die im Unrecht waren. Als die Empörung niedergeschlagen war, wurden besonders drei Führer bezeichnet, an denen Rache genommen werden sollte: August Roeckel, ein alter Freund Wagners, an den er eine Serie von bekannten Briefen schrieb; Michael Bakunin, später ein berühmter Apostel des revolutionären Anarchismus; und Wagner selbst. Wagner entkam nach der Schweiz; Roeckel und Bakunin schmachteten lange Zeit im Gefängnis. Wagner war natürlich gänzlich ruiniert, pekuniär und gesellschaftlich (zu seiner eigenen tiefen Erleichterung und Befriedigung); und sein Exil dauerte zwölf Jahre. Er dachte nun vor allem an die Aufführung seines „Tannhäuser" in Paris. Mit der Absicht, sich den Parisern verständlich zu machen, schrieb er ein „Kunst und Revolution"

betiteltes Pamphlet, ein Lichtstrahl, aus dem man ersehn kann, wie vollkommen die sozialistische Seite der Revolution Wagners Sympathie besaß, und wie er gänzlich unberührt geblieben war vom Einfluß der herrschenden Kirchen des Tages. Drei Jahre lang veröffentlichte er Pamphlete — darunter sind einige umfangreiche Abhandlungen von geistiger Bedeutung, aber dabei wesentlich Pamphlete und Manifeste eines geborenen Agitators — über die soziale Umwälzung, die Religion, das Leben, die Kunst, und über den Einfluß der Reichen. 1853 wurde die Ring-Dichtung privat gedruckt; und 1854, fünf Jahre nach der Dresdener Insurrektion, war die Rheingold-Partitur beendet bis zum letzten Paukenschlag.

Diese Tatsachen sind in einer offiziellen Urkunde in Deutschland zu finden, wo in die Proklamation, die Wagner als „eine politisch gefährliche Person" bezeichnet, bis auf den heutigen Tag Einsicht genommen werden kann. Da dem so ist, wird jeder sicherlich als ein Ignorant erscheinen, der vielleicht gehört hat, daß ich Sozialist bin, und nun meine Leser zu überzeugen versuchte, daß meine Interpretation des Rheingold nur „mein Sozialismus" sei — den ich in die Werke eines Dilettanten, der eine müßige Erzählung einer alten Sage entlieh, um ein Opernbuch daraus zu machen, hineinlege.

Wenn man nun überzeugt ist, daß das „Rheingold" eine Allegorie ist, bedenke man, daß eine Allegorie niemals ganz übereinstimmen darf, wenn sie nicht von einem geschrieben ist, der keine dramatischen Fähigkeiten besitzt, in welchem Falle sie unlesbar ist. Es gibt nur eine Möglichkeit, eine Idee zu dramatisieren, und die besteht darin, daß man ein menschliches Wesen auf die Bühne stellt, das von dieser Idee besessen ist, und zwar ein menschliches Wesen mit all den menschlichen Impulsen, die es uns verwandt und daher interessant machen. Bunyan versucht in seinem „Pilgrims Progreß" nicht, wie seine unbelesenen Nachahmer, Christlichkeit und Mut zu personifizieren, er dramatisiert vielmehr das Leben des Christen und das des mutigen Mannes. Obgleich ich gezeigt habe, daß Wotan Gottheit und Königtum ist, und Loge Logik und Einbildungskraft ohne lebenden Willen (Gehirn und Herz, um vulgär zu sprechen), ist dennoch in dem Drama Wotan der religiöse, moralische, und Loge der witzige, erfinderische, phantasievolle und zynische Mensch. Was Fricka betrifft, die das Staatsgesetz repräsentieren soll, macht sie im Rheingold von ihrem allegorischen Charakter durchaus keinen Gebrauch, sondern ist nur Wotans Frau und Freias Schwester: ja, sie widerspricht sogar ihrem allegorischen Selbst, indem sie mit allen Streichen Wotans Nachsicht hat. Freilich täten gerade Staatsgesetze dasselbe, aber wir dürfen den Glauben an die Allegorie nicht durch einen Scherz zu retten versuchen. Erst bei ihrem Wiedererscheinen im nächsten Drama („Die Walküre") wird Frickas Funktion als einer allegorischen Figur evident.

Ein übliches Vorurteil wird den Zuschauer hoffnungslos irreführen, falls er nicht davor gewarnt worden oder von Natur frei davon ist. In der althergebrachten Anschauung der Schöpfung sind die übersinnlichen Wesen ohne Unter-

schied auch überlebensgroß, im Guten wie im Bösen. In der modernen menschlichen Auffassung, wie sie von Wagner angenommen wird, ist das höchste Wesen der Mensch. Die Gefahr besteht nun in dem Trugschluß, in den Göttern mindestens Wesen höherer Ordnung als in den Menschen zu sehn. Das Gegenteil ist aber der Fall: Die Welt wartet auf den Menschen, der sie von der unvollkommenen und verdrehten Regierung der Götter befreien soll. Man mache sich dies einmal klar, und die Allegorie wird einfach genug. Die Zwerge, Riesen und Götter sind tatsächlich Dramatisierungen der drei Hauptgruppen der Menschheit; zur ersten Gruppe gehören: die instinktiven, räuberischen, lüsternen, geizigen Menschen; zur zweiten: die geduldigen, schuftenden, dummen, demütigen, geldanbetenden; und zur dritten: die geistigen, moralischen, talentierten Menschen, die Staaten und Kirchen ersinnen und verwalten. Die Geschichte zeigt uns nur eine größere Klasse als die größte dieser Gruppen: nämlich die Klasse der Heroen.

Nun ist es vollkommen klar — obgleich ihr vielleicht niemals daran gedacht habt, daß, wenn die nächste Generation von Engländern ganz aus Julius Cäsars bestünde, alle unsere politischen, kirchlichen und moralischen Einrichtungen vergebens wären und selbst die am wenigsten vergängliche unter diesen Einrichtungen mit den Druidensteinen in der Salisbury-Ebene und druidischen Steinbauten und Rundtürmen als unerklärliche Überbleibsel einer untergegangenen Gesellschaftsordnung klassifiziert werden würden. Die Julius Cäsars würden sich über Einrichtungen, wie es unsere Gesetzbücher und Kirchen sind, nicht mehr beunruhigen als über Mitglieder der Royal Society, die den Hut vor einem Friedensrichter ziehn und die Predigt eines Landgeistlichen anhören. Genau das muß sich eines Tages ereignen, wenn das Leben fortfährt, zu immer höherer Organisation zu drängen, wie es dies bisher getan hat. Was die meisten unserer englischen Berufsmenschen für die australischen Buschmänner sind, das wird der Durchschnittsmensch künftiger Tage für Julius Cäsar sein. Wenn irgend ein Mann von mittleren Jahren, diese Aussicht erwägend, überlegen wollte, was sich in einer einzigen Generation in Glaubenssachen, die sein Vater als ewig und verbrieft betrachtete, ereignet hat, ja seit dem großen Skeptizismus und den Blasphemien seiner Jugend (Bischof Colensos Kritik des Pentateuch zum Beispiel!), würde er zu begreifen anfangen, wieviel von unserer barbarischen Theologie und unseren Gesetzen der Mensch der Zukunft abstreifen wird. Bakunin, der revolutionäre Dresdener Führer, mit dem Wagner 1849 losging, gab später ein Programm — das oft mit törichtem Schrecken zitiert wird — für die Abschaffung aller Einrichtungen: religiöser, politischer, juridischer, finanzieller, gesetzlicher, akademischer usw. heraus, das in der Freiheit des menschlichen Willens gipfelte, auf daß der Mensch seinen eigenen Weg finde. Alle größten Geister jener Zeit brannten darauf, den Menschen zu erheben, ihm Selbstachtung zu verleihn, ihn aufzurütteln aus seiner Gewohnheit, vor den, von seiner eigenen Einbildung geschaffenen, Idealen zu kriechen,

das Gute, das die endlose Energie des Lebens in ihm entspringen ließ, einer höhern Kraft in den Wolken beizuordnen, und einen Fetisch der Selbstopferung zu schaffen, um seine eigene Feigheit zu rechtfertigen.

Ferner werden wir im „Ring" den Heros kommen und mit den Zwergen, den Riesen und Göttern ein Ende machen sehn. Einstweilen wollen wir nicht vergessen, daß für Wagner „Gottheit" Schwäche und Kompromiß und „Menschheit" Kraft und beharrliche Lauterkeit bedeutet hat. Vor allem müssen wir verstehn — denn es ist der Schlüssel zu vielem, das wir sehn werden — daß der Gott, weil seine Sehnsucht einem höheren und volleren Leben gilt, in seine innerste Seele greifen muß, um die Ankunft dieser größeren Macht zu ermöglichen, deren erstes Werk — obgleich er das bis heute nicht begreift — seine eigene Vernichtung sein muß.

Inmitten aller dieser weitreichenden Ideen ist es unterhaltend, Wagner noch von seiner tiefeingewurzelten Bühnentechnik erfüllt zu finden, und zu sehn, wie er mit so viel Energie und Ernsthaftigkeit, als ob sie die höchsten Eingebungen wären, nach Effekten hascht, die jetzt altmodisch und theatralisch scheinen. Wenn Wotan Alberich den Ring entreißt, leistet sich der Zwerg einen düstern und haarsträubenden Bühnenfluch, indem er auf jeden zukünftigen Besitzer des Kleinods Sorge, Angst und Tod herabfleht. Der musikalische Teil, der diesen Ausbruch begleitet, war für Ohren der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eine harmonische und melodische Phrase, der die Zeit nun ihre Schauer geraubt hat. Sie erklingt wieder, wenn Fafner Fasolt erschlägt und bei jeder späteren Gelegenheit, sobald der Ring seinem Besitzer den Tod bringt. Diese Episode kann nur als ein gutes Stück Bühnensensation betrachtet werden. In tieferem Sinne ist sie überflüssig und verwirrend, weil der Ruin, zu dem die Jagd nach Reichtümern führt, keines Fluches bedarf, um erklärt zu werden; noch liegt irgend ein Sinn darin, Alberich in dieser Sache mit göttlicher Voraussicht auszustatten.

Siegfried als Protestant

Das philosophisch fruchtbare Element in dem ursprünglichen Entwurfe von „Siegfrieds Tod" war die Auffassung Siegfrieds selbst als eines Typus des gesunden Mannes, der durch eine intensive und freudige Lebenskraft, die über Furcht, Kränklichkeit des Gewissens, Bosheit und die Notbehelfe und moralischen Krücken des Gesetzes und der Ordnung, die sie begleiten, hinaus, zu vollkommenem Vertrauen auf seine eigenen Triebe erhoben wird. Ein solcher Charakter erscheint unseren schuldigen und von Gewissensbissen gequälten Generationen außerordentlich bestrickend und erheiternd, so wenig sie ihn auch verstehn mögen. Die Welt hat von jeher an dem Mann Vergnügen gefunden, der von den Qualen des Gewissens befreit war. Von Punch und Don Juan bis herab zu Robert Macaire, Jeremy Diddler und dem Clown in der Pantomime, hat er immer eine große Zuhörerschaft angezogen; aber bisher ist er zum Schlusse stets,

wie sich's gehörte, vom Teufel geholt worden. Ja, die ewige Strafe schien zuweilen zu viel Ehre für seine Natur gewesen zu sein. Als der selige Lord Lytton in seiner „Seltsamen Geschichte" einen Charakter schilderte, der die Freudigkeit der intensiven Lebenskraft personifizierte, fühlte er sich verpflichtet, ihm die unsterbliche Seele zu versagen — die zu jener Zeit selbst den bescheidensten Charakteren einer Dichtung zugestanden wurde — und statt dessen: Bosheit, Grausamkeit und die äußerste Unfähigkeit zur Teilnahme, als die unvermeidliche Folge seiner prächtigen körperlichen und geistigen Gesundheit vorauszusetzen.

Kurz, obgleich die Menschen den ganzen Zauber des überschäumenden Lebens und der Hingabe an seine Triebe fühlten, wagten sie nicht, in ihrem tiefen Mißtrauen gegen sich selbst, sie als etwas anderes aufzufassen, als eine auf das Böse abzielende Kraft, die zum allgemeinen Ruin führen müsse, wenn sie nicht durch selbstverleugnenden Gehorsam gegen eine übermenschliche Führung, oder wenigstens durch irgendein auf Vernunft gegründetes System von Sittengesetzen im Zaume gehalten und geradezu gedemütigt würde. Als die Klügsten zu der Überzeugung gelangten, daß es keine derartige übermenschliche Führung gäbe und daß ihre weltlichen Systeme die ganze Unwahrscheinlichkeit der „Offenbarung" ohne ihre Poesie besäßen, konnten sie sich der Folgerung nicht entziehn, daß alles Gute, was der Mensch vollbracht hatte, seinem freien Willen zugeschrieben werden müsse, genau so wie alles Böse; und es war auch augenscheinlich, daß die wohltätigen Impulse des Fortschrittes, wenn er eine Realität wäre, die Oberhand über die verderblichen gewinnen müßten. Unter dem Einfluß dieser Ideen fing man an von der Lebensfreude zu sprechen, wo man früher von der Gnade Gottes oder dem Zeitalter der Vernunft gesprochen hatte, und die kühnsten Geister begannen die Frage aufzuwerfen, ob Kirchen, Gesetze und dergleichen, nicht weit mehr Unheil als Gutes durch Beschränkung der Freiheit des menschlichen Willens zutage förderten. Vor vierhundert Jahren, als der Glaube an Gott und an die Offenbarung in ganz Europa allgemein verbreitet war, führte eine ähnliche Gedankenwoge die Mutigsten zu der Behauptung, daß eines jeden Menschen eigenes Urteil Gott und die Offenbarung glaubwürdiger zu deuten wüßte, als die Kirche. Dies wurde Protestantismus genannt; und obgleich die Protestanten nicht stark genug waren, mit ihrem Glauben allein fertig zu werden und bald eine eigene Kirche gründeten, hat diese Bewegung im großen und ganzen doch die Richtung gerechtfertigt, die sie nahm. Heutzutage ist das übernatürliche Element im Protestantismus erloschen, und wenn das selbständige Urteil jedes Menschen noch immer als der glaubwürdigste Deuter des Willens der Humanität verteidigt werden soll (was keine außergewöhnlichere Zumutung ist, als die alte Deutung, die den Willen Gottes betrifft), so muß der Protestantismus einen Schritt vorwärts tun und Anarchismus werden. Das hat er auch in entsprechender Weise getan, da der Anarchismus eines der hervorragenden neuen Glaubensbekenntnisse des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts geworden ist.

Der wunde Punkt, den die Erfahrung in der anarchistischen Theorie herausfindet, ist ihr Vertrauen zu dem vom „Menschen" bereits erzielten Fortschritt. Es gibt keinen einzelnen solchen „Menschen" auf der Welt; wir haben es mit vielen Menschen zu tun — von denen einige große Schurken, einige große Staatsmänner, andere beides sind — und mit einer großen Majorität, die fähig ist, ihre persönlichen Angelegenheiten zu ordnen aber nicht, die soziale Organisation zu begreifen oder sich ernstlich an die großen Probleme zu wagen, die durch die Vereinigung der Menschen in ungeheueren Mengen vorhanden sind. Wenn der Begriff „Mensch" für diese Majorität gesetzt werden darf, dann hat der „Mensch" keinen Fortschritt gemacht; im Gegenteil, er hat ihm Widerstand geleistet. Er will nicht einmal die Kosten der bestehenden Einrichtungen bezahlen; das erforderliche Geld muß ihm durch „indirekte Besteuerung" gestohlen werden. Solche Menschen müssen wie Wagners Riesen durch Gesetze regiert werden; und ihre Einwilligung in eine solche Regierung muß dadurch gesichert werden, daß man ihre Vorurteile geflissentlich nährt und ihre Phantasie durch Prunk und künstliche Auszeichnungen und Verleihung von Würden für sich zu gewinnen trachtet. Diese Regierung wird natürlich von den wenigen begründet, die fähig sind zu regieren, obgleich sie, wenn ihr Mechanismus einmal gut funktioniert, auch von unklugen, unfähigen Menschen weitergeführt werden kann und im allgemeinen auch weitergeführt wird. Die fähigen und klugen Menschen bessern diese Maschine von Zeit zu Zeit aus, wenn sie gar zu weit hinter dem stetigen Fortschritt oder Verfall der Zivilisation zurückbleibt. Solche fähigen Menschen sind gewissermaßen in der Lage Wotans, gezwungen, Gesetze als geheiligt aufrecht zu erhalten und sich ihnen zu unterwerfen, die sie innerlich als veraltete Notbehelfe erkennen, und die tiefste Verehrung für Glaubensbekenntnisse und Ideale zu heucheln, die sie untereinander mit zynischem Skeptizismus bespötteln. Kein einzelner Siegfried kann aus dieser Knechtschaft und Heuchelei befreien; tatsächlich ist der einzelne Siegfried oft genug erschienen, nur um sich der Alternative gegenübergestellt zu sehn, entweder diejenigen, die keine Siegfriede sind, zu beherrschen oder durch ihre Hände der Gefahr des Untergangs ausgesetzt zu werden. Und dieses Dilemma wird fortbestehn, bis Wotans Eingebung auch unsere Herrscher erleuchten wird und sie einsehn werden, daß ihr Amt nicht im Ausdenken von Gesetzen und Einrichtungen besteht, mit denen man die Schwächen des Pöbels unterstützen und das Überleben der Untauglichsten sichern kann, sondern in der Erziehung von Menschen, bei denen man sich darauf verlassen kann, daß ihr Wille und ihre Intelligenz aus eigenem Antriebe die soziale Wohlfahrt hervorrufen werden, die unsere albernen Gesetze jetzt anstreben und nicht erreichen. Die Mehrzahl der gegenwärtig in Europa wohnenden Menschen brauchte gar nicht zu existieren; und die Menschheit wird keinen ernstlichen Fortschritt machen, bevor sie sich nicht ernstlich und wissenschaftlich die Aufgabe stellen wird, zuverlässiges Menschenmaterial zu schaffen. Kurz, bevor der Neuprotestantismus politisch anwendbar wird, ist es notwendig,

eine Rasse von Menschen heranzuziehn, bei der die Leben spendenden Impulse vorherrschen.

Die unvermeidlichste dramatische Konzeption des neunzehnten Jahrhunderts besteht also in der Erschaffung eines vollkommen naiven Helden, der Religion, Gesetz und Ordnung nach allen Richtungen hin über den Haufen wirft und an ihre Stelle die ungehemmte Tätigkeit der Menschheit setzt, die genau das tut, was sie gerne tut, und dadurch Ordnung anstatt Verwirrung hervorruft, weil sie, was zum Heile der Rasse notwendig ist, gerne tut. Es war mit Bestimmtheit vorauszusehn, daß diese Auffassung, die schon in Adam Smiths' „Wealth of Nations" („Der Wohlstand der Nationen") zu finden ist, endlich irgend einen großen Künstler erreichen und von diesem in einem Meisterwerke verkörpert werden würde. Es war auch mit Bestimmtheit vorauszusehn, daß jener Meister, wenn er zufällig ein Deutscher sein sollte, Vergnügen darin finden würde, seinen Helden als den Frei-Wollenden der Notwendigkeit zu schildern, und daß er dadurch Engländer, die mit einer angeborenen Verständnislosigkeit für Metaphysik zur Welt kommen, über alle Maßen erbittern würde.

Die Quacksalberei, gewöhnlich Idealismus genannt, als Universalmittel

Unglücklicherweise schreitet die menschliche Aufklärung nicht mit immer sorgfältigeren Anpassungen vor, sondern mit heftigen verbessernden Reaktionen, die uns beständig gänzlich aus dem Sattel werfen und uns auf der anderen Seite würden zu Boden fallen lassen, wenn uns nicht die folgende Reaktion mit ebenso übermäßigem Eifer zurückschleuderte. Kirchlichkeit und Konstitutionalismus werfen uns nach der einen Richtung, Protestantismus und Anarchismus nach der andern; die Ordnung befreit uns aus der Verwirrung und bringt uns in die Tyrannei; dann rettet die Freiheit die Situation und stellt sich alsbald als ein ebenso großer Schaden heraus wie der Despotismus. Eine wissenschaftlich ins Gleichgewicht gebrachte Anwendung dieser Kräfte, die theoretisch möglich scheint, ist praktisch mit der menschlichen Leidenschaft unvereinbar. Außerdem leidet die Moral an dem gleichen Übel wie die Medizin; wir können nicht davon geheilt werden, Universalmitteln, oder Idealen, wie sie in der Sphäre der Ethik genannt werden, nachzujagen. Die eine Generation stellt Pflicht, Entsagung, Selbstaufopferung als Universalmittel auf; die nächste Generation, insbesondere die Frauen, gelangt im Alter von vierzig Jahren ungefähr zu der Erkenntnis, daß ihr Leben in der Vergötterung dieses Ideals vergeudet worden sei und, was sie noch erbitternder dünkt, daß die Alten, die es ihnen aufgedrängt haben, dies in einem Anfall von Ekel infolge ihrer eigenen Experimente in der entgegengesetzten Richtung getan haben. Infolgedessen schäumt diese betrogene Generation schon bei der bloßen Erwähnung der Pflicht wütend auf und stellt das andere Universalmittel, die Liebe, auf den Plan, in deren Entziehung sie das grausamste und hinterlistigste Zeichen ihrer „Sklaverei der Pflicht" zu sehen glaubt. Es ist nutzlos, diese erboste Generation

darauf aufmerksam zu machen, daß diese Reaktion, als Universalmittel verschrieben, ebenso große Mißerfolge aufweisen wird wie alle anderen Reaktionen; denn sie erkennt seine Identität mit irgend einer Reaktion, die es je vorher gegeben hat, nicht an. Man nehme zum Beispiel das abgedroschene historische Beispiel von der Enthaltsamkeit der Republik, der die Ausschweifung der Restauration auf dem Fuße folgte. Man kann einen moralischen Enthusiasten nicht überreden, dies als eine bloße Schwankung von Aktion zu Reaktion aufzufassen. Wer Puritaner ist, betrachtet die Restauration als ein nationales Unglück; wer Künstler ist, betrachtet sie als die Rettung seines Landes vor dem Trübsinn, der Teufelsverehrung und der Verkümmerung der Affekte. Der Puritaner ist bereit, es wieder mit der Republik, wenn sie ein paar moderne Verbesserungen aufweise, zu versuchen; der Künstler ist eben so bereit, es wieder mit der durch moderne Aufklärungen verbesserten Restauration zu versuchen. Und so müssen wir uns vorläufig damit zufrieden geben, durch Reaktionen vorwärtszuschreiten in der Hoffnung, daß jede einzelne irgend eine andauernd praktische und wohltätige Reform oder moralische Gewohnheit begründen wird, die die Korrektur ihrer Ausschweifungen durch die nächste Reaktion überleben wird.

Der dramatische Ursprung Wotans

Wir können jetzt sehn, wie ein einzelnes Drama, in dem Wotan nicht erscheint und dessen Held Siegfried ist, sich zu einem großen vierfachen Drama erweiterte, dessen Held Wotan ist. Man kann eine Reaktion ebensowenig dadurch dramatisieren, daß man die reagierende Kraft allein verkörpert, als Archimedes die Welt ohne einen Stützpunkt für seinen Hebel aus den Angeln heben konnte. Man muß auch die angestammte Macht verkörpern, der die neue Kraft entgegenwirkt; und aus dem Konflikte zwischen diesen beiden Kräften gewinnt man sein Drama, da der Konflikt den wesentlichen Motor in jedem Drama ausmacht. Siegfried als Held der „Götterdämmerung" ist nur der primo tenore robusto eines Opernbuches, der nachdem er im letzten Akt erstochen ist, seinen Tod hinausschiebt, um der Heldin leidenschaftliche Liebesarien vorzusingen, genau so wie Edgardo in Donizettis „Lucia". Um ihn in der höheren Bedeutung, die sein freudiger, furchtloser, gewissenloser Heroismus bald in Wagners Phantasie erhielt, verständlich zu machen, war es notwendig, ihm einen viel größern dramatischen Gegner als den Opernschurken Hagen gegenüberzustellen. Daher mußte Wagner Wotan als den Amboß für Siegfrieds Hammer schaffen; und da für Wotan in dem Original-Opernbuch kein Raum war, mußte Wagner zur Schöpfung eines einleitenden Dramas zurückgreifen, das sich auf die allerersten Anfänge der menschlichen Gesellschaft erstreckte. Und da Siegfried auf dieser weltumfassenden Stufenleiter selbstverständlich mit vielen niedrigeren und stumpfsinnigeren Gewalten in Konflikt geraten mußte, als mit jenen erhabenen der supernaturalistischen Religion und des politischen Konstitutionalismus, die durch

Wotan und seine Gemahlin Fricka versinnbildlicht werden, mußten diese geringeren Gegner ebenfalls in den Gestalten Alberichs, Mimes, Fasners, Loges und der übrigen dramatisiert werden. Keine von diesen erscheint in der „Götterdämmerung" außer Alberich, dessen geisterhaftes Traumgespräch mit Hagen, so wirksam es auch sein mag, ebenso rein theatralisch ist, wie die Szene mit dem Geist in „Hamlet" oder die Szene mit der Statue im „Don Juan". Man entferne die Beratung der Nornen und den Besuch Waltrautens bei Brünnhilde aus der „Götterdämmerung" und das Drama bleibt dennoch zusammenhängend und vollständig. Man behalte sie bei und das Stück wird durch gelegentliche Hinweise (im Gespräch) mit den drei Musikdramen verknüpft; aber die Verknüpfung schafft keinen philosophischen Zusammenhang, keine wirkliche Identität zwischen der Oper-Brünnhilde der Gibichungen-Episode und der Tochter Wotans und der Urmutter.

Das Universalmittel Liebe

Wir werden jetzt sehen, daß der „Ring" dort, wo er sich aus einem Musikdrama in eine Oper verwandelt, aufhört, philosophisch zu sein, und didaktisch wird. Der philosophische Teil ist ein dramatisches Symbol der Welt, wie Wagner sie sah. In dem didaktischen Teil artet die Philosophie in die Verordnung eines romantischen Geheimmittels für alle menschlichen Leiden aus. Wagner, der ja schließlich auch nur sterblich war, erlag der Universalmittelmanie, als seine Philosophie erschöpft war, wie wir alle andern auch.

Dieses Universalmittel ist keineswegs originell. Im Jahre 1819 kam ein junger Landedelmann aus Sussex, namens Shelley, mit einem Werke von außergewöhnlicher künstlerischer Kraft und Pracht Wagner zuvor. „Der entfesselte Prometheus" ist der englische Versuch eines „Ringes"; und wenn man in Betracht zieht, daß der Autor erst siebenundzwanzig Jahre zählte, wogegen Wagner vierzig war, als er das Gedicht des Ringes vollendete, so kann unser bekannter Patriotismus in der Hervorhebung dieses Vergleiches eine mißgünstige Genugtuung finden. Beide Werke zeigen denselben Konflikt zwischen der Menschheit und ihren Göttern und Regierungen, und beide enden mit der Erlösung des Menschen von deren Tyrannei durch das Wachsen seines Willens zu vollkommener Kraft und vollkommenem Selbstvertrauen; und beide verfallen zum Schluß in einen mit Allheilmitteln wirkenden Didaktizismus, indem sie die Liebe als das Heilmittel für alle Übel und das Mittel zur Lösung aller sozialen Schwierigkeiten hinstellen.

Die Unterschiede zwischen dem „entfesselten Prometheus" und dem „Ringe" sind ebenso interessant wie die Ähnlichkeiten. Shelley, der in der Kampflust seiner Jugend und dem ersten Ungestüm seiner wunderbaren künstlerischen Kraft, durch den feurigen Angriff der neuen Reformation ergriffen wurde, gab dem Gegner seines Helden keinen Raum. Sein Wotan, den er Jupiter nennt, ist

der allmächtige Unhold, zu dem der Gott des Engländers während zweier Jahrhunderte unkundiger Bibelverehrung und schamloser Spekulation entartet war. Er ist Alberich, Fafner, Loge und die ehrgeizige Seite Wotans, alles zu einem einzigen melodramatischen Dämon zusammengefaßt, der schließlich von seinem Thron gestürzt und von einem Geist, der jene Auffassung des ewigen Gesetzes darstellt, die seither durch den Begriff der Evolution ersetzt worden ist, heulend in den Abgrund geschleudert wird. Wagner, ein erfahrener, älterer Mann als unser Shelley von 1819, verstand Wotan und verzieh ihm, indem er ihn zärtlich von allen kompromittierenden Bündnissen trennte, mit denen ihn Shelley zornig verknüpfte, indem er die Wahrheit und den Heldenmut, die Wotan stürzen, zu Kindern seines innersten Herzens machte und indem er ihn so darstellte, als ob er schließlich in seine eigene Absetzung und Vernichtung einwilligte und darauf hinarbeitete. Man sieht, wie Shelley in seinen späteren Werken der gleichen Toleranz, Gerechtigkeit und Demut des Geistes zuschritt, als er sich dem mittleren Mannesalter näherte, das er nicht erreicht hat. Aber was das Universalmittel betrifft, bedeutet Wagner keinen Fortschritt gegen Shelley, außer dem einen vielleicht, daß bei Wagner ein gewisser Schatten von Nacht und Tod darübergebreitet ist; ja sogar die klare Anschauung, das höchste Gut der Liebe bestünde darin, daß sie das Verlangen nach Leben so vollständig befriedigt, daß nach ihr der Lebenswille aufhört, uns zu quälen, und wir zuletzt zufrieden sind, das höchste Glück des Todes zu erringen.

Diese Herabsetzung des Universalmittels bis zur Abgeschmacktheit drängte sich Shelley nicht auf, weil die Liebe, die als allgemeines Lösungsmittel in seinem entfesselten Prometheus wirkt, ein Gefühl zärtlichen Wohlwollens ist, das mit sexueller Leidenschaft nichts zu tun hat. Es könnte in Abwesenheit jedes wie immer gearteten sexuellen Interesses bestehn, und besteht auch tatsächlich. Die Worte „Barmherzigkeit" und „Güte" bezeichnen dieses Gefühl weniger zweideutig als das Wort „Liebe". Aber Wagner suchte immer nach irgend einem Berührungspunkte zwischen seinen Gedanken und den physischen Sinnen, so daß die Leute sie sich nicht nur nach der Mode des achtzehnten Jahrhunderts denken oder vorstellen, sondern sie auf der Bühne sehn, vom Orchester hören und durch die Ansteckung leidenschaftlicher Erregung fühlen konnten. Dr. Johnson, der den Stein mit dem Fuße fortstößt, um Berkeley zu widerlegen, appelliert nicht heftiger an den gesunden Menschenverstand als Wagner. Bei jeder Gelegenheit besteht er auf der Notwendigkeit sinnlichen Erfassens, um dem abstrakten Erfassen Wirklichkeit zu geben, wobei er tatsächlich behauptet, daß dies der einzige Zweck der Wirklichkeit sei. Nun konnte er diesen Vorgang auf die poetische Liebe nur dadurch anwenden, daß er ihr bis zu ihrem behaupteten Ursprung in der sexuellen Leidenschaft nachging, und ihre Gefühlserscheinungen in der Musik mit einer Offenheit und einem gewaltigen Naturalismus zum Ausdruck brachte, der möglicherweise bei Shelley Anstoß erregt haben würde. Das Liebesduett im ersten Akt der „Walküre" wird bis zu einem Punkt geführt, wo

die Konvention unserer Gesellschaft das schleunige Fallen des Vorhangs verlangt, während das Vorspiel zu „Tristan und Isolde" eine so erstaunlich starke und treue Übertragung der Gemütsbewegungen, die die Vereinigung eines Liebespaares begleiten, in die Musik darstellt, daß es fraglich erscheint, ob die große Volkstümlichkeit dieses Werkes bei unseren Orchesterkonzerten wirklich bedeutet, daß unsere Auditorien ganz katholisch in ihrer Achtung für das Leben in allen seinen wohltätig schöpferischen Funktionen sind, oder daß sie sich einfach an der Musik erfreuen, ohne sie zu verstehn.

Aber so beschämend und unmenschlich der Aberglaube auch sein mag, der solche Ausbrüche einer natürlichen Leidenschaft als schmachvoll und unanständig brandmarkt, so liegt doch zumindest ebensoviel Vernunft darin, die Liebe herabzusetzen, wie ein Universalmittel in ihr zu sehn. Selbst die Barmherzigkeit und liebende Güte Shelleys bewähren sich nicht als ein allgemein gültiges Gesetz der Lebensführung. Auch Shelley macht außerordentlich kurzen Prozeß mit Jupiter, genau so wie Siegfried mit Fafner, Mime und Wotan; und die Tatsache, daß Prometheus die Verrichtung des zerstörenden Teiles seines Werkes, durch die Intervention jener sehr nebelhaften Personifikation der Ewigkeit, die Demogorgon genannt wird, erspart bleibt, rettet die Situation durchaus nicht, weil es, klar herausgesagt, keinen Demogorgon gibt und weil niemand Jupiter stürzen wird, wenn Prometheus das nicht selbst besorgen sollte. Es könnte erbittern, wenn es nicht so drollig wäre zu sehn, wie diese Dichter ihre Helden durch Blut und Zerstörung zu dem Schlusse kommen lassen, daß — wie Brownings David sich ausdrückt — „alles Liebe sei, obgleich alles Gesetz ist".

Es ist sicherlich klar genug, daß eine solche Liebe wie diese, zusammengesetzt aus Siegfrieds erstem Verkosten der Furcht, als er den Schuppenpanzer der schlafenden Gestalt auf dem Berge durchschneidet und entdeckt, daß sie ein Weib ist, aus ihrer heftigen Abwehr seiner Berührung in dem Augenblicke, wo sein Schrecken der Leidenschaft weicht, aus seinem männlichen Freudenrausch über den Sieg, aus weiblichem Gemisch von Wonne und Entsetzen, mit dem sich Brünnhilde der Leidenschaft hingibt die sie beide ergriffen hat — daß eine solche Liebe eine Erfahrung genannt werden darf, die man — wie dies bei der großen Mehrheit der Fall ist — lieber nie durchgemacht haben möchte, bevor man der Liebe gestattet, mehr als eine erquickende Festtagsrolle in unserem Leben zu spielen. Sie hat in Wagners eigenem arbeitsreichen Leben keine sehr große Rolle gespielt und füllt nicht mehr als zwei Szenen des Ringes aus. „Tristan und Isolde", das ausschließlich der Liebe gewidmete Werk, ist ein Gedicht der Zerstörung und des Todes. „Die Meistersinger", ein Werk voller Gesundheit, Scherz und Glück, enthalten nicht einen einzigen Takt Liebesmusik, der leidenschaftlich genannt werden könnte; ihr Held ist ein Witwer, der Schuhe flickt, Verse schreibt und dem es genügt, die Liebesverhältnisse seiner Kunden mitanzusehn. „Parsifal" macht der Liebe den Garaus. Die Wahrheit gipfelt darin,

daß das Universalmittel der Liebe in der „Götterdämmerung" und im letzten Akte von „Siegfried" ein Überbleibsel der ersten unreifen opernhaften Auffassung der Geschichte ist, die nur durch eine Vorahnung von Wagners späterer, obgleich nicht letzten Auffassung der Liebe modifiziert wird, in der er sie als die Erfüllerin unseres Willens zu leben erkennt und folglich als unsere Versöhnerin mit Nacht und Tod.

Nicht Liebe, sondern Leben

Der einzige Glaube, den ein vernünftiger Jünger aus dem Ringe gewinnen kann, ist nicht der Glaube an die Liebe, sondern der an das Leben selbst, als eine unermüdliche Kraft, die beständig vorwärts und aufwärts treibt — ohne, wohlgemerkt bitte, durch das „Ewig Weibliche" oder irgend eine andere äußerliche Sentimentalität herangewinkt oder hinangezogen zu werden; sondern die von innen heraus durch ihre eigene unerklärbare Macht zu immer höheren Formen der Organisation emporwächst, deren Kräfte und Bedürfnisse beständig die Einrichtungen verdrängen, die erfunden wurden, um unseren früheren Anforderungen zu entsprechen. Wenn unsere Bakunins nach der Zerstörung all dieser ehrwürdigen Einrichtungen schreien, braucht man noch nicht in panischen Schrecken zu geraten und sie einzusperren, während unser Parlament doch Stück für Stück genau das tut, was jene uns zu tun rieten. Wenn unsere Siegfriede die alten Waffen zu neuen umschmelzen und mit unehrbietigen Worten die veralteten Konstablerstäbe in den Händen der Leute, die älter sind als sie, entzweischlagen, so ist darum der Weltuntergang nicht näher als früher. Wenn die menschliche Natur, die die höchste Lebensorganisation vorstellt, die auf diesem Planeten erreicht wurde, wirklich degeneriert, dann wird die menschliche Gesellschaft verfallen und vermutlich werden keine von einer Panik erzeugten Strafmaßregeln sie retten können. Wir müssen gleich Prometheus daran gehn, neue Menschen zu schaffen, anstatt alte vergeblich zu quälen. Wenn andrerseits die Lebensenergie die menschliche Natur trotzdem zu stets höheren Stufen emporträgt, dann ist es nur umso besser für die Hoffnungen der Welt, je mehr die jungen die älteren ärgern und je mehr sie ihre Lieblingsinstitutionen verhöhnen und verwerfen, da das sichtbare Wachstum der Anarchie nur das Maß für die Schnelligkeit der Besserung ist. Die Geschichte zeigt, soweit wir fähig sind, „Geschichte zu machen", — was vorläufig noch nicht viel sagen will, — daß alle Übergänge von der Einheit der sozialen Organisation zur Zusammengesetztheit und von den mechanischen Tätigkeiten in der Regierung zu lebendigen, auf den ersten Blick anarchisch scheinen. Es ist aber einer Schnecke durchaus natürlich zu denken, daß jede Evolution, die den Schalen den Garaus zu machen droht, allgemeinen Tod durch Erfrieren zur Folge hat. Nichtsdestoweniger werden die sorgfältigst gebetteten Wesen heute nicht nur ohne Haus auf dem Rücken, sondern sogar auch ohne Pelz oder Federn geboren.

Der Anarchismus, kein Universalmittel

ein Wort der Warnung an jene, die sich von Siegfrieds Anarchismus oder, wenn sie einen Ausdruck mit ehrbareren Gedankenverbindungen vorziehn, von seinem Neuprotestantismus angezogen fühlen sollten. Der Anarchismus ist als Universalmittel ebenso hoffnungslos wie jedes andere Universalmittel und wird es auch bleiben, selbst wenn wir ein Geschlecht vollkommen wohlwollender Menschen heranbilden sollten. Es ist wahr, daß im Reiche des Gedankens der Anarchismus eine unvermeidliche Bedingung der fortschreitenden Entwicklung ist. Eine Nation ohne Freidenker — das heißt, ohne geistige Anarchisten — wird das Schicksal Chinas teilen. Es ist auch wahr, daß unser Strafgesetz, das auf einer Auffassung des Verbrechens und der Strafe basiert, die nichts anderes ist, als unsere Rachsucht und Grausamkeit in einer tugendhaften Verkleidung, ein schrecklicher und abscheulicher Unfug ist, der durch die bloße Kraft unserer Erkenntnis seines Schadens und seiner Wehrlosigkeit schließlich aus uns herausgeschlagen zu werden bestimmt ist. Aber dieses Strafgesetz wird von der Anarchie nicht abgelöst werden. Auf das industrielle oder politische Räderwerk der modernen Gesellschaft angewandt, muß die Anarchie sich immer schnell in Unsinn verwandeln. Selbst die modifizierte Form der Anarchie, auf der die moderne Zivilisation, welche unter dem Namen der individuellen Freiheit gegründet ist, die Industrie dem Ausgang des Wettbewerbes um persönlichen Gewinn zwischen Privatkapitalisten überlassen hat, ist ein unheilvoller Mißerfolg und macht allmählich, rein infolge der inneren Notwendigkeit, dem geordneten Sozialismus Platz. Zur wirtschaftlichen Erklärung des Gesagten muß ich Siegfrieds-Jünger auf einen Traktat verweisen, der von meiner Hand durch die Gesellschaft der Fabier veröffentlicht wurde und „Die Unmöglichkeiten des Anarchismus" betitelt ist. Er zeigt, warum die Gesellschaft infolge der physischen Beschaffenheit unserer Erdkugel die Produktion ihrer Nahrung, Kleidung und Wohnung auf Grund irgend eines anarchistischen Systems weder wirksam organisieren, noch ehrlich und sparsam verteilen könnte, ja, daß wenn wir unsere soziale Tätigkeit nicht wie verabredet auf eine viel höhere Stufe erheben, als wir es jetzt tun, wir die verderbliche und ungerechte Verteilung von etwas Reichtum und sehr viel Armut — was der gangbare politische Humbug unseren Wohlstand und unsere Zivilisation nennt — nie loswerden dürften. Die Freiheit ist eine vortreffliche Sache; aber sie kann erst beginnen, wenn die Gesellschaft der Natur ihre tägliche Schuld bezahlt haben wird, indem sie vor allem den eigenen Lebensunterhalt verdient. Vorher gibt es keine Freiheit außer der auf Kosten irgend eines andern zu leben, eine Freiheit, die heutzutage viel gesucht wird, da sie der Prüfstein der Vornehmheit, aber vom Standpunkt des Gemeinwohles betrachtet, nicht zuträglich ist.

Eine Wagnerianische Zeitungspolemik

Die Verehrung, die Wagners Werk einflößt, ist jüngst in einer öffentlichen Debatte über den genannten Punkt illustriert worden. Als ein Schriftsteller in „The Daily Telegraph" Bemerkungen über die Falschheit gemacht hatte, die Brünnhilde begeht, indem sie Siegfried beschuldigt, Gunther mit ihr betrogen zu haben, wurde in „The Daily Chronicle" eine Debatte zur Verteidigung der geliebten Heldin eröffnet. Die Beschuldigung der Falschheit Brünnhilden gegenüber wurde sehr übel genommen und trotz der unwiderleglichen Beweiskraft des Textes bekämpft. Es wurde bestritten, daß Brünnhildens Behauptung, sie sei von jemandem geschändet worden, den sie für Siegfried hielt, als feststehende Tatsache aufgefaßt werden müsse, weil dieser jemand nicht Siegfried gewesen sein könne, da Siegfried des Verrates an Gunther ebenso unfähig sei, wie Brünnhilde der Falschheit; Gunther selbst müsse es gewesen sein, nach einem zweiten Austausch der Persönlichkeiten, der im Text nicht erwähnt wird. Wenn eine so sichtlich verzweifelte Hypothese einer Antwort bedürfte, so bestünde sie in dem Hinweis auf den Text, der was die Rolle betrifft, die Siegfried gespielt hat, vollkommen klar ist. Er verbrachte als Gunther verkleidet, die Nacht mit Brünnhilde, wobei sein Schwert Notung trennend zwischen ihnen lag. Am nächsten Morgen trug er sie den Berg hinab, durch das Feuer (ein nicht zu durchschreitendes Hindernis für Gunther) und dann versetzte er sich selbst mit einem einzigen Atemzuge durch des Tarnhelms Zauberkraft zurück in die Halle der Gibichungen und überließ es dem wirklichen Gunther, Brünnhilde den Fluß hinabzuführen. Ein Polemiker trat tatsächlich dafür ein, daß die Expedition zwei Nächte in Anspruch genommen habe, und daß der Frevel in der zweiten Nacht stattgefunden haben könnte. Über die Zeit wird jedoch bis zur letzten Minute Rechenschaft gegeben; alles ereignet sich während der einzigen Nachtwache Hagens. Es gibt keinen möglichen Ausweg vor der einfachen Tatsache, daß Brünnhildens Anschuldigung falsch ist, und daß sie selbst das sehr gut weiß; und die unmöglichen Auswege, die eben angeführt wurden, sind nur als Beispiele für die fanatische Verehrung interessant, die Wagner und seine Schöpfungen Gemütern von außergewöhnlicher Kraft und Bildung einzuflößen vermochten.

Einleuchtender war das Verfahren, das von denjenigen eingeschlagen wurde, die Brünnhildens Falschheit zugaben. Sie stellten sich auf den Standpunkt, Wotan habe, als er Brünnhilde ihrer Göttlichkeit beraubte, sie auch ihrer früheren hohen moralischen Eigenschaften beraubt, so daß Siegfrieds Kuß ein gewöhnliches sterbliches, eifersüchtiges Weib erweckte. Aber eine Göttin kann sterblich und eifersüchtig werden, ohne sofort bis auf die Stufe des Meineids und des Mordes herabzusinken. Überdies leugnet man mit dieser Erklärung die ganze Bedeutung der Allegorie und setzt den „Ring" auf das Fassungsniveau eines Kindes herab, das „Dornröschen" darin erblickt. Wer nicht versteht, daß — in der

Philosophie des Ringes gesehn — ein Übergang von der Gottheit zur Menschheit einen Schritt aufwärts und nicht einen abwärts bedeutet, kommt um die ganze Pointe des Ringes. Gerade, weil die Wahrhaftigkeit Brünnhildens gegen Wotans Zauberformeln gefeit war, mußte er die Feuerpallisade mit Loge erfinden, um die Fiktionen und Konventionen Walhallas gegen sie zu schützen.

Die einzige erträgliche Auffassung ist die durch die bekannte Geschichte des Ringes, und für Musiker von genügend scharfer Urteilskraft, durch den Beweis der Partituren unterstützte Auffassung. Wagner begann tatsächlich, wie ich schon sagte, mit „Siegfrieds Tod". Dann ging er, da er die Idee, Siegfried als Neuprotestanten zu schildern, entwickeln wollte, zu dem „jungen Siegfried" über. Da ein Protestant dramatisch nicht konzipiert werden kann ohne einen oberpriesterlichen Gegner, führte der „junge Siegfried" zu der „Walküre" und dieses Drama wieder zu seiner Einleitung „Das Rheingold". (Die Einleitung wird immer nach Beendigung des Buches geschrieben.) Schließlich wurde natürlich das Ganze revidiert. Die Revision würde, wenn sie genau durchgeführt worden wäre, die Weglassung von „Siegfrieds Tod" zur Folge gehabt haben, welches Drama nun unvereinbar und überflüssig geworden war; das würde andrerseits die Erkenntnis der Tatsache involviert haben, daß der Ring nicht länger ein Nibelungenepos sei, sondern wirklich moderne Kostüme verlange, Zylinder statt Tarnhelme, Fabriken statt Nebelheime, Villen statt Walhallas und so fort, kurz, ein vollkommenes Zugeständnis des Grades, bis zu welchem das alte Nibelungenepos zum bloßen Vorwand und zur Richtschnur im Laufe von Wagners Arbeit geworden war. Aber, wie Wagners hervorragendster englischer Interpret sich mir gegenüber einmal in Bayreuth im Zwischenakte der „Götterdämmerung" ausdrückte, der Meister wollte wieder einmal nach seiner langen Enthaltsamkeit von der Oper „lohengrinisieren"; und „Siegfrieds Tod" (zuerst skizziert im Jahre 1848, dem Jahre vor dem Aufstande in Dresden und den nachfolgenden Ereignissen, die Wagners Verständnis für das Leben und den Ernst der Kunst so vertieften), gab ihm gerade das Libretto, das er für diesen Ausbruch des alten Opernfurors brauchte. So verwandelte er den Titel in „Götterdämmerung", wobei er die traditionelle Verschwörung von Mord und Eifersucht und damit notwendigerweise auch einen ursprünglichen zweiten Akt hinübernahm, trotz der Inkongruenz zwischen diesem Siegfried und dieser Brünnhilde und dem Siegfried und der Brünnhilde der Allegorie. Was die legendäre Geschichte von der Welt-Esche und der Zerstörung Walhallas durch Loge anbelangt, so paßte die gut genug; denn obgleich der Hieb, mit dem Siegfried den Speer des Gottes zerbrach, allegorisch aufgefaßt, das Ende Wotans und Walhallas bedeutet, werden doch alle, die die Allegorie nicht verstehn, sicherlich fragen, was aus Wotan wurde, nachdem Siegfried an ihm vorbei den Berg hinangegangen ist; und auf diese Frage ist die alte Geschichte, die in der „Götterdämmerung" erzählt wird, eine ebenso gute Antwort wie eine andere. Gerade die Sinnlosigkeit der Szenen mit den Nornen und mit Waltraute — mit Rücksicht auf die drei

vorhergehenden Dramen — gibt ihnen einen höchst wirksamen geheimnisvollen Anschein und niemand wagt es, ihre Folgerichtigkeit in Frage zu stellen, weil wir alle geneigter sind vorzugeben, daß wir große Kunstwerke begreifen, als zu gestehn, daß uns der Sinn eines solchen Werkes (wenn ein solcher überhaupt vorhanden ist) dunkel sei. Waltraute jedoch verrät ihre Belanglosigkeit, indem sie erklärt, daß die Götter durch die Rückgabe des Ringes an die Rheintöchter gerettet werden könnten. Das ist, als Teil der vorhergehenden Allegorie betrachtet, ein Unsinn; so daß selbst diese Szene, die einen einleuchtenderen organischen Zusammenhang mit der „Walküre" hat als jede andere in der „Götterdämmerung", ebenso deutlich der Rest eines abweichenden und früheren Entwurfes ist, wie die Episode, die sie beschließt und in der Siegfried Brünnhilden wirklich ihres Ringes beraubt, obgleich er sich nicht erinnert, ihr ihn gegeben zu haben. Es wurde tatsächlich nicht einmal versucht, die „Götterdämmerung" durch eine Umarbeitung in Zusammenhang mit dem Weltgedicht zu bringen, das daraus hervorging. Dies ist die authentische Lösung aller Streitigkeiten, die darüber entstanden sind.

Vergessen, bevor noch vollendet

n alledem gibt es, wie man bemerken wird, nichts Neues. Der musikalische Aufbau ist ungemein sorgfältig durchgeführt und prächtig, aber man kann nicht wie beim „Rheingold", „der „Walküre" und bei den zwei ersten Akten von „Siegfried" sagen, daß man nie vorher etwas derartiges gesehen habe und daß die Idee vollkommen neu sei. Nicht nur die Handlung, sondern auch der größte Teil der Dichtung könnte möglicherweise einem elisabethischen Drama angehören. Die Situation des Antonius und der Kleopatra wird unbewußt reproduziert, ohne verbessert oder auch nur, was Majestät und musikalischen Ausdruck betrifft, erreicht zu werden. Der Mangel jeder Einfachheit und Würde, die Unmöglichkeit irgend einer glaubwürdigen Bühnendarstellung der Vorfälle und die äußerst theatralische Konvention, die über diese Unmöglichkeiten hinwegtäuschen sollen, werden in den Augen des Volkes durch den überwältigenden Nimbus der „Götterdämmerung", als Teiles eines so großen Werkes wie der „Ring" es ist, und durch den außergewöhnlichen Sturm von Gemütsbewegung und Aufregung, den die Musik entfesselt, unbedingt verdeckt. Aber gerade die Eigenschaften, die den Neuling in der Musik berauschen, erleuchten den Eingeweihten. Trotz der Fülle der technischen Fertigkeiten des Komponisten, des vollendeten Stiles und der müheloſen Beherrschung der Harmonie und der Instrumentation, die entfaltet wird, gibt es in dem Werke nicht einen Takt, der uns ergreift wie dieselben Themen uns in der „Walküre" ergreifen, noch wird irgend etwas, von äußerlicher Pracht abgesehn, dem Leben und dem Temperamente Siegfrieds hinzugefügt.

Im Originalgedicht verschiebt Brünnhilde ihre Selbstopferung auf dem Scheiterhaufen Siegfrieds, um den versammelten Choristen einen Vortrag über die

Wirksamkeit der Liebespanazer zu halten. „Meines heiligsten Wissens Hort weis' ich der Welt nun zu. — Nicht Gut, nicht Gold, noch göttliche Pracht; nicht Haus, nicht Hof, noch herrischer Prunk: nicht trüber Verträge trügender Bund, noch heuchelnder Sitte hartes Gesetz: selig in Lust und Leid läßt — die Liebe nur sein!" sagt sie. Hier schmecken die Verzichtleistungen noch immer nach Bakunin, aber der Erlöser ist nicht länger die Willensäußerung des ausgereiften Mannesgeistes, der Frei-Wollende der Notwendigkeit mit dem Schwerte in der Hand, sondern einfach Liebe und nicht einmal Shelleysche Liebe, sondern heftige sexuelle Leidenschaft. Es ist höchst bezeichnend für den Grad, bis zu welchem dieser Gemeinplatz von der blinden Liebe zur Gattin seinen Einfluß auf Wagner verlor (nachdem er, wie er Roeckel gesteht, sein Gewissen jahrelang beunruhigt hatte), daß er in der ganzen Partitur der „Götterdämmerung", die erst vollendet wurde, als Wagner knapp daran war, „Parsifal" zu komponieren, zwanzig Jahre nach der Veröffentlichung dieses Gedichtes, verschwindet. Er machte einen Strich durch den Vertrag und komponierte die Musik der Schlußszene mit einer offenkundigen Unbekümmertheit um die alte Absicht. Die strenge Logik, mit der stattliche musikalische Themen in den früheren Dramen verwendet wurden, wird hier ohne Bedenken aufgegeben; und zum Hauptthema am Schlusse erwählt Wagner eine hinreißende Stelle, die von Sieglinde im dritten Akt der „Walküre" gesungen wird, als Brünnhilde ihr ein Gefühl für ihre hohe Bestimmung zur Mutter des ungeborenen Helden einflößt. Es liegt keinerlei dramatische Logik in der Wiederkehr dieses Themas, um die Verzückung auszudrücken, in der Brünnhilde sich selbst opfert. Es gibt natürlich insoweit eine Entschuldigung hiefür, als beide Frauen einen innern Drang zur Selbstopferung um Siegfrieds willen haben; aber es ist in Wirklichkeit kaum mehr als eine Ausrede, wie das Walhalla-Thema an Alberich abgetreten werden könnte, mit der ebenso guten Begründung, daß sowohl er als Wotan von Ehrgeiz beseelt sind und daß dieser Ehrgeiz sich denselben Gegenstand, die Erlangung des Ringes zum Ziele gesetzt hat. Die Wahrheit an der ganzen Sache ist, daß die einzigen Themen, die zur Zeit der „Götterdämmerung"-Komposition ihre Bedeutung in Wagners Gedächtnis vollständig beibehalten hatten, jene sind, die bloße Etiketten für die äußeren Dinge abgeben, wie der Drache, das Feuer, das Wasser und so weiter. Dieses spezielle Thema Sieglindens ist in Wahrheit nicht von großem musikalischen Wert; es könnte leicht der Lieblingsklimax einer volkstümlichen sentimentalen Ballade sein; und der ausgelöste Effekt, der seine einzige schätzbare Eigenschaft ist, wird wahrhaftig so wohlfeil erreicht, daß man kaum zu weit geht, wenn man es als den bettelhaftesten Satz der ganzen Tetralogie bezeichnet. Dennoch entschloß sich Wagner, da dieses Thema unzweifelhaft sehr emphatisch hervorströmte, um der Bequemlichkeit willen, lieber zu dieser Schlußszene als zu den vornehmeren, sorgfältiger durchgearbeiteten und schöneren Themen, die mit der Liebe Brünnhildens und Siegfrieds verknüpft sind.

Er würde dies sicherlich nicht für eine geringfügige Angelegenheit gehalten

haben, wenn er das ganze Werk zehn Jahre früher beendigt hätte. Man muß sich immer vergegenwärtigen, daß das Gedicht des Ringes im Jahre 1853 vollendet und gedruckt worden ist und jene sozialwissenschaftlichen Ideen darstellt, die viele Jahre in der europäischen Atmosphäre gekeimt hatten, — die Wagner, der für solche Ideen außerordentlich empfänglich war, durch den Dresdener Putsch von 1849 zum deutlichen Verständnis gebracht worden waren. Nun vermag kein Mann, dessen Geist lebendig und tätig ist, wie es der Wagners bis zu seinem Todestage war, seine politischen und geistigen Anschauungen und noch viel weniger sein philosophisches Bewußtsein ein Vierteljahrhundert lang, bis er eine Orchesterpartitur beendigt hat, im Stillstand zu erhalten. Als Wagner die „Götterdämmerung" zuerst entwarf, war er fünfunddreißig Jahre alt. Als er die Partitur für das erste Bayreuther Festspiel im Jahre 1876 fertigstellte, war er sechzig Jahre alt geworden. Kein Wunder, daß er seine alte Auffassung verloren und hinter sich gelassen hatte. Er dachte sogar heimlich daran, als er „Das Rheingold" in Szene setzte, indem er Wotan ein Schwert aufleſen und schwingen ließ, seiner plötzlichen Eingebung betreffs der Heranbildung eines Helden sichtbaren Nachdruck zu geben. Das Schwert mußte zuerst von Fafner unter den Nibelungenschätzen entdeckt und von ihm als zwecklos weggeworfen werden. Es liegt kein Sinn in diesem Einfall; und seine Miteinbeziehung zeigt dieselbe Unbekümmertheit um die ursprüngliche Absicht, die wir in der Musik des letzten Aktes der „Götterdämmerung" finden. Der „Ring" war vergessen, ehe er beendigt wurde. Beständigkeit ist nie die Tugend eines großen Mannes gewesen.

Grobschmiede/ Novelle von Jakob Schaffner

n Meister Dubois Schmiede war Feierabend und zugleich Wochenschluß. Das letzte Pferd, das man beschlagen hatte, war des Husarenkapitäns Bertolet fuchsige Aurora gewesen, ein wildes nichtsnutziges Luder, aber ein erfreuliches Reittier; es hatte sein Gehöriges bekommen gleich allen andern, und nun führte es der Bursche Henry aus dem Hof.

„Sollte mich nicht wunder nehmen, wenn ich sie vernagelt hätte", sagte der Meister, indem er dem schönen ungebärdigen Tier mit seinem Gesellen Jean Jacques unter der Tür seiner Schmiede nachsah.

„Wär' schade drum", sagte Jean Jacques tiefsinnig. „Es ist Rasse. Ergeben dem Herrn; teufelsmäßig gegen die fremde Hand. Ich möcht' das Tier heiraten."

„Nun mein Seel," lachte der Meister, „dann habt Ihr's schlecht gemacht und seid zu tadeln, Jean Jacques. Ihr habt sie gehen lassen ohne Wort und Tort und könnt nun Eure acht Wochen warten, bis Ihr sie wieder zu sehen bekommt. Wer weiß, ob sich nicht indessen Bürgermeisters Marcel gut anmacht bei ihr? Der hat ja auch ein Aug auf sie."

Der Geselle hatte erst verwundert aufgeschaut. Nun drehte er sich kurz um und murrte: „Die Aurora mein' ich, die Stute." Dann begann er in der Werkstatt herum aufzuräumen, während der Meister lächelnd seine kleine Holzpfeife ansteckte, die ihm während des Beschlagens ausgegangen war; er hatte einen guten Pfeil ins Ziel gebracht, und darüber hegte er sich nun.

In diesem Augenblick ging ein hochgewachsenes Mädchen mit einem blitzblanken Wassereimer über den Hof nach dem Brunnen. Sie ließ im Schreiten das aufgesteckte Oberkleid herab, und ihrer ganzen Art war anzusehen, daß sie ihren Tag allerwege nicht verloren hatte. Aber obgleich heute Putzjour gewesen war, trieften ihre Röcke doch nicht von Wasser, sondern wehten leicht und trocken im Abendwind um ihre behenden Glieder; so lagen auch ihre kastanienbraunen Zöpfe glatt und fest aufgebunden, und die lichte Ordnung ihres Scheitels war nicht durch die kleinste Unregelmäßigkeit gestört.

Als sie den Meister in der Tür der Schmiede erblickte, blieb sie einen Moment stehen.

„Feierabend, Vater?" fragte sie.

„Jawohl, Angele. Du auch?"

„Warum nicht? In einer Viertelstunde könnt ihr auch essen."

Das sagte sie schon im Weiterschreiten. Jetzt langte sie am Brunnen an und stellte den Eimer auf. Dann ergriff sie den Schwengel, und alsobald kam ein voller, leuchtender Wasserstrahl aus der Röhre geschossen und stürzte sich mit Gebrüll in den leeren Kessel; aber der zweite lärmte schon weniger und vom dritten an hörte man nur noch ein reichliches Strudeln und Rauschen.

Indessen hatte sich jedoch der Meister wieder etwas zurecht gelegt.

„Weißt du auch das neueste, Angele?" fragte er über den Platz hinüber nach seiner Tochter.

Sie ließ den Schwengel in der Schwebe und wandte den Kopf halb nach dem Fragenden.

„Es kommt drauf an", sagte sie. „Was ist's?"

„Jean Jacques will heiraten."

„So?" erwiderte sie gleichhin: „Ich wünsche ihm auch Glück", und machte Miene, sich wieder ihrem Geschäft zuzuwenden.

„So warte doch," protestierte aber der Meister; „du weißt ja nicht, wen!"

Angele sah vor sich hin. „Nun, wen also?" fragte sie wie eine, die keine Zeit hat.

„Die Aurore", sagte der Schmied und das Lachen steckte ihm hinten im Hals.

Angele zuckte die Schultern. „Warum auch nicht? Die Aurore ist ein tüchtiges Mädchen und hat Geld", sagte sie, und ihre Oberlippe kräuselte sich, daß die weißen Zähne hervorschimmerten. Dann holte sie den Schwengel so mächtig herunter, daß das Wasser mit vollem Schwall rings über den Kessel hinabströmte. Über die solchermaßen angerichtete Überschwemmung zog sie die Brauen zusammen, raffte dann mit der Linken das Kleid an sich und schritt mit dem Eimer an der Rechten ohne Hast und ohne noch einmal umzusehen dem Haus zu, in dem sie schließlich verschwand.

Der Schmied war abermals zufrieden. Aber er hielt sich nicht länger mit Hegen auf, sondern klopfte seine Pfeife aus, die nicht mehr brennen wollte, und ging eine Tür weiter, um nach seinen Patienten zu sehen; er hatte immer das ein oder andere blessierte Stück Vieh im Stall stehen, Pferd und Rind, wie es ihm gerade das Zutrauen seiner Kundschaft zur Heilung in den Hof brachte. Nun wollte er sich über den Stand seines Spitals unterrichten, und dann der Einladung seiner Tochter folgen.

Nachdem der Meister abgezogen war, hantierte Jean Jacques noch eine Weile in der Werkstatt; darauf kam er wieder in der Tür zum Vorschein. Er hatte den halbbatzigen Diskurs vorhin wohl vernommen; und wie er ihm gleich nicht gefallen hatte, so verdüsterte sich auch jetzt sein Gesicht wieder, als seine Blicke auf den Brunnen fielen und die Szene ihm rückwegig vor die Augen trat. Er machte einen ärgerlichen Bückling gegen den Brunnen: „Ich wünsche ihm auch Glück. Danke sehr. Wirklich, danke sehr." Dann spuckte er unmutig aus, lehnte sich gegen den Türpfosten und versank vom Fleck weg in Grübelei wie der Löffel im Mus.

Der Meister kam vom Stall zurück. „Er erholt sich doch, der Wallach", bemerkte er im Vorbeigehen zu Jean Jacques. „Ich hab's ja gesagt: ein bißchen Sympathie und Käsekraut. Das hilft überall. — Kommt auch zum Essen", rief er noch zurück; dann trat er ins Haus, wohin ihm bald darauf Jean Jacques

folgte, immer unter innerlicher Fortentwicklung seiner schwerflüssigen Betrachtungen.

Nun saß alles am Tisch, Meister, Tochter und Geselle, und jedermann löffelte an seiner Suppe. Dabei überlegte sich der Meister, mit welchen Mitteln er am förderlichsten dem Wallachen fernerhin beistehen könne in der Heilung seines Übelwesens, während Angele bei sich überschlug, ob sie die noch einzukaufenden Frühbohnen vorteilhafter bei der Richette oder beim Gärtner Collin bekommen werde; die Richette gab sie billiger, aber Collin pflückte sie einem direkt von der Stange in den Korb. Bei Jean Jacques vollends war keine Frage, ob er an etwas dachte. Und diejenige, um die sich seine ganze Spekulation drehte, saß jetzt direkt vor ihm. Wenn er auch nicht nach ihr blickte, was ihm sein Charakter verbot, so fiel ihm doch der Schein ihrer leiblichen Anwesenheit von der Seite her in die Augen, und er hatte mächtig aufzupassen, daß ihm diese nicht in Nachgehung des Reizes ausglitten und etwa Angeles Hand folgend sich in ihr schönes Gesicht verirrten; daß er desto ungeteilter mit beiden Ohren dem Klappern ihres Löffels wie einer guten Musik lauschte, das konnte sie hingegen nicht bemerken und ging daher auch nicht gegen den Charakter. Aber er blieb dabei: Es war verflucht, daß der Meister das sagen mußte von der Aurore; es war eine Anzüglichkeit und jetzt dachte Angele wunder was. Gut, er hatte ausgegeben, daß er sie heiraten wolle, aber damit war doch weder diese vierbeinige noch gar die andere Aurore gemeint, sondern die anwesende Angele, weil sie dem Husarengaul glich, das heißt, in der Rassigkeit. Wild gegen die fremde Hand; treu gegen den Herrn. Das war's doch. Und nun mußte ihm da im Handumdrehen eine Konfusion daraus gemacht werden, daß er sich bald selber nicht mehr auskannte damit. Wissen hätte er bloß mögen, was er ihr zuleid getan hatte, daß sie ihm keinen Topf auf ihren Simsen stehen ließ. Er war ihr doch wahrhaftig noch nie zu nahe getreten; im Gegenteil, immer sieben Schritt hatte man ihn können ihr vom Leib bleiben sehen. Und wie sie dann einfach auf keine Art zu erleben war, hatte er endlich in seiner Trübsal der Aurore nebendran angefangen bon jour zu sagen und damit war der Teufel unter allen Ziegeln losgegangen. Was sollte eins nun dabei tun?

Plötzlich sprangen seine Gedanken um. Er hatte soeben eine Kartoffel in der Schüssel mit der Gabel angestochen; nun war zu sehen, daß er eine ganze Weile in dieser Stellung verharrte und sich angestrengt auf etwas besann. Wer konnte es denn wissen? So was war ja schon vorgekommen allem Vernehmen nach. Am Ende hatte er ihr bis jetzt einfach zu wenig Höflichkeiten erwiesen. Nun ja, er war einfältig und allmählich, und Weiber haben einmal gern scharwenzelt. Zwar, genau besehen, so konnte es doch wieder nicht recht stimmen; ein solcher Grasbock war Angele nicht. Aber nichtsdestoweniger: der Versuch war ja nicht mit Feuer. Und war er's, so mußte er dennoch gewagt werden. Jeder Versuch mußte gewagt werden, bis keiner mehr übrig blieb.

Er zog die Kartoffel zu sich herüber, wobei Meister und Tochter streifweise

einen Blick miteinander wechselten, aber zu keinem Einverständnis kamen; denn in den Augen des Meisters schillerte schon wieder der Schalk, während Angele diesen Gesellen betreffend ein für allemal keinen Spaß mehr verstand. Aber jetzt mußte man bloß wissen, womit, so brauchte der Beginn überhaupt gar nicht zu warten. Etwas Artiges, Schickes sagen, war doch auch wohl keine Hexerei; das konnte Jean Jacques so gut, als der erste beste Windbeutel. Zum Beispiel: da lagen neben dem Teller die zwanzig Franken Wochenlohn in Gold. Er wußte, daß Angele die hingelegt hatte, wie vor acht Tagen, vor vierzehn Tagen. Nun sollte er aber just für einen Fünflivres Münze haben. Wie jetzt, wenn er ihr das ganz höflich sagte? Er würde dann gleich merken, ob etwas dran war.

Jean Jacques hielt mit dem Schälen ein und sah Angele an, zur Prüfung, ob man's riskieren könne. Dann stemmte er das Messer auf die Tischplatte, denn jetzt kam es.

„Mein Fräulein Angele, da fällt mir eben ein, daß ich sehr glücklich wäre, wenn Ihr mir für einen Fünflivres Kleingeld geben möchtet, nämlich wenn Ihr wolltet die Güte haben."

Da war's nun wie aus dem Komplimentierbuch gerissen, hatte auch gar nicht übel getönt, und war nur die Frage: wie nahm sie's auf. Jean Jacques schälte ruhig an seiner Kartoffel weiter, denn es würde jetzt ganz von selber kommen. Und es kam auch. Zuerst zog Angele die Brauen hoch und sah ihren heimlich belustigten Vater an; dann wich ihr die Hand mit der Gabel in die Höhe vor Temperament, und kurz und klar entgegnete sie, Jean Jacques möge sich wechseln lassen, wenn's ihm zu grob sei.

Natürlich war's eine Dummheit gewesen von Jean Jacques, von allem Anfang an. Auf solche Flausen ging ein solches Weibsbild nicht ein. Aber Recht geschah ihm, und jetzt wußte er auf alle Fälle, wie er mit ihr daran war.

Als er vom Essen aufstand, fragte er zum Meister hinüber, ob er morgen früh nötig sei, sonst wolle er über den Sonntag bei der Großmutter bleiben. Aber Jean Jacques war nicht nötig und konnte bleiben, wo er Lust hatte. Da dankte er und trollte sich.

Nachher räumte Angele den Tisch ab. Sie war dabei vorsichtig, daß sie ihrem Vater nicht ins Gesicht sah, und zwar deshalb und deshalb, und weil ein Blinder merken konnte, daß der sich wieder hegte. Aber der Sachverhalt war, daß er als erfahrener Mann seine eigenen Gedanken hatte über das Wesen und Treiben vieler Menschen und seinen Spaß obendrein, welchen ihm niemand nehmen konnte.

In seiner Kammer saß Jean Jacques eine halbe Stunde regungslos auf dem einzigen Stuhl und besah die Spitze seines rechten Holzschuhes. Alsdann hielt er eine Rede.

„Unsereins ist gerade wie ein Käfer, der immer um eine Kugel herumläuft und dabei seine Fühler stellt, pressiert und eine Meinung hat, wie er vom Fleck kommt auf der Welt. Unsereins, wenn er's sieht, so lacht er sich was über dem dummen Vieh seinen Insektenverstand und kommt

sich verteufelt schlau vor im Vergleich mit dem Tier. Aber macht man's denn anders? Kriecht man nicht jahraus jahrein an seiner dummen Wochenkugel herum und weiß nicht wozu? Denn was kommt dabei heraus? Daß man wieder einen Fuchs auf die Kasse tragen kann? Ist auch was! Ich hätte größeres Pläsier davon, wenn ich ihn in der Sonne über die Marne tanzen ließe. Trüg' ich ihn fort, wenn ich etwas mit anzufangen wüßte? Wegen dem Geschäft? Hat sich was mit dem Geschäft. Dafür brauch' ich kein eigenes Geschäft, um mich mit störrischen Pferdsknochen abzuplagen. Ein Geschäft hat man für Weib und Kind. Aber das hat nun der Teufel schon gesehen."

Jean Jacques wollte noch etwas sagen, aber er verschluckte es und tat außerdem noch einen Pfropfen drauf:

„Tausend Donnerwetter", seufzte er, stand auf und ging gegen die Schrankecke, wo er auch das weitere verlauten ließ, nämlich: „Ich wollte, es wäre Krieg, mit den Preußen oder sonst mit wem, drei Jahre lang, und ich bisse ins Gras eine Viertelstunde vor Frieden. Dann wär' ich den Quark los."

Es war das nun die längste Rede, die von Jean Jacques jemals gehalten worden war; auch hatte er noch nie einem Gedanken so tief nachgegraben. Er war es sonst zufrieden, daß die Professoren das Denken und die Deputierten das Reden auf sich genommen hatten; so konnte er umso ungeschorener seinen Schmiedehammer handhaben. Fand er sich aber wirklich einmal gezwungen, sich mit irgend einer Frage auseinander zu setzen, so glich die Art, wie er ihr auf den Leib rückte, immer einem Frontangriff der alten Garde; nur daß die Schlacht nie etwa mit der Vernichtung des Gegners oder sonst einer klaren Entscheidung endigte, sondern wenn Jean Jacques etwa seine schwerfälligen Streitkräfte vor den Schanzen des Gegners entwickelt, auch den ein oder andern Kernschuß getan hatte, so war es Nacht und man mußte nach Hause.

„Ich weiß aber schon, was ich tue", murrte er noch in die Ecke hinein, vor der er stand; dann warf er die Holzschuhe von den Füßen, die ihres Dienstes entlassen, sich fröhlich über den reinlichen Backsteinboden an ihren Platz unters Bett wälzten. Die Lederschürze hing er an ihren Nagel, von dem er zuvor Wams und Mütze heruntergenommen hatte, und aus der linken Tasche des ersteren langte er ein blau-weiß-rot gestreiftes Halstuch hervor, das er sich alsogleich umband. Er knüpfte einen mürrisch männlichen Knoten und kümmerte sich nicht darum, ob er genau untern Adamsapfel zu sitzen kam oder daneben. Noch setzte er sich die dunkelgrüne Mütze auf den schwarzen Haarwust; als er aber nach der Jacke griff, besann er sich noch eines andern und zog die Hand zurück. Er riß die buschigen Brauen zusammen und dachte einen Augenblick nach.

„Es geht in einem zu," murmelte er, „und sein muß es ohnehin."

Darauf öffnete er die Schranktüre, fuhr mit seiner schwärzlichen Faust zwischen die aufgehängten Kleider hinein und brachte eine Hose ans Tageslicht.

Das war sie, die mit dem Loch seitwärts in der Sitzgelegenheit. Er bohrte

den Finger hinein und zog daran; und als es nachgab und links und rechts ein schmerzliches Maul aufsperrte, nickte er befriedigt.

Zugleich erinnerte er sich, daß auch unter seiner Wäsche sich einige pauvere Stücke befanden, und er nahm die sorglich Gefalteten herab und warf sie auseinander.

„Da hat man's ja", knurrte er eines der derbgewobenen Hemden an und stieß ihm den Daumen durch den Rücken. „Nichts ist's mit dem Verlaß da!" Und er tat dem zweiten ebenso. „Lumpenzeug ist's", schimpfte er still vor sich hin. „Nicht einmal einen Puff hält's aus. Mit so was soll man dann in die Fremde. Ich werfe ihr den ganzen Bettel auf den Tisch, und wenn sie sich den letzten Zahn ausbeißt vor Zorn."

Damit schmiß er Hose und Hemden zu einem Bündel zusammen, schlug die Schranktür zu und fuhr in seine Jacke. Eben wollte er die Türfalle in die Hand nehmen, da stutzte er und horchte zurück. War das nicht seines Bruders Stimme, die im Hof drunten lärmte? Was der Junge da wollte? Nun ja, die Großmutter hatte ihn nach Jean Jacques Wochenwäsche geschickt. Aber mit wem hatte er's überhaupt? Zwar halt einmal, hatte nicht vorhin Angele in den Hof hinab etwas wegen den Hühnern gescholten? Er hatte nur halb drauf hingehorcht. Aber höre da einer den Bengel an.

„Gack, gack, gack! Ein Rätsel: Macht: Gack, gack, gack! und scheuert die Pfann? Was ist's? Eine Schmiedstochter."

„Teufel, die Augen möcht' ich sehen, die sie jetzt macht", dachte Jean Jacques. „Na ja, er soll sich aus dem Hof scheren. Recht hat sie; ich will's ihm nur auch sagen."

Mit diesem Vorhaben trat er ans Fenster und sah in den Hof hinab. Da stand der Schlingel breitbeinig in der Sonne und hatte beide Hände in den Hosensäcken.

„Wißt Ihr, was die Großmutter gesagt hat, Jungfer Angele? Ich soll im Vorbeigehen auch drauf merken, hat sie gesagt, ob die Angele die Hörner immer noch stellt."

Und die Angele flink wie der Teufel:

„Nein, sie wirft sie jetzt!" Zugleich sauste ein Holzschuh durch die Luft in die Sonne heraus, und wie auf Kommando fing der Junge an zu heulen und auf dem Pflaster herumzuhinken.

„Hallunk, der," dachte Jean Jacques, „ich hab doch gesehen, daß sie ihn gefehlt hat, um einen halben Schuh, nicht weniger. Und bei Gott, sie springt ihm in den Sack. Der wird auch gleich loslachen. Da guckt er auf. Was sagt er?"

Wie zuvor stand der Junge wieder breitbeinig da. „Ich will Euch was sagen, Jungfer Angele: Ihr habt zu weit links geworfen, wenn Ihr wißt, was links ist", höhnte er gemütlich. Dann nahm er den Holzschuh auf. „Immerhin schönen Dank, Jungfer. Der Holzschuh wird so oder so zu brauchen sein. Entweder Jean Jacques schließt ihn zu dem Nastüchlein, das er von Euch gefunden hat. Oder die Großmutter kocht morgen früh den Kaffee damit. Oder ich mach'

ihn auf der Marne zum Admiralsschiff." Dann trompetete er durch die Nase, pfiff dem Dampfkarussell auf den Fingern nach und hätte noch eine unendliche Menge Schabernack losgelassen, wenn nicht Jean Jacques gefunden hätte, es seien jetzt der Frechheiten genug.

„Ob du jetzt Ruhe gibst, Lärmmacher!" rief er aus dem Fenster. Und als der Junge herumfuhr, warf er ihm das Bündel hinab. „Da nimm das. Und warte mir auf der Straße draußen."

Damit verließ er sein Zimmer und stieg die Treppe hinab. Als er gegen die Küche kam und Angeles kräftiges Hantieren mit dem Geschirr vernahm, verlangsamte er seine Schritte in der Annahme, Angele werde ihm jetzt etwas zu sagen haben. Diese hatte nicht das Ende der Eulenspiegeleien abgewartet, sondern sich beizeiten mit dem Gedanken an Jean Jacques, den sie haftbar machen wollte, vom Fenster ab und wieder ihrer Arbeit zugewandt, nachdem sie jenes geschlossen und ihre Füße mit Lederpantoffeln versehen hatte. Als er nun an der Küchentür erschien, drehte sie sich halb um und räusperte sich.

„Ihr werdet dann so angenehm sein, Eurem Bruder Laufejungen zu sagen, daß er nicht mehr auf den Hof zu kommen braucht. Für derartige Besuche läßt man in Zukunft die Dogge los."

Das warf sie ihm mit der größten Ruhe vor die Füße und klapperte dann mit dem Geschirr weiter, als hätte sie nur gesagt: „Schönes Wetter heut". Sie hatte auf den Holzschuh reklamieren wollen, aber das war nicht so schön flach zu werfen, wie das andere. Er hätte immer sagen können: „Holt ihn selbst; ich hab ihn nicht aus dem Fenster vertan", während er das mit dem Jungen glatt einstecken mußte.

Jean Jacques andererseits hatte wirklich gehofft, sie werde den Holzschuh von ihm fordern und er wäre ihr ohne weiteres dienstbar gewesen, sogar mit einer gewissen Zufriedenheit, auch wenn sie's noch doppelt so hochmütig hergeworfen hätte; es hätte doch zu irgend etwas führen können. Als ihm nun aber das kalte Krötending vor den Füßen platzte, ging ihm ein richtiger Ruck durch Leib und Seele. „Schon gut", sagte er kurz und schritt mit gerunzelter Stirn weiter. Jetzt war Schluß.

Nun befand sich Jean Jacques mit seinem nichtsnutzigen Bruder auf dem Weg zur Großmutter. Der Junge hätte jetzt allerlei Possen auszukramen gehabt, aber er merkte wohl, daß Jean Jacques Tür und Tor verschlossen hatte, vor ihm und aller Welt, und kannte ihn zu gut, als daß er trotzdem gewagt hätte mit seinem Risiko daran anzuklopfen. Das meiste, was er bisher in solchen Fällen erreicht hatte, war etwa ein Knüttel gewesen, der ihm aus irgend einer blitzschnell aufgerissenen Tagluke an den Kopf geflogen war. So hielt er sich zwar klüglich beiseite, dachte aber nicht im entferntesten daran, dieserhalb seinen Narren in die Mönchskutte zu stecken, es wäre denn gewesen, um einen desto bessern Streich darin auszuführen.

Mit den Blicken eines Scheidenden schaute Jean Jacques im Ausschreiten vor sich auf das rote Backsteinpflaster der Straße nieder — alle Straßen und Plätze der Stadt und alle Korridore und Stubenböden in den Häusern waren mit rotem Backstein belegt. Es sollte bald das letztemal sein, daß Jean Jacques diesen Weg machte, soweit war er mit sich im reinen. Fort wollte er und nie mehr wieder kam er.

Wo sich aber eines zu scheiden anschickt, da kommen die Freunde herbei und strecken bittende Hände aus, und steigen allenthalben Erinnerungen herauf und sehen aus verwunderten Augen auf den, der sich da bereitet, sich aus ihrem Kreis loszureißen. Das erfuhr auch Jean Jacques, denn er konnte gehen und stehen wo es immer war in der Stadt und ihrer Umgebung, so begegnete ihm ein bekanntes Gesicht oder winkte ihm der stille Schatten eines Erlebnisses vertraulich zu. Da war gleich die Probe. Schritt er jetzt nicht neben dem Rinnsal her, das in der Mitte der Straße die Regenwasser den Abflüssen zuführte? Und wann in einem gewissen Zeitraum hatte er ein Regenwetter oder einen Gewitterguß vorbeigehen lassen, ohne mit ein paar Gleichgesinnten seine Fregatte auf den Fluten hinabtreiben zu lassen. Golfstrom hieß die Fahrgelegenheit, und er sah noch heute die Masten schwanken und die Schiffe im Kampf mit den Wellen bald den Bug und bald das Steuertei! aufwerfen. Manchmal wurde ein abgetriebenes Fahrzeug von den Piraten weggefangen; dann setzte es Krieg. Manchmal verschlang die Charybdis einen Schoner mit Mann und Maus. Und einmal hatte ihm eine Kuh einen neuen Kauffahrteifahrer zertreten.

Ein Lächeln trüb wie Regenleuchten glitt bei diesen Erinnerungen gleichsam unter seinem Gesicht durch. Dann erhob er die Augen und erblickte die Stelle, wo seit unerdenklichen Zeiten das Gericht der Sechse den eingefangenen Räuberhauptmann ohne Gnade und Barmherzigkeit hängen ließ. Jean Jacques erinnerte sich, daß er einmal seinen Häschern fünf Tage lang zu tun gegeben hatte. Schließlich war Bürgermeisters Marcel auf die Idee gekommen, seines Vaters Jagdhund dem berühmten Räuber auf die Spur zu hetzen. Da aber das Tier keinen Spaß verstand, wurde Ernst aus dem Spiel und schließlich der Hund von Jean Jacques mit einem Knüppel totgeschlagen; er selber trug eine zerrissene Hose und eine Bißwunde im Bein aus dem Kampf davon; doch blieb er durch das ganze Jahrhundert hindurch der einzige Räuberhauptmann, der nicht gehangen werden durfte.

Als Jean Jacques an des Bürgermeisters Marcel dachte, senkte sich der Schatten wieder auf seine Stirn. Seine Lippen verzogen sich in Bitterkeit, und so tief hingen seine Brauen nun über seine Augen herab, daß er wirklich den artigen Kranz nicht sah, den der Brunnen vor dem Rathaus um sich versammelt hatte, lauter wasserschöpfende, zungenwendende Schöne, die jetzt alle die weißen Nasen nach dem finstern, mannhaften Schmiedgesellen reckten. Jean Jacques bemerkte nichts, sah nicht die sechsfach schimmernde Frage in einem halben Dutzend heller Augenpaare und die unreife Kußhand, die der Junge den kichernden

Mädchen zuwarf, hörte nicht das silberne Auflachen, das darauf folgte und das Klappern der zwölf Holzschuhe auf dem roten Backsteinpflaster, und sah schließlich und endlich auch nicht die lange Nase, die der Junge der bespotteten Kußhand folgen ließ. So sehr gab ihm Marcels gelber Haarschopf in Gedanken zu schaffen.

Und so weiter schritt das ungleiche Bruderpaar durch das abendlich bewegte Städtchen. Nun kam noch eine backsteinbelegte Straße und ein kleiner Platz, dann die Schustergasse, die Torgasse und das untere Tor. Und neben dem Tor links wohnte die Großmutter.

Sie traten ins Haus, Jean Jacques voran, der Junge hintendrein. Sie traten in die Wohnstube, zuerst Jean Jacques, dann der Junge. Die Großmutter saß am Fenster und sah ihnen entgegen. Jean Jacques sagte düster: „Guten Abend", wandte sich an ihr vorbei ins Zimmer hinein, warf seine Mütze nach dem Huthaken, wo sie hängen blieb, und setzte sich wortlos und trübsinnig auf die Ofenkunst, ob es gleich mitten im Sommer war. Der Junge hielt sich knapp hinter ihn. Wie Jean Jacques murmelte er einen Guten Abend unten herauf, warf hinter ihm seine Mütze nach dem Haken, wo sie allerdings nicht hängen blieb, ging ihm langbeinig nach in die Zimmertiefe, und setzte sich mit hörbarem Seufzen neben ihn auf die Ofenkunst. Darauf geschah eine ganze Weile nichts weiter.

Die Großmutter aber machte immer rundere Augen nach der Ofenkunst hin. Endlich wurde ihr der Affe zu blau. Sie legte ihren Strickstrumpf auf den Fenstersimsen samt dem Wollgarnknäuel und erhob sich zu ihrer ganzen ansehnlichen Höhe. Dann ging sie auf die Ofenkunst zu, weder schnell noch langsam und wandte sich zuerst an den Jungen mit einer Ohrfeige. Dieser hatte sich zwar schon mit einem Bein seitwärts von der Kunst herabgemacht, war aber in seiner Bewegungsfreiheit durch das Bündel behindert gewesen. Nun reichte er dieses hurtig der Matrone, um weiteres abzuschneiden.

„Ich würde doch zuerst da hineinsehen," sagte er dringend; „das ist viel wichtiger. Übrigens gehe ich jetzt noch ein wenig vors Tor promenieren. Empfehle mich allerseits."

Damit war er schon in der Tür, und gleich darauf erklang sein spatzenhaftes Pfeifen im Tor.

Die Großmutter aber kehrte sich kopfschüttelnd mit dem Bündel an den Tisch. „Da hab ich dir zwei Enkelbuben zusammen gekriegt, bewahr mich Gott vor mehr!" sagte sie. „Den einen reitet der Teufel und den andern reitet er auch. — Laß sehn, was steckt da drin."

Wenn die Großmutter redete, so kam ein allereinziger blitzweißer Zahn in ihrem beweglichen Mund zum Vorschein, ein Zahn, den sie mit derselben Sorgfalt pflegte, wie irgend eine junge Schöne ihr ganzes blühendes Gebißlein und der sich als der letzte eines ganzen stattlichen Geschlechtes seit Jahren hartnäckig auf seinem ausgesetzten Posten hielt. Ihr anderes Hauptstück waren ihre scharfen

blauen Augen, die sie nun gerade mit sprachlosem Erstaunen auf das erste der beigebrachten maroden Hemden richtete. Jean Jacques merkte wieder nichts, denn er starrte beharrlich seine Füße an. Er sah nicht den bedeutungsvollen Blick, den sie ihm zuwarf, und den doppeltgeladenen, als ihr das zweite Hemd vor Augen kam. Das dritte Stück aber ließ sie gleich wieder sinken vor Verblüffung, denn es war die Hose mit dem unterstrichenen Schaden. Doch verriet Jean Jacques nicht die geringste Überraschung, als die geärgerte Matrone plötzlich vor ihn hintrat mit dem mißhandelten Kleidungsstück in der Hand.

„Weißt du, daß ich Lust habe, dir diese Hose um die Ohren zu schlagen?" sagte sie. „Was will das heißen, ein Stück Kleidung so zu verschänden? Ich sehe doch wohl, was ordentlich verschlissen und was mit Gewalt verdorben ist. Was sollen die Ludereien mit des Herrgotts Zeug?"

„'s ist nur, weil die Stopfereien nichts taugen", erwiderte Jean Jacques mit dem Gleichmut der Geistesabwesenheit. „Setze einen rechtschaffenen Flicken ein, daß es einen Stoß aushält. Wenn ich einmal fort bin, kann ich nicht mit jedem Nadelstich zu dir laufen."

Da zog die Matrone die Augenbrauen in die Höhe und tat einen leisen Pfiff an ihrem Zahn vorbei, was soviel heißen sollte, wie: Also so weit sind wir im Text. Dann stieß ihr aber der Ärger noch einmal auf über die Ruinierung der vorhabenden Garderobe; sie warf die Hose unwirsch auf den Tisch und setzte sich auf ihren Platz am Fenster zurück, wo sie ihre vorige Beschäftigung wieder aufnahm und eine gute Zeitlang geärgert weiter betrieb.

„Jean Jacques", sagte sie dann endlich, ohne aufzusehen.

„Was beliebt, Großmutter."

„Ich will dir einmal etwas sagen."

„Ich höre."

Sie sah nach ihm hinüber.

„Du bist ein Schaf, Jean Jacques."

„Kann sein, Großmutter", klang es resigniert von der Ofenkunst her.

„Denn warum wolltest du sonst fort, Jean Jacques?" Sie strickte wieder.

Jean Jacques seufzte.

„Es ist nicht deshalb, Großmutter," brachte er dann aus seiner hintersten Ecke hervor, „sondern es ist mir alles verleidet. Ich will in die Fremde und mich lustig machen. Was soll man da noch lange brav sein wollen, wenn einem nichts gerät und ein anderer, weil er Geld hat, tun kann, was er will? 's ist nichts mit dem Gottessegen auf der Bravheit. Auf Goldrollen gleitet man am lieblichsten durch die Welt und auch in den Himmel hinein, wenn man sich einen guten Schwung hat geben lassen. Aus ist's, und jetzt fang ich an zu lumpen."

Im Gesicht der Großmutter zuckte es.

„Mußt du denn darum stracks fortlaufen?" sagte sie. „Lumpen kannst du auch hier und brauchst nicht einmal ins Wirtshaus dafür. Wir legen uns ein

Faß Bordeau zu und verläppern's miteinander. Denn punkto Gesellschaft, so gibt's überhaupt keine bessere, als so ein altes Weib, das einen weg hat. Ich will dich schon feucht halten; soviel wie du vertrag ich immer noch. Hm?"

Jean Jacques schüttelte in ernsthafter Betrübnis den Kopf.

„Ich will aber mehr vertragen lernen", sagte er halblaut.

„Ja dann," entgegnete sie, „'s ist also aus mit der Aurore?"

„Der Marcel hat sie weg."

„Der Aff' im Frack. Gott sei gelobt. Amen. Hast du ihr gesagt, daß du sie willst?"

„Gesagt?" wiederholte Jean Jacques und dachte nach. „Nein, gesagt hab ich ihr nichts. — Und wollen hab ich sie ja eigentlich auch nie."

„So? dann habt ihr dort draußen irgendwo eine Katze, die Aurore heißt?"

„Nein, aber ein Pferd. Warum?"

„Wegen dem blauen Band, das ich hab kaufen müssen für die Aurore. Wo ist das hingekommen?"

„Das liegt noch bei mir in der Schublade."

Die Matrone horchte auf.

„Kann die Angele über die Schublade?"

„Über —? Ja, das schon. Weshalb?"

„Wegen nichts, mein Sohn. Wenn du nun aber die Aurore nicht gewollt hast, warum willst du jetzt dennoch fort?"

„Der Marcel — weil sie der hat", entgegnete Jean Jacques düster.

„Blödsinn, Jean Jacques. Wenn einer ein Mädchen nicht mag, so ist's ihm egal, wer's nimmt."

„'s ist aber wegen der Angele", brachte nun Jean Jacques vor und stockte dann.

„Nun?" fragte die Matrone. „Was hat da die Angele im Bad zu tun, wenn du wegen der Aurore fort willst?"

„Ich hab aber die Angele wollen, nicht die Aurore."

„Ja so!" sagte die Matrone trocken. „Und nun hat der Marcel die auch weg."

„Nein, aber sie will mich ja nicht", entgegnete Jean Jacques kummervoll. „Dann hab ich mit der Aurore angefangen vor Elend. Nun nimmt mir die der Marcel vorweg. Nichts soll man haben einfach. Aber ich lang' mir ihn noch her, bevor ich gehe."

Die Großmutter stutzte ernstlich. „So, also sie will dich nicht? Und du hast bei ihr angefragt, aufrichtig und rechtschaffen? Und sie will dich nicht, Jean Jacques?"

„Nein", seufzte Jean Jacques. „Das heißt, gefragt hab ich da nicht erst lange, wo ich's nur darf naß in den Brief schreiben. Ich hab's, mein ich, jetzt schon sauer genug. Nachher wär's gar nimmer zum aushalten."

„Ja, jetzt sitz ich wieder gerade", sagte aufatmend die Matrone und in ihrem Gesicht zuckte es wieder. „Nun schon. Geh du nur hin und laß den Marcel

was spüren, da hast du ganz recht. Dann schnürst du dein Bündel und machst dich aus dem Staub, so bekommen auch wir unser Teil, und die Angele besonders. Was? Die wird dir zanken, wenn du sie so am Seil herunter läßt! Nicht? Dann nein. Du weißt doch wenigstens, was du willst."

Sie nahm ihr Strickzeug wieder vor und abermals war es eine Zeitlang still. Nur die Nadeln klapperten und die Uhr tickte —.

„Heilige Jungfrau," stöhnte endlich Jean Jacques aus seiner Bedrängnis heraus, „ich wollt', ich wäre tot oder recht reich. Wozu muß man eins denn auch lieb haben, wenn's einen dafür haßt?"

Die Matrone nickte.

„Es kommt alles wieder", sagte sie. „So etwa hab ich vor fünfzig Jahren auch geseufzt und du bist jetzt also gewissermaßen deine eigene Großmutter geworden."

Sie sah ihn an und schüttelte den weißen Kopf.

„Wenn ich jetzt du wäre, ich wüßte, was ich täte und bin kein Mannsbild. Aber weißt du, was ich damals tat, Jean Jacques?" Sie sah ihn fast grimmig an. „Deinen Großvater heiratete ich. Der war ein armer Schelm, aber ein frischer Bursch und führte einen geschickten Hammer. Und die Dämlichkeit, Jean Jacques, die war damals noch nicht in deiner Familie, sonst hätt' er's nicht zuwege gebracht. Ich war ein wilder Teufel — just wie die Angele, Jean Jacques. Aber dein Großvater hat's fertig gekriegt und mir die Flausen auf einmal ausgetrieben, und ich hab ihm auf dem Totbett noch gedankt dafür. Ein Bursch wie du, Jean Jacques, nur daß in seinem Krauskopf ein Eigensinn steckte und kein Jungfernschwarm."

In Jean Jacques stieg der Ärger auf über die letzten Worte.

„Du tätest gescheiter und erzähltest, wie das zugegangen ist," grollte er, „so wäre möglich etwas zu lernen von deinem Großvater. Wie soll unsereins bei deinem verflixten Weiberregiment dem Dings auf die Sprünge kommen? Geschimpft ist noch lange nicht beschlagen."

Über ihr Gesicht flog ein Wetterleuchten und sie hatte Mühe nicht zu lachen.

„Ei jetzt prahlhanse du auf deiner Ofenkunst", entgegnete sie. „Muß ich mich etwa nicht in die Alteweibermühle stecken lassen, wenn du überhaupt einmal zu einer Frau kommen sollst? Aber ich will dir noch was anderes sagen, Jean Jacques: wir brauchen die Mühle nicht einmal: mein Herz ist jung, was bedarf's mehr?"

Indessen Jean Jacques sah nun nach seiner Mütze.

„Großmutter," sagte er ernsthaft, „jetzt ist genug Heu unten. Ich bin dein Enkelsohn, gut. Aber entweder du erzählst oder du erzählst nicht. Weiteres ist überflüssig." Worauf er mit der unterbrochenen Betrachtung seiner Schuhe fortfuhr.

Die Matrone schmunzelte und nahm an ihrem Strickstrumpf eine neue Masche auf. Dann setzte sie sich tiefer in ihren Stuhl hinein, und nach einer Weile begann sie zu erzählen.

Ich hatte so meine zweiundzwanzig Jahre in der Tasche und dein Großvater achtundzwanzig. Wir kannten einander schon, aber weiter als zu Grobheiten hatten wir's noch nicht gebracht. Er arbeitete beim Bachschmied, dem Urgroßvater einer bekannten Angele. Ich diente beim Maire, dem Großonkel eines ebenfalls bekannten Marcel. Beim Maire gab es Polsterstühle, Hasenbraten und weiche Betten; dein Großvater hatte schwarze schwielige Hände, und hie und da hing ihm ein Strohhalm an von seiner Schlafgelegenheit. Ich hatte mich hoch und heilig verschworen, daß ich nie und nimmer deines Großvaters Frau werden wolle; dabei konnte ich nicht sagen, daß er mich gefragt hätte oder auch nur besonders nach mir umsah, wenn ich ihm in den Wurf kam. Aber dem saß der Blick tief im Kopf drinn, und wenn dann eine wilde Gans meint, sie wolle so einem den Vorstand abgewinnen, so hat sie die Federn falsch gekräuselt.

Aber den jungen Maire wollte ich auch nicht, ob er gleich ein schlanker Herr war und seine Augen nach allen Seiten stellen konnte. Und warum nicht? Weil er weichere Hände hatte als ich; das ging mir an wie dem Hund die Katz. Auch konnte ich ihn nicht gegen deinen Großvater ausspielen; wenn ich in Gedanken die beiden nebeneinander stellte, so hatte der junge Herr Maire immer Angst. Und darum wollte ich auch den nicht. Hatte mich aber ebensowenig darum gefragt, wie dein Großvater, Jean Jacques.

Das ging so seine Zeit, bis ich auf einmal wütend wurde. Kreuz Leviten, sagte ich, ich möchte nur wissen, was mich das Mannsvolk angeht. Die machen, ich gucke keinen mehr an von ihnen. Ich bin ohne Mannsvolk auf die Welt gekommen und groß geworden: ei so wird man doch auch ohne Mannsvolk wieder klein werden und ab der Welt kommen können! Man muß ihnen nur einmal recht zeigen, daß man sie nicht braucht, so ist sofort jedes Huhn ohne Laus. Ich spiel ihnen eins!

Andern Tags geh ich zur Jenny, meiner Freundin, was bisher meine Lehrmeisterin gewesen ist im Schimpfen auf die Mannsleut. „Jenny," sagte ich, „Jenny, wir machen zu Fastnacht ein Paar zusammen, gehen aufs Rathaus zum Tanz und lassen alle abblitzen, wie sie angestolzt kommen, alle, sag' ich, daß sie einmal einen rechten Ärger haben."

Nimmt die Jenny den Schürzenzipfel und wickelt ihn einmal um den Finger und einmal ab dem Finger. „Es geht eben nicht," sagt sie dann, „der François Schönwetter hat mich schon erfragt."

Maul und Nase hab ich dir aufgesperrt. „Der François Schönwetter?" sag' ich dann. „Der François Schönwetter, an dem du kein gutes Haar gefunden hast alleweil?"

Dreht sie sich um sich selbst, lächelt und bekommt rote Ohren.

„Eben darum," sagt sie. „Und dann hab' ich ihn ja auch noch nie so nah gesehen bisher."

„Aber dein Schimpfen und Schwören", warf ich ihr vor. „Hast du denn keine Ehre im Leib?"

Da lacht sie noch besser und wird zündrot.

„Weißt du," sagte sie, „es schimpft eine jede so lange, bis sie das Maul geschlossen bekommt. Und der François Schönwetter führt einen wackeren Kuß."

Damit ist sie weg, und ich sieh' da und hab' ein Gefühl am Kopf, als wüchsen mir Kuhhörner.

Was tun jetzt? Allein gehen? Und dann deinem Großvater in den Weg laufen? Ging nicht an. Also vom Tanz wegbleiben. Aber ich allein von allen? Das konnte schon gar nicht das rechte sein. Oder doch solo? Und auf einmal kam mir's. Wozu bist du so groß und stark, dummes Weibsbild? Mithin folglich gehst du als Mann und machst die kleinen Mädel bange. —

Jean Jacques schaute seiner Großmutter ins Gesicht mit einem leisen Staunen und einem Achtelslächeln im Blick.

„Ja, Jungfer Jeanette, so ein Bursch' war ich vor fünfzig Jahren!" sagte die Matrone.

Und Jean Jacques zog wieder die Stirne kraus und sah weg. Immer mußten die Menschen anzüglich sein.

Gedacht, getan, fuhr die Matrone unter innerlichem Lachen fort. Als der Tanz anging, erschien ich in einem schwarzen Männerdomino und mit einer schwarzseidenen Maske. Ich hatte ein Paar Schuhe vom jungen Herrn Maire angezogen und ein paar Strähne von meinem Haar so über die Backen herabgenommen, daß sie wie ein schwarzer Bart unter meiner Maske hervorsahen. Ein Paar gekaufte Mannshandschuhe waren da mit Wolle ausgestopft, wo ich mit den Fingern nicht hinreichte, daß mich meine kleine Hand nicht verraten sollte. Und vom alten Herrn hatte ich eine ausgetragene Hose an den Knien abgeschnitten und über die Strümpfe gezogen. Ich brauchte sie gar nicht erst unter den Gummizug zu nehmen, sie saßen von alleine fest; wir waren allerwege ein gutbesorgter Jahrgang. Du mußt nur die Angele ansehen, Jean Jacques, so hast du mich mit zwanzig Jahren. —

Es muß hier bemerkt werden, daß bei solcher Erwähnung Angeles über Jean Jacques' Gesicht ein kleiner Käfer lief; aber er ließ sich nichts merken und blickte auch nicht auf, weil er den Nachschlag fürchtete. —

Eben spielten die Musikanten an, erzählte die Großmutter weiter, und ich ging stracks auf eine Schäferin zu, die dastand und nach einem Tänzer Maulaffen feilhielt.

„Gebt mir die Quadrille, Jungfer", sagte ich kurz und gut und machte eine halbe Reverenz. Aber das Püppchen besann sich, mein Seel, es besann sich; es wollte auch den Finger ins Maul stecken, aber unterwegs fiel ihm wohl ein, daß es einen Lappen davor hängen hatte und ließ es darum bleiben. „Donnerwetter," dacht' ich, und es wurde mir heiß, „sollst du dir da wohl frischweg einen Korb holen?" Und ehe sich das Ding für Schaf oder Hammel entscheiden konnte, hatte ich's weg. „Wenn du nicht weißt, was du willst," sagte ich

wütend, „so will ich dir's klar machen." Damit hatte ich kurzer Hand mit ihr angetanzt und figurte schon mitten in der Reihe mit ihr.

Im ersten Bluff ging die Sache noch so leidlich. Der Schreck hatte ihr einen Schwung gegeben, der ganz ordentlich ausreichte für einmal herum. Aber dann begann sie Hoppässe zu machen, holper stolper je länger je bänger. Das ärgerte mich natürlich und als wir endlich fast übereinander her gepurzelt wären, brummte ich sie ganz erheblich an. Da war es jedoch vollends zu Ende mit ihr. Ein hielt sie und: „Ich kann nicht mehr!" seufzte sie. Und ich spürte, wie das Espenläubchen zitterte.

Aber ei! was hatt' ich da für einen feinen Fang getan, Jean Jacques! Das Stimmchen, gehörte es nicht der Georgette Kellerlein? Und die Georgette Kellerlein, strich die nicht deinem Großvater nach, Jean Jacques? Ich wollte ihn ja allerdings nicht, deinen Großvater, aber die brauchte ihm auch nicht schönzutun. Ich wollte ihr hingegen die Männer jetzt schon für eine Zeitlang verleiden.

„Wenn du nicht tanzen kannst, so bleib' vom Tanzboden weg", sagte ich zu ihr. „Oder wenn du vor einem Mann Angst hast, so laß dich von einem Besenstiel engagieren. Aber das ist so das neben der Platte, das gleich ans Heiraten oder ans Sterben denkt, wenn's ein Mann einmal ansieht."

Verächtlich wandte ich mich ab und ertappte mich eben noch dabei, wie ich mit der Linken meine Röcke zusammenraffen wollte.

Indessen war der Tanz zu Ende und löste sich in den üblichen Umgang auf. Was von Paaren bereits zusammengehörte, blieb zusammen. Das andere tat sich auseinander und gesellte sich hierher und dorthin zu seinesgleichen. In Paaren, Rotten und Rudeln strich man im Saal umeinander herum, hängte sich gegenseitig Neckereien an und suchte sich zu erraten. Da und dort ging auch einer seine besondern Wege.

Das war damals noch der alte Ratssaal mit Backsteinboden, Holzdecke und braungetäfelten Wänden. Den neumodischen Parkettboden und die Stuckdecke haben sie erst machen lassen, wie's die Preußen Anno siebzig so verflucht originell gefunden hatten; aus Wut und Haß. Hat sie nachher gereut, Jean Jacques. Im alten Saal haben sie viel praktischere Einfälle gehabt, wie im neuen. Und im alten Saal ist auch viel besser tanzen gewesen; man hat sich drin daheim gefühlt wie in jeder andern Stube, nur daß er größer war. Natürlich haben dann die Notabeln auch Parkettböden und Stuckdecken haben müssen samt Tapetenwänden, und seitdem ist die Eintracht im Städtchen zum Henker. Früher ist immer die ganze Bürgerschaft für einen Mann gewesen, heut bonapartisch, morgen republikanisch und übermorgen bourbonisch, wie's von Paris aus vorgeschrieben war; und ist so immer Frieden im Städtchen geblieben und gutes Einvernehmen mit der Regierung. Aber seit zweierlei Böden und zweierlei Decken sind in den Häusern, ist auch zweierlei Sinn in den Köpfen und Streit und Hader um die Politik. Und jetzt wollen sie ja auch noch das alte

Backsteinpflaster in den Straßen weghaben und gewöhnliches Steinpflaster dafür machen lassen. Sollen nur; werden ja sehen, was es ihnen nachher mehr kostet an Schuhsohlen und Radreifen. Ich werd's ja wohl nimmer erleben; will's Gott, so tragt ihr mich noch übers Backsteinpflaster durchs Städtchen hinauf und zum obern Tor hinaus.

Also damals war's noch der alte Saal, und die Beleuchtung machten sie mit großen Wachskerzen. Und das war auch heimeliger, als die Petroleumlampen jetzt. Von der Decke herab hing ein rechter Kronleuchter, auf dem in einem Doppelring so an die vier Dutzend Kerzen brannten. Am Plafond war nachher immer ein breiter Kranz von Kerzenruß, den der Stadtlaternenputzer am andern Tag abwischen mußte. Früher ging's die Mairesmagd an, aber das war abgestellt worden, weil der junge Herr Maire dabei partout die Leiter halten mußte; nachher fragte er ihr allerdings nichts mehr nach, der Leiter nämlich, und dann mußte der Polizeidiener helfen.

Rechts, wenn man in den Saal kommt, war der Kamin — jetzt haben sie einen eisernen Ofen hingestellt —, und drin prasselte immer ein herzhaftes Festfeuer von tüchtigen Tannenscheitern, die von altersher der Maire zu liefern hatte. Was meinst du, Jean Jacques, hat das Lichter geworfen vom Kamin her über die Masken, die daran vorbeitanzten! Und hat geleckt und gezüngelt manchmal in den Saal hinein, akkurat als ob's nach einem Glas Wein Durst hätte. Ist auch jedes Jahr an Fastnacht ein voller Pokal Vogesenwein in die Flammen geschüttet worden. Das haben sie auch abgeschafft; aber wir übten's noch und hatten Ernst dabei. Immer nach dem ersten Tanz machte die Musik einen Tusch; das war das Zeichen dazu. Dann sammelte sich alles in einem großen Halbkreis um den Kamin; noch ein Tusch, und der Maire erschien.

So war's auch heuer, Jean Jacques. Und ein lustiges Schauen war das im Kreis herum. Allerwegen klirrte es und klingelte und raschelte; und wo eins das Auge hinwandte, sah es etwas blitzen oder leuchten. Ich stand gerade dem Kamin gegenüber und konnte mich und meine Nachbarn im Spiegel betrachten, der darüber in die Wand gemauert war. An meinem Satin-Domino schlängelte der Feuerschein auf und ab; rechtschaffen unheimlich hab' ich ausgesehen. Links neben mir stand eine Gärtnerin, rechts eine leichtfertige Zigeunerin; beide guckten eifrig in den Spiegel nach meinem Konterfei, ab und zu schielte auch die eine oder die andere direkt an mir hinauf. Und der Backsteinboden unter unsern Füßen glänzte wie das pure Gold. Und die Wände standen so warm in Feuer, als wollten sie jeden Augenblick zu brennen anfangen.

Dann trat der Maire im Ornat und mit dem vollen Pokal in den Kreis und sogleich war es still. Ich aber dachte nun an den jungen Herrn, und weil ich seine Maske wußte, suchte ich ihn mit den Augen. Aber anstatt daß ich ihn finde, bleibe ich an einem schwarzen Spanier haften, bleibe an ihm hängen und kann nimmer los von ihm. Der Maire sagt seinen Vers, wie im Schlaf hör' ich's:

Sonne am Himmel,
Glanz auf den Bergen,
Wein auf den Hügeln,
Leben im Tal.
Feuer von oben,
Feuer von unten,
Sturm in den Bergen,
Donner in Klüften,
Flut um die Hügel:
Furcht im Tal.
Sterne am Himmel,
Lichter in Hütten.
Friede dem Feuer!
Friede dem Wasser!
Wein in die Flamm'!

Ich hörte den Guß ins Feuer prasseln, aber meine Geister waren alle beim schwarzen Spanier. Die Musik setzte ein. Wie immer, wurde der letzte Spruch von den Anwesenden nachgesungen; aber der Spanier schwieg. Und jetzt sah ich auf einmal den jungen Herrn Maire neben ihm stehen; da wußte ich, wer der Spanier war. Der Spanier, das war dein Großvater, Jean Jacques. Und da hat deiner Großmutter zum erstenmal das Herz geklopft. Das ist eine närrische Geschichte. Aber er stand so ansehnlich und schaurig neben dem jungen Herrn, daß ich zornig wurde über ihn, weil er mir Gewalt antat. Und schaute doch gar nicht nach mir hin.

Das Lied war fertig und die Musik sprang in einen Tanz über. Aber ich hatte meine Rolle völlig vergessen. Wer mochte da auch noch Mann spielen, wo dein Großvater in der Nähe war, Jean Jacques. Der Kreis zerstob und ich stand allein da. Ich glaube, wenn jetzt einer gekommen wäre und hätte mich zum Tanz gefordert, ich wäre mit ihm gegangen, so dumm war ich auf einmal geworden. Aber auch der schwarze Spanier war verschwunden.

Ich war inzwischen beiseite getreten und schaute verdrießlich in das Gewühl der Masken. Der Abend war mir verdorben, das wußte ich nun. Ich hätte ruhig nach Hause gehen können, konnte mich aber doch nicht dazu entschließen. Mir war, als müsse noch irgend etwas geschehen, um das Maß voll zu machen; und darauf wartete ich trotzig. Ich stand neben dem Kamin an den Sims gelehnt und ließ Rausch und Bausch an mir vorbeiwirbeln. Die Alten saßen gemächlich um den Schenktisch herum und hielten bei Speis und Trank die Ohren steif. Die Jungen aber ließen ihre übermütigen Vögel flattern und Witz wie Unwitz erfüllte mit gleichem Geräusch die Luft. Ich wurde genugsam gemustert und erhielt im Vorbeigehen manchen guten Hieb, aber auch manchen dummen Hornstoß. Ich ließ alles über mich ergehen, hatte noch eine Bosheit daneben, daß mich meine besten Kamerädlein für einen Mann ansprachen und

war schon halb dabei, meine vorige Zuversicht wiederzugewinnen, als der Handel auf einen Schlag zehnmal mißlicher wurde, als zuvor.

War da nämlich schon ein paarmal der junge Herr Maire an mir vorbeigestrichen, wie der Fuchs am Hühnerhaus. „Der kennt dich", geht's mir durch den Kopf; „aber er wird sich halten." Da wird ein neuer Tanz angespielt, und wer steht auf einmal vor mir und krümmt den Buckel? Der junge Herr Maire. Macht also eine Reverenz und bleibt mitten drin in der Kreuzschwebe hängen, damit ja der ganze Saal seinen Scharfblick bewundern und über das blamierte Frauenzimmer lachen soll. Jean Jacques, so wütend bin ich doch noch nicht bald gewesen, wie in dem Moment über den jungen Herrn. Ich sage ihm, er solle sich scheren lassen, wo man's ihm lieber besorge; wenn ich tanzen wolle, so brauche ich nicht ihn dazu. Darüber stutzt er nun. Dann sieht er mir aber auf die Füße und meint, seine Schuhe seien mir wohl zu lang, daß ich nicht tanze. Und wie ich ihm keine Antwort gebe, tritt er neben mich an den Kamin.

„Sie mögen also partout nicht tanzen," sagt er; „auch gut, plaudern wir also. Ich habe ohnehin schon eine gute Weile einen Brief an Sie zu bestellen. Erraten Sie, von wem? Nein, Sie raten's nicht. Von meinem Herzen. Soll ich die Gelegenheit nun benutzen, Eugenie?"

Er war ein Satan mit dem Maul, der junge Herr. Wenn dir einer so galant ankommt, so hört alle Unhöflichkeit rundweg auf.

„Wenn ich's hören darf, Herr Emile", sag' ich daher anständig und manierlich. Aber ein Dieb steigt mir auf einmal in den Kopf: „der will was von dir", denk' ich.

Daß ich's nur kurz mache: der junge Herr Maire wollte Bekanntschaft mit mir anfangen, Jean Jacques, nur heimlich, daß wir uns zuerst kennen lernten und fest würden in der Liebe. Alsdann, wenn sich der Stock eingewachsen habe, wolle er dies und das und noch allerhand dazu. Denn wenn ich auch nur ein Dienstmädchen sei, so dürfe ich mich doch neben jeder andern sehen lassen. Er drehte glatte Sätze. Jede einzelne Beteurung glänzte wie die silbernen Epauletten am Staatsrock seines Vaters, und durch die ganze Rede hindurch ging ein leises Klingeln von Fünflivres und Golddukaten. Das tat nun meinen Ohren absolut nicht weh; nur bis ins Herz hinein drang mir das Geklimper nicht. Als er ausgeredet hatte, war ich weder ärmer noch reicher; doch standen die Konditionen just nicht so, daß eins schlankweg nein sagen mußte und ich hätte vielleicht Ja gesagt, wenn dein Großvater nicht auf der Welt gewesen wäre, Jean Jacques.

Deinem Großvater auch gingen meine Augen nach, während der junge Herr Maire seinen Vogelsamen ausstreute. Er schritt so gemächlich vor sich hin durch den Maskentrubel. Er überragte das meiste andere Mannsvolk um einen ganzen Kopf; aber auch die größten Burschen mußten ihre Augen aufwärts stellen, wenn sie ihm in die seinen gucken wollten. Er bahnte sich seinen Weg geradeaus. Die buntsten Knäuel taten sich vor ihm auseinander. Er sagte nicht bitte und

nicht danke, und so viel Schürzen ihn umschwärmten, er schaute über alle weg. „Der sucht dich", sagte was in mir.

Indem war der junge Herr Maire zu Ende und die Reihe, das Maul aufzuhaben, an mir. Warum er keine von den feinen gelehrten Töchtern frage? entgegnete ich nun. Sicher sei nicht eine darunter, die es ihm ungrad nähme. Mich aber würden sie übel schief ansehen, stellte ich mich mit meinem breiten Rücken ihnen in die Tür. Es sei ihnen ja allbereits in die Beine gefahren, ihn schon so lang dastehen zu sehen.

O das, sagte er. Mit denen nehme ich's auf, wann ich wolle; denen sei ich allen über im Mutterwitz. Und er sei doch auch nicht mit dem Pickel gefirmt, habe auch seine Augen noch jederzeit vorn im Kopf gehabt. Und wenn sein Alter sagt: „Die Eugenie ist ein Weibsbild, das seinen gewichsten Faden hat", so meine er, daß es sonst nichts mehr brauche und alles beisammen sei; denn der Alte lobe nur einmal alle Schaltjahr und da meistens Gott den Herrn. Also, Eugenie? Er wisse bei Gott sonst keine im ganzen Winkel, die ihm nein sagen möchte, außer sie müsse schon engagiert sein; und auch da wolle er nicht so ohne weiteres zum heiligen Benedikt schwören. Es möge ein Spiegel im Städtchen noch so untreu sein, einen unleidlichen Kerl habe ihm noch keiner gezeigt.

Ich mag's nun wohl leiden, wenn ein Teufelskerl ein Endchen prahlt. Aber das hier ärgerte mich, wie es sich so siebenfach aufspielte. Da war denn dein Großvater immerhin ein anderer Kerl, Jean Jacques. Ich wollte ihn ja beileibe nicht, aber was recht war, mußte recht sein, und wenn der so die Säcke voll Dukaten herum hätte laufen können, was meinst du, wie bald da die Welt auf ihrem dicken Kopf gestanden hätte? Aber nun sollte ich dem jungen Herrn antworten und wußte doch nicht was. Was ich dachte, mußte ich dunkel sitzen lassen und was er hören wollte, hatte ich nirgends herzunehmen. Ich wußte nicht warum, aber es wollte auf keinen Stuhl ein rechtes Zutrauen kommen. Das Geld war schon recht und die Aussicht auf die Frau Maire. Wenn's nur ein anderer Kerl gewesen wäre, der's zu vergeben hatte.

Wie mir das alles durch den Kopf flitzt, und ich in das Gewimmel schaue, tut sich auf einmal eine Gasse vor mir auf und mitten darin kommt der Spanier auf uns zugeschritten. Ein Blitz trifft mich aus den Augenlöchern seiner Maske, dann stellt er sich dicht vor den jungen Herrn Maire. Und wie mit einem Finger gezogen, bildet sich ein Kranz Zuschauer um uns her.

„Herr Italiener," sagt dann der Spanier mit seinem klaren Baß, „Herr Italiener, hinter Eurem Lärvchen mag stecken was da will, ich nehm' es auf mit Euch."

Der junge Herr blickt rasch auf. Es war ein Rippenstoß, aber seine Antwort kommt ruhig, höflich und wohlgesetzt.

„Ich wüßte nicht, daß ich nach Euch Verlangen geäußert hätte, Herr Spanier", erwiderte er. „Auch müßt Ihr Euch in der Person getäuscht haben. Dort geht ein Genueser, drüben ein Florentiner: wir alle sind Italiener, voilà."

Die Parade hat Beifall. Aber mein Spanier ist nicht faul.

„Desto lieber," sagt er; „so nehm' ich euch wegen der Einfachheit zusammen. Der rechte wird dann schon dazwischen stecken. Drei Italiener gegen einen Spanier. Ruft eure Landsleute her, tragt mit ihnen auf einen Haufen zu Platz, was ihr euer Lebtag geleistet habt und seht zu, ob ich euch nicht rückwärts drüberspringe."

Der sitzt. Mäuschenstill spannt der ganze Umkreis auf meinen jungen Herrn, von dem jedermann weiß, wer er ist; er hat sich vor den Schürzen nicht verhalten können. Der besinnt sich still und fein auf eine Heimweisung.

„Im Springen allerdings, Herr Spanier, mögt Ihr etwas Erkleckliches leisten."

Schlank und glatt ist das herausgefahren. Ein Teil der Zuschauer klatscht in die Hände. Aber mein Spanier lacht.

„Musik", ruft er nach dem Podium. „Ob ich springen kann," sagt er dann zum jungen Herrn Maire, „das sollt Ihr sofort beurteilen. Die Jungfer wird mir dabei die Partnerin machen. Gebt mir einen Tanz, Eugenie."

Die Musik spielt an und wie ich vorhin bei der Schäferin, so wartet er auch bei mir nicht lange auf ja oder nicht ja, sondern schleift kurzerhand los mit mir mitten durch das auflärmende Gebraus von dem Maskenkranz in den freien Saal hinaus.

Schau Jean Jacques, das ist ein kurioses Gefühl, wenn du dir sagst: „So, jetzt hat's dich." Halb bist du's zufrieden, halb ärgert's dich, daß so fertig mit dir umgesprungen wird. Du denkst zwar nicht daran, zurück zu tun, aber du nimmst dir vor: leicht, wahrhaftigen Gott, leicht soll's ihm nicht werden. Hab's auch versucht, es ihm schwer zu machen, bin aber nicht weit gekommen damit.

„Warum markiert Ihr den Mann, Jungfer Eugenie?" fragt mich dein Großvater. Und wie ich ihm die Antwort schuldig bleibe, setzt er hinzu: „Das sieht Euch, wie der Muttergottes das Lederklopfen oder dem Herrgott das Schlittenfahren. Unsinn, Eugenie, mit dem Haarwisch unter der Larve herumlaufen, wo keine im ganzen Kreis herum ein stattlicheres Weibsbild hinstellen kann! Habt Ihr Liebesgram?"

Jetzt fuchst mich's doch, daß er mir gleich das ganze Strickzeug aus der Hand schlägt.

„Hört Spanier," sage ich, „bei uns tut einer an Fastnacht was er will, und gibt niemand Rechenschaft darüber. Das ist Maskenrecht, wenn Ihr's noch nicht wißt."

„Ist alles in Ordnung mit dem Maskenrecht," meinte er ruhig, „gefragt ist auch getan."

„Wenn's der andere annimmt", gebe ich trotzig heraus.

„Ihr nehmt's also nicht an?"

Ich schweige. Denn gestanzt heraus nein zu sagen, wage ich nun doch nicht. Es kommt mir aber gelegen, daß mir gerade ein Feuerschein in die Augen fällt, so kann ich mein Schweigen mit Gaffen kostümieren. Im Kronleuchter ist ein kleiner Brand. Ein paar schlechte Narren haben Serpentinen drüber geworfen; die haben Feuer gefangen und sinken nun brennend und glühend zu Boden, daß die Mädels mit Geschrei drunter weg wimmeln.

Der Spanier geht aber auf das Exküse nicht ein, vielmehr führt er mich in ein Seitenzimmer, wo es still und fast dämmerig ist, indem nur eine Kerze in einer Ecke brennt. Er heißt mich sitzen, was ich tue, während er vor mir stehen bleibt.

„Ich habe noch zwei andere Fragen an Euch", sagt er dann und nimmt seine Maske herunter. „Je nach der Antwort werde ich Euch zu Eurem Italiener zurückbringen oder Euch selbst behalten. Was wollte der Italiener von Euch? Nehmt auch die Maske vom Gesicht."

„Jetzt gilt's", denk' ich, tu' zwar, was er will, rüste mich aber innerlich mit einem guten Besen. „Was wollt denn Ihr von mir," geb' ich zurück, „wenn man fragen darf?"

„Möglich dasselbe," sagt er, „wenn auch vielleicht auf andere Art. Streicht Euch auch das Gefrotzel aus dem Gesicht, so kann man Euch in die Augen sehen."

„Was ist denn nun das", denk' ich, und streiche die Haare zurück. „Der befiehlt dir in einemfort und du parierst in einemfort. Und wie der dich ansieht mit Augen — ob ich Bescheid weiß?"

Und er lacht in meine Verwunderung hinein.

„Heiraten will ich dich, Eugenie, aber für meiner Lebtage, nicht nur auf ein paar lustige Nächte, wie der Italiener."

„Das hat man nun davon," sag' ich, „wenn man einem Menschen ein gutes Wort gibt; gleich soll man geheiratet werden. Schon recht, heiraten; aber mit was? Mit Küssen wird der kleinste Vogel nicht prosper. Mögen tät ich dich wohl, du grader Bursch; aber wo kommt Tisch und Bett und Brot her?" Und steigt unversehens eine große Traurigkeit über mich. Ich sitz' und seufze und schau ihn an dabei. „Ach Gott ja," sag' ich, „ich wollt', ich wär tot oder recht reich." Grad wie du heut, Jean Jacques.

Wie ich das sag', macht er ein besorgt Gesicht. Ob es eine Schmiede nicht auch tue, meint er.

„Ei ja tät' sie's", sag' ich. „Aber du und Schmiede, wie kommt das zusammen."

Wird er rot und zornig. „Wie das zusammenkommt? Bin ich etwa ein Schneider? Und hab' ich nicht gestern den Handel abgemacht mit dem alten Michele in der Wasserjungfer, und hab allein wegen dir so ein Himmelpläsier drüber? Frag' ihn doch selber, ob er mir seine Schmiede abtritt oder nicht, mit der ganzen Bagage auf Abzahlung. Und hab ich nicht das Halbe gleich blank hingelegt? Da ist der Wisch, wenn's beliebt. Kommt's nun zusammen, Eugenie?"

Aber ich hab jetzt nur zu schauen und zu staunen, wie mein Bursch schön ist und reden kann. Und wie ich nicke und meine Freude hab', setzt er sich neben mich und nimmt meine Hand.

„Aber bald sein müßt's", sagt er. „Dem Michele ist sein Weib untreu worden, an den Tod. Und ein Weibsbild muß doch sein im Haus; was gäbe das sonst für ein Wesen!"

„Daß du recht hast", sag' ich. „Und eine bessere kannst du dir nicht suchen

das ganze Städtchen aus, frag' nur die Frau Maire. Ich will dir das Zeug schon hinstellen, und soll dir nirgend nichts abgehen und soll dich nie reuen, daß du just mich genommen hast."

„Dann gehen wir morgen zum Pfarrer, Eugenie. Und in vier Wochen ist Hochzeit."

Ich überrechne schnell, daß ich meine Aussteuer ja soweit beisammen hab, denn müßig bin ich alleweil nie gewesen. Drum sag' ich herzhaft ja und weil die Musik wieder spielt, stehen wir auf.

„Soll ich dich jetzt wieder zum Italiener bringen?" fragt er und seine Augen lachen mich an.

„Ja," sag' ich, „du kannst ihm den Handel ansagen und er solle nun die Leiter auch halten."

Ist aber richtig unser erster Brautführer geworden nachdem.

„Siehst du, Jean Jacques, so haben sie mich zu deiner Großmutter gemacht", also schloß die Matrone ihre Erzählung. „Aber jetzt möcht' ich nur in des Bartschers Namen wissen, wo der Windhund von einem Jungen wieder steckt. Für den ist lange Zeit zum Unterkriechen. Du schläfst doch auch hier heute nacht, Jean Jacques?"

Jean Jacques stieg von der Ofenkunst herab. Nein, erwiderte er, er müsse wieder nach der Schmiede zurück, indem er morgen früh dort sehr benötigt sei; der Alte habe es ihm dreifach aufgebunden. Den Jungen wolle er indessen heimschicken. Dann griff er nach seiner Mütze, sagte gute Nacht, und schritt groß und breit durch den Türrahmen in die Dämmerung hinaus.

Es war aber nicht an dem, wie Jean Jacques versprach, sondern die Großmutter stellte gleich darauf fest, daß er ihr den Jungen vergaß. Sie sah ihn geradeaus die Torgasse hinaufgehen, ohne sich nach irgend jemand umzublicken, und die Heimholung des Unkrauts blieb ihr selbst überlassen. Sie geriet darüber in Nachdenklichkeit und fing an zu schnupfen und mit sich herum zu brummen, und der Junge fiel von einer Vergessenheit in die andere. Schließlich wandte sie sich ins Zimmer zurück, wo in einer Ecke nach einiger Zeit ein Licht aufging.

Jean Jacques schritt unter den angezündeten Straßenlaternen dahin, eher langsam als munter, eher zweifelhaft als selbstbewußt. Er sah und hörte wiederum nichts von dem, was um ihn vorging. Sein ganzes Aufmerken war nach innen gerichtet, auf den Grund seiner Seele, wo sich unter dem nachdrücklichen Gedräng seiner Gefühle langsam und schwerfällig seine Unternehmungslust vom Boden aufraffte.

„Da hat dir die Alte nun eine Meinung gesagt," kalkulierte Jean Jacques, „die sich nicht einmal so übel anhört. Außerdem ist sie ein Weibsbild und da weiß immer eine von der andern Bescheid. Geschehen muß nun was, das ist klar. Frag' ich sie nicht, so ist leicht ein anderer imstand und frägt sie und dann gerät die ganze Geschichte den Gäulen unter die Hufeisen."

Die Frage war bloß, wie und was? Das machte denn doch noch eine andere

Sache aus, als Bertolets Aurore beschlagen. Wahrhaftigen Gott, er hätte nicht gedacht, daß einer seiner Lebtag einmal soviel könne an der Zunge hängen haben. Aber lieber wär's ihm gewesen, er hätte es können mit dem Hammer ausfechten. Wozu hatte er nun den ganzen Kram gelernt und sich noch was darauf eingebildet, wie ihm jeder Gaul stillhalten mußte und wie's ihm von der Hand ging? Zum Vieh, ja, da war er ein Kerl, aber vor ein Frauenzimmer fehlten ihm doch die rechten Füße. Freilich passen, das taten sie zusammen. Und fünf Minuten Angst mit einem Anlauf, das mußte wahr sein, stand sie wert. Und wenn er's getan hätte und es wäre angebracht und gut abgelaufen, dann könnte er sich hinsetzen nachher und sagen: ‚So,' könnte er sagen, ‚Jean Jacques, das ist das beste, was in deinem Leben zu tun gewesen ist. Mach' dir jetzt einen Sonntag und lass' dein Herz spazieren laufen.' Wahrhaftigen Gott, so sagte er und das täte er.

Indessen war Jean Jacques tiefer ins Städtchen hineingekommen und schritt bereits die Hauptstraße hinauf, wieder dem Rathausplatz zu. Es trat ihm nicht zu Gemüt, wie der Platz nun sauber aufgeräumt und aufgewaschen war — die Backsteine waren noch naß davon —, und wie harmonisch alles zusammenklang und zusammenfloß, das Plaudern der scheuernden Mädchen vor den Haustüren, das vierfache Plätschern des Rathausbrunnens und das seriöse Läuten der Betzeitglocke; die goldenen Lichter, das rötliche Pflaster, das rotbemalte Rathaus und wieder die gelben Lichter. Mit triefendem Maul wandte sich die letzte Kuh vom Brunnen. Jean Jacques hätte auch die nicht bemerkt, wenn er ihr nicht gerade vor die Hörner gelaufen wäre. Das Tier blieb verwundert stehen und Jean Jacques auch. Die Mädchen lachten, die Betzeitglocke lachte und die Sterne am Himmel lachten. Jean Jacques machte dem Tier ernsthaft eine tadelnde Bemerkung, drückte es an den Hörnern zur Seite und gab ihm gedankenvoll einen Backenstreich. Die Kuh brummte und setzte sich an Jean Jacques vorbei wieder in Gang, und Jean Jacques ging seinen Weg geradeaus weiter.

„Um die Rede wäre mir nicht bange", sprach er dabei vor sich hin. „Es ist nur um den Anfang. Etwa so: ‚Hören Sie, mein Fräulein Angele.' Was?" Aber da fiel ihm die übel aufgenommene Höflichkeit vom Nachtessen wieder ein. „Und wechseln lassen hab' ich jetzt auch nicht. Also anders. ‚Liebe Angele!' Das ist, für wenn's stimmt; geht mithin auch nicht. ‚Ich will Euch heiraten, Angele!' Ja, daß sie mich auslacht! Oder: ‚Wollt Ihr mich heiraten, Angele?' Aber die ist imstand und sagt nein. Mehr Bildung müßte man besitzen. Aha, jetzt hab ich's. Nein, ich hab's doch nicht. Aber setze dir einmal vor, mein allerbester Jean Jacques, die Angele sei des Kapitäns Aurore und du hast sie zu beschlagen. Da ist das Eisen. Den Huf her. Draufgepaßt. Sitzt nicht! Zu groß! Verdammt sauberes Tier, will sagen Mädchen; das muß man ihr lassen. Und so eine Art hat sie, einem einen Schlegel an den Kopf zu werfen. Extra darum möcht' ich sie schon. Und groß ist sie und stark. Ich möcht' einmal messen mit ihr am Türpfosten. Herrgott, und balgen! Aber warte du nur, bis wir geheiratet sind!"

In diesem Augenblick geschah es, daß Jean Jacques zum zweitenmal zusammenrannte. Nach dem ersten unklaren Gefühlseindruck war er geneigt, diesen Aufenthalt mit derselben Ursache, die den vorigen veranlaßt hatte, in Beziehung zu bringen, wurde aber umgehend über den Fall in alle wünschbare Klarheit gesetzt.

„Ihr scheint ja aus einer netten Gesellschaft zu kommen", tönte ihm nämlich plötzlich Angeles klare Stimme in die Ohren. Er hatte in seinen Gedanken immer rascher zu gehen und endlich laut zu sprechen und zu gestikulieren begonnen, und wie konnte nun Angele solches an Jean Jacques anders deuten, als Anno 33 die Juden und Judengenossen an den Jüngern Jesu? „Haltet den Verkehr ja aufrecht," setzte sie noch hinzu, „er sieht Euch wohl und bringt Euch auch was ein."

Und ehe Jean Jacques wußte, was in einem solchen außerordentlichen Fall etwa zu sagen wäre, war sie schon ein gutes Stück weiter. „Blitz," brummte er verblüfft, „die hat dir nicht schlecht auf die Hörner geklopft. Wo denkt die wohl, daß du herkommst?" Und er sah ihr bedenklich nach. Aber plötzlich sprang ihm ein Bock in den Stall. „Jawohl!" sagte er und schlug ein Schnippchen; „das ist's: zusammenrennen, noch einmal zusammenrennen mußt du mit ihr; anders kommst du ja sowieso nicht an sie heran. Und dann aber nicht laufen lassen, bis der letzte Nagel sitzt."

So kam er vollends in die Bachschmiede und stieg ohne weitere Fährlichkeiten die Treppe nach seiner Kammer hinauf. Und dann dauerte es nicht lange, bis er mit allen seinen Reizen im Bett lag und im Schlaf von seinen schwindligen Spekulationen Ruhe fand.

Ihm träumte aber, die Kuh, mit der er zusammengerannt war, habe ihn auf die Hörner genommen und brummend in ihren Stall getragen. Dort habe sie ihn neben den Ochsen ins Stroh gesetzt und mit einem mürrischen Gesicht zu diesem gesagt: „Da ist noch so einer, der nicht weiß, wie er's anstellen soll." Sprach's und wandte sich spöttisch nach ihrer Raufe.

Es kam aber der Sonntagmorgen und mit dem neuen Tageslicht auch die Erleuchtung für Jean Jacques. Denn wie er so die Augen aufschlug und seine Blicke zuerst vor allen Dingen auf seine irdene Waschschüssel fielen, da schwärmten auf einmal alle seine Bienen aus.

„Denn wieso?" sagte er. „Wenn diese Waschschüssel sozusagen den Geist aufgibt, so entsteht daraus ein Zusammenstoß mit der Angele. Sie im Zimmer, wütend wie ein Truthahn, ich in der Tür und hab Augen und Ohren offen. Und beim Herrgott, ich will ihr keinen andern Weg lassen, als mir in die Arme oder aus dem Fenster. Herunter, Schüsselchen, herunter."

Er streckte sich aus seinem Bett und wischte das besagte Geschirr vergnügt vom Waschtisch herunter. Dann legte er sich wieder in seinen Kissen zurecht und blinzelte zufrieden bald an die Zimmerdecke hinauf, bald in die Sonntagmorgensonne hinein und bald auf die Scherben hinab.

„Einen Sprung, so hoch, macht sie, wenn sie die Scherben sieht", kalkulierte er vor sich hin. „Wo ist der Jean Jacques, der Verderber, der Antichrist? Dem

will ich jetzt die Suppe einbrennen! Was hast du mit der Schüssel gemacht?' ‚Hin', sag' ich. ‚Warum?' sagt sie. ‚Darum', sag' ich. ‚Sie gefiel mir nimmer.' ‚Und jetzt meinst du, ich stelle dir eine neue her?' ‚Das weniger. Ich will mich in der deinen waschen fortan.' Und dann sitzt's. Kein Teufel reißt's mehr herunter. Und der Gaul wirft den Kopf auf und wiehert und trabt ab. Hopp, Jean Jacques."

Jean Jacques sprang aus dem Bett, daß das Häuschen zitterte.

Jean Jacques war zwar sonst ein betrüblicher Rechner, aber diesmal stimmte seine Aufstellung. Daß die Faktoren ein wenig anders aufmarschierten, als er gemeint hatte, merkte er in der Geschwindigkeit nicht einmal.

Jean Jacques wusch sich am Brunnen im Hof, weil er keine Schüssel mehr hatte. Angele kam mit dem Wassereimer hinzu und machte große Augen nach ihm hin.

„Auf Euch bin ich nicht eingerichtet heut", sagte sie. „Ihr wolltet doch drunten bleiben über den Sonntag, meint' ich."

Jean Jacques nickte. „Hab's selber gemeint."

Die kurze Antwort zwickte sie nun schon wieder.

„Hab ich Euch kein Wasser hinaufgestellt?" fragte sie schärfer.

„Weiß nicht", entgegnete Jean Jacques gleichmütig und trocknete sich den Kopf mit dem Handtuch; aber innerlich war er mit allen Sinnen hellauf.

Angele stieg es warm zu Kopf, daß ihr der hübsche Bursche immer so patzige Antworten gab.

„Dann hätte ich zuerst nachgesehen", sagte sie aufgeregt. „Der Brunntrog ist nicht zum waschen da. Wo soll das Vieh nun saufen."

„Ja, das frag ich auch", gab Jean Jacques ruhig zurück.

Angele biß sich auf die Lippe. Ihre Augen begannen zu sprühen, aber sie nahm sich zusammen.

„Jean Jacques," sagte sie, „Ihr habt es darauf abgesehen, mich zu ärgern."

„Jungfer Angele, das ist nicht wahr", sagte Jean Jacques fröhlich, denn nun hatte er das Endchen erwischt. „Sondern ich hab es darauf abgesehen, Euch zu heiraten, wenn Ihr nichts dagegen habt. Sagt mir nur, wenn ich das darf, dann hat aller Zank ein Ende. Hab's ohnehin immer gedacht: wir treiben's so lang, bis wir Mann und Frau sind."

Da stand nun Angele und hatte ihre Augen so voll Erstaunen, daß es ihr die Lider schier zerriß. Und sie wußte in der Eile auch gar nicht, was in die Glocke für ein Klöppel gehörte.

„Wie ich gestern nach dem Anrenn sieht sie da", dachte Jean Jacques. Dann fiel ihm seine Waschschüssel ein und es dünkte ihm, als seien die Scherben jetzt nützlich zu verwenden.

„Ich hab droben die Schüssel zerschlagen, Jungfer Angele," sagte er daher nun, „weil ich dachte, daß es etwas zu reden gäbe zwischen uns. Und mit Euch reden, das wollt ich inbrünstig. Gestern abend, da wart Ihr mir zu flink, wie ich Euch vorgestoßen bin. Aber es war Eure eigene Schuld. Denn an Euch und

an sonst nichts hab ich gedacht, und Ihr wart die Gesellschaft, aus der ich kam. Und daß Ihr sagtet, ich solle den Verkehr auf keinen Fall aufgeben, das war ganz meine Meinung, drum bin ich auch nicht zu Hause geblieben, wie ich erst wollen hab. Den Brunntrog da will ich schon ablaufen lassen und frisch füllen, wenn Ihr mir ein gutes Wort gebt; sonst nicht! mein Seel, sonst nicht, Jungfer. Und Wassertragen, Holzspalten und was so Arbeit ist, das seid Ihr alles ledig von dem Augenblick, wo Ihr mir die Heirat zugesagt habt. Für meine künftige Frau tu ich alles, aber keinen Finger rühr ich für ein fremdes Frauenzimmer. Und dächt ich jetzt nicht, ich schwatzte an meine nachmalige Frau Schmiedin her, kein Maul täte ich Euch auf. Und jetzt, Ihr kennt mich, Jungfer. Mit der Aurore hab ich nichts gehabt, so wenig wie mit Euch. Womit ich aber nicht rühmen will, denn ich finge jetzt gern schon allerlei an mit dir, du feines Mädchen und Frauenzimmer, was du bist, nämlich heiraten und so. Guck, sonst freut mich das ganze Schmieden nimmer. Also ja, Angele, oder nicht?"

Angele schüttelte in wortloser, aber durchaus nicht unerfreulicher Verwunderung den Kopf zu diesen Worten.

„Hätt' ich doch nimmer gedacht," sagte sie mit einem tiefen Aufatmen, „daß da noch was draus würde." Und sie setzte auf alle Fälle ihren Eimer ab. „Aber mir soll's schon recht sein", fuhr sie mit aufleuchtenden Wangen fort. „Und wenn du meinst, du kannst mich brauchen, da hast du mich, wie ich bin. Nachher zieh ich mich dann auch Sonntag an."

Und wie sie ihm denn nun so mit hellen Augen zunickte, kriegte er plötzlich einen Anfall heftigsten Wohlseins. „Siehst du wohl, Angele!" sagte er. „Komm her und laß uns versuchen, ob wir auch küssen können." Und sie versuchten es und es ging.

Unter der Haustür stand der Meister. Der hegte sich wieder. Nun rief er mit voller, dröhnender Stimme „Prosit!" über den Hof.

Da wandten sich die großen Liebesleute ihm entgegen, Hand in Hand, halb verschämt und halb übermütig.

Es fand sich im Lauf der Dinge, daß Angele plötzlich genug Kaffee hatte für drei Personen und daß sie wirklich viel besser auf Jean Jacques eingerichtet war, als sie am Brunnen zuerst hatte wahr haben wollen. Und weil Jean Jacques nach der zweiten Tasse die Behauptung aufwarf, seine Großmutter sei das feinste alte Weib von ganz Europa, beschloß man, nach dem Mittagessen die Sehenswürdigkeit gemeinschaftlich aufzusuchen.

„Aber dein Bengel von Bruder, Jean Jacques", sagte Angele —

„Soll künftig wieder seine Hiebe haben, jawohl", fiel Jean Jacques überzeugt ein. „Seine Bosheit ist ins Kraut geschossen, solang ich den Kopf hab hängen lassen, aber jetzt wird die Erziehung wieder aufgenommen."

Das Zentrum als politische Partei/ von Karl Jentsch

einige Jahre hindurch haben unsere Katholiken, geschwellt von ihren politischen Erfolgen, in der Öffentlichkeit eine Sprache geführt, die von der in ihrer Kirche so hoch geschätzten Tugend der Demut nichts verriet. Gewissenhafte Beichtväter werden Gott dafür danken, daß er Bülow erweckt hat, durch einen kräftigen Schlag den keimenden seelengefährlichen Hochmut zu dämpfen. Unsre Protestanten fühlen sich immer noch tief gekränkt durch ihre Niederlage im Kulturkampf, und seit 1895 mußten sie noch dazu jede lange Reichstagssession hindurch die Pein erdulden, auf dem Stuhle, der nach dem Throne der höchste ist, täglich einen Jesuitenzögling zu sehen, den sie weder als Trottel noch als Hallunken verachten konnten. Die Milderung dieser Pein ist ihnen zu gönnen. Indes: die Zeiten der Kreuzzüge, des Kampfes um die Rechtfertigung aus dem Glauben sind vorüber; nicht mehr religiöse Stimmungen und Fragen, sondern gröbere Dinge machen den Inhalt der Politik aus, und aus diesen erwachsen in Beziehung auf das Zentrum drei Fragen.

Die erste, die grundsätzliche, habe ich im Aprilheft 1906 der Neuen Rundschau (S. 404—5) beantwortet. Wenn man unser veraltetes und verlogenes Parteiwesen durch die allein vernünftige berufsständische Parteibildung zu ersetzen strebt, dann muß man die Beseitigung des Zentrums als eines Hindernisses wünschen. So lange jedoch die älteren Parteien gar nicht daran denken, ihre Nichtexistenzberechtigung anzuerkennen, darf man auch das Zentrum noch nicht auflösen wollen, weil dadurch die schlechte Parteibildung nur verstärkt werden würde. Der „nationale Katholik" Leo von Savigny meint in seiner Antizentrumsbroschüre, vor allem könnten sich aus der bisherigen Zentrumswählerschaft die konservativen Parteien wertvolle und zahlreiche Bestandteile aneignen. Gewiß könnten nicht bloß, sondern würden sie das tun: die überwiegende Mehrzahl der Zentrumswähler, die ja hauptsächlich aus Bauern und Kleinbürgern besteht, würde nach Auflösung der Partei den Konservativen zufallen, und wenn die Liberalen dem aristokratischen Professor zum Ziele verhelfen wollen, so gönne ich ihnen auch dieses Vergnügen. Um der Erledigung der Reichstagsgeschäfte willen braucht niemand das Zentrum zu bekämpfen, da es sie vielmehr erleichtert. Es besteht aus Wählern aller Berufsstände, aller Volksschichten, und ist darum genötigt, von vornherein den Weg auf der Diagonale einzuschlagen, den innezuhalten das Kräfteparallelogramm der Interessen den ganzen Reichstag samt den verbündeten Regierungen zwingt. Daher kommt es, daß die von der Regierung gewünschten und meistens auch erzielten Beschlüsse gewöhnlich mit den Zentrumsanträgen übereinstimmen. Wenn die protestantische Mehrheit diesen Zwang, unter dem die Zentrumsfraktion arbeitet — deren einzelne Mitglieder hegen ja sehr verschiedene Herzenswünsche — durchaus un-

erträgliche Herrschaft des Zentrums nennen will, so bekundet das denselben schlechten Geschmack, wie wenn unsre Nationalen zwanzig Jahre lang im Namen von 57 Millionen Deutschen schreien: „helft, helft, Brüder, die drei Millionen Polacken bringen uns um!“ Die Zentrumspresse ist in der Lage, eine Reihe wichtiger und nützlicher Gesetze aufzuzählen, die unter der kräftigen Mitwirkung des Zentrums zustande gekommen sind, und sogar für die letzte kurze und unfruchtbare Sitzung nachzuweisen, daß, was sie etwa gutes geleistet hat, teils den Zentrumsstimmen zu danken ist, teils früheren Zentrumsanträgen entspricht. Das Zentrum schickt tüchtige und fleißige Leute in die Kommissionen und hat gute Rechner: Erzberger bildet sich zum Ersatzmann für Eugen Richter aus.

Die zweite Frage: wie die Aktion vom 13. Dezember zu beurteilen sei, habe ich ebenfalls schon beantwortet. Gedrängt haben dazu die Scharfmacher, welche die Sozialgesetzgebung rückwärts revidieren, und die Militär- und Flotteninteressenten, die, zugleich als Förderer des ihnen befreundeten persönlichen Regiments, den Reichstag zum Bewilligungsautomaten herabdrücken wollen, wie auch Erzberger in seiner Broschüre sehr hübsch zeigt. Fraglich ist nur, ob diese beiden miteinander verflochtenen Interessen den Entschluß des Reichskanzlers bestimmt haben; seine unvorsichtige Äußerung, die Parteien trügen ja keine Verantwortung, d. h. doch, die Volksvertreter seien bloße Marionetten, macht es wahrscheinlich. Und Fürst Bülow hätte sich dessen nicht zu schämen. Das bezeichnete Ziel ist zwar kein schönes, aber es kann politisch gerechtfertigt werden: kein Geringerer als Bismarck hat es erstrebt, der, wie Martin Spahn in seiner Geschichte des Zentrums richtig darlegt, diese Partei keineswegs als katholische bekämpft hat, sondern weil er erkannte, daß sie Rückgrat habe und ernsthafte Opposition zu machen imstande sei; die Kulturkampfphrasen und historischen Reminiszenzen aus der deutschen Kaiserzeit habe er, in richtiger Einschätzung der politischen Intelligenz seiner liberalen Schildknappen, nur dazu benutzt, deren Ohren angenehm zu kitzeln. Also es gereicht Bülow nicht zur Unehre, wenn er dieses Ziel im Auge gehabt hat. Wäre es nicht der Fall, so müßte man ihn für den unbedeutenden Kopf halten, als den ihn Harden zu malen pflegt. Der Rücktritt Posadowskys beweist jedoch, daß Bülow in der Tat den Scharfmachern gefällig sein wollte. Die Offiziösen stellen das natürlich in Abrede; Posadowsky sei ein Freund des Zentrums, demnach ein Hindernis der Blockpolitik gewesen; darum habe er ebenso wie Studt weichen müssen. Der Offiziosus der Kölnischen Zeitung gebraucht bei dieser Motivierung u. a. die Phrase: Man müsse sich vom Zentrum abwenden und dem Liberalismus eine seiner wirtschaftlichen, politischen und sozialen Bedeutung entsprechende Berücksichtigung zu teil werden lassen. Die zweite Hälfte dieses Satzes unterschreibe ich, wenn ihm die folgende sachgemäße Form gegeben wird: Man muß dafür sorgen, daß die Industrie, der Handel, die Männer der Wissenschaft und der Kunst in den Parlamenten die ihrer Bedeutung entsprechende Vertretung bekommen. Diese läßt sich aber nur durch eine Änderung des Reichstagswahlrechts sichern. Sie auf Schleichwegen,

durch einen nationalen Rummel, erstreben, ist ein Hazardspiel und nebenbei eines großen Kulturstaates durchaus unwürdig. Die offizielle Motivierung der großen Aktion als unhaltbar nachzuweisen, kann ich mir sparen, da es Harden, mit dem ich darin fast vollständig übereinstimme, in einer langen Reihe langer Artikel seiner „Zukunft" getan hat. Nur das eine sei bemerkt: nicht die Zentrumspartei hat das Vaterland gefährdet, sondern Bülow hat es getan, indem er in öffentlichen Kundgebungen den Wahlkampf bezeichnete als einen „Kampf für Ehre und Gut der Nation gegen Sozialdemokraten, Polen, Welfen und Zentrum". Wenn bei amerikanischen Wahlen ein jeder seinen Gegner beschuldigt, er habe silberne Löffel oder Pferde gestohlen, so hat das nichts zu bedeuten, weil alle Welt weiß, daß der Wahlkampf für die Drahtzieher nur eine Balgerei um die Beute, für die Masse nichts als ein kolossaler Ulk ist. Aber preußische Minister sind sehr ernsthafte Leute und werden vom Auslande ernst genommen. Die Mehrheit vom 13. Dezember ist, wenn man nicht die Mandate, sondern die bei der Hauptwahl abgegebenen Stimmen zählt, auch heute noch Mehrheit. Besteht nun diese Mehrheit nicht aus Leuten, die sich einmal erlauben, anderer Meinung zu sein als der Herr Reichskanzler, sondern aus vaterlandslosen Gesellen, aus Reichsfeinden, und brüten wirklich Frankreich und England über den schwarzen Plänen, die ihnen unsre Nationalen zuschreiben, dann werden diese beiden Mächte aus den Worten des Reichskanzlers den Schluß ziehen: bei solcher Lage der Dinge müssen wir über Deutschland herfallen, ehe es mit seinen neuen Panzern fertig ist; haben wir ja doch die Mehrheit des deutschen Volkes zur Bundesgenossin. An der Haltung des Zentrums im Wahlkampfe finde ich nur das eine auszusetzen, daß es sich vor einem offenen Bunde mit den Sozialdemokraten geniert und es für notwendig erachtet hat, die bayerischen Parteigenossen wegen ihrer Taktik zu entschuldigen. Harden meinte, die Katholiken hätten nirgends mit den Sozialdemokraten paktieren sollen; hätten sie dadurch auch einige Mandate eingebüßt, so würden sie dafür, ihre Erfolge lediglich eigner Kraft verdankend, um so imposanter dagestanden haben. Ein merkwürdiger Anfall von Sentimentalität beim Jünger des größten Realpolitikers! Politische Fragen sind Machtfragen; dem politischen Gegner imponiert nichts, rein nichts, als der in Ziffern darstellbare Erfolg. Nun wollen ja freilich gerade die Katholiken auch in der Politik nicht ohne Gewissen handeln, und soweit bei dieser die Religion ins Spiel kommt, haben sie recht. Allein die war doch hier wahrhaftig nicht gefährdet. Im Gegenteil! Sämtliche Blockparteien sind weit gefährlichere Gegner des Katholizismus als die Sozialdemokratie, und eine Verstärkung dieser würde so wenig der Religion schaden, daß vielmehr, je stärker die sozialdemokratische Vertretung anschwillt, desto eifriger die Studt — und die preußischen Unterrichtsminister werden, so lange Preußen Preußen bleibt, Varianten von Studt sein — den Katechismus einpauken lassen, worin ja die Orthodoxen beider Konfessionen den kräftigsten Schutz des Christentums sehen. Daß die Breslauer Katholiken dem Fürsten Hatzfeld ihre Stimmen gegeben haben, hat

mich mehr geärgert als gewundert; den lieben guten Schlesiern katholischer Konfession steckt die Ehrfurcht vor der hohen Obrigkeit so tief in den Knochen, daß nur die Gewissensangst vor einer unmittelbar drohenden Gefährdung der Religion ihre Angst vor der Nötigung zu politischer Opposition zu überwinden vermag.

Die dritte Frage lautet: wie wird der Reichskarren weiter laufen? Antwort: im alten Gleise. Die Reichstagsverhandlungen können doch nicht in alle Zukunft bleiben, was sie in der abgelaufenen schnurrigen Sitzungsperiode waren: behutsamer Transport der Porzellanvase, die man Block nennt. Holen wir aus der liberal-konservativen Nebelhülle die einzelnen Realitäten heraus! Die Schlachten des — nennen wir's einmal Kulturliberalismus, dessen Tendenzen die Namen Georg Hirth und Ernst Haeckel markieren mögen, werden in den Landtagen geschlagen. Im Reichstag wird bloß geplänkelt; übrigens ist hier die Position dieses Liberalismus durch die Schwächung der sozialdemokratischen Fraktion geschwächt. — Dasselbe gilt von den ehrlichen Konstitutionellen, die das Budgetrecht der Volksvertretung wahren wollen. Für dieses kommen in Beziehung auf die Ausgaben doch eigentlich nur der Militär-, Marine- und Kolonialetat in Betracht, da in fast allen übrigen Etats die Mehrheit gewöhnlich geneigt ist, über die Forderungen der verbündeten Regierungen noch hinauszugehn. In diesem seinem eigentlichen Gebiet ist nun das Budgetrecht ohnehin auf ein Minimum eingeschränkt. Die großen Kulturnationen haben sich von den bekannten Interessenten den Aberglauben einimpfen lassen, ein unabwendbares Verhängnis zwinge je zwei von ihnen, ohne vernünftigen Grund und Zweck die dritte zu überfallen, so oft deren mangelhafte Rüstung ihnen Erfolg verspricht. Darum wagt keine Partei mehr außer der deutschen Sozialdemokratie, eine Militär- oder Flottenvorlage in Bausch und Bogen abzulehnen. Es handelt sich nur noch um kleine Abstriche, die Anstandspflicht sind, weil doch eine hochgebildete Kulturnation nicht gut ihre Militärbehörden für unfehlbar, sich selbst für unmündig erklären und darauf verzichten kann, zu prüfen, ob nicht von dem im allgemeinen als notwendig Anerkannten das eine oder das andere um ein paar Millionen billiger beschafft werden könnte, und ob wirklich jedes Offizierskasino, jede Uniformzier zur Sicherung des Vaterlandes unbedingt notwendig sei. In der abgelaufenen Probesession nun haben die Epigonen des großen Etatskritikers Eugen Richter einen Bewilligungseifer betätigt, der selbst vor der Hohkönigsburg nicht Halt gemacht hat, und wenn sie so fortfahren, zu verleugnen, was ihrer Partei noch am meisten Existenzberechtigung verlieh, dann müssen alle Freunde der Verfassung, die bloße Kulisse für den Absolutismus zu werden droht, den Fortbestand des Zentrums wünschen. — Aus offenkundigen Gründen sind alle Parteien ein halbes Jahr lang mit sozialpolitischen Verheißungen sehr freigebig gewesen. Wenn es aber zu Abstimmungen nicht bloß über Resolutionen, sondern über Maßregeln kommt, dann werden nach wie vor die Zentrumsstimmen die Hauptmasse der pro ausmachen. — Echt liberal ist das Streben, die Polizeiwillkür einzuschränken, Gebrechen der Justiz

zu heilen, die Rede-, Preß-, Vereins-, Versammlungs- und Koalitionsfreiheit zu sichern und auszudehnen. Auch hierfür wird das Zentrum nicht zu entbehren sein. Nur in den Fällen, wo es sich um Angriffe auf die Religion oder um den vermeintlichen Schutz der geschlechtlichen Sittlichkeit handelt, halten es die durch jesuitische Erziehung überängstlich gewordenen Katholiken mit der Polizei; außerdem sind sie nicht geneigt, den russischen Gästen auf deutschem Boden Freiheit für ihre Verschwörertätigkeit einzuräumen. — Die Städterpartei, die wohlfeiles Brot und Fleisch, Freihandel und Beseitigung aller Hemmnisse des innerstaatlichen Geld- und Güterumlaufs will, ist gleich den beiden oben genannten Gruppen durch die Schwächung der sozialdemokratischen Fraktion geschwächt worden. Sie würde noch weiter geschwächt werden, wenn die Zentrumspartei, die als Vertreterin zahlreicher Stadtbürger und Industriearbeiter auf Ermäßigung der agrarischen Ansprüche hinwirken muß, verschwände, und der größere Teil ihrer Wählerschaft den Konservativen zur Beute fiele.

Das Ergebnis dieser Musterung lautet also: weder die sogenannten Liberalen noch die sogenannten Konservativen können das, was ihnen das Parallelogramm der Kräfte zu erreichen gestattet, ohne die Hilfe des Zentrums erreichen. Der Reichskarren wird sich darum nach wie vor in der Diagonale fortbewegen, nur wird diese Diagonale wahrscheinlich ein wenig weiter nach rechts zu liegen kommen als bisher. Den ehrlichen unter den „Liberalen": Barth, von Gerlach, Naumann, hat ja das auch von Anfang an eingeleuchtet. Barth hat überdies aus den Vorgängen der letzten Monate die Einsicht gewonnen, daß der Kern dessen, was man im Parteijargon Liberalismus zu nennen pflegt, eigentlich die Demokratie ist, und die andern beiden haben wiederholt betont, daß die Paarung Unsinn sei, und daß, wenn wir das von ihnen gewünschte parlamentarische Regiment bekämen, die beiden Parteien nicht Block und Zentrum, sondern Konservativ und Liberal heißen würden, wofür ich natürlich Land und Stadt oder Landwirtschaft und Industrie sagen würde. Regierungsfreundliche Blätter haben auf solche Äußerungen geantwortet: das ist ja wohl richtig im Prinzip, aber auf ein Weilchen können sich doch die beiden feindlichen Parteien zur Bekämpfung der gemeinsamen Gegner: Zentrum und Sozialdemokratie, verbünden. Das hätte jedoch nur dann einen Sinn, wenn der Reichstag eine Zeitung oder ein Debattierklub oder ein Verein wäre, der keinen andern Zweck hätte, als den Wortschwall „nationaler" Redensarten zu vermehren, oder wenn — da doch der Reichstag in Wirklichkeit kein solches Institut, sondern eine gesetzgebende Körperschaft ist — Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokraten und gegen die Katholiken beabsichtigt würden. Einem neuen Sozialistengesetz ist jedoch gerade durch den Ausfall der Wahlen jeder Vorwand entzogen worden, und an einen neuen Kulturkampf könnte nur ein Irrsinniger denken. Auch die Herren vom Flottenverein wollen jetzt nichts gegen die Katholiken gesagt haben. Was denkt man sich also unter dem Kampfe gegen die gemeinsamen Gegner?

Rundschau

Die französische Winzerbewegung

Von allen Massenerscheinungen der Gegenwart hat keine ein so großes soziologisches Interesse, wie die französische Winzerbewegung. Wenn auch die russische Revolution an historischer Bedeutung, an Umfang der ergriffenen Bezirke und Menschenmassen von unmeßbar größerer Wichtigkeit ist, so entrollt sie doch einen Komplex menschlicher Handlungen, den die Neuzeit in mehrfacher Wiederholung kennen gelernt hat, und der grundsätzlich nichts Neues bietet, so sehr auch die räumliche Ausdehnung Rußlands und seine ökonomische und sozialpsychologische Entwicklung sich von den Verhältnissen der europäischen Weststaaten unterscheidet, wie sie in ihren Revolutionsperioden bestanden. Es sei hier nur angemerkt, daß der in Rußland herrschende Cäsaropapismus in Westeuropa kein Gegenstück hat, daß im Gegenteil dort die Entwicklung durch den Gegensatz zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt ungemein gefördert wurde. Trotz alledem handelt es sich auch in Rußland im wesentlichen um ökonomische Bedürfnisse und Triebe, die nach Befriedigung schreien, und alle Verschiedenheit der Grundlage mag das Tempo der Entfaltung vom despotischen Feudalstaat zum Verfassungsstaat verzögern, mag die äußere Form der späteren Ordnung modifizieren: die Entwicklung selbst wird in den Hauptlinien nach dem Muster der uns bekannten Verfassungskämpfe verlaufen müssen.

Dagegen zeigt die südfranzösische Winzerbewegung, die sich politisch nur als ein Sturm im Glase Wasser darstellt, charakteristische Züge, die der neuzeitlichen Entwicklung des staatlichen Innenlebens fremd geworden sind. Es handelt sich hier zweifellos um eine jener gewaltigen Massensuggestionen, die Achelis als „Ekstase" bezeichnet hat, Gemütserschütterungen, die sich mit der Gewalt einer Pandemie von Seele zu Seele fortpflanzen und ganze Bevölkerungen in einen Zustand von Aufregung versetzen, der dem gewöhnlichen Leben fremd ist. Die Neuzeit kennt solche ekstatischen Massenerschütterungen eigentlich nur noch aus Kriegszeiten: die Begeisterung, mit der z. B. die Deutschen im Jahre 1813 in den Krieg gegen die napoleonische Übermacht zogen, hatte eine starke Beimischung davon; ganz abgeschwächt findet sie sich in Andeutungen wohl auch in entscheidenden Wahlkämpfen, bei denen sich, wenigstens im Bewußtsein der Zeitgenossen, Weltanschauungsfragen gegenüberstehen. In unserer Septennatswahl, auch in der letzten Reichstagswahl haben derartige Leidenschaften, mit Klugheit entfesselt und gelenkt, sicherlich zum Siege der Regierungspartei beigetragen.

Aber die Ekstase in ihrer vollen Entfaltung waren wir eigentlich gewöhnt als Eigentümlichkeit der Urzeit und des Mittelalters der Völker zur betrachten. Die Kraft nämlich, mit der sie zur Entladung kommt, ist proportional dem Einfluß, den Glaubensvorstellungen bei dem durchschnittlichen Zeitgenossen auszuüben imstande sind. Der Urmensch aber ist abergläubisch, der mittelalterliche Mensch, um es milde auszudrücken, gläubig, während der

moderne Mensch sich immer mehr zum Skeptizismus entwickelt hat. Nun haben wir schon oft aus einzelnen unglaublichen Hexenprozessen und derartigem erfahren, daß es auch im modernen Staat unter der dünnen Oberschicht der modernen Skeptiker noch ganze Bevölkerungen gibt, die dem Fetischismus des Urmenschen ergeben sind; und welchen Einfluß noch immer die mittelalterliche Gläubigkeit großer Volksschichten in dem modernen Verfassungsleben ausübt, erleben wir jeden Tag und namentlich bei jeder Wahl. Aber zum vollen Bewußtsein der Tatsache, daß sich Urzeit, Mittelalter und Neuzeit auch in unseren „aufgeklärten" Verfassungsstaaten noch nebeneinander befinden, oder besser, übereinander schichten, kommt man doch erst durch Massenerscheinungen von solcher elementaren Kraft, wie sie die südfranzösische Winzerbewegung entfesselt hat.

Zweifellos, daß das Klima und vielleicht auch die Rasse, auch unabhängig davon, wie weit sie ihrerseits wieder Produkt des Klimas ist, bei der Entstehung dieser Massenekstase mitgewirkt hat. Nicht so leicht wird der schwerblütige Germane und noch weniger der fatalistische Slave sich zu solchen Massenbewegungen zusammenballen, wie der heißblütige Weintrinker Südfrankreichs. Aber mir will scheinen, als wenn die Tatsache, daß jene Bevölkerung durchaus katholisch ist, der Bewegung einen großen Teil ihrer Kraft mitgeteilt hat. Man wende mir nicht ein, daß jene Departements ausnahmslos radikal und sogar sozialistisch wählen: erstens ist der katholische Sozialist deshalb noch lange nicht im tiefsten Kerne seines Wesens Freidenker; und zweitens hätte, wenn er es wäre, seine Erziehung im Katholizismus ihn nur dahin gebracht, an eine andere Allmacht zu glauben: statt an die Allmacht Gottes an die Allmacht des Staates! Dieser naive Glaube, der ja, wie nicht verhehlt werden darf, der bis auf die Spitze getriebenen Zentralisierung der französischen Verwaltung mit zugerechnet werden muß, dieser naive Glaube hat einen zweifellos religiösen Charakter. Wie sich der Gläubige an Gott wendet und die Erfüllung seines Gebetes ganz seiner Allmacht überläßt, ihm, dessen Wege wunderbar und unerforschlich sind, und der auch das Unmögliche möglich machen kann: so wendet sich der Winzer an die ihm als ebenso allmächtig geltende Staatsgewalt. Selbst in der Drohung, im Falle der Nichterfüllung des Gebetes vom Staate abzufallen, d. h. sich einen anderen irdischen Gott zu suchen, liegt nichts, was dem primitiven Verhältnisse zwischen dem Menschen und seinem Gotte fremd ist. Wir finden in allen Religionen auf primitiver Stufe die naive Vorstellung des „do ut des" in voller Klarheit ausgebildet.

Ganz gleichgültig, wie die Bewegung weiter verlaufen mag; ob sie zu noch mehr Blutvergießen führen, oder, was wahrscheinlicher ist, in sich zusammensinken wird, jedenfalls hat sie uns Zeitgenossen einen schwachen Abglanz derjenigen Ekstase gezeigt, die im hohen Mittelalter die Massen über Berge und Meere ins heilige Land trieb, in die Psychologie der Kreuzzüge.

Noch eine andere, sehr bedeutsame soziologische Beobachtung gestattet diese Bewegung. Sie zeigt mit voller Klarheit, daß selbst eine Regierung, die sich aus, dem Sozialismus nahestehenden, radikalen Elementen zusammensetzt, immer noch keine anderen Mittel der Regierung kennt, als diejenigen der primitiven Feudalstaaten, als die Gewalt. Schwadronen, Bataillone, Batterien, Säbel, Flinten und Verhaftungen sind nach wie vor ihre Mittel.

Die Individual-Pädagogik hat es mindestens in der Theorie längst gelernt, die Gewaltmittel der Prügelstrafe und ähnliche, früher für unentbehrlich gehaltener Erziehungsmittel durch weniger heftige Maßnahmen zu ersetzen, namentlich durch die von Rousseau als Hauptgrundsatz aller Erziehungskunst gepriesene Methode, den Zögling vor künftigen Abirrungen dadurch zu bewahren, daß man ihn das erstemal ruhig gewähren läßt und die Dinge nur so ordnet, daß ihm die natürlichen Folgen seines Ungehorsams möglichst schmerzhaft zur Erfahrung kommen.

Wunderlich, daß die modernen Volkspädagogen, die sich Regierungsmänner nennen, noch nicht dahintergekommen sind, daß ganz die gleiche Methode auch erwachsenen Bevölkerungen gegenüber, namentlich im Zustande einer Ekstase, ebenso wirksam sein wird, wie dem Kinde gegenüber. Wie hätte ein

Schüler Rousseaus an Stelle von Georges Clemenceau nach jenem obersten Hauptgrundsatz gehandelt?

Er hätte den Vertretern der Winzerbewegung folgendes gesagt: „Ihr verlangt von der Regierung, daß sie euch bis zum 10. Juni den Absatz eurer übergroßen Weinvorräte besorgt hat. Widrigenfalls droht ihr, aus dem Staatsleben auszuscheiden, unter Umständen sogar ein eigenes Staatswesen zu bilden. Das ist klar und deutlich gesprochen. Nun ist der Staat nicht imstande, bis zum 10. Juni euren Wunsch zu erfüllen; er ist vielleicht dazu überhaupt nicht imstande. Seine Macht beherrscht den Weltmarkt nicht, wie ihr es euch wohl vorstellt, seine Macht reicht nicht einmal bis in eure eigene Privatwirtschaft. Er kann euch nicht verbieten, mehr Wein zu bauen, als der Weltmarkt aufnehmen kann; wenn ihr trotzdem verlangt, daß er euch euren Wein absetzt, so handelt ihr gerade so unvernünftig, als wenn ein Maler vom Staate verlangen wollte, er solle ihm seine Bilder absetzen, für die er keine Käufer findet. Der Staat kann euch unterstützen; er kann die Weinpantscher schärfer beobachten und strenger bestrafen; er kann euch helfen, einen Teil eurer Weinberge mit anderen Nutzpflanzen zu bestellen, als gerade mit Reben; er kann auf dem Wege der Handelsverträge eurem Wein einen erweiterten Absatz zu verschaffen versuchen. All das will der Staat gern tun; aber das sind Maßnahmen, die Zeit erfordern und unmöglich bis zum 10. Juni, d. h. in einigen Tagen, irgend eine für euch erkennbare Wirkung ausüben können. Ihr sagt, das kümmere euch nicht, es sei unsere Sache, schnell und ausgiebig Abhilfe zu schaffen; ihr hättet nicht nötig, uns den Weg dazu anzugeben. Schön! Dann bleibt allerdings nichts anderes übrig, als daß ihr euch selbst ein Staatswesen mit Führern setzt, die mehr leisten können als wir. Ich habe also gar nichts dagegen, wenn ihr euch von Frankreich lossagt. Aber ihr werdet einsehen, erstens, daß wir diesen Schritt nur dann gutheißen können, wenn mindestens die einfache Mehrheit der Bevölkerung eurer Departements ihn beschließt, und daß wir, zweitens, uns auf diesen Fall einrichten müssen.

Unsere Bedingungen können nicht andere sein als die folgenden: Im Augenblick, wo das Plebiszit, das wir fordern müssen, und das ihr unmöglich verweigern könnt, eure Loslösung von Frankreich beschlossen hat, seid ihr für uns gänzlich ‚Ausland'. Wir müssen daher unsere sämtlichen Garnisonen und Beamten aus eurem nunmehrigen Staatsgebiet zurückziehen und es euch überlassen, alsbald die nötige Polizeigewalt und Zivilverwaltung zu schaffen. Wenn euch, bis ihr so weit gekommen seid, die Pariser Apachen und das sonstige in Frankreich vorhandene Gesindel große Unbequemlichkeiten bereiten, so werden wir sehr vergnügt sein, diese sehr gefährlichen Elemente, die wir mit unserer bedeutenden Polizeiorganisation kaum niederhalten können, ins Ausland verschwinden zu sehen. Natürlich werden wir sämtliche Gemeinen der Armee als nunmehr fremde Untertanen entlassen und Offiziere und Beamte, die aus euren Departements stammen, nur dann im Dienst behalten, wenn sie in aller Form für Frankreich optieren.

Zweitens werdet ihr in demselben Augenblick natürlich Zoll-Ausland, und die über eure Grenzen gehenden Exporte haben die Zölle unseres Generaltarifs zu tragen, so weit sie nicht bloß Durchfuhrware sind. Es ist euch überlassen, mit allen fremden Staaten und mit Frankreich selbst eigene Handelsverträge abzuschließen. Wir werden euch nicht schikanieren, aber wir werden unsere Interessen wahren; ob der Absatz eures Weines unter diesen Umständen gewinnen wird, wenn ihm der Hauptmarkt in Frankreich durch Zölle verteuert wird, scheint mir etwas zweifelhaft zu sein.

Drittens: Frankreich hat 25 Milliarden Staatsschulden. Selbstverständlich müßt ihr nach irgend einem Maßstab den auf euch fallenden Teil übernehmen, d. h. an uns herauszahlen. Wenn eure Staatsanleihen den günstigen Zinsfuß der französischen Konsols nicht erreichen, so ist das nicht unsere Sache. Ihr werdet vielleicht 5 Prozent dafür bezahlen müssen, aber ihr werdet eure eigenen Herren sein. Für diese Summe überlassen wir euch natürlich alle Regierungsgebäude, Landstraßen, Kasernen und die Eisen-

babnen, mit einer gerechten Quote des rollenden Materials, soweit sie Staatseigentum sind.

Viertens müssen wir natürlich unsere Verkehrspolitik von da an nach unsern und nicht nach euren Interessen einrichten. Wir haben kein Interesse daran, unsere Bahnverbindung regelmäßig durch ein fremdes Staatsgebiet zu leiten und dessen Verkehrsbedürfnisse zu befriedigen. Wir sind natürlich bereit, mit euch, wie mit jedem fremden Staate, Eisenbahn-Konventionen abzuschließen, die den Übergrenz-Verkehr regeln: aber unsere Hauptlinien werden wir natürlich um euer Staatsgebiet herumlegen müssen.

Unter diesen Bedingungen steht euch die Loslösung von Frankreich frei. Wir als Demokraten sind nicht in der Lage, dem ausgesprochenen Willen der Mehrheit eines geschlossenen Bezirkes Gewalt entgegenzusetzen. Kehrt also zurück und beruft eure Landsleute zu einem Plebiszit über die Frage, ob sie bereit sind, unter den sehr gemäßigten und nur von der Gerechtigkeit diktierten Bedingungen, deren hauptsächlichste ich soeben skizziert habe, die Loslösung von Frankreich auszusprechen."

Wenn Georges Clémenceau so gesprochen hätte, so hätte er der Republik und sich selbst die Opfer von Montpellier und Narbonne erspart. Die Deputierten wären statt als zornschäumende Volkstribunen in der nicht sehr beneidenswerten Verfassung begossener Pudel beimgekehrt, und die ganze Aktion wäre, ohne daß es zu einem Plebiszit gekommen wäre, unter dem Sturm eines europäischen Gelächters in sich zusammengebrochen. C'est le ridicule qui tue.

Schade, daß selbst Rousseaus Schüler, wenn sie Ministersitze errungen haben, die Grundsätze des Meisters regelmäßig vergessen.

Franz Oppenheimer

Dandysmus

Ueber den Dandysmus, über den zu handeln immer wieder ein Intelligenter seine Verschämtheit überwindet, schrieb die jüngsten Seiten Richard Schaukal in seinem Buch „Andreas von Balthesser".* Die Meinung ist gut. Die Vorstellung hat Haltung. Differenzierter Sinn prägt einige Allüren-Epigramme von bestrickender Linie. Unterschiede von Impromptu und der nüchternen Nur-Korrektheit sind phantasievoll empfunden, ein feines Lebensgefühl erkennt, daß die Gesetze des Benehmens untrüglich nur aus der Situation und dem Objekt zu empfangen sind. Und der stoß- und hiebfeste Kettenpanzer des modernen Cortegiano ist die Höflichkeit, „glatter als polierter Stahl". Sehr reizend finde ich die verschnörkelte Linie, die vom Prezieusentum über die Empfindsamkeit zum Chik gezogen wird, und sehr getroffen die Charakteristik gesellschaftlichen Unterhaltungsballspiels, wie „wir" es lieben: ohne Urteile, Meinungen und sachlichen Ernst, ohne „die groben Handbaben stämmiger Dauerredner", von einem feinen Parfüm des Mißtrauens durchweht, denn „wir" sind immer auf dem Kriegspfad. Und eine Weltanschauung steckt in dem Kapitel vom „Schwein", dem Gent-Argotbegriff für „unmöglich": Wie „man ein Schwein wird", und wie „mancher es längst ist, ohne es zu wissen, wenn er es auch ahnt".

Ja, ich habe das mit unleugbarer Affenliebe gelesen, fand es sehr sympathisch ... Aber, aber, dies Buch ist doch ein fatales Buch, es desavouiert sich selber, es kompromittiert seinen Dandysmus, es spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Die Meinung zu vertreten, wird ein Beispiel gebildet, und dabei begibt sich die Groteske, daß dem Verfasser wider Willen unter den Händen ein Gegenbeispiel wird. Ein Dandy soll uns leuchten, doch ein Snob springt uns ins Gesicht. Sein Dandysmus ist erst im Haupt, aber noch nicht in den Gliedern. Er sagt die Regeln präzise auf, doch die Mühelosigkeit und Selbstverständlichkeit der Anwendung fehlt.

Der Herr von Balthesser sagt also die Regeln präzise auf. Er findet das Laute, Betonte geschmacklos, aufdringliche Worte sind ihm Unkultur. Er haßt die „grobe Schlosserzange" bei der Behandlung feinnerviger Taktfragen: „Sobald derlei Raiserien mit Gewicht behandelt werden, sind sie auch schon erdrückt.

* Georg Müller Verlag, München.

Man kann sie nicht in Paragraphen „erschöpfen". Alle solchen Wegweiser und Handbüchlein sind von niederschmetternder Lächerlichkeit."

Sehr richtig.

Doch nun passiert es Schaukal und seinem Favorit-Mannequin, daß gerade die Schlosserzange in den wesentlichen Partien des Buches regiert.

Das Musterbild macht gleich von Anfang an die unmöglichsten Sachen. Sein erster Schritt im Leben dieses Buches belastet ihn und bringt ihn der Unmöglichkeits- und Schweinesphäre verdächtig nah.

„Hastig" — aber man rennt doch nicht, das war ja schon in der Cortegianozeit ganz mauvais — und verspätet eilt er in ein verräuchertes Bierlokal, um vor einem Studentenverein einen Vortrag über Kultur zu halten. C'est drôle . . .

Der Vortrag — also das Theoretische — ist freilich wieder gelungen in der Gegenüberstellung des schöngeistigen Tinten-Kulturfeuilletonisten und des Herrenreiters — mehr Haltung und weniger Geist — im roten Frack und schneeweißen Breeches, die Ärmel leicht und doch eng an den Leib gehalten, in den Bügeln eines galoppierenden Jagdpferdes stehend.

Freilich passiert auch hier schon ein Malheur; statt Breeches schreibt dieser Expert Bridge, was etwas ganz anderes bedeutet, aber für Reithosen nicht verwendbar ist. Hier stockt man schon und sieht diesen „Wissenden" etwas zweifelnd an: Das Monokelgesicht ist ja ganz gut, o si tacuisses . . .

Und er entpuppt sich weiter, ein unfreiwilliger Exhibitionist of Snobism.

Er erzählt, — und ahnt die Unmöglichkeit nicht — daß er seinem Diener die korrekte steife Haltung mühsam beigebracht habe.

Offiziersburschen in kleinen Garnisonen werden so abgerichtet, aber „man" „hat" doch einen Diener, der diese Haltung eben „hat". Weiter . . . In einem Brief an eine Dame macht dieser Herr die abgeschmackte Mitteilung, daß sein Diener delikat rasiert ist und keine frisch befohlten Stiefeln tragen darf, und daß er selbst, wenn seine Finger manicürt sind, sie nur in Handschuhen anfassen läßt.

Schlosserzange auf der ganzen Linie!

Ja, seine „blankgeputzten Zähne" erwähnt er und den nie gesprungenen Lack seiner Schuhe.

Er spricht auch von seinem mit einem schmiedeeisernen Gitter „diskret geschmückten" Kamin.

Das erinnert an die vertrauliche Parvenü-Mitteilung: „als ich in mein geschmackvolles Arbeitszimmer trat und meine goldene Uhr zog." . . .

Besonders grotesk kommt der Snobismus in den Toilettenaperçus heraus.

Dieser Weltmann scheint sein Patent erst von Gestern zu haben und das erste Dutzend kompletter Hemden zu tragen. Er schnüffelt noch dem Mitmenschen in die Ärmel, die Schmach des heimlichen Röllchens pharisäisch zu entdecken. Und fängt dann wahrhaftig an, ausführlich zu motivieren, warum feste Kragen und Manschetten, selbstgebundene Krawatten das richtige, natürliche sind, und daß der Abendanzug im Hotelsaal angemessener als die Touristenjoppe.

Eine Erwiderung auf einen Zeitungsartikel, der das Recht auf die Rauhbeinigkeit vertrat, stellt das dar.

Zur Distanz und kühlen Ruhe des Dandy paßt nun solche Polemik gar nicht. Der Dandy entrüstet sich nicht über die Sitten und Gebräuche wilder Völkerstämme. Mit humoristischem Wohlwollen und ironischem Curiositätsgefühl blickt er auf Schnallenstiefel „Triumph", auf das Krawattenschwänzchen, das manchem Biederen hinten zum Hals raushängt, und teilnahmsvoll, wie vor einer Bandagisten-auslage, bleibt er wohl vor dem Schaufenster eines Contre-Façons-Chic-Magazin stehen und blickt in die fremde Welt des „Armloch-Serviteurs."

Und höchstens sagt er: „Gibt's denn das?" Aber sich über solche Dinge mit den Inferioren sittlich entrüstet streiten . . . never mind, Schweine-Niveau.

Der überlegene Standpunkt, die echte Klasse für solche Dinge steckt in manchen charakteristischen Simplizissimussätzen zu den Thönyschen Figuren von fabelhafter Linie. „Ist das Ihr janzes Hemde" wird da einem in der Hitze des Gefechts fortfliegenden Outsider-Röllchen nachgerufen. Und der Satz von den drei Unmöglichkeiten für den „Gent": „Schiß, Geiz und

angeknöpfte Manschetten" ist ehern; der paktiert nicht und motiviert nicht. Er ist ewig, denn er ist.

Die Expektorationen des Sir Andreas haben ein viel zu strebendes und krampfhaftes Bemühen und eine viel zu große Bewunderung, für das, was dem wahren Dandy nur ganz natürlich ist. Erlernt, nicht angeboren, wirkt es und nicht einmal gut gelernt. Und manchesmal, wenn mit großem Aplomb Selbstverständlichkeiten behauptet werden — verwunderlich, daß nicht auch über Messerhelden bei Tisch geredet wird, — denkt man der heiteren Momente, da man bei J. P. Müller die verblüffende Offenbarung erhielt, daß man sich entschieden abends die Füße waschen müsse.

Felix Poppenberg

Der Peters-Prozeß

In England lieferten ehedem besonders die großen Inder, Clive und Warren Hastings, in Frankreich gaben die Gegner der Bourbonen und Louis Napoleons die Personen für die großen politischen Prozesse. In Deutschland waren vermutlich mehr derartige Prozesse als in allen andern Ländern. Sie trugen aber stets einen recht einseitigen Charakter. Es handelte sich fast ohne Ausnahme um die Freiheitskämpfer von 1832 und 1848 und die Angeklagten wurden fast ohne Ausnahme verurteilt. Während des letzten Menschenalters hat das Wesen politischer Prozesse eine ziemliche Veränderung erfahren. Die Motive standen nicht mehr auf der Höhe von früher. Nur zu häufig waren verbotene Liebe und Korruption im Spiel. Der berühmteste Fall der letzten Jahrzehnte in England war der des schweigsamen Irenführers Parnells. Es konnte ihm nachgewiesen werden, daß er mit der Frau eines seiner Parteigenossen in Verkehr getreten war. Er wurde gesehen, als er, um dem heimkehrenden Manne zu entgehen, vom Balkon heruntersprang. Parnell verlor durch die Sache seine Führerstellung. Allein die Times, die den Vorfall an die große Glocke gehängt hatte, wurde, da man der Beleidigungsklage Parnells stattgab, zu nicht weniger als einer Million Mark Schadenersatz verurteilt. Es ist das ein rühmliches Zeichen für den trefflichen Schutz der persönlichen Ehre in England. Und zwar wird der Aussprenger ungünstiger Gerüchte dort noch schärfer bestraft, wenn das Gerücht auch wirklich wahr ist. Durchaus logisch und psychisch richtig! Wenn jemand von dir aussagt, du habest gestohlen, so kann dich das kalt lassen, wenn es nicht stimmt: ist es aber wahr, so bist du auf das Empfindlichste getroffen. In Frankreich hat der Panamaprozeß und dann Dreyfus am meisten Staub aufgewirbelt. In beiden Fällen handelte es sich um Korruption und Parteihader. Höhere politische Motive kommen kaum zur Geltung. In Deutschland ist es, solchen Riesenprozessen gegenüber, seit 1871 ziemlich still gewesen. Man könnte etwa den Prozeß von Harry Arnim und den von Geffken erwähnen, bloß der Rechtsstreit von Paasch und dem Gesandten v. Brandt hatte eine breitere internationale Grundlage; der Schauplatz wechselte von Peking nach Berlin, von Yokohama nach New-York. Eine zeitlang schien es, als ob man selbst Bismarck den Prozeß machen wollte, der eiserne Kanzler in Eisen! Allein man besann sich, und dies Schauspiel wurde der Nation erspart. Im übrigen durchaus kein Mangel an Gerichtsszenen, bewahre! aber die Helden waren dii minorum gentium, lokale Größen, meist sozialistische Redakteure, die irgend eine Kleinigkeit ausgefressen hatten. Dagegen ist Rußland seit dem Tage, da Vera Sassulitsch freigesprochen wurde, das klassische Land der politischen Prozesse. Die Freiheit des Gerichtes, die oft geradezu ungezügelte Sprache des Verteidigers ist dort schon seit Jahrzehnten die Korrektur des Despotismus gewesen.

Auch das Drama, das jetzt sich in München abspielte, gehörte zu den großen Prozessen der Weltgeschichte. Gewiß, es fehlte nicht an kleinen und kleinlichen Zügen, nicht an Albernheiten und Lächerlichkeiten: die Sache, um die es sich handelte, ist groß. Der Gegensatz von Deutschland und England, der Gegensatz von Bürokratie und Tatendrang, die internationale Stellung des Zentrums, die Eroberung eines Landes, anderthalbmal so groß als Deutschland, das waren die Fragen, die im Mittelpunkt standen. Und im einzelnen waren die Verhandlungen dramatisch genug. Jeder Tag

brachte eine andere Spannung und eine andere unerwartete Lösung. Dazu, wie malerisch die Zeugen! Ein jeder hatte seine Geschichte für sich. Der abenteuerliche Major v. Donat, der sich an der Austrocknung der pontinischen Sümpfe versucht hatte, der jetzt halb Bayern vom Walchensee her mit Kraft versorgen, der ganz Südwestdeutschland mit den Wasserkräften des Rheins speisen will. „Morgen geht die Verhandlung weiter, hieß es in einem Bericht, wenn nicht in seinem Zorn Neptun, Major v. Donat, die ganze Au (wo das Gericht tagte) unter Wasser setzt." Dann der große Eugen Wolf, der bewies, daß man zmal um die Welt gereist sein und doch ein kleiner Mensch geblieben sein kann. „Und kam als Gick-gack wieder heim." Der von Selbstbewußtsein triefende Sozi, Herr Gruber, ein breitschultriger phlegmatischer, hochgebauter Mann mit stumpfem, abgebrühtem Gesicht, der in herausfordernder Nonchalance, als bereitete er ein Stiefelwichspatent, seinen „feigen Mörder" in den Saal wirft. Hohe Offiziere, der elegante Major v. Tiedemann, der von den nach 1871 wirkenden Deutschen wohl die meisten Gefechte mitgemacht hat, längere Zeit dem Generalstab angehörig, jetzt zwar ergraut, aber noch immer tatenlustig. Unnachahmlich, wie er leise näselnd im Konversationston berichtet, daß sich Dr. Peters einmal in gehobenem Egoismus den größeren Teil einer knusprig gebratenen Hühnerleber angeeignet und daß sie deshalb wochenlang nicht miteinander gesprochen, daß aber außer diesen Kindereien nie etwas zwischen ihnen vorgekommen. Unnachahmlich ist wieder die köstliche Vornehmheit, mit der er die Sachverständigen der Gegenpartei wie lästige Fliegen mit leichtem Hauch vom Ärmel bläst. Auf eine angebliche Feindschaft von Tiedemann und Peters hat man nämlich stark gebaut. Dabei ist es notorisch, daß selbst die besten Freunde bei Expeditionen sich regelmäßig verfeinden. Lederer und Futterer haben sich nach ihrer Tibetfahrt vor Gericht verklagt. Die Ausgraber der chaldischen Ruinen am Vansee, Belck und Lehmann, die 18 Monate zusammen waren, können sich nicht mehr ausstehn. Stanley verfeindete sich mit sämtlichen Weggenossen. Als ich in Wladiwostok mich nach Bogoras und seinen Gefährten erkundigte, die zwei Jahre lang Nordostasien erforscht hatten und gerade auf der Heimkehr waren, da wohnten die drei — in drei verschiedenen Gasthöfen. Sehr natürlich! Der eine steht früh auf, der andere schläft gern lang; der eine will das Beefsteak halb roh, der andere tüchtig gebraten; der eine liebt Weiber, der andere haßt sie. Wenn man nun Tag für Tag und Nacht bei Nacht, womöglich schnarchend, beisammen ist, da ergeben sich tausend Unzuträglichkeiten. Zuletzt ist einem jede Gebärde des Begleiters zuwider, schon der Ton seiner Stimme wird unerträglich. Da kann es nur zu hohem Lobe der Gefährten Peters und Tiedemann gereichen, daß ihre Freundschaft trotzdem nicht dauernd in die Brüche ging. Da war ferner der Sachverständige Martin, auch ein Odysseus, der viele Länder gesehen. Er sieht aus, wie ein Diurnist oder ein alter Postsekretär, wenn auch nicht ganz so martialisch. Da war der General v. Liebert, der von mächtiger Erbitterung sich zu einem sonnigen Humor durchgerungen hat. Eine hohe, stattliche, schlanke Gestalt mit guter Repräsentation. Ein vorzüglicher Redner und fast noch besserer Causeur. Dabei kann man von seinen trouvailles sagen, was Lamartine so schön von seiner Mutter erzählt: elle ne voulait que perdre ce qu'elle disait. Dabei ein Charakter, v. Liebert, der sich nicht scheut, mit den schärfsten Ausdrücken seiner Meinung Ausdruck zu verleihen. Die Regierung will ihm dafür ja auch an den Kragen. Sitzt doch in ihr noch ein Mitglied jenes herrlichen Disziplinargerichtshofes, Herr v. Mühlberg, der nur mit knapper Not der Verlegenheit entrann, Staatssekretär des Auswärtigen zu werden. Dann der Oberstabsarzt Becker, ein kräftiger, gescheiter, angenehmer Mann mit nüchternem Blick, aber voll tönender Rede, ganz wie man sich einen Stabsarzt denkt. Dagegen der Maler Kuhnert so gar nicht, wie man sich einen hochfliegenden Künstler, einen Löwenmaler und Nimrod denkt. Schmächtig, leicht vornüber gebeugt, nichts von Leichtsinn, nichts von schwellendem Übermut, nichts von unvorsichtiger Rede. Zurückhaltend, nervös. Man muß es ihm hoch anrechnen, daß er den Mut besessen, den Wandel seiner Überzeugung öffentlich zu be-

kunden. Einst kannte er Afrika und verurteilte Peters Taten. Jetzt kennt er Afrika noch besser und rechtfertigt sie. Man sieht übrigens wieder, beiläufig bemerkt, wie weit wir doch in Deutschland noch zurück, wie gering der journalistische Instinkt entwickelt. In Amerika wären von all diesen Zeugen lauter so charakteristische Köpfe, daß einem förmlich die Finger zucken, einen Stift zu ergreifen, von Meisterhand sofort abkonterfeit in die nächste Morgenzeitung gekommen. Nichts derart bei uns. Endlich die Geheimrätin Kayser, die mit vieler Verve dreimal versichert, sie sei keine minderwertige Person; die Pflegetochter Eugen Wolfs, Fräulein Brunnstein, die Dolche zu sprechen glaubte, da es doch nur Nadelstiche waren; der prächtige Major v. Lengerke, der seinen Kameraden, v. Donat, rasch und sicher erledigte; Arendt, Paasche, Bebel und zum Schluß allerlei Subalterne, die sich wichtig machen wollten.

Am folgeschwersten sind die Enthüllungen über unsere innere Politik, die Peters beim Bankett gab. Ein Polizei-Assistent, der an Bebel einen Brief schreibt. Und noch schlimmer, die offiziöse Kölnische Zeitung, die dem Sozi ihr Material zur Verfügung stellt. Lieblich! Und der Freisinn verbündet mit dem Zentrum. Alles, um den einzigen Dr. Peters zu stürzen. Auf dem düsteren Hintergrunde leuchteten in fahlem Glanze die Gesichter der Lützow, Tausch und Leckert. Einflußreiche Zentrumsleute lassen ihre Minen springen. Die Abteilung Charlottenburg trennt sich unter dem Prinzen v. Arenberg von der Abteilung Berlin. Alles wegen Peters. Gerade in dieser Richtung sind in nächster Zeit weitere Enthüllungen zu gewärtigen. Noch lange ist das letzte Wort in dieser Angelegenheit nicht gesprochen. Peters aber kann sich mit Cyrano frohlockend trösten: Un ennemi de plus! oder mit Goethe sprechen: Wen Alle hassen, der muß was sein.

Albrecht Wirth

Gustaf af Geijerstam

Es ist, als rufe der Klang der großen Glocke vom Turm einen versonnenen Mann, der sich in sein stilles Heim und in die stille Heimlichkeit seiner Gedanken eingesponnen hat, auf den Markt hinaus. Nun steht er mitten unter der dunklen, bewegten Menge. Er wird darüber nicht zum Volksredner werden, noch zum Politiker, der für die jeweilig herrschende Epidemie eine unübertreffliche Medizin in der Rocktasche führt. Er wird nur eben betrachten und sinnen und eine keimende Hoffnung hegen. Aber er steht doch nun einmal unter der Menge und sie schließt sich um ihn und er ist nicht mehr daheim.

„Karin Brandts Traum"* war zugleich Geijerstams, dieses Seelenleuters, eigener Traum. Weit hinter den Feldern der Alltäglichkeit, von treuen, einsamen Wäldern umbegt, lag das Gehöft. Altväterische Menschen hausten da und taten ihre Pflicht, und an ihrer Pflicht verkümmerten und verbitterten die einen, kraft ihrer Pflicht bestanden andere das Leben. Von ihrem bescheidenen Sein woben sich die Fäden zu ewigen Gesetzen hinüber und herüber, es war etwas antik Anmutendes in der Art, wie sich das vorhergekannte Geschick an ihnen erfüllte, etwas antik Anmutendes in der Weise des sehr modernen Erzählers. In seinem neuen Roman „Gefährliche Mächte"* stellt sich Geijerstam mitten in das moderne Stockholm. Er sucht Antwort auf Fragen. Wie dort die Anschauung, bestimmt hier die Idee Entstehung und Gestaltung des Romans.

Ich glaube wohl, daß Geijerstam die rechte Antwort findet, wenn er den Grund des Leidens einer Generation schwedischer Männer, die Ursache des Scheiterns vor dem Ziel, in der Vereinsamung sieht. Wie ein vorzeitiges Siechtum ist sie über die Besten gekommen. Sie können nicht aus sich heraus, sie stehen wie zwischen gläsernen Wänden. Das Wörtchen „wir", das die andern im Munde führen, schreckt und lähmt sie. Es ist etwas in ihnen, das gegen dies „wir" zur Wehr ruft, und dann wieder etwas, das stumm und vergeblich nach einem „du" schreit. Sie sind abseits gegangen, weil es keinen gemeinsamen Weg für sie gab. Eine „Mißtrauenskrankheit", wie Geijerstam selbst es nennt, lag in der Luft. Sie atmeten

* S. Fischer, Verlag, Berlin

die vergiftete Atmosphäre und trugen dazu bei, sie fürder zu verderben. „Das Einzelleben", heißt es einmal, „hat uns in seiner Gewalt — keiner hört auf das, was der andere sagt." Entsteht aber doch hin und wieder etwas wie eine Freundschaft, so findet sie ihre Weihe in dem stummen Beieinandersein und ihren Dank in dem Nichtaussprechen des Gewußten. Freundschaft heißt, die ganz spezielle Art von Einsamkeit des andern schonend verstehen.

Diese Idee verdichtet sich zu einer Gestalt; zu einer „problematischen Natur", wie man vor Jahren bei uns gesagt hätte. Sie erhält sogar in einer andern Person ein Gegenspiel, und Geijerstam hätte vielleicht besser daran getan, auf diese sehr gedankliche Antithese Verzicht zu leisten, — doch dies nur nebenbei. Er, dem es gilt, ist Rechtsanwalt, und wahrscheinlich war es nur die Erwartung der anderen, die ihn zum Schriftsteller geschaffen wähnten und wünschten, was ihn davon abhielt, diesen ihm naturgemäßen Weg zu gehen. Als Rechtsanwalt sieht er sich vollends vereinsamt. Wo man seiner bedarf, muß er sich ob der launischen Willkür des Augenblicks versagen; wo er seines Amtes waltet, ist der Beruf zu leerem Gelderwerb geworden. Eine große Liebe, die er zu seiner Frau trug und die das Opfer seiner besten Jahre heischte, war an eine Unwürdige, Kaltherzige verschwendet. Geijerstam müßte nicht er selber sein, wenn sein neuer „sozialer" Roman nicht in ein Ehebuch ausmünden wollte. Die Geschichte dieser Ehe aber führt zu Trennung von Frau und Kindern, wie Vereinsamung von Anbeginn an als ärztliche Diagnose über dem Bett des Patienten stand. Der aber ist nun doch nicht ein beliebiger Rechtsanwalt, sondern in dessen Bilde eine Generation schwedischer Männer.

Es ist wundervoll und bekundet die meisterliche Hand Geijerstams, wie der Erzähler seinen Stoff entmaterialisiert hat. Die eigentliche Handlung tritt zurück. Die Geschehnisse sind wie durch einen Nebel gesehen, jenen Nebel, der sich auch in der Wirklichkeit des Tages vor unseren Augen dichtet, so daß man eigene und fremde Taten nicht begreift, bis sie, wie aus dem Boden gewachsen, plötzlich abgeschlossen und drohend vor einem stehen. Man denkt an Maeterlinck, wenn die Menschen sich aneinander hineinschweigen und wenn sie, sprechend, sich ferner rücken. In ihnen die Scheu, sich zu geben, zwischen ihnen das Mißverständnis! In diesem Buch der epidemischen Vereinsamung sind die gesprochenen Worte Krankheitserreger.

Es ist ein beinahe mystischer Glaube an die Magie des bösen Wortes bei Geijerstam. Eine ausweichende Wendung, die mit Unrecht spöttisch gedeutet wurde, legte sich zwischen zwei, die sich suchten und ganz leidlich miteinander auszukommen schienen, sie bewahrt ein Menschenalter hindurch ihre trennende Kraft und geht als Mißtrauenssame im Herzen dessen auf, dem sie galt, ihm die Frucht selbstquälerischen Zweifels zu tragen. Und andererseits! Innerlich war das Verhältnis des Rechtsanwalts zu seiner Frau seit langem getrübt. Aber sie schlugen sich miteinander durch, wie zwei, die einen Weg im Dunkeln zurückzulegen haben, dennoch, solange sie einander bei der Hand halten, sich nicht verlieren, auch leidlich vorwärts zu kommen vermögen. Ein Abend bringt die ungewollte Aussprache. Es werden da keine sonderlich harten Worte gewechselt, jede Beschimpfung und Verdächtigung bleibt vermieden. Es wird nur gesagt, was ist. Von dem Augenblick an aber sind sie getrennt, ihre Hände sind auseinandergerissen, es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann sie sich vollends preisgeben werden. In dem Katechismus dieses Seelendeuters ist das Schweigen Ormuzd, das Reden Ahriman.

Geijerstams neuer Roman beginnt und endet mit dem gleichen Eindruck: die Straßen Stockholms sind von den langen Zügen feiernder oder streikender Arbeiter erfüllt. „Vor seinen Augen steigt das Bild des Volkswillens auf, dieses mystischen, oft mißbrauchten Wortes, das ihm doch heut als eine Macht erscheint, die von Gott ist und die Welt umgestalten wird." Sehr gedanklich konzipiert, ergänzt sich das Zeit- und Gesellschaftsbild Geijerstams so aus dem Gedanklichen. Doch ist dieser Seelendeuter viel zu scharfsichtig und viel zu ehrlich, aus solchen Ingredienzien eine Medizin zu brauen, die den an der Mißtrauenskrankheit Darniederliegenden zu scheinbarer und flüchtiger Gesundung verhelfen könnte. Es ist nur wie ein Lichtschein, der von fern auf diese dunkle

Stadt der Vereinsamung fällt. Zugleich der Hoffnungsschimmer eines Verträumten, den die Not der Stunde in die Gassen rief.

Ernst Heilborn

Biologie und Humanismus*

Das steigende Mißverhältnis zwischen Wissen und Bildung (zwischen Essen und Verdauen sagt unser alter Arzt) ist das Kennzeichen unserer Zeit. Wir werden derart mit Einzelkenntnissen vollgestopft, daß wir unfähig werden, sie in einen unserer Persönlichkeit entsprechenden, individuellen Zusammenhang zu bringen. Die Folge davon ist eine immer zunehmende Einengung der Spezialwissenschaften. Das Gebiet, das der einzelne Naturforscher übersieht und beherrscht, wird immer kleiner und abgeschlossener. Der Zusammenhang der Naturwissenschaften ist dem Untergang geweiht. Das bedeutet aber den Bankrott der Bildung für die studierende Jugend. Um dieser drohenden Gefahr zu steuern, hat Burckhardt drei kleine Aufsätze geschrieben. Als Heilmittel empfiehlt er zweierlei: 1. die historische Betrachtung der Naturwissenschaften, die uns erlaubt von einer höheren Warte aus unsere Tagestheorien zu werten, weil sie uns den Überblick über das Steigen und Fallen der Meinungen verschafft; 2. das Studium jenes Volkes, das die höchste Bildung besaß (vielleicht weil es keinen Schulunterricht kannte) und darum führt uns Burckhardt direkt hinein ins klassische Griechenland. Niemand wird sich dem Zauber dieser Reise entziehen können, die er an Burckhardts Hand unternimmt. Den vivisezierten Seeräuber hätte er uns freilich ersparen können.

J. v. Uexküll

Schwabinger Schattenspiele

Vor hundert Jahren schrieb Ludwig Uhland an Justinus Kerner, als dieser ihm sein Schattenspiel „König Eginhard" geschickt hatte: „Du solltest mehreres auf solche Art bearbeiten, Volksromane, Novellen, etwa aus den „Sieben weisen Meistern"; Du würdest ein neues und den ästhetischen Theoretikern noch nicht bekanntes dramatisches Genre, das Schattenspiel, begründen." — Unser eigenes Ziel ist hier schon ausgesprochen. Kerner hat es nicht verfolgt und nach ihm keiner. Aber er war der einzige, der diese seiner visionären Phantasie verwandte Kunst in ihrem ganzen Umfang und Charakter erkannte und darin neue Werte schuf. Und wiederholt kommt er darauf zurück, wie sehr das Puppenspiel und Schattenspiel würdig seien, ein bleibendes und selbständiges Kunstgebiet zu werden. — Heute, wo die Bewußteren durchaus nicht zufällig sich wieder zur Romantik wenden, weil sie der Jungbrunnen der Dichtung ist, heute steht zu erwarten, daß auch die kleine Bühne, die das Leben am phantastischsten und geistigsten symbolisiert, Verstehn und Anklang finden werde. Dem Puppenspiel hat man sich schon mehr zugewandt, wiewohl ein künstlerisches Marionettentheater zurzeit bei uns noch nicht besteht; doch die Ansätze sind da, die Verwirklichung wird kaum mehr lange dauern. Ein Schattentheater wird in München-Schwabing diesen Herbst eröffnet werden. Es hat bis jetzt in Deutschland noch kein ständiges gegeben. Das ist umso merkwürdiger, als das traumhafte Wesen des Schattenspiels uns ungleich mehr entspricht als dem Franzosen, der seit über hundert Jahren mit kurzen Unterbrechungen in Paris seine Schattenbühne besitzt. Allerdings hat er darin neben dem rein Bildhaften fast nur die komischen Wirkungen herausgearbeitet — die Seite, die dem Marionettenhaften sich am meisten nähert. Allein das Eigentümliche und tief Ergreifende des Schattenspiels liegt ganz wo anders, ganz im Seelischen. Es spiegelt am reinsten die entmaterialisierte Welt der wachen Träume, die feinste Linie zwischen Sein und Schein, es ist im eigentlichsten Sinn romantisch. Und also trägt es stets auch einen leisen Zug von Ironie, die still und geistig ist, oft bloß als Folge einer typischen Gebärde, doch von dem marionettenhaft Grotesken ist der Schatten, das Körperlose, frei. Nicht, als ob im Schattenspiel nicht ebenso groteske Szenen von starker Komik zu

* Rudolf Burckhardt, Biologie und Humanismus, verlegt bei Eugen Diederichs. Jena 1907.

erreichen seien, nur sind sie dann durchaus bewußt gewollt, nicht aber durch das Hölzern-Unzulängliche der Ausdrucksmöglichkeit bedingt wie bei den Puppen. — Wie wenig die Pariser Form des Schattenspiels, worin technisch Ausgezeichnetes geleistet ist, uns fesseln kann, beweist, daß die Vorführungen des „Chat noir", die vor einigen Jahren von den „Münchner Scharfrichtern" geboten wurden, ohne irgendwelchen künstlerischen Einfluß blieben. — Wie es in Deutschland nie eine Schattenbühne gab, so gibt es auch nur sehr vereinzelte dafür gedachte Dichtungen. Neben denen Kerners, eines von Mörike, eines von Pocci und eines von Arnim. Die beiden letzteren sind wenig glücklich. Die Aufführung der Spiele von Mörike und Kerner ist für den Herbst geplant. Alles weitere ist neu zu schaffen. „Ein den ästhetischen Theoretikern noch nicht bekanntes Genre, das Schattenspiel, ist zu begründen." Um ein Gesamtbild der Entwicklung zu entwerfen, sind auch chinesische und morgenländische Schattenspiele in Betracht gezogen, soweit es die wenigen und schlechten Übertragungen ermöglichen. Das Historische des Schattentheaters, das sich in Indien bis in die frühesten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurückverfolgen läßt und langsam seinen Weg nach Westen nahm, bis es zum erstenmal um 1650 im Abendlande auftaucht, ist ein weitausgedehntes Feld für sich. Von dem Orientalisten an der Universität in Erlangen, Professor Dr. Georg Jacob, dem ersten, der hier wissenschaftlich forschte, ist vor kurzem ein gedrängtes wohlgedrucktes Werk erschienen: „Geschichte des Schattentheaters" (Berlin, Mayer und Müller, 1907), eine Zusammenfassung mehrerer vorangegangener Einzelschriften, grundlegend und beachtenswert als einziger historisch ernster Überblick hierüber. „Das Gestirn der Romantik steht im erfreulichen Lichte der Erneuerung, und sicherlich wird dereinst der Meister erstehen, welcher jene Aufgaben, die seiner harren, der größten Vollendung entgegenführt." So schließt das Buch. — Was man bis jetzt erreichte und erst wenigen Geladenen bot, war ein Versuch. Die Anerkennung, die er fand, bietet Gewähr für eine günstige Aufnahme auch in weiteren Kreisen. Das Ideal, das angestrebt wird, ist die metaphysischste Vereinigung von Bild und Dichtung und Musik.

Alexander von Bernus

Gelegentliches

Es gibt nichts Lohnenderes, als der Schwachheit des Menschen durch ein schönes Wort zu Hülfe zu kommen. Verordne einem ‚Patienten' dreimal täglich Mannalavanz, und er wird sich über alle erhaben fühlen, die sich bloß die Hände waschen. Je interessanter du seine Gewohnheiten benennst, desto geschmeichelter und dankbarer wird er sein, und das eine Wörtchen Alkoholismus, um ein Beispiel zu nennen, hat sicherlich nicht nur Gorkis Satin, sondern unzählige andere Unglückliche unzählige Male berauscht und getröstet. Übersetze das Unglück maßvoll ins Arabische, Griechische, Lateinische, und du wirst ein wahrer Wohltäter der Menschen werden. Du gibst ihrem Geist dadurch Anregung, du verschaffst ihnen eine kleine Distanz zu ihren Leiden oder Lastern. Wie fremdartig ist es, Angina zu haben, wie beinahe ehrenvoll, die Krisis eintreten zu fühlen. Du knüpfst damit das Individuum, das nichts mehr fürchtet als das Alleinsein, das Alleingelassenwerden, an ferne, fremde Zeiten und Kulturen; das alte, das neue Europa versammelt sich um sein Lager, und selbst wenn die Pest es befällt und fällt, kommt sie ihm doch aus Asien: die Mutter der Menschheit selbst trifft es mit dem Schatten ihrer gewaltigen Flügel.

Es ist das Interessante an Büchern, über denen man eigentlich den Verstand verlieren müßte, daß man durch sie vielmehr an Verstand gewinnt. Freilich ist das nur ein neues Kompromiß — denn anständigerweise müßte man allerdings nach ihrer Lektüre abdanken. Aber das Leben ist nicht das, was wir anständig zu nennen lieben. Allein schon der Umstand, daß der Autor seinen Verstand behalten hat, wird genügen, den Leser zum Gleichen zu veranlassen; es sei denn, daß er nur so beweisen zu können meinte, daß er noch tiefer als jener sei, daß er sozusagen aus

Ehrgeiz, aus Willen zur Macht wahnsinnig zu werden geradezu — wünschte.

Betrachte die Welt: Alles wesentlich, alles unwesentlich. Unwesentlich die Mücke, wesentlich der Mensch; unwesentlich der Mensch, wesentlich die Menschheit; unwesentlich die Menschheit, wesentlich das Universum; unwesentlich das Universum, wesentlich —?

Man muß Erdbeben sein und die festen Städte der Menschen immer wieder zu Falle bringen. Man muß ihre Mauern wandeln machen, sonst stockt das Leben in ihnen. Aber es kann auch Zeiten geben, da man Urgestein sein muß, dahinauf sich ein namenlos geängstigtes Geschlecht retten kann. Wo man um der Liebe willen, um des nackten Lebens willen die verwerfen und verleumden muß, die den Erdboden zur schwankenden Welle machten, die den Abgrund predigten und die Schauder der Ewigkeit. Man wird aus Himmel und Sternen wieder ein Bild machen, man wird die Spinnweben alter Märchen auf offene Wunden legen müssen und all das bunte Spielzeug wieder hervorholen, das die Kulturen bisher hervorbrachten.

Der Bürger und nichts als Bürger ist ein trister Anblick, aber der aus jeder und gar jeder Bürgerlichkeit hinausgeschreckte Mensch, der verfluchte Bürger, der irre, friedlose, von jeder Gewißheit enterbte, das personifizierte Grauen vor dem Unfaßbaren, der aus Tiefe wahnsinnig werdende Mensch — das wäre der Untergang selbst. ‚Oberflächlich aus Tiefe' — Lebenswort! Auf die Stirne von Tempeln!

Wer sich einmal in die Idee des ‚Teufels', an dem ‚Gott' immer wieder zu schanden wird, von dem er immer wieder zum ‚Leben' verführt wird, versenkt, dem wird die Größe und Schönheit des Lebens fürder nicht Einwand sein können: Denn je unfaßlicher dieser Gott ist, desto unfaßlicher wird auch die Kunst seines Teufels sein müssen, desto ‚heiliger' wird sie erscheinen müssen, desto bejahungswürdiger die ‚Welt' für menschliche Urteilskraft.

Warum ist Mitleid nichts? Weil Mitleid dich ablenkt von dir auf den andern. Dich aber sollst du zu vollenden trachten, nicht den andern. Wer sich nach innen wendet in seine Tiefe, von dem fällt Mitleid ab wie ein Müßiggang. Er kann niemanden mehr bedauern um seines Leides willen, er könnte ihn höchstens um dessentwillen bedauern, daß ihn sein Leid nicht in sich hineintreibt, daß es ihn nicht vertieft. Wer sich und den Nächsten als Gott erkannt hat, von dem fällt Mitleid ab wie ein Geschwätz. Er wird den Nächsten zwar mehr als sich lieben und ihm sein Menschliches zum Opfer bringen können, wenn es das gilt, aber ohne Mitleid; denn mit großem Auge wird er durch sein Leiden hindurch ihn als Sich sehen; in dem aber, was er da sieht, fallen, wie Eckehart sagt, alle Worte dahin. Da hat Mit-Leiden keinen Sinn und keinen Platz mehr.

Ich fürchte, — und dieser unheimliche Gedanke kehrt mir, fast seit ich denken gelernt, immer wieder, —: nicht, daß wir sterben werden, ist zu fürchten, sondern daß wir nie sterben werden. Ich empfand dies immer unter folgenden Worten: Ich werde immer da sein. Und wenn ich heute meinem Leibe nach sterbe, wer will wissen, ob ich dann nicht — mein Freund bin? Nicht als ob etwas, was meine Seele genannt werden könnte, gewandert wäre, nein, sondern wie wenn ein Etwas in allem Lebendigen immer wäre und wüßte, daß es wäre ... Wer will wissen, ob er nicht aus seinem Freunde (wenn auch ganz und gar als dieser und mit allen physischen Prämissen) in die Welt blickt, in demselben Moment, wo er sein Bewußtsein verliert? Solange ich in meiner Form befangen bin, kann ich nichts Zweites sein, aber wenn diese Form zerbricht, bin ich vielleicht das Zweite, und das Zweite ist vielleicht nichts als wieder das Eine.

Dostojewski. — Er führt eine Anzahl Menschen ein, die uns zunächst nur einfach fesseln, noch nicht erregen, wirft sie durcheinander, bringt sie in die unglaublichsten Verwicklungen, bis für jeden irgendeinmal die Stunde schlägt, wo er sein Innerstes enthüllen muß. Und enthüllt er sich nicht aus

freien Stücken — und je bedeutender solch ein Mensch ist, desto verschlossener, schamhafter, unwilliger, ja selbst zynischer ist er — so wird er, ich möchte sagen, ‚gestellt'. Ein anderer setzt ihm das Messer auf die Brust. Aljoscha und Ivan Karamasow, Werssilow und sein Sohn im ‚Werdenden', Schatoff und Stawrogin in den ‚Dämonen'. Lassen wir das, ruft Schatoff, davon später, sprechen Sie von der Hauptsache, von der Hauptsache.. Ich habe zwei Jahre auf Sie gewartet. Nicht meine Person selbst, zum Teufel mit ihr, — aber das andere —! Und dann sprechen sie alle von dem ‚andern', von der Hauptsache: ob es einen Gott gibt oder nicht; was der Mensch tun muß, wenn es Gott nicht gibt; ob der Mensch überhaupt ohne Gott leben könne; wie im besondern das russische Volk diese höchste und brennendste Lebensfrage entscheide, und ob dieses Volk nicht vielleicht ‚das einzige Gott tragende Volk' heute sei, ‚das einzige, dem die Schlüssel des Lebens und des neuen Wortes gegeben sind.'

Es gibt keine Einzelschuld, es gibt nur Gesamtschuld. Wir müssen uns durchaus gegenwärtig halten, daß die Bestrafung eines Verbrechers durch unsere Behörden nur den Schein der Gerechtigkeit für sich hat, nicht die Gerechtigkeit selbst; denn wie könnte die wahre Gerechtigkeit sich gegen einen einzelnen wenden, sie, die das ganze Gewebe des Lebens vor sich ausgebreitet sähe.

Ob Geister, sofern es solche gibt, auch Bücher lesen? Ich meine, ob sie, wie sie vielleicht in unserm Zimmer mit uns wohnen, auch dann und wann, in stillen Winternächten etwa, wenn sie es müde geworden sind, den massigen Menschenschläfer zu betrachten und zu belauschen, sich in die Werke vertiefen, die auf unserm Tische liegen? Vielleicht verstehen sie das Geheimnis, sie bei geschlossenem Deckel, ohne auch nur ein einziges Blatt umzuwenden, von Anfang bis Ende zu lesen. Wie ich darauf komme? Durch einen kleinen Druckfehler, in einem Werke, in dem ich gerade studiere. Ich zaudere, ihn zu verbessern, — es ist nichts weiter, als daß in dem Bindewort dass das s nicht verdoppelt ist; aber ich tue es endlich doch: Denn wenn es nun doch Geister gäbe, — müßten sie nicht unglücklich über diesen Fehler werden, den sie selbst nicht verbessern können und aus dessen Stehengebliebensein sie schließen müssen, daß ihr Freund ihrer nicht gedacht hat?

Christian Morgenstern

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Soziologie der Sinne/ von Georg Simmel

Der jetzige Entwicklungsmoment der Gesellschaftswissenschaft scheint demjenigen in der Wissenschaft vom organischen Leben zu entsprechen, den der Beginn der mikroskopischen Untersuchung bezeichnete. War die Untersuchung bis dahin auf die großen, entschieden gesonderten Körperorgane beschränkt, deren Form- und Funktionsverschiedenheiten sich ohne weiteres darboten, so zeigte sich nun erst der Lebensprozeß in seiner Bindung an seine kleinsten Träger, die Zellen, und in seiner Identität mit den zahllosen und unaufhörlichen Wechselwirkungen zwischen diesen. Wie sie sich aneinander heften oder sich zerstören, sich assimilieren oder sich chemisch beeinflussen — dies erst läßt allmählich einsehn, wie der Körper seine Form bildet, sie erhält oder ändert. Die großen Organe, in denen diese fundamentalen Lebensträger und ihre Wechselwirkungen sich zu makroskopisch wahrnehmbaren Sondergebilden und Leistungen zusammengefunden haben: Herz und Lunge, Magen und Niere, Gehirn und Bewegungsorgane — würden den Zusammenhang des Lebens niemals begreiflich gemacht haben, wenn nicht jene unzähligen, zwischen den kleinsten Elementen sich abspielenden Vorgänge, die von den makroskopischen gleichsam erst zusammengefaßt werden, sich als das eigentliche, fundamentale Leben enthüllt hätten. In diesem Stadium nun, nur die ganz großen und offensichtlichen sozialen Gebilde in ihre Betrachtung zu ziehen und aus ihnen die Erkenntnis des gesellschaftlichen Lebens in seiner Ganzheit herstellen zu wollen, befindet sich im allgemeinen heute noch die Gesellschaftswissenschaft. Staaten und Gewerkvereine, Priesterschaften und Familienformen, Zunft- und Fabrikwesen, Klassenbildung und industrielle Arbeitsteilung — diese und die ähnlichen großen Organe und Systeme scheinen die Gesellschaft auszumachen und den Kreis der Wissenschaft von ihr zu erfüllen. Tatsächlich indes sind dies doch schon Gebilde höherer Ordnung, in denen oder zu denen das reale, sozusagen von Fall zu Fall sich vollziehende Leben der vergesellschafteten Menschen kristallisiert ist. Und dieses

pulsierende, die Menschen miteinander verkettende Leben zeigt außer den Verbindungsformen, welche zu jenen umfassenden Organisationen aufsteigen, noch unzählige andre, die gleichsam im fließenden, verfließenden Zustand bleiben, aber nicht weniger den Zusammenhang der Individuen zu gesellschaftlichem Dasein tragen. Daß die Menschen sich gegenseitig anblicken und daß sie auf einander eifersüchtig sind; daß sie sich Briefe schreiben oder miteinander zu Mittag essen; daß sie sich, ganz jenseits aller greifbaren Interessen, sympathisch oder antipathisch berühren; daß einer den andern nach dem Wege fragt und daß sie sich für einander anziehn und schmücken — all die tausend, von Person zu Person spielenden, momentanen oder dauernden, bewußten oder unbewußten, vorüberfliegenden oder folgenreichen Beziehungen, aus denen diese Beispiele ganz zufällig gewählt sind, knüpfen uns unaufhörlich zusammen. An jedem Tage, in jeder Stunde spinnen sich solche Fäden, werden fallen gelassen, wieder aufgenommen, durch andre ersetzt, mit andern verwebt. Hier liegen die, nur der psychologischen Mikroskopie zugängigen Wechselwirkungen zwischen den Atomen der Gesellschaft, die die ganze Zähigkeit und Elastizität, die ganze Buntheit und Einheitlichkeit dieses so deutlichen und so rätselhaften Lebens der Gesellschaft tragen. Aus jenen großen, objektiv gewordenen Gebilden, die die herkömmlichen Gegenstände der Gesellschaftswissenschaft bilden, ließe sich das wirkliche, in der Erfahrung gegebene Leben der Gesellschaft durchaus nicht zusammensetzen, es würde in eine Anzahl verschiedener Systeme auseinanderbrechen — wie wenn ein Mensch nur aus den großen, differenzierten, unmittelbar kenntlichen Organen bestände und all die unzähligen, mannigfaltigen und komplizierten Zellprozesse fortfielen, die erst das Mikroskop enthüllt hat. In den historischen wie in den Naturwissenschaften ist allenthalben die Bestrebung aufgekommen, an die Stelle der katastrophenhaften Umwälzungen, der umfassenden einheitlichen Kräfte, die mit einem Schlage die Ganzheit der Zustände und ihrer Wandlungen bestimmten, vielmehr die allmähliche Summierung sehr mannigfaltiger und im einzelnen kaum wahrnehmbarer Einflüsse als die Ursachen der tatsächlichen Entwicklungen zu begreifen. Auf dem Glauben, daß das entsprechende Verfahren auch in der Soziologie die Wirklichkeit ihres Gegenstandes tiefer und genauer nachzeichnen wird, als es der bloßen Behandlung der großen, schlechthin überindividuellen Totalgebilde gelingen kann, ruht die folgende Untersuchung. Sie will den Bedeutungen nachgehen, die die gegenseitige sinnliche Wahrnehmung und Beeinflussung für das Zusammenleben der Menschen, für ihr Miteinander, Füreinander, Gegeneinander, besitzt. Daß wir uns überhaupt in Wechselwirkungen verweben, hängt zunächst davon ab, daß wir sinnlich aufeinander wirken. Während man dies aber im allgemeinen als eine selbstverständliche, einheitliche Tatsache, die keiner weiteren Diskussion bedürfte, hinnahm, zeigt eine schärfere Betrachtung, daß diese, von einem zum andern laufenden Sinnesempfindungen den sozialen Beziehungen keineswegs nur als gemeinsame Grundlage und Voraussetzung dienen, über der sich die Inhalte und Besonderheiten jener Beziehungen erst auf ganz andre

Ursachen hin erheben; sondern jeder Sinn liefert nach seiner Eigenart charakteristische Beiträge für den Aufbau der vergesellschafteten Existenz, den Nuancierungen seiner Eindrücke entsprechen Besonderheiten der sozialen Beziehung, das Überwiegen des einen oder des andern Sinnes in der Berührung der Individuen verleiht oft dieser Berührung eine sonst nicht herstellbare soziologische Färbung.

Die Tatsache, daß wir überhaupt den Nebenmenschen sinnlich wahrnehmen, entwickelt sich nach zwei Seiten hin, deren Zusammenwirken von fundamentaler soziologischer Bedeutung ist. In das Subjekt hineinwirkend löst der Sinneseindruck eines Menschen Gefühle von Lust und Unlust in uns aus, von eigner Gesteigertheit oder Herabgesetztheit, von Erregung oder Beruhigung durch seinen Anblick oder den Ton seiner Stimme, durch seine bloße sinnliche Gegenwart in demselben Raume. Dies alles dient nicht zum Erkennen oder Bestimmen des andern; nur mir ist wohl oder das Gegenteil, wenn er da ist und ich ihn sehe und höre. Ihn selbst läßt diese Reaktion des Gefühles auf sein sinnliches Bild sozusagen draußen. Nach der entgegengesetzten Dimension streckt sich die Entwicklung des Sinneneindrucks, sobald er zum Mittel der Erkenntnis des andern wird: was ich von ihm sehe, höre, fühle, ist jetzt nur die Brücke, über die ich zu ihm als zu meinem Objekt gelange. Der Sprachlaut und seine Bedeutung bilden vielleicht das deutlichste Beispiel. Wie das Organ eines Menschen ganz unmittelbar anziehend oder abstoßend auf uns wirkt, gleichviel, was er sagt; wie andrerseits das, was er sagt, uns zur Kenntnis nicht nur seiner augenblicklichen Gedanken, sondern seines seelischen Seins verhilft — so ist es doch wohl mit allen Sinneseindrücken; sie führen in das Subjekt hinein, als dessen Stimmung und Gefühl, und zu dem Objekt hinaus, als Erkenntnis seiner. Gegenüber den nicht-menschlichen Objekten pflegt dies beides weit auseinander zu liegen. An ihrer sinnlichen Gegenwärtigkeit betonen wir entweder ihren subjektiven Gefühlswert: den Duft der Rose, die Lieblichkeit eines Klanges, den Reiz der Zweige, die sich im Winde biegen, empfinden wir als ein im Inneren der Seele sich abspielendes Glück. Oder wir wollen die Rose oder den Ton oder den Baum erkennen — so setzen wir dafür völlig andre Energien ein, oft mit bewußter Abwendung von jenen. Was hier, ziemlich zusammenhangslos, miteinander abwechselt, ist dem Menschen gegenüber meistens zu einer Einheit verwebt. Unsre Sinneseindrücke von ihm lassen ihren Gefühlswert auf der einen Seite, ihre Verwendung zu einer instinktiven oder gesuchten Kenntnis seiner auf der andern — zusammenwirksam und praktisch eigentlich unentwirrbar zur Grundlage unsrer Beziehung zu ihm werden. In sehr verschiedenem Maße natürlich baut beides, der Stimmklang und der Inhalt des Gesagten, das Aussehen und seine psychologische Deutung, das Anziehende oder Abstoßende seiner Atmosphäre und der instinktive Schluß aus ihr auf seine seelische Färbung und manchmal auch auf seinen Kulturgrad — in sehr verschiedenen Maßen und Mischungen bauen diese beiden Entwickelungen des Sinneseindruckes an unserem Verhältnis zu ihm.

Unter den einzelnen Sinnesorganen ist das Auge auf eine völlig einzigartige soziologische Leistung angelegt: auf die Verknüpfung und Wechselwirkung der Individuen, die in dem gegenseitigen Sichanblicken liegt. Vielleicht ist dies die unmittelbarste und reinste Wechselbeziehung, die überhaupt besteht. Wo sich sonst soziologische Fäden spinnen, pflegen sie einen objektiven Inhalt zu besitzen, eine objektive Form zu erzeugen. Selbst das gesprochene und gehörte Wort hat doch eine Sachbedeutung, die allenfalls noch auf andre Weise überlieferbar wäre. Die höchst lebendige Wechselwirkung aber, in die der Blick von Auge in Auge die Menschen verwebt, kristallisiert zu keinerlei objektivem Gebilde, die Einheit, die er zwischen ihnen stiftet, bleibt unmittelbar in das Geschehen, in die Funktion aufgelöst. Und so stark und fein ist diese Verbindung, daß sie nur durch die kürzeste, die grade Linie zwischen den Augen getragen wird, und daß die geringste Abweichung von dieser, das leiseste Zurseitesehn, das Einzigartige dieser Verbindung völlig zerstört. Es bleibt hier zwar keine objektive Spur zurück, wie doch sonst, mittelbar oder unmittelbar, von allen Beziehungsarten zwischen Menschen, die Wechselwirkung stirbt in dem Augenblick, in dem die Unmittelbarkeit der Funktion nachläßt; aber der ganze Verkehr der Menschen, ihr Sichverstehn und Sichzurückweisen, ihre Intimität und ihre Kühle, wäre in unausrechenbarer Weise geändert, wenn der Blick von Auge in Auge nicht bestünde — der, im Unterschiede gegen das einfache Sehen oder Beobachten des andern eine völlig neue und unvergleichliche Beziehung zwischen ihnen bedeutet.

Die Enge dieser Beziehung wird durch die merkwürdige Tatsache getragen, daß der auf den andern gerichtete, ihn wahrnehmende Blick selbst ausdrucksvoll ist, und zwar gerade durch die Art, wie man den andern ansieht. In dem Blick, der den andern in sich aufnimmt, offenbart man sich selbst; mit demselben Akt, in dem das Subjekt sein Objekt zu erkennen sucht, gibt es sich hier dem Objekte preis. Man kann nicht durch das Auge nehmen, ohne zugleich zu geben. Das Auge entschleiert dem andern die Seele, die ihn zu entschleiern sucht. Indem dies ersichtlich nur bei unmittelbarem Blick von Auge in Auge stattfindet, ist hier die vollkommenste Gegenseitigkeit im ganzen Bereich menschlicher Beziehungen erreicht.

Hieraus wird erst ganz verständlich, weshalb die Beschämung uns zu Boden blicken, den Blick des andern vermeiden läßt. Sicher nicht nur, weil wir so mindestens sinnlich festzustellen vermeiden, daß und wie uns der andre in solch peinlicher und verwirrender Lage anblickt; sondern der tiefere Grund ist der, daß das Senken meines Blicks dem andern etwas von der Möglichkeit raubt, mich festzustellen. Der Blick in das Auge des andern dient nicht nur mir, um jenen zu erkennen, sondern auch ihm, um mich zu erkennen; auf der Linie, die beide Augen verbindet, trägt er die eigne Persönlichkeit, die eigne Stimmung, den eigenen Impuls zu dem andern hin. Die „Vogel-Strauß-Politik" hat in dieser unmittelbar sinnlich-soziologischen Beziehung eine tatsächliche Zweckmäßigkeit: wer den andern nicht ansieht, entzieht sich wirklich in gewissem Maße dem Gesehen-

werden. Der Mensch ist für den andern keineswegs schon ganz da, wenn dieser ihn ansieht, sondern erst, wenn er auch jenen ansieht.

Die soziologische Bedeutung des Auges hängt in allererster Reihe aber an der Ausdrucksbedeutung des *Antlitzes*, das sich zwischen Mensch und Mensch als das erste Objekt des Blickes bietet. Man macht sich selten klar, in welchem Umfang auch das ganz Praktische unsrer Beziehungen von dem gegenseitigen Kennen abhängt — nicht nur in dem Sinne alles Äußerlichen, oder der augenblicklichen Absichten und Stimmung des andern; sondern was wir von seinem Sein, von seinen inneren Fundamenten, von der Unabänderlichkeit seines Wesens bewußt oder instinktiv erkennen, das färbt unvermeidlich unsre momentane wie unsre dauernde Beziehung zu ihm. Das Gesicht aber ist der geometrische Ort aller dieser Erkenntnisse, es ist das Symbol all dessen, was das Individuum als die Voraussetzung seines Lebens mitgebracht hat, in ihm ist abgelagert, was von seiner Vergangenheit in den Grund seines Lebens hinabgestiegen und zu beharrenden Zügen in ihm geworden ist. Indem wir das Gesicht des Menschen in solcher Bedeutung wahrnehmen, kommt, so sehr sie den Zwecken der Praxis dient, in den Verkehr ein überpraktisches Element: das Gesicht bewirkt, daß der Mensch schon aus seinem Anblick, nicht erst aus seinem Handeln verstanden wird. Das Gesicht, als Ausdrucksorgan betrachtet, ist sozusagen ganz theoretischen Wesens, es *handelt* nicht, wie die Hand, wie der Fuß, wie der ganze Körper; es trägt nie das innerliche oder praktische Verhalten des Menschen, sondern es *erzählt* nur von ihm. Die besondre, soziologisch folgenreiche Art des „Kennens", die das Auge vermittelt, wird dadurch bestimmt, daß das Antlitz das wesentliche Objekt des interindividuellen Sehens ist. Dieses Kennen ist noch etwas andres als Erkennen. In irgend einem, freilich sehr schwankenden Maße wissen wir mit dem ersten Blick auf jemanden, mit wem wir zu tun haben. Daß wir uns dieser Tatsache und ihrer fundamentalen Bedeutung meistens nicht bewußt werden, liegt daran, daß wir über diese selbstverständliche Basis hinweg unsre Aufmerksamkeit sogleich auf die Erkennbarkeit besondrer Züge, singulärer Inhalte richten, die unser praktisches Verhalten zu jenem im einzelnen bestimmen. Sucht man aber zum Bewußtsein dieses Selbstverständlichen vorzudringen, so ist es erstaunlich, wieviel wir von einem Menschen bei dem ersten Blick auf ihn wissen. Nichts mit Begriffen Ausdrückbares, in einzelne Beschaffenheiten Zerlegbares; wir können vielleicht durchaus nicht sagen, ob er uns klug oder dumm, gutmütig oder bösartig, temperamentvoll oder schläfrig vorkommt. Alles dies, im gewöhnlichen Sinn Erkennbare, vielmehr sind *allgemeine* Eigenschaften, die er mit unzähligen andern teilt. Was aber jener erste Anblick seiner uns vermittelt, ist in solches Begriffliches und Ausdrückbares gar nicht aufzulösen und auszumünzen — obgleich es immer die Tonart aller späteren Erkenntnisse seiner bleibt —, sondern es ist das unmittelbare Ergreifen seiner Individualität, wie seine Erscheinung, zuhöchst sein Gesicht es unserm Blick verrät; wofür es prinzipiell belanglos ist, daß auch hiebei genug Irrtümer und Korrigierbarkeiten vorkommen.

Indem das Gesicht nun dem Blick die anschaulich vollendetste Symbolik der beharrenden Innerlichkeit und alles dessen bietet, was unsre Erlebnisse in unsern dauernden Wesensgrund haben sinken lassen, gibt es doch zugleich den wechselreichen Situationen des Augenblicks nach. Es entsteht hier das im Bezirk des Menschlichen ganz einzigartige: daß das allgemeine, übersinguläre Wesen des Individuums sich stets in der Sonderfärbung einer momentanen Stimmung, Erfülltheit, Impulsivität darstellt, daß das Einheitlich-Feste und das Fließend-Mannigfaltige unsrer Seele als absolutes Zugleich, sozusagen das eine immer in der Form des andern, sichtbar wird. Es ist der äußerste soziologische Gegensatz zwischen Auge und Ohr: daß dieses uns nur die in die Zeitform gebannte Offenbarung des Menschen bietet, jenes aber auch das Dauernde seines Wesens, den Niederschlag seiner Vergangenheit in der substantiellen Form seiner Züge, so daß wir sozusagen das Nacheinander seines Lebens in einem Zugleich vor uns sehn.

Daher ist die soziologische Stimmung des Blinden eine ganz andre als die des Tauben. Für den Blinden ist der Andere eigentlich nur im Nacheinander da, in der Zeitfolge seiner Äußerungen. Das unruhige, beunruhigende Zugleich aller Wesenszüge, der Spuren aller Vergangenheiten, wie es in dem Gesicht der Menschen ausgebreitet liegt, entgeht dem Blinden und das mag der Grund der friedlichen und ruhigen, gegen die Umgebung gleichmäßig freundlichen Stimmung sein, die so oft an Blinden beobachtet wird. Grade die Vielheit dessen, was das Gesicht offenbaren *kann*, macht es oft rätselhaft; im allgemeinen wird das, was wir von einem Menschen *sehn*, durch das interpretiert, was wir von ihm *hören*, während das umgekehrte viel seltner ist. Deshalb ist der, der sieht, ohne zu hören, sehr viel verworrener, ratloser, beunruhigter, als der, der hört ohne zu sehn. Eine soziologisch höchst zweckmäßige Ausgleichung dieser Leistungsdifferenz der Sinne liegt in der sehr viel stärkeren Erinnerungsfähigkeit für das Gehörte gegenüber der für das Gesehene — trotzdem das, was ein Mensch gesprochen hat, als solches unwiederbringlich dahin ist, während er dem Auge ein relativ stabiles Objekt ist. Schon darum kann man das Ohr eines Menschen viel eher belügen als sein Auge und es liegt auf der Hand, daß von dieser Struktur unsrer Sinne und ihrer Objekte, soweit der Mitmensch ihnen solche bietet, die ganze Art des menschlichen Verkehrs getragen wird: wenn unserm Ohr nicht die gehörten Worte unmittelbar entschwänden, die es aber dafür in der Form des Gedächtnisses festhält, wenn dem Gesichtssinn, dessen Inhalten diese Reproduktionsstärke fehlt, nicht das Beharren des Antlitzes und seiner Bedeutung sich darböte — so würde unser interindividuelles Leben auf einer absolut andern Basis stehn. Es wäre eine müßige Spekulation, sich dieses Andersein auszudenken; aber daß seine prinzipielle Möglichkeit eingesehen wird, befreit uns von dem Dogma, daß die menschliche Vergesellschaftung, die wir kennen, die ganz selbstverständliche und sozusagen indiskutable sei, für deren Art es eben *besondere* Veranlassungen nicht gebe. In bezug auf die einzelnen großen Sozial-

formen hat die Geschichtsforschung dieses Dogma beseitigt: wir wissen, daß unsre Familienverfassung wie unsre Wirtschaftsform, unser Recht wie unsre Sitte Ergebnisse aus Bedingungen sind, die anderswo andere waren und deshalb auch andre Ergebnisse hatten; daß wir mit diesen Tatsächlichkeiten keineswegs auf dem tiefsten Grunde stehn, auf dem das Gegebne auch das unbedingt Notwendige ist, das nicht mehr als Sondergestaltung aus Sonderursachen begriffen werden kann. In bezug auf die ganz allgemeinen, zwischen Mensch und Mensch spielenden soziologischen Funktionen aber ist diese Frage noch nicht gestellt. Die primären, unmittelbaren Beziehungen, die dann auch alle höheren Gebilde bestimmen, erscheinen so solidarisch mit der Natur der Gesellschaft überhaupt, um übersehn zu lassen, daß sie nur mit der Natur des Menschen solidarisch sind; aus den besonderen Bedingungen dieser fordern sie daher ihre Erklärung. Was ich hier vorlege, ist nur ein Versuch dieser Art, zu den alltäglich-einfachen wie zu den komplizierten Verhältnissen der Menschen gewisse formgebende Momente in der bloßen Struktur unsrer Sinnesfunktionen sichtbar zu machen.

Der eben angedeutete Gegensatz von Auge und Ohr in ihrer soziologischen Bedeutung ist ersichtlich die Weiterführung der Doppelrolle, zu der schon das Auge für sich allein designiert erschien. Wie aller Sinn der Wirklichkeit immer in die Kategorien des Seins und des Werdens auseinandergeht, so beherrschen sie auch das, was der Mensch vom Menschen überhaupt wahrnehmen will und kann. Wir wollen wissen: was ist dieser Mensch seinem Sein nach, was ist die dauernde Substanz seines Wesens? Und: wie ist er im Augenblick, was will er, denkt er, sagt er? Dies legt im großen und ganzen die Arbeitsteilung zwischen den Sinnen fest. Viele Modifikationen abgerechnet, ist das, was wir am Menschen sehn, das Dauernde an ihm, in seinem Gesicht ist, wie in einem Querschnitt durch geologische Schichten, die Geschichte seines Lebens und das, was ihr als die zeitlose Mitgift seiner Natur zugrunde liegt, gezeichnet. Die Schwankungen des Gesichtsausdrucks kommen an Mannigfaltigkeit der Differenzierung dem nicht nahe, was wir durch das Ohr feststellen. Was wir hören, ist sein Momentanes, ist der Fluß seines Wesens. Erst allerhand sekundäre Erkenntnisse und Schlüsse entschleiern uns auch in seinen Zügen die Stimmung des Momentes, in seinen Worten das Unveränderliche an ihm. In der ganzen Natur sonst, wie sie sich dem unmittelbaren Sinneneindruck darbietet, ist das Dauern und das Fließen in sehr viel einseitigerem Maße verteilt, als beim Menschen. Der dauernde Stein und der fließende Strom sind die polaren Symbole dieser Einseitigkeit. Der Mensch allein ist schon für unsre Sinne immer zu gleicher Zeit ein Beharrendes und ein Verfließendes, beides hat bei ihm eine Höhe erreicht, in der eines sich immer am andern mißt, am andern zum Ausdruck kommt. Die Ausbildung dieser Zweiheit steht in Wechselwirkung mit der von Auge und Ohr; denn wenn sich auch keines von beiden den Wahrnehmungen beider Kategorien gänzlich verschließt, so sind sie im ganzen doch auf die gegenseitige Ergänzung angelegt,

auf die Feststellung des bleibend-plastischen Wesens des Menschen durch das Auge, auf die seiner auftauchenden und versinkenden Äußerungen durch das Ohr.

In soziologischer Hinsicht scheidet sich weiterhin das Ohr vom Auge durch den Mangel jener Reziprozität, die der Blick zwischen Auge und Auge herstellt. Das Auge kann seinem Wesen nach nicht nehmen, ohne zugleich zu geben, während das Ohr das schlechthin egoistische Organ ist, das nur nimmt, aber nicht gibt; seine äußere Formung scheint dies fast zu symbolisieren, indem es als ein etwas passives Anhängsel der menschlichen Erscheinung wirkt, das unbeweglichste aller Organe des Kopfes. Es büßt diesen Egoismus damit, daß es nicht wie das Auge sich wegwenden oder sich schließen kann, sondern, da es nun einmal bloß nimmt, auch dazu verurteilt ist, alles zu nehmen, was in seine Nähe kommt — wovon sich noch soziologische Folgen zeigen werden. Erst mit dem Munde, mit der Sprache zusammen erzeugt das Ohr den innerlich einheitlichen Akt des Nehmens und Gebens — aber auch dies in der Alternierung, daß man nicht recht sprechen kann, wenn man hört, nicht recht hören wenn man spricht, während das Auge beides in dem Wunder des „Blickes" verschmilzt. Andererseits steht dem formalen Egoismus des Ohres sein eigentümliches Verhältnis zu den Gegenständen des Privatbesitzes gegenüber. Im allgemeinen kann man nur das Sichtbare „besitzen", während das nur Hörbare mit dem Moment seiner Gegenwart auch schon vergangen ist und kein „Eigentum" gewährt. Es ist eine wunderliche Ausnahme, wenn im 17. und 18. Jahrhundert die großen Familien Musikstücke zu besitzen strebten, die nur für sie geschrieben waren und die nicht publiziert werden durften. Eine Anzahl von Bachschen Konzerten sind auf solchen Auftrag eines Prinzen hin entstanden. Es gehörte zur Vornehmheit eines Hauses, Musikstücke zu besitzen, die jedem andern vorenthalten waren. Für unser Gefühl liegt hierin etwas Perverses, weil das Hören seinem Wesen nach überindividualistisch ist: was in einem Raume vorgeht, müssen eben alle hören, die in ihm sind, und daß der eine es aufnimmt, nimmt es dem andern nicht fort. Daher stammt auch die besondere, einzigartige seelische Betonung, die ein Gesprochenes hat, wenn es dennoch ausschließlich für einen einzigen bestimmt ist. Was der eine dem andern sagt, würden unzählige sinnlich hören können, wenn sie nur dabei wären. Daß der Inhalt irgend eines Gesagten diese formal-sinnliche Möglichkeit ausdrücklich ausschließt, verleiht jeder solchen Mitteilung eine unvergleichliche soziologische Färbung. Es gibt fast kein Geheimnis, das nur durch die Augen übermittelt werden könnte. Die Übermittlung durch das Ohr aber schließt eigentlich einen Widerspruch ein. Sie zwingt eine Form, die sich an und für sich und sinnlich an eine unbegrenzte Zahl von Teilnehmern wendet, dazu, einem Inhalt zu dienen, der diese alle völlig ausschließt. Dies ist das merkwürdig Pointierte des mündlich mitgeteilten Geheimnisses, der Unterredung unter vier Augen, sie verneint ausdrücklich den sinnlichen Charakter des Sprachlautes, der die physische Möglichkeit unzählig vieler Hörer enthält. Unter gewöhnlichen Umständen können überhaupt nicht

allzuviel Menschen einen und denselben Gesichtseindruck haben, dagegen außerordentlich viele denselben Gehörseindruck. Man vergleiche ein Museumspublikum mit einem Konzertpublikum; die Bestimmung des Gehöreindrucks, sich einheitlich und gleichmäßig einer Menschenmenge mitzuteilen, — eine keineswegs nur äußerlich-quantitative, sondern mit seinem innersten Wesen tief verbundene Bestimmung — schließt soziologisch ein Konzertpublikum in eine unvergleichlich engere Einheit und Stimmungsgemeinsamkeit zusammen, als die Besucher eines Museums. Wo ausnahmsweise auch das Auge für eine große Menschenzahl solche Gleichheit des Eindrucks gewährt, tritt auch die vergemeinsamende soziologische Wirkung ein. Daß alle Menschen gleichzeitig den Himmel sehen können und die Sonne, das ist, wie ich glaube, ein wesentliches Moment des Zusammenschlusses, den jede Religion bedeutet. Denn jede wendet sich irgendwie, ihrem Ursprung oder ihrer Ausgestaltung nach, an den Himmel oder die Sonne, hat irgend eine Beziehung zu diesem Allumschließenden und Weltbeherrschenden. Daß ein Sinn, der in der Praxis des Lebens so exklusiv ist, wie das Auge, der selbst das gleichzeitig Erblickte durch die Verschiedenheit des Augenpunktes für jeden irgendwie modifiziert, nun doch einen Inhalt hat, der absolut nicht exklusiv ist, der sich jedem gleichmäßig darbietet, den Himmel, die Sonne, die Gestirne — das muß einerseits jenes Transzendieren aus der Enge und Besonderheit des Subjekts nahelegen, das jede Religion enthält, und trägt oder begünstigt das Moment des Zusammenschlusses der Gläubigen, das gleichfalls jede Religion einschließt.

Die hervorgehobenen unterschiedlichen Verhältnisse von Auge und Ohr zu ihren Gegenständen stiften soziologisch sehr verschiedene Verhältnisse zwischen den Individuen, deren Vereinigungen auf dem einen oder auf dem andern ruhen. Die Arbeiter in einem Fabriksaal, die Studenten in einem Auditorium, die Soldaten einer Abteilung fühlen sich irgendwie als Einheit. Und wenn diese Einheit auch aus übersinnlichen Momenten quillt, so ist sie doch in ihrem Charakter dadurch mitbestimmt, daß der für sie wesentlich wirksame Sinn das Auge ist, daß die Individuen sich während der sie vergemeinsamenden Vorgänge zwar sehen, aber nicht sprechen können. In diesem Falle wird das Einheitsbewußtsein einen viel abstrakteren Charakter haben, als wenn das Zusammensein zugleich auch mündlicher Verkehr ist. Das Auge zeigt, neben dem Individuellen des Menschen, das in seiner Erscheinung investiert ist, in höherem Maße auch das Gleiche aller, als das Ohr es tut. Das Ohr gerade vermittelt die Fülle der divergenten Stimmungen des Einzelnen, den Fluß und die momentane Aufgipfelung der Gedanken und Impulse, die ganze Polarität des subjektiven wie des objektiven Lebens. Aus Menschen, die wir nur sehen, bilden wir unendlich viel leichter einen Allgemeinbegriff, als wenn wir mit jedem sprechen können. Die gewöhnliche Unvollkommenheit des Sehens begünstigt diesen Unterschied. Die wenigsten Menschen wissen mit Sicherheit zu sagen, auch nur welches die Augenfarbe ihrer Freunde ist oder können sich die Mundbildung der ihnen nächsten Menschen

in der Phantasie anschaulich vorstellen. Sie haben sie eigentlich gar nicht gesehen, man *sieht* offenbar an einem Menschen in viel höherem Maße das, was ihm mit andern gemein ist, als man dies allgemeine an ihm *hört*. Die unmittelbare Herstellung sehr abstrakter, unspezifischer Sozialgebilde wird deshalb, soweit die Technik der Sinne wirkt, durch die Sehnähe, bei mangelnder Gesprächsnähe, am meisten begünstigt. Diese Konstellation hat, nach dem oben angedeuteten, die Entstehung des modernen Begriffs des „Arbeiters" sehr gefördert. Dieser unerhört wirkungsvolle Begriff, der das Allgemeine aller Lohnarbeiter, ob sie Kanonen oder Spielzeug machen, zusammenschließt, war den früheren Jahrhunderten unzugängig, deren Gesellenvereinigungen oft viel enger und intimer waren, weil sie wesentlich auf den persönlichen und mündlichen Verkehr ruhten, denen aber der Fabriksaal und die Massenversammlung fehlte. Hier erst, wo man unzählige sah, ohne sie zu hören, vollzog sich jene hohe Abstraktion dessen, was all diesem gemeinsam ist und was von all dem Individuellen, Konkreten, Variablen, wie das Ohr es uns vermittelt, in seiner Entwicklung oft gehemmt wird.

Gegenüber der soziologischen Bedeutung von Gesicht und Gehör tritt die der niederen Sinne zurück, wenngleich die des Geruches nicht so weit, wie die eigentümliche Dumpfheit und Unentwickelbarkeit seiner Eindrücke anzunehmen verleitet. Es ist kein Zweifel, daß jeder Mensch die ihn umgebende Luftschicht in einer charakteristischen Weise parfümiert, und zwar ist es dem so entstehenden Geruchseindruck wesentlich, daß er von jenen beiden Entwickelungen der Sinnesempfindung: nach dem Subjekte hin, als dessen Lust oder Unlust, und nach dem Objekte hin, als dessen Erkenntnis — die erstere bei weitem überwiegen läßt. Der Geruch bildet nicht von sich aus ein Objekt, wie Gesicht und Gehör es tun, sondern bleibt sozusagen im Subjekt befangen; was sich darin symbolisiert, daß es für seine Unterschiede keine selbständigen, objektiv bezeichnenden Ausdrücke gibt. Wenn wir sagen: es riecht sauer, so bedeutet das nur: es riecht so, wie etwas riecht, das sauer schmeckt. In ganz anderm Maße als die Empfindungen jener Sinne entziehen sich die des Geruches der Beschreibung mit Worten, sie sind nicht auf die Ebene der Abstraktion zu projizieren. Um so weniger Widerstände des Denkens und Wollens finden die instinktmäßigen Antipathien und Sympathien, die sich an jene, den Menschen umgebende Geruchssphäre heften und die z. B. für das soziologische Verhältnis zweier auf demselben Territorium lebenden Rassen sicher oft folgenreich werden. Die Rezeption der Neger in die höhere Gesellschaft Nordamerikas ist schon wegen der Körperatmosphäre des Negers ausgeschlossen, und die vielfache dunkle Aversion von Juden und Germanen gegeneinander hat man auf dieselbe Ursache geschoben. Die für die soziale Entwicklung der Gegenwart oft so lebhaft befürwortete persönliche Berührung zwischen Gebildeten und Arbeitern, jene auch von den Gebildeten als ethisches Ideal anerkannte Annäherung der beiden Welten, „von denen die eine

nicht weiß, wie die andre lebt" — scheitert einfach an der Unüberwindlichkeit der Geruchseindrücke. Sicher würden viele Angehörige der oberen Stände, wenn es im sittlich-sozialen Interesse gefordert wird, erhebliche Opfer an persönlichem Komfort bringen, auf vielerlei Bevorzugungen und Genüsse zugunsten der Enterbten verzichten, und daß dies jetzt noch nicht in höherem Maße geschieht, liegt sicher daran, daß die recht geschickten Formen dafür noch nicht gefunden sind. Aber alle solche Verzichte und Hingaben würde man sich tausendmal eher zumuten, als die körperliche Berührung mit dem Volke, an dem „der ehrwürdige Schweiß der Arbeit" haftet. Die soziale Frage ist nicht nur eine ethische, sondern auch eine Nasenfrage.

Es ist von einer noch gar nicht genug beachteten Bedeutung für die soziale Kultur, daß mit der sich verfeinernden Zivilisation offenbar die eigentliche Wahrnehmungsschärfe aller Sinne sinkt, dagegen ihre Lust- und Unlustbetonung steigt. Und zwar glaube ich, daß die nach dieser Seite hin gesteigerte Sensibilität im ganzen sehr viel mehr Leiden und Repulsionen als Freuden und Attraktionen mit sich bringt. Der moderne Mensch wird von Unzähligem chokiert, Unzähliges erscheint ihm sinnlich unaushaltbar, was undifferenziertere, robustere Empfindungsweisen ohne irgend eine Reaktion dieser Art hinnehmen. Die Individualisierungstendenz des modernen Menschen, die größere Personalität und Wahlfreiheit seiner Bindungen muß damit zusammenhängen. Mit seiner teils unmittelbar sensuellen, teils ästhetischen Reaktionsweise kann er sich nicht mehr ohne weiteres in traditionelle Einungen, in enge Bindungen begeben, in denen nach seinem persönlichen Geschmack, nach seiner persönlichen Empfindlichkeit nicht gefragt wird. Und unvermeidlich bringt dies eine größere Isolierung, eine schärfere Umgrenzung der personalen Sphäre mit sich. Vielleicht ist diese Entwicklung am Geruchssinn die bemerklichste: die hygienischen und Reinlichkeitsbestrebungen der Gegenwart sind davon nicht weniger Folge als Ursache. Im allgemeinen wird mit steigender Kultur die Fernwirkung der Sinne schwächer, ihre Nahwirkung stärker, wir werden nicht nur kurzsichtig, sondern überhaupt kurzsinnig; aber auf diese kürzeren Distanzen hin werden wir um so sensibler. Der Geruchssinn ist nun von vornherein schon ein auf größere Nähe, dem Gesicht und Gehör gegenüber, angelegter Sinn und wenn wir mit ihm nicht mehr soviel objektiv wahrnehmen können, wie manche Naturvölker, so reagieren wir subjektiv um so heftiger auf seine Eindrücke. Die Richtung, in der dies geschieht, ist auch bei ihm die vorhin angedeutete, aber auch dieses in höherem Maße als bei den andern Sinnen: ein Mensch mit besonders feiner Nase erfährt durch diese Verfeinerung sicher sehr viel mehr Unannehmlichkeiten als Freuden. Dazu kommt, jene isolierende Repulsion, die wir der Sinnesverfeinerung danken, verstärkend, hier noch folgendes. Indem wir etwas riechen, ziehen wir diesen Eindruck oder dieses ausstrahlende Objekt so tief in uns ein, in unser Zentrum, assimilieren es sozusagen durch den vitalen Prozeß des Atmens so eng mit uns, wie es durch keinen andern Sinn einem Objekt gegenüber möglich ist — es sei

denn, daß wir es essen. Daß wir die Atmosphäre jemandes riechen, ist die intimste Wahrnehmung seiner, er dringt sozusagen in luftförmiger Gestalt in unser Sinnlich-Innerstes ein, und es liegt auf der Hand, daß bei gesteigerter Reizbarkeit gegen Geruchseindrücke überhaupt dies zu einer Auswahl und einem Distanznehmen führen muß, das gewissermaßen eine der sinnlichen Grundlagen für die soziologische Reserve des modernen Individuums bildet. Es ist bezeichnend, daß ein Mensch von so fanatisch exklusivem Individualismus wie Nietzsche von den ihm verhaßten Menschentypen auffallend oft sagt: „Sie riechen nicht gut." Wenn die andern Sinne tausend Brücken zwischen den Menschen schlagen, wenn sie Abstoßungen, die sie bewirken, immer wieder durch Anziehungen versöhnen können, wenn die Verwebung ihrer positiven und ihrer negativen Gefühlswerte den konkreten Gesamtbeziehungen zwischen Menschen ihre Färbung gibt — so kann man im Gegensatz dazu den Geruchssinn als den dissoziierenden Sinn bezeichnen. Nicht nur weil er unendlich viel mehr Abstoßungen als Anziehungen vermittelt, nicht nur weil seine Entscheidungen etwas Radikales und Inappelables haben, das sich nur schwer durch die Entscheidungen andrer Sinnes- oder Geistesinstanzen überwinden läßt, sondern auch weil grade das Zusammensein Vieler ihm niemals irgend welche Attraktionen gewährt, wie diese Situation sie doch wenigstens unter gewissen Umständen für die andern Sinne entfalten kann: ja im allgemeinen werden Chokierungen des Geruchssinnes im graden quantitativen Verhältnis der Masse steigen, in deren Mitte sie uns treffen. Schon durch diese Vermittlung weist, wie gesagt, kulturelle Verfeinerung auf individualisierende Isolierung hin, mindestens in kälteren Ländern; während die Chance, das Zusammensein wesentlich im Freien, also ohne jene Unzuträglichkeit zu bewerkstelligen, den sozialen Verkehr in südlichen Ländern sicher beeinflußt hat. —

Indem ich meine Untersuchung hier abbreche, bin ich mir ihres fragmentarischen Charakters sehr wohl bewußt. Allein vielleicht ist damit doch von einer Stelle aus ein Zugang zu der Schicht geöffnet, aus der die Erkenntnis die Bedingungen der konkreten, lebendigen Vergesellschaftung unter den Menschen heraufholen muß. Die zarten, unscheinbaren Fäden, die sich zwischen Mensch und Mensch spinnen, wird man nicht länger der Beachtung für unwert halten dürfen, wenn man das Gewebe der Gesellschaft nach seinen erzeugenden, formgebenden Kräften begreifen will — dieses Gewebe, von dem die Soziologie bisher im ganzen nur das schließlich zustande gekommene Muster seiner obersten Erscheinungsschicht zu beschreiben bemüht war.

Ysaïl/ Roman von Henning Berger

(Schluß)

Eine Herbstgeschichte

s war Ende Oktober.

Über eine Woche schon wohnte Hugo Nordling bei einem Bekannten, einem Tischler, dem Mann, der ihm die Nachricht von seinem letzten Geldbrief verkündet hatte. Er hieß Mattson. Es war ein einfacher Mann, der aber alle Voraussetzungen für ein gutes Fortkommen, die das neue Land an Geschicklichkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Anständigkeit forderte, besaß. Zehn Jahre lang war er in der großen Stadt gewesen, immer fleißig, nie ohne Erwerb, und dennoch nie imstande, sich höher aufzuschwingen als seine zehntausend Kameraden. Er war nicht selbständig, hatte nie auch nur die bescheidenste eigene kleine Werkstatt anfangen können. In den großen Fabriken, in denen er arbeitete, hatte er es nie zu irgend einem höheren Posten gebracht. Auch geheiratet hatte er nicht und sich infolgedessen auch kein eignes Haus auf eignem Grund und Boden erworben. Aber er war immer gut bezahlt, und die Seiten seines Sparkassenbuchs auf der Illinois Trust and Savings Bank waren wohlgefüllt.

Hugo hatte ihn im Logierhaus kennen lernen. Ihre Zimmer lagen nebeneinander und abends hatten sie bei Bier und Pfeife miteinander geplaudert. Hugo mochte ihn gern, nach der Art solcher Naturen: als einen zuverlässigen und guten Menschen, der zwar in geistiger Beziehung tief unter ihm stand, aber einen gesunden, praktischen Blick für seine Umgebung und die einfacheren Wege der Welt hatte. Mattson blickte zu Nordling auf, überzeugt, daß dieser einmal etwas für die Schweden sehr Ehrenvolles unter den starrköpfigen Amerikanern werden würde, mit denen er selbst nie gut Freund, für die er nur Arbeitstier hatte sein können. Nie hatte Mattson die Heimat vergessen; im stillen sehnte er sich zurück nach seinem kleinen Heimatsort, wo er — das war sein Traum — sich dereinst ein kleines Anwesen, einen besseren Bauernhof, vielleicht ein kleines Gut kaufen wollte. Und jetzt verwirklichte sich dieser Traum. In ein paar Wochen schon war er drüben — auf der andern Seite — mit gespickter Brusttasche — drüben, um nie wieder über das große Wasser zu fahren.

Mattson hatte das letzte Halbjahr im Norden, in Lake View gewohnt. Er hatte da eine eigene kleine Wohnung und Haushaltung gehabt. Als Hugo sich entschloß — als letzten rettenden Strohhalm — den Tischler aufzusuchen, hatte dieser ihm sofort sein Sofa im Eßzimmer zum Schlafen angeboten und ihn außerdem eingeladen, alle Mahlzeiten mit ihm zu teilen. Und Mattson hatte diese ganz bedeutend verbessert; er freute sich, daß er jemand hatte, dem er von seinen Plänen erzählen konnte.

Es waren keine erfreulichen Gespräche für Hugo. Er kam sich vor wie ein Hund vor den Brosamen, die von des reichen Mannes Tische fielen. Jedoch

versuchte er, so gut er konnte zu raten und Auskunft zu geben über das verlassene Heimatland. Und so waren die Tage dahingegangen — heute reiste Mattson ab. Die großen Herbstfahrten mit ermäßigten Preisen hatten eben begonnen und Mattson hatte sein Zwischendeckbillett genommen. Nicht einmal jetzt kam ihm der Gedanke, sich bis zur zweiten Kajüte zu versteigen.

Noch eine Nacht konnte Hugo in seiner Wohnung übernachten. Von morgen an war alles vermietet und die Möbel waren verkauft an einen deutschen Tischlermeister.

Sie saßen jetzt alle drei nach eben beendeter Mahlzeit zusammen. Koffer und Kisten waren schon fort. Man ließ einen letzten Krug Bier holen und zündete die Pfeifen an. Der Deutsche sagte etwas vom Vaterland und daß er in fünf Jahren mit Frau und Kindern heimreisen würde, um ihnen Berlin und den Kaiser und Großvater und Großmutter zu zeigen. Und, fügte er hinzu, wieder einmal ein Bier zu trinken, wie nur Deutschland es braut!

„Schweden ist so schön!" sagte Mattson. „Und Stockholm ist eine der schönsten Städte in der ganzen Welt — das wissen Sie doch, Mr. Schultze?"

Schultze nickte und qualmte.

„Ja, ja, gewiß!"

„Ganz anders als Chicago!"

Hugo schwieg. Was redeten die da? Wie sollt' es werden?

„Und", fragte der Deutsche, „wann reisen Sie heim, Mr. Nordling?"

Ja, wann? Er würde sein altes Land nie wiedersehen. Aber in den Ohren klang ihm noch der Laut von den „fünf Jahren" des Deutschen, und mit einem starren Lächeln erwiderte er:

„In fünf Jahren."

„So, dann fahren wir mit demselben Dampfer! Das Essen auf den deutschen Dampfern ist viel besser ...."

Die Haushälterin, eine alte Smäländerin, deren Kinder, zwei Söhne, bei einem Brückenbau ums Leben gekommen waren, und die nun auf ihre alten Tage noch verdienen mußte, statt auszuruhen, wozu die Söhne sie hatten herüberkommen lassen, kam mit dem Krug Bier. Mattson blies den Schaum weg und schenkte ein.

„Skål!" sagte er. „Unser Schweden!"

Und sie tranken.

Die Gläser wurden mit dem Rest noch einmal gefüllt und Schultze stand auf.

„Prosit!" sagte er, „mein altes Deutschland!"

Und sie tranken.

Nordling guckte in die Kanne. Es war nichts mehr drin zu einem Hoch auf Amerika.

Es war jetzt Zeit, zur Bahn zu gehen. Der Deutsche verabschiedete sich. Hugo wollte seinen Hauswirt begleiten.

Die Elektrische sauste durch die Straßen. Am großen Park vorbei, durch

Clarkstreet, in den Tunnel hinunter. Wieder hinauf zwischen die hohen Häuser, deren Dächer schon ein schwefelgelber Nebel umhüllte. Durch gewundene Passagen, wo sich die Menschen drängten und Laternen aufflammten. Es surrte und summte um sie her, die Lungen der Stadt arbeiteten. An den Ecken blies der Oktoberwind und wirbelte Schmutz, Abfall, Spähne und Stroh umher. Endlich leuchteten die großen Fenster der Bahnhofhalle auf. Die Kuppel aus Glas und Eisen glich einer riesigen Käseglocke.

Auf allen Geleisen standen dampfende Züge. Die Schranken der Perronsperren ließen langsam den sich schlängelnden Strom von Reisenden — meist heimkehrenden Einwanderern — ein. Schwindelnd hoch, unter dem Glasdach, wo die Dampfmassen gleich Wolken schwammen, hingen große Kugeln, deren intensives Licht — sonnengleich — weiße Strahlenbündel aussandten. Ringsum schallte es von Pfeifen, Signalen, Hammerschlägen, von Stimmen und dem Gestampf von tausenden von Füßen. Auf einer von Koffern aller Art bedeckten Erhöhung standen Hugo und der Tischler still. Das aufgestapelte Gepäck türmte sich haushoch neben ihnen.

Sie waren zu früh gekommen. Nordling wußte nicht, was er sagen sollte. Ihm war, als würde er selber nie wieder diese Stadt verlassen dürfen; selbst im besten Fall, wenn er Arbeit hatte und Geld, würde das Land ihn nicht mehr loslassen. Er war tot für jene andere Seite, wohin Mattson und alle die Menschen hier gingen. Er glaubte sich selber zu sehen, wie er auch künftig noch oft heimreisende Freunde zur Station begleitete, ihnen die Hand drückte und sagte:

„Lebt wohl! Grüßt mir das alte Land!"

Gerade wie man einem Sterbenden ein letztes Lebewohl mitgibt auf den Weg nach etwas Ungewissem, etwas, von dem man in der Kindheit wußte, es war, an das man aber später den Glauben verloren hatte, das einem entschwunden war.

Auf einem Gepäckkarren saß ein Matrose. Er war braun wie ein Stück Kautabak und hatte auf Händen und Handgelenken blaue eintätowierte Schiffe und Anker. In der Hand hielt er ein kleines Päckchen in Staniolumschlag, mit indigoblauer Etikette. Sie stellte einen Matrosen vor, der auf einem Fuß neben einem aufgerollten Tau stand und seine Mütze schwenkte. Darüber der Name des Tabaks: Sailor Boy. Ein Bündel stand neben dem Karren. Aus der Tasche des Mannes hing ein langes ostindisches Taschentuch in schreienden Farben.

„Hej!" sagte er, „kommt, boys, nehmt! Kaut und freut euch, jetzt segeln wir heim nach old England! Heim nach merry old England. Home, you know!"

Und mit rauher Stimme begann er ein Matrosenlied zu singen, das von der Heimat und der geliebten Küste des Vaterlandes handelte, von Sturm und Kampf und Sieg und Herzen, die immer für dear old England schlagen würden!

„Adieu!" sagte Nordling plötzlich. „Ich kann nicht länger bleiben. Dank, Mattson, und — und grüß mir Schweden!"

Rasch, ohne sich umzusehen, ging er davon. Ihm war, als krampfe sein Herz sich gewaltsam zusammen, wie erwürgt von einer fürchterlichen Hand. Und dann füllte sich seine Brust mit etwas Heißem — ganz gewiß — jetzt sprang sie und sein Herz brach!

„Jetzt ist das letzte Tau gerissen!" sagte er. Er wiederholte die Phrase ein paarmal, ohne zu wissen, weshalb. Als er draußen auf der Treppe war, merkte er, daß es regnete. Der Granit war schwarz vom Regen. Es war kalt, das tat gut! Er ging rasch weiter, mit emporgewandtem Antlitz; der Herbstregen rann ihm gleich heftigen Tränen übers Gesicht. Eine Elektrische hielt vor ihm. Er kletterte hinauf und der Wagen rollte weiter. Erst im Tunnel merkte er, daß es zufällig eine Nordbahn war, auf der er stand. Es hätte ebenso gut auch eine westliche Linie sein können, ihm war es in dieser Stunde ganz einerlei, was er tat. Er hatte nicht einmal das Fahrgeld. Als der Kondukteur zu ihm kam, blickte er auf und sagte bloß:

„Ich habe kein Geld. Ich bin ohne Arbeit. Ich bin sehr müde. Lassen Sie mich bis Lake View mitfahren."

Der Schaffner sah ihn einen Augenblick an und antwortete nichts, sondern ging auf seinen Platz zurück. Durch den Regen fuhr der Wagen weiter. Nach und nach fand Nordling seine Selbstbeherrschung wieder. Er dachte an die Freundlichkeit des Kondukteurs und fand, ihm wäre wieder viel leichter zumut. Dieser fremde Mann hätte ihn ja ohne weiteres ganz brutal hinauswerfen können; statt dessen — ach, die Menschen hier waren doch nicht so schlimm, wenn man sie nur zu nehmen wußte. Wenn er bloß das kleinste, das allergeringste Einkommen gehabt hätte!

Es wehte kühl durch die offene Vorderseite des Wagens herein. Die Lederstrippen an der Decke schlugen im Wind. Die große Laterne am Motorwagen brannte, in Triangelform durchschnitt das Licht den Nebel. Die mit Wahlaufrufen vollgeklebten Ladenfenster wurden erleuchtet. An der Ecke der Chicago Avenue stieg Hugo aus. Er wollte nachsehen, ob möglicherweise bei Ostroems ein Brief für ihn angekommen wäre. Während er absprang, wandte er sich zum Schaffner zurück, der schon an der Leine zog, um dem Führer das Signal zum Weiterfahren zu geben.

„Dank für Ihre Freundlichkeit!"

Der Schaffner rasselte mit seiner Geldtasche und antwortete, ohne den Kopf zu wenden: „All right!"

Der Wagen verschwand im immer dichter werdenden Nebel; die hinteren Dachlaternen glänzten wie zwei große runde Augen und die Kupferdrähte der Luftleitung zischten und sangen hoch über Nordlings Kopf. Als ein neues großes „searchlight" über dem Geleise auftauchte und mit seinem dreieckigen Licht den Dunst zerteilte, ging Hugo.

Es war kein Brief da. Er blieb nicht, wollte niemand sehen, sondern wanderte entmutigt weiter.

Während er so ging, hatte er plötzlich das Gefühl, als folge ihm jemand. Es war eine schmale, mit Bäumen bepflanzte Seitenstraße mit überbrückten Trottoirs, ganz von Nebel verhüllt und menschenleer. Als er zurücklauschte, vernahm er Schritte, die im Takt mit seinen eigenen erklangen.

Er blieb stehen.

Weit hinten in dem gelbgrauen, schwebenden Dunkel blieb ebenfalls eine schwarze Gestalt stehen. Sie schien klein und untersetzt.

Nordling machte noch ein paar weitere Schritte und drehte sich dann plötzlich um. Der Mann hinter ihm war ebenfalls weitergegangen, sprang aber jetzt zur Seite und versteckte sich hinter einem Baum.

Lange wartete Hugo. Dann ging er langsam zurück. Niemand war zu sehen.

Er ging in die Mitte der Straße und wartete mit geschärften Augen und Ohren. Schließlich glaubte er eine dunkle Gestalt zu sehen, die an einer Backsteinmauer links dahinschlich.

Angst hatte Nordling gar nicht. Im Gegenteil — er war in einer Art Galgenhumorstimmung. Der Gedanke an die trübe Lage, in der er sich befand, machte ihn verwegen, und es erschien ihm tragikomisch, daß ein Dieb sich die Mühe machte, ihm wie ein Schatten zu folgen. Aber während das Wort Schatten durch sein Gehirn zog, kam ihm plötzlich der Gedanke, es könnte sehr wohl auch ein Pinkertonman oder sonst irgend ein Privatdetektiv sein, der ihm „nachschattete". Vielleicht hielt man ihn für einen Dieb.

Eine Erbitterung, ähnlich wie damals, als er den armen Dr. Smith fast erwürgt hatte, kochte plötzlich in seinen Adern auf. Vor seinen Augen ward es rot, im Hinterkopf hämmerte es. Mit ein paar Sätzen war er auf dem linken Trottoir und packte eine sich duckende Gestalt im Nacken. Es war ein kleiner Kerl mit einem spitzen Hut auf seinem Krauskopf und Ringen in den Ohren. Er war augenscheinlich zu Tode erschrocken, gab jedoch keinen Laut von sich, sondern kroch nur noch mehr in sich zusammen, wie eine Katze oder ein Igel. Plötzlich machte er sich mit einem raschen Griff frei, schnellte zur Seite und flog gleich darauf die Straße hinunter. Er lief unglaublich flink und war bald im Nebel verschwunden; aber Hugo glaubte doch bei der hastigen Seitenwendung ein paar wilde schwarze Augen und eine doppelte Reihe großer, wie Silbermünzen blinkender Knöpfe auf einer Sammetjacke gesehen zu haben. Auch das Aufleuchten einer roten Schärpe. In einem Nu sah er Ysail vor sich, und mit einem Male war er wieder gefangen im Zauberkreis der Mystik. Einer der Zigeuner war es gewesen — wo war Ysail?

Alle Müdigkeit und Mutlosigkeit war verschwunden. Könnte er sie nur finden, das abenteuerliche Mädchen, — nie mehr würd' er dann schlaff werden! Morgen würde er die ganze Westseite absuchen. Sie war die Blume, die ihn seine ganze Umgebung vergessen ließ — wenn er jetzt darüber nachdachte, so erschien es ihm fast wie eine Fabel, daß er sich die beiden letzten Monate über Wasser gehalten hatte, nicht untergegangen war. Und es gefiel ihm, diese Tatsache ins Bereich

des Rätselhaften zu ziehen: Ysaïl hatte diesem Herumtreiberleben einen Schimmer verliehen, einen Schimmer, der seine Phantasie erwärmt, entzündet hatte, und der ihn schließlich dazu führen würde, sich an eine der Speichen am Rad des Ewig-Launenhaften festzuhaken.

„Ich werd' ordentlich poetisch!" lachte Hugo schließlich vor sich hin.

Und sein Tagebuch fiel ihm ein, das geduldige Papier, das er ein paar Jahre lang mit seinen hingeworfenen Eindrücken gefüllt hatte. Es war sein fester Vorsatz gewesen, diesen Blättern treulich alles anzuvertrauen, was sein Schicksal ihm bescheren würde. Was für Abenteuer hatte er nicht geglaubt aufzeichnen zu können! Den Anfang hatte er auch gemacht — sonnige Seiten, voll von Hoffnungen, all die Wunder, die die neue Welt zwei offenen, beobachtenden Augen auftat! Jetzt hatte er das Buch schon längst nicht mehr angesehen! Er hatte nicht den Mut, darin zu blättern und zu lesen. Es ging ihm damit, wie mit seinen Zeichnungen, die nicht eigentlich zu seinem Fach gehörten. Phantasien, Traumbilder, die er ersticken mußte, mußte! Eine Fatamorgana lockte noch vor ihm, eine — die er verschonen wollte — seine Erfindung! Jetzt, im Augenblick, wagte er gar nicht, an sie zu denken; aber er war wie ein Monomane darin. Alles andere mußte er von sich abtun, alle Taue mußte er abhauen, wie das Band, das gerissen war, als er den Schreiner zur Bahn begleitet hatte. Damals hatte er's gefühlt — und es war geblieben: das Gefühl, daß er nie mehr zu seiner Heimaterde zurückkehren würde.

Musik erklang. Hugo stand vor einer Kapelle. Die schmalen, gotischen Fenster schimmerten orangefarben durch den Nebel.

Es war eine kleine schwedische Kirche. Er trat ein.

„Das ist das letzte heut", dachte er. „Eine Abendmesse als Schluß nach all den dummen Träumen von daheim!"

Es war ein ganz kleiner Saal; und nur auf den vordersten Bänken saßen ein paar Menschen. Es waren meist alte Frauen; Hugo sah, daß sie die Taschentücher gefaltet auf die Gesangbücher gelegt hatten, wie es in den Landkirchen der Heimat Sitte war. Auch ein paar ältere Männer mit struppigen, grauen Bärten standen da. Nirgends junge Menschen. Ab und zu erklang ein Husten und hallte aus den Ecken wieder. Nordling setzte sich in der Nähe der Tür.

Vorn, bei dem bescheidenen Altar, spielte ein alter Mann auf einem kleinen Harmonium. Wahrscheinlich war er zugleich Prediger; jetzt aber spielte er und sang. Es war eine alte, wohlbekannte Melodie, die Hugo von seiner Kinderzeit her kannte. Zittrige Stimmen halfen ein bißchen nach und fielen in den Refrain ein:

„Auf des Stromes ewigem Ufer"

sang der Mann am Harmonium,

„— ewigem Ufer"

sangen die Alten nach.

„Seh'n wir uns im Himmelreich"

erklang des Pastors Stimme.

Und die alten Männer und Weiber wiederholten mit ihren zittrigen, zersprungenen Stimmen:

„Seh'n wir uns im Himmelreich!"

Wie eine tröstliche Versicherung wiederholten sie diesen Refrain. Lauter brauste das kleine Harmonium, der Gesang ward voller, klang inbrünstiger — hallte in der kleinen düstern Kirche wieder —

Die Orgeltöne wurden leiser, der Organist begann wieder, mit aufwärts gewandtem Antlitz:

„Auf des Stromes — — —"

Und die Gemeinde sang mit.

Hugo schlich sachte hinaus. Er sehnte sich nach dem leeren Zimmer in Lake View. Es war ein weiter Weg; aber er fühlte, er würde ihn rasch zurücklegen. Lautlos schlug die Tür hinter ihm zu, und er verließ die kleine schwedische Kirche in der armseligen Straße, in der ein paar Schatten sich in der dunkeln Herbstnacht zur letzten Reise über die unbekannte Tiefe bereiteten.

Er ging rasch, und in einer Stunde hatte er Mattsons Wohnung erreicht. Der Schlüssel lag, wie immer, über dem Paneel. Er trat ein.

Die Haushälterin war fort. Als er das Gas angezündet hatte, sah er, daß sie auf dem Tisch Teller, Glas, Messer und Gabel gedeckt hatte, wie immer abends, aber kein Essen. Er untersuchte die Speisekammer; nur ein Stückchen kalter, teigiger Apfelauflauf war da. Er suchte nach irgend etwas zum Trinken, aber es war nichts da. Nachdem er den Auflaufrest hinuntergewürgt hatte, spülte er mit einem Glas Leitungswasser nach. Dann guckte er in die kleine Schlafkammer. Ja, das Bett war gemacht. Ob vielleicht noch ein bißchen Tabak da war? Wirklich, in einer Blechbüchse lag noch ein Bodensatz. Sorgfältig kratzte er ihn zusammen und füllte seine alte Pfeife. Sie wurde fast ganz voll. Gierig an der Pfeife ziehend, wanderte er in den leeren Räumen umher. Und seine Gedanken formten sich zu einer letzten Tagebuchseite.

Ein letztes Mal dachte er all seine Entbehrungen, all seine Enttäuschungen durch. Es war ein Kapitel vom Hunger, von stufenweisem Versinken in Gleichgültigkeit, vom Absterben von Gefühlen, die er einst gelernt hatte für gut zu halten. Aber auch ein Kapitel voll reicher Erfahrungen, voll eines Rechnens mit neuen, früher verborgenen Kräften, ungeahnten Möglichkeiten. Jeder Tag war ein Abenteuer gewesen! — Wie er jetzt, in dieser Herbstnacht, zurückblickte, sah er Erlebnisse sich aneinanderreihen, die er früher für erdichtet gehalten hätte. Aber über allen fast lag es doch wie Wehmut; und beim Gedanken an die Jugendperiode, die jetzt zu Ende ging, konnte er einen Seufzer nicht unterdrücken. Ihm war, als nähere er sich schon dem Herbst des Lebens, als gehöre er zum Herbst, ein Kind des Herbstes. Auch Ysail, die in einer der Nächte dieser großen Stadt an ihm vorbeigeglitten war, trug das Gepräge der Herbstblüte. Wenn ich jetzt schreiben wollte, dachte er, und die vielen leeren Seiten meines armen Tagebuchs mit der Geschichte meines Lebensanfangs füllen —

ach, was sag ich — nein — des Anfangs meines Lebensendes hier, im fremden Land, — das Ganze würde eine Zusammenfassung alles dessen werden, was man die Geschichte eines Herbstes nennen müßte.

Belebt von seinen Gedanken schritt er rascher aus. Hinter ihm tanzten die Rauchwirbel.

„Und weshalb nicht? Ich nehme Feder und Papier und schreibe — vor ein paar Stunden kann ich ja doch nicht schlafen!"

Lächelnd machte er den großen Eßzimmertisch zurecht. Auf einem Wandbrett lagen ein paar große Bogen Papier neben einem Tintenfaß, Federn und einigen Büchern. Er breitete eine alte Zeitung als Schreibunterlage aus und glättete die weißen Bogen. Dann setzte er sich. Eine Reihe von Bildern zog vorüber.

Hundert kleine Bilder aus bescheidenen Speisehäusern, umherziehenden Nachtcafés, Spelunken, Straßenszenen aus allen Stunden des Tages und der Nacht, Szenen aus Pfandleihanstalten, von den versteckteften Bänken der großen Parks. Woßlicks Keller, Ysails verfallene Wohnstätte, die Mondscheinflut über den Millionärsvillen am See, die Fabrikkontors, O'Neills blasses Gesicht mit den schwarzen Ringellocken, Varietébilder, Polizeihelme, tausend Straßentypen. Das sterbende Kind der Tänzerin, der Pfuscherdoktor, Mrs. Ostroems verweintes Herdgesicht.

Hugo Nordling schrieb. Die Pfeife ging aus; er legte sie weg. Mit leise knisterndem Laut brannte über seinem Haupt das Gas.

Als Hugo die letzten Worte geschrieben hatte, brach er in Tränen aus. Es kam ihm vor, als hätte aus dem weißen Papier herauf eine Stimme sie laut und deutlich ausgesprochen. Die noch feuchte Tinte glänzte schwarz auf dem weißen Blatt; ihm war, als starre er seine eigene Leichenrede an. Er warf die Feder weg und wollte die Blätter zerreißen. Aber von einer plötzlichen Müdigkeit überwältigt sanken seine Arme herab; er wäre am liebsten mit dem Kopf auf dem Tisch eingeschlafen. Aber er stand doch auf und taumelte ins Bett. Zu müde zum Auskleiden schlief er, quer übers Bett gesunken, ein, wie ein Toter. Über dem Tisch im Nebenzimmer brannte das Gas; manchmal flackerte die Flamme, als hauche ein Atem sie an.

Die innere Tür

Klopft es?

Hugo drehte sich um, schauerte in der Morgenkühle zusammen, und schlief wieder ein. Seine Atemzüge waren wieder ganz gleichmäßig.

Klopft es?

Schwer drehte er sich auf die andere Seite und sank tiefer in Schlaf. Er träumte einen seltsamen, wirren Traum. Er träumte, er wäre in Schweden, müßte aber wieder nach Amerika, und das quälte ihn. Aber in Amerika hatte er eine gute Stellung, und in Schweden keine. Nur er hatte kein Reisegeld; und das quälte ihn auch. Dann träumte er eine Art Fortsetzung dieses ersten

Traums: er war in Amerika, in New York, auf einem Platz, der eine Mischung vom Gustav Adolfs Platz in Stockholm und Battery Park mit der Broadway Mündung in New York war. Aber jetzt war er ohne Stelle im neuen Land; und hatte auch nichts Festes mehr im alten. Ein großes Boot sollte eben abgehen; es lag gerade dem Aquarium gegenüber; wenn er an Bord ging, war alles gut. Aber er hatte kein Geld. Dann träumte er, er wäre auf dem Schiff; aber er wußte nicht, ob es nach Amerika ging oder nach Schweden. Wenn es nach Schweden fuhr, so war das sehr schlimm, denn dort hatte er keine Stelle und kein Geld, während in Amerika Stelle und Gold warteten, sobald er dort war. Weiter träumte er, er wäre da, und würde Schweden nie wiedersehen, trotzdem ihn so sehr darnach verlangte und er im Traum immer zu sich selber sagte: es ist ja nur ein Traum. Und plötzlich befand er sich in einer engen Kajüte, eingeschlossen, und schlug verzweifelt gegen die Tür. Er hämmerte und hämmerte . . .

Klopft es?

Nordling öffnete die Augen, schloß sie aber sofort wieder. Ja, es klopfte — er lauschte — noch halb betäubt. Jetzt klopfte es ganz deutlich, dreimal, vorsichtig, tastend. Hugo richtete sich auf.

Im Nebenzimmer brannte die Gasflamme, an Größe, Form und Farbe einer Zitrone gleich. Vor den Fenstern, die keine Vorhänge bedeckten, stand nebelgrau das Morgendämmern. Der erste Zug der Nordhochbahn rasselte in gleicher Höhe mit dem Dach vorüber; die Scheiben klirrten leise; weiße Dampfwolken flogen umher gleich Vögeln. Es war kalt. Der eiserne Ofen gähnte schwarz und kalt, mit offener Tür. Der Hahn der Wasserleitung tropfte. Die Speisekammertür war bloß angelehnt; in der Ritze saß eine Maus.

Hugo starrte nach der Tür. Das Schloß drehte sich erst langsam nach links, dann nach rechts. Dann rüttelte man sachte, vorsichtig an der Tür. Pause. Darauf ein leise knisternder Laut — jemand schob einen Dietrich ins Schloß und begann nach allen Seiten hin zu versuchen . .

Im Nu war Nordling hellwach. Er zog die Schuhe aus und tappte in Socken hinaus. Er wünschte sich nur eins: seinen prächtigen belgischen Revolver. Aber der war ja schon längst ein verfallenes Pfand in irgend einem kleinen Laden mit einem dreikugeligen Schild. Am Ofen lehnte eine krumme, rußige Feuerzange. Er nahm sie und bog sie ein bißchen zurecht. Dann schlich er sachte hinter die Tür und duckte sich — in der rechten Hand die halb zum Schlag erhobene Zange. Einen Augenblick dachte er daran, das Gas auszulöschen; aber er überlegte: man könnte das durchs Schlüsselloch sehen. So stand er, atemlos, erwartungsvoll, sprungbereit.

Der falsche Schlüssel wurde hin und her gedreht. Es war ein ganz gewöhnliches Schloß, aber der Dietrich schien zu versagen. Wieder eine Pause; Nordling hörte, wie sein Herz hämmerte.

Jetzt schob sich ein schmales Eisen zwischen Tür und Rahmen. Und jetzt lösten sich die Schrauben des Schlosses. In wenigen Sekunden mußte das Schloß

nachgeben. Hugo wartete nicht länger. Er streckte die Hand aus, drehte rasch den Schlüssel um und riß die Tür auf. Sie ging nach innen. Ein kleiner Kerl taumelte herein und ließ dabei ein paar Dietriche und ein Brecheisen fallen. Dann richtete er sich auf, ohne einen Fluchtversuch zu machen. Im Gegenteil — er lachte. Es war der Zigeuner vom Abend vorher.

„Gut Freund!" sagte er, „guter Kamerad! Wollte guten Kameraden sehen! Warum du nicht öffnen, wenn gut Freund klopft?"

Als er die Zange in Hugos Hand erblickte, streckte er beide Arme aus und sagte schmeichelnd:

„Kommen von Ysaïl. Ja, haben viele gute Grüße von Ysaïl . ."

Hugo warf die Feuerzange weg und blickte seinen Besucher schweigend an. Er begriff nicht.

„Gut Freund! Guter Kamerad!" schwatzte der weiter.

Aber seine Augen flogen spähend durchs Zimmer. Sie irrten umher wie schwarze Insekten, die Beute suchen.

„Was willst du?" rief Hugo plötzlich barsch und rückte dem kleinen schwarzen Kerl eng auf den Leib.

Der lachte, all seine weißen Zähne zeigend. Mit den Münzen an seinem Rock spielend sagte er:

„Du jetzt zu Ysaïl kommen. Ich gestern auf der Straße nicht sicher sein, ob du warst. Den ganzen halben Tag dich verfolgt gestern. Jawohl! Von der Eisenbahn nach Clarkstreet. In der Elektrischen. Abspringen — dir folgen. Aber du mich erschrecken, glaubte, du willst mich töten. Ja. Und jetzt du nicht öffnen. Ich denken: er denkt, Polizei kommt und nimmt ihn. So ich versuchen die Tür öffnen, wie du . . . ."

Der Zigeuner lachte leise, verständnisinnig.

„Wie du!" wiederholte er.

„Zu Ysaïl soll ich kommen?" fragte Hugo, die Worte des Mannes, die er nur zur Hälfte verstand, nicht beachtend.

„Ja, ja, gleich! Ich mitgehen und zeigen. Du was Schönes mitnehmen, ein Geschenk für Ysaïl, kleine Gabe. Hast du nicht?"

„Nicht jetzt. Aber bald."

„Ah, Du bald großes Geschenk machen?"

„Ja! Ganz bald. Bald hab ich schöne Stellung, gute Arbeit — du verstehst?"

Ganz unwillkürlich sprach Nordling dasselbe unvollkommene, abgerissene Englisch wie der Zigeuner. Sogar seinen starken Akzent machte er nach.

Der Zigeuner lachte und klatschte in die Hände. Er nickte mit dem Kopf; seine Augen funkelten.

„Ja, ja, du sein tüchtiger Junge! Ysaïl erzählen. Gut Freund, gut Kamerad! Wir dich schützen vor Polizei. Ja, wir täuschen gut Polizei. Du noch nicht wissen . . . ."

Nordling sah sich um. Er mußte die Wohnung ja auf jeden Fall verlassen,

der Deutsche wollte gleich morgens einziehen, noch eh er ins Geschäft ging. Er überlegte, ob es ratsam wäre, mit diesem Gauner zu gehen, der ihn für einen Dieb und Einbrecher zu halten schien. Er sah die Papierbogen auf dem Tisch und mußte lachen. — Ein Dieb, nun ja, wer weiß? dachte er. Vielleicht werd ich schließlich ein ganz gewöhnlicher Chicagogauner. Man hat mich ja schon einmal für einen „Kollegen" gehalten.

Er zerknitterte das Papier, das er am Abend zuvor beschrieben hatte und warf es in den Ofen. Niemand sollte es lesen.

„Stark! Du sehr groß und stark sein!" grinste der Zigeuner. „Ysail lieben große, starke Jungen. Und du sein blond. Ysail lieben blonde Jungen von Rußland . . . ."

Hugo zog seine Stiefel an und nahm seinen Hut. Er wischte sich rasch mit einem nassen Handtuch das Gesicht, voll Eifer, sobald als möglich sich auf den Weg zu machen. Der Zigeuner suchte seine Dietriche wieder zusammen und sie gingen. Hugo schloß die Tür und legte den Schlüssel auf das Paneel. Die Spuren, die das Stemmeisen hinterlassen hatte, waren in dem dämmrigen Vorzimmer nicht zu sehen.

Sie warteten eine Weile im Nebel, bis der durchgehende Kabelzug anlangte. Ganz vorn, hinter dem Führer, stellten sie sich auf; der Zigeuner rollte sich eine Zigarette und bezahlte auf Hugos Ersuchen den Schaffner.

„Ein andermal kriegst du dafür das Doppelte!" sagte Hugo.

Der Zigeuner lächelte bloß.

Während der ganzen Fahrt zur Stadt saß Hugo still da. Alles kam ihm so fremd und unwirklich vor. Als sie aus dem Tunnel kamen, dachte er einen Augenblick daran, einfach abzuspringen. Aber dann kam die Frage: Und dann? Was mach' ich dann? Besser, ich geh mit auf gut Glück und seh, was draus wird.

Und er stellte sich Ysail in ihrer schönen, wollüstigen Kleidung im Innern des Purpurzimmers vor.

An der Ecke, wo die große Schienenschleife war, bestiegen sie einen andern Wagen und fuhren in den Tunnel der Westseite hinab. Hugo versuchte, sich den Weg zu merken. Lange Zeit fuhren sie Milwaukee Avenue hinauf, die Hauptpulsader des westlichen Stadtteils. Aber dann bogen sie in Nebenstraßen ein, deren schwierige Namen er vergeblich in der Eile von den Schildern der Ecklaternen abzulesen versuchte. Sangamonstreet glaubte er einmal zu entziffern. West Madison ein andermal. Schließlich stiegen sie aus und gingen zu Fuß immer weiter nach Westen. Schon sah man in der Ferne die Prärie. Nach ein paar Wegbiegungen an Baracken und Abbruchplätzen vorüber standen sie vor Ysails Haus. Hugo erkannte den zerfallenen Zaun.

„Geh hinauf!" flüsterte der Zigeuner. „Ich wieder gehen. Ysail warten."

Und er entfernte sich hastig und verschwand hinter einem Schuppen, aus dessen Bretterritzen altes Stroh herausstand.

Hugo zauderte. Die staubigen Fenster des Erdgeschosses schauten ihn schläfrig, wie ungewaschene, schmutzige Augen an, über denen ungekämmtes, strähniges Haar hing. Die Scheiben, da und dort zerbrochen, zeigten keine Gardinen; man sah mitten in die leeren Räume hinein mit ihren zerrissenen Tapeten, die, voller Stockflecken, in Fetzen herabhingen. Moos und Stroh wehte im Wind um die Fensterrahmen.

Als sein Blick zum oberen Stockwerk hinaufwanderte, sah er am Fenster über der Tür Ysails schönes Gesicht. Die großen, glänzenden, von schweren, schwarzen, mit Glasperlen durchflochtenen Zöpfen eingerahmten Augen blickten unter gesenkten Lidern lächelnd auf ihn hinab. Hinter den leicht geöffneten dunkeln Lippen schimmerten die Reihen der kleinen scharfen Zähne weiß wie die eines Raubtiers.

Ohne weiteres Besinnen öffnete Nordling die Tür und trat ein. Sie schlug schwer hinter ihm zu; das Haus zitterte, verrostete Riegel klirrten. Die Korridortüren sprangen vom Luftzug halb auf und man sah die nackten Zimmer mit ihren aufgerissenen Fußböden, abbröckelnden Decken und der kalkerfüllten Atmosphäre. Die Treppe knarrte unter seinem Fuß; oben aber stand Ysail, hell beleuchtet, und streckte die lichtumflossenen, nackten runden Bronzearme nach ihm aus.

„Du kommen! So gut! Und du haben schönes Geschenk für Ysail — nicht?"

Sie ließ sich von Hugo küssen. Mit geschlossenen Augen erwiderte sie sogar seine Küsse, aber schließlich biß sie in einem Vogelhackkuß zu, machte sich los aus seinen Armen und eilte ins Zimmer.

„Hu, kalt! Komm, du was Gutes kriegen!"

Hugo trat ein und schloß die Tür. Das große Zimmer bot im grauen Morgenlicht ein unfreundliches Bild. Die Schaukelstühle waren staubig, mit fettigen und tabaksbraunen Fingerabdrücken auf der polierten Oberfläche. Der Fußboden war schwarz vor Schmutz, das Tischtuch bestand aus Zeitungspapier, auf dem große Ölflecke von der schlecht gefüllten Lampe mit ihrem zersprungenen Glas Seen bildeten. An den Fenstern lagen tote Fliegen; es sah aus wie Haufen von Korinthen. Aber aus dem Spalt der Tür im Hintergrund leuchtete wie das letztemal zwischen den Doppelflügeln das innere Zimmer in Purpur und Gold.

Und jetzt ging die Zigeunerin auf die Tür zu, schob mit der einen Hand einen Flügel zurück und forderte Hugo mit einer anmutigen Armbewegung auf, einzutreten.

Nordling machte ein paar Schritte.

Es war ein ganz kleines, fensterloses Gemach. Decke und Wände waren mit Draperien in orientalischen Mustern behängt, in den vier Ecken hingen sie schräg, so daß das Zimmer gewissermaßen achteckig war wie der niedere Rauchtisch, der in der Mitte stand. Auf dem Fußboden lagen mehrere Teppiche, einer über dem andern, Smyrnateppiche und orientalische, ob echt oder imitiert war nicht zu erkennen. Ein niederer Diwan lief um den ganzen Raum, an den Draperien

hingen Zithern, mit Elfenbein eingelegte Gitarren und Dolche, Krummsäbel, Halsketten aus Münzen, falschen Steinen und großen Glasperlen. Von der Decke hing an Ketten eine große, schalenförmige Lampe oder richtiger Glocke herab, die mit Draht und Schmiedearbeit verziert und mit großen, facettierten, verschieden gefärbten Glasstücken besetzt war. Der Schein dieser Lampe auf den meist roten Gardinen und den gelben Decken des Diwans verlieh dem Gemach den Purpur- und Goldschimmer, der Hugos Neugier erregt hatte. Ein paar große Schalen aus gelbem, gehämmerten Metall standen, mit Konfekt und Zigaretten gefüllt, auf dem Tisch.

Ysaïl schob die Tür zu und zog die Draperie darüber. Dann sank sie auf den Diwan und bedeutete Hugo, sich auf die andere Seite des Tisches zu setzen. Er wollte näher zu ihr hinrücken, aber sie zog die feinen schwarzen Augenbrauen zusammen.

„Nein, muß gehorchen, sonst nicht bei Ysaïl sein dürfen. Sag, daß Ysaïl schön wohnt?"

Hugo setzte sich.

„Freilich wohnst du schön. Ich hab noch nie etwas so Schönes gesehen. Ich hab dich gesucht, aber nicht gefunden. Warum bist du vom Trocadero fort?"

„Müde. Wir sprechen andere Dinge, nicht nach Ysaïl fragen. Willst du Kaffee oder Sorbet?"

„Sorbet? Nein, danke, lieber Kaffee."

„Ja. Rauch Zigaretten. Sei gut! Ysaïl bald wieder kommen."

Sie stand auf und Hugo sah, daß ihre nackten kleinen braunen Füße in einem Paar Miniaturpantoffeln aus rotem Leder mit kurzen Goldfransen um die Ränder steckten. Der kurze Rock, der nur bis über die Knie reichte, war mit Flitter bestickt; aber die meisten Flitterchen waren abgefallen und bloß die Goldfäden glänzten noch auf dem Stoff. Das Leibchen glich einer offenen, runden Jacke von schwarzem Sammet; darunter schlang sich ein roter Gürtel um die geschmeidige Taille. Das Haar hing ihr in vier dicken Flechten um den Kopf; der einzige Schmuck war ein Band von Glasperlen. Als sie im Tageslicht des äußeren Zimmers verschwand, sah ihr Anzug verschabt und staubig aus wie ein altes Kostüm aus einer Theatergarderobe.

Das kleine, heimliche Vogelnest in dieser Baracke dicht an der Prärie war dafür um so verführerischer. Kein unbarmherziges Herbstlicht störte die Farbenpracht, der gedämpfte Schein der schimmernden Hängelampe vergoldete Teppiche und Wandbehänge.

Nordling steckte sich eine Zigarette an; sie duftete wie ein mystisches morgenländisches Parfüm und die schmale, sich kräuselnde Rauchspirale stieg hellblau und grade zur Decke auf gleich dem Opferrauch aus den Silberschalen einer Moschee im Zeichen des Halbmonds oder aus den Schlangenbechern auf dem Altar einer lianenumrankten Rhaddapagode.

Jetzt kam Ysaïl mit zwei kleinen blauen Porzellandosen und zwei schlanken

Bechern in Tulaarbeit zurück. Sie begann auf arabische Art den Kaffee zuzubereiten, zündete eine kleine Spirituslampe an und servierte schließlich den dicken, breiigen Trank in den zwei kleinen Bechern. Die heiße, schwarze Flüssigkeit war stark und gut. Hugo hatte noch nie so guten Kaffee gekostet. Er hätte es gern gesehen, wenn Ysaïl ihm etwas Brot dazu angeboten hätte, denn sein Magen begann vor Hunger zu schmerzen; aber er mochte nichts sagen. Nach einer kleinen Weile verging das Hungergefühl, betäubt von dem starken Kaffee. Er fühlte sich bei einer Zigarette ganz satt. Ysaïl lag auf dem Teppich auf dem Rücken und lehnte den Kopf gegen den Diwan. Sie rauchte langsam, die Augen, wie gewöhnlich, fast geschlossen, so daß die schwarzen Fransen einen vollen Tuschestrich bildeten; die Flechten ringelten sich wie schwarze Schlangen auf beiden Seiten um die Rundung des unbedeckten Halses.

Nordling fühlte eine träge Betäubung über sich kommen. Durch den Rauch betrachtete er Ysaïl; er hätte sie gern neben sich gehabt, wagte aber nichts zu sagen. Er selber mochte auch nicht aufstehen, ihm war, als könne er in alle Ewigkeit so liegen und nur immer das rätselvolle, von der Zauberlampe bestrahlte Gesicht der Zigeunerin ansehen. Schon schlossen sich seine Augen, der Zigarettenstummel war ihm aus den Fingern gerollt und sein Kopf sank tiefer zurück; da hörte er Ysaïls verschleierte Stimme:

„Warum hat Russenjunge kein schönes Geschenk? Warum du nichts tun? Kein Glück jetzt?"

„Ysaïl," sagte Nordling, plötzlich wach, „was glaubst du, daß ich tue?"

Sie lachte ihr leises, perlendes Lachen.

„Ysaïl wohl wissen, wohl verstehen. Ysaïl nicht dumm."

„Hör zu: ich tu nichts. Ich habe keine Arbeit, aber bald kommt sie. Und dann werd ich ein großer Mann, ein feiner Herr — verstehst du? — und verdiene viel Geld. Dann miete ich eine schöne Wohnung im Osten, drunten am See, und du mußt kommen und mich besuchen. Ich kauf dir einen schönen Ring mit einem richtigen Brillanten, und ein neues Kleid sollst du haben von einem französischen Schneider, und einen großen Hut, und dann gehst du mit mir ins Theater. Und wir essen in französischen Restaurants und im Bismarck und bei Henrici und bei Tonsetti. Und —"

Sie unterbrach ihn.

„Was für Arbeit? Was für Arbeit du meinen?"

„Ich weiß nicht, ob du verstehst — ich bin Ingenieur — aber ich denke über eine Erfindung nach, die mich reich machen soll — es handelt sich um Maschinen — aber du kannst das nicht begreifen, es nützt nichts, daß ich dir's erkläre . . ."

„Was für Erfindung?"

„Ach, eine Maschine zum Getreideladen, verstehst du? Mais und Gerste und Roggen und Weizen, die in großen Booten kommen und dann ausgeschifft und in die großen Magazine gebracht werden, mit den großen Elevatoren, weißt du, die drunten am Fluß stehen."

Sie nickte eifrig; aber ihr Gesicht hatte plötzlich einen düstern, mißvergnügten Ausdruck. Sie richtete sich auf und sah ihm voll ins Gesicht.

„Sag," sagte sie langsam, „wann machst du deine Erfindung — wann hast du das Geld, das viele Geld für deine Erfindung?"

„O, das kann bald geschehen, wart mal, nächstesmal, wenn ich wiederkomme, hab ich Geld. Und dann bring ich dir gewiß, ganz gewiß alles mit, was ich verdiene . . . ."

Er meinte, was er sagte. Er war im Innern ganz gerührt bei dem Gedanken, wie dies fremde, halbwilde Mädchen sich eines unbekannten Straßennachtvogels angenommen hatte. Das würde er ihr nie vergessen; und sein erster Wochenlohn sollte für ein kleines, sei's auch noch so geringes Andenken für Ysail draufgehen.

Aber das Gesicht der Zigeunerin war ein Rätsel. Mehr als je glich es einer schönen, in Bronze gegossenen Maske. Die schwarzen Bogen der Brauen hatten etwas Drohendes in ihrer zur Nasenwurzel gezogenen Wölbung; die schweren, sozusagen erstarrten Lider ließen die Emaille des Auges rot unter den tief gesenkten Vorhängen glimmen; die Mundwinkel hatten etwas Höhnisches. Die niedere Stirn, über der sich die blauschwarzen Schlangenflechten des Haars teilten, um sich über die Augenbrauen zu biegen und die Ohren völlig zu verdecken, barg dunkle Kleopatragedanken. Der fest zusammengepreßte Strich des Munds war blaurot, unbeweglich, grausam.

„Hör du," sagte sie, „ich verstehen nicht so viel, aber — aber bis jetzt ich glauben, du sein einer wie die unsern. Du selber sagen, als wir uns das erstemal sahen. Warum? Nun, Ysail nicht wissen — Ysail dich trotzdem gern haben. Wenn du versprechen, daß du bald wiederkommen mit schönem Geschenk und viel Geld — Ysail dich immer gern haben, immer lieben!"

Ihr Gesicht wechselte. Es war jetzt voll lieblicher Bewegung, die Augen schimmerten, der Mund lockte, honigweich strömte die Stimme und die runden Arme schlangen sich leidenschaftlich um die Diwandecken. Sie rollte sie zu Kissen zusammen, sie preßte sie an die Brust, während sie dabei mit den spitzen weißen Zähnen an den Fransen nagte und ihre bernsteinglimmernden Augen durch den Schleiervorhang des Haars zu Hugo aufblickten.

Er tastete nach ihrem Körper, aber sie entzog sich ihm, erhob sich mit einem Sprung und stand, den Finger auf den Mund gepreßt, plötzlich aufrecht an der Draperie des Eingangs.

„Still — wart — rauch Zigarette — Ysail gleich wieder da!"

Und eh Hugo auf den Füßen stand, war sie hinaus. Er hörte nur das Rauschen der Vorhänge, dann das Zuschieben der beiden Türflügel. Schließlich glaubte er zu hören, wie ein Schlüssel umgedreht wurde. Als er nach der Tür hinter dem Purpurstoff tastete, merkte er auch, daß sie geschlossen und daß er augenblicklich ein Gefangener, in Ysails achteckigem Zimmer Eingeschlossener, war.

Aber das bißchen Unruhe, das er dabei empfand, verschwand sogleich im Gedanken, wie schön Ysaïl eben gewesen war. Er legte sich ausgestreckt, lang, auf den Platz der Zigeunerin auf den Diwan, der noch die Wärme ihres Nackens, den seltsamen Duft ihres Haares ausströmte, und steckte sich eine Zigarette an.

Und wieder wollte schon ein Dämmern seine Sinne in Fesseln schlagen — da klangen flüsternde Stimmen an sein Ohr. So schwach war der Klang, daß er erst zu träumen glaubte; aber jetzt erklang eine männliche Stimme, die er zu kennen vermeinte; Nordling setzte sich auf. Er lauschte angespannt. — Wirklich — drei — wenn nicht gar vier Stimmen mischten sich zu einem leisen, eifrigen Gespräch in seiner unmittelbaren Nähe. Und eine der Stimmen hatte unverkennbar den musikalischen Klang von Ysaïls Organ. Deutlich hörte er die gurgelnden Vokale, die wie Quellenplätschern klangen, die zischenden Konsonanten, die wie Binsenrauschen tönten und wie Windesschmeicheln . . .

Aber die Sprechenden befanden sich nicht im Außenzimmer. Der Klang kam von der entgegengesetzten Seite — es mußte hinter dem Purpurzimmer noch ein Raum sein . . .

Vorsichtig stand Nordling auf. Er tastete sachte an den Draperien der Hinterwand. Die erste war ein roter Teppich mit schmalem, blau und grünem Einschlag in Form von Triangeln und Ovalen; darunter hing ein Seidenschal mit breiter, lichtgelber Bordüre. Der lief auf Ringen, die wohl mit Stoff bezogen sein mußten; denn sie klapperten nicht. Er fand eine Schnur; und als er vorsichtig daran zog, ging der Vorhang lautlos zur Seite und enthüllte eine kleine, schwarze Tür. Und jetzt wurden die Stimmen deutlich. Hugo horchte.

Nicht ein Wort verstand er. Sie redeten in einer fremden Sprache. Allem nach waren sie plötzlich ganz einig; sie schienen alle auf einmal dasselbe Wort zu wiederholen; dann trennten sie sich. Das Wort klang wie eine Wiederholung ein und desselben Jargons — — —

Er verstand überhaupt kein Wort. Sie redeten in fremden Zungen. Allem nach waren sie auf einmal ganz einig — — sie schienen dieselben Worte zu wiederholen — dann trennten sie sich — —. Die Worte klangen wie eine Wiederholung der Buchstaben his — his — — — —

Hugo zog eilig die Gardine vor und brachte den Teppich in Ordnung. Dann legte er sich wieder auf den Diwan und fuhr fort zu rauchen. Die Entdeckung, daß noch eine innerste Tür da war, überraschte ihn allerdings — aber was hatte er zu fürchten? Diese Leute, von denen er ja nicht wußte, woher sie kamen, ob sie Zigeuner waren oder sonst etwas — hatten ja selbstverständlich ihre eignen, fremden Sitten. Und er selber — er war ja doch wahrhaftig zu arm — zu unbedeutend, noch wenigstens, — als daß er — um gleich ans schlimmste zu denken — zum Opfer einer Plünderung ausersehen sein konnte. Jedenfalls aber wollte er Ysaïl mit ein paar Fragen auf den Leib rücken.

Das Schloß knirschte. In der nächsten Sekunde war das Mädchen wieder da. Sie setzte sich ruhig auf ihren früheren Platz, grade über Hugos Kopf, und

nahm ein paar überzuckerte Datteln aus der Schale. Auch Nordling streckte die Hand nach den Süßigkeiten aus und erwischte ein kleines, ovales Ding, das aussah wie eine rosenrote Mandel. Er kostete; es war so widerlich süß und schwül parfümiert, daß er es hastig im Taschentuch verbarg. Dann setzte er sich auf.

„Sag mal, Ysaïl," sagte er unvermittelt, „wo sind denn die andern Mädchen, Consuelo und wie sie alle hießen, die hier wohnen sollen — wohnen sie vielleicht hinter der kleinen schwarzen Tür dort unter dem roten Teppich?"

Er deutete nach dem Hintergrund.

Die Zigeunerin zeigte keine Überraschung. Sie lachte und nickte heiter.

„Warum du nach andern Mädchen fragen, wenn du Ysaïl haben?" sagte sie bloß.

Hugo beharrte:

„Aber die Tür dort?"

Sie zuckte die Achseln und zog verdrossen die Mundwinkel herunter.

„Auch Ysaïls Zimmer. Ich dort drinnen schlafen, aber du nie hinein dürfen, wenn du immer nach andern fragen . . ."

Sie zog die Beine auf den Diwan, steckte sich eine Zigarette an und fügte hinzu:

„Sind keine andern Mädchen da — bloß Ysaïl. Ich das nur sagen um dich zu necken."

„Und woher kommst du — bist du Zigeunerin — und was sind die andern — wer ist der, der mich geholt hat — was wollte er von mir? Erzähl, Ysaïl!"

„O so viele Fragen! Ich dich gern haben, du sein starker und blonder Junge von Rußland und du Ysaïl gefallen — nicht genug? Warum so viel fragen — warum immer wollen wissen? Ah — man soll nie fragen — immer sein besser für die Leute, wenn nicht alles wissen! Wenn ich schönes Halsband kriegen, Ysaïl nicht so dumm und fragen: woher kommen schönes Halsband — wer machen schönes Halsband — erzähl vom schönen Halsband! Ysaïl schweigen und das Geschenk nehmen und sehr froh sein und sehr, sehr dankbar! Man soll nicht fragen — nicht wissen . . . ."

Sie redete mit einer unbeschreiblich lustigen, einschmeichelnden Miene, sperrte bei gewissen Wendungen ihre großen, schönen Augen weit auf und grimassierte mit dem Mund, als machten die schmalen Lippen Pirouetten.

Nordling betrachtete sie ganz hingerissen. Sie fuhr fort:

„Du gleichen einem großen Jungen in Rußland."

„So — dort bist du gewesen? Du kommst von Rußland?"

„Ah, diese dummen Fragen! Ysaïl nicht wissen. Soll ich singen und spielen für dich?"

So gern Hugo dem seltsamen Mädchen zugehört hätte, so glaubte er sich doch diesmal der Lösung des Rätsels zu nahe, als daß er sein Fragen so ohne weiteres aufgegeben hätte. Darum blieb er dabei:

„Nein, nein — nicht jetzt — später. Wenn du mir von dir erzählst, so versprech ich dir, ich komme nicht eher wieder her, als bis ich dir viele Sachen mitbringen kann und viel Geld habe . . . ."

Ysaïl lachte. Es war ein leises Lachen mit einem Unterklang von Bitterkeit. Und im Blick ihrer Augen lag eine Nuance von Verachtung. Sie ließ den Kopf zurücksinken und kreuzte die kleinen Füße, wobei ihr die roten Pantoffeln abfielen. Dann steckte sie sich eine frische Zigarette an und sagte zwischen dem Rauchausstoßen:

„Also, ich wollen erzählen. Und was ich erzählen, soll heißen: Ysaïl nicht wissen."

Sie schmiegte sich auf die Seite, ihm zu, zog die Füße unter ihr Flitterröckchen, und sprach, auf den Ellbogen gestützt, die Hand tief in den schwarzen Flechten vergraben, der Blick weit in die Ferne schauend:

„Großer Platz an einem schönen Hafen mit blauem, blauem, blauem Wasser. Viele Schiffe mit gelben Segeln, mit blauen Segeln, mit roten Segeln, mit roten und blauen und gelben Segeln. Und auf dem Platz weiße Zelte über langen Tischen, wo alle kaufen und verkaufen. Viele schöne Sachen, o so schön! Tücher und Teppiche und Krüge und Halsbänder und Waffen und Mädchen. Ja, Mädchen. Schöne, junge, nackte Mädchen. Und Ysaïl damals ein kleines Kind. Und jemand Ysaïl kaufen . . .

Aber wie er heißen, und wie die Stadt heißen und wie das Land der Stadt heißen — Ysaïl nicht wissen.

Ysaïl mit Pferd fahren, Ysaïl mit Schiff fahren, Ysaïl wohnen in großem, schönem Haus, ganz weiß, mit vielen hohen, schlanken, weißen Türmen. Ein schöner Kanal fließen vorbei und spiegeln alle weißen, hohen Türme. Ysaïl in Gärten spielen, die auf dem Dach wachsen und sehen viele schöne Mädchen tanzen. Ein alter Mann Wasserpfeife rauchen, wenn der Mond aufgegangen ist und der Kanal so schwarz unter dem schönen, weißen Haus. Viele Diener schenken Sorbet und wehen mit großen Blättern, und manche spielen und singen Märchen . .

Dort wachsen Ysaïl auf, heißen Ysaïl — aber woher Ysaïl kommen, wie Ysaïl früher heißen — Ysaïl nicht wissen.

Und nachher — ach — Ysaïl nicht sagen können. Wandern im Wald, über die Steppe, über die Berge. Ysaïl tanzen auf dem Markt in großen Städten, tanzen im Wald beim Feuer, das in der Nacht brennt. Ysaïl schönen Knaben treffen mit langen, gelben Locken. Ysaïl ihn lieben, sehr, und er mit Ysaïl tanzen. Aber der schöne, blonde Knabe gehen eines Nachts von Ysaïl, und Ysaïl allein mit armen Männern, die durch den Wald wandern, über die Steppe, über die Berge. Dann Ysaïl auf dem größten Schiff weit fort fahren — hierher fahren. Und dich sehen. Ysaïl denken an den ersten Knaben, dich lieb haben . . . . . Ysaïl tanzen im Trocadero, ist müde, liegt einsam hier und raucht Zigarette . . . . Ysaïl oft Heimweh haben. Aber nach was Ysaïl Heimweh haben — Ysaïl nicht wissen.

Du sagen, daß du eines Tages Ysaïl schönes Geschenk gibst. Ysaïl sich sehr freuen. Du werden vielleicht bald großer Mann, reicher Mann, und bald vergessen Ysaïl. Sie auf dem Schiff fahren, auf Wagen, in viele fremde Länder. Und tanzen und singen und viele schöne Jungen treffen und viele schöne Geschenke kriegen. Aber einmal fahren nach der größten Stadt eines großen Landes und immer dort bleiben . . .

Aber wann das sein wird und wie die Stadt heißen, wohin Ysaïl einmal geht — Ysaïl nicht wissen."

Sie verstummte und legte sich auf den Rücken, indem sie die Augen schloß. Hingerissen hatte Nordling ihr zugehört. Ihm war, als hätte er noch nie etwas so naiv schönes gehört; all sein Mißtrauen verflog. Die Erinnerung an ihren Gesang in Woßlicks Keller stieg in ihm auf und indem er sich erhob und zu der Zigeunerin hinging, fragte er:

„Sag, Ysaïl, erzählst du das, wenn du zu der kleinen Gitarre singst?"

Ysaïl öffnete die Augen und flüsterte mit dunklem, berauschtem Blick:

„Ja — ich das singen — in meiner Sprache."

„Und deine Sprache — was ist deine Sprache?"

Er kniete vor dem Diwan nieder und griff in ihre schweren Flechten.

Aber sie lächelte nur und schüttelte den Kopf.

„Ysaïl nicht wissen", sagte sie.

Dann dehnte sie wollüstig ihren Schlangenleib, legte die Arme unter den Nacken und schloß die Augen.

Eine Stunde später ging Hugo Nordling seines Wegs. Im Vorzimmer stand sein Wegweiser, der Mann mit den Münzen an der Jacke.

Er lächelte — ein unheimliches Lächeln. Hugo hatte dies Lächeln, das einem Raubtiergrinsen, einem Wolfsgrinsen glich, zuvor nie gesehen.

„Komm," sagte er, „ich dich zur Elektrischen bringen. Ich wissen, daß du jetzt grade kein Geld haben. Du nehmen. Und dann uns helfen." Und er reichte dem erstaunten Schweden einen Zehndollarschein, zusammengefaltet, abgegriffen, zerknüllt und entsetzlich schmutzig. Not kennt kein Gebot. Hugo steckte die Note ein. Er brachte es nicht über sich, zu danken, sondern murmelte bloß:

„Warte nur — warte — du sollst alles wieder bekommen!"

Vor dem Haus war es naßkalter Herbst. Fern über den Baracken des Viertels erhoben sich im Dunst die Wolkenkratzer der Geschäftsstadt wie riesige, unförmliche, durch gewaltige Wälle verbundene Festungstürme. Die Kirchturmspitzen bargen sich in den tiefen Wolken; und je weiter die zwei Männer gingen, desto schwerer wurde der Nebel. In jeder Wegmündung lauerte er, dichter und dichter; als sie eine Hauptstraße erreichten, in deren Mitte die Doppelspur der Elektrischen lief, waren schon die Laternen angezündet.

„Du bald wiederkommen", das war das letzte, was Hugo aus einem röt-

lichen Dunst heraus hörte, während er sich auf eine schwankende Plattform schwang.

Ihm war, als fahre er durch ein Märchenland. In seinem Hirn waren bloß zwei Gedanken: Ysail — Geld — — Geld — Ysail.

Aber noch etwas anderes regte sich in den wirbelnden Gedanken. Was es war, das konnte er sich nicht klarmachen. Ab und zu schien es feste Form anzunehmen und zu einem gedämpften Flüstern zu werden — einer einförmigen Melodie, im Takt mit dem monotonen Geraffel des Wagens, der über die Schienenstränge hinsauste. Gleich darauf löste es sich auf wie der Zigarettenrauch unter der Metalllampe in Ysails Zimmer; und dann ward es etwas Beunruhigendes, Drohendes, etwas, das gleich einem Unbekannten, Versteckten hinter einer geheimnisvollen, geschlossenen, schwarzen Tür wartete.

Und die Elektrische rollte weiter auf ihrer Fahrt durch die meilenlangen Straßen.

Arbeit

Mit bebenden Fingern riß Hugo den einfachen, weißen, länglichen Umschlag auf, dessen Firmastempel in der linken Ecke in bescheidenen und doch selbstbewußten kleinen Buchstaben nur zwei Namen wies: Frazer & Chalmer. Die karminrote Zweicentmarke mit Washingtons Bild trug den Stempel Chicago mit dem Datum des Empfangstages. Die mit der Maschine geschriebene Adresse war beinah korrekt, nur der Schlußbuchstabe g im Namen Nordling fehlte.

Das Memorandablatt war zur Hälfte übersät mit Medaillen, die eine Ansicht der gewaltigen Fabriken der Firma umkränzten. In Rotdruck war außerdem der letzte Artikel der Firma angekündigt, eine neuerfundene Kuppelschraube, die in fettem Druck auf Goldgrund abgebildet war. Zum Schluß folgten in einer langen Spalte die Namen sämtlicher Teilhaber des großen Kompaniegeschäfts.

Der Brief selber war mit der Maschine geschrieben und lautete:

Mr. H. Nordlin, City.

Please call at once at our office as above in regard to matter previously mentioned. Ask for mr. Hall.

Yours truly
Frazer & Chalmer,
pr. K.

Immer wieder las der Schwede dies kurze Schreiben, das für ihn den Schlüssel zur Zukunft enthielt. Er verschlang jedes Wort, er prägte sich jeden Buchstaben ein, jedes Satzeichen, das Format des Papiers, den Druck, alle Einzelheiten, das Wasserzeichen, bis auf die leichten Flecken, die die tiefblaue Farbe der Schreibmaschine nach dem Kopieren hinterlassen hatte. Er lernte die Namen der vorsitzenden Direktionsmitglieder auf der Liste, sein Gehirn photographierte zur ewigen Erinnerung das ganze Aussehen des Blattes bis ins

kleinste Detail, Umschlag, Freimarke, die von seinem fieberhaften Aufreißen des Kuverts zerfetzten Kanten. Und mit einem Lächeln, das zu einer Maske zu erstarren schien, saß Hugo Nordling auf einem Küchenstuhl unten bei Frau Ostroem, starrte lang vor sich hin, hielt den offenen Brief vor sich ausgestreckt und wußte nicht, sollte er lachen oder weinen.

So hatte sich endlich das Glück gewendet, und der große Zufall war gekommen! Seine Phantasie verlor sich ins Unendliche, im Takt mit dem hämmernden Herzen; ihm war, als höre er das Klirren rollenden Goldes durch das Ächzen der Schwungräder riesiger Fabriken. Aber ebenso rasch wich die Glückseligkeit einer Angst, die ihm die Kehle zuschnürte. Er sagte sich, das Ganze sei doch bloß eine Chimäre, der schwanke Grund für ein Kartenhaus. Vor morgen früh konnte er nicht hingehen, da er ja den Brief erst jetzt, am Abend erhalten hatte; und dann war es vielleicht schon zu spät. Oder auch wollten sie bloß irgend etwas fragen — in der kurzen, gemessenen Mitteilung stand ja kein Wort von Arbeit. Aber — „matter, previously mentioned" — das konnte doch nur eins bedeuten: die früher besprochene Frage — Arbeit! Und aufs neue sang und jubelte es in Hirn und Pulsen.

Endlich stand er auf. Noch ließ das Schwindelgefühl, das sich seiner bemächtigt hatte, nicht nach, und in einem leichten Rausch harrenden, wartenden Erfolgs sprang er die Treppen hinauf. Die Präsidentenwahl war längst entschieden, die Republikaner hatten aufs neue gesiegt, der frühere Präsident war wiedergewählt, und alles prophezeite dem Land eine glänzende Geschäftszukunft. Ganz gewiß, murmelte Hugo, wird etwas daraus! Für diesmal ist die Hölle überstanden; jetzt gilt's, das irdische Himmelreich aufzubauen, das Himmelreich, dessen Wände aus Silber und Banknoten bestehen!

Er begegnete dem vornehmsten der Pensionäre, dem Amerikaner Mr. Harden, der eben aus dem Badezimmer des dritten Stocks trat. Sie stießen fast zusammen. Hugo trat einen Schritt zurück, indem es ihm dabei in seinem ungezwungensten Englisch, wie ein Wasserfall über die Lippen strömte:

„Excuse me — bin sehr eilig — gute Nachricht! Habe eben eine äußerst vorteilhafte Anstellung erhalten . . ."

Des Amerikaners Gesicht wurde freundlich.

„So. Freu mich, das zu hören. Welche Branche?"

„Ingenieur."

„Sehr gut. Aber welche Firma?"

Langsam, jede Silbe betonend, sagte Hugo:

„Frazer & Chalmer."

Mr. Harden war erstaunt und wurde plötzlich bedeutungsvoll ernst. Er hob die Augenbrauen, richtete den Blick fest auf den Schweden und streckte die Hand aus:

„Gratuliere, junger Mann, gratuliere von ganzem Herzen. Sie sind ein Sohn von John Ericsson — von hm — John Ericssons Land, meine ich. Und solche

sind uns stets willkommen — sie machen Amerika Ehre. Sie helfen — wie Ericsson — unsern ehrenreichen Adler verteidigen — und das Sternenbanner wird — wird — das Sternenbanner wird immer über ihren Häuptern schweben. Kommen Sie mit und nehmen Sie einen Cocktail?"

Mr. Harden hatte mit vor Bewegung und tiefem Sinn zitternder Stimme gesprochen, Hugo glaubte sogar Tränen in seinen eisenbraunen Augen glänzen zu sehen. Er wurde selbst ganz gerührt. Allerdings war ihm, als habe er vor gar nicht langer Zeit ungefähr dieselben billigen Phrasen in einem andern, unangenehmen Zusammenhang vernommen; aber was tat das? Er hatte ja Arbeit! Er drückte Harden fest die Hand und erwiderte:

„Danke, Mr. Harden! Ich schätze solche Worte höher, als wenn sie von einem Landsmann kämen — die — die sind ja doch bloß neidisch."

Er wußte selber nicht, weshalb er diese unfreundliche Charakteristik von sich gab — irgend eine innere Macht legte ihm die Worte ganz gegen seinen Willen in den Mund.

„Natürlich komm' ich gern mit!" fügte er hinzu.

Er fühlte sich geschmeichelt, dachte dabei aber im stillen:

„Du wärst auch nicht so zuvorkommend, wenn ich noch immer keine Stellung hätte, du Yankeefuchs!"

Und der Amerikaner und der Schwedisch-Amerikaner gingen miteinander in eine Bar und tranken Whisky.

Drinnen standen ein paar Schweden. Hugo sah sie mitleidig, fast mit Verachtung an und bemühte sich, seiner Sprache die echt amerikanische Betonung zu geben. Er ergriff auch ein paarmal geschickt die Gelegenheit, von der Firma Frazer & Chalmer zu sprechen. Als sie das kleine Café verließen, fühlte er sich stolz und glücklich über die Gesellschaft, in der er sich befand. Ihm war, als hätte er eine geheime Standeserhöhung erfahren und sei in einen Bürgerorden aufgenommen, in dem er nicht mehr arbeitslos, nicht mehr Schwede, sondern Amerikaner war. — Er hatte eine Stellung.

Am folgenden Morgen war er schon in aller Frühe auf. Er nahm eine kalte Dusche und ließ sich vor dem Frühstück rasieren und das Haar schneiden. Auch der Barbier bekam ein paar Worte über die neue Stellung zu hören, sogar der schwarze Schuhputzer, der pfeifende Negerbursche an der Ecke der Dearborn Avenue, erhielt seinen Wink über Frazer & Chalmer. Die alte Mrs. Ostroem strahlte vor Wohlwollen, sogar Mr. Ostroem schmunzelte und ergriff die Gelegenheit, seiner Frau einen Fünfer abzuknöpfen. Es erregte bei sämtlichen Pensionären und Hausmädchen viel Aufmerksamkeit, als sie sahen, wie auffallend kordial Mr. Harden Nordling eben begrüßte, als die dünnen Pfannkuchen mit Preißelbeeren serviert wurden. Aber als Hugo endlich vor dem großen Portal des Kontorhauses in der Westvorstadt stand und dem Dröhnen der Öfen, Hämmer und Räder des Fabrikkomplexes lauschte, kam er sich vor wie ein kleiner Junge vor seinem ersten Schulgang; sein Herz klopfte vor Angst wie die großen

Bälge, Pistons und andern Ungeheuer in den bebenden Glas- und Eisengebäuden jenseits der Werkstattsmauer. Dort arbeiteten hunderte von rußigen Leibern unter dem Ächzen der Dampfpfeifen, dem Rasseln der Ketten, dem schneidenden Heulen der Winden im Schein der intensiven Weißglut flammender Herde. Muskeln wurden zu großen, harten Knollen, Glieder verrenkten, verdrehten sich, streckten und zogen sich zusammen an allen Arten von Bänken, Sägen, Maschinen, Scheren und grauenvollen Messern. Der Dampf zischte und das Wasser rann, Kohlenstaub flog umher, Metalle donnerten, Platten bogen sich, große Lastwagen rollten auf schmalen Geleisen über und unter der Erde dahin. Die großen Bogenlampen schwangen und flammten wie lohende Sonnen; und die Menschen rannten in wilder Hast ihrer Arbeit nach. Drin im Kontor saßen feine junge Herren tief über ihre Bücher gebückt und schrieben und rechneten, und in einer zweiten Reihe heller Räume zeichneten hunderte von Zeichnern große weiße Bogen voll mit den schwärzesten, seltsamsten geometrischen Tuscheschnörkeln, denen später die tausende von Armen mit ihren schweren, schnaubenden Hämmern, Zangen und Schmelzformen mechanisch folgten. Und dahinein kam jetzt der kleine Schwede Hugo Nordling und wurde groß ....

Er holte tief Atem, richtete sich auf und trat entschlossen durch die großen Glas- und Bronzetüren.

Ein Portier in Livree kam auf ihn zu:

„Wohin?"

Nordling krampfte die Finger um den Brief in seiner Tasche.

„Mr. Hall", sagte er.

Der Ton des andern wurde um eine Nuance respektvoller.

„Mr. Hall? Well, sir, fünfte Tür links, hier — den Gang rechts . . ."

Er streckte die Hand wie beim Semaphorsignalisieren nach einem Korridor aus. Hugo folgte der Weisung. Als er nach einem nervösen Anklopfen eine Mahagonitür öffnete, sah er im scharfen Licht eines hohen, schmalen Zimmers einen magern, schwarzgekleideten Herrn mit einem Indianerprofil an einem eleganten Pult sitzen. Neben ihm war eine ganze Batterie elektrischer Leitungen auf einer besonderen kleinen polierten Platte; die Emailknöpfe glänzten wie Schreibmaschinentasten. Herr Hall deutete auf einen Stuhl, drehte seinen eigenen so, daß er das Licht im Rücken hatte und fragte sehr kurz:

„Sie wünschen?"

Hugo reichte ihm seinen Brief.

„Alha! Gut. Na schön, Mr. Nordling, ich heiße Sie willkommen. Sie haben Glück. Gestern waren Sie noch zu einer Sechzigdollarstelle bestimmt, einer Kopistenstelle im Kopierzimmer — unter vierzig andern. Heut werden Sie durch einen Zufall in ein Extra-Zimmer gesetzt, wo Sie mit einem andern ganz allein sind; Ihr Monatslohn beträgt hundert Dollar. Und noch dazu was für einen Kollegen — den jungen Bullard, einziger Sohn von Bullard in Philadelphia! Wenn Sie klug sind, so stellen sich Sie gut mit ihm! Sie verstehen — sehr gut . . ."

Der Amerikaner lächelte und blinzelte listig mit den schwarzen Augen. Nordling lächelte zurück. Er fühlte sich ganz schwindlig vor Glück.

„Ihre Empfehlungen", fuhr Mr. Hall fort, „kennen wir. Aber die haben nichts zu sagen. Ich bin überzeugt, daß Sie sich gut machen werden — Und wie war das doch — hatten Sie nicht gewisse Pläne — eine Erfindung — eine neue Idee?"

Hugo errötete vor Freude. Man erinnerte sich also seiner Auseinandersetzungen bei seinem vorigen, fruchtlosen Besuch.

„Doch", stotterte er, „doch — gewiß — seit Jahren grüble ich über einer Erfindung —"

Mr. Hall lächelte noch freundlicher.

„Was war's doch gleich? Auf dem Gebiet der Elektrotechnik?"

„Nein, ein Elevator — ein Getreideele. . . ."

„Richtig — ja, ja, ganz richtig! Sie werden also vielleicht mit Ihrem großen Landsmann, John Ericsson, den wir Amerikaner immer in dankbarer Erinnerung halten werden, konkurrieren. Na, davon reden wir später wieder. Einstweilen — seien Sie uns willkommen und seien Sie versichert, daß das Sternenbanner und unser stolzer Adler jederzeit mit Freuden jeden Fremden willkommen heißen, der seine Kräfte an — an — sagen wir — ihres Landes Größe setzt!"

Er drehte seinen Stuhl zurück und reichte dem Schweden eilig die Hand. Hugo erhob sich.

„Entschuldigung," sagte er, „soll ich —"

„Ja, Sie sollen gleich hier bleiben. Übrigens — es ist ja wahr — wir haben das Prinzip, wenn es gewünscht wird, den ersten Monat — nur den ersten, — vorauszubezahlen. Sonst beziehen Sie wöchentlich — je nach Ablauf einer Woche. Außerdem wird Ihnen dieses erste Monatsgehalt und noch weitere hundert Dollars mit monatlich zehn Dollars abgezogen und auf die Sparkasse gebracht, so daß Sie, wenn Sie uns in ein paar Jahren zu kündigen wünschen, immerhin zweihundert Dollars bei uns stehen haben. Sie verstehen?"

„Gewiß — ich danke."

Der Amerikaner sprach jetzt ganz rasch und geschäftsmäßig.

„Nicht nötig. Gehen Sie jetzt zum Hilfskassierer und sagen Sie, daß ich Sie schicke — ich werd' ihn gleich benachrichtigen."

Er drückte zweimal auf einen Leitungsknopf.

„So!"

„Entschuldigen Sie — noch etwas — soll ich — soll ich nicht einem der Herren Chefs meine Aufwartung machen — Herrn Frazer — oder —"

Hall lachte.

„Nein, junger Freund. Frazer ist tot und Chalmer lebt in New York. Ich selber hab keinen von beiden jemals gesehen. Die haben keine Ahnung von Ihnen . . . ."

Und er wandte sich rasch zu seinem Pult zurück und fing an, ganze Bündel von Briefen zu sich herzuziehen.

Hugo verbeugte sich leicht und ging.

Unten in dem großen Kontor, das einer Bank glich, erhielt er sein Geld. Als er die kleine Rolle knisternder Scheine in seiner Westentasche fühlte, erbebte er vor Wohlbehagen. Und als er den jungen Bullard begrüßt hatte, der ihn in einem hellen, luftigen Atelierraum erwartete, und merkte, daß der künftige Kollege ein feiner, hübscher, freundlicher junger Herr war, hätte er weinen mögen vor Dankbarkeit. In ein paar raschen Fragen prüften sie sich gegenseitig auf ihre Kenntnisse und fanden bald heraus, daß sie trefflich miteinander auskommen würden. Hugo erhielt von dem Oberingenieur, einem Deutschen, der in größter Hast auf einer eiligen Ronde passierte, den Auftrag, den Querschnitt zu einem neuen Eisenbahnrad zu machen. Er konstatierte, daß er mit Leichtigkeit die kurzgemessenen Weisungen begriff und ein Gefühl unbeschreiblicher Ruhe und Sicherheit füllte seine Brust. In seinen Schläfen sang es und rauschte — Arbeit — Arbeit — Arbeit!

Ein schriller Pfiff durchschnitt die Luft. Er dauerte volle fünf Minuten und schien zuletzt so durchdringend zu werden, daß einem die Ohren wehtaten. Noch mehr Pfiffe stimmten mit ein, weiter fort, schrillere, schwächere, kürzere, längere. All die großen Fabriken des großen Westens bliesen zum Lunch. Das Maschinengetöse der verschiedenen Komplexe hörte nach und nach auf. Das Dröhnen der Hämmer, das Rollen der Räder, das stöhnende Atemholen der Motoren verstummte. Es wurde verhältnismäßig ganz still in der Luft, die noch eben vom Geschrei, Gezisch, Gesurr und Geklinge von tausend ehernen Stimmen vibriert hatte. Es war zwölf Uhr.

Einen Walzer vor sich hinsummend streifte Bullard die Überärmel aus Wachstuch ab. In einer Ecke des Zimmers war eine marmorne Waschtoilette mit einem geschliffenen Spiegel darüber und kaltem und warmem Wasser. Er füllte das kleine runde Bassin aus den glänzenden Nickelkrahnen; die feine Seife verbreitete einen schwachen Mandelduft. Die Leinenhandtücher in dem kleinen Toiletteschrank glänzten, frischgeplättet, rein, weiß wie Schnee.

Hugo stand an einem der großen Schiebefenster. Auf das blinkende Gitter der Luftheizung fiel die Sonne; draußen, im hellen Dunst, zeichneten sich fern hinter den Fabrikgebäuden Winden, Krahne, und das riesige viereckige Brückenskelett des Auditoriumtheaters ab. Der häßliche, massive Turm sah aus wie ein ferner Gigant, der aufrecht, stramm vor dem blanken Spiegel des Michigan Wache stand.

„Wir essen doch zusammen?" sagte Bullard. „Ich kann Ihnen dann gleich zeigen, wo ich meine Zeichensachen kaufe. Bei Abbott in Madisonstreet."

Immer vor sich hinsummend, bürstete er sein lockiges, in der Mitte gescheiteltes Haar. Als er fertig war, steckte er sich eine Zigarette an und zog Hugo mit sich hinaus.

„Wir haben eine Stunde Zeit — kommen Sie — wir nehmen eine Elektrische." Auf der Straße schlängelte sich eine dicke, schwarze Menschenschlange. Es waren

Arbeiter, die zum Frühstück eilten. In Massen kamen sie aus dem Innern des Komplexes, ordneten sich zu Gliedern und reihten sich dann hintereinander; denn alle mußten durch einen Zeitkontrolleapparat am Ausgang.

„Das brauchen wir nicht", sagte Bullard vergnügt.

Und Hugo Nordling lächelte — ein fröhliches, und schon ein bißchen überlegenes Lächeln. Er hatte ja endlich Arbeit — Arbeit — Arbeit!

Die innerste Tür

An einem Dezemberabend schritt Ingenieur Nordling aus der City durch den doppelten Kabeltunnel unter dem nördlichen Flußarm hin. Er hatte sich eben von Ingenieur Bullard getrennt und war auf dem Heimweg. Sie hatten in der Stadt zu Mittag gegessen und eine Flasche Rotwein getrunken; und der ungewohnte Trunk hatte Hugo so erhitzt, daß er es vorzog, zu gehen, statt in einem der überfüllten Wagen zu fahren, die ununterbrochen, in einer einzigen, langen Kette, mit dumpfem Rasseln an ihm vorüberrollten.

Es war ein ganz außergewöhnlich milder Winterabend. Am Vormittag war der erste Schnee gefallen; aber wie gewöhnlich war die Witterung umgeschlagen und jetzt war laues Tauwetter. Ein im Lichtschein fast safrangelb schimmernder Brei bedeckte die Straße; naß, blank leuchteten dazwischen die Geleise. Hinter den hohen Pfeilern der Drehbrücke, hinter dem Kornturm, den Warenhäusern und Fruchthallen brannte blutrot der Abendhimmel.

Aus der Tunnelmündung schoß Zug um Zug. Langsam schlängelte sich das breite Band aus dem schwarzen, gähnenden Gewölbe, schwenkte nach Clarkstreet ein und verschwand langsam im Dunkel, das den Park umgab. Wagen um Wagen glitt vorüber, ward von einer Ecklaterne, einem transparenten Schild erleuchtet und zeigte dabei seine Reihen bleicher Arbeitergesichter, die sich müde gegeneinander drückten, Schulter an Schulter, Nase an Nase. Die Schlapphüte beschatteten gleichgültige, harte, schlaffe, starrblickende Gesichter. Die orientalischen Züge der jungen Fabrikmädchen sahen leidend aus in dem unsicheren Schimmer, und die breiten Schultern, kräftigen Halsmuskeln oder auch weißen, schwindsüchtigen, abgezehrten Gesichter der Männer wurden zu Typen, die der menschlichen Rasse gar nicht anzugehören, sie bloß nachzuäffen schienen. So zusammengepackt, in kompakten Massen, die, eine lebendige Last, Wagen um Wagen in nie endendem Zug hervorquollen, glichen sie vollkommenen Maschinen, deren Arbeitsteile zur Ruhe gebracht waren und denen ein Konstruktionsgenie in einer Art Scherz menschliche Gestalt verliehen hatte.

In dem weißen Turm von Notre Dame schlug es sieben; der Verkehr steigerte sich ins Unglaubliche. Die großen Lastwagen fuhren in Winkel- und Nebenstraßen, um den Arbeiterzügen auszuweichen. Kutscher und Packer gingen in die nächste Schenke; an den Trottoirs entlang wurden Räder zu hunderten geschoben. Nur die Automobile töfftöfften unaufhörlich voll Ungeduld.

Hugo war an der Ecke Ontariostreet stehengeblieben. Gedankenlos sah er einem halben Dutzend Schutzleute zu, die sich — die Totschläger in der Hand — vergeblich bemühten, dem Menschenstrom Bahn zu schaffen.

Einer der Schutzleute kam Nordling bekannt vor; doch konnte er sich nicht entsinnen, wo er ihn gesehen hatte. Wie die andern sah er aus wie ein Irländer; aber in seinem mürrischen Gesicht lag etwas Gutes, etwas Herbes und sozusagen korrekt Gutmütiges. Den hab ich schon gesehen, dachte Hugo, indem er seine ziemlich vorsichtigen Stöße mit dem Totschläger verfolgte. Wer weiß — ich hab sogar schon mit ihm gesprochen .... Und plötzlich erbebte Nordling; vor seinem innern Blick entrollte sich die ganze Hungerperiode vor seiner Anstellung. Jetzt war er schon über einen Monat bei Frazer & Chalmer und alles war aufs beste gegangen; er war schon ganz zu Hause dort, man schätzte seine Arbeit, Bullard war sein bester Freund, schon hatte er ihn heim, nach Philadelphia, eingeladen —. Zurückdenken mochte Hugo nicht — ihm war, als erschrecke er mehr vor der Erinnerung jetzt, nachdem alles vorüber war, als damals, zur Zeit der Krise ... Als er jetzt den Blick hob um weiterzugehen, sah er plötzlich Woßlicks großes Schild. Ein Heer von Erinnerungen stürmte auf ihn ein. — Wo war Ysaïl?

Ein paar Tage, nachdem er in der Fabrik angefangen hatte, war er eines Sonntagmorgens nach Ysaïls Haus gefahren. Er war von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet und hatte eine Meerschaumpfeife für den Zigeuner, der ihm damals Geld geliehen hatte, und einen kleinen Ring für Ysaïl in der Tasche. Aber die Zigeunerin war nicht zu Hause gewesen; und alles war so sonderbar und steif gewesen, daß er seinen Besuch nicht wiederholen mochte. Der Mann hatte ihn freilich fast zudringlich eingeladen, hatte aber dabei so unheimlich und häßlich unter seinen Augendeckeln auf ihn hingeschielt, daß Hugo geradezu einen Widerwillen vor jedem weiteren Verkehr empfand. Er gehörte nun einmal nicht mehr zu denen.

Aber jetzt — heute — wo war Ysaïl? Wenn er sie bloß ein einziges Mal an sich pressen könnte, jetzt, nun er sicher war, auf der Sonnenseite — genießen konnte, ohne betteln zu müssen! Ihm fiel auf einmal ein, daß sie ja nicht einmal wußte, wie er hieß — sie hatte ihn nie darnach gefragt. Ein sonderbares Ding — nach nichts fragte sie — es war fast unwirklich — —

Wieder begann der Menschenstrom auf dem Trottoir vorwärtszutreiben. Unaufhörlich rollten die Elektrischen vorüber, wenn auch nicht mehr so voll besetzt. Die Wagen lichteten sich; unter die Passagiere mischten sich da und dort Handlungsgehilfen. Hugo erhielt plötzlich einen Knuff in die Seite, ging quer über die Straße und trat in Woßlicks Lokal. Während er die Tür aufdrückte und mechanisch die Straße entlang blickte, sah er, wie die Anhängewagen der Elektrischen, deren rote und violette Augen zu hinterst aufblitzten, vom Winterdunkel verschlungen wurden.

Woßlicks Lokal war ganz wie früher. Im neblichten Licht der Pfeilerlampen

schimmerte das entsetzliche Ölgemälde; die drei fliegenbeschmutzten Porträts über den drei Türen sahen starr und melancholisch auf die Versammlung der ärmlich gekleideten Gäste herab. Der Speisetisch in der Ecke duftete wie ein Kloake, und auf den fettigen Tabletts und ungespülten Schüsseln glänzte die Gasflamme unter der Wurstpfanne. Der kleine böhmische Kellner bestreute eben den feuchten Boden mit Sägmehl.

Hugo blieb an dem Schenktisch stehen. Die Stühle kamen ihm zu schmutzig vor, die Tische zu klebrig, die Menschen zu armselig und verkommen, das ganze Lokal viel zu spelunkenhaft, als daß er sich darin hätte zeigen dürfen. Was da saß, das waren lauter fremde Gesichter, neue vielleicht heut, ja, aber doch alles dieselben Nachttypen, dieselben Schattenfiguren des Lebens, die er früher hier gesehen hatte.

Ganz hinten stand auch O'Neill. Sein Gesicht war gedunsen und geisterhaft weiß. Die schwarzen Augen unter den geschwollenen Lidern starrten düster auf die Gläser des Schenktisches. Neben ihm, hinter der Schenke, stand Woßlick. Er war noch fetter geworden; es war, als könne er kaum mehr den Rauch aus der Zigarre ziehen, die zwischen seinen blauroten Lippen hing.

„Ein Glas Bier!" sagte Hugo.

Jetzt kam der kleine Böhme auf ihn zu. Er erkannte ihn nicht wieder. Rasch tauchte er seine sägmehlbestäubten, roten Arme in einen Eimer voll Eiswasser, der unter einer Tonne stand, und trocknete sie dann an seiner fleckigen Schürze ab. Da tönte plötzlich ein Schrei durch das Lokal.

Er kam von O'Neill. Er war vorgetreten und hatte seinen Nerokopf zurückgeworfen; die Schneckenlocken klebten wie im Schweiß an seiner blassen, schönen Stirn.

„Der hat wieder einmal seinen Anfall," murmelte der kleine Aufwärter, „passen Sie nur auf . . ."

„O'Neill," murmelte der Wirt nachlässig und schlug mit der Hand auf die Tischplatte, „O'Neill — ich sag' — das muß ein Ende haben jetzt — ein — ein Ende — sag ich —. Mach daß du fort kommst — schrei wo anders . . . ." Und verdrossen wandte Woßlick seinen Gästen den Rücken.

O'Neill hörte nicht. Seine Augen begannen plötzlich aufzuleuchten in einem Schimmer, wie der langsam sich entzündender Glühlampen. Er warf sich in Positur wie ein Redner, streckte die Hand aus und schrie:

„Gentlemen, hört! Ja — es ist aus — ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Aber ich beuge mich dem Beschluß der Jury nicht, ich respektiere ihn nicht, ich resigniere nicht! Ich geh meiner Wege — weiter nichts! Seht her!"

Er zog blitzschnell eine kleine Flasche aus der Tasche, setzte sie an den Mund und rief:

„Prosit, Kameraden — der Rechtsanwalt Francis James O'Neill geht . ." Er leerte das kleine Glasgefäß und ließ es fallen. Es zerschellte am Boden. Ein paar Sekunden lang stand er noch aufrecht da, während sich sein Gesicht entsetzlich verzog und ein heiseres Röcheln von seinen Lippen kam. Dann stürzte er vornüber.

Ein Augenblick der Verwirrung folgte. Hugo ließ sein Bierglas fallen; der Schaum lief ihm an den Beinkleidern hinab. Woßlick sah aus, als hätte ihn der Schlag getroffen. Er hielt sich mit beiden Händen am Schenktisch und stammelte:

„Sie werden mir meine Bar schließen — Herrgott — ich bin ruiniert — meine Herren, Sie sind Zeugen, daß es ein Selbstmord war — ich kann nichts dafür — meine Feinde werden sagen — —"

Aber niemand hörte auf ihn. Alles drängte sich um den unglücklichen Rechtsanwalt. Jemand nahm die zerbrochene Flasche auf. Die Splitter wurden von der roten Etikette zusammengehalten, auf der unter einem Totenkopf und dem Wort: Gift! zu lesen stand: Carbolic accid.

Ein paar Stimmen schrien durcheinander:

„Er hat sich vergiftet — er hat Karbolsäure genommen — lauft nach der Polizei — Doktor — Gift — Karbolsäure — —"

O'Neills Röcheln war verstummt. Nachdem er umgefallen war, hatte er sich auf den Rücken gewälzt; die hochgezogenen Beine hatten in raschem Takt, gleich Trommelwirbeln, auf den Fußboden geschlagen. Aber bald hörte das unheimliche Geräusch auf; er stieß die Beine noch ein paarmal von sich und lag dann regungslos, starr, tot. Der Leichnam war mit Sägmehl bestäubt — es sah aus, als hätte man die Imperatorgestalt aus einer Arena geschleppt . . . .

Hugo wagte dem Toten nicht ins Gesicht zu sehen. Er fühlte sich krank und matt; und wieder hatte er in diesem Lokal das Gefühl, als träume er. Das Geschwätz der Umstehenden, die sich über O'Neills Verrücktheit unterhielten, Woßlick, die Polizei — all das waren für ihn Worte ohne Sinn, die unfaßbar, wie aus der Ferne, zu ihm drangen. Ganz mechanisch fühlte er dann ein Glas in seiner Hand, und leerte es; er fühlte, daß es Whisky war; aber er konnte sich nicht erinnern, daß er es verlangt hatte. Dann hörte er, wie die andern sich bedankten und merkte, daß der Wirt diesen Leichentrunk gespendet hatte.

Nordling reckte sich und blickte sich um. Alle unterhielten sich noch über den Selbstmord. Langsam schritt er zur Tür, blieb noch eine Weile stehen; da aber niemand sein Fortgehen zu bemerken schien oder ihn zum Bleiben aufforderte, öffnete er rasch und ging hinaus. Und plötzlich stand die Zigeunerin vor ihm.

Der Wein, das Bier und der Whisky hatten sein Blut zum Sieden gebracht. Ihm war, als läge ein lichter, rotgoldner Flor über der Straße, vor dem Haus, vor den erleuchteten, weihnachtlich geschmückten Fenstern der Läden. Ysail heftete ihre dunkelgelben Augen auf ihn und lächelte.

Einen Augenblick lang tauchte auch das Gesicht des alten Häuptlings oder was er war dicht hinter Ysail auf. Auch er lächelte, daß die weißen Zähne unter seinem mongolischen Schnurrbart aufleuchteten und blitzten. Die Zigeunerin sagte etwas in ihrer fremden Sprache, und beide lachten. Dann verschwand er wie durch eine Falltür; und auch Hugo mußte lachen, während er Ysail beim Arm nahm und mit ihr in eine Seitengasse einbog. Das Dunkel verschlang

sie; er hörte noch das Schrillen der Polizeiwagensignale und sah einen Zipfel von der schwarzen Sargdecke des Leichenwagens, dem ein hastender Volkshaufe folgte. Dann waren sie tief in der Seitengasse.

„Wohin gehen wir, Ysail?"

Sie antwortete, ihre Schritte beschleunigend:

„Heim zu mir. Du weißt, die Tür?"

Hugos Herz hämmerte.

„Ja", sagte er eifrig. „Die innerste Tür. Und dann?"

„Du mit Ysail kommen. Morgen ich fortreisen."

Aber Hugo, der sich in dem Höhenstadium des Rauschs befand, hörte nicht auf ihre Worte. Er versuchte das Mädchen aufzuhalten und wiederholte einmal ums andere:

„So hör doch, Ysail — bleib doch, hör doch zu — wir gehen nicht heim zu dir — komm du mit mir — wir gehen in die Stadt, ins Theater — ins Restaurant — wir soupieren — —"

Aber sie zog ihn am Arm weiter.

„Sei nicht dumm — komm' . . . ."

Sie bogen um Ecken, gingen über Höfe, durch niedere Torwege. Hie und da stolperte Nordling.

Und er fuhr fort, sehr beweglich zu murmeln:

„So hör doch — ich hab Geld — viel, viel Geld —"

Sie lachte ihr leises Schlangenlachen:

„Hast du? Ysail so froh! Hast du jetzt die Erfindung gemacht?"

„Ja, ja, ja! Viel, viel Geld!"

Plötzlich blieb er, überwältigt von Müdigkeit, stehen, und schlang die Arme um sie.

„Ich geh nicht weiter!" erklärte er.

„Komm nur — wir sind da — sieh nur!"

Und wirklich — Hugo glaubte die alte Baracke wiederzuerkennen. Im Dunkel erhob sich ein großes niederes Haus mit einem Staket darum. Vor sich hörte er Ysails Stimme:

„Komm — Ysail ist hier —"

Ein Lichtschein schlug wie eine breite Flamme in die Nacht: das helle Rechteck war eine Tür. Dann knarrte unter seinen Schritten die Treppe, wieder eine Tür, und er tastete sich durch einen schwarzen Raum, wo er gegen Tische und Stühle stieß; noch eine Tür und seine Füße versanken in weiche Teppiche wie in schaukelndem Moorboden. Ein Wandbehang ward zur Seite gezogen — eine letzte Tür und Hugo stand in einer kleinen Kammer, deren Wände mit Decken und Teppichen geschmückt und mattbeleuchtet waren. Er wußte nicht, woher die Beleuchtung kam, aber der Schein war meergrün; und als er niedersank, merkte er, daß er auf einem niederen, breiten, aus bunten Kissen, Tüchern und prächtig gefärbten Decken bestehenden Bett saß. Und Ysail schmiegte sich

eng an ihn, schlang ihre nackten Arme um seinen Hals, biß ihn in die Wange und preßte ihn an sich als wollte sie ihn ersticken.

Einen Augenblick kam es Nordling so vor, als sähe er mitten an der Wand das grinsende Gesicht des Zigeuners; aber es verschwand gleich wieder. Er sah, wie Ysail sich erhob und ihm einen Metallbecher reichte.

„Trink!" sagte sie.

Hugo wollte den Becher wegschieben. Er roch nach Parfüm und widerte ihn an. Aber da wurde das Mädchen böse. Sie stampfte mit dem kleinen Fuß auf und runzelte die Augenbrauen. Im selben Augenblick warf sie ihre kleine Jacke ab, und Hugo sah sie, aufrecht und schlank, die Schärpe fest um die geschmeidigen Hüften gezogen, nur auf Armslänge von sich entfernt, dastehen. Er tastete nach der Schnalle aus geschliffenem Glas, die die Schärpe festhielt.

„Erst trinken!" sagte sie. Und er trank.

Das warme Qualmen des Tranks verschwand, er war vielmehr eisig kalt und klärend. Hugo sah auf einmal, daß Ysails Schlafkammer innerhalb der innersten Tür gar nicht klein war, sondern groß, eine lange Galerie. Die Decke, die gewölbt war wie ein Dom und Schnitzereien hatte wie maurische Arabesken, war ganz übersät von lichtblauen, fünfzackigen Sternen, die in unendlichen Reihen dastanden; es war auch nicht mehr meergrün um ihn, sondern blau wie der himmlische Äther. An den Wänden standen schlanke, mit Bändern umwundene Säulen, die den Auslagestangen in den Barbierläden glichen; wie Spiralen wanden sie sich um sich selber, aufwärts, bis zum Sternenzelt. Und zwischen den Säulen flossen buntfarbige Wasserströme nieder und ergossen sich über den karrierten Marmorboden, dessen schräge schwarze, rote und weiße Quadrate ineinander zu verfließen schienen. Ganz hinten schwebten dicke Seidenvorhänge wie sonnbeglänzte Abendwolken im Sturm. — Ysail aber war verschwunden.

Aber das machte nichts. Es war so schön, so wundervoll, so dazuliegen und auf dies Chaos schwingender, wirbelnder, sich neigender Streifen, schimmernder, glimmernder Sterne und Felder zu blicken! Manchmal wurden sie zu Dreiecken, die ineinander verflossen, dann wieder zu kreisenden Kugeln, dann wieder zu einer einzigen Masse rieselnder Facetten in prismatischen Farben, gleich den Glasstückchen in einem Kaleidoskop. Zuletzt schien es Hugo, als schwebe auch er, er glaubte O'Neills Gesicht zu sehen, aber nicht tot, sondern lebendig, und Mr. Ostroems Gesicht, und den Rabenblick des grinsenden Zigeuners. Eine ganze Flut von Gesichtern sah er, ein Meer von Gesichtern, die an ihm vorüberglitten wie die Arbeiterzüge in Clarkstreet. Und dann erlosch alles, die Gesichter, die Sterne, Wolken und Pfeiler, Ysails Kammer, ihr waches Traumbild, das blaue Licht und die rote Schärpe, die dunkeln Gassen der Stadt, die sich plötzlich in einer endlosen Perspektive vor ihm auftaten, alles, Farbe, Licht und Bewegung, und es ward undurchdringliche Nacht. Er hatte ein erstarrendes Gefühl, als gefriere sein Körper zu Eis.

— — — An einem weißen Frühlingstag erwachte der Ingenieur Hugo

Nordling bei völlig klarem Bewußtsein. Er lag in einem Bett im Krankensaal des Alexian Brothers Hospital.

Nach und nach erzählte man ihm, an einem graukalten Wintermorgen hätten ein paar Privatpolizisten von Pinkerton, die zufällig die schlimmste Peripherie der Stadt ausstöberten, einen fast nackten Mann in der Prärie gefunden. Er hatte eine Wunde im Nacken, und sie hielten ihn erst für tot; aber er lebte wieder auf, dank einer Konstitution, deren Grundlage von Generationen von Bauern in einem abhärtenden, nordischen Klima gelegt worden war.

Wie Hugo so mit dem nach Chloroform riechenden Kopfverband unter seiner Anschlagstafel in dem großen Saal lag, glich er einem verwundeten Soldaten. Bullard wenigstens behauptete das, als er ihn besuchte und ihm mitteilte, die Firma hielte seine Stelle für ihn offen, wenn er sich ein bißchen mit dem Gesundwerden beeilen wolle.

Nordling dachte über den Vergleich nach und fand, er sei gar nicht so dumm. Er war gefallen — auf einem unbekannten Feld — aber erst nach einem Kampf, den er viele Monate lang ehrlich gekämpft hatte.

Als er an einem milden Nachmittag das Lazarett verließ, fühlte er, daß er jetzt erst so recht zu einer neuen Welt, einem neuen Leben voll wacher Interessen erwachte. Keine Märchen mehr, keine Sagen — und sollte je einmal sein Zeichnerhirn die Phantasie zu Hilfe rufen, so würde diese doch immer von so substantieller Natur sein, daß er sie in klingende Werte umsetzen konnte.

Er sprach dies am folgenden Tag seinem Freund Bullard gegenüber auch aus, während sie beide in dem hellen Atelier über den Winkeltisch gebeugt standen. Und Bullard fand, das wäre vernünftig gesprochen — und beide lauschten mit derselben Befriedigung — halb andächtig, halb in Versuchung, den Takt zu pfeifen — dem Maschinengetöse vom Hof drunten, unter dem die Scheiben leise erzitterten, wie wenn die Töne vibrierend die Orgelpfeifen einer Kirche durchströmen.

Die eingeleitete polizeiliche Untersuchung betreffs eines an einem jungen Ingenieur verübten mörderischen Überfalls — nach vorausgegangener Betäubung durch narkotische Mittel — samt Raub — ergab kein Resultat. Die Angaben, die der junge Mann zu machen vermochte, waren zu unsicher. Nicht einmal das Haus, das seiner Behauptung nach in einem der wüsten, vernachlässigten Viertel jenseits des nordwestlichen Flußarmes gelegen sein sollte, war er imstand wiederzuerkennen. Was die Zigeuner betraf, die er zu beschreiben versuchte, so waren auch sie nicht aufzuspüren.

Viel später, als Hugo Nordling Frazer & Chalmer und die große Stadt längst verlassen hatte, viele Jahre später, — nachdem er längst seine Erfindung gemacht und verwertet hatte und verheiratet war und Kinder besaß und Hugo Northing (H. Northing Esqu. of the firm Northing, Bullard & Bullard, Iron and Steel Works, Pittsburg, Penn.) hieß, dachte er manchmal an Ysail.

Er erinnerte sich der harten Periode, als er obdachlos, hungernd umhergeirrt war und nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte; und obgleich er es vermied, zu viel zurückzudenken, so verwob sich doch, so oft es ihm geschah, jene Zeit ganz wunderbar mit Pfail.

Ab und zu, wenn Mrs. Northing — née Bullard — den Sommer in London oder an der Riviera verbrachte, konnte Mr. Northing nach einer Herrengesellschaft vor sein Haus treten, sich auf die Treppe setzen und in der tropischen Sommernacht sein Lebensschicksal überdenken.

So wunderliche Wege konnten da manchmal seine Gedanken gehen, daß er unvermerkt tief aufseufzte. Wie er so, einsam, still, vor seinem prächtigen Parkavenuehaus aus gehauenem Braunstein saß, war es schwer zu verstehen, weshalb er eigentlich seufzte; ebenso schwer auch konnte man glauben, daß er selber es so recht wußte. Möglicherweise dachte er, es käme daher, daß er mit jedem Jahr angestrengter arbeiten mußte — es war nun einmal so — die Arbeit packt ihren Mann immer fester und fester — und daß die aufreibenden Stunden des Eisenmarktes auf der Aktienbörse im Verein mit den Spekulationen am Reißbrett ein bißchen an seinen Nerven zehrten. Wie dem auch sein mochte — in den stillen Stunden solcher Nächte dachte er oft an das, was er seine Kampfzeit nannte.

Dann konnte er sich fast mit einem kleinen Lächeln der langen Straßen in der großen Stadt entsinnen. In der großen Stadt, die vom Blut, vom Schweiß, vom Gehirn der Menschen lebte, die Millionen Opfer verschlang und alle, die zu ihr strömten, zu Gefangenen machte, sie auf immer in ihre Granitmauern bannte, sie erdrückte, auf ihnen herumtrampelte, sie tötete — die bei Tausenden wahnsinnige Hoffnungen erzeugte, und ein paar wenige — um hohen Lohn — die Zinnen erklimmen ließ, wenn ihr Haar sich schon lichtete und Blick und Herz gefühllos waren. Und die trotz allem und allem die große Stadt war, in der das Wunderwerk der Gegenwart erstand und lebte.

Er lächelte müde, wenn er an die langen Nächte, die wilden Fieberträume, die verzweifelten Gedanken, die nächtlichen Schatten, die Menschen auf den Straßen, die Gefahren der dunkeln Gassen und die Schrecken des Hungers dachte. Seine Augen schauten in die Ferne zurück, hinein, hinab — er gedachte der bebenden unsichern Gestalten, die, in ihrem ewigen Kreislauf um das schwere Lebensrad, damals seine Welt bevölkert hatten. Er suchte nach ihren Namen, ihren Zügen, und wußte nicht einmal immer, ob er sie noch richtig wiederfand hier auf seiner Steintreppe in der Einsamkeit der Nacht; denn er hatte ja diese Schatten schon so lang aus seiner Erinnerung verbannt.

Und noch weiter zurück wanderten seine Gedanken; eine kurze halbe Stunde kreisten sie um das kleine, arme Land fern im Norden, aus dem er für immer fortgezogen war. Aber da fand er noch weniger Berührungspunkte — es war wie nach einer Operation — ein abgeschnittenes Glied, das ersetzt ist durch ein weit stärkeres, wenn auch künstliches. Nein! Es hatte keinen Zweck, darüber nachzugrübeln! Die, die dereinst des kleinen Hugo Nordling gedacht, die in stiller

Freude gehofft hatten, er würde ein tüchtiger Mann werden, die waren längst tot und dahin; sie hatten nicht mehr die Zeit gehabt, zu warten, von seiner Entwicklung zu hören. Und auch sonst hörte niemand mehr von ihm, höchstens vielleicht da und dort ein dunkles, unsicheres Gerücht; er hatte ja gar keinen Verkehr mit Landsleuten.

Aber seltsam — hie und da einmal — ganz vereinzelt — in einer seltenen, warmen, einsamen Nachtstunde stieg Mr. Nordlings Seufzer doch aus einer andern Ursache auf. Auch die vermochte er sich nicht recht klar zu machen; immerhin aber fühlte er, daß sie mit seiner Ehe zusammenhing, und in ihr ihren Ursprung hatte.

So glücklich sich auch alles für ihn gestaltet hatte im Leben — auch hier war etwas, wonach ihn hungerte. Das Wörtchen Liebe brauchte ja schließlich mit dem Wort Gattin nichts zu schaffen zu haben; aber wenigstens sollte es in jedes Mannes Leben doch einmal mit dem Wort Weib verflochen sein. Und in Mr. Nordlings Leben war das niemals der Fall gewesen.

Übrigens waren diese wunderlichen Gedanken so selten und so außerhalb der Sphäre, in der Hugo Nordling sich bewegte, daß er schon halb aus Feigheit ihre Tiefe nicht zu ergründen wagte. Es war, als fürchte er, wie der Mann in der Gespenstergeschichte, unter dem Truhendeckel sein eigenes, vorwurfsvolles Ich zu erblicken.

Und dann stieg wohl die Vision von Ysail vor ihm auf. Plötzlich, gleich einer Sternschnuppe in der Nacht, glaubte er ihr feines, grausames Gesicht sich vom nachterleuchteten Hintergrund der großen Stadt abheben zu sehen. Und jene Jahre stiegen aus dem Grab der Vergessenheit, in ihrem Hungerkleid, in Tränentüchern, im schwarzen Gewand des Unglücks, der Enttäuschungen ....

Und nach und nach verwuchs ihr Name mit jenen Jahren, ward zu ihrer Verkörperung. Es war, als wäre die Zeit des Kampfs zu diesen fünf Buchstaben zusammengeschmolzen, in ihnen aufgegangen; manchmal kam es ihm vor, als wäre sie überhaupt etwas Unwirkliches gewesen. Und wie Jahr sich an Jahr reihte, verblaßte Ysails Bild, und schließlich war sie in seiner Erinnerung nur noch ein Gebilde seines eigenen Gehirns, er glaubte nicht mehr, daß er sie je in Wirklichkeit gesehen hatte. Sie ward ihm zu einem Namen, den er manchmal verwundert vor sich hin murmelte. Und wenn er richtig nachdachte, so schien ihm, daß er ja doch ein solches Weib unmöglich jemals hatte sehen können.

„Wie," fragte er sich „wie hätte das auch zugehen sollen? Sie ist ein Bild von der Nachtseite der großen Stadt — nichts weiter. Ich, der ich — weder innerhalb noch außerhalb der Ehe — je eine Schwester Ysails besessen habe, eine ihrer ungesetzlich oder gesetzlich gefallenen Schwestern — wie sollte ich Ysail je besessen haben ..."

Und — einsam in der stummen, balsamischen Nacht, wiederholte er auf der Steintreppe seines reichen, leeren Granithauses:

„Sie tauchte einst auf — sporadisch — in der großen Stadt — sie war die große Stadt — die Straße — die Nacht — Ysail. — — —"

So ward sie die Phantasie eines Darbenden — ein Hungertraum.

Es heilt/ von Robert Heſſen

nter den vielen Axiomen, die Ernſt von Schweninger in ſeiner Schrift vom Arzt ſo ſinnvoll verteidigt, befindet ſich auch der uralte Spruch: „natura sanat, medicus curat“, auf Deutſch etwa: „die Natur allein kann heilen, der Medikus nur behandeln“. Dieſer Spruch trifft mitten in das heut vorwaltende Vertragsverhältnis zwiſchen Arzt und Patient und löſt es logiſch auf, während es praktiſch leider trotz aller Unlogik noch lange weiterbeſtehen wird. Warum? Aus zwei Gründen. Erſtens weil die Vorſtellung, daß Ärzte heilen können, dem Durchſchnitt von ihnen zu ſehr ſchmeichelt, als daß ſie zu ihrer Beſeitigung mitwirken möchten; zweitens weil die Aufrechterhaltung der Fiktion dem Publikum, auch wenn es den Schwindel durchſchaut, dennoch geſtattet, den Arzt regreßpflichtig zu machen. Faſt ſämtliche Praktiker, die nur irgend für dieſe früher unbekannte Ausgabe das Geld übrig haben, ſind heute gegen Haftpflicht verſichert, weil ſie die Tendenz ihrer Klientel kennen: den Arzt in Fällen, die ſchlecht ausgehen, zum Sündenbock zu machen und zum Schadenerſatz vor Gericht heranzuziehen. Sie werfen zehn Mark im Jahr fort, um nicht wegen irgend eines Wochenbettfiebers oder eines erfolgloſen Luftröhrenſchnittes zehntauſend blechen zu müſſen. Der große Teil des Publikums mit jener Tendenz ſteht freilich an Bildung nicht höher als die Neger von Togo, die ebenfalls keinen natürlichen Tod anerkennen, ſondern, wenn einer von ihnen ſtirbt, muß ein andrer daran ſchuld geweſen ſein. So wurde dem Dr. Körting der Tod ſeines Koches in die Schuhe geſchoben, und von Leuten, denen die Sitten in Togo fremd waren, dieſer tüchtige Mann im Reichstag als Mörder behandelt. Damit alſo unreife Ärzte nach wie vor etwa prahlen können: „Vorige Woche zwei Lungenentzündungen mit Antifebrin geheilt!“ ſetzen ſie ſich dem Riſiko aus, für gewiſſe Todesfälle verklagt zu werden. Das liebe Publikum aber, ſelbſt wenn es über jene Illuſion hohnlächelt, duldet ſie gern, weil ſie ihm geſtattet, am Arzt ſeine Wut auszulaſſen, ſobald unkräftiger Nachwuchs beim erſten Anſtoß hinſchmilzt, und weil da, wo die Sache ſo gedreht werden kann, womöglich noch ein Profitchen von der Haftpflicht herausſchaut.

Aber Lungenentzündung nicht von Ärzten heilbar? ſo hör ich fragen. Nicht einmal in „leichteren Fällen?“ Dies zwingt zu dem Verſuch einer prinzipiellen Scheidung. Ich bin ſeit achtundzwanzig Jahren Arzt und rechne folgendermaßen: von hundert unparteiiſch herausgegriffenen Erkrankungen kommen annähernd vierzig zur Geneſung, auch wenn der Kranke ſich unzweckmäßig hält und alle denkbaren Verkehrtheiten abſichtsvoll mit ihm vorgenommen werden; die nächſten zwanzig heilen ganz von ſelbſt, ſofern die Natur freien Lauf hat und jene Verkehrtheiten unterbleiben; in zwanzig weiteren wird die Geneſung durch Unvernunft und künſtliche Schädigung bereits ſtark verzögert und bei

schwächlicheren Konstitutionen für immer unmöglich gemacht; für die letzten zwanzig müssen unbedingt schon positive Hilfen gegeben werden, wenn Genesung oder auch nur Linderung eintreten soll. Diese letzten vierzig Prozent bilden somit die eigentliche Domäne für den Hygieniker wie für den ärztlichen Könner und seine Tat. Der Arzt wurde von der Ängstlichkeit früher herzugerufen auch zu den viel zahlreicheren Fällen, die man ruhig sich selbst hätte überlassen können; aus dem Ruhm dieser „Heilungen" ohne Zutun oder sogar trotz ihm, zog der ganze Stand seinen hauptsächlichsten Kredit. Seit jene Ängstlichkeit abnahm und die Mütter, die eigentlichen Hausärzte von heute, nicht mehr knieschlotternd zum „Onkel Doktor" schicken, sobald ein Kindchen belegte Zunge hat, sind zahllose Ärzte überflüssig geworden.

Soll man jetzt aus Mitleid mit den vorhandenen die Untersuchung dessen einstellen, was die Natur allein vermag? Soll man verschweigen, daß Ärzte tatsächlich bei frischer (krupöser) Lungenentzündung so gut wie entbehrlich sind, weil sie schlechterdings gar nichts dazu tun können, um den Verlauf zum Guten zu beschleunigen? Wer jemals durch einen Zufall (wenn z. B. eine Wöchnerin von krupöser Pneumonie genas und zwölf Stunden darauf an einem Herzschlag einging) am Seziertisch beobachten durfte, wie die scharfe klinische „Krisis" von der entzündeten Lunge keineswegs mitgemacht worden war, sondern ziemlich noch denselben Befund aufwies, wie er vor der Krisis beobachtet wird, sollte jeden Gedanken daran aufgeben, durch Einführung grobschlächtiger Alkaloide einen Prozeß zu stören, dessen Abwickelung die Natur sichtbarlich sich allein vorbehalten hat. Deren Absichten, deren Wege werden die Bescheidneren zu erraten suchen, Hochmütige diese selben Wege tölpelhaft verbarrikadieren. Das haben tausende von altmodischen Ärzten getan, indem sie einen an Lungenentzündung Erkrankten mit Eisblasen bepackten, bis der Ärmste womöglich blau im Gesicht und pulslos, alles Blut nach innen, natürlich auch nach der schon überfüllten Lunge zusammengedrängt war. In Dutzenden von Städten haben simple Schuster, Kellner, Badediener, die in irgend einem „Naturheilverein" hospitiert hatten, ihre Praxis dadurch bekommen, daß sie, zu solchen Kranken gerufen, die Eisblasen wegrissen, den Mißhandelten in heiße Tücher packten und an seinem Bett sitzend diese Tücher solang erneuerten, bis der Puls wieder ging und die Erstickungsgefahr verschwand. Nachher hießen sie Kurpfuscher und wurden vom Physikus aufs Korn genommen.

Dies ist der zweite revolutionäre Punkt in Schweningers Monographie. Er möchte nicht nur das stillschweigende Vertragsverhältnis zwischen Arzt und Patient abändern, sondern auch die Stellung des Arztes schlechthin. Akademiker, Männer der Wissenschaft waren sie bisher und wollten sie sein. Sie sollen aber nach Schweninger die rettende Tat schöpferisch aus sich selbst herausholen. Wie man darüber auch denken mag, jedenfalls engt sich der Kreis der Berufenen damit noch von einer andern Seite her bedenklich ein. Viele sinken ins Nichts, die sich ihrer abgelegten Examina wegen früher Ärzte nannten; viele, die nie

studiert hatten, rücken auf zu Künstlern, weil sie jenen Badedienern gleich des rettenden Eingriffs fähig sind oder die magnetische Zauberhand haben, die den Kranken so wohltut, oder durch große Selbstsicherheit beruhigend wirken.

Bekanntlich liegen Tat und Wissenschaft nicht erst seit Schweninger, sondern schon seit Jahrtausenden im Streit. „Conscience", so sagt Hamlet, also Bewußtheit, Zudrang von Ideen, „macht Feige aus uns allen", und „der Handelnde ist immer gewissenlos", sagt, von der Gegenseite her bestätigend, Goethe. Je schneller jemand unter verschiedenen Vorstellungen zu wählen versteht, aber auch je weniger Vorstellungen an sich er in seinem Apfel beherbergt, desto fähiger zur Tat wird er sein. Andrerseits muß, je besser jemand unterrichtet ist, er desto skeptischer werden, weil ihm die Relativität alles Irdischen aufgeht und er den Glauben an absolute Wahrheiten verliert. Unwillkürlich schwankt er am Krankenbett, weil er zu reich an Möglichkeiten ist; aber die leiseste Spur von Zweifel, an seinem Gesicht abgelesen, gilt den Umstehenden als Schwäche. Wieviel selbstverständlicher funktioniert der Ignorant! Mit je kleinerem Hirngepäck er ins Krankenzimmer tritt, desto weniger wird er von Parallelvorstellungen beunruhigt, desto größer ist seine Zuversicht, desto hoffnungsvoller sind seine Versprechungen. Und da den Stümpern in sechzig Prozent aller Erkrankungen die natura sanans gerade so gut zur Seite steht wie den Medizinalräten, ihre Heilungen den Kredit der Ungelehrten gerade so gut stärken wie den der Professionellen, ist es eigentlich nicht abzusehen, weshalb Kranke sich von Laienpraktikern fernhalten sollten, sobald diese offnen Blick, Verständnis für das Wesentliche und Einsicht genug haben, sich nicht an Aufgaben zu machen, die ihre Kräfte übersteigen. Umgekehrt gleichen viele junge Doktoren jenen preußischen Offizieren von 1806, die nur noch mit Hilfe der sphärischen Trigonometrie über einen Rinnstein zu marschieren vermochten. Sie haben schrecklich viel gelernt; nur das einfachste, das wissen sie häufig nicht; sie hatten es auf der Universität „nicht gehabt". Wenn sie Agrarier wären, müßten sie zielbewußt die allerschlimmste Konkurrenz: das „Kurpfuschertum" der Mütter an den eignen Kindern, niederzuringen suchen. Aber für eine solche Prohibition würden sie nur noch wenig Unterstützung finden. Unsre aufklärende Zeit, die überall auf Mündigsprechung und Selbsthilfe dringt, ist uns studierten Ärzten an und für sich feindlich.

So ernten wir nun das Ergebnis der beschämenden Schwerhörigkeit, mit der die Schulmedizin das Brausen einer unwilligen Laienbewegung Jahrzehnte hindurch mißachtet hat, um post festum langsam nachzubuchstabieren, was tausende von Pfuschern sich längst an den Schuhen abgelaufen hatten. Muß es erst noch viel schlimmer kommen oder kann es überhaupt nie wieder gut werden? Wenn Schweningers Pessimismus überzeugt und das Studium der Medizin, weil dem Genius fast entbehrlich, der Mittelmäßigkeit fruchtlos, aufhört für erstrebenswert zu gelten, gerät ja sofort der ganze akademische Betrieb in Gefahr. Daß unsere medizinischen Professoren die Wahrheit nicht kundgaben und alljährlich neue Scharen von Düpierten in die Misere der heutigen Arzterei hineinlockten, mag

menschlich sein; denn leere Hörsäle und ausfallende Kollegiengelder sind nichts Angenehmes. Doch wie bei mangelndem Zulauf — weil, wo die Masse fehlt, es auch keine Elite mehr gibt — selbst nur die technischen Schulen, das Operationswesen der Chirurgen, Okulisten, Geburtshelfer sich auf der Höhe halten und ihre Assistenten rekrutieren sollen, das ist mir ein Rätsel. Freilich, die bloße Tatsache des Vorhandenseins von zehntausenden von „Laienpraktikern", die heimlich und öffentlich das Gebiet beackern, von dem bei rechten Dingen studierte Ärzte ihre Nahrung ziehen sollten, beweist es, daß im Publikum seit Jahrzehnten schon die Situation erkannt war, über die nur noch einzelne Geheimräte sich im Irrtum zu befinden scheinen. Wir schlichten Werktagsleute als die Betroffenen haben um so mehr Ursache, solchen Irrtum nicht länger zu teilen, sondern der untröstlichen Gewißheit furchtlos und ohne weitere Selbsttäuschungen ins Auge zu schauen.

Der Kontrakt, den ein Arzt am Krankenbett eingeht, wird nur selten, nur wenn es gleich zu Unstimmigkeiten kommt, im Wortwechsel festgelegt. Er sollte lauten: „Was ich weiß und was ich kann, all meine Sorgfalt und Achtsamkeit will ich in den Dienst meiner Aufgabe stellen, will den Kranken mit aller Gewissenhaftigkeit ‚betreuen'; darüber hinaus werden keine Zusicherungen gemacht. Die vorhandene Schädigung kann sich stärker zeigen als die Widerstandskraft des Körpers; dafür trag ich die Verantwortung nicht. Denn weder hab ich den Kranken erzeugt, noch erzogen, noch gefährdet. Der Familie gehört er; die hat auch das Risiko zu tragen." Aber würde solche Sprache von neun Zehnteln der Angehörigen überhaupt nur verstanden werden? Sie verlangen nach wie vor, der Arzt solle den Kranken auf seinen Buckel nehmen und haftpflichtig bergauf schleppen. Kommt er mit seiner Last über die Kuppe, so ist er der Heiland, auch wenn er für die Heilung nichts konnte; stirbt der Kranke unterwegs, so ist der Pflichtige ein Stümper und ein Hallunke, dem übel nachgeredet werden muß. Insonderheit sind Frauen im Erpressen von Hoffnung, die bei schlechtem Ausgang nachher vor Gericht womöglich zum Anspruch auf Schadenersatz verwendet werden kann, so raffiniert, daß viele kluge Ärzte im Krankenzimmer kaum den Mund mehr öffnen. Die Mitleidigen, die sich breitschlagen lassen, die Spekulanten, die zu Gefallen reden, weil sie sonst fürchten auf der Stelle weggejagt zu werden, ziehen den Stand herunter. Denn das eben bleibt auch Schweningers A und O: der Arzt soll Herr sein am Krankenbett und unverantwortlich. Nur in einer Beziehung ist er doch vielleicht zu streng, in dem Spott nämlich, den er über alle diejenigen ausgießt, die von „unheilbaren" Leiden reden. Dies Gerede mag oft gedankenlos sein; doch dort, wo die Reaktionskraft eines Körpers gänzlich verbraucht ist, alle Gewebe darniederliegen wie fadenscheiniges, ausgerecktes Gummiband, das durch keine Macht der Erde wieder elastisch werden könnte, dort hat wohl auch der Kaiser sein Recht verloren und die Natur selber spricht: „es heilt nicht mehr".

Eine Florentinische Tragödie/ von Oscar Wilde

In seiner „Epistola e carcere et vinculis", gemeinhin als „De Profundis" bekannt, gedenkt Oscar Wilde wehmütig der „musikalischen" Werke, die ihn in der letzten Zeit vor seiner Verhaftung beschäftigten. „Salome", die „Florentinische Tragödie" und das biblische Drama „La Sainte Courtisane" werden da nebeneinander aufgeführt. Tatsächlich war die „Florentinische Tragödie", die hier zum erstenmal im Druck erscheint, seine letzte dramatische Arbeit. Er kam nicht mehr dazu, sie zu vollenden. Leider fehlt die erste Szene, die dem Prinzen und der Kaufmannsfrau gehören sollte. Es ist auch, wie neuere Nachforschungen ergeben haben, keine Hoffnung vorhanden, daß sie noch ans Tageslicht gefördert werde; vielmehr steht jetzt ziemlich sicher fest, daß sie gar nicht niedergeschrieben wurde: denn die seelische Verfassung, in der sich der Dichter damals befand, als die Gewitterwolke des Prozesses über ihm hing, war der Ausführung literarischer Pläne nicht günstig. Wir haben es also mit einem Fragment zu tun, einem Fragment am Beginn — darin ein Unikum der Weltliteratur —, nicht am Ende. Beispiellos kondensiert, wenn auch unbeabsichtigt, hebt die Tragödie, die sich auf drei Menschen beschränkt, jetzt mit den Worten an: „Enter the husband" (alle Tragik zwischen Ehemann, Frau und Liebhaber fängt damit an, daß der Gatte zur Tür hereintritt). Das Drama entstand auf Veranlassung des Londoner Theaterdirektors George Alexander, gegen Ende des Jahres 1894. Im April 1895, als Wilde schon in Untersuchungshaft saß und der Konkurs über ihn hereinbrach, wurde das Manuskript, das als Fassung letzter Hand zu gelten hat, aus seiner Wohnung in Chelsea gestohlen, ohne daß es bis heute wieder zum Vorschein gekommen wäre. Ja, selbst die Person des Diebes, der noch zwei andre Dramen („Die Herzogin von Padua" und „La Sainte Courtisane", eine Bearbeitung des Magdalenenstoffes) sowie den erweiterten Essay über das Problem in Shakespeares Sonetten mitnahm, ist nicht mit Sicherheit ermittelt worden. Im November 1904 fand Robert Roß, zwischen alten Bruchstücken der „Herzogin von Padua", eine frühere Niederschrift der „Florentinischen Tragödie". Seiner Angabe zufolge fehlen die fünf ersten Seiten und eine Seite in der Mitte. Einschneidende Veränderungen hat jedoch Wilde nie mit seinen Arbeiten vorgenommen. Er trug sie so lange mit sich herum, daß sie schließlich dem Haupte ihres Schöpfers fix und fertig entsprangen. Wenn er im Freundeskreis Proben daraus zum besten gab, feilte er beständig am Ausdruck, bis er seinen höchsten Ansprüchen genügte; auf diese Weise fixierte sich allmählich die Form bei dem Dichter. Nur so erklärt es sich, daß er ganze Dramen in wenigen Tagen, den umfangreichen „Dorian Gray" in ein paar Wochen zu Papier bringen konnte. Max Meyerfeld

(Dramatic rights and rights of publication are the property of Mr. Robert Ross, London.)

(Der Gatte tritt ein.)

Simone: So langsam, Weib? Du fliegst nicht deinem Herrn
entgegen? — Da, nimm meinen Mantel. Erst
den Pack. Schwer ist er. Nichts hab ich verkauft —
ein Pelzkleid nur dem Sohn des Kardinals.
Er hofft's zu tragen, wenn sein Vater stirbt,
und hofft recht bald darauf.
Doch wer ist dies?
Ein Freund ist bei dir. Fraglos ein Verwandter,
der, kurz vom Ausland erst zurück, ein Haus
befällt, indes der Herr des Hauses fern.
Verzeiht es, Unverwandter! Denn ein Haus
ist ohne seinen Herrn ein leeres Ding
und bar der Ehr'; ein Becher ohne Wein;
ist wie die Scheide, die der Stahl nicht strafft;
ein blumenloser Garten, sonnverwaist.
Nochmals heisch ich Vergebung, lieber Vetter!

Bianca: Dies ist kein Vetter und auch kein Verwandter.

Simone: Kein Vetter, kein Verwandter? Du verblüffst mich.
Wer ist es denn, der mit so art'ger Huld
geruht, bei uns zu Gaste sich zu laden?

Guido: Ich heiße Guido Bardi.

Simone: Wie! der Sohn
des Herrschers von Florenz, des blasse Türme
im Silberglast des flücht'gen Monds allnächtlich
wie Schatten ich von meinem Fenster sehe?
Herr Guido Bardi, seid willkommen, zweimal
willkommen! Denn ich hoff', mein ehrbar Weib
fiel Euch mit seichtem Wortschwall nicht zur Last,
wie's sonst der Weiber Art.

Guido: Der Herrin Gnade —
die Leuchte ihrer Schönheit bleicht die Sterne
und überstrahlt den lichten Köcher Lunas —
hat mich so höflich und so hold begrüßt,
daß ich, wenn's ihr genehm und wenn Euch selbst,
noch oft dies schlichte Haus besuchen will.
Führt das Geschäft Euch über Land, so will
ich bei ihr sitzen, die Verlaßne tröstlen,
damit sie nicht zu sehr sich um Euch sorge.
Wie dünkt Euch das, Simone?

Simone: Edler Herr,
dermaßen ehrt Ihr mich, daß meine Zunge,

gefesselt wie die Zunge eines Sklaven,
das Wort nicht findet, das sie sucht. Allein
zu ungesittet wär's, wollt ich nicht danken.
Ich dank Euch drum von Herzens Grunde!
Derlei
schweißt einen Staat zusammen, wenn ein Prinz
so edler Herkunft und so feiner Art
des laun'schen Glückes Scheidewand nicht achtet
und eines biedern Bürgers biedres Haus
als biedrer Freund besucht.
Und doch, mein Fürst,
bin ich vielleicht zu kühn. Ein andermal
kommt Ihr, so hoffen wir, als Freund hieher.
Heut nacht kommt Ihr, mir Waren abzukaufen.
Ist's nicht so? Samt und Seide, was Ihr wollt,
ich zweifle nicht, ich habe zarte Stoffe
von hoher Werbekraft. Zwar ist's schon spät,
wir Krämer aber schanzen Tag und Nacht
um kargen Lohn. Die Zölle sind zu hoch,
und Sonderzoll erhebt jedwede Stadt;
Gesellen taugen nicht, und selbst den Frauen
fehlt's an Geschick und Sinn, wiewohl mir Bianca
heut abend einen reichen Kunden brachte.
Nicht wahr, Bianca? Doch die Zeit verfliegt.
Wo ist mein Bündel? Hörst du nicht: wo ist's?
Mach's auf, mein gutes Weib. Entwirr die Schnüre.
Knie nieder auf den Boden. So ist's besser.
Nicht doch, nicht dies, das andre. Flink, nur flink!
Die Käufer werden oftmals ungeduldig,
wenn wir sie warten lassen. Ja, das ist's.
Gib her — behutsam. Denn es ist sehr kostbar.
Behutsam faß es an. Und nun, mein Prinz,
hier hab ich — mit Verlaub — Luccaner Damast,
wie Silber das Gewebe und die Rosen
so fein gewirkt, es braucht nur Wohlgeruch,
den gieren Sinn zu narrn. Berührt es, Prinz!
Ist es nicht weich wie Wasser, fest wie Stahl?
Die Rosen erst! Sind sie nicht schön gewoben?
Der Rose liebster Freund, die Hügelhänge
in Bellosguardo und Fiesole
streun solche Blüten nicht dem Schoß des Frühlings.
Und tun sie's, welken ihre Blüten — sterben.

Das ist das Schicksal aller Herrlichkeit,
so Wind und Wasser schaukeln. Die Natur
befehdet ihre eigne Pracht und wird
an ihren Kindern zur Medea. Prüft,
mein Prinz, noch näher! Seht, im Damast hier
herrscht Sommer stets, und keines Winters Zahn
zernagt je diese Blüten. Jede Elle
hat Gold gekostet, rotes, echtes Gold,
sorgsamen Sparens Frucht.

Guido: Wackrer Simone,
genug, ich bitt Euch. Ich bin einverstanden.
Ich will Euch morgen meinen Diener senden,
der wird Euch doppelt zahlen.

Simone: Edler Prinz,
die Hände küß ich Euch. — Jetzt fällt mir ein,
daß noch ein Schatz im Hause hier verborgen.
Ihr müßt ihn sehn. Es ist ein Staatsgewand —
Venedigs Werk: der Stoff geschorner Samt;
Granatäpfel das Muster; jeder Kern
ist eine Perl'; aus Perlen ganz der Kragen,
wie Mücken dicht zur Nacht in Sommerstraßen
und weißer als der Mond, den Tolle früh
durch Kerkerstäbe sehn. Ein männlicher
Rubin durchglüht wie Kohlenbrand die Spange.
Der heil'ge Vater hat nicht solchen Stein,
und Indien kann ihm keinen Bruder weisen.
Die Schließe selbst ist von höchst seltner Kunst.
Cellini schuf zur Augenlust des großen
Lorenzo Schönres nie. Ihr müßt sie tragen.
Es gibt nicht ihresgleichen in der Stadt.
Sie wird Euch trefflich stehn. Auf einer Seite
hüpft ein gehörnter, schlanker Faun in Golde
nach einem Silbernixlein. Auf der andern —
die Stille; ein Kristall in ihrer Hand,
nicht dicker als die kleinste Ähre, die,
wenn sie ein Vogel streift, erzittert, doch
so kunstvoll ausgeführt, man denkt, sie atmet
oder sie hält den Atem ein.
Bianca,
sag, stünde nicht dies kostbar edle Kleid
dem Prinzen Guido gut?
Red ihm doch zu!

Dir wird er nichts verweigern, mag der Preis
ein fürstlich Lösegeld auch sein. Ich teile
mit dir dann den Verdienst.

Bianca: Bin ich dein Lehrbub?
Soll ich um deinen Sammetmantel schachern?

Guido: Bianca, laßt, ich will den Mantel kaufen
nebst allem, was der biedre Händler hat.
Von Prinzen darf man Lösegeld verlangen,
und glücklich sind die großen Herrn, die in
so schönen Feindes weiße Hände fallen.

Simone: Ich bin beschämt! Ihr wollt doch meine Waren
erstehn? Nicht wahr? An fünfzigtausend Kronen
verdien ich kaum. Doch Ihr, Prinz, sollt sie haben
für vierzigtausend. Ist der Preis zu hoch?
Nennt Euern eignen Preis! Ich hab die Grille,
in diesem Wunderwerk des Webstuhls Euch
bei Hof zu sehn im Kreise stolzer Damen,
als Blume zwischen Blumen.
Prinz, man sagt,
die hohen Damen schwärmen so für Euch,
daß sie wie Fliegen Eure Schritt' umdrängen
auf Jagd nach Eurer Gunst.
Von Männern hört' ich,
die Hörner tragen und sie tapfer tragen,
als wär's der Zeiten Mode — eine Mode,
die höchste Phantasie verrät.

Guido: Simone,
legt Eurer kecken Zunge Zügel an!
Auch achtet Ihr der edlen Frau hier nicht.
Ihr zartes Ohr ist auf so rauhe Töne
nicht eingestimmt.

Simone: Ja, ich vergaß und will
nicht wieder Anstoß geben. — Liebster Prinz,
Ihr kauft das Staatsgewand. Nicht wahr, Ihr kauft's?
Nur vierzigtausend Kronen. 's ist ein Nichts
für einen, der Giovanni Bardis Erbe.

Guido: Erledigt morgen das mit meinem Kämmrer
Antonio Costa. Er wird hieher kommen,
und Ihr sollt hunderttausend Kronen haben,
wenn Euch damit gedient ist.

Simone: Hunderttausend!
Ihr sagtet hunderttausend? Oh, seid sicher:

das wird auf ewig und in allem mich
zu Euerm Schuldner machen. Ja, von heut an
gehört mein Haus mit allem, was es birgt,
Euch zu, Euch einzig.

Hunderttausend Kronen!
Mir flirrt der Kopf. Ich werde reicher sein
als all die andern Händler. Kaufen werd ich
Weinberge, Gärten, Äcker. Jeder Webstuhl
von Mailand bis Sizilien soll mir sein,
und mir die Perlen, die Arabiens Meer
in stillen Höhlen speichert.

Werter Prinz,
die Nacht soll meiner Liebe Herold werden.
Sie ist so groß, daß, was Ihr auch begehrt,
ich's nicht verweigre.

Guido: Wie, wenn ich die weiße
Bianca forderte?

Simone: Ihr scherzt, mein Herr.
Sie ist nicht wert des hohen Prinzen, ist
zum Haushalt nur geschaffen und zum Spinnen.
Ist's nicht so, liebes Weib? Es ist so. Sieh!
Dein Rocken wartet dein. Setz dich und spinn!
Daheim soll eine Frau nicht träge sein;
denn träge Hand schafft ein leichtsinnig Herz.
Geh, setz dich hin!

Bianca: Was soll ich spinnen?

Simone: Spinn
ein Kleid, getaucht in Purpur, für den Gram
zu seinem Trost; ein Tuch mit langen Fransen,
in das ein unwillkommner Säugling wimmert,
von keinem angesehn; ein feines Laken,
mit süßen Kräutern zart durchtränkt, als Hülle
für einen toten Mann. Spinn, was du willst —
mir gleich, mir gleich!

Bianca: Der dünne Faden riß,
das stumpfe Rad ist müd' der ew'gen Runde,
die stumpfre Spindel ihrer Last verdrossen.
Ich will heut nacht nicht spinnen.

Simone: Einerlei.
Dann sollst du morgen spinnen, jeder Tag
soll dich am Rocken sehn. So fand Tarquin
Lucretia. So vielleicht ersehnte sie

Tarquin. Wer weiß? Ich habe Sonderbares
von Ehefraun gehört .... Was gibt es Neues,
mein Prinz? In Pisa hat man heut erzählt,
aus England ein'ge Händler möchten dort
zu billigerem Preis die Wolle geben,
als es erlaubt, und haben um Gehör
die Signorie gebeten.
Schickt sich das?
Darf Kaufmann wie ein Wolf zum Kaufmann sein?
Und darf der Fremde, der im Lande lebt,
durch abgetrotztes Vorrecht oder listig
Uns den Verdienst zu rauben suchen?

Guido: Was
hab ich damit zu tun? Sagt! Soll ich hingehn
und Eure Sache bei dem Rat verfechten
in einem Rock, worin Ihr Narren abkauft
und dümmren Kunden noch verkauft? Simone,
mit Wolle handeln, das ist Eures Amts.
Mein Witz spürt anderm Wild nach.

Bianca: Hoher Herr,
verzeiht, ich bitt Euch, meinem guten Mann:
sein Geist steht immer auf dem Marktplatz, und
sein Herz schlägt einzig für den Preis der Wolle.
Doch ist auf seine Alltagsart er redlich.

(Zu Simone.)
Und du, du schämst dich nicht? Ein gnäd'ger Prinz
erscheint in unserm Haus, und du belästigst
durch üblen Vorwitz ihn. Bitt um Verzeihung!

Simone: In Demut bitt ich. Laßt von andern Dingen
uns reden heute nacht. Es heißt, der Papst
hat brieflich sich nach Frankreich an den König
gewandt, daß er die Alpen überschreite,
den Schild aus Schnee, und Frieden in Italien
vermittle. Schlimmer wär's als Bruderkrieg,
als Tyrannei des Volks und innre Fehde.

Guido: Verschont uns mit dem König der Franzosen!
Er kommt doch nie und redet stets vom Kommen.
Was kümmert mich dergleichen? Andre Dinge
sind näher und von mehr Belang, Simone.

Bianca (zu Simone):
Du langweilst, dächt ich, unsern gnäd'gen Gast.
Was gilt denn Frankreichs König uns? So viel

wie deine Wollehändler aus Britannien.

Simone: Ist dem so? Ist die ganze mächt'ge Welt
in dieses Zimmers Umfang eingeengt
und hat drei Seelen als Bewohner nur?
Zuzeiten schrumpft das große All, wie Tuch
im Bottich eines ungeschickten Färbers,
handbreit zusammen; eine solche Zeit
ist jetzt vielleicht. Nun, laßt es jetzt so sein!
Der dürft'ge Raum sei eine Weltenbühne,
wo Herrscher fall'n und unser tatlos Leben
der Einsatz wird, um den Gott spielt.
Ich weiß nicht,
was sprech ich so? Mein Ritt hat mich erschöpft,
und dreimal strauchelte mein Pferd — ein Omen,
das keinem Gutes kündet.
Ach, mein Prinz,
welch armer Handel ist dies Menschenleben,
auf wie gemeinem Markt verkauft man uns!
Wenn wir geboren werden, weint die Mutter,
doch niemand weint um unsern Tod. Nein, niemand.

(Geht zum Hintergrund der Bühne.)

Bianca: Wie er gleich einem schalen Krämer spricht!
Ich haß ihn, Seel' und Leib. Ihr bleiches Siegel
hat seiner Stirn die Feigheit aufgeprägt.
Vom Schlag gerührt, bebt seine Hand, die weißer
als Pappelblätter in des Lenzes Stürmen;
und schäumend sprudelt Wortgestammel ihm,
wie Röhrenwasser, aus dem Mund.

Guido: Bianca,
er ist nicht deiner Sorge wert noch meiner.
Der Mann ist bloß ein sehr ehrbarer Wicht,
voll glatter Phrasen für des Lebens Markt,
der teuer losschlägt, was gering er schätzt,
ein wind'ger Zänker einer Welt von Worten.
Nie traf ich einen so beredten Narrn.

Bianca: Oh, daß der Tod ihn träfe, wo er steht!

Simone (sich umwendend):
Wer sprach vom Tod? Vom Tod soll keiner sprechen!
Was sucht der Tod in so vergnügtem Haus,
wo nur ein Weib, ein Gatte und ein Freund
ihn grüßen? Laß den Tod dort Einkehr halten,
wo man die Ehe bricht, wo keusche Frauen,

die ihrer edlen Männer überdrüssig,
den Vorhang ihres Ehebettes lüften
und in besudelten, entehrten Kissen
der unerlaubten Wollust frönen. Ja,
's ist seltsam und doch so. Du kennst die Welt nicht.
Du bist zu unverdorben und zu ehrbar.
Ich kenne sie. Und möcht', es wär nicht so.
Doch Weisheit kommt mit Wintern. Grau werd ich.
Und längst floh Jugend meinen Leib. Genug!
Zur Freude reif ist diese Nacht. Fürwahr,
ich möchte heiter sein, wie's Pflicht des Wirts,
der unerwartet einen gnäd'gen Gast,
des Grußes harrend, findet.
Was ist dies?
Ihr brachtet eine Laute mit zum Spielen.
Ah, spielt, mein Prinz! Und bin ich allzu kühn,
verzeiht, doch spielt!

Guido: Ich will heut nacht nicht spielen.
Ein andermal, Simone.
(Zu Bianca.) Ihr und ich
vereint, mit keinen Lauschern als den Sternen
und dem noch eifersücht'gern Mond.

Simone: Nicht doch,
mein Prinz, ich bitt Euch drum. Ich habe schon
gehört, durch bloßes Greifen einer Saite,
durch zarten Hauch an einem hohlen Rohr,
durch Blasen in des Horns metallnen Mund,
daß wer ein Meister ist in dieser Kunst
aus Kerkern arme Seelen locken kann.
So seltner Zauber lauert in der Leier,
daß Fenster weit auf ihr Geheiß sich öffnen,
die Unschuld Weinlaub in das Haar sich flicht
und rast gleich der Mänade. Sei dem so!
Eu'r Spiel, ich weiß, ist keusch. Und darum spielt:
entzückt mein Ohr mit süßer Melodie!
In einem Kerker schmachtet meine Seele,
Musik heilt ihren Wahnwitz. Gute Bianca,
bitt unsern Gast, zu spielen!

Bianca: Sei getrost:
der liebe Gast wird Ort und Zeit sich wählen.
Die Zeit ist jetzt nicht da. Du langweilst ihn
mit deinem groben Eigensinn.

Guido: Simone,
ein andermal. Ich hab heut nacht genug
am weichen Wohllaut von Biancas Stimme.
Sie stillt den Liebesdurst der Luft und hemmt
der Erde Taumel oder heißt sie kreisen
um ihre Schönheit, wenn sie spricht.
Simone: Ihr schmeichelt.
Sie hat ihr Gutes wie die meisten Frauen.
Doch Schönheit ist ein Stein, der ihr versagt.
's ist besser so, vielleicht.
Nun, teurer Prinz,
wollt Ihr der Laute nicht Musik entlocken,
mein banges, überschweres Herz zu laben,
so trinkt mit mir!
(Sieht den Tisch.) Es ist für Euch gedeckt.
Hol einen Stuhl mir, Bianca! Schließ die Läden!
Den Eisenriegel lege vor! Ich will nicht,
daß scheelen Späherblicks die neid'sche Welt
auf unsre Freude starre.
Nun, mein Prinz,
stoßt an mit vollem, schäumendem Pokal!
(Fährt entsetzt zurück.)
Was meint der Fleck hier auf dem Tuch? Er sieht
so purpurn wie die Seitenwunde Christi.
Wein ist es bloß? Ich habe sagen hören:
wenn Wein vergossen wird, wird Blut vergossen.
Doch das ist Ammenklatsch.
Ich hoffe, Prinz,
mein Tropfen mundet Euch? Neapels Wein
ist feurig wie sein Berg. Heilkräft'gern Saft
gewährn Toskanas Reben.
Guido: Wackrer Freund,
er schmeckt mir; und so gütig Ihr erlaubt,
trink ich Biancas Wohl, wenn ihre Lippe,
wie Rosenblätter auf dem Becher treibend,
mir seinen Schluck versüßt. Bianca, koste!
(Bianca trinkt.)
Ah, aller Honig der hybläischen Bienen
ist bitter neben diesem Trank.
Simone,
Ihr bleibt dem Feste fern?
Simone: 's ist seltsam, Herr,

ich kann mit Euch nicht tafeln heute nacht.
Verstimmung oder Fieber meines Bluts,
das sonst gemäßigt, oder ein Gedanke,
der wie die Natter kriecht von Punkt zu Punkt,
dem Irren gleich von Zell' zu Zelle schleicht,
vergiftet meinen Gaumen, macht den Hunger
zur Last mir, nicht zur Lust. (Geht beiseite.)

Guido: Holdsel'ge Bianca,
der schale Krämer langweilt mich mit Worten.
Jetzt muß ich gehn. Ich werde morgen kommen.
Nenn mir die Zeit!

Bianca: Komm mit dem jüngsten Frührot!
Bis dahin ist mein ganzes Leben eitel.

Guido: Ach, löse deines Haares Mitternacht
und laß mich in den Sternen, deinen Augen,
mein Bildnis wie in Spiegeln sehn! Geliebte,
ist's auch ein Schatten nur, bewahr mich dort
und schau nichts an, das dir von meinem Selbst
nicht ein Symbol gibt! Ich bin eifersüchtig
auf das, woran dein Blick sich letzt.

Bianca: Sei ruhig!
Dein Bild wird immer um mich sein. Du Teurer,
die Liebe kann das Allerhäßlichste
zum süßen Zeichen der Erinnrung wandeln.
Doch komm, bevor der Lerche schrilles Lied
die Welt der Träumer weckt. Auf dem Altan
dort will ich stehen.

Guido: Und auf einer Leiter
aus Seide, scharlachrot, bestickt mit Perlen,
komm mir entgegen — weißer Fuß nach Fuß,
wie Schnee auf Rosensträuchern.

Bianca: Wie du wünschst.
Du weißt, in Lieb' und Tod gehör ich dir.

Guido: Simone, jetzt muß ich nach Hause gehn.

Simone: So rasch? Weshalb? Vom großen Dom die Glocke
schlug noch nicht Mitternacht, und schlafschwer liegen
die Wächter, die mit hohlem Horn den Mond,
den blassen, hänseln, auf der Burg. Ein Weilchen
bleibt noch! Ich fürcht', wir sehn Euch nicht mehr hier.
Und dies betrübt mein allzu schlichtes Herz.

Guido: Seid unbesorgt, Simone! Meine Freundschaft
hält unverändert stand. Doch heute nacht

kehr ich nach Haus zurück, und zwar sogleich.
Auf morgen, holde Bianca!

Simone: Nun, so sei's!
Ich hätte gern noch mehr mit Euch geplaudert,
mein neuer Freund, mein ehrenwerter Gast,
doch das soll, scheint's, nicht sein.
Und außerdem:
gewiß sehnt Euer Vater Euch herbei,
auf Tritt und Stimme lauschend. Ihr, nicht wahr,
Ihr seid sein einzig Kind? Er hat kein andres.
Ihr seid die ziere Säule seines Hauses,
die Blume eines Gartens voller Unkraut.
Die Neffen Eures Vaters sind ihm gram.
So schwatzt man in Florenz. Ich meine nur:
es heißt, sie neiden Euer Erbe Euch
und sehen grimmen Blicks auf Euern Weinberg,
wie Ahab auf des Naboth stattlich Feld.
Doch das ist bloß Geplapper einer Stadt,
wo Weiber zu viel reden.
Gute Nacht, Herr!
Hol eine Fackel, Frau! Die alte Treppe
ist voller Löcher, und der karge Mond
geizt wie ein Filz mit seinem Licht und birgt
sein Antlitz hinter einer Mask' aus Mull,
wie Dirnen, die auf Sündenfang ausgehn
nach armen Seelen. Jetzt will ich Euch Schwert
und Mantel bringen. Ja, mein lieber Herr,
es ist nur schicklich, daß ich Euch bediene,
der so mein kläglich Bürgerhaus beehrt,
der Wein und Brot mit mir geteilt und uns
ein trauter Hausfreund ward. Oft wird mein Weib
mit mir von dieser schönen Nacht noch sprechen
und ihrer großen Tat.
Ei, welch ein Schwert!
Ferraras Stahl, geschmeidig wie die Schlange
und tödlicher — gewiß. Mit solcher Waffe
hat man im Braus des Lebens nichts zu fürchten.
So zarte Klinge hab ich nie berührt.
Auch ich besitz ein Schwert, schon angerostet.
Uns Friedensleuten schärft man Demut ein.
Auf unserm Rücken viele Lasten schleppen,
nicht murren ob der ungerechten Welt

und ungerechten Schimpf ertragen lehrt
man uns, und wie das Duldervolk der Juden
ziehn wir Gewinn aus unserm Schmerz.
Doch einst,
als mir ein Räuber auf dem Weg nach Padua
mein Packpferd nehmen wollte, schlitzt ich ihm
den Hals und ritt davon. Ich kann ertragen
Mißachtung, Schande, Schmach von mancher Art,
den schrillen Hohn und offnen Schimpf: doch wer
mir irgend etwas stiehlt, das mir gehört,
und wär's auch nur aus Ton der schlechteste Teller,
davon ich meinen Hunger füttre — der
setzt Seel' und Leib aufs Spiel bei seinem Frevel
und stirbt. Aus wie besonderm Staube sind
wir Menschen doch geformt!

Guido: Wie deut ich das?

Simone: Wer weiß, Herr Guido, ob mein Schwert nicht besser
geglüht ist als das Eure. Sollen wir's
versuchen? Oder ist mein Stand zu niedrig,
daß Euren Schläger Ihr mit meinem kreuzet,
sei's Scherz, sei's Ernst?

Guido: Nichts käm' mir mehr zu paß,
als Euch mit blanker Klinge zu begegnen,
sei's Scherz, sei's Ernst. Gebt mir mein Schwert!
Holt Eures!
Die große Tat wird spruchreif heute nacht
noch, ob des Prinzen, ob des Kaufmanns Stahl
besser geglüht. War das nicht Euer Wort?
Holt Euer eignes Schwert. Was säumt Ihr, Mann?

Simone: Mein Prinz, von allen gnäd'gen Gunstbeweisen,
die auf mein dürres Dach Ihr ausgeschüttet,
ist dies der höchste.
Bianca, hol mein Schwert!
Fort da mit Stuhl und Tisch! Wir müssen frei
den Kreis für unsre Waffengänge haben.
Die liebe Bianca soll die Fackel halten,
damit, was nur ein Scherz ist, Ernst nicht werde.

Bianca (zu Guido): Ach, töt ihn, töt ihn!

Simone: Halt die Fackel, Bianca!

(Sie beginnen zu fechten.)

Simone: Pariert! Ah! Ha! Ihr möchtet wohl?

(Er wird von Guido verwundet.)

Ein Ritz, nicht mehr. Mich blendete die Flamme.
Nicht traurig sein, Bianca! Es ist nichts.
Dein Gatte blutet. Nichts ist's. Nimm ein Tuch,
verbinde mir den Arm! Nein, nicht so fest!
Gelinder, gutes Weib! Und sei nicht traurig!
Ich bitt dich, sei nicht traurig! Nein, nimm's ab!
Was liegt dran, wenn ich blute!
(Reißt den Verband ab.)
Auf! Noch einmal!
(Simone entwaffnet Guido.)
Mein hoher Herr, Ihr seht, ich hatte recht.
Mein Schwert ist bessrer Stahl, härter geglüht.
Doch proben wir die Dolche!

Bianca (zu Guido): Töt ihn, töt ihn!

Simone: Lösch' aus die Fackel, Bianca!
(Bianca löscht die Fackel aus.)
Nun, mein Herrchen,
nun bis zum Tod des einen oder beider,
vielleicht gar aller dreie!
(Sie kämpfen.)
Da und da!
Ha! Teufel, halt ich dich in meinem Griff!
(Simone überwältigt Guido und wirft ihn zu Boden.)

Guido: Narr, nimm vom Hals mir deine Würgefinger!
Ich bin des Vaters einz'ger Sohn; der Staat
hat einen Erben nur, und Frankreich lauert,
der falsche Feind, auf unsers Zweiges Ende,
die Stadt zu überfallen!

Simone: Schweig! Dein Vater
wird, wenn er kinderlos, beglückter sein.
Und unser Staat ... Florenz bedarf am Steuer
als Lotsen keines Ehebrechers, der
ihm seine Lilien schändet.

Guido: Fort die Hand!
Nimm die verfluchte Hand fort. Laß mich los!

Simone: So sinnreich hält der Schraubstock dich umspannt,
daß nichts dir mehr kann helfen und dein Leben,
auf seiner Schande Gipfel angelangt,
mit dieser Schande endet, schändlich endet.

Guido: Ach, gönnt mir einen Priester, eh ich sterbe!

Simone: Wozu der Priester? Nenne deine Sünden
vor Gott, den du noch heute nacht erschaust

und dann nie wieder! Nenne deine Sünden
vor ihm, der höchſt gerecht, weil ohne Gnade,
höchſt gnädig, weil gerecht! Was mich betrifft ...

Guido: Ach, hilf mir, ſüße Bianca! Hilf mir, Bianca!
Du weißt, es laſtet keine Schuld auf mir.

Simone: Wie, Leben iſt noch auf den Lügenlippen?
Stirb gleich dem Hund mit ſchlapper Zunge! Stirb!
Der ſtumme Fluß ſoll deinen Leib empfahn
und ſang- und klanglos ſpülen in das Meer.

Guido: Nimm, Heiland, meinen armen Geiſt zu dir!

(Er ſtirbt.)

Simone: Amen! Und jetzt zu dir!

(Simone erhebt ſich und ſieht Bianca an. Sie kommt auf ihn zu, wie geblendet von einem Wunder, mit ausgebreiteten Armen.)

Bianca: Warum haſt du
mir nicht geſagt, daß du ſo ſtark?

Simone: Warum
haſt du mir nicht geſagt, daß du ſo ſchön?

(Er küßt ſie auf den Mund.)

Die Erzählungen aus tausend und ein Nächten/ von W. Fred

in Abend im Wüstendorf. Während die Blasen des dickflüssigen Kaffees schäumend aufsteigen, streicht der Blick über den weiten Horizont der Wüste und verweilt bei den letzten gelben Streifen, dem Erbe der Sonne, und dringt dann hinein in den Winkel der kleinen arabischen Stube, wo um den Geschichtenerzähler ein Häuflein brauner Männer gedrängt ist. Unser Führer hat gebeten dabei sein zu dürfen. Und hier ist er der Herr, der es verschmäht aus der Wasserpfeife zu rauchen und unsere Zigaretten in die Luft dampft... Die Erinnerung holt aus den Winkeln des Gehirns, in denen die Niederschläge der vielen Bücher aufbewahrt sind, zwei seltsame Notizen. Ein Engländer Higgins hat ein Buch the garden of Allah geschrieben, in dem das Wüstenleben mit einer prachvollen Intensität eingefangen ist und fast die gleichen Szenen, die da erfundene Menschen erlebten, machen wir jetzt durch in den zwei Tagen, die wir brauchten, um in das Wüstendorf zu kommen. Und dann steigt unheimlich stark die Erinnerung auf an ein zweites Buch, jenes uralte von den tausend und ein Nächten, das Märchen erzählt, die vielen Märchen der sonderbarsten Art, von denen eines irgendwie ungeformt wohl auch der weißbärtige Mann im Dunkel des arabischen Cafehauses erzählt, indes die Nacht sinkt.

Kinder waren wir, als wir jenes erstemal voller Erregung das Märchenbuch lasen; aber es war ein andres Buch, nicht nur weil wir andre waren, andern Vorstellungen geneigt und im Herzen anderer Furcht, anderer Hoffnung hingegeben, nein, es war in der Tat ein anderes Buch, von irgend einem Toren beschnitten und wer nur dieses gelesen hat, oder vielleicht in spätern Jahren eine jener Zusammenstellungen auf geringes Papier gedruckt und den niedern Sinnen der Menschen dienend, — der weiß nichts von den Herrlichkeiten der Erzählungen aus tausend und ein Nächten. Jetzt erst gibt der Inselverlag langsam Band für Band eine Übertragung heraus, die eines wenigstens für sich hat: Vollständigkeit und Mut. Aber es ist nur eine Übertragung einer Übertragung, die Übersetzung des Burtonschen englischen Textes, den es schon viele Jahre gegeben hat und der selbst doch nur ein Text ohne Autorität ist neben vielen und nicht der beste. ‚Philologie' spottet man, aber bei diesem Buch der Geheimnisse, bei diesem Buch, das einem Schrank vergleichbar ist, mit ungezählten Laden, die von Schlüsseln gesperrt werden, deren Bärte verschlungen sind und viele Tricks haben, und jeder Schlüssel sperrt eine andere Lade —, bei diesem Buch scheint es, daß jedes Wort bis auf seinen letzten besten Sinn erforscht werden muß, damit man den letzten Duft trinken kann, der da eingeschlossen ist.

Aber an einen andern Abend kommt die Erinnerung, an eine Nacht, deren Umgebung wenig romantisch ist, die nicht spielt im Wüstenland und die Akteure

sind keineswegs braune Männer in weißem Burnus. Es ist eine Nacht, gelebt in einer ganz modernen Wohnung, und zwei Männer derselben Welt, derselben Stadt, desselben Métiers sogar sitzen sich in zwei Fauteuils gegenüber und sprechen, wie in diesem Zimmer schon mancherlei Rede und Gegenrede vor sich gegangen ist, gleichgültige und schmerzvolle, erzürnte und oberflächliche. Aber diese Nacht verleiht es dem einen der beiden Menschen, die da sprechen, das Tiefste seines Denkens plötzlich hervorblühen zu lassen und was das Erschütternde dieser Szene noch steigert, ist die Tatsache, daß dieser Mensch sonst gewohnt ist Tag um Tag zu verbergen, was ihm das liebste an Beschäftigung ist und sich mit Alltäglichem abzumühen. Er erzählt. Ja, auch er erzählt die Märchen aus den Erzählungen von den tausend und ein Nächten, aber nicht wahllos, er reiht eine an die andere voll Sinn und Weisheit. Er trägt nicht orientalisches Kleid und keine Sonne läßt letzte Strahlen um seine Mundwinkel spielen, dennoch erhitzen sich seine Worte an dem innern Feuer einer Überzeugung, einer Entdeckung. Er hat gefunden, was die vielen Generationen von Menschen, die dieses Buch gelesen haben, ihm nicht hatten entlocken können, das Rätsel gelöst, er hat die Schlüssel in seinen Händen und er sperrt auf Lade um Lade des vielfächrigen Kastens und immer neue Abteilungen zeigen sich und immer wieder vermag er es, ihr Dunkel zu lösen und die Zusammenhänge zu zeigen.

Der Mann ist Herr Adolf Gelber, der in einer Nacht des letzten Winters, während das köstlich in grünes Leder gebundene Exemplar des ersten Bandes der Inselausgabe von ihm verschmäht auf dem Tisch lag, all die Märchen mir erzählte und sie aneinander knüpfte, so daß ich ihren innersten Sinn begriff und nichts mehr davon faseln durfte, daß dieses Buch nur eine Zusammenstellung sei, mit einem beliebigen Rahmen, die einfach den Märchenschatz eines Volkes gebe und sonst kein Geheimnis in sich trage. Das nämlich hatten wir alle geglaubt. Jene, die den Urtext lasen und die andern, Gelehrte und Kinder, sie alle nahmen den Schatz und wußten gar nicht, wie groß er sei. Denn sie meinten, das seien einfach nur die Geschichte von einem Geist und einem Fechter, Berichte von Frauen, die, weil sie die Ehe brachen, in Ziegen verwandelt wurden und Männern, die ihre Begierden nicht zähmen konnten und darum alles Glück verloren und Königen, die trotz allen Reichtümern verlassen, einsamen Herzens auf ihrem Thron saßen. Kurz wenn es schon die feinen Leser waren, wenn es schon Herr Hugo von Hofmannsthal war, der diesem ersten Bande eine Einleitung geschrieben hat, die man einem funkelnden Geschmeide vergleichen kann, in dem jeder Stein seinen besondern und rechten Glanz hat und jede Fassung ihren eignen Reiz, selbst dieser aller eindringlichste Leser, von dem man bisher wußte, — man begnügte sich mit der Meinung: da ist eine unmäßige Fülle wunderbarer Märchen und sie werden erzählt von einer schönen Frau, die also einem barbarischen Asiaten durch die Kunst des Erfindens, des Erzählens die Tage ihres Lebens abringt. Sie kennt die Macht der Neugierde und nützt sie und besitzt die Kraft höchster Erzählungskunst.

Den Roman aber, der da vor sich geht, zwischen einem Barbaren, der kein

Barbar ist, und der wunderbar schönen Frau, die allmählich, während tausend und ein Nächte dahingehn, eine Mutter wird, die zwei Kinder an der Hand führt, den Roman hat erst Herr Adolf Gelber gelesen. Er hat ihn hie und da erzählt, aber die Welt ist weit, und die Worte verhallen in ihr und was nicht ein gedrucktes Buch ist, das einen Titel hat, der in den Katalogen steht, das Gelehrte exzerpieren, das gilt nicht. Und Herr Adolf Gelber ist ein Journalist und Herr Adolf Gelber lebt in der Stadt Wien und so ist es nur natürlich, daß er in einem langen Leben vor lauter Arbeit nicht dazu gekommen war das Werk zu tun, das nur er imstande war, und in einem bezwingenden Buche aufzuschreiben, was er entdeckt, und wie den Märchen ihr letzter Sinn zu entzaubern wäre. Und darum muß ich der Gerechte sein und von seiner Entdeckung sprechen, wenn ich die neue, wunderbar schön gedruckte, zärtlich in Leder gebundene Inselausgabe anzeigen soll, die mir dennoch, seit ich die Worte meines Landsmannes gehört habe, erscheint, wie ein Brief, in unbekannter Sprache geschrieben. Darum will ich versuchen den Schlüssel zu geben und wiederhole nur, daß nicht ich so weise war, ihn zu finden.

Ein Roman zwischen dem König und Scheherezade, gewiß das bildet die Gesamtheit der Märchen. Das wußten die andern schon. Es steht ja im Buche selbst.

Das letzte Mädchen des großen Reiches war gestorben, der Hand des Henkers anheim gegeben, weil der König von seiner Frau mit einem schwarzen Hund betrogen worden und weil er dieser Schmach entfliehend, im Hause des Bruders ebensolche Art des Betruges entdeckt hatte. Und sein Gehirn wurde zerstört, er konnte keinen andern Gedanken fassen, als den: sind sie alle so, muß das sein, daß die Frauen die gütigsten, die edelsten, die besten Männer betrügen, um der schwarzen Hunde willen? und weiter gesehen, ist das Leben, ist das Schicksal unentrinnbar, daß wir unfrei sind und plötzlich irgend etwas tun, was wir gar nicht tun wollen, was mit uns geschieht mehr, als daß wir die Herrn unserer Handlungen sind? Und daß wir dennoch diese Weiber nicht beherrschen und nicht entbehren können, nicht zu guten Frauen machen können und ihrer trotzdem bedürfen. So wie wir ja auch das Leben anzunehmen haben wie es ist, verwirrt, schnöde, ungerecht. Darum hatte der Sultan die Weiber schlachten lassen, eine nach der andern, am Morgen nach der Hochzeit; so konnte ihn keine betrügen, so war er schlau ... der Unglückliche; aber dann war kein Weib mehr da im Lande, es sei denn jenes, die als des Großvezirs Tochter von dem Schicksal ausgenommen war, vielleicht weil der König seinen Großvezir schonen wollte und vielleicht, weil der mächtige Großvezir sie gut verborgen hatte. Diese ist Scheherezade und das ist die Frau, die nun aufsteht, nachdem sie alle Trauer, ein verwüstetes Land, zerstörte Schönheit gesehen hat und miterlebt, wie jedesmal, wenn die Sonne ihren ersten Schein schickt, ein schönes Kind den letzten Schrei tat. Und sie geht zu ihrem Vater und sagt ihm: Nein, ich will keine Ausnahme sein. Wenn es heute nächtigt, geh' ich zum Sultan. Der Vezir will sie abbringen, es hilft ihm nichts. Der Sultan lacht ihn aus, als er die Geschichte hört und sagt: Ja, so sind sie eben diese Frauen. Und es wird Nacht und Scheherezade

tritt ans Bett des Sultans und sie erzählt ihm eine Geschichte, eine jener tausend und ein, oder dreitausend Geschichten, in denen jede Wendung geheimnisvoll ist und dunkel alles Geschehnis, bedrückend, daß einem das Herz springen könnte, aber der Sinn der, daß wir dem finsteren Geschick auf keine Weise entrinnen können ..... Aber sind nun diese Geschichten einfach Märlein, phantastisch angetan und voller Kraft den Sultan zu reizen, daß er immer neugieriger wird? Sind sie nur so spannend, daß er von einer Nacht zur andern auf den Ausgang lauert und die Scheherezade deshalb nicht töten läßt, damit er der angefangenen Geschichte Ende vernähme? Früher haben es die Leute geglaubt. Sie haben übersehen, daß es Nächte gibt, die enden, ohne daß eine Geschichte angefangen und nicht geschlossen ist, und daß Scheherezade doch am Leben gelassen wird. Ja, in der ersten Nacht erzählt sie ihm Geschichten von einem Kämpfer und einem Geist, von Menschenkindern, die sich Dinge haben zuschulden kommen lassen, Dinge von verschiedener Schwere, denen der Tod droht und die doch im letzten Augenblick nicht getötet wurden, sondern in Tiere verwandelt und so eine ferne Aussicht ihnen winkt, wieder Menschen zu werden, trotzdem sie gefehlt haben. Der Sultan ist erstaunt über die immer seltsamer werdenden Geschichten und als es Morgen wird, ist eine der vielen Geschichten dieser Nacht nicht beendet. So wartet er. Und dann, es ist ihm manchmal so vorgekommen, als würde dieses Mädchen in dem und jenem Märchen an ihn selbst erinnern, an einen Mann, der unbarmherzig straft, grundlos seiner Wut Raum läßt, oder an sie selbst, an einen schuldlosen Menschen nämlich, dem der Tod droht, indeß anderen Menschen, die gefehlt haben, leichter oder schwerer gefehlt haben, doch noch Gnade zuteil wurde. Die Nacht bricht ab, eine Geschichte unvollendet ... Der Tag vergeht, der Sultan regiert, Scheherezade und ihre kleine Schwester harren des Kommenden.

Aber nur ein großer Dichter konnte diese jüngere Schwester erfinden, die wartet, daß die ältere sterben soll, ihr das gleiche Schicksal werden und die nur eines begehrt: Erzähle Schwester ...

Und wie sie wieder allein sind, es ganz dunkel ist, die angefangene Geschichte geendet, die neue begonnen, da sind es wieder Geschichten von Menschen, die gestraft werden sollen und denen dann die Strafe geschenkt wird und schließlich — schon steigen die Lichter auf, — ist es eine Geschichte von einem Menschen, der schwer gefehlt hat und dem die Strafe geschenkt wird. Die Nacht ist aus, die Geschichte zu Ende erzählt, keine neue begonnen, Scheherezade wartet des Todes. Der Sultan denkt nach. Was für eine sonderbare Frau, was für Geschichten. Schuldige, denen man die Strafe schenkt; ich aber, ich habe nun durch Jahre Unschuldige töten lassen, um der Erinnerung einer Schuldigen willen .. Warum erzählt das Mädchen dies, will sie, mich höhnend, sterben? Er spricht kein Wort. Der Morgen wird zum Mittag und es wird Nacht. Scheherezade hat das Schicksal ihrer Vorgängerinnen nicht geteilt. Sie hat die Brautnacht gelebt und sieht den kommenden, den zweiten Tag. Nicht weil der König neugierig ist auf das Ende einer angefangenen Geschichte, denn es ist keine unvollendet, sondern weil der

König neugierig ist auf das Rätsel dieses Menschen da und weil er dunkel fühlt, daß alle diese Geschichten nur Worte einer großen Geschichte sind, die ihm das kleine Mädchen da erzählen will. Und dann, die letzte Geschichte, die sie ihm in der zweiten Nacht zu Ende erzählt hat, die war zu seltsam. Es war die Geschichte von einem Mann, der glücklich ist, eine Reise tut, nach Hause kommt und seine Frau mit einem Schwarzen wiederfindet. Das ist ja seine Geschichte, sein eigenes Erlebnis, die Quelle all des Übels, der letzte Grund seines verwirrten Hirns. Und das erzählte sie ihm. Und nun soll eine dritte Nacht folgen ... Geschichten von Menschen, die Gutes tun, an denen kein Fehl ist, soweit man sehen kann und die gerade, weil sie Gutes tun und gerade von dem, an dem sie Gutes tun, getötet werden. Durchblickt schon einer das Knüpfwerk der Motive? Es wird immer wieder erinnert und gedeutet das Schicksal der beiden Menschen, die da nebeneinander liegen, einander lieben..... Er ist der Unheil verteilende... Sie hat ihm nur Lust geschenkt, wie all die gemordeten Schwestern und er hat sie alle töten lassen, so wie in den Geschichten, die da erzählt werden, jene die Gutes tun, bedroht werden ... Und nun gehen die Nächte ... Und keine Geschichte kommt von den Lippen der Scheherezade, die nicht ein neues Motiv brächte, einen neuen Faden zu den alten einwebte in den Teppich aller dieser Erzählungen. Es wird erinnert an den Schwarzen, es wird erinnert an unbegründete Eifersucht, es wird erinnert an die vergeblichen Versuche, Menschen auf den rechten Weg zu bringen, „so wie es vergeblich ist, König," — scheint Scheherezade zu sagen, — „vergeblich sein wird, was ich tue, denn schließlich werde ich sterben wie alle die andern ....."

Und da nun die Monate verstreichen und die Menschen immer mehr ineinander leben, und die Fäden der Geschichte nicht nur ein Gewebe bilden müssen wie ein persischer Seidenteppich, sondern auch die beiden Menschen aneinander binden, fester und immer fester, so werden die Anspielungen deutlicher und häufiger, so kommt der Tag wo Scheherezade aufschreit: sie will nicht mehr, sie ist zu müde zu erzählen, ihr armes, geringes Leben mit immer wieder einer Geschichte zu erkaufen. (Aber auch das sagt sie ihm nur durch den Mund irgend eines Sklaven, irgend einer Geschichte, der den Tod erleiden soll und vor dem mächtigen Fürsten steht und sein Leben durch Märchenerzählen rettet.) Und so geht mit einer Steigerung, wie sie kein Drama der Weltgeschichte stärker hat, der Roman des Königs und der Scheherezade weiter, bis er sie plötzlich einmal, ohne daß im Text von Hochzeit, derlei Besprechung, Feier die Rede gewesen wäre, Sultanin nennt. Bis dann plötzlich einmal von ihr gesagt wird, daß sie zwei Kinder von ihm hat; aber immer noch erzählt sie ihm Märchen und dann Parabeln und Allegorien, in denen die alten und neuen Motive auftauchen und ins Herz des Königs bohren, bis zu dem bekannten Schluß, da der König sich ihr zu Füßen wirft, sie um Verzeihung bittet, sie zur Königin macht und — das aber steht nicht im Buch, durch die Erzählungen der tausend und ein Nächte belehrt ist. Sie hat ihm gezeigt, wie sich das Leben knüpft aus Wahrem und Falschem

und wie sich Lügen, Verdächtigungen, Argwohn und Zorn zu einem Viergespann einen, das wild heransausend die Menschen vernichtet. Sie hat den Mut gehabt, seine eigene Geschichte und die seines Bruders mit allen, was er dann tat, ihm in allen wesentlichen, allen erdenklichen Variationen vor die Augen zu halten und ihm, dessen Sinn zerstört ist, den wahren Inhalt aufzuweisen: Trotz allem ist das Leben wert gelebt zu werden, denn sieh, König, Scheherezade hat die Schlechtigkeit der Menschen wohl erkennend und ihrer bewußt, dennoch das Rettungswerk versucht.

Ein Roman. Gewiß. Die Erzählung zweier sich kreuzender Lebensgeschicke und Wechsel von Glück und Leid, Höhen und Tiefen. Ist nun auch klar, daß der Dichter dieses Werkes, — denn nun müssen wir von einem Dichter sprechen — nicht all diese Geschichten erfunden hat, (denn wir könnten uns kein menschliches, kein heroisches Gehirn denken, das die Phantasie und Intensität besäße, jedem Motiv so viel plastische Verkörperung zu schenken,) so war er doch ein Romanzier trotz jedem. Der Dichter hat den Schatz an Märchen nach seinem Ziel und Sinn und Absicht verwendet. Die Erzählungen waren da, alle oder vielleicht zum großen Teil; was er gab, war die Erzählung zweier sich ineinander flechtender Leben, die Komposition, so daß er eines ans andre sinnvoll reihte, bis der Roman dastand. Und das erklärt auch die Verschiedenheit der existierenden Texte. Denn es gibt einen in Indien und einen in England und — — — — Die phantastische Kraft der Märchen noch einmal zu rühmen, — ein unnützes Beginnen. Ein paar Motive, die am häufigsten auftreten und nicht unmittelbar in den Roman der Scheherezade und des Sultan gehören, erschüttern jenen, der das unendliche Weiten umspannende Buch Seite um Seite liest. So die immerwiederkehrende Frage aller Eifersucht wie aller Enttäuschung und allen Schmerzes über einen andern Menschen: wie konnte sie, er das tun? Oder das fatalistische Moment: es geschieht, was geschieht und wir können nichts dagegen tun. Wo ist das Kind, das sich nicht an die Geschichte von den vielen Zimmern erinnern möchte, an jene Geschichte, die dem ein tiefes Lebenssymbol wird, der kein Kind mehr ist: Dreihundertneunundneunzig Zimmer darf einer öffnen, das vierhundertste nicht. Und wir wissen in dem Augenblick, wo solche Forderung ausgesprochen wird, daß dieser Mensch den Schlüssel nehmen und die Pforte des vierhundertsten Zimmers öffnen wird. Er könnte sonst nicht leben vor Sehnsucht, Menschengeschick ... Kann man die ewige Geschichte menschlichen Schicksals mit einem stärkern Ton erzählen?

Ich mußte, da ich über das Buch sprechen sollte, des Herrn Adolf Gelber Rätsel-Lösung hier erzählen anstatt einer eigenen Paraphrase. Mag trotzdem, wer nicht gewillt ist, sich an neue Vorstellungen zu gewöhnen und über weite Felder Brücken zu spannen, das Buch genießen wie die Geschlechter vor uns: als die unerschöpfliche Vorratskammer phantastischer Vorstellungen. Indes wir andern noch zudem einen kleinen goldenen Schlüssel als Geschenk des Herrn Adolf Gelber empfangen haben.

Der Fall Karin/ von Poul Bjerre

Eine experimentelle Studie über die sogenannten spiritistischen Klopflaute

In dem großen Chaos eigentümlicher und unerklärter Erscheinungen, die der Name Spiritismus umfaßt, kann man zwei Gruppen unterscheiden — man könnte sie die psychische und die materielle nennen.

In die erstere Gruppe gehören Phänomene, die außerhalb unserer täglichen Erfahrungen liegen, ohne deshalb unsere Grundauffassung des Verhältnisses zwischen unserem inneren Leben und der Außenwelt zu stören. Als Beispiele nennen wir automatisches Schreiben, Clairvoyance, Kundgebungen, die auf verschiedene Weisen erhalten werden, und die angeblich von Abgeschiedenen herrühren sollen, Telepathie usw. Es gibt heute keinen Forscher in diesen Dingen, der die Wirklichkeit dieser Phänomene leugnet. Was die Erklärung derselben betrifft, so ist es nunmehr von geringer Bedeutung, daß die Spiritisten darauf beharren, hier die Offenbarung von außerhalb unseres irdischen Lebens existierenden Intelligenzen zu sehen: — die ganze Phänomenengruppe ist schon aus ihrem Lager in das Gebiet der modernen Wissenschaften gebracht worden. Durch das Studium von psychischem Automatismus im allgemeinen, von hysterischer Persönlichkeitsspaltung, von Gedankenübertragung und dergl. hat man diese Phänomene mit anderen, die schon weiter erforscht sind, verbunden. Man hat die Lichtstrahlen des Experimentes auf sie fallen lassen, die „Gespenster" sind verschwunden; anstatt im mystischen Dunkel des Aberglaubens verborgen zu liegen, sind sie ans Licht getreten als natürliche Glieder der modernen Weltanschauung.

Anders verhält es sich mit den Phänomenen der zweiten Gruppe, der materiellen. Hier handelt es sich um Erscheinungen, die beim ersten Anblick die festesten Grundlagen unserer Anschauungen zu erschüttern scheinen. Wir konstatieren z. B., daß Gegenstände sich ohne sichtbare Ursache bewegen; wir hören allerlei unmotivierte Laute, wie Klopfen und Pochen in Wänden und Fußböden, Spielen von Instrumenten und dergl. Wir sehen ebenso unmotivierte Lichterscheinungen; — wir gewahren wie materielle Körper vor unseren Augen und in unseren Händen sich auflösen und neubilden. Nach fünfzigjährigem Streit haben sich diese Phänomene die Anerkennung der Forscher errungen; nur über das letztere sind die Ansichten etwas geteilt. Hier gibt es, wie auch anderswo, viele, die Skepsis als eine Art Sport betreiben, und die ersichtlichsten Tatsachen fortleugnen; aber auf sie braucht der ernste Forscher keine Rücksicht zu nehmen.

Daß die Spiritisten auch hier ihre „Geister" hervorziehen, ist selbstverständlich. Sie glauben um so stärkere Gründe dazu zu haben, als sich noch keine Möglich-

keit gezeigt hat, einen Anknüpfungspunkt zwischen diesen Phänomenen und unseren gewöhnlichen Kenntnissen von dem Weltenbau zu finden. Man würde nicht von dieser „Geistertheorie" zu reden brauchen, wenn sie nicht so allgemein verbreitet wäre, und wenn nicht selbst die stärksten Intelligenzen ihr zum Opfer gefallen wären. Ihre Absurdität springt in die Augen, wenn man bedenkt, daß jedes neue und eigentümliche Phänomen in seinem ersten Stadium immer der Wirkung eines „Geistes" zugeschrieben worden ist. Will man an der Ansicht Zoroasters festhalten, daß der Leichengeruch ein böser Geist sei, der sich über den Körper des Verstorbenen werfe, oder an der mittelalterlichen Auffassung von der Ursache des Veitstanzes und anderer Krankheiten, dann mag man auch behaupten, ein „Geist" sei in den Tisch hineingekrochen, wenn dieser sich spontan bewegt. Wenn man aber überhaupt die Wege weiter gehen will, die die Forschung im Laufe der Jahrhunderte gebahnt hat, dann muß man versuchen, auf ihnen auch zum Verständnis hierhergehöriger Phänomene vorzudringen.

Es gilt also den Schwerpunkt aus den vielgestaltigen Ursachen der Phänomene herauszufinden, und bei seinem Studium sich einer modernen Forschungsmethode zu bedienen.

Während mehrerer Jahre hat der Verfasser, zusammen mit Hjalmar Wijk, der sich bei der vorliegenden Untersuchung auch beteiligt hat, Versuche nach dieser Richtung hin gemacht. Bei diesen Versuchen haben wir uns von folgender Erwägung leiten lassen:

Schließt man sukzessive die Umstände aus, unter denen die materiellen spiritistischen Phänomene aufzutreten pflegen: Dunkelheit, Zirkel von einer gewissen Anzahl Personen, Musik, Medium in Trance usw. so bleibt am Ende nur ein einziger Umstand zurück, der sich als eine absolute Bedingung erweist: — es ist das Medium.

Ähnliche Phänomene wie die, welche in künstlich geordneten Dunkelseancen hervorgerufen werden, können auch auftreten ohne irgend welche äußere Anlässe. Es gibt Fälle, wo in der Nähe einer bestimmten Person alle losen Gegenstände sich zu bewegen begannen, so daß man genötigt wurde diese Person zu entfernen, um Ruhe zu bekommen. Ein solcher Fall, von dem wir an Ort und Stelle Kenntnis genommen haben, kam z. B. in Kastlösa auf der Insel Öland im Winter 1894 vor. Bei anderen Gelegenheiten wurden Häuser durch Geräusche unbewohnbar gemacht. Wenn die Phänomene derart auftreten, können sie eben so stark bei vollem Tageslicht wie in der Dunkelheit sein; — alle Versuche, sie hervorzurufen oder aufzuheben, zeigen sich erfolglos. Das einzige, was man mit Gewißheit zu konstatieren pflegt, ist, daß sie an eine bestimmte Person gebunden sind; verläßt diese die Stelle, so wird alles wieder ruhig. Zwar kann man nicht mit Sicherheit feststellen, daß die Phänomene durch einen bestimmten Bewußtseinszustand dieser Person bedingt seien, aber es scheint doch oft als ob ihr Gemütszustand einen Einfluß auf die Phänomene ausübe. Wahrscheinlich gibt es bei allen Medien eine Neigung zu demjenigen Bewußtseinszustand, der Trance genannt wird. Es

unterliegt keinem Zweifel, daß die Fähigkeit, sich selbst in Trance zu versetzen, die hervortretendste Eigentümlichkeit aller ausgebildeten Medien ist. — Daraus dürfte man es wagen, den Schluß zu ziehen, daß der Trance das wesentliche in der äußersten Bedingung der Phänomene sei, und es scheint uns, als müsse ein zielbewußtes Studium eben hiervon ausgehen.

Schon hier beim Anfang des Studiums befindet man sich auf unbekanntem Gebiete. Alle die Bewußtseinszustände, die außerhalb des durchschnittlichen Zustandes liegen, sind nur äußerst fragmentarisch bekannt. Es existiert z. B. keine erschöpfende Beschreibung des normalen Schlafes, obgleich jeder weiß, welche dominierende Rolle dieser bei allen Lebensfunktionen spielt. Erst durch sein Studium und durch ein ebenso eingehendes Studium der Hypnose mit allen verwandten Zuständen kann man zur wirklichen Kenntnis des an sich gut charakterisierten Trancezustandes vordringen.

In diesem Fall ist es doch von größerer Wichtigkeit, den Trance praktisch hervorrufen zu können, als ihn in allen seinen Eigenheiten zu kennen. Denn der Schwerpunkt in diesem ganzen Studium scheint uns darin zu liegen, daß man absichtlich den Trance hervorruft und dadurch auch die Phänomene; dies ist vor allem das Ziel unserer Bestrebungen gewesen.

Erst wenn man auf diese Weise die Phänomene seinem Willen unterworfen, und wenn man gelernt hat, sie in derselben Weise zu behandeln wie man jede andere Erscheinung behandelt, die man experimentell untersuchen will: erst dann hat man diese angefochtenen Phänomene in das Gebiet der Wissenschaften gebracht. Erst dann auch wird es möglich sein, sie in ihren Einzelheiten kennen zu lernen, Analogien zwischen ihnen und anderen, besser gekannten Phänomenen zu finden, zu messen, zu wiegen, zu registrieren usw., mit einem Worte, auf sie dasselbe Licht zu werfen, das schon auf den alltäglichen Begebenheiten unseres Lebens liegt.

Die Untersuchungen, die wir auf der Grundlage dieser Erwägungen früher unternahmen, haben nicht zu so sicheren Ergebnissen geführt, daß wir sie der Veröffentlichung wert gefunden hätten. Es ist möglich, daß auch gegen nachstehende Untersuchung Einwände gemacht werden können; aber der Fall selbst scheint uns von so großem Interesse zu sein, daß er nicht unter unseren Akten begraben werden soll. Das Ergebnis ist, dank der Begrenzung des Gegenstandes, leicht zu überschauen, und es scheint uns möglich, sichere Schlüsse daraus zu ziehen.

Es handelt sich um einen Fall von spontanen Klopflauten, der 1904 in einer Villa im südlichen Schweden beobachtet wurde. Da die Personen, in deren Nähe die Phänomene stattfanden, nicht der Öffentlichkeit ausgesetzt zu werden wünschen, haben wir die Hauptperson hinter ein Pseudonym, „Karin", verstecken müssen; ihr Mann, der Oberförster ist, wird bei seinem Titel genannt. Jedoch ist es uns erlaubt, den Interessierten privat Auskünfte zu geben, sowohl über ihren Namen und ihren Wohnort, als über die fünfundzwanzig Personen, die Zeuge der Phänomene waren, als diese sich am stärksten zeigten.

Die Villa, wo die Phänomene stattfanden, ist ein mittelgroßes Gebäude in einfachem Stile. Sie wurde vor fünfunddreißig Jahren gebaut, um dem Verwalter auf dem Gute, zu dem sie gehört, zur Wohnung zu dienen. Damals war sie das dominierende Gebäude der Gegend, und die Leute fingen bald an, über sie ein ähnliches Gerücht zu verbreiten wie es Schlössern und Herrensitzen so oft zuteil wird. Man sagte, daß es dort spukte; die zwei Personen, die in der Villa gestorben waren, die Mutter und die Frau eines Verwalters, der das Haus lange bewohnt hatte, „gingen um". Man schenkte jedoch allen diesen Gerüchten wenig Aufmerksamkeit; die Vernünftigen sagten, es wäre nur leeres Geschwätz.

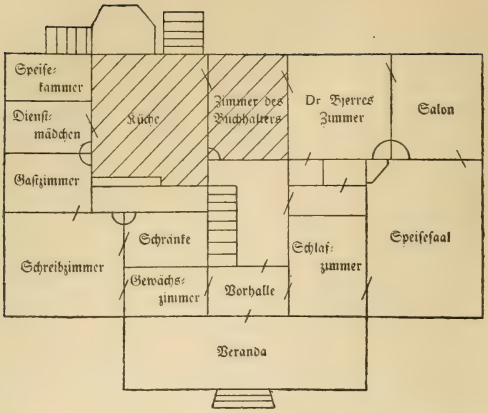
Eine Zeitlang war die Villa nur im Sommer bewohnt. Jetzt kamen wieder die Spukgerüchte in Umlauf. Man behauptete, es wäre dort niemals still, man hörte Schritte von unsichtbaren Wesen, die Fenster wären hell erleuchtet, obgleich das Haus unbewohnt war, Türen öffneten sich von selbst usw. Eine Frau, die eines Abends, eben als niemand die Villa bewohnte, sich auf die Treppe gesetzt hatte, um auszuruhen, hörte plötzlich drei starke Klopflaute drinnen, was sie so erschreckte, daß sie schnell davoneilte. Die Leute in der Gegend konnten uns von mehreren solchen Episoden erzählen; aber wahrscheinlich ist die Phantasie durch die Ereignisse der letzten Monate allzu lebhaft geworden und hat sich bis zur freien Erfindung gesteigert.

Während der letzten acht Jahre war die Villa geschlossen und nur bisweilen von Reisenden bewohnt. Am 18. April wurde sie wieder geöffnet, als der Oberförster mit seiner Frau in das Haus einzog, um sich dort für ein halbes Jahr niederzulassen.

Auf den ersten Anblick macht die Villa einen alltäglichen Eindruck, aber bei näherem Zusehen hat sie ein gewisses ödes, mystisches Gepräge. Wenn man in der Dämmerung auf dem Weg an ihr vorübergeht und sie von weitem gegen den dunklen Hintergrund des Tannenwaldes sich abheben sieht, einen schwachen Lichtschein in den hohen Fenstern, kann man sich wohl vorstellen, daß die Volksphantasie diesen Platz zur Heimat von Gespenstern und allerlei wunderlichen Wesen gemacht hat. Und wenn man in die großen, öden Räume hineinkommt, kann man sich kaum des Gefühls von etwas Fremdem erwehren; man versteht beinahe, daß es den Menschen, die da gewohnt haben, oft zumute war, wie wenn sie „nicht allein wären".

Wie der Grundriß (S. 1100) zeigt, besteht die Villa aus einer Wohnung mit zehn Zimmern und einer Küche; darüber ein geräumiger Boden mit fünf Zimmern. Der Keller erstreckt sich nur unter der Küche und einer daranstoßenden Stube, das gestrichelte Gebiet auf dem Plane. Der ganze übrige Teil des Gebäudes ruht direkt auf dem steinernen Grund, von diesem getrennt nur durch einen, einige Zentimeter hohen Luftraum; wegen der Luftzirkulation ist die Mauer mit etwa zehn kleinen Löchern versehen, die zu diesem Raum hineinführen.

Zu der Zeit der Phänomene wohnten in der Villa, außer dem Oberförster



und seiner Frau, auch ein Buchhalter des obenerwähnten Gutes und ein Dienstmädchen; einige Zeit war auch Karins Mutter zum Besuch da. —

Die Geschichte der Phänomene beginnt am 9. Mai und ist in Kürze folgende: Der Oberförster hat jetzt die Villa drei Wochen bewohnt, und während dieser Zeit ist nichts Außergewöhnliches vorgefallen. Weder er noch seine Frau kennen bis jetzt das Spukgerücht des Ortes und wenn sie auch beiläufig etwas davon gehört hätten, so würden sie sich wahrscheinlich darum nicht gekümmert haben. — Augenblicklich ist der Oberförster auf einer amtlichen Reise. Außer Karin, dem Buchhalter und dem Dienstmädchen wohnt in der Villa ein Herr, der in Geschäftsangelegenheiten nach dem Gut gekommen ist. Dieser Herr verbringt den Abend im Schreibzimmer zusammen mit einigen anderen Personen, die ebenfalls zum Besuch da sind, aber in einer anderen Villa wohnen. Um zehn Uhr geht Karin zu Bett, und sie hört dann, wie man drinnen spricht. Indessen schläft sie ein, wird aber um Mitternacht durch Lärm von der Vorhalle her aufgeweckt. Es ist der in der Villa wohnende Geschäftsmann, der seine Besucher hinausbegleitet. Nachdem er die Tür hinter ihnen geschlossen, geht er in sein Zimmer, und es wird still.

Karin ist eben wieder beim Einschlafen, als sie erschrocken auffährt durch das Geräusch von schweren Schritten auf der Veranda und von drei starken Schlägen an die Tür. Sie faßt sich und nimmt an, daß es vielleicht eine der Personen sei, die soeben die Villa verlassen haben und die aus irgend welchen Gründen zurückgekehrt sei. Als niemand anders das Klopfen zu hören scheint, zieht sie sich an und geht, um zu öffnen. Ihre Vermutung war richtig; einer der Herren hatte in der Finsternis den Weg nach seiner Wohnung nicht finden können. Sie gibt ihm eine Laterne mit und geht wieder zu Bett.

Als sie das Licht ausgelöscht hat und den ersten Halbschlummer zu fühlen beginnt, fährt sie wieder zusammen bei drei ähnlichen Schlägen an die Tür wie kurz zuvor. In dem Glauben, der Mann sei noch einmal zurückgekehrt, zieht sie sich wieder an und öffnet. Aber jetzt ist niemand da. — — Karin weiß, daß sämtliche, in der Villa wohnenden Personen zu Hause sind und begreift darum nicht, wer geklopft haben könnte. Etwas halbbewußt, wie man es immer ist, wenn man mitten in der Nacht aufgeweckt wird, denkt sie nicht weiter über die Sache nach, sondern geht hinein und versucht wieder einzuschlafen. Es gelingt ihr aber nicht, denn während der ganzen folgenden Stunde pocht es mit einigen Minuten Zwischenzeit immer fort drei Schläge, ganz wie das erstemal. Im Anfang scheinen ihr die Schläge von der Tür her zu kommen wie vorher auch, aber später ist es ihr unmöglich zu unterscheiden aus welcher Richtung sie kommen — sie hört sie bald von der einen, bald von der anderen Seite des Zimmers, oft auch von einem Punkte unter dem Bette. Der Lärm erschreckt sie schließlich, aber sie sucht sich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß es wahrscheinlich nur jemand sei, der einen schlechten Spaß mit ihr treibe, um sie zu erschrecken. Sie kann sich aber nicht denken, wer sich solchen Spaß erlauben würde.

Indessen werden die Klopflaute seltener und hören schließlich ganz auf. Wieder gelingt es ihr einzuschlafen, aber noch einmal wird sie von den drei harten Schlägen geweckt; es ist dann gerade drei Uhr. Nachdem wird es ganz still, und sie schläft ruhig den übrigen Teil der Nacht.

Am folgenden Morgen erinnert sich Karin deutlich des Erlebten. Es flößt ihr aber keine Unruhe ein, und sie grübelt auch nicht darüber; aber sie erwartet, daß der Unfug sich die nächste Nacht wiederholen werde.

Der Tag verrinnt ohne irgend etwas Bemerkenswertes. Es ist schlechtes Wetter und regnet stark. Karin besorgt ihre hauswirtschaftlichen Arbeiten und geht ungefähr um halb elf Uhr zu Bett. Als sie das Licht ausgelöscht hat und im Einschlafen ist, fährt sie auf beim Laut von drei Schlägen, ganz ähnlich denen, die sie die vorige Nacht weckten. Und nun wiederholen sich die Schläge wieder ebenso unablässig. Doch sie scheinen diesmal besser lokalisiert zu sein: es hört sich an, wie wenn jemand mit einem Hammer unter dem Fußboden schlüge. Karin wird ängstlich und fragt sich, ob dies wirklich ein Spaß sein könne — sie kann nicht begreifen, was es sonst sein sollte. Es wird ihr unheimlich allein zu sein, sie steht auf und ruft das Dienstmädchen herbei. Diese hört die Schläge ganz so wie Karin, wird dadurch noch erschrockener und erklärt, sie wage unter keiner Bedingung im Hause zu bleiben. Karin überredet sie doch, in das Zimmer neben dem ihrigen einzuziehen und dort über Nacht zu bleiben.

Das Klopfen hält ungefähr zwei Stunden lang an und ist zuweilen sehr stark.

Am folgenden Tag, dem 11. Mai, kehrt der Oberförster von seiner Reise nach Hause zurück. Er ärgert sich, als man ihm von dem, was passiert ist, erzählt, und behauptet, was man gehört habe, sei nur das Geräusch der Dachtraufe gewesen.

Er ist vollständig überzeugt, daß er selbst nie Zeuge dessen werden könne, was die beiden Frauen erschreckt hat.

Nachdem er abends zu Bett gegangen und das Licht ausgelöscht hat, fängt der Lärm wieder an, genau in derselben Weise wie früher, und er hört es ganz ebenso wie Karin. Sowohl während dieser als während der folgenden Nächte hat er reichliche Gelegenheit, die Tatsache zu konstatieren. Er gibt sich aber damit nicht zufrieden, er möchte den Lümmel finden, der den Unfug treibt. Er untersucht das ganze Haus vom Keller bis zum Boden, während das Klopfen fortdauert. Er schleicht hinaus mit geladener Büchse, um ein für allemal den abzuschrecken, der seine Nachtruhe zu stören wagt. Der Verwalter des Gutes läßt den Sand rings um die Villa harken, um zu sehen ob vielleicht Spuren entdeckt werden können von jemandem, der sich nachts dem Hause nähert; an mehreren Stellen läßt er Wachen aufstellen. Aber auf keine Weise glückt es, irgend welche erdenkliche Ursache der Klopflaute zu entdecken, und trotz aller Nachforschungen dauert der Lärm mit großer Heftigkeit fort.

Der Oberförster ladet Bekannte ein, um ebenfalls das Phänomen zu beobachten: alle hören ganz dasselbe wie er und seine Frau. —

Diesen seinen ursprünglichen Charakter behielt das Phänomen eine Zeit lang ohne Abweichungen. Wahrscheinlich wäre es unverändert geblieben, wenn man nicht, in der Absicht es näher zu untersuchen, die Umstände, unter denen es zuerst auftrat, zu ändern begonnen hätte.

Da es also dem Oberförster klar geworden, daß es keine fremde Person war, die die Laute hervorrief, wollte er wissen, ob es nicht möglicherweise seine Frau selbst wäre, die sie durch unbewußte Bewegungen der einen oder anderen Art verursachte. Als sie zu Bett lag wie gewöhnlich, hielt er ihre Füße fest, während eine andere Person auf dieselbe Weise ihre Arme hielt; das Klopfen dauerte fort. — Er wollte untersuchen, ob es notwendig wäre, daß sie läge und ließ sie sich frei auf den Fußboden stellen mit einem Kissen unter den Füßen; keine Veränderung. — Da man die Klopflaute in keinem anderen Zimmer als im Schlafzimmer gehört hatte, wollte er wissen, ob dies von dem Zimmer an und für sich abhinge, oder davon, daß seine Frau zur kritischen Zeit der Nacht sich dort befände; es zeigte sich dann, daß die Klopflaute, während ihres Fortdauerns, Karin in irgend ein Zimmer der Villa folgten, auch in den Keller.

Von Anfang an hatte es sich gezeigt, daß Licht in hohem Grade das Phänomen dämpfte. Dies Verhältnis untersuchte der Oberförster dadurch daß er, während des Fortdauerns der Klopflaute, die Lichter anzündete und wieder auslöschte. Er versuchte, die Laute zu einer anderen Zeit als der gewöhnlichen hervorzubringen; dann begann es zuweilen zu klopfen sobald er abends die Lampe im Wohnzimmer auslöschte. Da es sich also erwiesen hatte, daß das Phänomen variiert werden konnte, kam er auf den Gedanken, dies in größerer Ausdehnung zu versuchen. Er fragte laut: warum muß es immer im Fußboden klopfen? — warum kann es nicht statt dessen in der Wand klopfen? Die Folge hiervon war, daß

die nächsten Schläge oft von der Wand her kamen. Es gelang ihm, diesen Versuch zu wiederholen. — Er betrachtete nun die Ursache der Laute als eine fremde, unsichtbare Intelligenz, bat sie um eine bestimmte Anzahl Schläge, was ihm bald gewährt wurde, bald nicht. — Ferner begann er an den Betreffenden Fragen zu stellen, indem er darum anhielt, einen Schlag für „ja" und drei Schläge für „nein" abzugeben. In dieser Weise gelang es, ein Gespräch zustande zu bringen; der geistige Inhalt dieser Gespräche war aber niemals von größerem Interesse. — Durch heftige Anreden und zornige Ausrufe suchte er den unsichtbaren Friedensstörer zu reizen. Bei solchen Gelegenheiten konnte man Schläge hören, wie wenn ein Schmiedehammer auf den Boden geschleudert wurde, und man fühlte deutlich, wie das Bett und die Dielen zitterten. — Es gelang aber auf keine Weise, die Klopflaute in der Nähe von Karin an anderen Stellen hervorzurufen als in der Villa, und auch nicht dort, falls sie abwesend war.

Durch alle diese Versuche wurde allmählich das ursprüngliche, einfache, leicht analysierbare Phänomen aufgelöst, und an seine Stelle trat ein abwechslungsreicher Komplex von Lautphänomenen. Es läßt sich schwerlich eine systematische Übersicht von diesen geben; eine solche würde auch ohne Interesse sein. Nur einige allgemeine Charakterzüge sind von Bedeutung für das Verständnis des Folgenden:

Die Klopflaute traten niemals auf im Laufe des Tages, sondern erst nach der Dämmerung.

Die stärkste Beleuchtung, bei der sie gehört wurden, war das Licht von zwei Stearinkerzen, und da waren sie sehr schwach.

Sie blieben an keinem bestimmten Tag der Woche aus und schienen von der Witterung unabhängig zu sein.

Irgend ein konstanter Zusammenhang zwischen den Klopflauten und dem psychischen Zustande Karins war nicht sicher zu bemerken. Doch wirkten heftige Aufregungen, besonders Furcht, vielmals auslösend auf das Phänomen.

Während es andauerte, schien ihr Bewußtseinszustand keine Veränderung zu erleiden; es machte keinen Unterschied, ob sie redete oder schwieg. — Bei einer einzigen Gelegenheit sollen Klopflaute gehört worden sein, während sie schlief.

Sie traten sehr häufig nach Psychographversuchen auf, und waren dann ungemein lebhaft; — von diesem Interesse Karins handelt die nächste Seite. — Manchmal wandte man sogar erfolgreich den Psychograph an, wenn man das Phänomen hervorrufen wollte, um es vor Gästen zu demonstrieren.

Die Anwesenheit anderer Personen hatte in der Regel keinen Einfluß; jedoch konnte man bisweilen merken, daß die Laute sich abschwächten, wenn eine bestimmte Person sich im Zimmer befand.

Über die Dauer des Klopfens ist nichts mit Bestimmtheit zu sagen; bald ließen sich einzelne Schläge hören, bald hielt das Klopfen die ganze Nacht an bis gegen fünf Uhr morgens. Was den Rhythmus betrifft, so blieb immer die Dreizahl

überwiegend. — Der Typus des Phänomens wechselte: bald war es, wie wenn man aus allen Kräften mit einem Hammer auf den Boden losgeschlagen, bald wie wenn man mit den Knöcheln geklopft hätte; bald war der Laut dumpf, als hätte man mit der Faust vorsichtig auf einen mit Teppichen belegten Fußboden geschlagen, bald war er klangvoll, wie wenn der Schlag das Eisen des Bettes getroffen hätte. —

Eines Abends traten die Klopflaute in neuer und sonderbarer Form auf. Es hörte sich an, wie wenn jemand an die Türleiste trommelte. Der Rhythmus und der Totalcharakter dieses Trommelns frappierten den Oberförster. Er glaubte ihn irgendwo anders gehört zu haben, und das veranlaßte ihn, das ganze Klopfphänomen mit anderen eigentümlichen Erfahrungen, die seine Frau früher gemacht hatte, zu verbinden. — Es ist notwendig, hier in Kürze etwas von diesen Erfahrungen zu erwähnen.

Vor einigen Jahren begann Karin sich für Psychographie zu interessieren, und es zeigte sich bald, daß sie in dieser Richtung veranlagt war. Sie trieb das seltsame Gesellschaftsvergnügen auf gewöhnliche Weise: das Alphabet und die Ziffern werden auf ein Papier aufgezeichnet, man bindet ihr die Augen zu und gibt ihr ein Glas in die Hand; der Arm fängt nun an zu zittern, und die Hand bewegt sich heftig, automatisch von einem Buchstaben zum anderen. In dieser Weise werden Wörter zusammengesetzt, und diese Wörter sind Antworten auf Fragen, die an den „Unsichtbaren" gestellt worden sind.

Sie erreichte eine beträchtliche Fähigkeit und brachte Gespräche zustande mit hingeschiedenen Freunden und Verwandten, um einen spiritistischen Ausdruck zu gebrauchen. Aber die Antworten auf ihre Fragen waren ausweichend, oft zu einem Schimpfworte reduziert, oder enthielten nur ein sinnloses Sammelsurium. Einmal über das andere nahm sie doch wieder die Versuche auf, in der immer enttäuschten Hoffnung, wirklich clairvoyante Kundgebungen zu bekommen. Auf die Einzelheiten dieser Dinge einzugehen ist von geringem Interesse, und die Erläuterung ihrer Psychologie gehört nicht hierher.

Allmählich verringerte sich mehr und mehr die Anzahl der psychographisch auftretenden Persönlichkeiten. Da geschah es bei einer Gelegenheit im Frühjahr 1903, daß das Glas, das über den Buchstaben geführt wurde, Sprünge und Kreisbewegungen zu beschreiben begann, und auf die Frage, wer es sei, wurde der Name „Piskator" geschrieben. Dies neugebildete, unterbewußte Individuum verdrängte bald die noch übrigbleibenden Wirklichen und charakterisierte sich nach und nach unzweideutig. Es zeigte sich als ein sehr leichtsinniger Mann und führte gern häßliche Worte im Munde. Von seinem Leben erzählte er allerlei Abenteuerlichkeiten, z. B. daß er eine Frau namens Elsa geliebt habe und in jungen Jahren mit ihr in Schönheit gestorben sei usw.

Dieser „Piskator" pflegte seine Ankunft dadurch anzukündigen, daß er mit dem Glas ein Trommeln nachahmte, dessen Rhythmus so charakteristisch war, daß jeder der ihn einmal gehört hatte, ihn sofort wieder erkannte. Es war dies

dasselbe Trommeln, das der Oberförster an dem vorerwähnten Abend an der Türleiste hörte, und das ihm Anlaß gab, die Klopflaute in Zusammenhang mit dem Psychographieren zu stellen. Er meinte jetzt, es wäre „Piskator" der klopfte, und diese Vorstellung drang allmählich ins Bewußtsein aller ein. Was oder wer dieser „Piskator" an und für sich war, ließ man dahingestellt sein. Doch muß gleich jetzt hervorgehoben werden, daß Karin selbst ganz entschieden jeden Gedanken abwies, daß er eine fremde Intelligenz, ein „Geist" sei.

Wenn die Klopflaute begannen, sagte man also: Jetzt kommt „Piskator" Man stellte die Fragen an ihn, man bat ihn zu schweigen, man verfluchte sein Dasein, da er mit seinem Lärm Stunde um Stunde den Schlaf verscheuchte.

Es ist klar, daß die Einmischung einer so weit verzweigten Vorstellung wie „Piskator" das Klopfphänomen noch komplizierter machen mußte. —

In oben beschriebener Weise verlief der Monat Mai. Ganz still war es nur eine einzige Nacht, da Karin in ihrer Wohnung in der Stadt war. Natürlich wurde sie nach und nach erschöpft von diesem beständigen Wachen. Um Ruhe und Schlaf zu bekommen, reiste sie am 30. zu einer in der Nähe wohnenden Freundin.

Während der Woche, da sie sich dort aufhielt, ließ sich absolut nichts in der Villa hören, auch hörte sie selbst keine Klopflaute da, wo sie sich befand.

Nach ihrer Rückkehr war es die erste Nacht still, aber schon in der zweiten Nacht fingen die Klopflaute von neuem an. Sie waren jetzt doch schwächer als vorher, und während der folgenden Wochen traten sie nur ungefähr zehn mal auf, und nie mit ihrer früheren Intensität.

Vom 4. Juli bis 12. September weilten der Oberförster und seine Frau an einem anderen Orte, und dort waren sie vollständig frei von Erfahrungen dieser Art.

Während dieser Zeit wohnte in der Villa nur der Buchhalter, ein verschlossener, schweigsamer Mensch, der früher Gesichtshalluzinationen gehabt hatte. Dieser erzählte, er sei eines Morgens bei Klopflauten, die vom Boden herzukommen schienen, aufgewacht. Er kleidete sich an und eilte auf den Boden hinauf. Er durchsuchte dort ein Zimmer nach dem anderen. Da, als er die Tür zu dem Zimmer öffnete, in dem die Mutter des vorerwähnten Verwalters gestorben war, sah er ein altes Weib neben dem Bett stehen und ihn anstarren. Nach einigen Sekunden war die Erscheinung verschwunden.

Ein anderer Mann — Inspektor an dem nahegelegenen Bahnhofe und von nervösem Temperament — hat auch ein Wort zur Spukgeschichte der Villa hinzuzufügen. Er ging eines Abends auf dem Wege da vorüber und hörte dann auf einmal drei starke Schläge drinnen. Er untersuchte die Sache nicht weiter.

Diese zwei Episoden seien nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Sie haben ein allzu subjektives Gepräge, als daß wir im Folgenden weitere Rücksicht auf sie nehmen könnten. —

Nachdem der Oberförster und seine Frau wieder in die Villa eingezogen

waren, wurden die erste Nacht drei Schläge vernommen. Während der folgenden Wochen trat das Phänomen nur ruckweise auf und meistens ganz schwach, im allgemeinen nur nach Psychographversuchen, und wenn man alles tat, um es in die Erscheinung treten zu lassen. Vom 3. Oktober bis zum 1. November war es wieder ganz still. Eben zu dieser Zeit erhielten wir Kenntnis von dem Ereignis und leiteten Korrespondenz zu seiner Untersuchung ein. Karin und ihr Mann lieferten uns mit größter Gefälligkeit alle erwünschten Auskünfte und stellten ein paar Zimmer zu unserer Verfügung, falls wir persönlich die Sache untersuchen wollten.

Am Abend des 1. Novembers erhielt Karin ein Telegramm. Sie erschrak, im Glauben, irgend ein Unglück sei passiert. — Da ließen sich einzelne Schläge im Boden rings um sie hören. Die folgende Nacht war aber alles still.

Das Telegramm enthielt nur die Nachricht von unserer Ankunft. Am folgenden Abend zogen wir in die Villa ein. —

Während der ganzen Zeit der oben beschriebenen Klopflaute machte man in der Villa auch andere sonderbare Erfahrungen. So hörte man z. B. bei zwei verschiedenen Gelegenheiten, wie ein Stuhl ein Stückchen auf dem Boden fortgeschoben wurde. Persönlich waren die Anwesenden überzeugt, daß der Stuhl sich tatsächlich bewegt hatte, aber irgend einen bindenden Beweis dafür konnten sie nicht geben.

Die übrigen Begebnisse, wenn auch besser konstatiert, bieten nichts von solchem Interesse dar, daß es nötig wäre, sie hier aufzunehmen; nur ein Ereignis bildet eine Ausnahme. Es ist an und für sich schon eigentümlich und muß erwähnt werden, weil wir später darauf zurückkommen.

Im Mai geschah es einige Male, daß der Oberförster und seine Frau zu der kritischen Zeit abends hörten, wie jemand mit schweren Schritten über die Veranda bis zur Tür heran ging. Als sie öffneten, war niemand da.

Diese Schritte dürften als eine Wiederholung der Schritte erklärt werden können, die, nebst den Klopflauten, Karin am 9. Mai weckten; gewissermaßen vervollständigen sie das hier studierte Phänomen.

Man tritt dem Berichte von einem Ereignis wie dem hier beschriebenen instinktiv zweifelhaft entgegen. Der instinktive Zweifel kann aber durch Erfahrungen beseitigt werden, und wenn man einige Zeit lang sich mit diesen Phänomenen beschäftigt hat, betrachtet man sie auf dieselbe Weise und mit denselben Gefühlen, wie jede andere wissenschaftliche Tatsache.

Unter solchen Umständen ist es einem zuwider, die Diskussion damit zu beginnen, andere von der Echtheit der Phänomene überzeugen zu suchen. Unsere Untersuchungsmethode macht übrigens solche Bemühungen überflüssig, was sich aus dem Nachstehenden ergeben dürfte.

Wir übergehen also den Verdacht, daß die Klopflaute von irgend einer fremden Person verursacht wären, und auch daß Karin sie durch bewußten Betrug hervorgerufen hätte.

Bei einem anderen Punkt hingegen müssen wir etwas verweilen; es ist das bei der Frage von dem unterbewußten Betruge.

Die Lehre davon ist für viele ein Schlüssel zu allen „spiritistischen" Phänomenen geworden, und diese Leute dürften vielleicht fordern, daß wir die Untersuchung damit anfangen, die Möglichkeit auszuschließen, daß Karin durch unterbewußte Bewegungen und gegen ihren eigenen Willen die Ursache der Laute gewesen sein könne. Dies sollte auf gewöhnliche Weise geschehen: sie sollte einer strengen Kontrolle unterworfen werden.

Wir wollen nicht leugnen, daß der unterbewußte Betrug in der Geschichte des Spiritismus eine weitgehende Rolle gespielt hat, und daß sein Studium sowohl viele „Mysterien" entschleiert, als uns auch einen eigentümlichen Einblick in das verborgene Seelenleben und in seine ungereimten Widersprüche gegeben hat. Wir haben selbst während mehrerer Jahre Gelegenheit gehabt, dies merkwürdige psychische Phänomen zu studieren; unsere Erfahrungen haben aber dazu beigetragen, die Schätzung der gewöhnlich angewandten Kontrollmethoden sehr zu verringern.

Es ist eine wohl bekannte Tatsache, daß die Phänomene durch strenge Kontrolle geschwächt, ja oft sogar aufgehoben werden. Aber es ist doch falsch, hieraus die Folgerung zu ziehen, daß sie betrüglich seien. Man darf nicht vergessen, daß es ein psychischer Zustand des Mediums ist, der den Ausgangspunkt der Phänomene bildet, und jener kann von jedem störenden Einfluß ebenso leicht zerstört werden wie eine flüchtige Stimmung vergeht. Wenn einem Medium Kleider angezogen werden, die ihm fremd und ungewöhnlich sind, wenn ihm Hände und Füße gefesselt werden, wenn es in ein Netz eingenäht wird usw., so ist es nicht zu verwundern, daß der psychische Prozeß aus der Bahn gebracht wird, in der er sonst verlaufen würde, wenn man das Medium in einem bequemen Sessel in Ruhe gelassen hätte.

Was ist übrigens durch eine Kontrolluntersuchung zu erreichen? Wenn es auch gelingt, unter solchen Verhältnissen ein Phänomen zu erzeugen, von dessen Realität man selbst überzeugt wird — hat man dadurch irgend eine allgemeingültige Kenntnis gewonnen, oder ist man dem Wesen des Phänomens auf die Spur gekommen? Weder das eine noch das andere! So lange das Phänomen ohne Zusammenhang mit unseren übrigen Erfahrungen bleibt, kann es auch nie als eine Tatsache ins allgemeine Bewußtsein eingehen — und ebenso lange bleibt es im Grunde unerforscht, mag sein Vorhandensein auch noch so genau konstatiert sein.

Die Kontrolle hat außerdem noch einen schlimmeren Nachteil; schon allein die ihr zugrunde liegende Verdächtigung eines Betruges kann auf das Medium als eine Suggestion zum Betrug wirken. Dies ist öfters beobachtet worden. Man hat gesehen, wie Medien unter Kontrollseancen sich der sonderbarsten ersichtlichsten Betrügereien schuldig gemacht haben, die sie niemals unter normalen Verhältnissen erfunden hätten. Durch die Kontrolle führt man also einen unnatürlichen Faktor herbei, der die Ergebnisse verfälscht.

Zwar kann es in einem vereinzelten Fall oft schwer sein zu entscheiden, ob das Resultat echt oder die Frucht eines Betrugs sei, aber während einer längeren Reihe von Versuchen, wobei man allmählich das Medium kennen lernt und Gelegenheit hat, die Phänomene im Detail zu studieren, entschleiert sich der Betrug von selbst.

Dies alles ergibt, daß die Kontrolluntersuchung eine im Grunde falsche Methode ist, und diese Dinge werden sich nie aufklären lassen, bevor sie aufgegeben worden ist. Man muß diese Phänomene auf dieselbe Weise behandeln, wie alle anderen. Man muß sie unter so sicheren Umständen wie möglich beobachten, ohne das Medium irgendwie zu beunruhigen.

Die ganze verwickelte Frage von der Kontrolle wird nunmehr durch die Einführung des Experimentes in die Untersuchung in ein neues Stadium gerückt. Es gilt nicht länger einzelne Fälle sicher zu konstatieren, um sich auf diese Weise Material für den Aufbau einer Anschauung zu verschaffen. Es liegt im Wesen des Experimentes, daß es wiederholt werden kann. Einem jeden Forscher steht es frei, mit Zuhilfe der Methode unsere Erfahrungen zu bestätigen — oder zu zeigen, daß wir geirrt haben.

Eine direkte Folge des oben dargestellten Grundsatzes ist die, daß wir gar keine Anstalten irgend welcher Art getroffen hatten, als wir die erste Nacht Gelegenheit bekamen, die Klopflaute zu hören.

Alle waren ungefähr um 11 Uhr zu Bett gegangen. Ich war eben eingeschlummert, als ich beim Laut von Hammerschlägen auffuhr, die von der Seite des Schlafzimmers zu kommen schienen. Der Oberförster kam um zu melden, daß es klopfte. Ich kleidete mich eiligst an und folgte ihm ins Eßzimmer. Es war überall dunkel. Karin war zu Bett und fragte mich, ob ich das Klopfen gehört habe. Nachher unterhielt sie sich mit uns und befand sich in vollkommen bewußtem Zustande. Ich blieb im Eßzimmer neben dem Oberförster sitzen, und während der folgenden Stunde hörte ich wiederholt die drei Schläge.

Der übrige Teil der Nacht und der folgende Tag verflossen ohne irgend etwas Eigentümliches.

Es schien uns nun von größter Wichtigkeit zu wissen, ob jenes spontane Auftreten des Phänomens für eine Zufälligkeit gehalten werden sollte, und ob es in der Wirklichkeit so abgeschwächt war, wie wir infolge seines Ausbleibens während des vorigen Monats Grund hatten anzunehmen. Wir nahmen daher keinen Versuch vor, sondern warteten die folgende Nacht ab.

Da sowohl diese als auch der folgende Tag in vollständiger Stille vergingen, gab es keinen Grund, die ersten Klopflaute für ein Anzeichen zu halten, daß das Phänomen von selbst wiedererscheinen würde. Ohne Zweifel waren diese hervorgerufen durch die Unruhe Karins darüber, daß wir vielleicht nichts zu hören bekämen und also die lange Reise umsonst gemacht hätten.

Wir waren jetzt der Meinung, daß wir mit dem planmäßigen Eingreifen anfangen konnten, wodurch wir imstande zu sein hofften, das Phänomen unserem

Willen zu unterwerfen, daß heißt, es zu einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Form hervorzurufen.

Da es aus allem bisher Gesagten ersichtlich ist, daß Karin der Ausgangspunkt des Phänomenes ist, müssen wir damit anfangen, ihrer Persönlichkeit näher zu treten. Hierbei denken wir hauptsächlich an das, was ihrem unterbewußten Leben angehört, und was unsere Kenntnis von demselben erweitern kann.

arin ist im Jahre 1877 geboren. Ihr Vater starb an paralysie générale. Er war von Natur kräftig und schien in jeder Hinsicht gesund, bis die Krankheit 3 Jahre vor seinem Tode ausbrach. Die Mutter lebt bei guter Gesundheit und Geistesfrische. Ihr anderes Kind ist ganz gesund.

Während ihrer Kindheits- und Entwickelungsjahre war Karin stets gesund und zeigte durchaus keine Spuren irgendwelcher Belastung. Im Frühjahr 1897 heiratete sie. Im Herbst 1898 wurde sie leidend infolge mehrerer äußeren Umstände, und von dieser Zeit datiert eine nervöse Krankheit, die sie nicht wieder los wurde. Diese begann mit einem Anfall von Ohnmacht, heftigem Weinen und Zittern am ganzen Körper. Der gerufene Arzt ordnete an, daß sie das Bett hüten sollte. Einige Wochen lang bekam sie ähnliche Anfälle ein paarmal täglich. Später im Winter wurde es besser, doch waren ihre körperlichen Kräfte von der Krankheit sehr geschwächt worden. Im folgenden Frühjahr nahmen die Anfälle einen Charakter an, der für die hier studierten Phänomene von Interesse sein dürfte. Anstatt der Ohnmacht überfiel sie zuzeiten eine grundlose, unbezwingliche Angst. Diese Anfälle waren im Sommer schwerer als im Herbst. — Die folgenden Jahre brachten wechselnde Gesundheit, ganz gesund war sie jedoch nie. — Vom November 1901 bis Januar 1902 lag Karin zu Bett an einer Krankheit, die nie ganz erklärt werden konnte, die aber wahrscheinlich auch nervöser Natur war. — Seitdem hatte sich ihr Zustand im ganzen gebessert; im Frühling dieses Jahres war sie besonders gesund, und obwohl es ihr im „Spukhaus" nicht gut gefiel, war sie während der ersten Wochen dort frei von Anfällen der erwähnten Art.

Karin ist klein von Wuchs, zart gebaut und hat große braune Augen. Sie macht keinen nervösen Eindruck und ist von Natur offen und ehrlich; nie während des täglichen Beisammenseins mit ihr, konnte man nur eine Spur von der Neigung zum Verstecken, Intriguieren, Hinterdaslichtführen bemerken, die die psychische Hysterie kennzeichnet.

Zwar hatte das Leiden ihr etwas von der Lust am Leben genommen und etwas Gedämpftes über ihr Wesen gebreitet; aber sie scheint durchaus nicht apathisch zu sein. Wenn sie auch nicht immer mit Lust das vollziehen kann, was ihr das Leben auferlegt, so tut sie es doch aus Pflichtgefühl. Sie lebt in ruhigen Verhältnissen.

Das Gesagte mag als Status praesens dienen. Da eine eingehende Nerven-

untersuchung in diesem Zusammenhang nichts von Interesse darbieten würde, wollten wir Karin nicht damit belästigen.

Dagegen ist es von größtem Interesse, ihr psychisches Leben in so großer Ausdehnung wie möglich kennen zu lernen. Ehe wir zur hypnotischen Untersuchung desselben übergehen, müssen wir, um jedes Mißverständnis zu vermeiden, einige Worte von der Hypnose im allgemeinen sagen. —

Unter Hypnose verstehen wir die Variante des normalen Schlafes, die Liébeault zuerst beschrieben hat, und auf die er und andere, vor allem Wetterstrand, eine segensreiche Therapie gegründet haben.

Dieser Schlaf geht ohne bestimmte Grenzen von einer leichten Umdämmerung des Bewußtseins in ein Stadium über, in dem die betreffende Person in höchstem Grade suggestibel und kataleptisch ist, keine Erinnerung von dem hat, was vorgeht, und ausschließlich mit dem Hypnotiseur in Verbindung steht.

Dies, das tiefste Stadium, wird jedoch wenig charakterisiert durch die genannten Eigenschaften. Das Wesen dieses Zustandes lernt man erst durch seine intime Psychologie kennen, und die ist leider derart, daß sie sich schwerlich darstellen läßt. Dieses Stadium ist eine eigenartige Lebensform, und diese Form, wie das Leben überhaupt, lernt man nur durch eigene Erfahrungen kennen. Wer selbst Menschen in die Tiefen dieses sonderbaren Seelenlebens gefolgt ist, das von der täglichen Banalität so weit entfernt liegt, hat erfahren, wie die gewöhnlichen Schranken, die die Menschen voneinander trennen, mehr und mehr fallen, je weiter man kommt. Schließlich hat man das Gefühl, daß man Seele gegenüber Seele steht; ein ursprüngliches, natürliches Verhältnis ist wiederhergestellt worden. Hier liegt das Geheimnis der Suggestion. Der Schlafende glaubt an den Hypnotiseur, nicht etwa weil „die Reflexionsfähigkeit aufgehoben ist" — er glaubt instinktiv wie das Kind an seine Mutter — er folgt seinem Rate wie er dem seines besten Freundes folgt.

Es ist unmöglich, mit einem wörtlichen Protokoll das wiederzugeben, was unter einer hypnotischen Seance vor sich geht. Das Wort hat in dieser Lebenssphäre eine andere Bedeutung als unter gewöhnlichen Verhältnissen. Ein Wort, das im wachen Zustande als inhaltlos hingleiten würde, kann hier zahllose Vorstellungen und Gefühle entschleiern. — Infolgedessen ziehen wir vor, im Nachstehenden meistens bloß Fragmente unseres Protokolles wiederzugeben und statt dessen das Ergebnis der Seancen anzuführen.

Jenseits des hier angedeuteten tiefen Schlafes gibt es keine Bewußtseinszustände, die mit der normalen Hypnose direkt in Beziehung stehen. Die Zustände, mit deren Beschreibung Charcot zu seiner Zeit den Sensationsdurst der medizinischen Welt befriedigte, gehören in das Gebiet der Hysterie. Andere eigentümliche Bewußtseinszustände dürften entweder auch dahin gehören, oder sie sind konstruiert. Zur letzteren Gruppe gehören ohne Zweifel diejenigen, die Rochas „Etats profonds" genannt hat. Wenn er versuchen würde, bei verschiedenen Objekten analoge Zustände hervorzubringen, würde es ihm sicher miß-

glücken. Jeder Zustand ist eine Konstruktion, die sich nur ausführen läßt bei einem bestimmten Individuum mit bestimmten psychopathischen Voraussetzungen. Gewissermaßen gilt dies auch vom Trance, obwohl dieser viele Züge hat, die sich regelmäßig wiederholen bei allen seinen Opfern; diese Gleichförmigkeit dürfte doch hauptsächlich davon abhängen, daß er unter so gleichartigen Umständen entsteht und sich ausbildet. — Dies ist ein langes und weitumfassendes Thema, das nicht direkt hierhergehört — wir werden es im Folgenden nur flüchtig berühren.

Unsere erste Erfahrung, als ich jetzt versuche, Karin einzuschläfern, ist die, daß sie leicht einschläft; schon bei der zweiten Seance befindet sie sich im tiefsten Stadium.

Die normale Hypnose ist aber nur der Ausgangspunkt der Untersuchung.

Es gilt jetzt vor allem zu erforschen, ob jenseits des Tiefschlafes irgend ein konstruierter Bewußtseinszustand da ist. Man hat Gründe zu vermuten, daß dies das Verhältnis sei, sowohl auf Grund ihrer psychographischen Erfahrungen als auf Grund der Klopflaute. Das Psychographieren ist ja ein Ausfluß des unterbewußten Lebens; wenn dieser Ausfluß eine so konstante Form hat wie bei Karin, muß man auch darauf vorbereitet sein, ein konstantes, unterbewußtes Leben zu finden. Man muß erwarten, hier dem „Piskator" zu begegnen, nicht so wie er in Karins gewöhnlichem Bewußtsein vorhanden ist: eine leicht vergängliche Vorstellung, — auch nicht als eine flüchtige Erscheinung, die man mit größter Leichtigkeit heraufbeschwören und wieder zum Verschwinden zwingen kann; man muß erwarten, ihn als die dominierende Macht in ihrem Bewußtsein zu finden, und man darf nicht erstaunen, wenn sie sich selbst mit ihm identifiziert und bestimmt behauptet: — ich bin „Piskator".

Bei der Untersuchung von diesem unterbewußten Leben muß man sehr vorsichtig zuwege gehen. Infolge der enorm gesteigerten Suggestibilität läuft man sonst Gefahr, selbst das zu konstruieren, dessen Dasein man konstatieren will. Es ist sogar nicht nötig, daß man ihr suggeriert: Sie sind „Piskator" — es genügt, durch eine unvorsichtige Frage anzudeuten, daß man nur so etwas vermutet.

Durch vorsichtige Fragen suche ich ihre Aufmerksamkeit auf die Klopflaute zu lenken und die Erinnerung an den Augenblick wiederzuerwecken, da diese zum erstenmal sich hören ließen, jedoch ohne den Namen „Piskator" zu nennen. Sie antwortet unsicher und ausweichend, sie erinnert sich an nichts, sie weiß nicht wann die Laute begannen, sie kennt auch keine Ursache hierfür. Hätte das was wir erwarteten, existiert d. h. ein konstruierter Bewußtseinszustand jenseits des Tiefschlafes, so hätten diese Fragen sie in jenen Zustand hineingeführt. Ihr Dasein würde sich plötzlich verändert haben. Sie wäre sozusagen in einer Traumwelt aufgewacht, hätte sich von „Piskator" und seinem Anhang umgeben gesehen, hätte von ihm Antwort auf alle unsere Fragen bekommen, wahrscheinlich sogar das letzte Überbleibsel ihres Ichbewußtseins verloren und hätte mit „Piskators" Zunge geredet.

Nachdem wir in dieser Sache Klarheit bekommen, gehe ich weiter. Es ist notwendig, den „Piskator" in ihrem Bewußtsein zu aktualisieren, da dieser der einzige mögliche Ausgangspunkt unserer Versuche ist. Da dies nicht ohne Eingriff in ihr unterbewußtes Leben geschehen konnte, muß ich mit Hilfe der Suggestion der verschwommenen Vorstellungssphäre Form geben. Es gilt aber die Suggestion so vorsichtig zu formulieren, daß sie sich nicht einprägt und nicht unauslöschbar wird. Ich frage: „Sehen Sie ‚Piskator'?" „Nein", antwortet sie zögernd. „Er ist weit weg." „Wo ist er?" „Weiß nicht." „Können Sie nicht die Stelle sehen, wo er ist?" „Nein." „Gibt es niemand anders da?" „Doch — eine weiße Gestalt." „Ist es ein Mann oder eine Frau?" „Eine Frau." „Ist sie jung oder alt?" „Alt."

Von diesem Gespräch wird Karin aus der normalen Hypnose in den Vorhof der visionellen Traumwelt des Trances hineingeführt. Man merkt es viel mehr am ganzen Charakter des Zustandes, als an diesem Zeugnisse seines psychischen Inhaltes. Die vertrauensvolle Ruhe verschwindet, der Puls wird schneller, die Atmung ungleichmäßiger, der Gesichtsausdruck bekommt einen schmerzhaften Zug, wie wenn sie von etwas umschlungen wäre, von dem sie loskommen möchte. Es ist jetzt keine Schwierigkeit, durch Suggestion eine bestimmte Traumwelt, der ähnlich, in der alle Medien unter ihren Seancen leben, hervorzurufen und für immer zu befestigen; die Schwierigkeit bei den Versuchen ist im Gegenteil, dies zu vermeiden.

Beiläufig wollen wir erwähnen, daß uns durch das Studium eines anderen Falles die Augen für diese Schwierigkeit geöffnet wurden. Als wir da schließlich einem Zustande gegenüberstanden, der zum Täuschen einem gewöhnlichen Trance ähnelte, fingen wir an zu untersuchen wie dieser Zustand entstanden war. Wir fanden dann, daß wir es selbst waren, die durch unzweckmäßige Fragen, durch leises Gespräch miteinander und auf ähnliche Weise die Visionen ausgebildet hatten. Ohne daß wir es ahnten, hatte die Versuchsperson unsere Worte ergriffen und sie als Suggestionen einregistriert. Wir bezweifeln nicht, daß einer der wichtigsten Schlüssel zur Psychologie des Trances in diesem Verhältnisse liegt: es sind die Seancebeisitzer selbst, die durch ihre Fragen und Überlegungen das Medium ausbilden.

Dies sei beiläufig gesagt um zu begründen, daß ich die hypnotische Seance mit oben angeführten Fragen abschloß. Karin besaß jetzt eine schwache Vorstellung vom Friedensstörer „Piskator", sie sah ihn undeutlich in der Ferne wie durch einen Schleier.

In diesem Stadium wollen wir womöglich die Vorstellung während unserer Versuche erhalten. „Piskator" in voller Klarheit darzustellen, wäre mit der bedenklichen Gefahr vereinigt, er könnte sie nachher in wachem Zustande als eine Halluzination verfolgen. Und wir würden es als ein Verbrechen betrachten, dem auf irgend welche Weise zu schaden, der mit Vertrauen sich unseren Versuchen überläßt.

Ich verwische also die verschwommene Vorstellungssphäre und die flüchtige Vision der weißen Frauengestalt und lasse Karin eine Weile in beruhigendem traumlosen Schlaf liegen. Als ich sie später wecke, fühlt sie sich gestärkt und wohl; sie hat keine Erinnerung des Vorgefallenen.

Durch diese kurze Untersuchung haben wir vom unterbewußten Leben Karins die Kenntnis erhalten, die für unsere Versuche notwendig war. Zwar wäre es von großem Interesse, durch ähnliche Untersuchungen Antwort zu finden auf eine Menge Fragen, die sich aufdrängen; da wir aber prinzipiell das unnötige Experimentieren vermeiden, gehen wir zu unseren direkten Versuchen über.

Der erste Versuch. 5. November, nachmittags um 5 Uhr. Ich schläfere Karin ein wie gewöhnlich und frage: „Sehen Sie ‚Piskator'?" „Nein — etwas Weißes ist dazwischen", — antwortet sie. „Glauben Sie, er möchte hierher kommen?" „Nein". — Die Antwort kommt unsicher und zögernd. „Wenn wir es aber wollen und Sie ihn darum bitten, glauben Sie nicht, daß er dann kommen würde?" Nach einigen solchen Aufforderungen antwortet sie unwillig: „Doch." „Wann darf er denn kommen?" „Das kommt auf Sie an." „Wollen Sie ihn bitten, diesen Abend zu kommen?" „Ja." „Diesen Abend um elf Uhr, punkt elf Uhr." „Um elf Uhr." „Und dann soll er drei harte Schläge klopfen. Bitten Sie ihn darum." „Drei Schläge." — Sie bewegt die Lippen wie wenn sie leise mit jemandem spräche.

Nach einer nochmaligen Wiederholung der Suggestion wecke ich sie. Wie gewöhnlich fühlt sie sich durch den Schlaf gestärkt. — Es ist zu erwähnen, daß nur der Oberförster dieser Seance ebenso wie den übrigen beiwohnte; da er aber etwas entfernt saß und ich Karin die Suggestion ganz leise ins Ohr flüsterte, bekam er nicht zu wissen was gesagt wurde.

Der Nachmittag verfließt ohne irgend etwas Bemerkenswertes. Karin ist ganz ruhig, und als beim Abendessen das Gespräch auf die Klopflaute fällt, glaubt sie zu fühlen, daß nichts die Nacht stören wird. Dasselbe Gefühl beherrscht sie, als wir um 10 Uhr uns von der Gesellschaft zurückziehen.

Wir setzen uns in mein Zimmer, um das mögliche Ergebnis des Versuches abzuwarten. Während wir dieses diskutieren, vergeht die Zeit. Plötzlich wird das Gespräch von drei intensiven Schlägen unterbrochen. Es ist punkt 11 Uhr.

Der Oberförster kommt um uns zu holen. Er hat Licht angezündet. Karin liegt zu Bett in angstvoller Unruhe; ihr Bewußtsein ist etwas umdämmert, Arme und Kopf bewegen sich krampfhaft. Ich höre wie sie flüstert: „Es ist ‚Piskator — Piskator'." Ich suche sie zu beruhigen und es gelingt ohne Einschläferung. Bald kommt sie wieder zu sich und hat dann ihre Äußerung vergessen. Sie erzählt, sie fühlte sich unruhig als sie zu Bett gegangen war; es kam ihr vor als wäre jemand durch die Tür gegangen und als bewegte sich etwas um ihr Bett herum. Sie versuchte doch einzuschlummern; — dann kamen plötzlich die drei harten Schläge, was sowohl sie als den Oberförster erschreckte.

Die Klopflaute hatten nie früher so plötzlich angefangen oder wie jetzt gleich ihre größte Stärke erreicht. Sobald Karin wieder ganz ruhig geworden, setzen wir uns im Saale vor der Tür des Schlafzimmers. Nach einer Weile hören wir noch ein paar Schläge, die aber schwächer sind als die ersten.

Am folgenden Morgen sagt man uns, der letzte Teil der Nacht sei ruhig verflossen, und sie hätten beide gut geschlafen. Karin fühlte sich wohl und ohne Schaden vom Vorgefallenen. —

Der zweite Versuch. 6. November, 1/25 Uhr nachmittags. Als Karin im Tiefschlaf ist, frage ich sie: „Erinnern Sie sich an etwas von der vorigen Nacht?" „Ja", antwortet sie. „Wer war es, der klopfte?" „Piskator." Als sie den Namen äußert, bekommt ihr Gesicht einen Ausdruck wie von einer schmerzlichen Erinnerung. „Warum wurden Sie so ängstlich als er kam?" „Er darf nicht mehr kommen." Sie macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Aber er ist ja nicht gefährlich, er tut ja nichts Böses." „Doch, er darf nicht mehr kommen." „Darf er nicht noch einmal kommen, wenn wir darum bitten?" „Nein." „Aber er soll nachher verschwinden, und Sie sollen ihn ganz los werden." „Nein." Sie scheint unschlüssig. „Wir möchten ihn gern noch einmal hören; erlauben Sie es nicht?" „Doch." Auch unschlüssig. „Darf er heute abend nach dem Abendessen kommen?" „Ja." „Um halb zehn Uhr. — Punkt halb zehn Uhr". „Punkt halb zehn." „Da soll er dreimal klopfen und drei Schläge jedesmal." „Dreimal und drei Schläge jedesmal." „Dann soll er gleich gehen und darf nicht mehr während der Nacht wiederkommen." „Gleich gehen." „Sie sollen ruhig schlafen und müssen sich von nichts stören lassen während der ganzen Nacht; hören Sie?" „Ja."

Nach einer nochmaligen Wiederholung der Suggestion wecke ich sie, und sie befindet sich wohl. Während des letzteren Teiles des Nachmittags unterhalten wir uns ziemlich viel über die Spukgeschichte der Villa. Als wir um 8 Uhr zu Tisch gehen, entfällt es ihr: „Ganz ruhig fühle ich mich nicht; es ist nicht unmöglich, daß diese Nacht etwas sein wird; — aber es ist vielleicht nur, weil wir von diesen Sachen soviel geredet haben."

Nach dem Abendessen setzen wir uns um die Lampe im Salon. Ich wähle mir einen Platz aus dicht neben Karin, um jede ihrer Bewegungen beobachten zu können. Der Platz hat außerdem den Vorteil, daß ich von da den Zeiger der Uhr im Speisesaal sehen kann.

Wir vermeiden jetzt konsequent alles, was mit dem Phänomen zu tun hat. Durch Vortragen von Gedichten suchen wir die Aufmerksamkeit Karins davon abzulenken. Anfangs wird sie dadurch gefesselt, aber um 9 Uhr fängt sie an schweigsam, zerstreut, unruhig zu werden. Sie steht auf unter dem Vorwand, sie habe etwas in der Küche zu besorgen. Als sie zurückkehrt hat sie keine Ruhe, still zu sitzen. Sie friert, wickelt sich in einen Schawl ein und sagt, „es sei unruhig". Ich tue jedoch nichts um sie zu beruhigen. Sie geht im Speisesaal auf und ab. Als es nahe an halb zehn ist, kommt sie herein und setzt sich auf denselben Stuhl

wie vorher. Wir versuchen noch immer, das Gespräch geläufig zu halten. Als der Zeiger eben halb zehn passiert, höre ich dumpfe Schläge im Boden rings um sie. Ich zähle zweimal drei Schläge. Ich beobachte, daß sie sich nicht im geringsten bewegt. Die andern merken nicht die Schläge, da sie im Gespräch vertieft sind. Da die sechs Klopflaute ertönt sind, sagt Karin: „Es klopft!" Alle hören jetzt noch drei Schläge. Dann wird alles still.

Ich frage ob sie sich jetzt ruhiger fühle. Sie antwortet: „Nein!" steht auf und geht zum Ofen hin. Zuweilen pflegt es sie nämlich zu beruhigen, von den anderen etwas entfernt zu sein. Indessen klopft es fortwährend, aber so dumpf, daß man die Schläge nicht zählen kann.

Wir holen ein Kissen, lassen Karin sich darauf stellen und machen es finster im Zimmer. Es fängt wieder an zu klopfen. „Das waren dreimal drei Schläge", fällt der Oberförster ein. Dasselbe zählten auch wir andere.

Nach einer Weile des Schweigens rät uns Karin, Licht anzuzünden, denn sie fühlt, daß nichts weiter sein wird. Sie hat ihre Ruhe wiedergewonnen und erzählt jetzt, wie schrecklich die Angst war bevor es begann.

Wir verbringen noch ein Stündchen bei der Lampe mit beruhigender Unterhaltung. Als wir uns trennen ist alles gut, und Karin fühlt, daß sie einer ruhevollen Nacht entgegengeht. Indessen sind wir nicht lange in meinem Zimmer, als der Oberförster bei uns anklopft und erzählt, sie haben jemanden über die Veranda gehen hören; es waren dieselben schweren Schritte, die man schon einige Male im Mai gehört hatte, und sie blieben wie damals an der Tür stehen. Als er hinging um nachzusehen, wer es sei, war niemand da. Wir selbst konstatierten, daß im frisch gefallenen Schnee keine Spuren zu sehen waren.

Wir warteten noch eine Weile, aber leider wiederholte sich das Phänomen nicht.

Im übrigen war die Nacht ruhig. —

Der dritte Versuch. 7. November, um 1 Uhr nachmittags.

Sobald sie den Tiefschlaf erreicht, machen wir es im Zimmer finster. Durch andere Versuche haben wir nämlich gefunden, daß Bewußtseinszustände ähnlicher Art bei Licht nur schwerlich eintreten. Diese einfache Tatsache erklärt vielleicht, warum die spiritistischen Sitzungen im Dunkeln gehalten werden müssen. — „Warum wurden Sie so beängstigt gestern abend, als wir um die Lampe saßen?" frage ich. „Piskator kam", antwortet sie. „Sie müssen sich aber durch ihn nicht beängstigen lassen; er verschwindet ja wann wir wollen." „Er ist böse, er quält mich." „Warum klopfte er gestern mehr als wir befohlen hatten?" „Er wollte nicht gleich gehen." „Was für Schritte waren es, die Sie später auf der Veranda hörten?" „Es war Piskator." „Ging er dann weg?" „Nein, er kam, er wollte herein." „Wann ging er?" „Um elf." „Darf er noch einmal hierherkommen?" „Warum sollte er kommen? — Er quält mich." „Um zu zeigen, daß er uns in allem gehorcht. Lassen Sie ihn heute Nachmittag um 5 Uhr kommen." „5 Uhr."

„Und dann soll er etwas anrühren." „Nein, das kann er nicht." „Doch. Wenn Sie es wollen, so kann er es." „Nein." „Er hat es ja schon früher einmal getan. War er es nicht, der jenen Abend den Stuhl bewegte?" „Nein, er war es nicht." „Wer war es denn?" „Es war — die alte Frau."

Sie sagt dies zögernd, sichtlich einen letzten Ausweg ergreifend, um der Suggestion zu entgehen. Ihr Widerstand gegen diese ist so intensiv, daß ich es nicht für angemessen halte, sie zu erzwingen, um ein neues Phänomen hervorzurufen. Ich gehe statt dessen zur Wiederholung des vorherigen über.

„Wann ‚Piskator' kommt, soll er statt dessen klopfen; darf er das?" „Ja." „Er soll viermal klopfen — nur viermal." „Viermal." „Dann soll er gleich verschwinden und nicht mehr wiederkommen, nicht während der ganzen Nacht; Sie sollen ruhig und ungestört schlafen." „Ja."

Ich lasse sie die Suggestion wiederholen und erwecke sie dann.

Das Mittagessen verläuft unter ruhigem Gespräch, und nachher setzen wir uns zusammen vor das Feuer im Salon. Ich wähle auch jetzt den Platz neben Karin.

Um $4^1/_4$ Uhr beginnt dieselbe Unruhe wie am vorigen Abend; — sie steigert sich allmählich, wird noch größer als damals, und Karin versucht sich mehr zu beherrschen, um die Unruhe zu unterdrücken. Es entfällt ihr: „Wenn heute nichts wird, da wird es nie." Durch einige Einwände überzeugen wir uns, daß sie nichts erwartet vor der Nacht.

Um $5^1/_4$ Uhr lassen sich dumpfe Schläge hören. Alle nehmen sie gleichzeitig wahr. Wir zählen zweimal vier Schläge, aber sonst sind die Laute so schwach, daß sie nicht deutlich aufgefaßt werden können. — Wir lassen Karin allein, und im Vorzimmer hören wir dann vom Salon her fortwährend schwache Klopflaute; der Vierrhythmus ist überwiegend.

Nachdem ungefähr eine Stunde verflossen, sagt Karin, daß sie wieder ganz ruhig sei, und daß sie nicht glaube, etwas weiteres werde diese Nacht vorkommen. Sie geht zu ihren häuslichen Beschäftigungen über.

Als ich nach einer Weile in den Speisesaal hereinkomme, sagt man mir, es habe noch mehr geklopft. Karin steht frei auf dem Boden in der vollen Beleuchtung einer Lampe. Ich höre vier dumpfe Schläge. Ich lasse sie sich mitten auf den Tisch stellen mit einem Kissen unter den Füßen, um sie vollständig beobachten zu können.

Auch jetzt höre ich Klopflaute, sie werden aber schwächer und verschwinden bald gänzlich.

Später am Nachmittag ist nichts zu hören, auch nichts in der Nacht.

Bei allen diesen drei Versuchen gelang es uns also, unseren Vorsatz zu verwirklichen, das ist, auf eine absichtliche, methodische Weise die Klopflaute hervorzurufen. —

Wenn man höhere, verwickeltere, psychische Prozesse untersucht, darf man nie hoffen, daß sie mit mathematischer Exaktheit vor

sich gehen. Sogar komplizierte chemische Reaktionen verlaufen nicht „glatt", wie einfache Synthesen. Dies gilt noch mehr hier, wo unzählige Faktoren, die man nicht beherrscht, mit ins Spiel kommen. Wenn man auch eine vollständige Exaktheit erzielen könnte, so wäre das hier von geringem Interesse; nur eins ist von wirklicher Bedeutung: die Versuche haben uns vollständig überzeugt, daß die Klopflaute durch unsere Suggestionen hervorgerufen worden sind.

Bei den beiden ersten Versuchen wurde die Suggestion ganz zur rechten Zeit ausgelöst; daß sie beim letzten etwas verzögert wurde, dürfte davon abhängen, daß Karin sich mehr als gewöhnlich bezwang um die Angst zu unterdrücken und auf diese Weise die Auslösung verlangsamte.

Absichtlich verlegten wir die zwei letzten Suggestionen in Zeiten, wo Klopflaute sonst nicht vorzukommen pflegten; die Suggestion bekam dadurch ein besonderes Hindernis zu überwinden, und ihre Kraft wurde augenfälliger.

Obwohl es nicht gelang, die Klopflaute auf bestimmte Schläge zu begrenzen, so ist die Einwirkung der Suggestion auf ihre Form doch immer offenbar. Im ganzen gesehen, bestand die Unregelmäßigkeit nur darin, daß die Suggestion mehrmals anstatt einmal ausgelöst wurde.

Daß beim letzten Versuche die Unregelmäßigkeit so groß wurde, dürfte damit in Zusammenhang stehen, daß ich durch eine neue Suggestion ein neues Phänomen einzuleiten suchte; hierdurch wurde alles von vornherein verwischt.

Es gibt eine Einzelheit, die bei allen Versuchen regelmäßig wiedergekehrt, und die von besonderem Interesse ist; es ist die schon angedeutete Verwandlung, die Karin beim Erscheinen des Phänomens erlitt.

Anstatt von qualvoller Angst geplagt zu sein, wird sie ruhiger in demselben Augenblick, wo der erste Laut sich hören läßt. Ihre Augen bekommen einen starren Ausdruck und sie scheint zerstreut. Wenn man sie etwas fragt, antwortet sie gar nicht oder nur nach einigen Augenblicken. Eine gewisse Verschleierung legt sich über das Bewußtsein, und diese verschwindet nur mit dem Aufhören des Phänomens.

Man könnte vermuten, daß dieser geistige Prozeß mit demjenigen identisch sei, der so oft mit dem Auslösen einer gewöhnlichen posthypnotischen Suggestion verbunden ist. Er ist aber allzu stark und hat ein gar zu sonderartiges Gepräge, um auf diese einfache Weise erklärt werden zu können. Wir glauben eher, daß er mit den früheren Angstanfällen Karins in Verbindung gebracht werden muß.

An einem der ersten Tage unseres Aufenthaltes bekam ich Gelegenheit, einen jener Angstanfälle zu sehen, die in der Krankheitsgeschichte Karins erwähnt sind. Der Anfall war diesmal dadurch verursacht, daß Karins Nervensystem von eifrigen Psychographversuchen und dergl. gereizt worden war; das Auslösen des Anfalles wurde von einer drückenden Hitze im Zimmer bewirkt.

Nach vergeblichen Versuchen, die wachsende Unruhe zu unterdrücken, mußte sie die Gesellschaft verlassen. In dem Zimmer, wohin sie ihre Zuflucht genommen,

fand ich sie ohnmächtig und in Krämpfen liegen. Ich führte sie in Hypnose über, und binnen kurzem war sie ganz wiederhergestellt.

Der einzige Unterschied zwischen diesem und den von uns durch Suggestionen erzeugten Anfällen ist der, daß die letzteren sich in anderer Form entwickeln. Anstatt der Ohnmacht wird es eine leichte Verschleierung des Bewußtseins, — anstatt Krampfanfälle werden es Klopflaute.

Es würde sich dann so verhalten, daß es uns bei unseren Versuchen nicht gelungen war, den in der Wirklichkeit vorhandenen Zusammenhang zwischen Karins Krankheit und den Klopflauten aufzuheben. Wir versuchten diese letzteren für sich zu isolieren wie einen wohl begrenzten suggerierten Kraftausbruch, aber statt dessen kamen sie uns zum Vorschein als Begleiter des Ausbruches eines Krankheitssymptomes.

Ein ähnlicher Zusammenhang zwischen den Angstanfällen und den Klopflauten ist schon früher beobachtet worden. Während des Frühlings hatte Karin nur vage Empfindungen, wenn das Phänomen sich näherte und ausbrach, aber im Herbst, da es im Abnehmen war, geschah es häufig, daß Angst dem Ausbruch voranging. Ganz besonders war dies der Fall, wenn man lebhaft wünschte, Klopflaute zu hören und alle Mittel anwendete, um sie hervorzurufen.

Daß die Symptome nicht immer im Verein mit der Angst oder mit irgend einem anderen Symptom aufgetreten waren, widerlegt nicht diese Auffassung von ihrem Zusammenhang mit der Krankheit. Wenn man die große Mannigfaltigkeit der hysterischen Symptome bedenkt, darf man hier nicht allzu kategorisch zuwege gehen. Karin hat früher mehrere eigentümliche Symptomenkomplexe durchlaufen. Die Angst war nicht immer mit Ohnmacht verbunden, die Ohnmacht nicht immer mit Krampfanfällen; diese Symptome haben sich nach und nach im Laufe der Jahre mit hysterischem Weinen, mit Unterleibsschmerzen, „Celluliten", Harndrang usw. verbunden. Ohne gleichzeitig vorhanden zu sein, haben alle diese Symptome genetischen Zusammenhang. Die Klopflaute sind eine neue Variante. Es liegt nichts eigentümliches darin, daß sie zuweilen isoliert auftreten, und daß dann ihr Zusammenhang mit der Krankheit nicht ersichtlich ist. Ohne Zweifel könnten sie auch in Verbindung mit einem anderen Symptom als der Angst auftreten: darauf deutet ihre Neigung, nach Psychographversuchen zu erscheinen.

Wenn diese Auffassung richtig ist, muß es bei dem pathologischen Kraftausbruch einen Punkt geben, wo die in Aufruhr gebrachten Kräfte sich ebensowohl auf den einen wie auf den anderen Weg werfen können. Es sei uns gestattet, im Vorübergehen einen Versuch zu erwähnen, der dies zeigt. Dieser Versuch ist übrigens auch aus anderen Gründen von Interesse.

Ich schläfere Karin ein in der Absicht, Klopflaute hervorzurufen und diese während der Hypnose nach unserem Willen zu leiten.

Es ist jetzt notwendig, „Piskator" in ihrem Bewußtsein stärker als bisher zu aktualisieren. Anstatt ein Dunstgebild zu sein, das sie undeutlich in der Ferne

sieht, muß er zu einer völlig klaren Vorstellung werden. Aber mit der ganzen Kraft des gesunden Instinktes setzt sie sich dagegen zur Wehr. Es hilft nichts, daß ich so vorsichtig wie möglich sie zu der Vorstellung zu bringen suche, daß „Piskator" ins Zimmer hereinkommen wird, und daß ich auf alle Weisen sie zu beruhigen suche; beim bloßen Gedanken an ihn wird sie unruhig, und nur sehr widerwillig gibt sie schließlich ihre Zustimmung:

„So lassen Sie ihn, bitte, kommen."

„Also bitte ich ihn, jetzt zu kommen, vier Schläge zu klopfen und dann zu verschwinden."

Bei diesen meinen Worten steigert sich ihre Unruhe zu schmerzvoller Angst — sie ist in den Zustand hineingeworfen worden, der dem Kraftausbruch vorangeht. — Ich lasse den Prozeß von selbst verlaufen. Die Angst wächst, sie atmet heftig, stöhnend, der Puls wird schneller, und sie zittert am ganzen Körper. Verzweifelt flüstert sie:

„Nein, ich kann nicht."

Hier ist also der Punkt, wo man erwarten kann, daß der Anfall entweder in seiner ursprünglichen Weise verlaufen wird, oder in der Form von Klopflauten. Der ursprüngliche Weg, der während vieler Jahre gebahnt worden ist, ist unzweifelhaft am leichtesten zugänglich. Das geht auch deutlich aus ihrer Äußerung hervor. Die Frage ist nur, ob unsere Suggestion Kraft genug hat, den Prozeß von der Bahn, wohin er strebt, abzulenken. Ich wage nicht die Suggestion zu forcieren; damit wäre eine zu große Gewalt auf ihr Seelenleben ausgeübt. Statt dessen versuche ich nur sie zu beruhigen; aber ich merke, daß sie mich kaum mehr hört. Der Rapport droht zu zerreißen, die Katalepsie verschwindet; sie ist nahe daran, aus dem Schlaf in Ohnmacht zu fallen. Das Zittern wird stärker und beginnt in krampfhafte Bewegungen mit Armen und Beinen überzugehen, — noch einen Augenblick, und sie wird in vollständigem Krampf liegen.

Es ist klar, daß der Versuch diesmal in einen der alten Anfälle ausgelaufen ist, statt zu den erwünschten Klopflauten zu führen.

Ich bringe Karin in gewöhnliche Hypnose zurück und lasse sie nach der Aufregung eine gute Weile ausruhen. Als ich sie nachher erwecke, empfindet sie nichts Unbehagliches von dem Geschehenen; sie fühlt sich im Gegenteil wie gewöhnlich vom Schlafe gestärkt.

Zu gleicher Zeit, wo dieser Versuch die Wahrscheinlichkeit der erwähnten Auffassung von den Klopflauten größer zu machen scheint, wirft er auch gewissermaßen Licht über den vieldiskutierten unterbewußten Betrug.

Auf dem kritischen Punkte hat der Prozeß neben den beiden erwähnten noch eine Möglichkeit zum Ausfluß. Man kann sich denken, einerseits die Suggestion wäre so stark, daß sie auf irgend eine Weise ausgelöst werden muß, und anderseits, daß der Widerstand beim gewöhnlichen Auslösen unüberwindlich sei. Die Auslösung sollte dann in einer neuen Weise vor sich gehen und jedenfalls in der nächstliegenden. Wir waren auf die Möglichkeit vorbereitet, daß Karin in

ihrer Angst sich niederbücken, auf den Boden klopfen, uns fragen würde, ob wir es gehört hätten und nach unserer Bejahung sich beruhigt fühlen würde. Ein derartiges falsches Auslösen des organischen Prozesses ist um so natürlicher, als dieser in seinem Wesen von solcher Art ist, daß der Organismus mit aller Kraft sich davon zu befreien suchen muß.

Dieser Auffassung nach sollte also der unterbewußte Betrug ein sekundärer Prozeß sein, eine Notwehr des Organismus gegen ein zerrüttendes Krankheitssymptom. — Infolge mehrerer anderer Erfahrungen haben wir Gründe, anzunehmen, daß es sich tatsächlich so verhält.

Wie dem auch sei, in diesem Fall ist es besonders von Interesse, daß der Versuch unzweideutig zeigt, daß Karin keine Neigung zum unterbewußten Betrug hat. Wenn sie es hätte, wäre eine solche Neigung ohne Zweifel in diesem Fall zum Ausdruck gekommen. Der ganze Prozeß befindet sich bei ihr fortwährend in einem relativ ursprünglichen Stadium, wo er noch nicht durch irgendwelche Mittel, die die Natur überlisten, kompliziert worden ist. Es wird dadurch möglich, ihn zu studieren. Denn wenn der unterbewußte Betrug als ein neuer Faktor hinzukommt, was ohne Ausnahme mit allen ausgebildeten Medien stattfinden dürfte, befindet sich alles binnen kurzem in einem Knäuel verwickelt, der weder von wissenschaftlicher Geduld noch von kritischem Scharfsinn entwirrt werden kann; — da wird in der Regel die Versuchung zu groß, das Ganze mit einem einzigen Wort abzufertigen: — Betrug. — Dies Schicksal ist es, dem die meisten Medien erlegen sind.

Nach diesem Versuch unternehmen wir keine weiteren direkten Experimente. Unseres Erachtens haben wir erreicht, was, ohne Karin zu schädigen, in diesem Falle zu erreichen ist. Durch das Ausbilden eines vollständigen Trances, durch das Forcieren inhaltreicher Suggestionen usw. würden wir ohne Zweifel weitgehende Resultate erzielen können. Aber alle derartigen Gedanken müssen vor der Möglichkeit weichen, daß man dadurch auf irgend eine Weise Karin schädigen könnte, — und diese Möglichkeit ist keineswegs ausgeschlossen.

Wir teilen jetzt Karin und ihrem Manne unsere Versuche mit. Der Oberförster hatte vermutet, daß wir es waren, die die letzten Klopflaute erzeugt hatten, aber Karin selbst hatte nichts derartiges gedacht.

Wir widmen jetzt einige hypnotische Seancen zur Ergänzung unserer Erfahrungen und zum Wiederherstellen eines gesünderen Zustandes in Karins unterbewußtem Leben. Wir suchen nicht nur die gefahrvollen Kräfte zu vertilgen, die wir heraufbeschworen, sondern auch diejenigen zu zerstreuen, die schon längst da waren. Durch negative Suggestionen suchen wir den „Piskator" aufzulösen und die ganze psychische Sphäre, die ihn umgibt, zu verwischen und die davon abstammenden Klopflaute für immer zu entfernen. Es glückt in der Hauptsache, — zum Teil weil die Prozesse im Innern Karins Neigung haben, von selbst die Richtung einzuschlagen, wohin wir sie lenken wollen. Wir können verfolgen, wie „Piskator" allmählich aus ihrem Bewußtsein schwindet. Sie er-

schrickt nicht mehr beim Nennen seines Namens, und der Gedanke an ihn erweckt keine Unruhe; es besteht kein Zusammenhang mehr zwischen ihm und ihrem Gefühlsleben. Der frühere Ursachszusammenhang zwischen ihm und allem Unglück wird abgeschnitten; wenn ich nach den Ursachen ihrer Angst frage, nennt sie nicht mehr seinen Namen, sondern gibt ganz natürliche Gründe an, Krankheit u. dgl. Schließlich antwortet sie nur abwesend, wenn man von ihm spricht, als erinnere sie sich kaum mehr seines Namens.

Während dieser Zeit werden Klopflaute nur einzelne Male gehört und immer sehr schwach.

Schon in der Darstellung unserer ersten Erfahrungen in der „Spukvilla" drückten wir die Auffassung aus, daß die Klopflaute weder auf offenbarem noch unterbewußtem Betrug beruhten. Unsere weitere Untersuchung und unsere Experimente dürften diese Auffassung rechtfertigen.

Die erste und unmittelbarste Schlußfolgerung, die wir aus unseren Erfahrungen ziehen, ist also die, daß es sich hier um ein echtes Phänomen handelt.

Zunächst folgt der zweite, aus unseren Experimenten gezogene Schluß: die Klopflaute sind durch einen organischen Prozeß bei dem Medium bedingt, der, auf irgend eine Weise, alle innerhalb der Hörweite befindlichen Personen organisch beeinflußt.

Folglich schließen unsere Versuche endgültig die Möglichkeit aus, daß die Klopflaute von der Wirksamkeit irgend eines „Geistes" abhängen könnten. Einem „Spiritisten" ist aber nichts unmöglich, und er läßt nicht ab einzuwenden, daß wir durch unsere Suggestionen nur auf den „Klopfgeist" eingewirkt haben. Es mag scheinen, als stände man einer solchen Behauptung ohne Antwort gegenüber. Es hilft nichts, daß man fragt, ob er immer konsequent einen Geist sein Spiel treiben sehe überall, wo eine Suggestion gegeben und ausgelöst wird; — er antwortet „ja", um seine Anschauung zu retten. — Fragt man ihn dann, ob er ebenso konsequent einen „Geist" sehe, sobald eine Vorstellung erweckt und in Handlung umgesetzt wird, — so antwortet er aus demselben Grunde fortwährend „ja" — wenn auch etwas unschlüssig. Schon dies ist eine Absurdität, die zu einem Freiplatz in einem Irrenhause berechtigt, und die zu noch größeren Absurditäten führt. — Der Einwand des „Spiritisten" widerlegt sich also selbst: — er führt zu Konsequenzen, die er nur unter seinen zuverlässigsten Geistesverwandten verfechten sollte.

Wenn man, mit Übergehung von Einwänden, denen nicht im Ernst begegnet werden kann, eine Schlußfolgerung zu ziehen versucht bezüglich des Wesens des organischen Prozesses und der Art, in der er andere beeinflußt, so eröffnen sich zwei Möglichkeiten; man verläßt die ganz faktische Grundlage und läßt sich auf das Gebiet der Diskussion ein: —

Entweder kann man sich denken, daß der Prozeß halluzinatorischer Art sei, und daß sein Weg von innen nach außen gehe, — daß der Gehirnprozeß direkt

zum Gehörorgan des Mediums überführt werde und ebenso direkt zu den Gehirnen der Anwesenden und weiter zu ihren Gehörorganen. Solchenfalls sollte die von mir gegebene Suggestion in der Form einer Massensuggestion ausgelöst werden, die auf dem Wege der Gedankenübertragung in die Umgebung eindrängte. In diesem Falle sollten die Klopflaute also nicht objektive Realität haben.

Oder man kann sich auch denken, daß die im Gehirn des Mediums freigemachten Kräfte in die eine oder andere Energieform umgesetzt werden, die, außerhalb des Organismus wirkend, einen vollständig objektiven Laut bewirkt. Dieser wird dann auf dieselbe Weise überführt wie jeder andere Laut, durch den Gehörapparat usw.

Zwischen diesen zwei Möglichkeiten kann nur der Phonograph endgültig entscheiden. Leider hatten wir nicht Gelegenheit mit diesem Instrumente die Untersuchung zu verstärken. Der Ausschlag, den eine Diskussion gibt, kann nicht einmal durch die größte Vorsorge von subjektiven Momenten, die seinen Wert herabsetzen, gänzlich befreit werden. Daher ziehen wir vor, nur mit einigen Worten zu begründen, warum wir im nachstehenden bloß mit der letzteren der genannten Möglichkeiten rechnen.

Das Phänomen hat einen so vollständig objektiven Charakter, daß wenn man die Objektivität von diesem Phänomen bezweifeln wollte, man die Objektivität jedes Phänomenes konsequent bezweifeln müßte.

Wie im folgenden erwähnt werden soll, ist dies Phänomen mit anderen analog, deren Objektivität über allen Zweifel erhaben ist.

Schließlich gilt es als praktische Regel, daß man von zwei möglichen Erklärungsgründen den einfachsten wählen soll. Wenn es auch auf den ersten Blick nicht so scheint, ist doch die von uns angenommene Möglichkeit einfacher als die verworfene. Durch die erstere bleiben wir nämlich auf der Grundlage, auf der wir bisher unsere Erfahrungen von dem Weltenbau gewonnen und unsere Anschauung hierüber aufgebaut haben. Es handelt sich nur um einen neuen Kraftprozeß; es mag sein, daß dieser eigentümlich ist, es gibt jedoch nichts, — wie im folgenden gezeigt werden soll, — was ihn prinzipiell absurd macht.

Nähmen wir den Erklärungsgrund an, den wir verworfen haben, so würden wir damit behaupten, eine allgemeingültige Kenntnis wäre auf eine im Prinzip neue und unbekannte Weise zu gewinnen. — Dies ist eine Absurdität.

Doch, auch das Absurdeste kann sich als wirklich erweisen. Aber bis das in diesem Falle geschehen ist, müssen wir nur mit der Möglichkeit rechnen, die unserem Denkvermögen zugänglich ist.

Wir beharren also darauf, daß das hier studierte Phänomen aus einem objektiven Laut besteht, der durch einen organischen Prozeß gebildet ist, welcher seinen Ursprung im Nervensystem Karins hat. Um diesen Prozeß erörtern zu können, ist es notwendig, eine Übersicht über die vielen Verhältnisse zu liefern, deren Zusammenhang mit ihm im vorhergehenden an verschiedenen Stellen gezeigt

worden ist. Diese Übersicht zeigt zu gleicher Zeit unsere Ansicht darüber, wie der Prozeß aus seinen Bedingungen hervorgewachsen ist:

Die erste und einzige absolute Ursache der Klopflaute ist Karin und ihre psychische Konstitution. Ohne von hysterischem Temperament zu sein, hat sie seit mehreren Jahren an organischer Hysterie mit zeitweise ziemlich ernsten Symptomen gelitten. In dieser Krankheit wurzelt ihre psychographische Fähigkeit; — die Auflösung des Seelenlebens, die für die Hysterie eigentümlich ist, prädisponiert zur Bildung von unterbewußten Persönlichkeiten und Vorstellungssphären. Allmählich bildet sich eine unterbewußte Welt, die von „Piskator" beherrscht wird, die aber nicht so fest organisiert ist, wie man bei oberflächlichem Betrachten zu glauben geneigt wäre.

Nach einer Periode von verhältnismäßig guter Gesundheit wird Karin nach einer einsamen Wohnung in einer öden Gegend versetzt, wo sie sich nicht wohl fühlt und wo das vollständige Alleinsein, dem sie zuzeiten überlassen ist, sie peinigt. Es ist zu erwarten, daß ein Krankheitssymptom eben in diesem Klima wuchern soll, und wie immer, wird die Art des Symptomes von zufälligen Umständen bestimmt.

Der wichtigste dieser Umstände dürfte der Ort selbst sein, und es ist hier am Platze zu erwägen, inwiefern die Villa an und für sich beim Entstehen der Klopflaute eine Rolle gespielt hat. Beim Bedenken vormaliger Ereignisse, die möglicherweise dem „Spukgerüchte" der Villa zugrunde liegen, möchte vielleicht mancher ihr eine sozusagen physische Rolle zuschreiben. Man kann sich doch ganz gut die Rolle als rein psychisch denken. Obwohl Karin sich dessen nicht erinnert, hat sie wohl dann und wann unbesonnene Äußerungen über den „Spuk" der Villa gehört; diese haben sich mit der gespensterhaften Stimmung des Platzes vereinigt, sind als eine Suggestion in ihr Gefühls- und Vorstellungsleben eingedrungen und dort haften geblieben, dem kommenden Symptome den Weg bahnend.

Daß die Rolle der Villa auf diese Weise begrenzt sei, wird um so wahrscheinlicher, weil, wie wir jetzt später erfahren haben, schwache Klopflaute auch in Karins Wohnung in der Stadt gehört worden sind; die Villa ist also nicht die absolute Bedingung der Klopflaute, wie Karin und ihr Mann es vermuteten als wir da waren.

Hiermit lassen wir alles beiseite, was möglicherweise den aus der Geschichte der Villa bekannten Gerüchten zugrunde liegen kann. Doch fügen wir hinzu, daß es keineswegs sicher ist, daß die Bedeutung der Örtlichkeit selbst immer, wie in diesem Falle, reduziert werden kann; hier muß man mehr als sonst sich vor übereilten Verallgemeinerungen hüten.

Sicher ist es, daß das Ereignis am 9. Mai, als die Geschäftsherren zum Besuch da waren, von allergrößter Bedeutung ist. Es bringt das drohende Symptom zum Ausbruch und gibt diesem seine bestimmte Form. Karin liegt im ersten Halbschlummer, in dem der Sinn, wie bekannt, suggestibel ist wie im

hypnotischen Schlafe. Der Laut, den sie dann hört, stark betont von dem Schreck beim plötzlichen Aufwachen — prägt sich mit der ganzen Kraft der Suggestion ein. Im Augenblick des Entstehens wird diese Suggestion einerseits mit der vorher bestehenden, in Anfällen auftretenden Krankheit und andererseits mit allem, was die Villa suggeriert hat, zusammenorganisiert. Sobald Karin nach diesem Prozesse, der zum größten Teil sich in der Tiefe unter ihrem Bewußtsein abgespielt hat, wieder zum Bewußtseinszustand des beginnenden Schlafes kommt, findet der erste Ausbruch statt. Sie glaubt eine Wiederholung der Laute zu hören, die sie neulich weckten, — in der Wirklichkeit ist es ein neuer und sonderbarer Ausbruch der aufrührerischen Kräfte in ihrem eigenen Nervensystem, den sie wahrnimmt. Der Ausbruch füllt nicht ihre Seele mit unfaßbarer Angst, erschüttert auch nicht ihre Muskeln und Glieder — statt dessen versetzt er die Luft in ihrer Nähe in eine eigentümliche Schwingung. — — — So ist das Phänomen fertig wie es in seiner ersten unmittelbaren Form erschien.

Später verwandelt sich das Phänomen, und dies geschieht dadurch, daß es mit älteren Erscheinungen im unterbewußten Leben Karins in Verbindung tritt. Durch Fragen, die an die Klopflaute gestellt werden, auf dieselbe Weise, wie an die Hand, wenn Karin den Psychograph führt, wird das Phänomen mit ihrem Automatismus zusammengebracht und zuletzt mit „Piskator", der Hauptperson in diesem. — — Und so ist das Phänomen fertig wie es erschien, als wir davon Kenntnis erhielten.

Auf diese Weise muß man jedes Phänomen hierhergehöriger Art betrachten: — als einen organischen Prozeß, der aus gegebenen Voraussetzungen hervorwächst und aus einem gegebenen Boden Nahrung holt. Tut man das, so verschwindet alsbald alles „Mystische" und „Übernatürliche"; man ahnt dieselbe Gesetzmäßigkeit wie überall sonst, auch bevor man die Kräfte kennen gelernt hat, die hier in Umlauf gebracht werden. Man versinkt nicht länger in einen Sumpf von sterilen Fragen und Einwendungen, mit denen derartigen Phänomenen begegnet zu werden pflegt — man fällt auch nicht der gewöhnlichen Versuchung zum Opfer, hierhergehörige Fragen mit anderen, die damit absolut nichts zu tun haben, zu vermischen; — die Augen werden einem geöffnet für das Ungebührliche, das darin liegt, auf einige eigentümliche Naturphänomene den Glauben an ein künftiges Leben zu bauen — jenen Glauben, den man sich durch lebenslange Erfahrungen erkämpft, und der nicht echt ist, wenn er nicht die letzte Frucht ist von allem, was man empfunden und gelitten hat. Mit einem Worte, man läßt alle die gewöhnlichen Absurditäten beiseite und studiert statt dessen das Phänomen auf breiter, wissenschaftlicher Grundlage, als eine gesetzmäßige Einzelheit eines gesetzmäßigen Prozesses.

Irgend ein derartiges Studium haben wir nicht mit dieser kurzen Untersuchung beabsichtigt — unsere Absicht war nur, den Weg anzudeuten, der uns am sichersten dahinzuführen scheint.

Dadurch daß man auf diese Weise die Klopflaute mit schon lange gekannten

und studierten Prozessen verbindet, werden sie auf das Gebiet der Wissenschaft gebracht; und da diese Prozesse sich im Nervensystem abspielen, ist es klar, daß das Phänomen in Zusammenhang mit diesem studiert werden muß.

Als Nervenprozeß nimmt das Phänomen eine eigenartige Stellung ein, indem Kräfte, die der üblichen Anschauung nach im Gehirn entstehen, hierbei außerhalb des Organismus wirken. Prinzipiell liegt hierin nichts Eigentümliches, wie man vielleicht auf den ersten Blick denken möchte. Es gibt ein analoges Verhältnis, das nur zu sehr auf der Hand liegt um gleich in die Augen zu fallen. Daß Nervenkraft sich außerhalb des Organismus verbreitet, ist nicht merkwürdiger als daß Wärme ausgestrahlt wird, — daß die ausstrahlende Nervenkraft einen Laut bewirkt, ist nicht sonderbarer als daß die Wärme den Thermometer steigen macht. Warum sollte die chemische Spannung, die in den Gehirnzellen freigemacht und in Elektrizität umgesetzt, durch die Nerven strömt, nicht aus ihnen herausströmen können in der einen oder anderen Kraftform, ebenso wie die in derselben Weise gebildete Wärme ausströmt? Vielleicht liegt der Unterschied nur darin, daß die Haut ein besserer Isolator für Nervenkraft als für Wärme ist — oder vielleicht erstaunen wir nur, weil wir noch keine geeigneten Mittel haben unter gewöhnlichen Verhältnissen die ausströmende Nervenkraft zu zeigen. —

Wenn erstens aus unserer Untersuchung hervorgeht, daß das Studium der Klopflaute unter die Neurologie gehört, so zeigt sie zweitens, daß die Klopflaute den krankhaften Nervenprozessen angehören. Schon während ihrer Entstehung und Entwicklung zeigen sie Analogien mit vorher bekannten hysterischen Symptomen, und unsere Versuche machen diese Analogien noch fester. Es würde scheinen, daß dieser Zusammenhang des Phänomens mit seit Jahrtausenden gekannten Prozessen, in wesentlichem Maße sein Studium erleichtern und Anlaß zu zahlreichen Analogieschlüssen geben würde. Dies würde auch der Fall sein, wenn die Kraftverschiebungen, die im Nervensystem stattfinden, bei hysterischen Anfällen verschiedener Art, eben so genau gekannt wären wie ihr äußeres Bild. Aber wir kennen sie nur insoweit, wie wir sie in unsere allgemeine Auffassung des Kraftverlaufes im Nervensystem hineinpassen können. Noch hat niemand im Detail die Kräfte erforscht und gemessen, die in Umlauf gesetzt werden, wenn eine Erregung das Bewußtsein betäubt, den Organismus zu Boden wirft und ihn in Krämpfe auflöst.

Wenn man also nicht erwarten darf, daß die Einsicht von der neuropathischen Natur des Prozesses unsere Kenntnisse in höherem Grade erweitern soll, so verspricht dagegen der dritte Punkt im Ergebnis der Untersuchung um so mehr: — wir haben gezeigt, daß der Prozeß dem Experimentieren unterworfen werden kann. Wo es Möglichkeiten zum Experimentieren gibt, da steht man nicht länger grübelnd und diskutierend, man steht fragend und forschend.

Daß unsere Versuche mit jedem geeigneten Medium wiederholt werden können, dürfte aus der Gesetzmäßigkeit, mit der sie verliefen, gefolgert werden können. Dagegen liefern sie keine Antwort auf die Frage, was es eigentlich ist, das ein

Medium zweckdienlich macht, und diese Frage ist so wichtig, daß sie verdient, in Erwägung gezogen zu werden.

Bei Karin war es die unterbewußte „Piskator"sphäre und alles, was ihrer Ausbildung voranging, die die Klopflaute vermittelte. Da diese Sphäre aber lose organisiert war und keineswegs die Rolle in ihrem unterbewußten Leben spielte, wie man von vornherein hätte glauben können, kann es in Frage gestellt werden, ob die vorherige Existenz einer solchen Sphäre für eine absolute Bedingung gehalten werden muß. Vielleicht ist es möglich, die Versuche damit anzufangen, auf suggestivem Wege eine solche zu bilden. Und in dem Fall sollte jeder, der in Tiefschlaf versetzt werden kann, als Medium dienen können; denn die übrigen Bedingungen des Phänomens, das hysterische Leiden, die „gespensterhafte" Stimmung, die auslösende Gehörwahrnehmung usw. — dies alles dürfte auf gewöhnliche Weise suggeriert werden können.

Hier könnte man die Frage aufwerfen, ob es überhaupt notwendig war, beim Formulieren der Suggestion den langen Umweg durch „Piskator" zu gehen? Ist vielleicht ein solches Individuum überflüssig? — Hätte man nicht ebensowohl das Phänomen durch eine direkte Suggestion erzeugen können? — Und wäre es denn nicht möglich, es bei jeder stark suggestiblen Person zu erzeugen? — Wir neigen zu der Ansicht, daß diese Fragen mit „nein" beantwortet werden müssen. Im großen gesehen, setzt das Phänomen notwendigerweise eine eigenartige Auflösung und Verschiebung der Kräfte im Nervensystem voraus. Die hysterischen Symptome sind verschiedene Ausdrücke dieses Prozesses, — er erreicht den Höhepunkt erst im Gestalten einer unterbewußten Persönlichkeit — erst durch diese wird der Prozeß stark genug, um zu dem hier studierten Ausdruck zu führen.

Auf welche Weise es auch gelingen mag, ein zweckdienliches Medium zu finden — es muß immer unsere erste Aufgabe sein, die Versuchsmethode mit Sicherheit beherrschen zu lernen. Erst wenn es einem gelungen ist, die Phänomene zu bestimmter Zeit, an bestimmter Stelle und in bestimmter Form hervorzurufen — erst dann kann man beginnen, bestimmte Fragen aufzustellen. Im Vorhergehenden haben sich viele Fragen aufgedrängt, die man vor allem beantwortet haben möchte. Dann muß die Untersuchung Schritt für Schritt weitergehen mit Benutzung aller Hilfsmittel der Physik und der Physiologie. Es gilt, die Laute unter verschiedenen Verhältnissen zu registrieren — die stattfindende Kraftentwickelung und den Kraftverlust, dem das Medium gleichzeitig unterzogen ist, zu messen — die Art der umgesetzten Kräfte zu finden usw. —

Auf solche Weise kann man vielleicht nach und nach zum Grundproblem des Phänomens vordringen. Noch ist man von demselben all zu sehr entfernt, um auch nur unterscheiden zu können, wo es zu suchen ist. Im Vorhergehenden haben wir doch die Vermutung ausgesprochen, es liege wesentlich in einer allgemeinen krankhaften Kraftverschiebung im Nervensystem, und soeben sagten wir, daß die unterbewußte Persönlichkeitsbildung wahrscheinlich der Höhepunkt

des Prozesses sei. Wenn dies richtig ist, so kann vielleicht das Problem und ein Studium zu noch größeren Fragen führen.

Bevor wir diese Studie abschließen, müssen wir mit einigen Worten die größte Schwierigkeit berühren, die jeder Forschung dieser Art im Wege liegt. Diese Schwierigkeit besteht nicht in der Seltenheit der Phänomene, auch nicht in ihrer oben angedeuteten Sonderstellung, noch weniger in verwickelter Methodik oder etwas ähnlichem — sie besteht darin, daß die Phänomene einen lebenden und leidenden Menschen als Medium verlangen.

Es ist überhaupt abstoßend, einen Menschen als Versuchsobjekt anzuwenden, und das wird es um so mehr, wenn der betreffende Mensch krank ist.

Ein Versuch dieser Art muß eine Ausnahme sein; — er ist nur dann berechtigt, wenn wirkliche Kenntnis dadurch zu gewinnen ist, und wenn er den, der sich ihm unterzieht, weder belästigt noch schädigt. Wenn man nach reiflicher Erwägung sich für den Versuch entschlossen und ihn mit aller erdenklichen Fürsorge begonnen hat, muß man doch immer bereit sein, ihn aus Rücksicht auf das Medium aufzugeben. Wie harmlos diese Versuche auch aussehen mögen, so sind sie doch nicht ohne Gefahr. Der Trance ist seiner Natur nach viel mehr eine erzeugte Geisteskrankheit als ein Schlaf; — sei es, daß es in unserer Macht steht, diesen Zustand vollständig zu beliebiger Zeit aufzuheben, falls wir durch die Hypnose beständig das Medium in unserer Hand haben — es kann doch sein psychisches Leben zerrütten in diese Auflösung wiederholt hinabgeworfen zu werden. Mit den ausgebildeten Medien geschieht es zuweilen, daß die Grenze zwischen ihrem normalen Bewußtsein und dem Trancebewußtsein allmählich ausgelöscht wird — und dann führt ihr Weg ziemlich direkt zum Irrenhaus. Die Psychiatrie hat nunmehr ein besonderes Kapitel mit der Überschrift: die Spiritistpsychose. Wenn das Mediumtum auch nicht häufig zu so schweren Folgen führt, selten ist es nicht, daß es das Leben untergräbt.

Alles dies mahnt zur Vorsicht. Das Studium der Hysterie hat viele dunkle Seiten; sie berichten von Menschen, die die Forscher durch ihren allzu großen Drang nach Klarheit zu Invaliden gemacht haben. Es ist wahrlich kein Verdienst, Kenntnisse zu gewinnen, wenn es auf Kosten des Wohls auch nur eines einzigen Menschen geschieht. Wir selbst würden es lebhaft bedauern, wenn Versuche, unsere Experimente zu wiederholen, jemals Schaden zuwege bringen würden. —

Hier gilt es mehr als sonst: geraten der Mensch und der Forscher in Streit mit einander, — dann weiche der Forscher.

Legende vom indischen König/ von Hermann Hesse

Im alten Indien der Götterzeit, Jahrhunderte vor dem Auftreten des großen Gotamo Buddha, ward einstmals ein neuer König von den Brahmanen geweiht und über das Volk gesetzt. Dieser genoß die Freundschaft und Belehrung zweier Weisen, welche ihn lehrten, sich durch Fasten zu heiligen, die dem Blute inwohnenden Stürme seinem Willen zu unterwerfen und sein Denken zum Verständnis des All-Einen vorzubereiten.

Es war zu jener Zeit unter den Brahmanen ein eifriges Streiten über die Eigenschaften der Götter, über das Verhältnis des einen zum andern und über das Verhältnis eines jeden zum All-Einen. Manche hatten begonnen, die Existenz aller Gottheiten zu leugnen, indem sie die Namen der Götter als Namen der wahrnehmbaren Teile des unsichtbaren Einen erklärten. Andere bestritten dies heftig, beharrten bei den alten Gottheiten und wollten gerade das All-Eine nicht als wesenhaft, sondern nur als ein Symbol für die Gesamtheit der Götter gelten lassen. Ebenso wurden die in den Hymnen enthaltenen heiligen Worte von den einen als erschaffen und wandelbar, von anderen als urwesenhaft, ja als das allein Unwandelbare aufgefaßt. Hier sowohl wie auf allen anderen Gebieten der heiligen Erkenntnis äußerte sich das Streben nach der letzten Wahrheit in einem Zweifeln und Streiten darüber, was Geist selbst und was nur Symbol sei, obwohl nicht wenige auch diese Unterscheidung verwarfen und Geist und Wort, Wesen und Symbol für untrennbare Einheiten erklärten.

Auch jene beiden Brahmanen, deren besonderen Unterricht der nach Erkenntnis dürstende König genoß, waren untereinander uneins über die letzte Wahrheit. Da sie beide im Rufe außerordentlicher Weisheit standen, betrübte es den König oft, ihre Uneinigkeit anzusehen, und häufig dachte er bei sich: „Wenn diese zwei Weisesten über die Wahrheit nicht einig werden können, wie soll da ich, der ich wenig gelehrt bin, jemals ein Wissender werden? Wohl zweifle ich nicht, daß es nur eine einzige und unteilbare Wahrheit geben kann, doch scheint es mir selbst für Brahmanen unmöglich, sie mit Sicherheit zu erkennen."

Seine beiden Lehrmeister aber, wenn er sie hierüber befragte, sagten ihm nur: „Viele sind der Wege, doch nur ein Ziel. Faste, töte die Leidenschaften in dir, rezitiere die heiligen Strophen und denke über sie nach!"

Der König tat, was ihm gesagt war, und machte große Fortschritte im Wissen, ohne jedoch an das Ziel zu dringen und die letzte Wahrheit zu schauen. Indem er die Leidenschaften des Blutes überwand, jedes tierische Behagen verabscheute und von Essen und Trinken nur das Notwendigste — täglich eine Banane und einige Reiskörner — zu sich nahm, reinigte er sich an Leib und Geist und vermochte allen Eifer und alle Kraft und alle Sehnsucht seines Wesens auf das letzte Ziel zu richten. Heilige Worte, deren Silben ihm früher leer und öde

getönt hatten, erschlossen ihm nun die Blüte ihrer Wesenheit, und in den Kampfspielen und Übungen des Verstandes erwarb er jeden Preis. Den Schlüssel zum letzten und einzigen Geheimnis alles Seins aber fand er nicht.

Da verschloß er sich vierzig Tage in sein Gemach, aß keinen Bissen und schlief ohne Decke noch Kissen auf dem Estrich. Sein hagerer Leib duftete Reinheit, sein Gesicht glänzte milde und seine Augen waren klarer als die der Brahmanen. Und nach diesen vierzig Tagen lud er die Brahmanen ein, in der Halle des Tempels ihren Verstand im Lösen schwieriger Fragen zu üben, und für die Gewinner des Preises standen weiße Kühe mit goldenem Schmuck als Ehrengeschenke bereit.

Die Brahmanen kamen, ließen sich nieder und eröffneten alsbald die Schlacht der Gedanken und Worte. Sie bewiesen Glied für Glied die genaue Übereinstimmung der sinnlichen und der geistigen Welt, schärften ihren Sinn im Erklären heiliger Strophen und redeten über das Brahma und den Atman. Sie verglichen das hundertnamige Urwesen mit dem Winde, mit dem Wasser, mit dem im Wasser aufgelösten Salze, mit der Vereinigung von Mann und Weib. Sie ersannen Vergleiche und Bilder für das Brahma, welches Götter erschafft, die größer sind als das Brahma selbst, und unterschieden das schaffende Brahma von jenem, welches das Geschaffene in sich schließt, sie versuchten es mit sich selbst zu vergleichen. Sie stritten darüber, ob der Atman älter als sein Name, ob er mit seinem Namen identisch, ob sein Name gleich seinem Wesen oder nur eine Schöpfung desselben sei.

Immer wieder hub der König an und versuchte die Weisen mit neuen Fragen. Allein je mehr die Brahmanen Antwort und Erklärung gaben, je mehr sie redeten und zu wissen schienen, desto mehr fühlte der König sich einsam und verlassen. Und je mehr er fragte und den Antwortenden zunickte und den Weisesten Geschenke gab, desto brennender erfüllte ihn die Sehnsucht nach der Wahrheit selbst. Diese wurde, wie er wohl erkannte, von allen Reden und Untersuchungen nur umkreist, nicht berührt, und in den innersten Kreis drang keiner.

Da versank der König in sich selbst, verschloß alle seine Sinne und richtete seinen glühenden Willen einzig auf die Wahrheit, von welcher er wußte, daß sie an jedwedem Wesen teil habe und in jedem schlummere, also auch in ihm, dem Könige. Und da er rein und schlackenlos in seinem Innern war, fand er in sich Sättigung und Helle, und je tiefer er in sich versank, desto lichter ward es vor ihm, gleichwie wenn einer in einer Höhle wandert und sich dem strahlenden Ausgange nähert.

Indessen redeten und stritten die Brahmanen noch lange Zeit unter sich weiter und achteten des stumm und taub gewordenen Königs nicht. Bis einer von ihnen den Versunkenen bemerkte. Er zeigte schweigend mit dem Finger auf ihn, sein Nachbar tat desgleichen und dessen Nachbar wieder, und jeder verstummte und bald saßen sie alle ohne Rede und schauten den König an. Der

saß aufrecht mit bewegungslosen Mienen, sein Blick war im Unendlichen verloren und sein Antlitz strahlte wie ein seliges Gestirn. Und alle neigten sich und erkannten, daß in diesem Wesen Gott selbst, der Inbegriff aller Götter, eingekehrt sei.

Der König aber, dessen Sinne in Einheit verschmolzen und nach innen gerichtet waren, schaute die Wahrheit selbst, die unteilbare, als reines Licht, das ihn mit süßer Gewißheit durchdrang wie der Sonnenstrahl einen Edelstein durchdringt, daß er selbst Licht und Sonne wird und Schöpfer und Geschöpf in sich vereint.

Und da er erwachte und um sich schaute, lachten seine Augen und seine Stirne leuchtete wie ein Stern. Er legte sein Gewand von sich, verließ den Tempel und die Stadt und ging nackt in die Wälder, in welchen er für immer verschwand.

Bodenreform und Politik/ von Otto Corbach

or den Leuten, die Wölfen in Schafskleidern gleichen, warnt das Sprichwort. Man stelle sich einmal vor, die Warnung gelte den Stützen von Thron und Altar, die sich vor vermummten Umstürzlern in acht zu nehmen hätten: dann scheint es in der Tat, als fühle man sich einer solchen Gefahr gegenüber gefeit, während man gegen offene Gegner, selbst harmlose Schreier, die aus ihrem staatsfeindlichen Herzen keine Mördergrube machen, um so achtsamer ist. Diese werden verfolgt, müssen leicht die Strenge des Gesetzes fühlen, womöglich verschwinden. Gehört nicht Tolstoi zu den stärksten und wirksamsten Revolutionären, die die Menschheitsgeschichte kennt? Nach Inhalt und Verbreitung seiner Schriften zu urteilen? Aber dieser Todfeind aller europäischen Gesellschaftsordnungen wäscht, ein Riese revolutionärer Gedanken, bei jeder revolutionären Tat seine Hände in Unschuld, verurteilt alles zerstörerische Tun überhaupt, rät, die linke Backe dem darzubieten, der die rechte schlug, in demselben Atem, wo er alles, was die Gewalt im Völkerleben schuf, für wert erklärt, daß es zugrunde gehe. Er flucht denen, die die praktischen Folgerungen aus seiner Lehre zu ziehen vermeinen und hat für die russischen Freiheitskämpfer nur Hohn und Spott. Darum geschieht ihm nichts; darum rührte sich im Zartum gegen ihn nie ein Finger, während man den ziemlich harmlosen Maxim Gorki gleich beim Wickel hatte, als er ein unkluges Wort an die russische Arbeiterschaft richtete. Wer weiß, was mit ihm ohne Europas sittlichen Einspruch geschehen wäre.

Was kann umstürzlerischer sein, als die Lehre Henry Georges vom gleichen Rechte aller am Grund und Boden! Das, was wir heute Staat nennen, steht und fällt mit den historisch gewordenen Rechtsverhältnissen am Grundeigentum. Staaten entstanden im europäischen Kulturbereiche immer erst dort, wo das Nutzungsrecht am Boden, wie es dem Geiste der alten Geschlechtsverbände entsprungen war, dem Besitzrechte eines Gewalthabers weichen mußte. Weil ein Staat im westländischen Sinne fehlt, deshalb gibt es beispielsweise in China praktisch heute noch kein eigentliches persönliches Bodeneigentum, d. h. keine Möglichkeit, unbenutztes Land gegen die schaffende Arbeit zu sperren und ohne Arbeit sich nutzbar zu machen. Auch in Rußland hat noch keine Herrschermacht in der großen Landbevölkerung den urwüchsigen Gedanken auszurotten vermocht, daß das Land dem gehört, der es bearbeitet; deshalb hörte dort bisher der Staat da auf, wo der Mir anfängt. Westeuropäische Kräfte und Einflüsse sind es, die den russischen Reformminister Stolypin nun an der Aufhebung des Mir arbeiten lassen.

Henry George faßt die Ursachen, die dahin wirkten, das ursprüngliche Recht der Bodenbenutzung durch die ausschließliche Benutzung zu verdrängen, in „Fort-

schritt und Armut" folgendermaßen zusammen: „Konzentration der Macht in den Händen der Häuptlinge und der Kriegerkaste, zufolge eines Kriegszustandes, der ihnen ermöglichte, den gemeinsamen Boden zu monopolisieren, als Wirkung der Eroberung, die den Besiegten in einen Zustand bäuerlicher Sklaverei herabsetzte und seinen Bodenbesitz unter die Eroberer und in verhältnismäßigen Anteilen unter die Führer verteilte; der Unterschied und Einfluß der Priesterkaste, der Kaste konfessioneller Rechtsgelehrten, deren Interessen durch die Einsetzung eines ausschließlichen statt gemeinschaftlichen Bodenbesitzes gefördert wurden; endlich der Umstand, daß die einmal geschaffene Ungleichheit nach dem Gesetze der Anziehungskraft stets zu der größeren Ungleichheit sich hinneigt." Wie George weiter hervorhebt, sind diese Ursachen überall dieselben, „die zur Verleugnung gleicher persönlicher Rechte und zur Einsetzung privilegierter Klassen führten". Er hätte nun wohl daraus schließen dürfen, daß eine Ausgleichung der bestehenden ungleichen persönlichen Rechte und eine Beseitigung aller Klassenprivilegien wieder zu Zuständen führen müsse, wo, um in der Sprache der modernen Bodenbesitzreformer zu reden, der Boden unter ein Recht gestellt wäre, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt, seinen Gebrauch als Wohn- und Werkstätte befördert und die Wertsteigerung, die er ohne die Arbeit des einzelnen erhält, dem Volksganzen nutzbar macht. Umgekehrt könnte man folgern, daß, wo das bodenreformerische Ideal verwirklicht wäre, alle Rechtsungleichheit der Personen und alle Klassenvorrechte aufhören müßten. Hätte Henry George auf Grund dieser politischen Auffassung einen radikalen Liberalismus als bestes Mittel zur Erreichung seines Ideales gepredigt, so würde sich seine Lehre in seltsamer Übereinstimmung mit den Schlußfolgerungen befinden, die sein bedeutender Landsmann Morgan aus Untersuchungen über die Geschlechtsverbände der „Urgesellschaft" zog, nur daß dieser gegen das historisch Gewordene pietätvoll genug ist, um mit seiner unrechtmäßigen Grundlage als einem notwendigen Übel für die Gegenwart zu rechnen. Der „Staat" ist nach Morgan eine auf Landgebiet und Eigentum gegründete politische Gesellschaft, während die Gentilorganisation auf Personen beruhte: „Das Stadtgebiet mit seinem beweglichen Eigentum war etwas Ständiges und die dazu gehörige Bevölkerung hinreichend stabil, während die Gens ein veränderliches Aggregat von mehr oder weniger zerstreuten Personen war und unfähig wurde, sich dauernd auf einen bestimmten Bezirk zu beschränken." Morgan schildert eingehend, wie bei den alten Griechen und bei den Römern erst ein Staat entstand, als sich eine bevorrechtete Klasse gebildet hatte, die den Geschlechtsverbänden mit List und Gewalt ihre alten Befugnisse raubte. Die Bande der Verwandtschaft, die vordem ein mächtiges Element für gegenseitige Unterstützung gewesen waren, wurden nun in dem Maße abgeschwächt, als der Staat den Schutz von Leben und Eigentum der Personen übernahm. Damit hörte aber auch die ausgleichende Wirkung verwandtschaftlicher Beziehungen mehr und mehr auf, die Herrschaft verdrängte die Genossenschaft und einzelne Klassen machten sich die politische Macht streitig. Dieselben

Kräfte, die zur Gründung der ersten Staaten führten, waren es nach Morgan daher, die der Menschheit den Despotismus, Zäsarismus, die privilegierten Klassen gaben und die Erwerbung von Reichtum zur Hauptaufgabe der zivilisierten Nationen machte. „Wenn aber", so fährt er fort, „die Intelligenz der Menschheit auf der Höhe der großen Frage von den abstrakten Rechten des Eigentums — einschließlich sowohl der Beziehung des Eigentums zum Staate, als auch der Rechte der Personen auf das Eigentum — sich erhebt, dann steht eine Änderung der gegenwärtigen Ordnung der Dinge zu erwarten. Es mag unmöglich sein, die Art der bevorstehenden Änderung vorher zu erkennen, aber wahrscheinlich ist es, daß die Demokratie, die einstmals in einer unentwickelten Form eine allgemeine Einrichtung gewesen und die jetzt in vielen zivilisierten Staaten unterdrückt ist, die Bestimmung hat, auf einer höheren Stufe wieder allgemein zu werden." Man muß berücksichtigen, daß Morgan, obgleich er die Rolle eines individuellen Besitzrechtes am Boden als Grundlage des Staates richtig erkennt, doch zu wenig volkswirtschaftlich denkt, um zwischen Eigentum an einem Naturfaktor wie dem Boden und Eigentum an Gütern, Erzeugnissen menschlicher Arbeit, scharf zu unterscheiden und deshalb oft dem Eigentumsrecht als solchem Wirkungen zuschreibt, die nur auf Rechtsverhältnisse am Grundeigentum zurückzuführen sind. Sein Gedanke aber, daß das Herrschaftsprinzip, das zur europäischen Zivilisation führte, sich einmal auswirken müsse, und die europäische Kulturmenschheit dann wieder zu einer reinen Demokratie auf breitester Grundlage, zu einer solchen Gleichheit persönlicher Rechte und Befugnisse gelangen werde, wie sie schon in den Geschlechtsverbänden barbarischer Zeitalter, allerdings nur für den Bereich der Blutsverwandtschaft, entwickelt war, diese Auffassung wird gerade auch von einem deutschen Bodenbesitzreformer vertreten, der das Georgesche Mittel einer „einzigen Steuer", überhaupt jegliche Staatshilfe, verwirft, von Dr. Franz Oppenheimer. Der Kampf zwischen Herrschaft und Genossenschaft bildet ihm den Inhalt der Weltgeschichte. Er war notwendig, meint er. „Denn, ehe nicht die Herrschaft im Kampfe mit den urwüchsigen Genossenschaften die letzten Spuren der Absonderung von Mensch zu Mensch zertrümmert hatte; ehe sie nicht in der — wenigstens theoretischen — Gleichsetzung aller Staatsangehörigen als Untertanen ihr die Grundlage geschaffen hatte: nicht eher konnte die neue, freie, nicht aus-, sondern einschließende Genossenschaft zum entscheidenden Siege erstehen." Oppenheimer hat sich von dem Irrtum Henry Georges freigemacht, daß „die Wertsteigerung, die der Boden ohne die Arbeit des einzelnen erhält", eine unumgängliche Begleiterscheinung wirtschaftlichen Fortschrittes sei, daß im freien Spiel der Kräfte Fortschritt und Armut ursächlich zusammenhingen; er erkennt ganz richtig, wie es sich bei der Grundrente um eine in die moderne Wirtschaft hineinragende Machtposition außerwirtschaftlichen, politischen Ursprungs handelt, mit der sie also steht und fällt. Solche klare Einsicht in das Wesen der Grundrente gestattet es ihm, frei und unbefangen aus-

zusprechen, wie er sich eine Aufhebung des privaten Bodenbesitzes denkt, was für Wirkungen er davon erwartet. Er steht auf dem Standpunkte, daß die Staatsomnipotenz auf wirtschaftlichem Gebiete nicht viel Positives zu leisten vermag und erwartet alles Heil nur von dem freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte. Zu wirklich gründlichen Beschränkungen der Rechte der herrschenden Klassen habe sich der Staat bisher noch immer als zu schwach erwiesen. Das beweise schon die Agrargeschichte der Römer, wo auch die besten Gesetze die Latifundienbildung kaum zu verzögern vermochten; das beweise für unser Vaterland der unrühmliche Verlauf der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung. Oppenheimer schlägt die Gründung von landwirtschaftlichen Arbeiterproduktivgenossenschaften vor, von deren siegender Kraft er erwartet, daß sie die Einrichtung des persönlichen Großgrundbesitzes beseitigen und dadurch den Herd der Monopolrente zerstören werde. Unterstützung erhofft er hauptsächlich von denen, „die außerhalb der Parteien stehen oder ihnen, in Ermangelung eines Bessern, halb widerwillig Gefolgschaft leisten, wahrscheinlich zumeist aus der Klasse der nichtkommunistischen Sozialisten, der Sozialliberalen". „Vielleicht," sagt er, „daß dieses Buch („Die Siedelungsgenossenschaft") dazu beiträgt, die siegreiche Sturmfahne Ferdinand Lassalles wieder flattern zu lassen, die heute nur noch als Reliquie gezeigt wird." So entdeckt ein Bodenreformer, dem das leuchtende Ziel Henry Georges ohne jegliche Staatshilfe durch Lösung des Genossenschaftsproblems erreichbar erscheint, sein sozialistisches Herz. Wie aber verhalten sich dagegen in politischer Hinsicht die deutschen Georgeianer unter Führung Adolf Damaschkes? Sie erstreben in erster Linie eine Abstufung der Grund- und Gebäudesteuer nach dem sogenannten gemeinen Wert an Stelle des Nutzungswertes und die Einführung einer besonderen Umsatz-(„Zuwachs"-)Steuer in progressiver Abstufung nach der Höhe des Mehrerlöses über den Einkaufspreis. Das klingt so staatsfreundlich wie möglich; denn wie sollte der Fiskus denen gram sein, die ihm neue Einnahmequellen erschließen wollen durch Steuern, die sie mit der Lehre überzuckern, daß sie nicht wie andere Abgaben die Produktivität der Arbeit verringern, sondern vielmehr steigern! Der Bund deutscher Bodenreformer sucht sich politisch und religiös neutral zu stellen, er wirbt Freunde für seine Bestrebungen in allen politischen Parteien und Ständen, und zählt zu seinem Vorstande neben einem konservativen Professor (Wagner), eine Anzahl höherer Zivil- und Militärbeamter, Pastoren, Kommerzienräte und andere waschechte Freunde der bestehenden Ordnung. Damaschke selbst gehörte bezeichnenderweise zu den eifrigsten Vertretern der Naumannschen Verkoppelung von imperialistischem Nationalismus und Sozialismus, in dessen Bezeichnung „Nationaler Sozialismus" Professor Sombarts Scharfblick richtig eine contradictio in adjecto, einen Widerspruch im Beiworte, erkannte. Dieser „National-Sozialismus" erlitt kläglichen Schiffbruch, Naumann mit den meisten seiner Anhänger zog die bittere Folgerung daraus, daß er sich dem entschiedenen Liberalismus in die Arme zu werfen habe. Damaschke machte die Schwenkung nicht mit; es hätte für ihn

als Bodenreformer Georgescher Richtung Selbstmord bedeutet. Im letzten Wahlkampfe hat er durch seine Sonderkandidatur im ersten Berliner Wahlkreise noch einmal versucht, unter der Parole einer nationalen, imperialistischen Politik der Bodenreform zu politischer Bedeutung zu verhelfen; es ist ihm völlig fehlgeschlagen.

An und für sich ist nicht einzusehen, warum der Bodenreformlehre keine selbsttätige bewegende Kraft für das politische Leben innewohnen sollte. Man lese das Programm der russischen Arbeitsgruppe, die sich in der ersten Duma von den Kadetten loslöste, und man hat eine politische Einkleidung für bodenreformerische Ziele. Die russische Revolution überhaupt läßt sich auffassen als ein gewaltiges Ringen zwischen zwei Rechtsgrundsätzen für das Grundeigentum, zwischen Nutzungsrecht und Besitzrecht, die zugleich die entgegengesetzten Pole westlicher und östlicher Kultur vorstellen. Daß niemand gezwungen werden dürfe, für einen andern den Acker zu bestellen, daß dieser dem Früchte liefere, der ihn mit seinem Schweiße düngt, das ist für den Muschik eine Forderung gesunden Menschenverstandes. Wenn die marxistische Lehre von der Arbeit als Quelle aller Werte zum Glaubensbekenntnis einer internationalen Sozialdemokratie werden konnte, weshalb sollte da nicht eine starke politische Bewegung möglich sein, die auf einer gerechten Würdigung des Bodens als Faktor der Güterproduktion beruht und jeglichem Bestreben, unbenutztes Land gegen die schaffende Arbeit auszusperren, entgegenwirkt? Nur bei Menschen, die das Maschinenzeitalter von der Scholle loslöste und durch Entwickelung des Exportindustrialismus von der heimischen Landwirtschaft vorübergehend unabhängig machte, konnte das Bewußtsein der Abhängigkeit jedes Volkes von der Ergiebigkeit des Bodens in Nahrung, Kleidung und Wohnung verloren gehen. Dieselben Schiffe, die die Erzeugnisse der Industriestaaten nach überseeischen Ländern tragen, bringen, zum Teil als Ballast, Getreide, Nahrungsmittel, Rohprodukte zurück, Erzeugnisse, die drüben bisher durch extensive Bewirtschaftung neuer jungfräulicher Böden spielend leicht in Hülle und Fülle gewonnen werden konnten. So wurde in den Exportländern gleichsam Arbeit aus- und Boden eingeführt. Die Bevölkerung konnte ungehindert anwachsen und deren Lebenshaltung vermöge ihrer Konzentration infolge gesteigerter Produktivkraft ständig sich heben. Den Industriearbeitern aber mußte es, fern von den Stätten der Urproduktion scheinen, als zauberten sie mit ihrer Muskelkraft die Mittel zum Lebensunterhalt aus dem Nichts hervor und als könne es mit dieser Zauberei nie ein Ende nehmen. Hier liegt der Ursprung des Größenwahnes der Besitzer der Ware Arbeitskraft; weil diese bisher sich um die Herkunft der Bodenerzeugnisse, von denen sie abhängen, weder zu kümmern noch zu sorgen brauchten, ging ihnen jedes Gefühl für die Rolle des Bodens bei der Güterproduktion und für die Notwendigkeit verloren, den Nahrungsspielraum des Volkes mit politischer Macht zu behaupten und nach Maßgabe der Bevölkerungszunahme zu erweitern. Ein Hinweis auf den im britischen Weltreiche gerade neuerdings wieder auf-

lebenden Chamberlainismus, auf die allamerikanischen Ziele der Yankees, die allasiatischen der Japaner, die allslavischen der Russen genügt indessen, um erkennen zu lehren, daß eine Zeit kommen muß, wo es den mit natürlichen Reichtümern weniger gesegneten Ländern schwer werden wird, einer für den Raum der Heimat überzähligen Volksmenge genügende Zufuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen zu sichern. Dann dürfte auch dem Industriearbeiter der Sinn für die bodenreformerische Wahrheit aufgehen, daß der Boden der wichtigste Faktor der Produktion ist.

Die zur Beseitigung der Rentendifferenzen ersonnene Single Tax hat die Bodenreformbewegung auf ein totes Geleise geführt. Diese Steuer hat die kompakte Mehrheit fast aller Kulturvölker zu geborenen Gegnern, alle Grundeigentümer in Stadt und Land, und um so weniger Aussicht auf Erfolg, weil sie nur durch gesetzgeberische Maßnahmen zur Einführung gelangen kann. Henry Georges Auffassung, daß Rente eine immanente Kategorie jeder entfalteten Wirtschaft sei, ist von dem deutschen Umschöpfer seiner Lehre, Dr. Franz Oppenheimer so gründlich wie nur möglich ad absurdum geführt worden, aber ein zweiter Georgescher Irrtum hat sich auch in dessen Schriften noch hinübergerettet, nämlich der Glaube, daß die Grundrente den Prozeß der Güterverteilung wesentlich zuungunsten der Konsumenten beeinflusse. Sie ermöglicht es den Bodenbesitzern, einen übermäßigen Einfluß auf die Güterproduktion auszuüben und sie verleiht ihnen die Macht, eine entsprechende Menge von Gütern aus der Produktion zu entnehmen und zu verbrauchen; aber der Verlust für den nationalen Reichtum, der aus letzterer Freiheit entspringen kann, ist doch um so geringer zu veranschlagen, als die Zahl der Leute, denen der Löwenanteil an der Wertsteigerung des Bodens zufällt, verhältnismäßig gering ist, diese also nicht imstande sind, selbst als wüsteste Schlemmer und Verschwender eine allzu große Masse von Gütern zu vertilgen. Die bodenreformerische Verelendungstheorie ist um kein Haar besser als die sozialdemokratische. Schon aus diesem Grunde ist es unsinnig, anzunehmen, daß eine Nutzbarmachung der Bodenrente für Staatszwecke ohne weiteres einer Förderung des Gemeinwohles gleich kommen müsse. Die wahre Bodenreform ist keine Frage der Güterverteilung, sondern eine Frage der Verteilung von Macht über die Güterproduktion. Freiheit, nicht Gleichheit ist ihre Losung.

Daß der Zwang der Umstände die Anhänger der von Henry George entfachten Single Tax-Bewegung in den Kulturländern außerordentlich bescheiden gemacht hat, leugnen verständige Bodenreformer selbst nicht mehr. In Deutschland sucht man dafür einen Trost in der Annahme, daß wenigstens in einer unserer Kolonien, in Kiautschou, Bodenreform in großem Stile mit glänzendem Erfolge betrieben werden konnte. Es vergeht kaum eine bodenreformerische Versammlung, wo nicht diese brauchbare Werbetrommel wirksam gerührt würde. Da ich mich durch mehrjährigen Aufenthalt in Tsingtau von der völligen Haltlosigkeit einer solchen Behauptung überzeugen konnte, bin ich ihr in einer Zeit-

schrift und sonst mehrmals in ausführlichen Darlegungen entgegengetreten. Ich fand das Vorurteil zu fest eingewurzelt, um es mit meinen Gründen beseitigen zu können. Ein Bodenreformer, wenn auch kein Georgeianer, hatte mir vorher geschrieben: „Es scheint in der Tat, als sei das Experiment (der Landordnung von Kiautschou) verfehlt, eine Erscheinung, die mich nicht wundernehmen kann. Preußische Bureaukratie und Bodenreform, das läßt sich nicht zusammenreimen, wie es mir hier überhaupt als eine Utopie, ja sogar als eine Naivie erscheint, wenn man annimmt, der kapitalistische Münchhausen könne sich am eignen Zopfe aus dem Sumpfe auf das sozialistische Ufer herausziehen; denn Bodenreform ist — Sozialismus. Grundstürzende Reformen lassen sich nur einleiten, wenn man sich grundsätzlich antikapitalistisch einrichtet . . . ."

Man kann nicht zweien Herren dienen, nicht gleichzeitig dem Staate und dem Sozialismus. An solchem Dualismus krankt die heutige Bodenreformbewegung. Sie hat bisher nicht volkstümlich werden können, weil das Volk ein tiefes Mißtrauen gegen alle Reformaussichten hegt, die ihm aus den Sphären der Bureaukratie winken. Das Volk liebt als Führer Männer, die den Vertretern des Staates möglichst scharf auf die Finger und zwischen die Zeilen sehen und dafür sorgen, daß sie so wenig wie möglich verordnen und regieren. Denn es sagt sich in Hinsicht auf diese Leute, die vorgeblich nur seiner Wohlfahrt dienen: „Gott schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden schütz' ich mich selber!" Wer ihm aber gar einreden will, die von Gott eingesetzte Obrigkeit könne es durch eine einzige Steuer aus aller Drangsal erlösen, das Reich sozialer Gerechtigkeit mit einem Schlage hervorzaubern, der wird von ihm sicher nicht ernst genommen. Harmlos braucht trotz dieser mangelnden Volkstümlichkeit das Reden und Treiben der heutigen Bodenreformer nicht zu sein. Es gibt, wie Oppenheimer einmal richtig bemerkt, praktische Bestrebungen, die zwar nicht grundstürzend sind, aber dennoch darauf hinauslaufen, das so lange als unantastbar betrachtete Heiligtum des Privateigentums am Boden zu entweihen. Die Georgesche Bodenbesitzreformlehre ist etwas für Leute, die öffentlich staatliches Wasser anpreisen müssen, aber heimlich sozialistischen Wein genießen möchten. Daher hat sie in Beamtenkreisen großen Anhang gewonnen. Im ganzen ist es ein lichtscheues Völkchen, das heute auf Georges Worte schwört, das keiner aufrechten Natur Freude zu bereiten vermag. Man kann ein ehrlicher Revolutionär sein und doch vor einem ehrlichen Scharfmacher größere Achtung hegen, wie vor einem verschämten Sozialisten, einem Staatssozialisten, einem Bodenbesitzreformer der Georgeschen Richtung. Daher würde auch nicht einmal ein aufrechter Anarchist seiner Gesinnung etwas vergeben, wenn er den Vertretern des Staates, die, wenn sie ehrlich sein wollen, doch für das zu leben und zu kämpfen haben, was sie erhält, im Hinblick auf die Anhänger der Single Tax-Bewegung zuriefe: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe!"

Rundschau

Lebensläufe

Vom Wandern und Suchen sprechen viele der neueren Bücher. Es bildet sich eine Art von Acta sanctorum, weltlicher Legenden von Menschenkindern, bewußten und unbewußten Pilgern, Männern und Frauen, die ausgehen, ein heiliges Grab zu finden, oder ein heiliges Bett, oder was höher als beide, zu sich zu kommen in die friedvolle Ruhe der Erkenntnis. Und ihnen allen sieht zu Häupten die alte Frage: was sollen wir tun, unsere Seele zu retten — nicht für den Himmel, sondern für uns.

Viel Mühen ist zu merken und — was merkwürdig in dieser um Kunst und prägende Form so streng werbenden Generation — mehr Einsinnen als Ausbilden. Ein gleicher Trieb, in zwei Büchern sogar mit den beinahe gleichen Worten ausgesprochen, erscheint wirksam: nicht in die Breite zu erleben, sondern in die Tiefe. Doch die Bücher selbst gehen dabei oft in die Breite und zwingen nicht die Gefühls- und Zustandserkenntnisse in jene Darstellung, die wahrhaft Resultat eines künstlerischen Einschmelzens geworden. Stoff und Material aus dem Bereich des inneren Lebens, wertvoll genug, ist aufgespeichert, wird angesehen mit eindringenden verstehenden Augen, aber seine Vermenschlichung, und Manifestierung durch die Einzelschicksale ist nicht beherrschend, sondern befangen. Kein Schauspiel großgelassener Führung wird uns, das uns zu einer tröstenden Form der Anschauung verstrickten Lebens bringen könnte, zu einer hohen Form der Ruhe und des Ausgleichs. Sondern in beunruhigenden Wirbel ungelöster Geschehnisse unerlöster Menschen ziehen uns die Bücher; und die, die sie machten, scheinen keine Überwinder, sondern selbst noch inmitten aller der Dumpfheit und Bedrängnis ihrer Geschöpfe.

Die Abschlüsse solcher Bücher haben darum etwas von Hilfskonstruktionen; mehr Finisstil letzter Buchseiten, die ihre Passagiere nun endlich so oder so nach Haus bringen als überzeugend notwendiger Ablauf und Auslauf eines Prozesses.

Die „langen Flügel sehnsüchtig Frauenseele" schwingen in dem Buch von Emmy von Egidy: „Liebe die enden konnte".* Es ist im Fühlen und Sehen reiner und richtiger als der etwas verstimmte Werkl-Klang des Titels vermuten läßt. Inhalte und Werte Maeterlinckscher Essays sind hier durch ein Temperament voll intensivsten Lebenssinns verarbeitet und verfühlt worden, und frei und natürlich gelingt es der Verfasserin die Geschehnisse zwischen ihren Menschen, die nur in der Atmosphäre der Seele sich vollziehen, die Kurven ihres Zueinander- und Auseinandergleitens, die Flugbahnen ihrer Beziehungsaffekte gegenständlich zu machen, und dabei die vie intérieure stets in ihrem Zusammenhange, im wechselwirkenden Rapport mit den äußeren Dingen des Lebens darzustellen. Dadurch kommt zu der dünnen ätherischen Luft und zu den Überspannungen der Gefühlsdimensionen eine festere Bindung, ein irdischeres Ferment. Und vor der Abstraktion und der

* S. Fischer Verlag.

einseitig spiritualistischen Flächenprojektion schützt auch noch ein lebhaft malerischer Sinn und ein eigen aufnehmender künstlerischer Landschaftsblick. Und so ist auch das Künstler- und Malertum der Hauptpersonen nicht vage und schöngeistig, sondern überzeugend abgeleitet und verdichtet.

Bei den dreien, die die Mittelgruppe des gestaltenreichen und durch vielseitige auch praktisch wirksame Lebenskreise führenden Romans bilden, ist man versucht an Aglaveine, Selysette und Meleander zu denken. In den Figurationen und Schachzügen, die das Schicksal mit ihnen macht, ist nicht die Gruppierung die wesentliche, in der Henning der Mann zwischen den beiden Frauen steht: seiner Gattin Andra, der zarten, hilflosen seelisch-stummen und der großen reichen, doch noch unbewußten Natur der Chrisa, sondern jene andere, in der wie bei Maeterlinck die beiden Stärkeren aus freiem Willen die schwache scheue Seele zwischen sich nehmen. Aus Gesetzen ihres Wesens, die beide nicht zu überwinden vermögen, können sie nicht ganz zueinander und nun betätigen sie ihr Liebesgefühl dadurch, daß sie es auf ein Gemeinsames wenden. Sie tragen es zu den Füßen der Andra. „Zwei liebten sich und wollten sichs nicht sagen und küßten sich auf eines Kindes Mund . . ." heißts in einem Gedicht Otto Ludwigs.

Doch die Selysette dieses Buches wächst und erwacht nicht zu einer höheren Eigen-Existenz, sie bleibt nur ein Mittel, und sie versagt als solch ein Mittel schließlich. Ebbe ist das Ende. Durchaus überzeugend wird das an der Gestalt des Mannes ausgeführt, der seelisch verbraucht in das Elend der Kälte, Leere und Trostlosigkeit versinkt. Über diesen Gerichteten hinaus soll Chrisa gerettet werden, aus dem „dunklen Tunnel" dieser Jugenderlebnisse auf die freie weit sich breitende Straße reiferen bewußteren Menschentums. Doch auf diesen letzten Blättern steht mehr Wort als Wissen, mehr Literatur als Leben und die Führerin der Geschichte tappt hier so im Ungewissen wie ihr Geschöpf. Und der letzte Eindruck ist, daß es in Rauch sich auflöst und verschwebt.

Sehr viel unkomplizierter ist der Weg der Maja in dem Buch: „Die Stimme" von Grete Meisel-Heß.* Es ist das Buch der Frau, die suchend und irrend durch die Hände von Männern geht, bis sie den findet, der ihr Wesen entbindet. Etwa im Sinn jenes Wortes der großen Liebeserfahrerin Caroline, die an Schelling, den schließlich Gefundenen schrieb:

„Spotte nur nicht, Du Lieber, ich war doch zur Treue geboren, ich wäre treu gewesen mein Leben lang, wenn es die Götter gewollt hätten. Dies Bewußtsein von innerlicher Treue hat mich oft böse gemacht, hat mir erlaubt, mir wagend zu erlauben; ich kannte das ewige Gleichgewicht in meinem Herzen. Ich mußte mich verlassen auf mein Herz über Not und Tod hinaus und hätte es mich in Not und Tod geleitet."

Oder man kann das Buch ansehen als Variation über den Dehmeltext:

Und bis einst jedes Weib gewinnt
den rechten Vater für ihr Kind,
Soll jede Irrende die Treue
dem Falschen brechen ohne Reue.

In dem Buch der Meisel-Heß erfolgt nun — doch nur sehr äußerlich verknüpft — zugleich mit der Weiberlösung auch die Erlösung des verwunschenen, verpuppten Künstlertums, der „Stimme," der „anima."

Die weitgespannte Schicksalsaussicht, die des Buches Ziel ist, kommt aber durch die zerfatterte und verstrudelte Zetteltechnik nicht heraus. Und bezeichnend ist, daß der Mann der Erfüllung der „sinnig-ernsthafte" „sanfte Wickinger" Johannes dem Leser nur als ein schemenhafter Gedanken-Incubus erscheint, während seine Vorgänger, die Nieten in der Versuchsreihe, mit keck lebendigem Griff hingestellt sind. Überhaupt ist der Erfüllungsteil verlegener und leerer als die Probejahre und Probenächte, er hilft sich mit einem gaukelnden spektakelnden Pathos verdünnter krampfhaft geschüttelter Nietzschescher Kreszenz. Und als Begriffe fehlen, da stellt das Kind zur rechten Zeit sich ein, ein Kind, das mit einem „Gelächter zur Welt kommen soll".

Trotzdem ist diese Maja kein unebener Umgang. Als sie herumwirbelt, voll Neugier und Beutelust, wirkt sie wie ein schillernder Elementargeist; Staccato-Rhythmus voll Elan,

* Dr. Wedekind Verlag.

Gegenwartsherzschlag, impulsives Draufgängertum bei starker Sicherheit des Fühlens berührt in der ersten Hälfte des Buches und der hingehauene Ausdruck trifft und sitzt. Und es tut uns leid um sie, daß sie in so blasse Gedankenbuhlschaft verfällt.

Der Drang ein Frauenschicksal in der Tiefe zu erleben spricht aus einem holländischen Roman von Frederik van Eden, den Else Otten verstehend übersetzte.* Sein Titel, „Wie Stürme segnen", hat einen Traktätchen-Beigeschmack, aber sein Inhalt atmet eine so leidenschaftliche Inbrunst des Vorstellens und Einfühlens, ein so offenbarungsekstatisches Verhältnis zum Jenseits des inneren Lebens, daß man manchesmal an die Briefe und Bekenntnisse mittelalterlicher Mystikerinnen denken muß.

Wie Hedwig, die Gestalt dieses Buches, in der dumpfen Gefühlsbedrängnis schmerzens- und sehnsuchtsbanger Jugend den Baum im abendlichen Garten umarmt und in das haarige Gewirr des Efeu beißt, das erinnert an Katharina von Sienas Convulsionen. Wirr verstrickte Gänge wird dies Wesen geführt, und die Ereignisse ihres Lebenslaufes, an sich schon ungewöhnlich, werden durch die reizbare Empfänglichkeit einer überwachen Seele zu Dämonien und bekommen die ungeheueren Spannungen und Dimensionen von Alpgesichten. Diese Existenz versinkt nach einer Katastrophe in die Nebel eines Wahns; Metamorphosen und Zustände eines gespaltenen „Ichs" werden durchlaufen, auf den Schlammpfad der Niederung, in Winkeln und Gassen verschlägt sie schwüler Sturm.

Und das ist wieder sehr verwandt den Versuchungs- und Sündenkapiteln der Heiligenliteratur, nur daß alles, was dort mythisch-legendarisch eingekleidet ist, hier rein psychisch als Materialisation seelischer Funktionen und Fähigkeiten sich darstellt. Und wenn dort das Unsterbliche von Engeln getragen zum Himmel schwebt, so ist hier die Erlösung ein Gelangen zum Gott in sich, durch brennend läuternde Leidenswonnen, die alle Affekte ausglühn und in die unantastbare Ruhe der Begierdelosigkeit führen, in die vita contemplativa.

Voll Geisteskraft und eindringlicher Versündigung werden die Umkreise dieses Menschenseins aufgefaßt und offenbart, aber auch in diesem Buch ist das Bannen und Beschwören der Einzelzustände das stärkere. Das eigentliche Ziel: „von der Höhe eines anderen Sterns," von der „Regenbogenbrücke" die in der nahen Distanz verwirrt und widerspruchsvoll erscheinenden Wechsel eines Lebens zusammenhangsvoll zu belichten, den Taumelweg als Planetenbahn aufzuhellen, ist auch hier nicht bewältigt. Es spricht hier mehr ein freilich sehr wertvolles und bereicherndes Wissen und Fühlen der Dinge, man merkt ein Ergreifen und Umfassen mit flammernden Organen, aber die letzte wahrhaft schöpferische Vision stellt sich nicht ein.

Während diese Bücher den Frauenlebensläufen etwas vom Lebensgeheimniß fragend ablocken wollen, spürt das Buch eines neuen Dichters, das in schweizerischer Atmosphäre spielt, — Albert Steffens Ott, Alois und Werelsche* — Männer-Lehrjahren nach.

Drei Jünglingsmenschen, deren Namen der Titel nennt, werden auf ihren Wegen durch das Land der Jugend nachdenklich begleitet.

Ein jeder von ihnen glaubt, fertig zu sein und festen inneren Besitz zu haben. Und nun stoßen diese Welten zusammen, sie sprengen einander, zersetzen sich; Mischung von Freundschaft und Widersacherschaft wird fruchtbar. Kristallisierungen, Neubildungen vollziehen sich. Auf die erste eingebildete Reife folgt eine zweite, nicht weniger eingebildete, aus Trugwahn und Eitelkeit des gegenseitigen Überlegenheitsgefühls erwachsen, bis für sie alle, durch katastrophisches Geschehn, die Erkenntnis und die Demut des Nichtwissens kommt und daraus der frei entsagungsvolle Entschluß, dienend von vorn anzufangen. Und diese Läuterung von der Gedankenhybris und dem lachenden Hochmut mit Kränzen im Haar zur Unterwerfung, von der Verblendung der Einzelleidenschaft zum Menschheitsgefühl, ist ja auch wieder eine neu-weltliche Variante zu den Lebensläufen der Acta sanctorum:

„Es ist kein Spiel, auf der Erde zu sein . . ."

* Schuster & Löffler.

* S. Fischer Verlag.

„Drei Menschen beginnen ein neues Leben, das qualvoll ist und schwer. Es soll nicht leichter und schöner sein als das andrer. Deshalb wird der Maler Wärter in einem Kinderspital und Alois lebt mit Maurern und Handlangern und Werelsche, der schuldig geworden, ist Arzt in einem Gefängnis, „unter seinesgleichen". Das klingt auch wie eine Paraphrase über den Hofmannsthalschen Vers von der Vita nuova: „Nur daß er dienen durfte, freute ihn ..."

Doch auch in diesem Buche ist die Ausgangsführung mehr gedacht als gestaltet, und die im ersten Teil leibhaftigen Menschlichkeiten wirken nun hier wie allegorische Gestalten, wie Altargemälde für den Kultus einer neuen Erdenreligion. Ein neues Pathos wird hier angestimmt und gibt den Abgesang:

„Vielleicht werden sie einst groß, edel und weise, wenn sie nicht erdrückt werden. — O, aber auch untergehend streckte jeder die Hände empor und riefe:

Dank, Dank, Dank ..."

Und wenn man diese Gebärde sich vorstellt und jenes andere Bild sich gegenwärtig macht, wie die „Menschen an den Ufern stehen mit rotem glühenden Blut und lachen und schluchzen und die Wellen verstehen wollen, die aus der Ewigkeit kommen, aus Gottes mächtiger Felsenstirn und das seltsame Schöpferlied singen", dann erkennt man das kosmisch-psychische Klima, aus dem dies schweizerische Buch erwachsen.

Es ist das Klima Ferdinand Hodlers.

Felix Poppenberg

Republikaner und Demokraten

Das Handelsprovisorium mit den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ist verlängert worden, und eine endgültige Regelung unserer Beziehungen zur Union durch einen Handelsvertrag wird erhofft. Kein Mensch, außer den ganz eingeweihten, weiß recht, wie dieser aussehen wird; doch schon erscheint in Deutschland Liberal höchlichst zufrieden, schon sieht Konservativ Gefahr im Verzuge, oder konkret gesprochen: Handel und Industrie erhoffen ein Erstarken des amerikanischen Geschäftes, die Landwirtschaft fürchtet das Sinken ihrer Preise. —

Ähnlich sieht's drüben aus. Die Demokratie ist zufrieden und freut sich ihres kryptodemokratischen Präsidenten; den Republikanern ist die ganze Angelegenheit unheimlich, und sie schreiben bereits die (keineswegs sehr sachlichen) Zeitungsartikel, mit welchen dann im geeigneten Momente der Feldzug auf der ganzen Linie eröffnet werden soll. Daß drüben die Rollen der Hoffenden und der Fürchtenden vertauscht sind, daß nämlich die Landwirte sich freuen und die Fabrikanten sich sorgen, das ist natürlich. Jedoch muß man sich hüten, Demokraten mit Agrariern und Republikaner mit Industriellen zu identifizieren. Es hat seine eigene Bewandtnis mit diesen Parteien, und um die politischen und parlamentarischen Verhältnisse jenseit des Ozeans zu verstehen, muß man die Betrachtung vom rein wirtschaftlichen Interessenstandpunkt aufgeben. Das nächste Beispiel würde uns widerlegen: der handelstüchtigste und industriekräftigste Staat der Union, der „Empire-State" New York, ist, wenn auch die letzten Wahlen aus allerlei persönlichen Motiven noch eben republikanisch ausgefallen sind, seiner wahren Majorität nach demokratisch.

Der Staatsrechtler wird allerdings die beiden Parteien nach ihrem Programm, ihrer plateform, wie sie es heißen, sondern. Der Republikaner ist Imperialist. Er will eine starke Zentralinstanz in Washington, welche der Union das Ansehen und den Einfluß in der Welt durchsetzt, den sein glühender Patriotismus für dieselbe glaubt beanspruchen zu dürfen. Er glaubt an die Allmacht und Unfehlbarkeit des privaten Geschäftsgeistes — in geschäftliche Dinge, wie Eisenbahnen, Telegraphen darf sich sein Staat nicht mischen. Sein rücksichtsloser Egoismus hat die Mutter, die alte Welt, längst vergessen; selbständig geworden löst er alle Bande, schafft seine eigene Industrie und schützt sie durch die gewaltigsten Zölle; die gute Alte dreht jeden Groschen zehnmal in der Hand um, ehe sie ihn ausgibt, während dem flotten Sohn kein Preis zu hoch ist. Der Republikaner hat das Mittel erkannt, seinem

Vaterlande Superiorität über alle Welt zu schaffen: er läßt im Inlande die Kaufkraft des Geldes sinken, um sich mit leicht erworbenen Schätzen und einem halb verächtlichen Lächeln die Güter der übrigen Welt zu kaufen.

Anders der Demokrat. Er will den Einzelstaaten die eigentliche Regierung überlassen; in Washington soll nicht mehr geschehen, als unbedingt erforderlich ist, um die Union als Gesamtheit zu repräsentieren. Aller uferlosen Weltpolitik ist er im Grunde seines Herzens abhold. Diese Einzelstaaten wünscht er aber unabhängig von Cliquen und Bündnissen unkontrollierbarer Finanz- und Geschäftsgrößen; er will Bahnen usw. verstaatlichen (ein etwas zynischer Republikaner sagte mir einst: wenn das alles verstaatlicht ist, dann wird noch mehr gestohlen!). — Schließlich wünscht er Zölle nur als Finanzzölle in bescheidenen Grenzen; als Exporteur verdient er unter scharfem Wettbewerbe sein Geld mühsam im Auslande und hat kein Interesse daran, für Dinge, die er außerhalb viel besser kaufen könnte, die künstlich in die Höhe geschraubten Inlandspreise zu zahlen. Daher auch sein Groll gegen alle Syndikatsbestrebungen, die Trusts, Ringe, Kartelle, die durch ihr rigoroses Vorgehen alle Handelsbeziehungen mit dem Auslande erschweren. —

Doch diese Schlagworte sind für die Wähler gemacht, treffen aber nicht den Kern der Sache; die Parteizugehörigkeit kommt aus dem Herzen, ist Angelegenheit des Sentiments. Nicht so sehr die Interessen trennen die Parteien, als die Lebensauffassung, als die Allmacht der Ideale. Den englischen oder französischen Kavalieren des Südens entsprossen fühlt sich der Demokrat von vornherein, auf die immanenten Worte des alten Kulturmenschen pochend, den nachgewanderten Emporkömmlingen überlegen. Eine leise Skepsis bringt er dem Selbstbewußtsein seines Vaterlandes entgegen, und eine in Paris verbrachte Saison ist ihm Lebensbedürfnis. Republikanisches Dollarjagen erscheint ihm verächtlich, die oft allzukühnen Geschäftsmaximen eine schwere Krankheit des Volkes und ein Verderben für den Staat.

Der Republikaner hingegen ist stolz darauf, daß er aus Nichts emporgekommen, und noch stolzer, daß jedermann die Gelegenheit gegeben ist, sich heraufzuarbeiten. Enthusiast für sein Amerika ist er trunken in der Bewunderung seines großen, reichen Landes und alles dessen, was es hervorgebracht hat. Er berauscht sich an jedem neuen Erfolge, welchen ihm sein phantasievoller Geschäftsgeist, sein kluges Organisationstalent und die unerschöpfliche Fülle seiner Hilfsmittel bereitet. Und wenn er träumt, dann sieht er seine Gottheit Pan-Amerika, zu ihren Füßen als Dependenzen die übrige Welt, deren Mekka die Stadt am Potomac ist.

Aristokratisches Empfinden macht — trotz des paradoxen Klanges — den einen zum Demokraten, Geschäftsgeist den andern zum Republikaner. Viel falsches Gefühl ist natürlich dabei; besonders Damen sind oft glühende Demokratinnen — es ist ein gewisses Parfüm damit verbunden, es steht an. Als Republikaner gebärdet sich mancher, um das Vaterland rühmen zu können, da das eigene Leben so wenig Ruhmvolles aufzuweisen hat.

Für uns aber ist zu beachten, daß kein wahrer Antagonismus zwischen den beiden Parteien besteht, trotz aller Feindschaft im einzelnen. In allen nationalen Fragen geht das gesamte Volk zusammen — wir sahen's beim Ausbruch des spanischen Krieges und, zum höchsten Erstaunen, beim Beginn des Kanalbaues. Da ist kein Zwiespalt. Vorläufig herrschen die Republikaner, und wir wollen nicht zu kühn hoffen für den Handelsvertrag. Aber die Zukunft wird den Geduldigen belohnen: mit dem wachsenden Reichtum Amerikas und der damit verknüpften Wertschätzung all der imponderabilen Kulturgüter werden sich die Bande zwischen der alten und der neuen Welt inniger schließen; die Demokratie, die in den Blutjahren vor vier Dezennien so grausam niedergetreten ward, wird sich zu neuer Schönheit aus ehrwürdigen Ruinen erheben.

Ludwig Brinkmann

Buddha

„Meine Tat ist mein Besitz, meine Tat ist mein Erbteil, meine Tat der Mutterleib, der mich gebiert. Meine Tat ist das Geschlecht, dem ich verwandt bin; meine Tat ist meine Zuflucht."

Daß die großen Urworte unserer Einkehr zu aller Zeit offen stehen, ist eine unausschöpfbare Tröstung im Menschenleben dieser Tage. Wenn uns die Macht des Abgeleiteten auf tausend flinken Pferdchen nachsprengt und mit ihren bunten Fahnen unsern Himmel verdeckt, mit dicken Staubwirbeln unsern Weg verwirrt, siehe die Burg der Gewaltigen vor uns: wir reiten hinein, die Schloßbrücke wird aufgezogen, wehrhaftes Ragen umgibt uns, und geschützt, umfriedet, in einsamer Gnade sind wir bei der Ewigkeit zu Gast.

Freilich, eins tut not: daß wir uns von der „differenzierten Stellungnahme", die uns eingewöhnt worden ist, losgemacht haben. Ist das unsere Art, die Dinge zu leben, daß wir ein „ästhetisches" oder ein „philosophisches" oder ein „religiöses" Verhältnis zu ihnen haben, dann bleiben wir draußen: vor uns selber wird die Brücke aufgezogen, und das wilde Heer nimmt uns mit.

Wenn wir die Urworte, deren Einheit wir Buddha nennen, als Lehre nehmen, haben wir sie verloren. Was dann noch bei uns bleibt, ist der „Buddhismus", eine Existenz unter Existenzen, mit einem Anfang und einer Ausdehnung in der Historie, mit einer These und einer Begründung in der Logik. Durch solche Gegenstände können wir nur ärmer werden und bekommen einen Daseinsraum zugemessen, der uns nicht eingeboren war. Wir verschreiben dem Teufel unsere Unendlichkeit für einen Wunschsäckel voll interessanter Begriffskombinationen.

Buddha ist übrigens auch historisch und logisch keine Lehre. Er erweitert den Bestand des Vedânta nicht um eine Idee, sondern um eine Tat. Und er lehnt alle Positionen und Negationen ab, weist alle Lösung der Antinomien von sich, um des „Weges" willen. „Bekennt nun aber Herr Gotamo irgend eine Ansicht?" — „‚Eine Ansicht', Baccho, die kommt dem Vollendeten nicht zu." Und Potthapado der Pilger berichtet: „Auch ich, ihr Lieben, habe vom Asketen Gotamo keinen einzigen schlechthin gültigen Lehrsatz vortragen hören, als wie etwa ‚Ewig ist die Welt' oder ‚Zeitlich ist die Welt', oder dergleichen mehr. Immerhin aber gibt der Asket Gotamo einen wirklichen, ehrlichen, echten Pfad an, der zu Recht besteht, zu Recht geregelt ist." So lehrte Sokrates, so Jesus.

Dadurch aber eben scheiden wir uns von denen um Gotamo, denen um Sokrates, denen um Jesus: daß uns die Tat keine Lehre ist, daß uns die Tat das Unlehrbare, Unlernbare, die Parthenogenese der Seele ist. Und schieden wir uns nicht dadurch von jenen, dann wären wir nichts.

Was uns aber Buddha ist, das teilt sich uns am reinsten in jener Rede der „Mittleren Sammlung" mit, die Brahmas Heimsuchung genannt wird. Da wird erzählt, wie Gotamo in der Brahmawelt erscheint und den Gott überwindet, durch Erkenntnis. Brahma will ihm entschwinden und kann es nicht, er aber entschwindet dem Brahma. Sein Bewußtsein ist über dem des Gottes. So siegt er. „Eine andere, höhere Freiheit als diese gibt es nicht", hatte Brahma von sich verkündet. Hier ist die andere, höhere Freiheit. Gotamo hat getan, was der kennende Gott nicht tun kann: er hat erkannt. Seine Tat ist über der des Gottes. „Tausendfach ist die reiche Welt in deinen Willen eingewiegt", so redet er zu Brahma. Aber in seinen, Gotamos, Willen ist nichts mehr eingewiegt, er hat seinen Willen dem All entzogen: er hat abgesagt. Brahma ist verstrickt, Buddha ist frei.

Das ist der Prometheus der Inder, der ganz innerliche. Er stürmt nicht, streitet nicht, er rührt keinen Fuß, streckt keine Hand aus. Unbewegt steht er vor dem Brahma und erkennt. Seine Tat hat keine Expansion im Raume und keinen Verlauf in der Zeit. Seine Tat ist der Ursächlichkeit des Weltgetriebes entrückt. Sie ist nicht bewirkt, ist aus dem Augenblick gewachsen, aus der Ewigkeit. Ihr folgt kein Leiden. Nichts folgt ihr. Sie ist getan.

Wir scheiden uns von denen um Gotamo. Von ihm nicht. Und doch binden uns vergängliche Mächte. So sind wir klein und groß, Sklaven der Zeit und Blutsbrüder des Höchsten.

Das Buddha-Wort für die Parthenogenese der Seele ist: Wiederkehr. Die Mutter der Tat ist die Tat eines früheren Lebens. Das Erkennen Gotamos ist ein Sein. Als Gotamo von einem einstigen Opfer erzählt, spricht einer: „Der Asket Gotamo hat nicht gesagt ‚Das hab' ich gehört' oder ‚So dürfte es sein', sondern es hat eben der Asket Gotamo ‚Das ist damals gewesen, so ist es damals gewesen', schlechthin gesprochen. Da ist mir, ihr Herren, der Gedanke gekommen: Gewiß ist der Asket Gotamo zu jener Zeit der König gewesen, Walteherr, der das Opfer geboten hat, oder ist der Oberpriester bei Hofe gewesen, der das Opfer dort vollzogen hat." Buddha schaut die Dinge, ist die Dinge, schaut die Welt, ist die Welt. Sein Verneinen, sein Absagen ist nichts als das vollendete, vollkommene Sein. Das vollkommene Sein ist das Ende und die Seligkeit und seine eigene Grenze und das Nichts. Es ist die erfüllte Tat.

Asien spricht. Nicht die historisch-geographische Kategorie „Asien". Es ist die Stimme, die uns in der Burg der Urworte empfängt. Sie lehrt nicht. Sie schützt, sie tröstet, sie heilt. Ich brauche nur die drei Bände der „Mittleren Sammlung" auf meinen Tisch zu legen, um von aller Literatur zu genesen.

Geschriebenes Wort ist keine Sprache, darin man über die Zeiten hinweg den Sakyersohn anzurufen vermöchte. Aber des Getreuen will ich gedenken, der uns nun auch die „Längere Sammlung" zu bringen beginnt*): Karl Eugen Neumann. Dank und Gruß zu ihm hinüber.

Martin Buber

Festgefahren

Der Liberalismus ist ein Glied der Entwickelung des Menschen vom tierischen zum geistigen Individuum.

Die Bilderreihe des Kulturwerdens zeigt, wie die Gattung, die dem Tiere oberstes Gesetz, Zweck und Ziel ist, allmählich als Beherrscherin des Individualbewußtseins entthront wird, und samt dem Körper, der ihr naturnotwendig eingeordnet bleibt, als Unterbau einer intellektuellen Formenproduktion zu dienen hat, die im Geniewerk gipfelt. Die Erfüllung der menschheitlichen Atmosphäre mit solchen von Genies gewonnenen und von der Kultur behüteten Individualwerten lädt den einzelnen, der sie mit Bewußtsein einatmet, mit einem solchen Unabhängigkeits-Bedürfnis, daß er einer scharfsinnigen Diplomatie bedarf, um sein äußerliches Gleichgewicht mit der unmündigen, unduldsamen Masse im Interesse seiner Unabhängigkeit aufrechtzuerhalten. Er baut zwischen sich und der tiefsten Lage dieser Masse eine Zwischenschicht, die liberale Aufklärung.

Der Liberalismus löst eine größere Anzahl von Individuen von Gattungsgebundenheiten, die ihrer Erhöhung im Wege stehen. Er verschafft durch Kraft jener vorentwickelten Atmosphäre einer größeren Anzahl nichtgenialer Individuen die Vorteile der Genialität. Das bleibt freilich auf einem Niveau, das dem aus eigener Kraft Erhöhten, dem ebenbürtigen Genießer des Geniewerkes den Atem versetzt. Es ist keine reine Genieluft, dieses liberale Aufklären. Aufklären ist Ausmisten. Es stinkt, und doch ist es gesund und notwendig. Die liberalen Aufklärer sind die Stallmägde der Arbeitsordnung des Geniekultes. Wenn sie nicht sind, so wird auch die Lebensluft für das Genie und seine Eingeweihten vergiftet. Nachlassen in der Aufklärung heißt Abtöten des Nährbodens für den Kultus des Genies. Denn die Mächte der Gattung bleiben an der Arbeit, das Ziehen der Schwere treibt die Menschen ohne Ende nach bequemer Kristallisation, die sich der einmal hervorgebrachten Geistesformen so sicher bemächtigt, wie des Wassers.

Die Aufklärarbeit des Liberalismus von heute geht jedoch einen anderen Weg als die des achtzehnten Jahrhunderts, die tatsächlich eine Erhöhung des geistigen Durchschnittsstandes und einen neuen Aufschwung des Geniekultes herbeiführte. Die wirtschaftlichen Forderungen haben sich in die „liberalen Programme" eingedrängt. Damit hat sich der Liberalismus verunreinigt und entrechtet. Denn wirtschaftliche Forderungen sind Forderungen

*) Die Reden Gotamo Buddhas. Erster Band. München, R. Piper & Co., Verlag 1907.

der Gattung und indem die Liberalen sie zu Fragen des Liberalismus (in das Bereich des Individualismus) erhoben, haben sie sich das Publikum der alten Aufklärung verscherzt und sind in der verzweifelten Behauptung ihrer historischen Rolle nach allen Windrichtungen auseinandergelaufen, ohne irgendwo sich selber wiederzufinden. Bis zur Anerkennung der Staatskirche und Konfessionsschule sind sie geraten!

Das Festfahren der liberalen Bewegung im Wirtschaftlichen rührt von der Übertragung des liberalen Freiheitgrundsatzes, der allein das geistige Individuum umschließen darf, auf das materielle Leben her. (Eine der Absurditäten, auf die der sich selbst überlassene Verstand mit seiner schnurgraden wissenschaftlichen Logik immer hinausgerät.) Das Prinzip, das allein das Individuum über die Gattung erhöht, wollte man den Funktionen der Gattung selber aufdrängen.

Allmählich erst wand sich aus ihren schmerzhaften Krümmungen die warnende und fordernde Stimme heraus: die sozialistische Erkenntnis von der naturgemäßen Unfreiheit der wirtschaftlichen Dinge, von der alleinigen Notwendigkeit der wirtschaftlichen Organisation.

Ob der Irrtum notwendig war, ist eine müßige Frage. Nicht müßig ist aber die Forderung an die Liberalen, alle Hebel anzusetzen, um den Individualismus aus der Weltwirtschaft hinauszudrängen, das Wirtschaftsleben ins Joch der Organisation zu spannen, als ein zum Schaden der höheren Ordnung im Eigenwillen verwildertes Haustier. Nicht weniger dringend ist auch die Forderung an die Sozialisten, ihr besonderes Programm auf das Wirtschaftliche zu beschränken und anzuerkennen, daß die geistige Kultur durchaus individualistisch ist und niemals sozialistisch sein kann.

Gelangen beide zu dieser kulturnotwendigen Reinigung, so ist es möglich, daß sich die heute schon erschreckenden Folgen des wahnwitzigen liberalen Mißverständnisses von der wirtschaftlichen Freiheit wieder ausgleichen und die kulturelle Zwischenschicht gesundet.

So lange die Wirtschaft die größten Energien und Intelligenzen an sich reißt und das Individuum mit Gattungforderungen untergräbt, verfällt der große Kulturbesitz, den uns das Genie erschuf, der verwässernden Wiederholung und snobistischen Spielerei. Eine wahre Kultur bedarf einer von allgemeiner Gültigkeit getragenen Bekenntnisfreude und der vollen Triebkraft des unabgelenkten intellektuellen Lebens.

Hermann Gottschalk

Anmerkung zu Simmels „Religion"

Die Philosophie ein ruheloses Philosophieren, Depflegmatisieren — so hatte sie Novalis empfunden, dem alle Erlebnisse in die blasse Ferne hinschwanden, fern und hell in ihrem abstrakten Sein, von jener durchsichtigen Kühle der Kristalle und der letzten Stunden der Nacht in hohen Bergen. Wenn aber die Dinge, das bloße Dasein der Dinge sich in schwermütige Dumpfheit auflöst, dann wird die Philosophie dem Leben die Leichtigkeit wiedergeben wollen, die selige Leichtigkeit der Musik, des Tanzes, des Wortes, das um seiner selbst gesprochen wird. Und man mag die Sensibilität einer Zeit an den Motiven erkennen, die sie zum Philosophieren treiben, und an den Wegen, die sie machen muß, um endlich das Leben in jenen Rhythmen der sich selbst gehörenden Geistigkeit schwingen zu lassen, — um ihm so die hohe Spannung zu geben, in der die wirren Dinge ihren Sinn aneinander finden, jenseits der Welten von Subjekt und Objekt, in jener mystischen Sphäre, wo ein Wesen nur sich selbst zu spiegeln braucht, um auch den Sinn des Fremden in sich gedeutet zu finden.

Für robuste Epochen genügt ein Modell der Welt aus sehr abstrakten und allgemeinen Begriffen, — man darf sagen: eine räumliche Distanzierung der Idee von der Wirklichkeit. Der konstruktive Sinn dieser Menschen war wundervoll, aber wir fühlen unser Leben nicht mehr so einfach wie sie — Körper und Seele, Schwarz und Weiß, Diesseits und Jenseits, Sein und Denken und Gott. Wir empfinden die bedrückende Nähe des Lebens und seine grausame Fremdheit in dem gleichen Atemzuge. Und müssen uns aus dieser ruhelosen

Bewegung zwischen Wärme und Kälte, Innerlichstem und Äußerstem eine Philosophie schaffen, die nicht mehr wie der alte harmlose Pantheismus das Einzelne und das All in einer Gleichung verbindet, sondern aus jedem Fragment der Wirklichkeit den Sinn des ganzen Geschehens deuten darf — eine wirklich symbolische Philosophie.

Man redet so gern von Simmels kombinatorischem Spürsinn, von seiner Fähigkeit, kleine Dinge in großen Zusammenhängen und bekannte Fakten in unerwarteten Querschnitten zu sehen. Man vergißt zu leicht, daß man in einem tiefen, eigentlichen Sinn gar nichts über ihn gesagt hat, wenn man diese Talente nicht als die bloße Technik eines Intellekts begreift, der mehr ist als ein Bündel von Talenten: eine virtù, eine leidenschaftlich bewegte geistige Existenz. Die „mikroskopische" Betrachtung, für die hier die Soziologie der Religion* ein Beispiel ist, lebt nur von dem verzehrenden Streben, an einer Scherbe des Daseins den Rhythmus des Ganzen zu fühlen, ein Ding wie eine Saite zu spannen, innerlich zu spannen, daß es tönt und daß sein Ton von tausend gleichgespannten Saiten ihm wieder zugeworfen wird. Diese Bücher sind noch nicht Metaphysik: es sind Wege zu ihr, Wege — und das Glück des Schreitens scheint oft größer als die Freude, zum Ziel zu kommen. Vielleicht ist das ein reifer Ausdruck unserer Zeit, der jedes Ende zur Tautologie wird, wenn es sich nicht restlos lösen will in den grundlosen Rhythmus unseres Daseins, des nackten, bloßen Lebens.

Kurt Singer

Einst

Ich ging heute, 3 Uhr nachmittags, bei hellem Frühlingssonnenschein, 3. Mai 1907, auf der „Freiung" an einem Manne vorüber, der mich freundlich grüßte und ich, ich grüßte ihn höflich zurück — — —. Es war der Professor an der Universität für Augenheilkunde K. Ich liebte ihn einst fanatisch, er war 5 Jahre lang mein Hofmeister gewesen. Seitdem ist er grau geworden, Frau und Töchterchen sind ihm gestorben. Wenn wir so aneinander vorübergehen, höflich grüßend, ist es wie ein Rätsel, wohin die Dinge der Seele entschwinden!?! Ich glaube nicht, daß er Frau und Tochter lieber hatte wie einst mich, den Schüler. Und ich selbst hatte bestimmt nie, nie, nie einen Menschen lieber zu haben als ihn, den gütigen verständnisvollen Hofmeister. Ich schenkte ihm die Zärtlichkeit meiner Seele, und er wußte sie mehr zu achten als später jene vielen Frauen, die mich schmählich verraten haben! Er wußte es, daß ich seine Güte, sein Verständnis für mich mit unendlicher Liebe vergälte, und wenn ich ihn niemals kränken hatte können, so war es deshalb, weil es eine Gemeinheit gewesen wäre aller seiner edlen Rücksicht gegenüber!

Meine Schwester, die rotgoldene Schönheit, hatte ihn auch sehr lieb, obzwar sie erst 13 Jahre alt war. Er behandelte sie mit ungeheurem Respekte. Viele fanden es übertrieben und unnatürlich, nur ich nicht. Ich gönnte ihm meine geliebte Schwester. Später heiratete er reich und die Fäden der Seele wurden abgeschnitten. Was hat er, was hatte ich seitdem erlebt, erlitten?!? Nun traf ich ihn, 3. Mai 1907, im Frühlingssonnenscheine, auf der „Freiung"; er grüßte freundlich, ich erwiderte den Gruß höflich-verlegen. Und dennoch bin ich einst fanatisch an dir gehangen, geliebter Hofmeister.

Mein exzeptionell geliebter Schmetterling war während meiner ganzen Kindheit der Apollofalter; ich kannte alle Nuancen seiner Färbungen. Die grellroten Ringelein und die grellgelben und die glasartig durchscheinenden Flügel. Mein geliebter Hofmeister und ich gingen auf Bergwiesen auf die Jagd nach Apollofaltern. Er sagte gemessen: „Nun, dieses ist ein wahres Prachtexemplar — — —." Ich war wie berauscht von dem Fange. Andere müssen erst ein Nilpferd schießen oder einen uralten Elefanten im Congolande, der alle Kniffe kennt des kühnen Erlegers. Aber ich erlegte bereits als Kind in der Sonnenglut ein Prachtexemplar von einem Apollofalter. Mein Hofmeister nahm an meinem Glücke lebhaft teil. Er sagte: „Wir bringen heute

*) Georg Simmel: Die Religion. Bd. 2 der „Gesellschaft," Frankfurt 1907.

eine seltene Jagdbeute — — —." Und meine wunderschöne Schwester von 13 Jahren sagte: „Gewiß haben Sie ihm den schönen Schmetterling verschafft, Herr Hofmeister — — —." Und der Hofmeister erwiderte: „Nein, er saß im ausgetrockneten Bachbette auf einer Hollunderstaude, Peter hat sich geschickt angeschlichen wie Indianer auf dem Kriegspfade — — —." Ich hatte eine Sammlung von 300 Stück Apollofaltern, aber ein Jeder war für mich Kenner ein von allen anderen grundverschiedenes Exemplar. Wo seid ihr, Zeiten der Liebe zu Hofmeister und Apollofalter?!

Peter Altenberg

„Wien"

Entrüstung, komisch wie immer, hat an diesem letzten Buche Bahrs herumgezerrt, wie aufgeregte Katzen an einem Knäuel Garn. Dabei sind nun freilich die logischen Fäden vielfach zerrissen und arg beschädigt worden; aber das gutgeformte rundliche Ding ist ihren Pfoten doch immer wieder entrollt. Mit scharfen Krallenhieben kommt man ihm nicht an den Kern. Er muß dem allzu verspönnenen Kreuz und Quer von Tendenzen, Reizbarkeiten, Ausbrüchen langsam und mit Geduld entwickelt werden. Ohne guten Willen, in zorniger Nervosität wird das wohl nicht gehen. Der Kern des Buches ist Stimmung, sein Inhalt ist Hermann Bahr. Seine Wahrheit kann nur einer finden, der Bahr sucht, Bahr kennt, Bahr wünscht. Die anderen muß man ruhig schimpfen lassen; sie verhöhnen Sätze, widerlegen Behauptetes und meinen, eine Theorie zu zerstören. Aber um alles das handelt es sich nicht. Der Kern dieses Buches ist Stimmung. Sie wird nur umso tiefer, umso wichtiger empfunden, weil sie die Stimmung von manchen, vielleicht die Stimmung von vielen ist. Ein wütend angeschwollener Schrei, überstark in dem Bewußtsein, allerlei Knirschen und Seufzen in sich aufgelöst zu haben. Nach Leben schreit und seufzt und knirscht man jetzt in Wien, nach einem großen und heftigen Andrang von Taten, von Begebenheiten, nach wirklichem mitreißendem Geschehen, — nach einer sichtbaren Entwicklung. Aber nichts wird. Und die Enttäuschten fragen sich, nervöser und nervöser, wo denn im tiefsten Wiener Wesen das böse Gift sitzen mag, das alle unsere Kraft, unseren Geschmack, unsere Lust am Leben und unser bewegliches Gemüt in Untätigkeit und Unfruchtbarkeit niederhält. Die ganz sixen, in ihrer seligen Plattheit niemals verlegenen Erklärer tun einen lechzenden Seitenblick auf Berlin und meinen dann, rasch erleuchtet, es hänge nur an unserer engbrüstigen Wirtschaft: die Industrie könne nirgends recht vor, wir liegen schon zu sehr abseits, es ströme kein Geld zu, das Volk sei verhetzt und vergrämt, und das sei es, was jeden höheren Willen störe und der erhofften Entwicklung ins Mark greife. Und wirklich hat — das wissen die Überlegenden — Wirtschaftliches mit den Dingen der Seele mehr zu tun, als die Träumer träumen wollen. Dennoch geht das Seelische voraus und geht schließlich, trotz allen Lockungen und Ärgernissen jenes äußeren Daseins, das berechnet und bezahlt wird, seinen besonderen Weg. Die Wirtschaft eines Gemeinwesens ist gewissermaßen nur die sichtbarste Seite seines menschlichen Charakters, in ökonomischen Formeln ausgedrückt. Nichts ist an einer Gemeinschaft erklärt, solange ihr Menschliches dunkel bleibt. Dieses Menschliche aufzudecken unternimmt die Schrift Hermann Bahrs. Nur geht sie dabei — vielleicht unbewußt — vom Ergebnis aus, setzt sich zunächst ein bestimmtes Bild des Wieners als Ziel und konstruiert danach alle Linien und zeichnerischen Hilfen. Das merkt auch der Dümmste; und dieser ist es, der dann, die Miene von Schlauheit gesättigt, die ganze Reihe der Gedanken von hinten her ansieht und anklägerisch ruft: „Er wollte ja nur schimpfen! Er ging aus, den Wiener zu entstellen! Es ist ein Pamphlet!" — Er wollte schimpfen, ja. Wie der Wiener heute ist, gefällt ihm nicht. Oder besser: Es mißfällt ihm, daß der Wiener heute überhaupt nicht ist. Denn darüber sind wir uns doch wohl einig: Was als die Echtheit des Wiener Wesens gilt, das Gemütliche, von Natur aus Fröhliche, öffentlich Lachende, in Massen Gerührte, das rhythmisch Duselige, — dieses

Urwienerische ist längst vernichtet und verschwunden. Daß es fortbesteht, wird kein Vollsinniger behaupten, der nicht zufällig auf irgend einer musikalischen oder politischen Volkssänger-Estrade steht. Du findest es nicht mehr; nicht in den Häusern, nicht auf den Straßen, nicht bei den Festen und — Beweis aller Beweise! — nicht einmal beim Heurigen. Denn auch dort wird nur mehr gebrüllt, gegrunzt oder gejödelt. Man kauft sich ein paar Liter von einem Wienertum, das beim zweiten oder dritten Grad der Besoffenheit jählings zu wirken anfängt und schon vor den Übelkeiten der nächsthöheren Grade spurlos verschwindet. Man hat sich selbst was vorgespielt. So beim Heurigen; ähnlich bei den Festen, auf den Straßen, und gewiß auch in den Häusern. Nur daß es da nicht immer der Wein ist, aus dem der gestaltende Rausch getrunken wird, sondern die Luft, die Sonne, die Reste eines Dialektes, der nun leider auch bald zu Tode gefälscht und parodiert sein wird, der Schnitt der Kleider, die Suggestion der Vergangenheit. Aber ein Rausch ist es immer, und seine Kraft, die Menschen umzuformen, entweicht vor dem ersten Mißbehagen. Man hat nur gespielt. Dieses ewige sich selber Spielen, diese unmenschliche Leere, diese Unfähigkeit, was Eigenes zu sein, Eigenes zu empfinden, Eigenes zu ertragen, sieht Bahr als den Fluch des Wiener Wesens an. Als einen historischen, von Urzeiten her ins Jetzt hinübergreifenden Fluch. Und er stellt sich an, als wollte er die Geschichte dieses Fluches schreiben. Nun, die Geschichte einer Volksseele auf hundertundzwanzig schmalen Seiten, von den Jahren der keltischen Einwanderung bis auf Gustav Klimt — es ist verständlich, daß da manch einer kopfschüttelnd abwehrt. Nur muß man nicht wissenschaftlich aufschreien, als ob ein unsicherer Historiker eine schlechte Dissertation geschrieben hätte. Nur muß man nicht verkennen, daß da eine Empfindung von schmerzhaftester Bitterkeit verzweifelt in die Geschichte rückwärts greift, um ihrem Leid den Trost und Halt einer erklärenden Notwendigkeit zu finden. Natürlich wird, was immer sie erfaßt, von ihrem Dunkel angefärbt. Der Inhalt des Buches ist Hermann Bahr. Zwischen die Kapitel ist einzufügen: In meinem zornigen Erstaunen, die Wiener so zu finden, wie ich sie fand, erscheint mir nun auch Alles aus ihrer Vergangenheit, an ihren Herrschern, in ihrer Gesellschaft, an ihren Künstlern, an ihren Freuden und Aufregungen nur mehr als beweisendes Beispiel oder historische Bedingung für diese unglückselige Wiener Art. Eine sehr bedenkliche Manier, Geschichte zu sehen und zu schreiben; aber für jeden, der das Resultat anerkennt, von einer ungeheuer suggestiven Kraft. Von ihr unwiderstehlich ergriffen, läßt man sich überreden, eine Stunde lang so zu denken, so zu betrachten. Und fühlt dann, das Historische mit Achselzucken preisgebend, nur umso stärker, umso dringender das gegenwärtig Wahre und die schöne Verkündigung des Buches: Daß jetzt die Zeit gekommen ist, da irgend ein Etwas die Wiener in ihrem Wesen stärker, gerader, eigener — fast möcht' ich sagen deutscher — machen muß, sollen sie nicht ihre Stadt zu einer antiquarischen Kuriosität, zu einem Museum ehemaliger Schönheit versunken sehen — „eine Art Venedig, eine Art Toledo". Bahr hofft auf das neue Österreich, auf die politische Arbeit des ganzen Volkes. Meinetwegen. Aber meinetwegen könnten es auch, wenn das fehlschlagen sollte, preußische Lehrmeister sein oder der englische Sport oder, wenn gar nichts hilft, der liebe Gott selbst. Sonst wüßte ich wirklich keinen Weg.

Willi Handl

Abspannung

Ein schwanker Ton des Mißvergnügens zieht durch die wirtschaftliche Welt und schon lange sind volkswirtschaftliche Hypochonder an der Arbeit, aus Metallpreis und Beschäftigungsgrad die weitere Gestaltung der Konjunktur zu deuten. Kupfer und Eisen stehen gegen Blei und Silber und reißen die Börse in Zweifel, denen sie mit Halbjahresschluß entronnen zu sein hoffte. Wechselnde Eindrücke mancherlei Art, die vor nicht allzulanger Zeit noch an einer bestimmteren Haltung der Börse wirkungslos abgeprallt wären, dringen nun auf den reizbaren Markt

fungibler Werte ein, um die Stimmung nur allzuleicht in Verstimmung zu verwandeln.

Nicht sommerliche Geschäftsstille allein scheint in solcher Ermattung der Willensäußerungen zum Ausdruck zu kommen. Eher vielleicht liegen die Ursachen der Unlust und Mattigkeit in der bürgerlichen Welt hinter der Börse. Hat doch die „Nervous exhaustion", die Berufskrankheit des Unternehmertums, die Beard vor einem Menschenalter entdeckte, längst auch das gesamte Bürgertum durchsetzt bis weit in Provinz und Hinterland, bis in die Kreise selbst kleinstädtischer Unternehmer. Zugleich zeigen sich die Ansätze einer neuen seelischen Haltung. Man ist des Taumels der Erlebnisse satt, man sucht die Ruhe, haßt das Risiko. Wie änderten sich doch die Dinge seit den Tagen des Calvinismus, da das Bürgertum nach der fröhlichen Gemeinschaft des Mittelalters durch die harte Schule unerhörter seelischer Vereinsamung ging! Dann kamen die Glanzzeiten der freien Unternehmung: seelische Aufreibung, große Erfolge, freilich auch gänzliches Mißlingen. Heute drängt alles auf Abgleichung. Ein großes Ruhebedürfnis sucht der Unternehmerphantasie die Flügel zu beschneiden.

Ein sehr bedeutsamer Vorgang: während des Proletariers Seele teilweise recht bürgerliche Züge annimmt, schleichen sich in die Seele des Bürgertums ganz proletarische Gedankengänge. Wie dort, so treten auch hier die Bestrebungen auf Milderung des materiellen Daseinskampfes stets ausgesprochener hervor. Hier wie dort zeigt sich der Wunsch nach Sicherstellung, mag er sich nun bei dem Arbeiter mehr als Rentenbegierde dokumentieren, mag er beim Unternehmer Drang zur gebundenen Unternehmung sein. Man verzichtet lieber auf Wünsche, Pläne und mögliche Vorteile, um nur nicht neuen Spannungen ausgesetzt zu werden.

Wohl mögen Hausse und Baissestimmungen im wirtschaftlichen Leben wie an der Börse noch lange miteinander wechseln, allein das Bedürfnis nach Abebnung und Ausgleichung muß auch auf sie endlich einwirken. In dem Maße, als die bürgerliche Welt zum Kapitalismus bekehrt wurde, hat dieser selbst im Grunde doch an radikaler Kraft verloren. Das ist das Schicksal aller Bewegungen: sie verlieren an Intensität in dem Maße, als sie sich ausbreiten. Denn jede Bewegung ergreift zuerst, um schließlich zu überwältigen. Allein mit der Zahl der Bekehrungen wächst auch die Masse der Gleichgültigen. Das sind diejenigen, die sich nicht durch Wachen im Gebet ruinieren wollen, die Träger der Stimmung, welche man als découragement du capital bezeichnet. Hier schlägt dann am raschesten die Dividendenjagd in die Rentenhysterie um.

Bisher konnte man diese Entwicklung am besten bei den romanischen Völkern beobachten. Vielleicht wird man sie nächstens auch bei uns sehen. Nicht daß sie etwa als eine dauernde Erscheinung zu befürchten wäre. Zunächst wird sie sich wohl nur als ein Rückschlag auf Haussestimmungen darstellen, aber sie mag häufiger wiederkehren und dann wird sie zeigen, daß auch die Spekulation irgendwo und irgendwann einmal in der Kalkulation ihr Ende findet. Denn es gibt eine Kalkulation, die nicht mehr eine Kritik, sondern eine Paralysierung der Spekulation bedeutet.

Friedrich Glaser

Auf ein Bild Somoffs

Ping, ping, zwölfmal ping schlägt die alte Sèvresuhr auf dem Kamin. Es ist die heilige Mitternacht, die Stunde, da Gilda sich für den Herzog morden ließ und Falstaff im Walde von Windsor verhöhnt wurde. Das Spielwerk setzt ein und spielt seinen Verdi. Denn der Besitzer ist ein Verdiliebhaber, der ein Puppentheater, auf dem der Maskenball von Marionetten gemimt wird, einen Schrank mit den Kostümen der ersten Traviatadarsteller, ein Grammophon mit Carusos Stretta aus dem Troubadour und den Schlafrock Verdis besitzt, den dieser von Mozart durch Kauf geerbt haben soll. Um Mitternacht spielt die Uhr die Gildaarie, die berühmte in Edur, die die Melba mit einem Triller so lang wie ein Schornsteinrauch schließt, erst dick und fest, dann immer wolkiger und leichter, bis er sich in die Luft auflöst. Während du den Triller hörst, lieber Leser, fragst du mich, was das mit Somoff

zu tun hat. Nichts hat es zu tun, gar nichts. Es hängt nur so irgendwie hinten herum mit ihm zusammen, vielleicht berührt es sich, aber man sieht es nicht. Es kommt auch jetzt gar nicht so darauf an. Denn diese Mitternacht ist keine gewöhnliche Mitternacht, sondern es ist Silvester, wo nach der Meinung der weintrinkenden Menschen ein Jahr zu Ende geht und das andere beginnt. Da kann man die Grenzen nicht so genau unterscheiden, weiß nicht, ob ein Triller ein Ornament ist oder eine Musik, ob eine Tänzerin aus Porzellan ist oder einen Studenten liebt, ob ein Feuerwerk oder die Lektüre Goethes vorzuziehen ist oder vielleicht gar eine Silhouette Goethes nur der Kohlenrest eines Feuerwerks ist, wie man solche merkwürdige Zufälle vielfach kennt. Wer kann das alles auseinanderhalten und Gesetze aufstellen: so ist dies und so ist das, das ist gut und das ist schlecht, ich bin der Prophet und ihr seid die Lämmer. Wunderbar ziehen die Schicksale der Menschen vorüber, Theater und doch Wirklichkeit, nackt und doch kostümiert, neu und alt, alles zugleich — aber bunt, unendlich bunt und stets von einer beispiellosen Abwechslung. Es werden viele Bücher darüber geschrieben und viele Bilder darüber gemalt. Und dann gibt es wieder solche, die über die Bilder Bücher schreiben, und solche, die über diese Bücher selbst wieder Bücher schreiben. Obwohl sie alle sehr wichtig tun, ist ihnen doch an nichts gelegen, als einmal ein schönes Gleichnis zu finden oder ein treffendes Wort oder eine angenehme Vorstellung. Sie würden das alles nie schreiben, wenn nicht der Drang der Gestaltung in ihnen wäre, den uns die gütige Natur eingepflanzt hat, weil sie selbst noch etwas davon übrig hatte. Sie machen uns das bunte Leben noch bunter, weil sie es widerspiegeln können und die großen Zusammenhänge entdecken, die die Philosophen so schrecklich Kategorien nennen. Dafür haben sie ein offenes Auge und einen hellen Sinn, wie das Räumliche und das Zeitliche und das Ursächliche ganz weit und tief, so ganz in den untersten Regionen des Begriffs die Dinge verbindet. Teilt sie nicht ein (— Herrgott, es schlägt schon $^1/_2$1 —), gebt ihnen keine Prädikate, sperrt sie nicht in Richtungskäfige, Maler, Dichter, Essayisten — laßt sie doch tummeln, wie die Kinder, die sie sind mit dem Zusatz der reiferen Intelligenz: Kinder mit Bewußtsein. Was das alles mit Somoff zu tun hat, lieber Leser? Nichts, gar nichts. Es ist ja Silvester, hebt die Gläser hoch und laßt die Kinder leben und die Großväter; diese beiden verdienen es, und sie wissen genau, warum.

Bravo, bravo, klatscht mir da der Uhrbesitzer zu, mit dem Verdischen Schlafrock, den Verdi wieder aus Mozarts Hinterlassenschaft hatte. Und bravo, bravo, klatscht die Amme mit der Spitzenhaube, die den Jungen auf dem Schoß hat, den sie vor einem Jahre noch säugte: wie groß ist er jetzt geworden. Jetzt geht es, wie ihr auf dem Bilde seht, zwischen den beiden los. Der Großvater wird gesprächig und die Amme läßt sich das nicht gefallen. Natürlich lobt der Großvater das abgelaufene Jahr und die Amme das kommende. Was ist in dieser Geisterstunde nicht alles möglich. Weltanschauungen, Zeitalter, Geschlechter platzen auf einander und streiten sich um ihren Wert. Ob es ihnen immer ehrlich ist, weiß man nicht. Fast könnte man glauben, sie seien als Schauspieler bestellt, um eine rührende Szene zu vollführen, zu der die Uhr ihr Stichwort gegeben hat. Was ist da zu tun? Ich kenne die Geschichte von ein paar Freunden, die in ein Theater wollten, weil ihnen die außergewöhnliche Vorstellung eines Erdbebens angezeigt war, die sie lockte. Das Erdbeben sollte so täuschend sein, daß man es für ein wirkliches halten könnte. Sie bezahlten ihr Eintrittsgeld und saßen voll Spannung vor dem Vorhang. Der ging auf und sie sahen eine Verabredung zu einer Automobilfahrt quer durch Afrika. Plötzlich als die Leute im schönsten Tempo zu sein schienen, spritzte aus einer Ruine eine herrliche Girandola hervor, wackelte die Bühne und schlug mit einem fürchterlichen Knall zusammen. Es brach Feuer aus und alles schrie, gestikulierte, stürzte heraus. Die Zuschauer dachten, das gehöre mit zum Theater und klatschten dem ausgezeichnet gelungenen Erdbeben riesigen Beifall zu. Sie gingen unter, ohne es zu merken, mit dem glücklichen Bewußtsein in diesem Theater auf ihre Kosten gekommen zu sein.

Der Dialog zwischen dem alten Herrn im Schlafrock und der Amme

Der alte Herr. Meine höchst ehrenwerte Amme, Sie werden mich nicht so leicht von meiner Meinung abbringen. Wie uns der Autor dieses vortrefflichen Aufsatzes (ich höre, daß er ihn einem von Herrn Julius Bard vorbereiteten Somoffalbum als Begleitung beigeben möchte) soeben an einem erbaulichen Beispiel gezeigt hat, gewinnen selbst die stärksten Erlebnisse an Geschmacksfähigkeit, wenn man sie von seiner Loge aus betrachtet. Was hätten die Freunde davon gehabt, wenn sie gewußt hätten, daß ein wirkliches Erdbeben sie verschüttet? Angst und Todesqual. So aber war ihnen das Glück beschieden, aus einer furchtbaren Katastrophe ein Schauspiel zu gewinnen, das sie noch beklatschten, als es die Spieler nicht mehr hören konnten. Ich finde das herrlich.

Die Amme: Sie sind ein frivoler Mensch.

Der alte Herr: Nein, meine Liebe, ich habe Stil, wie dieser unser Freund Somoff. Es wird an ihn nichts herantreten, was er nicht zu einem lieblichen Bilde macht. Sobald es ihn haranguiert, zieht er den Vorhang vor, wartet seine Zeit, zieht ihn wieder auf und das Erlebnis ist zur Bühne beruhigt. Das muß man lernen können. Sehen Sie, hier um meinen alten, aber gesunden Leib hängt der berühmte Schlafrock, den unser unvergeßlicher Meister Verdi von seinem noch unvergeßlicheren Vorgänger Mozart erbte. Sobald ich ihn anhabe, überkommt mich eine eigentümliche Stimmung: die furchtbaren Schicksale Don Juans, die Revolution des Figaro und die Moral der Zauberflöte erscheinen mir in ihrem milden, abgeklärten Lichte, wie in einen alten Bau hineingezaubert, in alte Kostüme gesteckt, von lustigen Ornamenten umrahmt, das Elend der Kameliendame wird eine Melodie, das Erlebnis Rigolettos ein Schauspiel, die Rache der Aida ein leiser und duftiger Gottesdienst und Falstaff spricht seinen herzlichen Toast dazu — es lebe die Gelassenheit! Sie sind sehr unmusikalisch, verehrte Amme, Sie haben nie darüber nachgedacht, was es heißt, Distanz zu den Dingen haben.

Die Amme. Nein, das habe ich wirklich nicht. Lieben, gebären, fortpflanzen, säugen, erziehen! Gebären, gebären!

Der alte Herr. Edle Amme, hochbenedeite Kinderfrau und Neunmalweise, das Gebären scheint mir eher bei euch in ein System gebracht zu werden. Ihr liebt den Zufall nicht und das Unkontrollierbare, Genies der Fortpflanzung kennt man bei euch nicht. Ihr seid verpflichtet, zu lieben und zu gebären. Maschinen der Natur!

Die Amme. Papperlapapp. Ein Mann ist ein Mann und ein Weib ein Weib. Kostüme brauchen wir nicht. Wir legen das Kind an die Brust der Natur und hassen nichts, als die Flasche. Kraft, Natur! Kuhstall! Hier der Junge auf meinem Schoß, du nackter Kerl, ich halte dich in die Zukunft, strample und entwickle dich und zeuge selbst wieder deine Jungen. Mit dem Operngehen macht man keine Kinder.

Der alte Herr. Schön, gut, gewiß sehr schön. Ich verstehe Sie, Sie verfechten den Naturalismus, die Forderungen des Instinkts, die Eroberung der Welt. Das sind so Sachen der Jugend. Wer aber sagt Ihnen, daß die Jugend Recht hat? Ihr treibts nach vorwärts, wir sehen nach rückwärts. Ihr seid stärker, wir sind reifer. Ihr schert euch um uns nicht, aber wir um euch. Aus all dem Trubel, den ihr anstellt, machen wir uns unser Vergnügen, und selbst eure Erdbeben beklatschen wir. Ach, meine Liebe, ich habe ein schönes Jahr hinter mir. Ich habe einige gute Bücher gelesen und bin nicht krank gewesen. Ich habe, wenn ich auf der Straße ging, hinter jedem Zaun und in jedem Fenster eine hübsche Geschichte gesehn und auf Reisen mit guten Freunden über die Vergangenheit gesprochen, die sich beruhigt hat, wie ein holländisches Stilleben. Habe mich von allem Elend ferngehalten und mir genug Illusionen gewahrt. Ich war mit wenigem glücklich und gänzlich egoistisch, ohne irgend einen damit zu stören. Was dieser Maler auf seinen Bildern zu zeigen scheint, das habe ich wirklich erlebt. Es war nicht leicht, ich habe mich langsam dazu erzogen, und ich bin noch nicht ganz fertig. Sehn Sie diese Uhr: da ist ein Paar dargestellt, das sich lieben will, er streckt die

Arme nach ihr aus, sie bleibt ruhig sitzen. Die Uhr stammt von meinem Großvater. Ein napoleonischer Offizier, der bei ihm wohnte, gab sie ihm zum Aufheben und holte sie nie wieder ab. Das Uhrwerk spielte aus Figaro. Es zerbrach und ich ließ neue Stücke einsetzen. Aber das Liebespaar hat sich nicht verändert. Die Leutchen, die einst in Sèvres das Licht der Welt erblickten, kommen aus ihrer Gebärde nicht heraus. Sie spielen uns zu jeder Musik dasselbe Stück vor. Dem Mann werden die Arme eher abbrechen, als daß er sie sinken läßt. Die Uhr schlägt ihre Stunden dazu, das Spielwerk spielt sein Stück dazu und ich sehe es mir voll Behaglichkeit an. Ich fühle mich wohl, ich lobe mir die Kontemplation und werde den Rest des alten Adam auch schon noch unterkriegen. Ich preise das alte Jahr, das neue wird mich erst interessieren, wenn es wieder vorbei ist.

Die Amme. Junge, Junge, hör nicht auf den alten Mann. Er macht aus der Not eine Tugend.

Der alte Herr. Junge, Junge, was willst du werden? Ein Soldat und dich für die Dummheit der Masse totschlagen lassen? Ein Spekulant und dein Leben vergiften mit der Gier nach Lebensmitteln? Ein Arzt und von deinen Mißerfolgen existieren? Ein Künstler und für deine Glückseligkeiten bluten? Dann werde lieber ein Straßenbahnkondukteur, knipse jedem seine Strecke ab und laß dir dafür noch bezahlen. Nicht wahr, Junge, das wünschest du dir?

Die Amme. Höre nicht auf den frivolen Menschen. Seine Jahre laufen ihm wie Gespenster davon. Ins Unglück sollst du dich stürzen, daß es Funken schlägt.

Der alte Herr: (singt, wenn er kann, nach der Melodie: „Reich mir die Hand").

Meine Tante, die hat Migräne,
und fühlt sich höchst geniert.
Nimmt das weiße Töpfchen zierlich
In zwei Finger und vomiert.

Die Amme. Und lieben sollst du Junge, daß du die Sinne verlierst.

Der alte Herr (nach der oben gerühmten Gildaarie).

Meine Frau, die ist auf Reisen,
sitzt auf einer weißen Bank,
feine Herren mit ihr schwatzen,
sind vor Liebe schon ganz krank.

Die Amme. Und in die Hölle jagen sollst du alle Stilferen und Wortemacher.

Der alte Herr (nach der Zauberflötenmelodie: „Klinget, Glöckchen klinget").

Mein Junge, der ist ein Racker:
Hat einen schneeweißen Leib,
er spielt mit der schwarzen Larve
zu seinem Zeitvertreib.

Die Amme. Aber Junge, was ist denn das? Hast du wieder das greuliche Ding vor die Nase gebunden? Willst du dem Großvater auf die Spuren kommen? Schämst du dich nicht? Gleich runter damit, du Lausbub oder ich ...

Der alte Herr. Amme, seien Sie nicht so heftig, Sie zerstören mir meine Schlußvignette. Na, prost! In diesem Sinne!

Oscar Bie

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Moderner Humanismus/ von Johannes V. Jensen

Die Freiluftbewegung

Das, was man sich in den letzten Jahren durch eigene Anschauung, durch Lektüre oder Bilder angeeignet hat, vereinigt sich zu dem Eindruck, daß sich augenblicklich in der ganzen Welt eine Strömung bemerkbar macht, die auf das Primitive hinausgeht, ein allgemeiner, erwachender Sinn für Natur und Gesundheitspflege, der unter anderem seinen Grund in der notwendigen Reaktion hat, gegen die ungeheure Entwicklung der Stadt und deren Technik im vorigen Jahrhundert. Man könnte diese Bewegung Freiluft- oder Außenkultur nennen (auf englisch Outing) oder, des Gegenstandes halber, Naturbewegung, oder, um sie auf dem Hintergrunde der Geschichte zu sehen, den modernen Humanismus.

Wenn man den Humanismus seinem Wesen nach versteht, nämlich wie eine Bestrebung, der Menschheit ihre harmonischen Entwicklungsbedingungen zurückzugeben, indem man sie von Dogmen und geistigen Verkrüppelungen befreit, so hat der Humanismus mehrere Blütezeiten gehabt, und ist dann wieder erstickt worden, indem er sich in seine eigene in sich selbst unfruchtbare Idee verwickelte. Da ist vor allen Dingen das freie und glückliche Heidentum der Griechen, das Leben, das sie einfach als Menschen lebten, und dies ist der ursprüngliche, noch bis heute gültige Humanismus. Dieser freigeborene und schöne Typus der Kultur wurde von den Schreckenskammern des Mittelalters abgelöst, von häßlichen Märtyrern und Heiligen in Sack und Asche. Die Renaissance versuchte Apollo wieder zu errichten und zu der persönlichen Grundlage des Daseins zurückzukehren; diese Richtung beansprucht vor allem den Namen Humanismus, viel mehr aber bedeutet sie nicht. Sie hatte das Pech, sich in dem Maße mit Gelehrtheit auszurüsten, daß sie zuletzt nicht mehr schreiten konnte, sie verlor sich in kritischer Philologie mit altgriechischen Schauspieldichtern als Gegenstand, anstatt zu olympischen Spielen zurückzukehren; dieses klassische Mißverständnis genießt übrigens noch heut-

zutage weiteste Verbreitung. Verherrlichung der Vorzeit und Unproduktivität gehen immer Hand in Hand, ebenso wie es zu jeder Zeit geistige Armenhäusler gegeben hat, die von schöneren und stilvolleren Wirklichkeiten fabeln, als die, die sind.

Nachdem die Renaissance in die Bibliothek gewandert war, kehrte man mit Rousseau von neuem zur Natur zurück. Er war ein ungeduldiger Mensch, der nicht auf die Aufklärung der Mysterien der Aoristformen warten konnte. Rousseaus Lehrlinge blieben natürlich in den Werken, die er über Menschlichkeit schrieb, stecken, und da man doch vorwärts wollte, mußten die Einfältigen die Initiative ergreifen, wie zum Beispiel ein gewisser Pastor Kneipp, der für den Nutzen der Natürlichkeit mit Hinsicht auf die Füße wirkte, den Kopf aber ausließ — und so ist es auf und nieder gegangen, zwei Schritte vorwärts und einen zurück. Augenblicklich hat es wieder den Anschein, als ob eine neue humanistische Lebensanschauung oder richtiger Lebensaneignung im Durchbruch ist und diese scheint von durchgehends volkstümlicherer, handfesterer und weniger exklusiver Natur zu sein. Man braucht, was Dänemark betrifft, nur J. P. Müller zu nennen.

In Amerika, der Heimat aller demokratischen Höhenflüge, wo nicht ein einzelner schwatzt, sondern alle handeln, in Amerika hat die Freiluftbewegung augenblicklich fast den Charakter einer craze, einer Modesache und Leidenschaft angenommen. Die Amerikaner sind immer große Sportsleute und Jäger gewesen, haben sich in der Natur getummelt, wie Teile derselben, wie Elementarwesen; die ganze Bebauung Amerikas ist eine lange Erzählung von Leuten, die sich kopfüber in die Wälder stürzten — pioneers, o pioneers! — „Amerika" ist der Inbegriff aller Rückkehr zur Natur.

Nachdem man aber drüben zwei solche Öfen wie New-York und Chicago gesehen hat, in denen die Menschen zu Tausenden zu Asche verbrennen, hat die Sehnsucht nach Abkühlung, nach dem Anfang, das Naturverlangen mit fast panischer Stärke zugenommen. Alle Welt flieht aus den Städten, und kann man ihnen nicht ganz den Rücken kehren, teilt man sein Leben zwischen fieberhafter Börsentätigkeit in der Wall-Street des Wochentags und einem genügsamen Waldmenschenleben in den Bergwäldern von Adirondack von Sonnabend bis Montag oder während der Sommerferien — the simple life.

Ein jeder Amerikaner wirft die Überkultur von sich ab, wenn er dazu Gelegenheit hat, und erfrischt sich als einfacher Mensch unter offnem Himmel mit der Axt oder der Büchse, wie seine abgehärteten Vorfahren.

Der Präsident geht an der Spitze. Roosevelt gönnt sich jedes Jahr drei Wochen, in denen er sich von den ungeheuren Regierungslasten in Washington ausruht, indem er von morgens bis abends auf dem Rücken eines Pferdes die Prärie durchstreift, auf der nackten Erde schläft oder Berge besteigt, um Bären zu jagen oder meilenweit zu Fuß einen angeschossenen Hirsch zu verfolgen.

Auf diesen Ausflügen lebt der Präsident Seite an Seite mit den Kuhhirten und Holzhauern, er kann was sie können, und ist was sie sind, so lange die gesegnete Ferienzeit dauert.

Alle Klassen in Amerika begegnen sich in der Freiluftbewegung, hier sind alle gleich, denn hier ist der Anfang zu allem. Alle gesunden Menschen sind gleich.

Wenn man sich an einem Sonntag in die Wälder von New-Yorks Umgebung verirrt, kann man das augenscheinlich ärmliche Bild einer Familie sehen, die ihr kärgliches Mahl bereitet. Der Vater, der durch die spärlichen Reste seiner Bekleidung verdächtig an einen Kontorisen aus der Stadt erinnert, zerkleinert Brennholz und unterhält ein kleines Feuer auf der Erde, worüber die Mutter ein Blechgefäß zum Kochen hält, die Kinder sitzen andächtig unter dem „Zelt", das aus einem Stück Leinwand und einigen Stangen errichtet ist. Hierin übernachtet die Familie. Alles ist mit Vorbedacht auf die einfachsten Formen zurückgeführt. Das Bild ist nicht ohne Komik; aber diese kleine Familie kommt dennoch von ihrem Waldausflug mit frischen Kräften für die ganze nächste Woche zurück.

Der Amerikaner jagt, fischt, segelt, radelt in seiner Freizeit, spielt Ball, reitet und reist, immer draußen unter freiem Himmel, immer draußen im Sonnenschein, Sturm, Regen oder Schnee, um die Bäume zu sehen, um sich mit den Steinen zu verbrüdern, oder um sich mit dem Wasser und dem Himmel zu vereinigen — ein Bad in dem tiefen See, der die Sommerwolken spiegelt!

Diese Bewegung ist ganz und gar praktisch, aus einer allgemeinen Entwicklung heraus entstanden, so daß sie keiner Idee ihren Anfang schuldet. Aber sie hat natürlich ihre Literatur, ist nicht ohne eine Spur im amerikanischen Geistesleben geblieben.

Der amerikanische Schriftsteller sieht sich mit offenen Augen um und nimmt sich seine Zeit zum Lehrmeister. Auch innerhalb der Literatur ist das Freiluftleben die augenblickliche Losung und zwar in dem Maße, daß man von einer ganzen Outing-Literatur sprechen kann. Schon bevor es eine bewußte Richtung wurde, hat Amerika ausgezeichnete Naturschilderer gehabt, Thoreau, Miller, Burrough und viele andere, bei denen die Liebe zur Natur Hand in Hand ging mit wissenschaftlichem Geschmack. Nachdem aber die Naturbeobachtung der einzig seligmachende Weg des Tages geworden ist, hat sie eine Schule gegründet, innerhalb welcher die Zahl der Autoren Legion ist, und sie hat bereits ihre Parasiten gefunden. Die Aufmerksamkeit des englisch lesenden Publikums ist augenblicklich zwischen drei vorherrschenden Richtungen geteilt, zwischen dem spannenden, erfundenen Roman, der von alters her die beliebteste Lektüre der Angelsachsen innerhalb der Belletristik war; zwischen dem großen, modernen Gesellschaftsroman — Frank Norris usw. —, der die Spannung einer eingebildeten „romantischen" Handlung auf die wirklichen Konflikte der Gegenwart überträgt, und die Outingliteratur, schließlich die Schilderung von Natur und Tierleben in halb wissenschaftlicher, halb novellistischer Form.

Dieser Art der Literatur wird solch starkes Interesse entgegengebracht, weil ein jeder auf dem Gebiete des Freiluftlebens Erfahrungen gemacht hat und mit Vergnügen das, was er liest, wiedererkennt. Es erscheinen Hunderte von

Büchern, die Magazine sind voll von Naturstudien, das eine Magazin nach dem anderen mit der Freiluftbewegung als Spezialität schießt aus der Erde hervor, und zu dieser Kultur trägt nicht am wenigsten die moderne Illustration, die Momentphotographie bei, wovon später mehr.

Darwin und Grundtwig

Es ist bezeichnend für die amerikanische Freiluftschule, gerade das ist ihr Humanismus, daß keiner ihrer Autoren über das allgemeine hohe Niveau hervorragt. Es liegt kein Grund vor, einen einzelnen zu nennen, weil alle etwas können, weil alle im Besitz von sowohl angeborener wie trainierter Beobachtungsgabe sind und einen hochkultivierten Sinn für Stil haben. Wenn ein vereinzelter Name einen besonderen Klang bekommen hat, so ist es entweder, weil der Betreffende sich die Strömung mit besonderem Erfolg und besonderer Energie zunutze gemacht hat oder weil er durch unfruchtbare Übertreibung absticht und hierin sieht man bereits den Verfall der Schule — oder weil es einem einzelnen Verfasser beschieden ist, sich aus anderen, sozialen Gründen aus dem allgemeinen Niveau hervorzuheben, wie zum Beispiel Theodore Roosevelt. Der Präsident hat durch sein in die Augen fallendes Beispiel als Athlet und Naturkenner stark zur Blüte der Outingliteratur in Amerika beigetragen, aber die Voraussetzung für seine Autorität als Schriftsteller beruht ja gerade darauf, daß er, was sinnliche Wahrnehmung und Phantasie betrifft, sich auf gleicher Höhe mit jedem andern gesunden Menschen befindet. Wenn man im übrigen dem Abstammungsverhältnis der modernen englischen Freiluftliteratur nachspüren will, so ist es wohl zweifellos, daß sie in ihrer Kunstform von Kipling herrührt.

„Das Dschungelbuch" ist das moderne heidnische Evangelium, das das Bild von Tieren in freiem Zustand und von Menschen in Funktion am stärksten festhält. In seinem innersten Wesen aber läßt diese Ästhetik auf Grundlage der strengen Naturbeobachtung sich auf den Inbegriff Darwin zurückführen.

Sie beruht auf Beobachtungen in Wald und Feld, auf Erfahrungen, im Gegensatz zu den religiösen Systemen, die ihre Lebensanschauung aus mystischen Schriften schöpfen; sie stützt sich auf das, was man persönlich wahrnimmt und erlebt, im Gegensatz zum Glauben, der das Wort in dem Maße als Autorität verehrt, daß es von übersinnlichen Offenbarungen abzustammen scheint. Sie verhält sich zur Religion wie die Journalistik zur Geschichte. Deshalb braucht aber durchaus keine irreligiöse Tendenz in der naturwissenschaftlichen Lebensanschauung zu liegen, im Gegenteil. Da die Religion doch ihre Erklärung in der Natur, die keine Kräfte unnötig verbraucht, finden muß, kann sie als die gewaltig bewundernde Vorstellung, die die Menschheit sich in ihrer Kindheit von den Naturkräften, den Wundern und Schrecknissen des Daseins machte, betrachtet werden. Die Religion war eine vorläufige, großartige Anschauung von der Gewalt der Natur und von den schwachen Kräften des Menschen. Später,

als man sich Schritt für Schritt, durch Physik und Chemie zum Herrn der Naturkräfte machte, war es begreiflich, daß man mit Hilfe der gesammelten Mittel der Naturwissenschaft dieses neue Weltbild an Stelle der früheren formlosen Anbetung setzte. Die Bewunderung aber für den allmächtigen Gang der Natur, die Andacht, die Poesie des Lebens, ist dieselbe und wird stets dieselbe bleiben. Selbst wenn der Blitz zu einem elektrischen Funken reduziert worden ist, wird das Gewitter und die Glühlampe stets ein Wunder bleiben. Darum, wenn die Religion ihren Wert als Lebensanschauung verloren hat, wird es an der Zeit sein, unter anderem die Bibel als eines der herrlichsten Dichterwerke der Welt zu schätzen. Dies ist der Kern in Whitmans lyrischer Philosophie. Es besteht eine tiefbegründete Verwandtschaft zwischen ihm und Darwin, die zum Vorteil für die Idee des Humanismus von untergeordneter Natur ist, indem sie von keiner direkten Einwirkung herrührt. Der Entwicklungsgedanke lag in ihnen beiden, jeder fand auf seinem Weg dasselbe, der eine als titanischer Sänger, der andere als Zoolog und Vergleicher: den Menschen in seinem wahren Verhältnis zur Natur. Das Evolutionsgesetz entstand doch nicht dadurch, daß man es plötzlich entdeckte; es muß immer wahr gewesen sein, daß die Natur sich von selbst entfaltet, und daß man zur Erkenntnis dieser Tatsache gelangte, scheint ebenfalls eine geistig natürliche Entfaltung zu sein, die durch das Leben wie eine Einheit bestimmt wird, in der Wachstum ist.

Es wird nur verlangt, daß man sich nicht verschließt.

Wenn die Menschheit einzelnen großen Männern Dank schuldet, so ist der Grund dazu der, daß diese die demütige Fähigkeit besaßen, jede neue Kleinigkeit gerührt zu begrüßen und sie wie eine Entwicklung dem Ganzen hinzuzufügen.

Man kann als Däne nicht umhin an Grundtwig zu denken, wenn man sich Darwins stille Züge vorstellt, an den Vorgänger der Entwicklungslehre in unserer sonst so engen Geisteswelt. Was hat der große Seher denn anderes entdeckt, als daß die Religion in der Seele und nicht in den Büchern zu suchen ist, da die Menschheit sie doch persönlich mit sich geführt hat, wenn sie sie überhaupt mit sich geführt hat? In dieser Rückkehr zur Tradition, zur lebendigen Überlieferung, liegt ja gerade das Gefühl der Entwicklung, das Wachstum des Menschens und des Daseins!

Grundtwigs populärer Gedanke war ja just die erneute Forderung des Humanismus; nachdem einige Bischöfe die Religion als einen göttlichen Rebus zur Benutzung für die Bevorzugten eingerichtet hatten, verlangte Grundtwig, daß man dem Volke, dem Gemeinwesen, Impulse gäbe, damit es von neuem für die Welt und Gott empfände. Nichts war einfacher, als was Grundtwig meinte, da es sich um die wahre Tatsache handelte, daß die Wunder des Daseins eines jeden Menschen Eigentum sind!

Grundtwigs Name ruft jetzt leider Vorstellungen von der spekulativen Verwirrung hervor, die seine Schriften in weniger ursprünglichen Köpfen als dem seinen hervorgerufen haben. Die persönliche Einwirkung aber die Grundtwig als

Führer ausgestrahlt haben muß und die ein jüngeres Geschlecht leider nicht erlebte, hat tiefe Spuren hinterlassen und auf wesentlichen Gebieten zur Ausbildung der Nation beigetragen, wie wir sie heute kennen. In Grundtwigs mythologischen Vorstellungen lag jedenfalls eine große Wahrheit, nämlich die weitreichende Verwandtschaftsahnung, die die Wissenschaft später durch die Rassenlehre ergänzt hat. Das Gefühl für andere menschliche Anknüpfungspunkte als die rein nationalen, führte Grundtwig in seinen von Sympathie beeinflußten Träumen, über Dänemarks geographische Grenzen hinaus, ohne daß er selbst durch seine Vorzeitsymbole hindurch erkennen konnte, wohin sie führten.

Jetzt können wir es erkennen. Jetzt wissen wir, daß seine Sehnsucht, in dem kleinen Land mit dem provinziellen Horizont, wo er gefesselt saß, das eigentliche pangermanische Lebensgefühl war. In diesem Zusammenhang darf man vielleicht, ohne einer großen Nation zu nahe zu treten, darauf aufmerksam machen, daß Nietzsche, richtig gedeutet, als der Grundtwig des deutschen Reiches betrachtet werden kann.

Weil Grundtwig so universell, so in elementarer Bedeutung religiös, so human war, ergibt es sich von selbst, daß man seine mythischen Züge neben denen Darwins sieht. Und diese beiden ehrwürdigen Physiognomien rufen wiederum die Erinnerung an Leonardo da Vinci in einer Stimmung hervor, die weder Darwin noch Grundtwig fremd sein würde. Auch Leonardo da Vinci, der erste moderne Physiker, schöpfte seine Kraft aus der Liebe im Kleinen, aus der innigen Fähigkeit, der Natur nah zu kommen und bei ihr zu verweilen. Der Abstand der Geschichte stellt die drei Genies, die drei großen Volksgeister, deren gemeinsame Marke die Einfachheit ist, auf das gleiche Niveau.

Ihr Beispiel, daß man auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel erreichen kann, nämlich den Menschen, macht das alte schwächliche Geschwätz von der ewigen Einsamkeit der Seele verblassen. In jedem Menschen ist der Keim zu sämtlichen Entwicklungsphasen niedergelegt, selbst wenn sich nicht alle auf einmal auf derselben Höhe befinden können.

Hinter den großen Führern gelangt man deshalb, ohne einen Sprung ins Phantastische zu machen, zu dem souveränen, gemeinen Volk zurück, zu den Bauern, der Wurzel der Menschheit.

C. G. Schillings

Leute, die gewohnt sind, unter Humanismus eine privilegierte Geisteskultur zu verstehen, die nur Kennern von einigen toten Sprachen und von Haufen vergessener Literatur zugänglich ist, werden den Kopf schütteln, wenn sie die Idee des Humanismus auf so ungelehrte und profane Bewegungen angewendet sehen, wie z. B. die Outingliteratur in Amerika, das Interesse für Tierleben und das Studium desselben in Wald und Feld mit Büchse und Kamera, Finsen, J. P. Müllers System, die moderne Ernährungsreform usw. Diese gewiß sehr

wohlmeinenden Klostermenschen, die von neuem an dem klassischen Mißverständnis leiden, würden es sich wahrscheinlich sehr ernstlich verbitten, wenn man in der modernen Sportsbewegung, wie sie von England ausgegangen ist, Griechentum erkennt, echten, unverfälschten Hellenismus. Diese sonst so außerordentlich belesenen „Gelehrten" übersehen in diesem Fall, daß solche junge Männer als Vorbilder für die griechischen Statuen dienten, die einen Kranz für Dauerlauf gewannen, nicht aber solche, die nach Doktorgraden strebten — obgleich sie ihren Homer kannten.

Unter Humanismus muß man die Aneignung des Lebens für alle verstehen, die Entwicklungsfreiheit, der Mensch nach außen gekehrt und in voller Funktion. Deshalb ist mehr Humanismus in der Freiluftbewegung vorhanden, als in irgend einer augenblicklichen Richtung. Und hier mag gleich betont werden, daß diese Rückkehr zur Natur durchaus keine pedantische und sentimentale Flucht vor der „Stadt" und der modernen Kultur bedeutet. Im Gegenteil, einer der Dichter der Freiluftschule hat just die Stadt als poetische Landschaft zuerst entdeckt, nämlich Whitman. Das entnervende Leben in den Städten ist natürlich die Ursache zu dem Kontrastverhältnis, aus dem die Freiluftbewegung ihre Nahrung schöpft, ihrem Wesen nach aber ist sie eine Auffrischung unserer animalischen Bestimmung, ein Anstoß zu neuer Lebenslust, ohne Rücksicht darauf, ob man sein Entdeckerauge auf die wilde Natur oder auf die städtische „Promenade" richtet, die doch wohl auch nichts anderes ist als ein intensives Stück Natur. Maschinen sind in eben so hohem Maße eine Art Vegetation wie Pflanzen und Bäume.

Außer in England und Amerika hat die Freiluftbewegung einen guten, natürlichen Boden in Deutschland und Skandinavien gefunden.

In Deutschland hat man durch eine alte, ausgezeichnete und gründliche Behandlung der Naturwissenschaften die Erde in Besitz genommen, so wie sie ist. Um den Gedanken von der deutschen, monumentalen Wissenschaft auf das heutige, volkstümliche Naturinteresse hinzuleiten, genügt es Brehm zu nennen. Das Studium in Wald und Feld hat durch ihn diejenige ausgedehnte Erweiterung bekommen, die in der Entwicklung der photographischen Technik liegt. Hier hat der Deutsche C. G. Schillings vor kurzem eine einzigdastehende und zu allen Zeiten unvergängliche Arbeit geschaffen, durch seine beiden Werke „Mit Blitzlicht und Büchse" und „Der Zauber des Elelescho". Es sind noch viele andere derartige photographische Studien wilder Tiere von Sportsleuten in Amerika und England erschienen, woher das Genre stammt — soweit mir bekannt, waren es zwei englische Brüder, deren Namen ich vergessen habe, die sich zuerst mit großer Ausdauer und Aufopferung darauf verlegten, Tiere at home zu photographieren, Vögel im Nest, Hirsche und andere Tiere in ihrem täglichen Leben, selbst gefährliche Raubtiere — und nach ihnen haben viele andere Jäger und Zoologen die Arbeit fortgesetzt, so daß jetzt bereits ein gewaltiger Stoff nach dem Wahlspruch vorliegt: kein Tier auf der Erde, das nicht momentphotographiert wird. Es existieren

wunderbare Sachen in dieser Richtung. Aber es gehörte ein Deutscher dazu, um die Kunst zu erweitern und sie zu einer Höhe zu bringen, wie kein anderer sie erreichen konnte, wie Schillings es in seinen beiden paradiesischen Bilderwerken aus Afrika getan hat. Schillings kam als Zoolog und Jäger nach Deutsch-Ostafrika, nach den äquatorialen Wald- und Steppengebieten auf den Abhängen des Kilimandscharo, die von Großwild in fast noch urwäldlichem Zustand wimmeln, Elefanten, Nashörner, Giraffen, Gnus und Löwen. Zuerst verfolgte Schillings das Wild nur als Sportsmann und Zoolog, ohne daß er darum ein Aasjäger wurde, oder das Wild zum Zeitvertreib oder des Verdienstes halber hinschlachtete. Teils war er wissenschaftlicher Sammler und schickte als solcher sowohl wertvolle Präparate als auch lebende Tiere an heimische Museen und zoologische Gärten, teils war er einer jener Weidmänner, denen es seit urgermanischen Tagen im Blute liegt, Tiere auf ihren Fährten aufzusuchen und sich mit ihnen zu messen, Auge in Auge, Messer gegen Zahn. Er jagte den Elefanten und den Königslöwen zu Fuß, setzte seine Waffen und seine geübte Geistesgegenwart gegenüber ihrer überlegenen Kraft und Wildheit ein. In Schillings' Büchern finden sich Schilderungen von Nashornjagden, die, obgleich Schillings nur eine unvollkommene Prosa schreibt, eine explosive Vorstellung geben, sowohl von der Schrecklichkeit des Nashornes, von des tausendpfündigen Dickhäuters blitzartiger Geschwindigkeit im Angriff, als auch von der Kaltblütigkeit des zivilisierten Jägers im Anblick der Todesgefahr. Er weiß, was es für ein Werkzeug des letzten Gerichtes ist, das durch die moderne Schießwaffe in seine Hand gelegt ist, er weiß aber auch, wenn er im entscheidenden Moment seiner Sinne nicht mächtig ist, wenn er nicht funktioniert, daß er dann verloren ist. Darum ist die Jagd das stärkste Mittel einen Mann anzuspornen und die Fähigkeiten auszulösen, die in ihm wohnen. Mag der Mann auch noch so viel wissen, das genügt nicht, hier muß gehandelt werden, hier muß es sich zeigen, ob sein Können ihm in die Nerven gedrungen oder ob es in seinen Studien haften geblieben ist, und das ist die humanistische Bedeutung der Jagd. Hier äußert sich die Bildung als Leben. Wenn man bedenkt, daß Schillings kein Wilder ist, sondern ein europäischer Forscher mit allen Kulturaneignungen, so hebt sich sein Bild als Athlet um so stärker hervor, das heißt, als ein Mann mit geistigem und körperlichem Gleichgewicht.

Zu seinen späteren Jagden aber brachte Schillings die Kamera mit, wahrscheinlich von den Arbeiten der amerikanischen Freiluftmänner auf dem Gebiet der Tierphotographie angeregt, und bald leistete er das Außergewöhnliche, von dem seine beiden Bücher zeugen. Er photographierte Hirsche und Vögel, Elefanten, Gnus und Giraffen in den Landschaften, die seit der tertiären Periode ihre Heimat waren, und zwar unter solchen Mühen und mit Anwendung einer solchen Gewandtheit und Geduld, die nur der sich vorstellen kann, der die Tropen kennt. Er nahm Aufnahmen vom Nashorn gerade in dem gefährlichen Augenblick, wo der Dickhäuter zum Angriff vorwärtsstürzte, worauf er den Apparat

von sich warf und in der allerletzten Sekunde das Monstrum tötete, die zentnerschwer sich heranwälzende Bestie mit ihrem scheußlichen Dorn auf der Schnauze, heulend wie eine Lokomotive ... dazu gehören Nerven! Er brachte es so weit, Blitzlichtaufnahmen von Löwen an ihren nächtlichen Trinkstellen zu machen, teils eigenhändig, teils auf automatischem Wege. Er machte auf diese Weise Momentaufnahmen auch von Zebras, Gazellen, Hyänen und Leoparden, die merkwürdigsten und schönsten Bilder von Tieren im Freien, die jemals gemacht worden sind. Er hat die Giraffe in ihrer natürlichen afrikanischen Umgebung verewigt, ebenfalls das Gnu und den Strauß, und diese Photographien werden stets eine lebendige Vorstellung von der abenteuerlichen Wirklichkeit hervorrufen, die uralten Sagen Stoff zu Märchen wie vom Einhorn oder vom Vogel Roch gegeben hat, und die leider in nicht allzu langer Zeit, vielleicht schon in einem Menschenalter, ganz und für immer der Sagenwelt angehören werden.

Dort, wo der Elefant jetzt zwischen den Mimosen trompetet, wird die Eisenbahn vor der Station flöten; der Mann aber, der den Zug über die Ursteppe führt, ist derselbe wie der, der Löwen und Nashörnern mutig entgegentritt; der, der die Natur bezwingt, ist derselbe wie der, der sie liebt. Auch C. G. Schillings ist ein Pionier für seine Rasse.

In Deutschland blüht auch diejenige Freiluftbewegung, die sich durch Sportleben, hygienische Systeme, Sonnenbäderanstalten usw. äußert, dies aber führt zu dem modernen Humanismus, der unter der Betrachtung von Niels Finsens menschenfreundlichem Wirken zusammengefaßt werden kann.

Finsen

In einem Essay, der von internationalen Gesichtspunkten aus geschrieben wird, gereicht es einem zur besonderen Freude, daß man als Däne einen allgemeinnützlichen Gedanken mit einem Namen umfassen kann, der einen lokal dänischen Klang hat. Finsens epochemachende Forschungen über die Bedeutung des Lichtes für den menschlichen Organismus haben nicht allein eine neue Art der Krankenbehandlung geschaffen, die Finsens Namen neben denen der großen Wohltäter der Menschheit stellt, sondern sie haben auch den Weg gewiesen zu einer Hygiene für Gesunde, nach bisher ungekannten Prinzipien: den Weg zur Licht- und Luftbehandlung.

Es ist nicht meine Absicht, der Geschichte der Lichtmethode hier nachzuforschen, sie ist wahrscheinlich schon in der Urzeit bekannt gewesen, jedenfalls durch sich selbst angewandt; es genügt, daß es Finsen war, der ihr eine wissenschaftliche Begründung gegeben, sie physisch untersucht hat und daß die Bewegung unter seinem Namen bekannt ist. Die medizinische Bedeutung der Lichtmethode, wie wichtig sie auch ist, liegt ebenfalls außerhalb der hier vorliegenden Ausführungen. Hier soll nur von dem Prinzip Finsen, von der naturheilenden Kraft des Lichtes die Rede sein; man kann vielleicht, ohne Furcht vor Sentimentalität, von einem

modernen Sonnenkultus sprechen, der sich an die ganze Menschheit wendet. Das ist eine Sache, die ein jeder Laie verstehen kann. Es wird damit ja keine schwierige Neuaneignung verlangt, sondern es ist die Rückkehr zu einem uralten, in sich selbst mystischen, aber unmittelbar einleuchtenden Grundsatz: daß das Licht, welches Leben schafft, es auch erhält. Die Bewegung ist nicht ohne Widerstand durchgedrungen. Wie ein jeder genialer Gedanke, hat auch dieser durch seine Einfachheit beleidigend auf die Autoritäten gewirkt, die gewöhnt sind, den Wert eines Gedankens nach dem Reibungswiderstand zu beurteilen, den er in ihrer eigenen geronnenen Phantasie hervorruft. Man braucht nicht dem Aberglauben des gemeinen Haufens eine Tür zu öffnen, ebensowenig ist es als eine Sympathiekundgebung für die Unwissenheit zu betrachten, wenn man an das geringe Entgegenkommen erinnert, das Finsen von der Fakultät entgegengebracht wurde. Die Gelehrten betrachteten ihn während seines Lebens wie einen halben Quacksalber, und selbst jetzt, nachdem er ewig anerkannt ist, mag es noch manchen Bourgeoisie-Professor geben, der sein Werk mit scheelen Augen ansieht. Die Sache liegt nämlich so, daß Finsen im Verein mit wissenschaftlichen Neugestaltern wie Röntgen und Currie ein naturwissenschaftliches System durchbrochen hat, einen Ring, den man für geschlossen hielt, und den man nur ungern aufgab. Es ist indessen geschehen und jetzt ist es nur wie die Feststellung eines Naturgesetzes zu betrachten, wenn man auf Finsens mangelnde Fühlung mit dem königlich dänischen Verein der Wissenschaften hinweist.

War Finsens Entdeckung ein Bruch mit der wissenschaftlichen Konvenienz, so ist ihre Aneignung von Seiten des Publikums ganz dasselbe im allgemeineren sozialen Umfang. Die Freiluftbewegung, das Sonnen- und Luftbadsystem hat während der letzten Jahre geradezu verändernd in das tägliche Leben der Menschen eingegriffen. Die Bewegung hat das Schwerste umgeformt, was es überhaupt umzuformen gibt, den Geschmack. Darin eben besteht das glückliche Moment der Sache, ihr volksverbessernder Einfluß. Es ist eine Bewegung, die mehr ist als eine Ästhetik, sie ist der menschlichen Gesellschaft in Fleisch und Blut übergegangen, man hört die Atemzüge des Gesellschaftskörpers. Das Leben ist von neuem entdeckt worden.

Um auf dem kürzesten Wege eine Vorstellung von der Veränderung zu geben, die die Freiluftbewegung hervorgerufen hat, kann man als ein Beispiel den ersten besten Mann wählen, der mit seiner Zeit fortschreitet, einen Studenten oder Handwerksburschen, er mag aus Kopenhagen oder aus Berlin sein. Seine Vergangenheit wollen wir ruhen lassen, sie war haarsträubend. Er saß in Wirtshäusern und führte schmutzige Reden, seinen Körper bewegte er nur um des Sonntags gottvergessend Kegel zu spielen oder um die guten Bürger durch nächtlichen Unfug zu ärgern. Ein Greuel, kurz gesagt, aber zur Freude der Nachtmission, die von diesem Jammer lebte. Dabei war er gar nicht schlecht, war weder ein Verbrecher noch eine Sklavennatur; er langweilte sich nur, weil niemand ihn gelehrt hatte, sich wie ein Mann zu zerstreuen.

Jetzt fährt er vor allen Dingen Rad und dadurch ist ihm die Natur eröffnet worden. Jeden Sonntag und so oft er frei hat, bekommt er auf seine Weise das Gemüt voll von Landstraßen, Küsten und Bäumen; er verarbeitet seine Eindrücke nicht, aber sie *sind* in ihm, er eilt wie ein junger Bursch zur Natur und ist nicht enttäuscht, wenn er von ihr zurückkehrt.

Mit dem Rad aber ist er schon sozusagen geboren. Es gehört noch mehr zur Entfaltung von dem, was in ihm wohnt. Deshalb „müllert" er, ist ein eifriger Anhänger von J. P. Müllers System. Und hier kann man wiederum mit Befriedigung einen dänischen Mann nennen, der durch seine Lehre und durch sein Beispiel nicht allein in Dänemark, sondern vielleicht in noch höherem Grade im Ausland, hauptsächlich in Deutschland, Schule gemacht hat. Dänemark ist von jeher der Gymnastik günstig gewesen, vielleicht auf Grund seiner bequemen Naturbeschaffenheit. Da es keine Berge zu besteigen oder Urwälder zu durchwandern gibt, hat man sich damit begnügen müssen, die Bewegungen sozusagen nachzumachen, die vorbereitenden Übungen, die die Fähigkeiten im Körper aufrechterhalten, ebenso wie wir uns durch schwierige lokalpolitische Gebärden ein Ansehen geben, nachdem wir unsere Stellung als Großmacht in Europa zugesetzt haben. Das Land, wie es nun einmal beschaffen ist, ladet zu keinen anderen Anstrengungen ein, als zu denen, die man sich selbst schafft. Dänemark ist nicht so günstig gestellt wie Norwegen, dessen Landschaft eine natürliche Veranlassung zu körperlichen Übungen bietet, und wo man sich, mit Erlaubnis zu sagen, mit kleinen Mitteln als Großmacht arrangiert. Inzwischen hat J. P. Müller durch sein System einen handgreiflichen Wert in das tägliche Leben gebracht, vielleicht am meisten durch seine energischen Beiträge zur Vertreibung der Furcht vor kalter Luft. Das System ist entstanden durch eine gesunde Entwicklung von J. P. Müllers Voraussetzungen als Soldat, Sportsmann und Vorsteher eines Sanatoriums, wobei er wohltuend unberührt von Sektierismus geblieben ist, indem niemand ein offneres Auge für die Begrenzung seines Systems hat, als er selbst; die Hauptaufgabe des Systems besteht darin, einem jeden zu einem eigenen persönlichen System zu verhelfen; also zum Humanismus.

Wenn unser Student oder Handwerksbursche gemüllert und gebadet hat, entweder zu Hause oder am Strande, dann nimmt er ein Sonnen- und Luftbad, streckt sich in voller geistiger Ruhe aus, ist wo er ist, denn er weiß, daß das Leben auf diese Weise zu ihm *kommt*, er braucht ihm nicht erst nachzujagen. Er trinkt Luft und Sonne, sein Blick fällt auf die Wolken, auf das Gras neben ihm, auf die kleinen Steine, den Sand, auf das Nächstliegende — — endlich verweilt der Augenblick.

Außerdem ist er *Hindhedianer*.* Ich mache hier darauf aufmerksam, daß ein einzelner sich nicht als Pedant dem Lächerlichen zu nähern braucht; es geschieht nur zum Zweck einer Übersicht, daß hier ein Bestimmter mit sämtlichen

* Hindhede ist ein dänischer Arzt, der eine Ernährungsreform eingeführt hat.

Tugenden ausgestattet wird. Also er ist Hindhedianer. Er ißt nur der Ernährung halber, und tut er das, so währt es nicht lange, bis der wirkliche Wert der Nahrung mit seinem Geschmack zusammenfällt. Er lebt billig. Wenn er seine Armkräfte mit seinen Bedürfnissen vergleicht, verschwindet seine Furcht vor Armut. Verschwunden ist das Paupertätsgefühl, das ihn früher zu unnötigen Luxusmahlzeiten in Wirtshäusern trieb, wo er seine Organe schwächte und außerdem den Wirt und Kellner ernährte. Statt eines Unzufriedenen, der Bessergestellte scheel anblickte, geht ein Mann mit frischen Eingeweiden und fruchtbarem Gemüt an die Arbeit. Er ist kein Alkoholist. Ein Mann, der auf diese Weise durch und durch als Mensch fungiert, wird sehr bald die Gesellschaftsordnung entdecken und sich ihr als Bürger einfügen. Und dann ist er reif zum Studieren, zur Ausbildung seines Geistes. Durch die Gesundheit zur Literatur! Von der Natur zur Kunst!

Dies ist die Freiluftbewegung. So verändert sich der Geschmack in einer Zeit, in der sich törichte Redensarten darüber breit machen, daß die Masse nur zum Zweck des einen da ist, daß alle die armen Millionen nur dazu da sind, den einzigen gottähnlichen Ausnutzer hervorzubringen. Glücklicherweise aber macht sich solch starker Trieb von den unteren Schichten herauf bemerkbar, solch treibende Zukunftsmacht, daß das, was sich noch bis vor kurzem modern nannte und was natürlich auch versucht, mit seinen schmächtigen Gliedern der Bewegung ein Bein zu stellen, heute bereits die Züge einer häßlichen und haßerfüllten Reaktion trägt.

Wie man gesehen hat, ist hier unter Humanismus keine Literatur zu verstehen, sondern eine Geschmacksveränderung im täglichen Leben. Später, wenn sie bedeutend genug geworden ist, werden Schriftsteller sie in Europa ebenso wie in Amerika entdecken; sie sind bereits bei anderen Gelegenheiten hinterhergekommen. Und es würde nichts schaden, wenn in Europa, wo die Literatur bereits zu lange zum Schaden für das Privatleben die Seelen entfremdet hat, anstatt sie zu sammeln, während die Kritik ihre Aufgabe in kleinen Freundschaftsdiensten oder in lügenhaften Verfolgungen gesehen hat —, es würde nichts schaden, sage ich, wenn unsere Literatur sich einen anderen offneren Horizont suchen würde und wenn man seine Impulse aus der Natur holte statt aus der Kritik und seine Anerkennung vom Publikum.

Dumala/ Roman von E. Graf Keyserling

er Pastor von Dumala, Erwin Werner, stand an seinem Klavier und sang:

„Der Nebel stieg, das Wasser schwoll,
„Die Möve flog hin und wiede—e—r" —

Er richtete seine mächtige Gestalt auf. Sein schöner Bariton erfüllte ihn selbst ganz mit Kraft und süßem Gefühl. Es war angenehm zu spüren, wie die Brust sich weitete, wie die Töne in ihr schwollen.

„Aus Deinen Augen ruhevoll
„Fielen — die Tränen — nie—ie—der."

Er zog die Töne, ließ sie ausklingen, weich hinschmelzen.

Seine Frau saß am Klavier, sehr hübsch mit dem runden rosa Gesicht unter dem krausen aschblonden Haar, hellbeleuchtet von den zwei Kerzen, die kurzsichtigen blauen Augen mit den blonden Wimpern ganz nah dem Notenblatt. Die kleinen roten Hände stolperten aufgeregt über die Tasten. Dennoch, wenn ein längeres Tremolo ihr einen Augenblick Zeit ließ, wagte sie es, von den Noten fort zu ihrem Mann aufzusehen, mit einem verzückten Blick der Bewunderung.

Es war zu schön, wie der Mann, von der Musik hingerissen, sich wiegte, wie er wuchs, größer und breiter wurde, wie all das Süße und Starke, all die Leidenschaft herausströmten. Das gab ihr einen köstlichen Rausch. Tränen schnürten ihr die Kehle zusammen und um das Herz wurde es ihr seltsam beklommen.

„Seit jener Zeit verzehret sich mein Leib,
„Die Seele stirbt vor Seh—nen —"

Die Stimme füllte das ganze Pastorat mit ihren schwülen Leidenschaftsrufen. Die alte Tija hielt im Eßzimmer mit dem Tischdecken inne, faltete ihre Hände über dem Bauch, schloß ihr eines, blindes Auge und schaute mit dem andern starr vor sich hin. Dabei legte sich ihr blankes, gelbes Gesicht in andächtige Falten.

Das ganze Haus, bis in den Winkel, wo die Katze am Herde schlief, klang wieder von den wilden und schmelzenden Liebestönen. Sie drangen durch die Fenster hinaus in die Ebene, wo die Nacht über dem Novemberschnee lag; ja vom nahen Bauernhof antwortete ihnen ein Hund mit langgezogenem, sentimentalen Geheul.

„Mich hat das unglückselig'ge Weib
„Vergiftet — vergiftet — —"

Die Fenster bebten von dem Verzweiflungsruf. Die Katze erwachte in ihrer Ecke, die alte Tija fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und murmelte:

„Ach — Gottchen!"

„Vergiftet mit ihren Tränen." —

Die kleine Frau lehnte sich in ihren Stuhl zurück, faltete die Hände im Schoß und sah ihren Mann an.

Pastor Werner stand schweigend da und strich sich seinen blonden Vollbart. Er mußte sich auch erst wieder zurückfinden.

Jetzt war es ganz still im Pastorate. Nur Tija begann wieder leise mit den Tellern zu klappern.

„Wie Siegfried!" kam es leise über die Lippen der kleinen Frau.

„Wer?" fuhr Pastor Werner auf.

„Du", sagte seine Frau.

Werner lachte spöttisch, wandte sich ab und begann, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab zu gehen.

So war es jedesmal, wenn er sich im Singen hatte gehen lassen, wenn er sich mit Gefühl vollgetrunken hatte. Dann kam der Rückschlag.

Man hat geglaubt etwas Großes zu erleben, einen Schmerz, eine Leidenschaft, und dann war es nur ein Lied, etwas, das ein anderer erlebt hat, und die Wände des Zimmers mit ihren Photographien, die großen schwarz und rot gemusterten Möbel, all das beengte ihn, drückte auf ihn.

Seine Frau saß noch immer am Klavier und starrte in das Licht. Auch bei ihr war der schöne Rausch der Musik vorüber. Nur eine müde Traurigkeit war übriggeblieben. Sie dachte darüber nach, warum er sich geärgert hatte, als sie „Siegfried" sagte. Das kam oft so. Wenn sie ganz voll von Begeisterung für ihn war, dann war ihm etwas nicht recht und er lachte kalt und spöttisch.

„Lene, essen wir nicht?" fragte Werner.

Da fuhr sie auf.

„Natürlich! Gefüllte Pfannkuchen!"

Und sie lief in die Küche hinaus.

Am Eßtisch unter der Hängelampe war alles Fremde und Erregende fort. Wenn es ihm schmeckte, war Pastor Werner gemütlich, das wußte Lene. Dann konnte sie ruhig vor sich hinplaudern, ohne berufen zu werden, dann hatte sie das Gefühl, daß er ihr gehörte.

„Die Baronin aus Dumala fuhr heute hier vorüber", berichtete sie.

„So", meinte Werner, und sah über das Schnapsglas, das er zum Munde führen wollte, hinweg, seine Frau scharf an: „Nun — und?"

„Nun, ja. Sie hatte eine neue Pelzjacke an. Entzückend."

Werner trank seinen Schnaps aus und fragte dann:

„Stand sie ihr gut, diese Jacke?"

Lene seufzte: „Natürlich! Diese Frau ist ja so schön!"

„Was ist dabei zu seufzen?" sagte Werner. „Laß sie doch schön sein."

„Weil ich sie nicht mag", fuhr Lene fort, „deshalb. Sie will alle Männer in sich verliebt machen. Aber schön ist sie."

Werner lachte. „Was für Männer? Die arme Frau pflegt ihren gelähmten

Mann Tag und Nacht. Die sieht ja keinen. Eine neue Pelzjacke ist da doch eine sehr unschuldige Zerstreuung."

„Dich sieht sie doch." Lene nahm einen herausfordernden Ton an, als suche sie Streit.

Werner zuckte nur die Achseln.

„Mich!"

„Ja dich", fuhr Lene fort. „Und du bist doch auch in sie verliebt, — etwas — nicht?"

Heute ärgerte das Werner nicht.

„Wenn du willst!" meinte er.

Die kleine Frau durfte heute ruhig mit ihm spielen, wie mit einem großen, gutmütigen Neufundländer. Ein wenig schweigsam war er, aber das pflegte er am Sonnabend immer zu sein, wenn die Predigt ihm im Kopfe herumging.

Nach dem Essen saß das Ehepaar am Kaminfeuer. Durch das Fenster, an dem die Läden offen geblieben waren, schaute die bleiche Schneenacht in das Zimmer. Aus der Gesindestube klang Tijas dünne, zitternde Stimme. Sie sang einen Gesangbuchvers.

„So ist's hübsch", sagte Lene. „So ist's gemütlich! Nicht wahr? Alles ist still, und das Feuer, — und man sitzt beisammen."

„Stell doch der Lebenslage keine Zensur aus", versetzte Werner, der sinnend in das Feuer starrte.

„Warum?" fragte Lene eigensinnig.

„Weil, weil" — Werners Stimme wurde streng — „weil Zensuren ausgestellt werden, wenn die Schule zu Ende ist."

„Deshalb!" meinte Lene, die ihn nicht recht verstanden hatte.

„Nun sei aber nicht ungemütlich, Wernerchen."

Sie stand auf, ging zu ihm, setzte sich auf seine Knie, schmiegte sich an seine Brust, umrankte den großen Mann ganz mit ihrer kleinen, legitimen Sinnlichkeit, die sich schüchtern hervorwagte.

„Wir sind doch glücklich!" sagte sie. „Ich sag's doch. Ich stell' gute Zensuren aus."

Werner saß still da, ließ sich von der Wärme dieses jungen Frauenkörpers durchdringen. Dann plötzlich schob er Lene beiseite und stand auf.

„Wohin?" fragte sie erschrocken.

„O — nichts", erwiderte er, „ich — ich will mir noch was überlegen."

„Diese ewige Predigt!" seufzte Lene. „Worüber predigst du denn morgen?"

„Über die Versuchung in der Wüste, du weißt's ja."

„Ach ja! Sei doch nicht wieder so streng. Wenn du so herunterdonnerst, wird einem ganz bang."

Er zuckte die Achseln.

„Seit wann willst du denn Einfluß auf meine Predigten nehmen?"

Also nun hatte sie ihn auch noch geärgert. Sie schwieg. Während Werner

die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab ging, kauerte sie auf ihrem Sessel und folgte ihm unverwandt mit den Blicken. Eben noch hatte sie sich glücklich gefühlt, jetzt war wieder etwas über ihn gekommen, das sie nicht verstand. Sie fühlte, wie müde ihre Glieder von der Arbeit des Tages waren, und das Traurige war über sie gekommen, dem sie nicht nachdenken wollte. Sie folgte Werner mit den Blicken, wie er auf und ab ging, sehr aufrecht in seinem schwarzen Rock, auf und ab, bis seine Gestalt undeutlich wurde und ihr die Augen zufielen.

„Herunterdonnern" hatte Lene gesagt, ja, das liebte er, das Predigen war wie das Singen, da konnte er sich ausgeben, da hatte er das Gefühl, als „ginge eine Kraft von ihm aus", wie die Bibel sagt. All die großen, schönen Worte, der große Zorn, mit dem er drohen, die ganz großen Seligkeiten, die er versprechen konnte, und all das war unendlich und ewig, das gab auch einen Rausch. Er freute sich schon darauf. Dazu zog die Versuchung in der Wüste, diese wunderbare Geisterunterhaltung, groß wie Dantes Verse, ihn seltsam an. Das Wilde des Kampfes der beiden Wunderkräfte in der Wüste regte ihn auf.

In tiefem Sinnen ging er auf und ab, vergaß seine Umgebung, bis ein verschlafener Laut aus Lenes halbgeöffneten Lippen ihn aufschauen machte.

„Ja so — der Friede des Pastorats" — dachte er nicht ohne Bitterkeit. Weiß es Gott! ihm war wenig friedlich zumute!

Er stellte sich an das Fenster, schaute in die Nacht hinaus.

Oben am Himmel war Aufregung unter den Wolken, zerfetzt und gebläht wie Segel schoben sie sich aneinander vorüber. Der Mond mußte irgendwo sein, aber er wurde verdeckt, nur ein schwaches, müdes Dämmerlicht lag über der Ebene.

Frieden! Ja, wenn einer sich beständig mit Wunderdingen abgeben muß, wenn er immer diese Sprüche im Munde führen muß, die so voll Leidenschaft und Zorn, und Süßigkeit und Geheimnis sind, wo soll da der Friede herkommen? Das Herz wird so empfindlich und so erregt, daß es auf alles hineinfällt.

Der Wind trieb kleine Schneewirbel wie weiße Rauchwölkchen über die Ebene. Winzige Lichtpünktchen waren in die Nacht gestreut, wie verloren in dem fahlen, weißen Dämmern. Dort die Reihe heller Punkte waren die Fenster des Schlosses Dumala. Werner fiel die neue Pelzjacke der Baronin Werland ein und dann sah er das große, düstere Zimmer vor sich, die grün verhangene Lampe, am Kamin im Sessel den Herrn mit dem wachsgelben, scharfen Gesicht, die Füße in eine rote Decke gewickelt. Bei ihm auf dem niedrigen Stühlchen die schöne Frau mit den schmalen Augen, die unruhig schillerten, und dem seltsam fieberroten Munde. Sie saß da, blinzelte schläfrig in das Kaminfeuer und strich mit ihrer Hand langsam an dem Bein des Kranken auf und ab.

Ein Schmerz, etwas wie ein körperlicher Schmerz, schüttelte Werner bei diesem Bilde, ließ ihn blaß werden und das Gesicht leicht verziehen.

Ärgerlich wandte er sich vom Fenster ab. Es war zu dumm! Dieses Predigtmachen ließ jedesmal alles in ihm toller rumoren denn je!

Er begann wieder auf und ab zu gehen, dann blieb er vor Lene stehen.

Sie hatte die Füße auf den Sessel hinaufgezogen, die Wange an die Stuhllehne gestützt. So schlief sie. Die Lippen halb geöffnet, atmete sie tief, auf dem Gesichte den ernsten, besorgten Ausdruck, den Menschen in schwerem Schlafe annehmen, als sei das Schlafen eine Arbeit.

Werner betrachtete sie eine Weile. Er fühlte plötzlich ein tiefes Erbarmen mit diesem jungen schlafenden Wesen. Auch wieder die Nerven und die unnütze Weichheit! Er konnte ja jetzt nichts mehr ansehen, ohne daß es schmerzte!

Behutsam nahm er Lene auf seine Arme und trug sie in das Schlafzimmer hinüber.

Die Sakristei war voller Schneelicht. Zwischen den engen, weißen Wänden, in dem weißen Lichte, sah Pastor Werner, im schwarzen Talare, sehr groß aus. Er saß am Tisch, vor sich das aufgeschlagene Gesangbuch und das Blatt mit den Notizen zu seiner Predigt. Draußen sangen sie schon das Lied, ein Chor harter Frauenstimmen, heiserer Kinderstimmen, dazwischen das Knarren der Bässe. Sie zogen die Töne schläfrig und beruhigt. Gott! spielte der Organist heute tolles Zeug zusammen! Sicherlich hatte der Mann wieder die ganze Nacht durch gesoffen. Die alte Orgel stöhnte und seufzte ordentlich unter seinen rücksichtslosen Fingern.

Werner sang nicht mit. Er schaute zum Fenster hinaus. Es taute und die Sonne schien. Die Bäume hingen ganz voll blanker Tropfen und das beständige Tropfen vom Dache und den Traufen legte um die Kirche ein helles Blitzen und Klingen.

Sonntäglich! Die Sonntagsstimmung war da, die kam immer, aus alter Gewohnheit, anfangs feierlich, später angenehm schläfrig. Er liebte diesen Augenblick in der Sakristei vor der Predigt, wenn er dasaß und sich voll großer Worte, voll lauter, eindringlicher Töne fühlte.

Er horchte hinaus. Er kannte die Schellen der Schlitten, die heranfuhren. Das waren die Schellen von Debschen, das — der Dr. Braun, das die Schellen von Dumala.

Dennoch fragte er, als der Küster eintrat: „Wer ist alles da?"

Der Küster Peterson legte sein großes, schlaues Bauerngesicht in pastorale Falten.

„Die Dumalaschen sind da," meldete er, „die Baronin und der Sekretär."

„Wer noch?" fragte Werner ungeduldig. Warum meldete der Kerl gerade nur die Dumalaschen?

Peterson zog ergeben die Augenbrauen empor:

„Der Doktor is da, die aus Debschen." —

„Gut — gut." Werner winkte ab. Es war doch ganz gleichgültig, ob der Doktor da war und die Alte aus Debschen!

Nun war es Zeit auf die Kanzel zu steigen, sie sangen da drin schon den letzten Vers des Liedes. Werner freute sich zu finden, daß die Kirche voller Licht war. Wenn die breiten, gelben Lichtbänder durch die hohen Fenster in den Raum fluteten, dann bekam seine Predigt auch anders helle Farben, als wenn die Kirche voll grauer Dämmerung war und der Regen gegen die Fensterscheiben klopfte.

Es roch nach nassen, schweren Wollenkleidern, frischgewaschenen Kattuntüchern und Transtiefeln.

Werner beugte sich über das Pult auf der Kanzel zum Gebet. Dieser Augenblick brachte ihm stets eine sanfte, andächtige Ekstase, so die Stirn auf das Pult zu legen, und unten wurde es still und sie warteten, warteten auf sein Wort.

Die Predigt begann. Die eigne Beredsamkeit erwärmte ihn heute besonders. Er hörte es, wie die Leute unten aufmerksam wurden, wie das Husten und sich Räuspern schwiegen.

Und Werner gab seiner Stimme vollere Töne, machte große, freie Bewegungen. Er wußte es wohl, die meisten dort unten verstanden ihn nicht, aber heute drängte eine innere Erregung ihn, hinauszusagen, hinauszurufen, was ihn bewegte.

„Falle vor mir nieder und bete mich an", sprach der Böse zum Sohne Gottes. „Bete mich an!" Ja, das ist es, das will er. Er hat nicht genug mit unseren Sünden der Schwäche, der Nachlässigkeit, der Bosheit, des Unglaubens, nein, niederfallen sollen wir vor ihm und ihn anbeten. Er will angebetet, er will verehrt, er will geliebt werden. Darnach dürstet er. Er will, daß wir zu ihm sprechen: „Um dich geben wir die ewige Seligkeit und die Gotteskindschaft hin, dir opfern wir sie, um dich gehen wir mit offenen Augen in unser Verderben, weil wir dich anbeten, weil du uns groß und liebenswert erscheinst, weil wir zu dir wollen." „Der Böse will, daß wir die Sünde lieben, daß wir sie anbeten. Das ist sein Triumph. Das ist das tiefe, furchtbare Geheimnis der Sünde." Die Stimme des Pastors hatte hier einen tiefen, geheimnisvollen und leidenschaftlichen Tonfall angenommen, wie eine unheimliche Liebeserklärung an die Sünde klang es.

Er hielt inne, selbst erstaunt über das, was er sagte. Es klang fremd in die Kirche hinein, und zugleich schien es ihm, als verriete er etwas, als spräche er etwas aus, das geheim sein sollte und nur von ihm geahnt wurde.

Er schaute hinunter auf die Gemeinde.

Ruhig saßen sie da alle beisammen. Alte Frauen schliefen. Mädchen, mit glattgebürstetem Haar, die Hände im Schoß gefaltet, starrten ausdruckslos vor sich hin, genossen die Ruhe des Augenblickes. Ihm gegenüber im Gestühle der Werlands von Dumala saß die Baronin Karola. Sie hatte den Kopf leicht zurückgelehnt und schaute scharf zu ihm herüber, sie kniff dabei die Augenlider zusammen, so daß die Augen nur wie sehr blanke Striche zwischen den langen Wimpern hervorschimmerten.

Werner ging zum Schluß seiner Predigt über. Seine Stimme nahm wieder

ihren ruhig ermahnenden Ton an, in dem erbaulich das Metall seines schönen Bariton mitklang.

Nach dem Gottesdienst fragte Werner den Küster, während er sich in der Sakristei umkleidete:

„Ist die Baronin aus Dumala schon fortgefahren?"

„Nein," meinte der Küster, „die Frau Baronin wartet auf den Herrn Pastor — wie immer."

„Wieso — wie immer?" fragte Werner ungeduldig. „Peterson, Sie fangen an Unsinn zu sprechen."

Leute kamen zu ihm, die Waldhäuslerin Marri, ihre Mutter, die alte Gehda, konnte nicht sterben, das dauerte nun schon Wochen. Der Herr Pastor soll herüberkommen. Werner fertigte die Leute eilig und mechanisch ab, sagte das nötige „Gott weiß am besten, wenn er uns zu sich ruft. Wir müssen warten." Die Waldhüterin klagte, daß ihr Mann sie zuschanden schlug, wenn er besoffen war.

Werner zog sich seinen Pelz an. „Ja, ja — ich komme mal an. Gott behüt' euch liebe Leute — Gott befohlen." Eilig ging er hinaus.

Die Baronin Karola stand vor ihrem Schlitten, sehr schlank, fest in die blaue Pelzjacke geknöpft, das Gesicht ganz rosa von der scharfen Winterluft, der Mund unnatürlich rot, die Stirnlöckchen voller Tropfen unter der kleinen Fischottermütze. „Ah Pastor!" rief sie, „ich warte auf Sie. Sie dürfen uns heute nicht verlassen. Ja — er leidet und es ist abends so traurig bei uns. Also, Sie kommen?" Sie reichte ihm die Hand, schüttelte die seine mit unterstrichner Kameradschaftlichkeit. „Die Verlassenen trösten ist ja doch Ihr Amt." Sie lächelte, wobei ihre Mundwinkel sich hinaufbogen, was ihr einen leichtdurchtriebenen Ausdruck verlieh.

Werner verbeugte sich in seiner feierlichen Art, die etwas befangenes hatte. „O — gewiß — mit Vergnügen", und er lächelte auch aus reinem Behagen, diese schöne Frau anzusehn.

„So, danke", sagte sie. „Jetzt wollen wir fahren, mein Page friert." Karl Pichwit, der Sekretär und Vorleser des Baron Werland, fror immer. Sein hübsches, kränkliches Knabengesicht war blau von Frost und er zitterte.

Er half der Baronin in den Schlitten, setzte sich neben sie und da lächelte auch das kränkliche Knabengesicht und errötete.

Werner stand noch eine Weile da und schaute dem Schlitten, dem Wehen des blauen Schleiers auf dem Fischottermützchen nach, er schützte die Augen mit der Hand vor der Sonne, um länger und besser sehn zu können.

„Ich finde es rücksichtslos", sagte Lene beim Mittagsessen zu ihrem Mann, „daß die Werlands dich immerfort hinüber bitten. Ich bin jeden Sonntagabend allein. Der Sonntag gehört doch wenigstens der Familie."

Werner zuckte die Achseln, ja, daran war nichts zu ändern. Drüben ging es nicht heiter zu, da mußte er eben — — —

Aber Lene ärgerte sich.

„Ach was! dieser Baron, der Gottlosigkeiten und Unanständigkeiten spricht, der ist überhaupt kein Umgang für einen Pastor."

Werner lächelte darüber nur und aß ruhig seinen Sonntagsbraten. Lene erregte sich immer mehr. „Ach was — der Baron! Der ist's ja gar nicht. Sie ist's!"

„Sie?" Werner schaute auf.

„Natürlich sie," fuhr Lene tollkühn fort, obgleich sie fühlte, daß das, was sie sagen wollte, die Lebenslage ungemütlich machen würde. „Sie — sie will Gesellschaft haben. Es ist ihr nicht genug, daß der arme Pichwit sie verliebt ansieht, sie will so'n großen, schönen Mann wie dich zum kokettieren haben."

Werner wurde bleich, wie immer, wenn der Zorn in ihm aufstieg. „Lene" — rief er und schlug mit der Hand auf den Tisch, daß die Teller klirrten, „was ist das für ein Geschwätz. Hier an meinem Tisch wird nicht so über diese edle, geprüfte Frau gesprochen."

Lene wurde zwar sehr rot, ließ sich jedoch nicht einschüchtern. Sie murmelte, um das letzte Wort zu behalten:

„Es ist aber doch so."

Die Gemütlichkeit des Mittagsessens war dahin. Es wurde kein Wort mehr gesprochen.

Die Zimmerflucht im Schlosse Dumala war nicht erleuchtet, als der alte Jakob Pastor Werner hindurchgeleitete. Die Winterdämmerung lag über den großen, schweren Möbeln, gab ihnen etwas Verlassenes und Verschollenes. Es roch nach altem, staubigen Holz in den hohen Zimmern. Das Getäfel und das Parkett knackten beständig.

„Wir haben hier kein Licht gemacht", erklärte Jakob. „Wozu? Es geht hier ja doch niemand."

Er hob sein bleiches Gesicht zu Werner auf, sah ihn mit den verblaßten Augen traurig an. Es mochte früher ein hübsches Lakaiengesicht gewesen sein, jetzt war es auch verwittert und vernachlässigt.

„Wozu?" wiederholte er knarrend. Ein Gemach, das sie durchschritten, duftete nach weißen Heliotropen. Helle Vorhänge hingen an den Fenstern und kleine Möbel mit goldenen Füßen schimmerten aus den dunkeln Ecken.

„Ihr Zimmer", sagte sich Werner und atmete den Heliotropenduft tief ein.

„Und schlecht geht es uns heute auch", berichtete Jakobs klagende Stimme weiter. „Wir haben starke Schmerzen im Bein." Das Kaminzimmer war von der großen, grün verhangnen Lampe matt erleuchtet, ein Krankenstubenlicht. Baron Werland saß in seinem Sessel am Feuer, die Füße in die rote Decke gehüllt, die Gestalt ein wenig in sich zusammengesunken. Das regelmäßige Gesicht war wachsbleich, das Haar sorgsam gelockt, der Schnurrbart hinaufgedreht. Nur die tiefen Augenhöhlen über den unruhig flackernden Augen legten sehr dunkle Flecken in diese Blässe. Ein starker Opoponaxduft umgab den Kranken.

„Aha — unser Seelsorger", rief er mit seiner hohen Stimme Werner entgegen. „Es ist doch gut, daß man einen hat, der von amtswegen barmherzig sein muß, der sozusagen dafür bezahlt wird." Werner lachte: „Na — es gibt auch Leute, die das aus Sport sind", meinte er.

„Sport! der Sport ist unmodern. Setzen Sie sich Pastor. Kalt — was?" Karola hatte an der Lampe gelesen. Jetzt begrüßte sie Werner. In dem blauen Tuchkleide sah die Gestalt hoch und biegsam aus.

„Ich danke, daß Sie gekommen sind", sagte sie einfach und schüttelte ihm wieder kameradschaftlich die Hand. Die Sessel wurden an das Feuer gerückt. Karola drückte sich behaglich in den ihren hinein und blinzelte Werner erwartungsvoll an, wie ein Kind, das von dem Erwachsenen unterhalten zu sein hofft.

Werner rieb sich die erfrorenen Hände in leichter Befangenheit, die ihn häufig ergriff.

„Wie geht es?" fragte er dann höflich den Baron.

„Schlecht, Pastor," erwiderte der Baron, „einfach schlecht. Kein Schlaf in der Nacht, tolle Schmerzen. Was wollen Sie mehr? Der verdammte Tauwind." „Das tut mir sehr leid", sagte Werner ein wenig steif.

„Das tut Ihnen leid, Pastor", fuhr der Baron fort. „Natürlich. Sie sind mitleidig. Das gehört zum Amt. Nur hilft das nichts. Wissen Sie, was ich mal hören möchte, der Abwechselung wegen?"

„Nun?"

„Wenn ich sage: mir geht's schlecht, daß mal einer, so von Herzen, mir antwortet: das freut mich. — So von Herzen — wissen Sie. Das wär' mal was Neues. Darüber könnte ich recht lachen."

„Solch einer findet sich zum Glück schwer" — bemerkte Werner.

Der Baron verzog sein Gesicht: „Ich weiß nicht. Ein recht geldhungeriger Erbe vielleicht. Das war's aber nicht, was ich Ihnen sagen wollte, Pastor. Also heute nacht konnte ich nicht schlafen und da bedachte ich mir wieder einmal gründlich die Aussichten Ihrer Unsterblichkeit, Ihres Lebens nach dem Tode."

„Meines?"

„Na ja, weil Sie es predigen müssen. Aber, Pastor, die Aussichten sind schwach. Ich kann die Sache drehn und wenden wie ich will —, heute nacht waren die Aussichten schwach, gleich null."

„Mit dem Denken kommen wir da wohl nicht heran", wandte Werner ein, zerstreut, wie wir uns an einem Gespräch beteiligen, das wir oft schon haben führen müssen.

Aber der Baron wurde eifrig:

„Ich weiß, der Glaube. Nein, Ihr Glaube ist ein Kunststück, zu dem ich kein Talent habe. Ein Wunder — gut! Über Wunder kann man nicht sprechen."

„Ah!" sagte Karola, „sollen wir wieder davon sprechen!"

Der Baron kicherte:

„Natürlich! Ihr seid gesund. Ihr denkt so nebenbei einmal: Unsterblichkeit

— wie schön! Leben nach dem Tode — entzückend! und damit ist's gut. Aber ich — mich geht das jetzt was an. Sehn Sie, Pastor, wenn Sie zu Hause bleiben wollen, nun, dann ist's Ihnen gleich, wann der Schnellzug nach Paris geht und ob er Anschluß hat. Sie sagen wohl so im allgemeinen — ach — der Schnellzug, wie schön! Aber wenn die Koffer gepackt sind, ja dann blättern Sie im Kursbuch, dann kommt es auf Genauigkeit an. Na — also — ich, — ich seh mir das Kursbuch an und, Pastor, ich sag Ihnen, es gibt keinen Anschluß. Wir bleiben liegen."

Die Wärme des Kaminfeuers machte Werner die Glieder schlaff und die Augenlider schwer. Er hörte nur halb der hohen, erregten Stimme des Kranken zu. Er schaute Karola nicht an, aber das Gefühl ihrer Gegenwart, das Gefühl, daß ihr Blick für einen Moment auf seinem Gesicht ruhte, der leichte Heliotropduft, das leise Klingen ihrer Armbänder, all das erfüllte ihn mit einem Behagen, das ihm wie ein edler Wein köstlich das Blut erwärmte. Nur mechanisch machte er seine Einwände auf die Reden des Barons. „Ja, aber ohne Leben nach dem Tode, hat das Leben da Sinn? Für das bißchen Erdenleben, all der Aufwand!" „Bravo!" der Baron klatschte leise in die Hände. „Ich sah Sie damit kommen. Euer Haupttrumpf. Natürlich ist's ein Unsinn dies bißchen Erdenleben. Sehr richtig! Hören Sie. Also: Da ist ein hoffnungsvoller junger Mann, er sieht gut aus, alter Adel, Geld, lernt was, schneidig, ein Schloß, eine schöne Frau. Gut! Anfang der Vierziger sind ihm die Beine weg, rein weg und so'n Stück vom Rückenmark, sehn Sie so'n Stück, untauglich — zum Fortwerfen. Alles aus — finis —. Man lebt nur, um die Füße in die rote Decke zu wickeln und auf Schmerzen zu warten. Ein Unsinn so'n Leben. Dafür all' die Umstände mit dem Geborenwerden und Aufgezogenwerden. Aber, sagen Sie Pastor, wo steht es geschrieben, daß das Leben einen Sinn haben muß? Bitte, wo steht das? Karola, Kind, was sagst du dazu?"

Karola reckte sich ein wenig in ihrem Sessel. „Ich?" sagte sie mit müder Stimme. „Warum soll man nicht darauf hoffen, warten? Man sieht eine Allee hinab, eine lange, lange Allee. Warum sollen wir uns da plötzlich eine schwarze Mauer denken? Das lieb ich nicht. Ich will hinabsehn, weit — weit —, bis da, wo ich vor Helligkeit der Ferne nichts mehr unterscheide."

„Hm — ganz hübsch", meinte der Baron. „Poesie, das ist was für die Gesunden. Liegt ihr mal im Bett und der Schlaf kommt nicht, und es zwackt und zieht an allen Nerven, da genügt die Poesie auch nicht. Nein, mein lieber Pastor, mit Ihrer Unsterblichkeit steht es schlecht."

Er war müde vom Sprechen, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Es wurde still im Zimmer. Deutlich hörte man hinter dem Getäfel die eifrige Arbeit einer Maus.

„Da ist sie wieder", sagte der Baron ohne die Augen zu öffnen. „Nichts zu machen! Der alte Kasten will zusammenfallen, fängt an zu sprechen wie ein altes Weib. Aber, es lohnt sich nicht, etwas dafür zu tun, es lohnt sich nicht mehr."

Langsam und eintönig sprach er vor sich hin. Es klang resigniert in die grüne Krankenstubendämmerung hinein. Der leise, hoffnungslose Seufzer des Kranken schien alle Tore des Lebens zu schließen. Werner sah zu Karola hinüber und begegnete ihrem Blick, dem seltsam schillernden Blick der schmalen, grauen Augen. Die Mundwinkel bogen sich hinauf, wie im Beginne eines Lächelns. Werner und Karola sahen sich ruhig an, wie um sich aus der bedrückenden Traurigkeit dieses Gemaches in das Leben zurückzuretten.

Jakob brachte den Tee. Mit ihm erschien Karl Pichwit. Er verbeugte sich stumm und setzte sich.

„Ah!" rief der Baron. „Herr Pichwit der Page. Herr Pichwit der Troubadour!"

Pichwit verzog seinen zu kleinen kinderhaften Mund zu einem schiefen, hochmütigen Lächeln. Dann saß er stumm da und schaute sinnend auf Karolas Hände, die sich mit den Teetassen zu schaffen machten, schaute stetig und verträumt aus den runden, hellbraunen Augen — blanke Melange hatte Karola von ihnen gesagt, — Augen, denen die blauen Schatten unter dem Augenlide etwas Kummervolles gaben.

Der Baron kniff die Augen zusammen, sah Pichwit, dann Karola an und lachte lautlos in sich hinein.

„Ja, jeder auf seine Fasson", meinte er und rührte in seinem Tee. „Kennen Sie den Baron Rast, Pastor, Behrent Rast, unseren Nachbarn?" fragte er.

Ja, Werner kannte den Baron Rast aus Sielen.

„Na der," fuhr Werland fort, „der gönnt sich Tag und Nacht keine Ruhe, nur um in sein Leben möglichst viel hineinzustopfen. Der hat Eile! Und was kommt dabei heraus? Der hat seine Duelle, der riskiert seinen Hals beim Rennen, der verführt die Frauen der anderen, der macht von sich reden. Gut! Er arbeitet wie bezahlt. Warum? Nur weil Behrent Rast zugleich in einer Loge sitzt und zuschaut, was Behrent Rast tut und ruft — ‚Behrent ist ein Teufelskerl!' und klatscht. Lohnt denn das bißchen Eitelkeit die ganze Geschichte?"

„Ich kenne den Baron zu wenig, um über ihn urteilen zu können", sagte Werner ablehnend.

„Sie werden ihn kennen lernen", fuhr Werland fort. „Nehmen Sie die Schafe ihrer Herde in acht, Pastor, Rast ist ein unmäßiger Weiberkonsument."

„Behrent Rast ist sehr unterhaltend", bemerkte Karola.

Der Baron lachte. „Ja, die Weiber lieben so was. Schauspieler in jeder Form. Merken Sie sich das, Herr Pichwit, wollen Sie einem Weibe gefallen, so müssen Sie ihr einbilden, daß Sie ganz speziell für sie eine Rolle spielen."

„Ist das so sicher?" fragte Karola gelangweilt.

„Ganz sicher", beteuerte Werland. Plötzlich lehnte er sich in den Sessel zurück. „Da sind sie wieder, verdammte Kameraden diese Schmerzen. Herr Pichwit, haben Sie Ihren Tee ausgetrunken? Ja? Dann, gute Nacht."

Pichwit errötete, er lächelte zwar hochmütig, aber die hellbraunen Augen bekamen einen feuchten Glanz. Er verbeugte sich stumm und ging.

„Warum schickst du den armen Jungen fort? Das kränkt ihn", fragte Karola.

Der Baron kicherte. „Wissen Sie, Pastor, Herr Pichwit ist nämlich in meine Frau verliebt, unsterblich verliebt, so wie man es in englischen Romanen ist. Na ja — natürlich — warum nicht? Mir macht das großen Spaß. Die Honigaugen!"

„So laß ihn doch" — warf Karola hin.

„Ich lasse ihn ja" —, versicherte Werland. „Wie gesagt, es macht mir Spaß. Nur manche Abende fallen diese Augen mir auf die Nerven. Laß ihn nur auf sein Zimmer gehn. Heute ist so was wie Mondschein am Himmel. Da kann er ja dichten. Herr Pichwit dichtet nämlich. Honig in den Augen und Chinin im Herzen, bittersüß, das gibt bei diesen jungen Leuten jedesmal einen Lyriker. O! Du verflucht!" Er faßte sich an sein Bein. „Karola — Kind — komm, reib das Bein ein wenig. Sie müssen wissen, Pastor, die Frau hat so was wie magnetische Kraft in den Fingern."

Karola rückte ein niedriges Stühlchen an den Sessel ihres Mannes heran, setzte sich und begann sachte mit der Hand über die rote Decke hinzufahren, das Bein des Kranken zu streichen. Der Baron bog den Kopf zurück und schloß die Augen. Werner sah dieser Hand zu, wie sie langsam und stetig über die rote Decke hinglitt, schmal und weiß und voller Ringe. Im Schein des Feuers war die Hand ganz umflimmert von scharfen, bunten Lichtern.

Der Kranke atmete jetzt tief und regelmäßig, zuweilen stöhnte er.

„Sie sind geduldig", sagte Werner leise.

„Ich?" Karola schaute erstaunt auf. „Wie wissen Sie das?"

„Ich seh es."

„Gott! was man sieht!" Dann fragte sie, halblaut: „Nicht wahr? Sie waren in Ihrer Jugend ein wilder Junge?"

„Ah, man beging Torheiten", erwiderte Werner. „Man kam sich interessant vor. Das Interessante war eben, daß man jung war."

„Sie waren früh verlobt?"

„Ja — als Student."

Die halblaute Unterhaltung tat beiden wohl. Es war gleich, was gesagt wurde, das Flüstern brachte sie einander nah.

„Ach ja," meinte Karola, „Theologen verloben sich immer früh. Sie sind natürlich sehr glücklich."

„Natürlich? Warum?"

„Pastorenehen sind immer glücklich."

„Ja so!"

Beide lächelten.

Der Kranke stöhnte heftiger.

„Jakob soll ihn zu Bett bringen", beschloß Karola.

Werner erhob sich: „Ja — es ist spät. Ich gehe auch."

Karola begleitete ihn bis an die Flurtüre. Sie stand an den Türpfosten gelehnt und schaute zu, wie er sich den Pelz anzog.

„Sie freuen sich wohl, nach Hause zu kommen. Wenn Sie von hier kommen, ist's da wohl doppelt gemütlich?" sagte sie. „Werden Sie noch etwas essen?"

„Ich weiß nicht —."

„Gewiß hat Ihre Frau auf Sie gewartet", sie lächelte dabei ihr leicht-spöttisches Lächeln. „Gute Nacht!"

Der Wind fegte über die Ebene. Der Schlitten glitt geräuschlos über den feuchten Schnee. Werner hieb unbarmherzig auf seinen Schecken ein:

„Hü — hü — vorwärts." —

Tolle Bewegung hatte er jetzt nötig. Er wollte den Wind wie Peitschenhiebe im Gesicht fühlen. Drüben lag das Pastorat. Licht blinkte durch das Fenster. — Nein — dahin nicht!

„Dort wird es gemütlich sein" — wie sie das gesagt hatte mit dem Zucken der Mundwinkel, als wüßte sie, daß er dorthin — dorthin, wo es „so gemütlich war" jetzt nicht konnte.

Er bog in den dem Pastorat entgegengesetzten Weg ein, fuhr dem Walde zu. Nur vorwärts — vorwärts!

In den engen Waldwegen war es finster, über ihm rauschten die Föhren, ein leidenschaftliches Brausen, das nachließ, wieder anschwoll, wie der Atem einer Riesenbrust. Hie und da knarrte ein morscher Zweig durchdringend schrill, wie ein Schmerzenslaut.

Das tat Werner wohl. Es war, als tobte und rief eine große Kraft über ihm sich aus — für ihn, tobte und rief hinaus, was in ihm hinaus wollte.

„Hü — hü" — trieb er den Schecken an. Er mußte sich tief bücken, um unter den niederhängenden Zweigen durchzukommen und wurde dann ganz mit Tropfen überschüttet. Krähen flogen lärmend aus den Wipfeln. Ein aufgescheuchtes Reh brach durch das Unterholz. Werner wußte nicht, wohin er fuhr, nur vorwärts — hinein in die Dunkelheit, in das Wehen und Brausen, in das Tropfen und Duften.

Plötzlich hielt der Scheck. Er war am Moorkrug.

„Willst nicht weiter, armer Racker", sagte Werner.

Das Tier schnaufte und blies. Werner stieg aus. Teufel, ja! das Pferd war in Schaum! Da war nichts zu machen.

„He — Wirtschaft — Jost!"

Der Krüger erschien; seine riesige Gestalt sehr tief bückend, um durch die Türe zu kommen.

„Was, der Herr Pastor selber?"

„Ja — ja — wundern Sie sich nicht so lange. Führen Sie das Pferd in den Schuppen, trocknen Sie es ab. Und dann einen Grog — geschwind."

Werner trat in die Krugsstube. Eine Lampe rauchte an der Wand. Ein Holzknecht saß am Tisch, hatte den Kopf auf die Arme gelegt und schlief. Am Ofen, den Kopf auf sein Bündel gestützt, schlief ein Hausierer. Die beiden

Schläfer riefen rauhe, schnarchende Gurgeltöne zueinander hinüber. Die Türe zum Nebenzimmer, zum „Herrenzimmer", war angelehnt. Dort flüsterten Stimmen.

Werner stieß sie auf.

„Ah — da sind' ich Gesellschaft", rief er. Da saßen der Organist Sahlit und der Lehrer Grövy bei einer schwelenden Lampe und tranken Grog. Sie blickten scheu zur Türe, erhoben sich von ihren Stühlen.

„Die stillen Sünder", sagte Werner. „Na, setzen Sie sich nur, wenn Sie jetzt Ihren Grog stehn lassen, das macht die Sache nicht besser."

„Nu — mal am Sonntag", murmelte Sahlit, der schon betrunken war.

„Gut, gut." Werner warf sich auf einen Stuhl und knöpfte sich den Pelz auf. Die tolle Fahrt hatte ihn erfrischt. Er lachte die beiden wunderlichen Gesichter sich gegenüber an. Sahlit mit dem blanken, kahlen Schädel, rote Flecken im Gesicht und die Augen fromm und schwimmend. Der Lehrer sah sehr hochmütig aus, rote, hektische Flecken auf den eingefallenen Wangen, das rote Haar wirr über die bleiche Stirn gestrichen. „Wie 'n verzeichneter Schiller schaut der Kerl aus", dachte Werner.

„Sie, Sahlit," sagte er, „Sie haben heute in der Kirche wieder gespielt wie 'n Schwein. Das kommt vom Saufen."

„Nein, Herr Pastor," entschuldigte sich Sahlit, „die alte Orgel, das Luder, pariert nicht mehr."

„Wenn ich eine Orgel wär, würd ich Ihnen auch nicht parieren", fuhr Werner fort. „Und Sie, Grövy, kommen wegen der roten Marri her. Das ist für einen Lehrer unpassend."

„Ich tue die Woche über meine Pflicht," erwiderte Grövy stolz, „für den Sonntag verantworte ich — für mich."

„So! Da ist ja der Grog", brach Werner das Gespräch ab. Marri, groß, rothaarig, seltsam rote Augenbrauen im weißen Gesicht, brachte den Grog, stellte sich dann an den Ofen und sah Werner unverwandt an.

„Nun Kinder, da wir einmal zusammen sind —", sagte Werner und hob sein Glas.

„Auf Ihr Wohl, Herr Pastor", stammelte Sahlit unterwürfig.

Werner streckte die Beine von sich. Das Getränk ging angenehm heiß in die Glieder.

„Na, munter, Kinder. Wovon spracht ihr?"

„Ach," berichtete Sahlit, „Grövy hat einen sehr stolzen Rausch. Wenn der getrunken hat, dann spricht er von großen Regierungssachen, nu und dann weiß er alles besser."

„Ja, dazu trinkt man," versetzte Werner, „Grövy weiß dann alles besser — und Sie, Sahlit, sind dann ein großer Musiker. Und beide werdet's ihr dann schon dem Pastor mal zeigen — nicht?"

„Was können wir zeigen", murmelte Sahlit und sah den Lehrer scheu an.

„Ja — dem Pastor es mal zeigen, davon spracht ihr." Werner schlug mit

der Hand auf den Tisch und lachte: „Ja Kinder, zeigt's ihm mal! Sie, Gröv, haben mit drei Glas Grog eine ganze Welt von Stolz und Mut heruntergetrunken. Das ist doch billig."

„Mein ist der Stolz und mein ist die Sünde", sagte Gröv fest.

„Gut Gröv," Werner trank ihm zu. „Sie nehmen es auf Ihre Kappe. Sie verantworten es, obgleich Sie sich einbilden, ein sehr großer verwegener Sünder zu sein, der Marri wegen und des Grogs wegen. Ja, das macht Sie stolz, so 'n ganz großer Sünder zu sein? Da ist man doch mal was."

„Ich verantworte", sagte Gröv wieder sehr entschlossen.

„Sünder ist man — was kann man machen", brummte Sahlit.

Werner lachte: „Aber ihr seid ja gar keine großen Sünder! Das bildet ihr euch ein, damit der Grog euch besser schmeckt. Ob Gröv morgen Kopfweh hat und ob Sahlit Kater hat, das ist ja ganz gleichgültig. Arme Geschöpfe kriechen heimlich zusammen, wollen sich ein bißchen Mut und Hochmut antrinken, wollen's dem Pastor mal zeigen, na — und den andern Tag zeigen sie's ihm nicht, und vom Hochmut und vom Mut ist auch nichts mehr da, nein! das schreibt der Teufel sich nicht auf sein Gewinnkonto, — das ist nichts."

„Das Fleisch ist schwach," lallte Sahlit mit gefalteten Händen, „und Reue und Buße sind lang."

„Katzenjammer — nicht Buße", rief Werner ihn an. „Sie spielen morgen wieder falsch die Orgel, Gröv rechnet seinen Kindern falsch auf der Tafel vor, ihr kriecht so durch den Tag hin wie immer. Das ist nicht Buße, das ist was anderes."

Der Schullehrer hatte schweigend zugehört. Er hob den Kopf, sein Nacken wurde steif und sein Lächeln sehr überlegen. Jetzt begann er zu sprechen schnell und in hoher Stimmlage:

„Vielleicht, Herr Pastor, sind die Sünden der vornehmen Herren nichts für uns. Wir sind arme kleine Leute. Wo sollen wir die großen Sünden hernehmen? Die sind nichts für uns. So wie so hat man nichts vom Leben, auch — auch von den Sünden nichts. Das ist mal so die Gerechtigkeit der Gesellschaft. Es ist möglich, daß der Herr Pastor sich mehr für die vornehmen Sünder interessiert, jeder streckt sich nach seiner Decke. Ich hab' die Welt nicht gemacht. Ich möchte auch lieber eine Lampe, die nicht raucht, und einen Grog ohne Fusel und — und —", er errötete. Der Mut seines Angriffes stieg ihm zu Kopfe — „und 'ne vornehme Dame."

„Bravo Gröv!" rief Werner. „Marri, noch ein Glas. Ihr Lehrer ist ein Mann. Sie wollen gleichmäßige Verteilung der Sünden? Recht haben Sie Mann."

„Das wird auch noch kommen", prophezeite Gröv.

„Gott geb's", betete Sahlit verständnislos.

Werner stützte den Kopf in die Hand und wurde nachdenklich.

„Arme Racker!" sagte er vor sich hin. „Müßt nachts hier hinaus kriechen,

um bißchen hochmütig zu sein, um bißchen Sozialdemokrat zu sein, um zu sehen, ob Marri Zeit hat. Und dann morgen nichts — vorüber."

Er schaute auf, betrachtete nachdenklich die beiden wunderlichen Gesichter seiner Kameraden: „Nun, — wißt ihr, — euch wird viel vergeben werden, weil — weil ihr so furchtbar häßlich seid."

„Amen", murmelte Sahlit.

Eine dumpfe Müdigkeit, die ihn traurig machte, legte sich auf Werner. Die Luft war dick von dem Qualm der Lampe, dem Dampf des Grogs. Sahlit weinte jetzt. Grövs Stolz wurde gespenstischer, dabei warf er verliebte Blicke dem Mädchen am Ofen zu. Und dieses Mädchen, das Werner mit den runden, bleichen Augen stetig ansah, mit dem großen, weißen Gesichte, den nackten Armen, dem weichen Quellen des Busens, mit all dem weißen, lasterhaften Fleisch, es erregte Ekel in Werner, um so stärker, weil es in seinem Blute doch ein Brennen entzündet, das ihm unendlich zuwider war.

Er stand auf. „Jetzt fahren wir. Und die Herren kommen mit mir."

„Danke, danke", lallte Sahlit.

Im Schlitten befahl Werner dem Krüger, die Decke fest zuzuknöpfen — „sonst verliere ich meine Gäste. Nur festhalten — es geht los."

Er trieb den Schecken an. Der Wind wühlte noch in den Föhrenwipfeln. Durch die Wolken schien auf Augenblicke der Mond, ein Licht, das kam und ging, als liefe jemand mit einer Kerze eine lange Fensterreihe entlang.

Und alle Schatten unten kamen in Aufregung, fuhren zwischen den hohen Stämmen hin und her.

„Gott sei uns gnädig", betete Sahlit.

„Hü — hü —" rief Werner. Dieses Blasen und Wehen badete ihn wieder rein. „Hü!" — Sie flogen die kleinen Waldwege entlang. Das leichtgefrorene Moos knisterte unter den Hufen des Pferdes.

„Haltet euch Kinder", kommandierte Werner. Der Scheck stutzte, aber Werner ließ die Peitsche sausen. „Vorwärts!" — ein Ruck, und sie waren auf der Galgenbrücke.

Über eine tiefe Schlucht, einst vielleicht ein Steinbruch, in der Steine in einem schwarzen Wasser schliefen, war eine rohe Brücke geschlagen worden, einige Bretter auf einigen hohen Pfosten. Alles war jetzt morsch und faul, das Geländer fortgebrochen. Längst wagte keiner mehr diese Brücke zu befahren oder auch nur zu betreten. Der Rübensimon, der Säufer, hatte sich mitten auf der Brücke erhängt, die Beine über dem Abgrund und als der Strick gerissen war, war der Rübensimon in das Wasser gefallen und man hatte seine Leiche nie finden können, ein so tiefes Loch mußte dort unten in dem schwarzen Wasser sein; so erzählten sich die Leute.

„Herr Pastor!" sagte Gröv heiser.

„Gnade!" wimmerte Sahlit.

Aber der Scheck jagte hin. Er führte eine Art Tanz auf, um über die

morschen Bretter hinüber zu kommen. Hier war eine glatte Stelle, dort brach der Huf ihm in das faule Holz ein —, dort war ein Spalt. Hoch über dem Wasser glitt der Schlitten hin. Etwas Mondlicht fiel in die Tiefe. Werner lehnte sich in den Schlitten zurück. Eine starke Spannung straffte jeden Nerv in ihm an, eine atemlose Erwartung —, jeden Augenblick kann es kommen, das Neue, das Nieerlebte. Ein Rausch war es, der ihn wiegte, dazwischen dann ein ruhiger, beobachtender Gedanke: also so ist's, wenn wir davor stehn, so ist's, wenn wir's erleben.

Sahlit winselte leise vor sich hin wie ein Hund, der an einer geschlossenen Türe steht und hinaus will.

Jetzt noch ein Ruck und der Schecke hatte festen Boden unter den Füßen. „So!" sagte Werner und tat einen tiefen Atemzug. Er ließ die Leinen los. Der Scheck fand den Heimweg schon allein. Eine Ermüdung wie nach einer starken Anstrengung legte sich über Werner. Er sah seine Genossen an. Er fühlte eine Art Zärtlichkeit für sie.

Der Küster hielt die Augen noch geschlossen und wimmerte. „Mann —, es ist vorüber!" schrie Werner ihn an und schüttelte ihn.

Sahlit öffnete die Augen, schaute um sich wie einer, der aus schwerem Traum erwacht.

„Danke, danke Herr Pastor", stammelte er.

Der Mond beschien einen Augenblick das Gesicht des Lehrers, ein geisterbleiches Gesicht. Über die spitzen Backenknochen mit den roten Flecken flossen Tränen, die ganz blank im Mondlicht wurden.

„Sie weinen ja, Gröv?" sagte Werner.

„So?" erwiderte er. „Ich weiß nicht." Das tränenüberströmte Gesicht blieb regungslos und starr.

„Sie haben sich gut gehalten Gröv", meinte Werner. Er wollte dem Manne etwas Angenehmes sagen.

„Nicht meine Verantwortung", versetzte der Lehrer eintönig und leise, wie einer im Schlafe spricht. „Der Herr Pastor wollte uns vielleicht strafen. Ob er das Recht dazu hatte, ist zweifelhaft."

„Nein, nein, dazu hatte er kein Recht", sagte Werner. „Verzeihen Sie mir Gröv."

„Ich — bitte, Herr Pastor", warf Gröv nachlässig hin.

Der Scheck trabte munter dem Pastorate zu.

„Schlafen werden wir gut", bemerkte Werner. Ja, schlafen wollte er. Auf eine lange, traumlose Ruhe freute er sich. Die Ebene, über die das flackernde Mondlicht hinstrich, erschien ihm schon jetzt wie eine weite, stille Traumlandschaft.

Es war spät am Nachmittage. Werner ging zu der alten Waldhäuslersmutter Gehda, die nicht sterben konnte.

Ganz dürr und gelb, wie ein großes Heimchen, lag die Alte in ihrem Bett. Aus den tiefen Augenhöhlen lugten die trüben Augen geduldig und stetig hervor und warteten. Als der Pastor

sich an ihr Bett setzte und fragte: „Wie geht es, Mutter Gehda?" — schwieg sie, als verlohne es sich nicht, darauf zu antworten. Die Schwiegertochter, die Waldhäuslerin, antwortete redselig:

„Ach, Herr Pastor, kein Atem, was ist das für'n Leben! Man is alt, man will sterben, nu ja! Gestern haben wir ihr ein warmes Bad gemacht, haben sie gut abgeseift. Wird man nu sehn — wie's wird."

Werner sprach erbauliche Worte. Jeder Augenblick, den Gott uns gibt, kann für unser Heil wichtig sein. Was bedeutet das bißchen Warten gegen eine Ewigkeit bei Ihm!

Da begann die Sterbende zu sprechen mit tiefer, mürrischer Stimme, als schelte sie jemanden:

„Geplagt hat sich der Mensch beim Mistverstreun und Unkrautjäten in dem Baumgarten. Nu will der Mensch seine Ruhe haben. Das kann er verlangen. Das heilige Abendmahl hat man genommen, alles ist fertig. Aber nein — und nein."

Werner schwieg. Was sollte er hier sagen? Die Alte wußte es besser. Sie verlangte nach dem Tode als nach ihrem Recht. Hier braucht er nicht zu trösten.

Er stand auf: „Na Mutter Gehda, — Gott wird helfen. Geduld müssen wir haben."

Er ging hinaus. Der Tag war kalt gewesen und mit leichtem Frost.

Die Sonne ging rot hinter den bereiften Bäumen unter.

Das „Man will seine Ruhe haben" der Alten klang Werner nach, während er durch den Wald ging, — beruhigend und friedlich. Dazu lebt man, um diese Sehnsucht nach tiefer Ruhe, diesen Durst nach der Wohltat des Todes zu haben. Was sollte er der alten Frau von einer ewigen Seligkeit, einem ewigen Leben sprechen. Sie verlangte nach ewiger Ruhe vom Mistzerstreuen und Unkrautjäten.

Lustig waren der weiße Wald mit dem roten Sonnenschein und die klare Frostluft. Alles sah so geschmückt aus, als sollte hier etwas Gutes, etwas Festliches geschehen.

Durch den Wald tönte Schellengeklingel, sehr hell, wie ein silbernes Lachen. Werner blieb stehen und horchte. Er kannte dieses Schellengeklingel wohl. Das war es, was in den festlichen, weißen Wald hineingehört hatte. Er lachte, ein knabenhaft frohes Lachen vor sich hin. Das Schellengeklingel kam näher. Nun sah Werner schon den Schlitten, die beiden spitzgespannten schwarzen Pferde, des Kutschers Pelzmütze und braunrote Livree.

Karola saß allein im Schlitten. „Pastor!" rief sie, als sie Werner sah. „Fahren Sie mit? Doch nein! Peter — halt! Ich steige aus. Peter wartet auf mich an der Allee. Ich geh ein Stück mit Ihnen."

Sie sprang aus dem Schlitten. Ihr Pelz und die Pelzmütze waren weiß bereift, ihre Wangen gerötet. Sie lachte über das ganze Gesicht, als sie Werner die Hand reichte.

„Ist das schön, Pastor! Der Wald und die rote Sonne! Wie lauter Balldamen, auf die es Himbeersauce regnet!"

Sie ging neben ihm her, sprach erregt: „Einen Besuch hab' ich gemacht bei der Baronin Huhn in Debschen. O! war das langweilig! Schon wenn ich die Zwiebäcke in Debschen sehe, macht es mich traurig. Alles riecht dort nach Zwiebäcken. Woher das wohl kommen mag? Das Leben dort muß eine einzige, langweilige Kaffeestunde sein. Ich sehnte mich hinaus. Der Wald jetzt ist doch das Eleganteste, das es gibt. Wie fein der Schnee knirscht, wenn man darauf geht, wie Zucker. Das müßte man im Sommer machen, einen Weg mit Zucker streuen und am Rande müßten ganz rote Tulpen stehen. Und wo waren Sie?"

Werner erzählte von der Mutter Gehda und wie sie den Tod nicht erwarten konnte.

„Dieser Besuch hat Sie wohl traurig gemacht?" fragte Karola und sah enttäuscht zu Werner auf.

„Nein", meinte er. „So was beruhigt, dieses Haus, in dem man auf den Tod wartet, ärgerlich und ungeduldig, wie auf den Zug, der Verspätung hat."

„So. Dann fürchtet sie sich also nicht", sagte Karola befriedigt. „Wenn Leute leben wollen und nicht dürfen, das lieb ich nicht."

Sie traten aus dem Walde hinaus. Vor ihnen lag die Ebene, ganz übergossen von zentifolienfarbenem Licht. Die Sonne war im Untergehen. Um sie her, in einem fliederfarbenen Himmel, bauten sich große, bunte Wolken auf. Langgestreckt, stachen sie wie goldene Klingen in den Himmel, oder sie rundeten sich wie rosenfarbene Nacktheiten, an denen goldene Schleier hingen. Karola stieß einen kleinen Schrei aus, dann stand sie still, ließ die Arme niederhängen, wie wir unter einer Dusche stehn. Das rotangeleuchtete Gesicht hob sie zu Werner auf:

„Stehn Sie still", rief sie ihm zu. „Fühlen Sie, wie's an einem niederfließt? Ich spür' ordentlich, wie die Wellen kommen, rosa und goldene Wellen."

Sie schaute in die Sonne. Ihre Augen wurden wieder ganz schmal, leuchtende Striche zwischen den schwarzen Wimpern.

„Sie sind auch ganz rosa, Pastor, ein rosa Gesicht, einen rosa Bart."

Sie lachten sich an, öffneten den Mund, als könnten sie das Licht trinken.

Die Sonne sank. Sie war nur noch eine rote Halbkugel.

„Sie geht — sie geht!" rief Karola. Mit ausgebreiteten Armen lief sie den Weg entlang, der Sonne nach.

Die Sonne war untergegangen. Alle Lichter erloschen auf der Ebene. Oben verblaßten die Wolken. Ein blaues Dämmern kroch sachte über den Schnee.

Karola war stehen geblieben.

„Alles weg", sagte sie bedauernd.

Der Himmel wurde glasig und farblos. Ein weißes Stück Mond hing in ihm.

„Wie so'n bißchen Licht einen aufregt", bemerkte Karola entschuldigend. „Ich bin müde. Geben Sie mir Ihren Arm, Pastor. Gott! bin ich gelaufen!"

Sie hing sich an Werners Arm. So gingen sie langsam durch die zunehmende

Dämmerung über die Ebene. Karola sprach jetzt ruhig, ein wenig traurig vor sich hin:

„Ich glaube, weil die Lampe bei uns immer verhängt wird, scheint die Dämmerung mir traurig. Eben war es so, als ob Jakob die Haustüre verschließt. Ich lege den grünen Schirm über die Lampe und der Abend beginnt."

„Aber Sie, gnädige Frau," sagte Werner, „Sie sind ja nicht traurig. Sie sind ja geduldig und fröhlich."

Karola zuckte die Achseln.

„Das haben Sie schon zuweilen gesagt, Pastor. Sie wollen an mir wohl eine Tugend loben. Geduldig, mein Gott! Ich mag es aber nicht besonders, wenn Sie mich bemitleiden."

„Nein — Sie darf man nicht bemitleiden", versetzte Werner schnell.

„Mich nicht?" Sie hob ein wenig den Kopf und sah Werner mit dem scharfen Blitzen ihrer Augen an. „Warum?"

„Weil —", Werner dachte einen Augenblick nach. Dann zeigte er auf die beiden Schatten, die der Mond, groß und blau, vor ihnen auf den Schnee legte: „Sehn Sie Ihren Schatten?"

„Nun und?"

„An diesem Schatten seh ich, daß Sie nicht heimlich an etwas Schwerem tragen."

Karola lachte. „Pastor, was ist das mit dem Schatten, sagen Sie?" —

„Eine Geschichte."

„So erzählen Sie."

„Ich war früher in einem kleinen Pastorat nah an der Grenze. Ich hatte mich auf der Jagd verirrt. Es war spät geworden. Der Mond schien, so wie heute. Sie wissen, es wird dort viel geschmuggelt. Nun, auf einer Lichtung an einem kleinen Fluß sah ich einen Zug langsam hingehen. Juden waren es wohl. Lange Röcke, lange Bärte, große Hüte. Es schienen sehr starke, große Leute zu sein. Sie gingen langsam, ein wenig gebückt, ein wenig mühsam vielleicht. Sonst war aber nichts besonderes an ihnen zu sehn. Aber neben ihnen, auf dem Boden, gingen ihre Schatten her — riesige, dunkle Schatten, und diese Schatten waren seltsam unförmig. Die Schatten hatten Buckel und Ausbuchtungen und Beulen. Die Schatten trugen an etwas schwer, sie verrieten es, wie schwer beladen diese Leute waren."

„Ich versteh nicht recht", sagte Karola und schaute aufmerksam auf ihren Schatten nieder.

„Nun," erklärte Werner, „Leute, die heimlich schwer an etwas tragen, die bemitleide ich. Aber Ihr Schatten, sehen Sie, wie schlank und leicht er über den Schnee gleitet. Fast leichtsinnig. Heimliche Lasten entstellen immer."

„Ganz leicht", wiederholte Karola. „Und Ihrer?"

„Ich weiß nicht." Werner richtete sich gerade auf, um seinen Schatten schlanker zu machen. „Vielleicht doch ein wenig unförmig?"

„Nein", rief Karola eifrig. „Sehn Sie, wie leicht er geht. Nun ja, Sie sind stark, Sie können leicht viel tragen."

Sie schwiegen eine Weile und folgten mit den Blicken den Schatten, die vor ihnen hergingen.

„Und Karl Pichwits Schatten," sagte Karola dann, „wie mag der sein?"

„Der? Ich weiß nicht." —

„Ich glaube, der ist auch ein wenig verzeichnet", meinte Karola nachdenklich.

Das letzte Stück Weges wurde nichts mehr gesprochen. Still gingen sie durch die glashelle Mondnacht. Karola war müde und stützte sich schwer auf Werners Arm. Vor ihnen glitten die beiden Schatten hin, so eng aneinandergeschmiegt, als umarmten sie sich.

„Hier ist Peter", sagte Karola. „Danke! Das war gut. Jetzt zur Lampe zurück. Kommen Sie bald, Pastor. Verlassen Sie uns nicht."

Sie reichte ihm die Hand, stand ganz nahe vor ihm und sah ihm in die Augen.

„Gewiß, Frau Baronin, ich komme", sagte Werner, weich, als sei es eine Liebeserklärung. Sie setzte sich in den Schlitten und fuhr die Allee hinab.

Werner stand noch lange an derselben Stelle und hörte dem Klingeln der Schellen zu, das so hell in die Mondnacht hinauslachte.

Langsam und sinnend ging er dann heim, einer stillen, heimlichen Heiterkeit in seiner Seele zuhörend.

Im Pastorat war noch kein Licht gemacht. Lene saß im Wohnzimmer am Fenster und schaute den Mond an.

„Nun Kind, träumst du?" sagte Werner freundlich.

„Ja, der Mond ist so hell", erwiderte Lene, ohne aufzustehn und ihm entgegenzukommen.

„Also verstimmt", dachte Werner. Das war ärgerlich. Gerade heute hätte er gewünscht, daß alles harmonisch um ihn wäre. Er beschloß, nicht darauf zu achten.

„Ja, ein schöner Abend," begann er wieder, „der macht sentimental. Steck das Licht an, Kind, wir wollen ein wenig musizieren. Was?"

„Ja — gleich", sagte Lene, aber das klang nicht begeistert. Da war ein Unterton säuerlicher Resignation. Als die Lampe und die Kerzen am Klavier brannten, sah Werner, daß Lene geweint hatte.

Natürlich! heute jedoch tat er, als bemerkte er es nicht. Er wollte die kleinen, häuslichen Unannehmlichkeiten vermeiden, sich den Nachglanz des Abendrots, den Nachklang der lachenden Schellen in der Mondnacht nicht verderben lassen.

Lene setzte sich an das Klavier und schlug die Noten auf.

Werner plauderte unbefangen weiter.

„Der Baronin Werland bin ich begegnet."

„So! deshalb kamst du wohl so spät nach Hause?"

„Ja, wir gingen ein Stück zusammen." Werner sorgte dafür, daß nicht die geringste Ungeduld aus seiner Stimme klang.

„Und sie läßt den armen, kranken Mann solange allein", sagte Lene.

„Das ist wohl nicht unsere Sache", erwiederte Werner sanft. „Die Frau erfüllt gewissenhaft genug ihre nicht leichten Pflichten."

Lene zuckte die Achseln und tat den unklaren Ausspruch:

„Wer erfüllt denn nicht seine Pflichten?"

Werner antwortete nicht auf diese Wendung, die das Gespräch ins ganz Persönliche hinüberleiten sollte. Die junge Frau mit den verweinten Augen tat ihm leid. Er wollte ihr etwas Gutes tun, er wollte recht schön singen. Die arme, leidende Seele sollte ganz in Gefühl und Süßigkeit gebadet werden. Das würde ihr guttun.

Lene legte die Hände auf die Tasten und wartete.

„Was willst du singen?" fragte sie.

Werner blätterte im Notenheft. —

„‚Du bist die Ruh'‘, denke ich."

„Gut." Lene beugte sich noch an die Noten heran und versuchte die Begleitung. Werner schaute auf ihre Hände hinab.

„Du," sagte er dann, „die Baronin Huhn hat mir ein Wasser empfohlen, — für die Hände. Das macht die Hände weiß."

Lene zog schnell ihre Hände von den Tasten herunter.

„Für wen?"

„Für dich."

„Für mich?" fuhr Lene auf. „Plötzlich sind dir meine Hände nicht weiß genug. Ja, ich hab' rote Hände. Natürlich, bei der Arbeit! Aber ich danke für das Wasser der alten Huhn. Bisher ist dir das nicht aufgefallen."

„Warum regst du dich auf?" Werner versuchte zu lachen. „Es ist doch angenehmer weiße Hände zu haben als rote, und wenn — — —"

„Gewiß." Lene fing zu weinen an.

„Es ist vielleicht auch angenehmer so schmale Schlangenaugen zu haben statt solcher dummen, blauen Augen mit blonden Wimpern wie ich."

Werner zuckte die Achseln. „Gut, also lassen wir das. Soll ich singen?" Lene wischte sich die Augen und begann zu spielen, noch immer schluchzend wie ein Kind.

Werner sang, aber die Lust dazu war ihm vergangen. Er sang schlecht und ohne Genuß.

„Es geht nicht!" sagte er ärgerlich und brach ab.

Er ging in sein Zimmer, setzte sich an seinen Schreibtisch und starrte in das Licht der Lampe.

— Warum mußte das sein? Warum immer leiden oder leiden machen? Fühlte er ein wenig Glück, gleich mußte das mit dem Schmerz eines anderen Wesens bezahlt werden. Warum? Seltsame Ökonomie, seltsame Buchführung!

Das Ehepaar Werner war ins Schloß Dumala zum Diner geladen. Lene stand vor Werner und wollte seinen Rat.

„Was soll ich anziehen?"

Werner antwortete nicht gleich, weil er in dem Buch vor sich die Zahlenreihe zusammenaddieren wollte.

„Das schwarzseidne?"

„Ja — ich denke", sagte Werner ohne aufzuschauen.

Lene dachte nach.

„Ach", meinte sie, „es ist so langweilig, immer schwarz. Die Pastorin natürlich in schwarzer Seide."

„Wenn man nun mal Pastorin ist", warf Werner hin, indem er weiter rechnete.

„Die Baronin wird natürlich hell sein", fuhr Lene fort.

„Das glaube ich nicht", meinte Werner. „Als Hausfrau wird sie wohl eher einfach gekleidet sein."

Aber Lene bestand drauf: „Ach! was die einfach nennt! Und dann, der Baron Rast wird da sein. Der soll ja ein so schlechter Mensch sein, wie man hört."

Werner schaute auf. „Hat das denn irgend einen Einfluß auf deine Toilette?"

„Wenigstens", beschloß Lene, „leg ich dann die kirschroten Bänder um."

„Tu das, Kind," sagte Werner freundlich, „das wird hübsch sein. Auch wohl vielleicht, weil der Baron Rast ein schlechter Mensch ist?"

„Was hat das für einen Zusammenhang?" fragte Lene und ging aus dem Zimmer.

Die Zimmer in Dumala waren heute alle erleuchtet. Die alten Möbel mit den verblaßten Seidenbezügen und den großen gewundenen Lehnen standen mürrisch, wie im Schlaf gestört, im hellen Lampenlicht.

Als Werners in das Kaminzimmer traten, waren die anderen Gäste dort schon versammelt.

Die Baronin Huhn aus Debschen, in eine blanke, graue Atlasrobe, wie in einen Spiegel gekleidet, sehr erhitzt unter ihrer weißen Perücke, unterhielt sich mit dem Baron Werland, der im Gesellschaftsanzuge noch schmäler und gebrechlicher als sonst aussah.

Neben ihm am Kamin lehnte Behrent von Rast, breitschultrig und groß. Der Kopf war seltsam grell, mit dem kurz geschornen schwarzen Haar über der geraden, niedrigen Stirn, mit dem Bart, der am Kinn geteilt, wie zwei schwarzblaue Flammen von beiden Seiten abstand. In dem bräunlichen Gesicht saßen zwei große, sammetbraune Augen.

„Unangenehm!" dachte Lene.

Karola begrüßte die Pastorin sehr herzlich.

„Wie freue ich mich Sie hier zu sehn. Man sieht sich so selten."

Lene errötete, weil sie überrascht war von der unumwundenen Falschheit dieser Freundlichkeit. „Sie ladet mich ja nie ein", dachte sie. Vor dem Diner saß man zusammen und plauderte. Rast ließ sich von der Baronin Huhn und Werland über Landwirtschaft belehren. — „Ach! — so ist es! Ich bin sehr dankbar. Gott! ich bin so unwissend in der Landwirtschaft."

Karola unterhielt sich zerstreut mit der Pastorin:

„Sie haben zu Hause viel zu tun, nicht wahr? Sie sind musikalisch, wie angenehm!"

Jakob öffnete die Türen zum Speisezimmer.

„Stütz dich nur auf meinen Arm mein Alter", sagte Rast brüderlich zu Werland.

„Danke! Ja ich muß mich führen lassen", meinte Werland. „Ich hätte nicht gedacht, daß ich noch die Beine anderer Leute werde pumpen müssen."

„Mach dir nichts draus", tröstete Rast. „Es ist noch lange nicht erwiesen, daß Beine für ein angenehmes Leben durchaus nötig sind. Die großen Damen in China haben die Füße so gut wie abgeschafft."

Bei Tisch saß Rast neben Lene, Werland nahm ihn jedoch in Anspruch. Er wollte mehr von den großen Damen in China hören. Werner unterhielt sich mit der Baronin Huhn, die von ihren Dienstboten sprach.

Simon, der Schweinehüter sagte, er sei zum Schweinehüten da, und wollte im Winter keine andere Arbeit so recht tun.

Karola, ein wenig bleich in ihrem dunkelroten Seidenkleide, den Mund unnatürlich rot, war einsilbig.

„Der Gang vorigen Abend," fragte Werner, „ist er Ihnen bekommen?" Es war, als hätte sie ihn vergessen, und müßte sich erst darauf besinnen.

„Der Gang? — Ach ja, der war schön."

Rast hatte sich jetzt Lene zugewandt und begann eine Unterhaltung. Seine großen Sammetaugen glitten dabei ruhig und frech über das Gesicht und die Gestalt der jungen Frau. Es war Lene als streiften diese Augen langsam die Kleider von ihr ab. Sie wurde dunkelrot.

„Wir sind ja Nachbarn. Wir werden, hoffe ich, gute Nachbarschaft halten. Der Pastor ist ja Jäger."

„Mein Mann jagt nicht mehr," berichtete Lene, „man sieht das hier nicht gern."

So, Rast bedauerte das. „Schadet denn das Jagen der Würde? Hat die Frau Pastorin auch schwere Pflichten ihrer Würde?"

„Jeder hat seine Pflichten", erwiderte Lene.

„Hm — streng sein; und so hübsch zu sein ist wohl nicht erlaubt?" meint Rast. Lene machte ein sehr ernstes Gesicht. Sie wollte ihn in seine Schranken zurückweisen.

Er wandte sich von ihr ab und rief zu Karola hinüber:

„Wissen Sie Baronin, Ihr Diner ist das beste, das ich seit langem gegessen habe, daher darf ich das sagen. Man schmeckt sofort Tradition heraus."

„Unser Jansohn ist auch der konservativste aller Köche", berichtete Werland.

„Ja, ja das schmeckt man", bestätigte Rost. „Es ist, als legte er überall ein paar Blätter vom Stammbaum zu. Familienküche, das ist das Wahre. Man müßte es gleich herausschmecken können, diese Speise ist Werlandsch, — diese Huhnsch."

„Viel sauern Schmand, das ist mein Familienspruch", sagte die Baronin Huhn.

Als der Sekt kam, verstummten die Einzelunterhaltungen und Rast sprach allein, erzählte Anekdoten aus aller Welt, eine nach der anderen.

Wie sie ihm alle zuhörten, wie sie lachten, auch Karola. Werner wunderte sich darüber. Ihm waren sie zuwider diese Geschichten und diese weiche, schnarrende Stimme, die die Worte so nachlässig hinwarf. Er schaute mißbilligend zu Lene hinüber. Sie achtete nicht darauf. Sie hörte aufmerksam zu, legte ihr Taschentuch vor den Mund, weil sie so lachen mußte.

Nur Pichwit blieb ernst und sah Rast mißbilligend und ironisch an.

Nach dem Essen mußte Werner wieder die Baronin Huhn unterhalten. Werland sprach mit Lene, nachlässig und schon ein wenig schläfrig. In einer Fensternische standen Rast und Karola. Werner konnte Karolas Profil sehn, das sich scharf und rein von dem dunkeln Vorhang abhob. Sie stand sehr gerade, die Taille ein wenig zurückgebogen. Werner hörte nur scheinbar der Geschichte von einer Trine zu, welche widerwillig war, die die Baronin Huhn ihm erzählte. Eine tiefe Verstimmung quälte ihn, ein Gefühl, als sei es nun mit etwas vorüber, das ihm lieb und nötig gewesen war.

Warum lachte Lene so unnatürlich? Und dann bewegte sie die Hände zuviel beim Sprechen, das sah ungeschickt aus. Er horchte zum Fenster hinüber. Rast schien von Pferden zu sprechen und von Rennen. Auch Karola lachte heute wie sie sonst nicht lachte, so ein helles, girrendes Lachen. Konnte sie das denn wirklich unterhalten, was der große, schwarze Herr da erzählte?

Werner versank in Gedanken. Er sah das Zimmer vor sich, wie es an den einsamen Abenden war, wenn er hier saß und Karola zu den Füßen ihres Gatten kauerte und mit der Hand über sein Bein hinstrich, und es ganz stille war, so still, daß sie das Nagen der Maus hinter dem Getäfel hörten, und Karola zu ihm aufsah und er zu ihr niederschaute und ihre Blicke ruhig und lange ineinander ruhten und ihr Schweigen eine so seltsam erregte Zwiesprache hielt.

Am Kamin war es still geworden. Werland schlief in seinem Sessel. Lene saß stumm und verlegen da.

Drüben am Fenster standen sie noch immer beisammen, aber ihre Stimmen waren jetzt gedämpfter. „Ja, es ist schwer mit den Leuten", schloß die Baronin Huhn ihre Erzählung und seufzte.

Die beiden Stimmen in der Fensternische waren nun der einzige Ton im Zimmer. Der Baß war weich, ein wenig singend. Karolas Alt antwortete eindringlich, schien es Werner, und mit einem kindlichen Schmollen, das er an ihr nicht kannte.

Werner erhob sich. „Lene, es ist spät."

Man brach auf.

Auf der Heimfahrt, im Schlitten, war Lene sehr gesprächig:

Sie hatte sich gut unterhalten, dieser Baron Rast war sehr merkwürdig —, interessant konnte man sagen. Man mußte mit ihm auf seiner Hut sein, mußte ihn in seine Schranken zurückweisen. Aber unterhaltend war er.

„Hast du ihn in seine Schranken zurückgewiesen?" fragte Werner spöttisch.

„Gewiß" — erwiderte Lene.

„Übrigens", sagte Werner, „mußt du darauf achten, beim Sprechen nicht soviel zu gestikulieren. Das sieht schlecht aus."

„Ich gestikuliere gar nicht", behauptete Lene gereizt. „Und übrigens gestikulieren die anderen auch." Nun schwieg sie gekränkt.

Werner war unzufrieden mit sich. Warum mußte er dieses unschuldige, kleine Selbstbewußtsein niederschlagen, warum ihr den Abend verderben? — nur weil er sich unglücklich fühlte. Und warum war er unglücklich? Er hatte ja nicht einmal das Recht unglücklich zu sein.

Lene aber mußte ihre kleine Rache haben. Sie äußerte:

„Die Baronin hat aber heute mit dem Baron Rast kokettiert. O! die geniert sich nicht."

Werner hatte aus Schloß Dumala längere Zeit nichts gehört. Der Winter mit plötzlichem Frost und dann wieder Tauwetter fing übel an. Überall herrschten Krankheiten. Werner mußte Krankenbesuche machen und Beerdigungsreden halten. Er arbeitete stark und eifrig.

Der letzte Abend im Schlosse hatte etwas wie eine Unruhe, eine Qual in ihm zurückgelassen. Die mußten niedergekämpft werden, da sie ihm verdächtig erschienen.

Er sah Rast zuweilen nach Dumala vorüberfahren. Lene hatte eine unangenehme Art, das jedesmal laut zu verkünden, als sei es ein Ereignis.

„Da fährt der Baron Rast wieder nach Dumala."

„Nun ja, warum nicht", antwortete Werner dann möglichst ruhig, aber es klang doch gereizt.

Sonntags sah Werner Karola in ihrem Kirchenstuhl. Neben ihr saß Rast in dem seinen. Sie nickten einander zu, lächelten. Zuweilen neigte Rast sich zu ihr hinüber, sagte etwas, wie im Salon. Karola hob ihren Muff an den Mund.

Werner schlug mit der Faust auf den Rand der Kanzel, donnerte auf die Gemeinde hinunter, so daß die alten Frauen aus ihrem Schlaf erwachten und verwundert zu ihm aufschauten.

Beim Mittagessen sprach er sich sehr streng über dieses Benehmen in der Kirche aus.

Als am Abend jedoch ein weißer Nebel sich über die Ebene legte, das Haus ringsum wie in feuchte Watte einpackte und die Welt eng, ganz eng machte, da trieb es Werner hinaus nach Dumala.

Ohne einen Gedanken daran zu wenden, ohne mit sich zu streiten, zog er den Pelz an, nahm den Stock. Er kannte das an sich. Wenn es in ihm plötzlich stark nach etwas schrie, da half nichts.

„Du gehst?" fragte Lene verwundert.

„Ja, ich will in Dumala nach dem Baron sehn."

— „Jetzt — plötzlich?"

— „Ja, jetzt — plötzlich."

Draußen vermochte er kaum drei Schritte weit zu sehn. Überall das weiße, kalte Fließen, das alles verhängte, in dem er allein war, ganz allein. Alles andere war ausgelöscht, selbst die Töne erstarben. Das tat wohl. Wie in einer Unendlichkeit stand er, kein Anfang, kein Ende. Hier, in diese Einsamkeit mußte es gut sein eines zu retten, das in Gefahr war. Heraus aus allem in diese kühle, weiße Einsamkeit mit ihm. Ja, mit ihm, natürlich! Werner lächelte höhnisch über die Schliche seiner Seele. Mit ihm! Er war der rechte Retter! So wollte ja wohl auch Behrent von Rast retten.

Dumala fand er wie sonst. Die dunkle Zimmerflucht. Im Kaminzimmer saß Karola zu Füßen ihres Mannes und strich mit der Hand über die rote Decke auf seinen Beinen.

„Bravo, Pastor!" rief Werland. „Sie haben uns vernachlässigt. Ich sagte es schon, der Barmherzigkeitssport ist unserem Pastor zu anstrengend geworden Setzen Sie sich. Erzählen Sie."

„Ja", sagte Karola, „erzählen Sie, so von Waldhäuslern und Bauerhäusern, wo die Frauen schon um ein Uhr nachts ausgeschlafen haben, aufstehn und spinnen. Ist die Mutter Gehda gestorben?"

— Ja, Mutter Gehda war tot. Sie war ruhig eingeschlafen, auf dem Gesicht den verdrießlichen Ausdruck, den sie in der letzten Zeit hatte, weil sie sich über den Tod ärgerte. Dann erzählte Werner von dem Waldhüter, der von Wilderern erschossen worden war. Er erzählte langsam und umständlich. Er sah dabei auf Karolas Hand, auf die blitzenden Ringe, die die Decke auf und ab fuhren, er sah zu ihrem Gesicht, zu ihren Augen auf, zögernd, als fürchtete er sich vor etwas, das er dort finden könnte.

Karola schaute nachdenklich in das Feuer, mit stetigen, seltsam schillernden Augen. Werner sah es diesen Augen an, daß sie ihm längst nicht mehr zuhörte. Sie war mit ihren Gedanken sehr weit fort.

Als er kurz abbrach, merkte sie es nicht.

Werland schlief.

Plötzlich ging eine Veränderung über Karolas Gesicht. Etwas Gespanntes kam hinein. Sie blinzelte mit den Wimpern. Es war, als horchte sie angestrengt hinaus.

Weit draußen kam ein Ton durch den Nebel, kaum hörbar. Aber Karola lauschte. Ihre Hand hörte auf über die rote Decke zu streichen und ein leichtes Rot stieg in ihre Wangen.

„Hören Sie, Pastor?" fragte sie.

„Ja — ein Schlitten." —

„Rast", sagte sie und lächelte.

Es war unwürdig und lächerlich, sagte sich Werner, daß dieses Lächeln ihn so schmerzte.

Rast kam, den Bart feucht vom Nebel, die Augen voll von einem heraus-

fordernden, frischen Glanz. Mit seiner lauten Stimme, seinem Lachen weckte er das stille Haus aus seinem Schlaf.

„Solche Nebeltage sind tödlich", sagte er. „Bei mir zu Hause — die Melancholie! Da muß man zusammenkriechen. Herr Pastor, an solchen Tagen müssen die Seelen in Ihrer Hand weich wie Wachs sein, wenn Sie ihnen von Licht sprechen. Na, und Licht kommt doch in der Religion vor."

Er hatte viel erlebt. Jagden und Pferde waren durchgegangen. Karola, von ihrem niedrigen Stühlchen, sah zu ihm auf, die Mundwinkel zu einem Lächeln bereit.

In der Zimmerflucht wurden die Lampen angesteckt. Jakob brachte den Tee.

Werland wurde auch gesprächig, er erzählte aus den Zeiten, da „ich noch meine Beine hatte". Er neckte Pichwit, der zum Tee erschien und die Gesellschaft stumm und feindselig beobachtete.

„Gedichtet, Pichwit, was? Ich seh' schon. Blaue Ringe um die Augen — immer ein Zeichen starker, lyrischer Erregung." Er kniff ein Auge zu und kicherte.

„Kommen Sie, Baronin", sagte Rast. „Wenn ich eine Reihe erleuchteter Zimmer seh', muß ich darin auf- und abgehn. Ihr Saal hört ohnehin zu wenig Schritte."

Karola und Rast begannen in den hellen Zimmern auf- und abzugehn, Schulter an Schulter, Karola sehr schlank in dem blauen Tuchkleide mit der langen, spitzen Schleppe.

„Gleich eifrig im Gespräch", murmelte Werland.

Die drei zurückbleibenden Männer sahen durch die Türe dem Paar im Saale zu, aufmerksam und schweigend, als sei es ein Schauspiel, als warteten sie auf etwas, das geschehen sollte.

„Pichwit," sagte Werland endlich, „gehn Sie mal in das Eßzimmer und schauen Sie nach dem Barometer."

Gehorsam erhob sich Pichwit und ging in das Nebenzimmer.

Werland kicherte, beugte sich vor, flüsterte:

„O, der paßt auf, wie'n Hund."

Werner verstand nicht gleich. „Wem?"

„Denen da."

„Denen?"

Werland winkte, er sollte leise sprechen. „Ich will Ihnen mal was sagen, Pastor. Wenn der Pichwit verliebt ist, das ist in der Ordnung, das macht mir Spaß; und Sie —."

„Ich?"

„Gleichviel, sprechen wir nicht von Ihnen", fuhr Werland ungeduldig fort. „Das alles ist nichts. Das muß eine Frau haben. Aber der da," er zeigte mit dem Daumen zum Saal hin, „der — ist mir ungemütlich. Der versteht sich auf blaues Blut. Das macht mich nervös."

Werner fühlte es, daß er bleich bis in die Lippen wurde. Das ärgerte ihn. Er versuchte es, sanft und ermahnend zu antworten.

„Ich bitte Sie, Herr Baron. Das wäre ja eine grundlose Kränkung Ihrer Frau Gemahlin."

„Ba — ba — lieber Pastor," unterbrach ihn Werland, „das ist französisches Drama: Mein Herr, Sie beleidigen mich."

„Es ist doch natürlich," wandte Werner ein, „daß die Frau Baronin die Unterhaltung des Baron Rast genießt. Sie hat nicht viel Unterhaltung." Er wollte sehr gerecht sein.

„Sie brauchen niemanden zu entschuldigen", flüsterte Werland. „Alles geht ganz natürlich zu. Alles auf der Welt geht natürlich zu. An Wunder glaub' ich nicht. Es ist ganz natürlich, daß die Nachtigall fortfliegt, wenn Sie den Käfig offen lassen. Aber dazu haben Sie sie doch nicht in den Käfig gesetzt."

Werner machte ein beleidigtes Gesicht, beleidigt für Karola.

„Gott gab Ihnen, Herr Baron, eine Gattin von so klarem, reinem Blick und so ruhiger Güte und Geduld, daß es undankbar ist, so zu sprechen."

„Danke, Pastor, danke," unterbrach ihn Werland, „Predigten erbauen, aber beweisen nichts. Klaren Blick, sagen Sie. Ja, aber gerade die Klügsten sind hilflos vor so gewissen Dummheiten des Lebens. Diese Frauen werfen bei gewissen Gelegenheiten ihren Verstand mit Genuß beiseite, so wie sie ein enges Mieder aufhaken."

Er hielt inne, seufzte, kicherte dann wieder:

„Der Pichwit kommt nicht zurück. Nein, der steht im Eßzimmer und horcht. O! der paßt auf! Hören Sie, Pastor, Sie sprachen da von reinem Blick und Geduld und so Sachen. Sie meinen, was man Tugend nennt. Bei Damen der Gesellschaft braucht man dieses Wort nicht gern, aber das meinen Sie, tugendhafte Gattin, nicht wahr?"

„Das meine ich", bestätigte Werner. „Warum wollen Sie sich Ihren Frieden nehmen lassen, und den Frieden Ihrer Frau Gemahlin stören?"

„Ich bin nicht ganz ruhig, das ist wahr — und das ist vielleicht dumm", sagte Werland. „Einer, der keine Beine hat, sollte ruhig sein. Aber diese Tugend ist bei unseren Frauen Sache der Reinlichkeit, der Erziehung zur Reinlichkeit, wie das Bad und die gute Seife und das gute Parfüm. Nur, daß das Bad und die Seife von Pinaud und das Parfüm Gewohnheiten sind, von denen man sich schwerer lossagt, als von der Tugend. Man sagt Leidenschaft oder Liebe und dann glauben die Frauen, das, was sie für unreinlich halten, sei nun plötzlich eine feine Sache. Ich kenne diese Geschichten, ich bin jetzt, was man so nennt —, objektiv — darin."

„Wenn es Sie beunruhigt," begann Werner ein wenig mühsam, „muß denn — — muß denn — der Baron Rast kommen?"

„Was wollen Sie!" meinte Werland. „Soll ich ihm sagen: du — Rast — komm nicht, ich bin eifersüchtig? Das wäre so was für den. Nein, Pastor,

Beine haben wir zwar nicht, aber lächerlich machen wir uns trotzdem nicht. Es geschieht ja nichts! Konversation! Sie sind Pastor, Ihnen kann man beichten. Ein Beichtvater ist ein Mann, dem ich die lächerlichsten Sachen erzählen kann und der mich nicht auslachen darf. Nehmen wir an, ich hätte nichts gesagt."

Er schaute durch die Türe in den Saal.

„Wo sind Sie denn geblieben, zum Teufel! Pichwit!" rief er.

Pichwit erschien in der Türe.

„Der Barometer fällt", meldete er.

„Wo sind die beiden?" fragte Werland.

Pichwit zuckte die Achseln. „Die Frau Baronin", berichtete er, „wollte dem Baron Rast den alten Flügel und das Turmzimmer zeigen. Die Mamsell ging mit aufschließen."

„Aha! antiquarische Interessen", meinte Werland. „Und wovon sprachen sie denn vorher?"

Pichwit lächelte hochmütig: „Soviel ich hörte, erzählte der Baron Rast von malaischen Frauenzimmern."

Werland lachte tonlos in sich hinein: „Bekannt, alte Technik, man spricht von anderen Weibern. Gute Nacht, Pichwit, schlafen Sie wohl."

Als Pichwit gegangen war, bemerkte Werland: „Sehn Sie der, der hat so das, was man gewöhnlich mit Liebe bezeichnet. Na, — aber Schluß. Reden wir von etwas anderem. Bilden Sie sich nicht ein, Pastor, daß ich klage und daß Sie mich bemitleiden müssen."

„Wir haben zuweilen seltsam erregte Momente. Das kommt, wir können nichts dafür." Werner versuchte, etwas Passendes zu sagen, aber es klang ihm selber leer und verlogen.

„Danke, danke", unterbrach ihn Werland. „Wie sagten Sie — Pflichterfüllung? Über den malaischen Weibern und dem Interesse am alten Turmzimmer ist mein Bein heute doch ein wenig in Vergessenheit geraten. Na — ich sage nichts. Schluß."

Eine andere Unterhaltung wollte nicht gelingen. Beide Männer sahen die Zimmerflucht hinab, horchten — warteten.

Endlich hörte man Stimmen. Karola und Rast kamen.

„Famos altes Zimmer", sagte Rast. „Das Bett mit den verblichnen grünen Damastvorhängen — und die zerfetzten Goldlagen, was für eine gespenstische Üppigkeit da drin steckt. Unglaublich!"

Werland nickte: „Ja, ja. Das war wohl der Sündenflügel der alten Werlands. Dekorative Sünden. Das achtzehnte Jahrhundert hatte wenig Temperament, daher wurde die Sinnlichkeit dekorativ."

Es war spät geworden.

„Ich bringe Sie nach Hause, Pastor", sagte Rast. „Gute Nacht, Werland. Wenn es weiter so nebelt, ziehe ich zu Euch in den alten Flügel."

„In den Sündenflügel", kicherte Werland.

„Ja, ja," sagte Rast, „zu Hause bekommt man Einsamkeitsfieber."

„Ein seltsames Haus", sagte Rast zu Werner, als sie zusammen durch den Nebel fuhren.

„Ja," erwiderte Werner kühl, „manches Schwere ist diesem Hause auferlegt."

„Schwer?" wiederholte Rast. „Ja, wegen des Werland. — Alle haben da was. Werland mit dem Bein, und die schöne Frau und das kleine Gespenst von Sekretär, alle seltsam einsam, aber eine Einsamkeit, die fiebert —, die fiebern alle vor Einsamkeit. Das regt ordentlich auf, steckt an."

„So Schweres auch dem Hause auferlegt ist," sagte Werner, und er ärgerte sich selbst darüber, daß das so salbungsvoll klang, „die Baronin versteht es mit ihrer Güte und Klarheit da Harmonie hineinzubringen."

„Opfer", sagte Rast und ließ die Peitsche knallen. „Was soll sie machen? Ein Mann ohne Beine. Da setzt sich alles in Opfer um. Bekanntes Phänomen. Chemie der Sinnlichkeit."

„Um diese Frau zu verstehn," meinte Werner gereizt, „dürfte keine andere Formel genügen, als Hochachtung."

„Ganz Ihrer Ansicht, Herr Pastor", erwiderte Rast. „Aber da sind wir ja bei Ihnen. Gute Nacht." —

Lene schlief schon, die Wangen heiß, zwischen den blonden Augenbrauen eine kleine, aufrechte Falte, ein schwermütiges, kleines Zeichen, das der einsame Abend zurückgelassen hatte. Leise legte Werner sich in das Bett. Lene atmete ruhig und regelmäßig neben ihm. Draußen tropfte der Nebel vom Dache, ein stetiges, geschäftiges Flüstern, eine heimliche, traurige Geschichte, die die Nacht sich erzählte.

Und in der Stille und Dunkelheit dieser Nacht war plötzlich etwas da — bei Werner — in ihm, etwas Fremdes, dem er fast mit Neugier zuschaute. Also so ist es, wenn wir hassen.

Er war stark, er war jähzornig. Er kannte es, wie die Wut heiß in die Glieder fährt und es eine Erlösung ist, die Hand schwer auf eine Wange niedersausen zu lassen.

Aber dieses jetzt war anders: — Dieses bohrende, beständige Denken an einen Mann mit dem Gefühl des Widerwillens, mit fast körperlichem Schmerz. Die Gedanken begannen zu malen. Rast bleich und hilflos zwischen Werners Händen. Rast vor Karolas Augen gedemütigt — lächerlich und verächtlich. Kindische Phantasmen, denen er nicht wehren konnte. Immer das quälende, heiße Verlangen, Rast leiden zu sehn, quälend, aufdringlich, wie ungestilltes sinnliches Begehren.

Da sollte er nun die Leute trösten und ihnen in die Seele reden. Was wissen wir denn, was in unseren Seelen ist. Etwas Fremdes kommt, herrscht. Wir können nur zusehen.

ußt du denn jetzt so häufig nach Dumala?" fragte Lene.

„Ja, ich muß", antwortete Werner im Ton der Autorität.

„Warum?"

„Weil der Baron leidet und es ihn beruhigt, wenn ich da bin."

„Du kannst ihm ja doch nicht helfen."

„Ich bitte dich," Werner wurde streng, „mir nicht in das, was ich für nötig halte, hineinzureden."

„Sie haben dort ja Gesellschaft genug", fuhr Lene eigensinnig fort.

„Wieso?"

„Der Baron Rast fährt ja so häufig hier vorüber."

„Seine Sache", meinte Werner. „Du scheinst dich dafür zu interessieren, ob er vorüberfährt."

Nun schlug Lene die Hände vor das Gesicht, weinte und klagte:

„Was soll ich denn tun? Ich bin ja immer alleine. Nun soll ich nicht einmal mehr sehen, wer vorüberfährt!"

Werner nahm seine Mütze vom Nagel und ging.

Die weinende Frau da drinnen hatte recht. Und er — er tat als erfüllte er streng und weise seine Pflicht, er ging einen unreinlichen Weg, das sah er so klar, als ginge ein anderer diesen Weg und er schaute ihm nach und wunderte sich, wohin der wohl geraten wird.

Aber nach Dumala mußte er. Es war ihm, als sei ein wichtiger Posten unbesetzt, wenn er nicht im Kaminzimmer, im Scheine der grünen Lampe saß.

Es war immer dasselbe. Karola war zerstreut und sah verträumt ins Feuer und horchte hinaus. Und dann klingelten die Schellen draußen.

„Ah, Rast!" sagte sie.

Sie verbarg es nicht, wie lustig dieses Schellengeklingel ihr in die Glieder fuhr. Sie richtete sich auf, streckte die Arme, in einer ihr ungewohnten Bewegung des Sichgehenlassens, als schüttele sie die Schläfrigkeit der Stunden ohne ihn von sich ab. Sie ging Rast entgegen, lächelnd, mit flimmernden Augen.

Und er kam, füllte den Raum mit seiner klingenden Stimme, seinem sorglosen Lachen, seinem englischen Parfüm. Die Lichter wurden angezündet. Es wurde festlich, ihm zu Ehren.

Wenn nach dem Tee Karola und Rast im Saal auf- und abgingen, saßen Werland, Pichwit und Werner am Kamin, schweigsam und wachsam. Wenn sie sprachen, so sprachen sie mit gedämpfter Stimme. Pichwit ging nach dem Barometer sehen und blieb lange fort. Werland flüsterte und kicherte:

„Haben Sie bemerkt, Pastor, denen dort geht nie der Stoff zur Konversation aus."

„Ja, Baron Rast ist sehr unterhaltend", erwiderte Werner matt.

„Gott!" meinte Werland, „Sie brauchen einer Frau nur einigemal zu sagen: ‚Ich bin sehr interessant,' dann glaubt sie es."

(Schluß folgt)

Hans von Bülow/ Briefe aus der Meininger Zeit

ir bieten im Folgenden unseren Lesern eine Auswahl von Briefen, die Hans von Bülow in der Zeit, da er am Meiningischen Hofe aus einem kleinen Orchester ein europäisches Musterensemble schuf, an verschiedene Adressaten geschrieben hat. Sie erklären und begreifen sich meist von selbst; man kann nur zweifeln, ob sie das größere Bild eines Menschen oder einer Zeit geben. Was dieser Auswahl an Zusammenhang und Kommentierung fehlt, wird der nächste Band der gesammelten Bülowbriefe hinzubringen, den Marie von Bülow — als das Kapitel „Meiningen" — bald erscheinen läßt. Wir möchten hoffen, daß diese Vorkost ihrer ebenso mühevollen wie technisch bewundernswerten Redaktionsarbeit immer neue Freunde gewinnt — Freunde von Dokumenten außergewöhnlicher Persönlichkeiten, die über ihren Beruf hinaus ein geistig-menschliches Klima darstellen.

An Hans von Wolzogen (Bayreuth)

Hochgeehrter Herr! Bad Liebenstein, 10. Sept. (1880)

Durch Herrn Dr. Feustel werden Sie bereits erfahren haben, daß ich durch die Sendung von 12000 Mark aus meinen Ersparnissen die Summe von 40000 Mark, zu deren Erzielung für den Bayreuther Fonds ich mich verpflichtet, komplettirt habe.

Gestatten Sie mir, Ihnen die Beweggründe dieses Entschlusses auseinanderzusetzen, von dem ich nicht wünschte, daß seine Bedeutung über- oder auch unterschätzt, kurz, mißinterpretirt werde. Da ich mich nicht in der Lage eines kunstsinnigen Fabrikanten befinde, sondern vielmehr in derjenigen, mir diese Summe allmälig wieder erwerben zu müssen, so habe ich allerdings mit dieser anticipirten Ergänzung ein nicht unerhebliches Opfer gebracht. Dasselbe erschien mir jedoch nicht blos gemeinnützlich — als etwaiges exemplum trahens für begütertere Enthusiasten — sondern von meiner derzeitigen persönlichen Situation diktirt. Diese letztere ist derart, daß selbst im günstigsten Falle (wenn die peinliche Neuralgie, an der ich jetzt zehn Wochen leide, mit wunderbarer Plötzlichkeit weichen würde) mir die Möglichkeit nicht geboten sein würde, mittelst der Ausübung meines durch das lange Pausiren theilweise verlernten Handwerks obengenannte Summe im Laufe des nächsten Winters zu erschwingen.

Sie wissen, daß ich in Meiningen mit dem Titel eines Hofkapellintendanten zugleich das Amt eines Kapellmeisters im ausgedehntesten Sinne übernommen habe, in dem eines Schul-, eines Drillmeisters. Ich betrachte es als meine Aufgabe, Ihre vortrefflichen Erörterungen über „Styl" einmal im Kleinen praktisch zu illustriren. Das letzte Quartal dieses Jahres wird von mir der sorgfältigsten Einstudirung (und Aufführung) sämmtlicher Sinfonien und der

sonstigen hauptsächlichsten orchestralen Tondichtungen Beethoven's — und nur Beethoven's (multum, non multa) gewidmet werden. Hieraus folgt, daß meine Pianisten-„mission" gänzlich in den Hintergrund treten muß. Das, was ich so nebenbei in den benachbarten thüringischen Städten für Bayreuth etwa erklimpern könnte, würde zu geringfügig ausfallen, um allmonatlich in dem geschäftlichen Theile der Bayreuther Blätter Registrirung zu verdienen; andrerseits ennuyirt es mich, vielleicht in noch höherem Grad als meine Collegen, meine Bayreuth-Concerte noch durch Monate hindurch als stehenden Artikel forttröpfeln ev. fort-stagniren zu sehen. Möglich, daß meine Hoffnung hierin sanguinisch; möglich aber auch, daß mein Beitrag en gros eine moralische Wirkung auf unsere Landsleute ausüben könnte, welche meine Beiträge en détail bisher auszuüben sich ungeeignet gezeigt haben.

Endlich — — Herr Dr. B. Förster hat mich ersucht, die Antisemitenpetition an den Reichskanzler zu unterzeichnen. Natürlich habe ich diesem Appell an meinen bürgerlichen Muth entsprochen, mir dabei vollkommen der Tragweite dieses Schrittes bewußt. Da derselbe notorisch werden wird — ist dies doch recht eigentlich der Zweck — so darf ich mich auf eine gewisse Verfehmtheit in der Presse ebensowohl gefaßt machen, als auf eine Reduktion meiner Concert-einnahmen um mindestens — 50 p. c. Es ist ein auf allen meinen Reisen bestätigtes Faktum, daß Sem und Hebron das empfänglichste und ausgebendste Publikum in die Concerte liefert, noch mehr, daß von ihrer Betheiligung die der Nichtsemiten völlig abhängig ist. Mißverstehen Sie mich nicht, hochgeehrter Herr, ich bin weit entfernt, über diesen Prospekt — mich zu beklagen. Mein höchster Ehrgeiz ist seit Jahren gewesen, das zu erreichen, daß man mir nicht nachnekrologisiren könne, ich sei insolvent abgegangen. Ich fühle eine große Erleichterung durch das Bewußtsein, mit „bin" und „habe" gezahlt zu haben und nun berechtigt geworden zu sein, meine eigenen Wege, so gut es gehen will, weiter zu hinken. Wenn die Bayreuther Schule nicht zu Stande kömmt (sie kömmt ebensowenig zu Stande, wie daß wir die Juden los werden) — so wäre es mein Wunsch, wie Ihnen ja wohlbekannt, daß der 40 000 Mark-Obolus zur Errichtung eines Wagner-Standbildes in B. verwendet würde — das Bismarck-Monument in Cöln hat gerade so viel gekostet. — Doch premire ich diesen Wunsch so wenig, daß ich mich vielmehr im Voraus vollkommen mit jedem anderen Verwendungsmodus einverstanden erkläre, den das Comité proponiren oder der Meister dekretiren würde. —

— — — —

Ecr[asez] l'inf[âme] — aber nicht im Voltaire'schen Sinne!

In vorzüglicher Hochachtung und treuer Gesinnungsgenossenschaft

Ihr ergebenster H. v. Bülow.

An die Mutter

Meine theure Mutter, Meiningen, 4. Oktober [80].

— — Ich bin seit beinahe vierzehn Tagen hier, habe mich auch erträglich im

Hotel, das sich vor andren thüringischen Gasthäusern vortheilhaft auszeichnet, eingerichtet. Eine kleine Dienstreise nach Eisenach, Weimar und Leipzig (um Sänger und Musiker für unsre Concerte möglichst billig zu werben) hat bei der perfiden Temperatur leider zu meiner Neuralgie noch starke Rheumatismen hinzugefügt, die mir mein sonst schon nichts weniger als behagliches Leben — aller Anfang ist nicht sowohl schwer, als mühselig — recht stark erschweren. Um die Vormittage meinem Orchester, die Abende 8—10 einem frisch gegründeten Gesangvereine zu widmen, muß ich die Nachmittage möglichst bewegungslos, liegend verbringen. Herzog und Gemahlin, welche am 1. Oktober nur hierhergekommen waren, um der ersten Probe beizuwohnen, befinden sich für diesen Monat auf einer kleinen Jagdhütte unweit Liebenstein und Wilhelmsthal.

Nun habe ich wegen tausenderlei Bagatellen immer weitläufig erklärend an meinen Serenissimus zu schreiben; wäre es nicht für meine 50 Jahre etwas spät, ich könnte fruchtbare Sparsamkeitsstudien machen. Ich lerne „handeln", d. h. abhandeln. Ich habe nun vierzig Untergebene: Du kannst Dir wohl denken, daß mir deren Erziehung keine geringe Mühe macht; jeder dieser vierzig hat wöchentlich wenigstens einen besonderen Wunsch. Doch genug; es ist schon zu viel, daß man so Vieles erlebt — sich dessen noch zu erinnern, um es zu erzählen, ist gar zu luxuriös, wenn es zumal nicht eben amüsant ist. Enfin — meine Stellung hier ist nichts weniger als eine Sinecura. Clavierspielen könnte ich schon aus Mangel an Zeit jetzt nicht; aus Überfluß an Schmerzen doppelt nicht.

Vielleicht macht es Dir Spaß zu vernehmen, daß ich gewissermaßen die Eroberung der alten abdizirten Herrschaften gemacht, die mich neulich zu einem sehr guten Diner (der regierende Herzog hat eine ganz bürgerlich simple Tafel) en petit comité geladen. Der Herzog Bernhard trägt seine 80 Jahre wunderbar, er ist beinahe so gut zu Fuße wie Du, die alte Herzogin Marie ihre 76 fast noch frischer. Letztere ist mir sehr dankbar, weil ich ihrer musikalisch nicht unbegabten Enkelin, die jetzt in Potsdam bei ihrem Bruder, dem Erbprinzen weilt, in Liebenstein eine Clavierstunde über die andere versetzt habe. — —

Gesellschaftliche Relationen von irgend einem charme würde ich hier nicht finden können, auch wenn ich in der Lage wäre, sie suchen zu dürfen. — —

Sehr schlimm, daß dieses körperliche Elend mit so vielen geschäftlichen und künstlerischen Obliegenheiten collidirt und ich außer einem jetzt gerade dienstfreien gutwilligen Hoflakaien keinen Helfer für meine Einrichtung habe. (Möbel stellen, Kleider aus- und umpacken u. s. w.) — —

An die Mutter

Meine theure Mama! Meiningen, den 6. Januar 1881.

— — Bezüglich des Schreibens von Briefen bin ich wie Du selber, anregungsbedürftig. Es muß auf den Knopf gedrückt werden: erst dann läutet's.

Dank dem schönen, klaren, trocknen Wetter, das mit dem ersten Tage des

neuen Jahres [eingesetzt], befinden sich meine Nerven in einem — dreimal unberufen — zur Zeit so convenablem Zustande, daß es mir möglich ist, Dir einen frischen Brief zu schreiben, zu dem als besondere Veranlassung das übermorgige Datum meines Geburtstags mir den nöthigen Wink gibt. Meine geliebte Mutter! Dieses letzte Jahr meines Lebens war kein verlornes, namentlich sein letzter Abschnitt; ich habe meinem Namen, der Mutter, die mir ihn gegeben, ich habe der Kunst Ehre gemacht, ich habe noch niemals so Bedeutendes geleistet, einen solchen Wirkensextrakt so zu sagen — zusammengebraut. Nur durch die höchste Anspannung aller Kräfte — was bei zwar Tag für Tag sich mindernden, aber doch immer noch beschwerlichen und häufig störenden körperlichen Leiden nicht immer leicht war — nur durch weder nach links noch nach rechts abzulenkende Concentration meines Kopfes und Herzens, ist dieses Große — Viele sagen: Epochemachende — zu erreichen gewesen. Vetter Woldemar, der zweimal herkam, noch mehr seine sachkundigere Frau, die von mir jetzt vollkommen eroberte Livia, werden Dir berichtet haben. — —

Die Reise um Beethoven in 80 Tagen (so viele waren es gerade nach der erstmaligen — überhaupt in der Welt — Doppelaufführung der IX. Sinfonie), so nannte ich scherzweise in meinem Dankepiloge an meine treue Kapelle das vollbrachte Werk. Zum Theil war es eine Entdeckungsreise: durch mein zum ersten Male — — praktizirtes Proben- und Studiensystem, gemäß dem Motto „in der Kunst gibt's keine Bagatelle — die kleinste Kleinigkeit ist etwas Wesentliches" — sind ganz neue Wirkungen erzielt worden, bisher ungekannte Schönheiten und Feinheiten sichtbar, d. h. hörbar geworden. Kapellmeister Lassen sagte mir, er habe seit 30 Jahren niemals etwas so Vollendetes gehört, nur die Pariser Conservatoriumconcerte seien vergleichbar bezüglich des Technischen, dagegen inférieurs bezüglich der geistigen Wiedergabe. — Doch halt — meine Feder geht durch — Du willst ja auch noch Andres von mir hören, als Reinmusikalisches — ich sende dir ein paar Dankbriefe, die ich empfangen habe. — —

Die Beziehungen zu dem trefflichen liebenswürdigen Fürsten und meiner alten Schülerin und Freundin, seiner Frau, waren und sind (wieder dreimal unberufen — ich habe Aberglauben von Dir geerbt, und dieses Erbe wächst mit der Zeit immer mehr an) natürlich höchst angenehm und quasi intim. — Aus Hermann Grimm's sehr empfehlenswerthen Vorlesungen über Goethe habe ich gelernt, daß Goethe mit seinem Serenissimus trotz aller Versuchung zum sich gehen lassen ängstlich stets die angemessene respektvolle Distanz beobachtet habe. Diesem Beispiele nachzufolgen bemühe ich mich. Häufig besucht mich der Herzog: mehrmals hat er mich unter Dankesthränen (ja, ja!) über den empfangenen Kunstgenuß umarmt und geküßt; an vielen Tagen, selbst nachdem wir nach einer Probe, deren er vielleicht einigen vierzig beigewohnt hat, zusammen spazieren gegangen waren, bekam ich noch Briefe von ihm, die ich ausführlich zu beantworten hatte, da er sich für jedes Detail interessirt und bei aller

Neigung, den Mäcen nicht gratis oder auf Anderer Kosten zu spielen, wie z. B. der Weimarische Großherzog thut, durch die Geringfügigkeit seiner Geldmittel auf äußerste Sparsamkeit angewiesen ist. In letzterem Punkte habe ich mir seine vollste Zufriedenheit nicht minder erworben; ich habe finanziell für ihn jedenfalls viel besser gewirthschaftet, als jemals für mich selber.

Mit dem Vater des Herzogs, der sehr musikfinnig — —, stehe ich auf recht gutem Fuße, habe ihm auch einmal eine Kammermusikfoirée arrangirt und vorgespielt; die beiden alten Hoheiten besuchen die Concerte, da ihnen die von mir auch wegen der Bahnverbindung für die fremden Besucher gutliegend fixirte Nachmittagszeit (Sonntags von 4—6) besonders convenirt. Vielleicht habe ich zur Anbahnung freundlicherer Harmonie zwischen beiden Hofstaaten durch meine Musik Einiges beigetragen. — Erbprinz und Erbprinzessin (letztere noch ein wenig Backfisch) sind ebenfalls sehr artig für mich gewesen, haben vielen Proben mit Bewunderung beigewohnt; bei Gelegenheit der IX. Sinfonie besuchte mich der Erbprinz im Hotel, wo ich ganz leidlich, ruhig, wenn auch nicht so billig als z. B. in Hannover, wohne. — —

Ah — Eines muß ich hier doch noch einreihen: eine sehr interessante Bekanntschaft, nämlich die des Cardinal Hohenlohe, der den Herzog auf der Durchreise besucht hat. Nach einer längeren Orchesterprobe soupirte ich mit ihm im Schlosse und spielte ihm allerlei vor. Nb.: er selbst spielt sehr hübsch. Er schien sehr befriedigt und machte mir ein so schmeichelhaftes Compliment, daß ich ganz verlegen erröthen mußte. Er sagte nämlich: mein Freund Liszt kommt mir am Claviere vor wie Michel Angelo, Sie aber wie Raphael. Nur der Mutter erzähle ich so etwas wieder.

Wie Du siehst, habe ich in diesen ersten Tagen (nur der Neujahrstag war sehr aufreibend) etwas mehr Muße. Ich gehe täglich, da das Wetter prächtig für mich paßt, in der reizenden Umgegend spazieren, wenigstens eine gute Stunde, halte nur kurze Proben, übe aber allerdings stark Clavier, da ich den Pianisten in den Vordergrund stellen muß. Vermuthlich gehe ich nach Österreich, jedenfalls nach Pest, wo ich eine alte Schuld an meinen Meister bezahlen muß, eine Liszt-soirée, wo ich nur Originalcompositionen Liszt's seinen Landsleuten vorspielen will. Da ich meiner Neigung zufolge mich jetzt nur auf Bach, Beethoven, Mozart, Brahms, Schubert, Chopin dressirt habe, so macht mir diese Metamorphose einigermaßen zu schaffen. Aber es muß sein, schon weil ich Liszt'sche Orchesterwerke hier nicht aufführe.

Doch die nächste Gegenwart wird Dich vielleicht mehr interessiren. Da diese Pläne feststehen, so ist's mir auch leichter, darüber zu reden. Nächsten Sonntag, d. 9. spiele ich hier in der Kammermusikfoirée, für die ich auch z. B. die Streichquartette persönlich einstudire. Montag darauf gebe ich zum Besten der Großherzogl. Orchesterschule in Weimar einen Beethovenabend und damit dem Großherzoge eine Generositätslektion. Dienstag spiele ich in Erfurt für mich oder vielmehr für meine hohen Steuern. Mittwoch bin ich wieder hier und probire

für das Abonnementconcert am 16., dessen Programm ich beilege. Dann werde ich mit der Hofkapelle einige auswärtige Beethovenconcerte geben, in Coburg, Bamberg, Nürnberg, Erlangen. Das ist ein Präludium für spätere großartige Projekte. Hierbei muß ich natürlich gleichzeitig den Impresario für die Hofkasse spielen, was nicht ohne Mühe und Witz zu leisten ist. Übrigens habe ich trotz der großen Kosten neulich von Eisenach, wo wir einen kolossalen Triumph gefeiert, dem Herzoge 600 Mark rein abgeliefert. Noblesse oblige. Nicht wahr, Du hast einen ganz tüchtigen Sohn zur Welt gebracht und mit unsäglicher Mühe, aber nicht unverdienstlich, am Leben erhalten!

Meine geliebte Mutter! Jetzt fängt an meiner Feder der Athem auszugehen. Auch ist es mit dem Schreiben nicht ohne häufige Unterbrechungen abgegangen.

So viele, viele Fragen um dich, Dein Befinden, Deine Stimmung schweben mir auf den Lippen. Aber Deine Abneigung gegen den Verkehr durch Diktiren ist ja unüberwindlich, und somit auf erwünschte Erwiderung verzichtend, erspare ich Dir die Lektüre der Fragezeichen.

Wünschen von ganzem Herzen (das weißt Du ja) das Beste, das Möglichste zur Ertragung des Daseins, das thue ich jeden Tag in Gedanken. Ach, gäbe es doch ein Mittel, die Gedanken schneller auf's Papier zu werfen!

Ende April, so wie mein amtliches Geschäft nur zum Beschlusse gelangt ist, besuche ich Dich, wenigstens auf eine Woche, erzähle Dir vor, lese Dir vor, spiele Dir vor — auch z. B. die eine kleine Sonate, auf die Du einmal im Gespräche anspielteſt und die ich, daran zurückdenkend, zwischen einer und der anderen Orchesterprobe mir jetzt in Kopf und Finger gebracht habe, (die Sonate von Beethoven mit dem schönen melodischen Menuett aus F moll). Für jetzt lebe wohl, geliebte Mutter, denke freundlich am 8. d. Deines treuen Sohnes, der sich in diesem Jahre als Correspondent bessern will, und wie figura zeigt, muthig heute den Anfang dazu gemacht hat.

An die Mutter

Nürnberg, 24. Januar [81].

— — Ein starker Katarrh — — ist la part du diable auf meiner kleinen Triumphreise. Wir haben drei Concerte gegeben, nur Beethoven'sche Musik, in Coburg, Bamberg und gestern in Erlangen. Volle Säle, beinahe jubelnder Enthusiasmus. Meine 42 Leute haben sich brav gehalten, dem Herzoge, der durch mich eine wirklich culturhistorische Mission erfüllt, alle Ehre gemacht. Trotz der grimmigen Kälte reist das Publikum mit, Bamberger kommen nach Erlangen, Erlanger nach Nürnberg und umgekehrt, da wir mit den Sinfonien und Concerten abwechseln. Nur — sehr charakteristisch und erfreulich — die Juden enthalten sich aller Theilnahme, da, wie Du wohl schon vor Längerem gehört hast, ich den für einen Musiker extraordinären Muth gehabt habe, die antisemitische Petition an den Reichskanzler öffentlich zu unterzeichnen — was mir, beiläufig, allerlei Unannehmlichkeiten eingetragen hat, aber: noblesse oblige.

Der Herzog ist Feuer und Flamme; ich nähre diese Flamme nach Kräften und bin ihm jetzt nicht mehr entbehrlich. — — Abgesehen von der künstlerischen Seite suche ich auch gute Geschäfte zu machen, da ich die Ambition habe, dem Herzoge die außergewöhnlichen Opfer zu ersetzen, die er für die Vervollständigung der Kapelle und was sonst noth that, gebracht hat. — —

An die Mutter

Meine geliebte Mutter, Pest, 18. Februar 1881.

Ich habe mich verrechnet, indem ich glaubte, nachdem ich, wie Bismarck sagt, „meinen Schwerpunkt nach Ofen verlegt habe", ich würde Zeit finden, Dir ein halbes Stündchen zu widmen. Die ungarische Gastfreundschaft ist aber, — Dank Meister Liszt — so unablehnbar, daß ich vor lauter Diners und Abendgesellschaften gar nicht zu mir selber, geschweige an den Schreibtisch komme. —

Meine Erfolge hier und in Wien haben alle früheren in Schatten gestellt. Ich werde gefeiert, so daß mir Angst wird — selbst die Presse, auch die Judenpresse behandelt mich mit exquisiter Hochachtung. Vielleicht dürfte Dir eine kleine Recension des Meisters über seinen Schüler Spaß machen (nicht wahr — ein origineller Akt?), die in der heutigen Gazette de Hongrie steht und die ich Dir beifüge.

Morgen muß ich nach Wien zurück, wo ich noch zweimal (ein Mal für Wohlthätigkeit) spiele. — —

Nur sieben Concerte im Ganzen während beinahe vier Wochen. Ich kann diese Reise eigentlich als Erholungstour betrachten, zu der ich mir das Reisegeld eben erspiele, was besser, wenn auch nicht so vornehm ist als das Verspielen. — —

Heute Abend spiele ich hier Beethoven — etwas gewagt für ein so antideutsches Terrain, aber ich darf schon allerlei wagen, ja man verlangt dieß eigentlich von meiner Reputation. Über Meister Liszt habe ich mich sehr gefreut, nämlich über seine extraordinäre Geistesfrische. Du weißt, er wird im Oktober d. J. 70 Jahre alt, und er verbraucht eigentlich jeden Monat Lebenskraft für ein Jahr. — —

An Eugen Spitzweg (München)

Meiningen, 30. März 1881.

Auch ich, lieber Freund, möchte ganz gern Königsmarsch bevierhänden: gib mir aber doch gefälligst an, wie ich mir die Zeit jetzt dazu stehlen könnte? Hm? [Daten.]

Sei vernünftig, und verlange nicht wie ein Weib das absolut Unmögliche von einem Menschen, den Niemand unter die Faulenzer rechnen kann, denke ich. — —

Z. hat Petition an Hoheit eingereicht — um Hofmusikhändlertitel. „Zappeln

lassen" war meine Antwort auf Befragung. Zwei Concerte arrangiren, die sich von selber machen, das ist doch noch keine Leistung, die eine außerordentliche Belohnung beanspruchen kann! Ähnlicher Betteleien kommen jede Woche 3—4 vor. Gratissingenwollende Sängerinnen, die Medaille für Kunst und namentlich Wissenschaft ambitionniren: Hol der Teufel all das zeit- und launeraubende Gesindel!

Habe in Nürnberg die Schwäche gehabt, altes Lisztportrait vom sel. Ereling zu kaufen, damit es nicht in profane Pfoten gelange: werde es nach Budapest senden.

Levi war nicht in Regensburg. Faulheit hat Neugier besiegt.

Bring doch meinen guten Witz in die Münchner Blätter: die christliche Oper R. W.'s wird statt von Klindworth vom falschen [Josef] Rubinstein arrangirt und statt von Richter vom ächten Levi dirigirt. Quellenangabe gestattet.

Wie gehts „Zendenten" mit 4 und 5 Been? Das Räthsel zwischen zwei Geschäftsbriefen zu lösen traut Dir zu Dein [u. s. w.]

An die Mutter

London, Picadilly 213, Pfingstsonntag [1881].

— — London gefällt mir sehr wenig; ich hätte große Lust in den nächsten Tagen mich schon wieder auf und davon zu machen. Rubinstein habe ich gehört. Sein finanzieller Erfolg ist größer als sein künstlerischer, sein Spiel, wie stets, sehr ungleich. Bach und Mozart würde er auch Dir nicht zu Danke gespielt haben. Aber eine gewaltige Individualität bleibt er doch, und ein großer Colorist. Jedenfalls ist mir's eine nützliche Studie ihm zuzuhören. Nur bis zu einem gewissen Grade kann ich das Nämliche von Richter als Dirigent behaupten, der immer noch Sensation macht, aber bei seiner Bequemlichkeit sich in die Zahl der sinkenden Größen einreiht. Seine Direktion einer Mozart'schen Sinfonie war gut, die der Brahms'schen unzureichend. — —

Ich lebe sehr ruhig und mäßig. In den Theatern ist die Luft so schlecht, daß ich mich nach dem ersten unglücklichen Versuche krampfhaft von dergleichen fernhalte. Dagegen besuche ich fleißig die höchst interessante Hundeausstellung im Crystallpalastgarten; wie gern würde ich mir da einen vierbeinigen treuen Freund aussuchen, aber es macht gar zu viel Umstände auf Reisen, und ich ziehe die großen Hunde den kleinen bei weitem vor. — —

An Hermann Wolff (Berlin)

Meiningen, 4. September 1881.

Nach nochmaliger genauer Durchsicht Ihrer letzten Briefe, komme ich zu dem Schlusse, daß Sie noch im Unklaren sind, was wir hier wollen, bez. können, daß Mißverständnisse über die Basis der projektirten Hofkapellconcerte auswärts obwalten. — —

Meine Absicht — ermuthigt durch die Erfolge der Beethovenconcerte vorigen

Jahrs in thüringischen und fränkischen Städten — war und ist auch noch, in zwei Musikmetropolen, Leipzig und Berlin, unsre Leistungen (Resultat von gründlichen Spezialstudien, durch welche hinwiederum eine andere als die gäng und gäbe Interpretation Beethoven's und Brahms' sich ergeben hat) einem größeren competenteren Kreise von „Kennern und Liebhabern" vorzuführen, resp. zu vergleichender Beurtheilung zu exponiren.

Also in Leipzig und Berlin möglichst complette Vorführung der Beethoven'schen sinfonischen Werke, je vier, fünf, sechs oder noch mehr Concerte.

Da aber solche Cyklen von täglichen Produktionen auf dem Concertgebiete nicht wie auf der Bühne möglich sein werden (dieses zu untersuchen ist eben Aufgabe der technischen Leitung) — da ferner die Kapelle täglich concertiren muß wegen des Kostenpunktes — — auch um sich in Athem zu erhalten, d. h. in fortwährender Übung — Rasttage werden erfahrungsgemäß zu Rosttagen — so sollen erwähnte Beethoven-Concert-Cyklen — — in den Rahmen von 14–16 Tagen vertheilt werden. [Daten, Städte.]

Zu einer Modification dieses Schemas fühle ich absolut keine Neigung; auch würde dieselbe Sr. Hoheit dem Herzoge gar nicht genehm sein, der von mir weiß, daß ich mit dem Hofschauspieldirektor Herrn Chronegk in keine Rivalität zu treten gesonnen bin. Das Schauspiel ist darauf angewiesen, sich selbst durch Gastspiele zu souteniren; das würde bei der nur 6 1/2 Monate des Jahres dienstverpflichteten Kapelle ein Ding der Unmöglichkeit sein, selbst wenn sie sich durch meine Drillung während eines gehörigen Zeitraumes schon einen so extraordinären Ruhm erworben hätte, daß sie in der Lage wäre, denselben erheblich zu — versilbern, daß sie ernten könnte.

So weit sind wir nicht: wir haben erst zu säen — letzteres soll ohne Defizit vor sich gehen. — —

Haben Sie die Güte, die Gesichtspunkte, welche für das Meininger Wander-Hoftheater oder Hof-Wandertheater maßgebend sind, für die Verhältnisse der Hofkapelle gänzlich außer Anwendung zu lassen. Die einzige von mir statuirte Analogie soll in der Vorzüglichkeit der Leistungen (Vertiefung in die Aufgabe, Ausarbeitung aller Details und Ensembledisziplin — „Schule" —, Fleiß, = Talent) bestehen, in ihrem antidilettantischen Charakter.

Tournéen (chronische Gastspiele sind bei einer Kapelle nicht möglich) à la Bilse, Laube, Weinlich's Damenorchester verwerfe ich absolut. „Massen bewegen sich übrigens langsam" — für einen 50 köpfigen Collectivvirtuosen können Concertreisen nicht in der nämlichen Weise arrangirt werden, wie für einen 1 oder 1 1/2 köpfigen Claviervirtuosen. Zudem ist mir das Zigeunerische in jeder Couleur von Tage zu Tage widerwärtiger; nur im extremsten Falle greife ich für meine Person dazu, wenn der Zweck das Mittel, wenn nicht heiligt, doch — säubert (Bayreuth u. dergl.). Als Zigeunerhauptmann jedoch zu figuriren convenirt mir nicht, auch finde ich es mit der Würde der Hofkapelle, so lange sie unter meiner Leitung steht, nicht verträglich. — —

Haben Sie die Güte, mir nicht mit umgehender Post zu antworten, sondern dieses mein non ultra in Erwägung zu ziehen, damit für etwaige weitere Mißverständnisse Grund und Vorwand hinweggeräumt sei. — —

An Eugen Spitzweg (München)

Liebster Freund! Meiningen, [Anfang September 1881].

Dank für schnelle Nachricht. Äußerst fatal! Meine Mutter ganz blind, kann ihren Namen bei ihrer nervös zitternden Hand kaum leserlich mit Bleistift unterzeichnen. Ich sende sofort das Document — vielleicht findet sich ein Moment nöthiger Energie. Andernfalls — bitte, sei so gütig, mir hierin mit Rath zu helfen! Meine zwölfjährige Wanderexistenz ohne Heim, ohne Wurzeln, ohne Stütze fällt mir in ihren zahllosen widrigen Consequenzen und Resultaten jetzt besonders schwer auf die kranke Leber. Dazu die von mir unvorhergesehenen Misèren einer kleinen Stadt — doppelt schwer überwindlich für einen unpraktischen Menschen, der sich niemals die erforderlichen Verkehrskenntnisse (mit Möbelhändlern, Hauswirthen u. dergl.) anzueignen Gelegenheit gehabt hat. Und doch muß das scheinbar Unmögliche von mir bis Mitte Oktober bewältigt werden. — —

Bis zum 21. muß ich hier ausharren, trotzdem jeder Tag meinen Spleen vermehrt. Wie wird's enden?

Wie, wäre eigentlich gleichgültig. Auf's Enden kommt mir's an: ich sehne mich brünstigst nach einem Ende dieser freudlosen, leid- und lastreichen Existenz. Käme ich doch in ein radicales Eisenbahnunglück hinein! Kopf und Unterleib sind in einem status, daß ich nicht weiß, welcher von beiden das „edlere" Organ.

Merkwürdig, daß Du Tischler Rieneck nennst! Mit dem bin ich gerade seit einigen Tagen in Verhandlungen. Ich muß einen Theil, den wesentlichsten aber kleineren kaufen: ich hoffe, daß er sich, bisher hier nicht üblich gewesen, für das Andere zur Vermiethung entschließen wird.

Sei froh, daß Du fern von mir; lebtest Du in demselben Dorfe, ich würde Deine Freundschaft arg auszubeuten versuchen. — —

An Hermann Wolff (Berlin)

Meiningen, 27. Oktober [1881].

Ich bin fünf Tage bettlägrig gewesen und müßte eigentlich damit fortfahren, wenn ich mich ernstlich herstellen wollte. Habe weder in der Kammermusikaufführung spielen, noch die Cherubinische [Krönungs-] Messe zur Einweihung der katholischen Kirche dirigiren können. Hatton und Hilpert haben mich ganz befriedigend in Beidem vertreten. Seit gestern bin ich mit Proben doppelt beschäftigt, zunächst zum ersten Concerte (Mozart) — wo ich leider unersetzlich bin. Die Sache scheint persönlich wie sachlich — schiefgehen zu wollen. Außerdem steht dieser Tage noch eine geschäftliche Überraschung bevor: Petition der

Kapellisten um Erhöhung der eventuellen Reisediäten. Ich lasse die Sache herankommen und en dernier lieu natürlich Hoheit entscheiden. Aber mir ahnt — als ob alle ambitiösen Pläne doch noch scheitern könnten an den recht mannigfachen Klippen, die alle zu signalisiren, allzu weitläufig, übrigens nutzlose Tintevergeudung sein würde. — —

Die Tageskosten werden sich auf 750 (nicht, wie früher angenommen, 550) M. belaufen. Somit werden Excursionen, die nur 1500 M. einbringen, auszuschließen sein.

Was denken Sie davon, Singakademie gleich für sechs Abende zu miethen? Da fielen doch gleich die Transportfrais weg. Kurz, denken Sie, ich bitte dringend, bei allen weiteren Schritten an den nervus rerum gerundarum. Der Herzog wird endlich übermorgen dauernd hierher übersiedeln, und es wird dadurch der höchst lästige schriftliche Verkehr mit ihm durch den expetitiveren mündlichen ersetzt. Die Krankheitsfälle in der Kapelle succediren sich chronisch: es ist als ob der Teufel im Spiele wäre. Sie können sich vorstellen, welche Arbeitserschwerung, welche unerquickliche Penelopeweberei hierdurch bewirkt wird. Ich habe das Talent, Glück zu haben, diese Saison eingebüßt. — —

Deßhalb — bitte — in Aller Interesse: gehen Sie so vorsichtig als möglich vor. Ich bin leider finanziell zu abgebrannt, als daß ich — ohne Sicherheit auf pianistische Einnahmen in zweiter Winterhälfte — daran denken könnte, dem Herzoge, wie ich möchte, die für Verstärkung der Kapelle gemachten Extraausgaben zu restituiren. Doch läßt mir dieser Gedanke keine Ruhe, und ich muß auf Mittel zur Realisirung meines sich jeden Tag krampfhafter steigernden Wunsches sinnen, mich mit möglichstem Anstand aus dieser Affaire zu ziehen, mich überhaupt von Meiningen loszu — eisen (Eisen im Sinne von chaîne, nicht von glace); ich gehe hier zu Grunde, so weit dieß nicht bereits perfekt geworden ist.

Meister Br[ahms] hat uns viel Ehre erwiesen aber auch empfindlich im Arbeiten gestört. Die zweite Woche des Monats mußte seinen Werken ausschließlich gewidmet werden (3/4 der Kapelle verbummelt, 1/4 neu, grün, undisciplinirt), um Meiningen nicht in seinen Ohren zu blamiren; die dritte Woche verweilte er hier, jeden Tag war er in der Probe, spielte und dirigirte, dreimal dem Herzog vormusizirend. Das war nicht zu ändern; ich hatte ihm in optimistischemTaumel (Februar — Wien) die Besuchseinladung gemacht, konnte ihm keine uns besser gelegene Zeit bestimmen, sondern mußte seine Meldung respektiren.

Er schien sich zu gefallen, sprach sich — mit abwechselnd scharfen Sarkasmen — häufig nicht blos lobend, sondern sogar entzückt aus, dinirte dreimal bei Hofe, empfing Komthurkreuz, was ihm ebenfalls zu behagen schien: wie er sich anderwärts äußert, fürchte ich beinahe zu hören, denn ich halte ihn an Genie, wie an „Herz", R. W. ebenbürtig.

Sein Besuch hat uns für's Studium seiner Werke natürlich genützt; aber

es störte doch einen logischen Fortgang unsrer Exercitien und — genug. Sie mögen das Weitere zwischen den Zeilen lesen, was Ihnen Ihre Mittel ja erlauben. — —

Entre deux répétitions.

An die Mutter

Meine geliebte Mutter, Meiningen, 6. November Abends [1881].

— — Das Verständigste wäre, hier Alles aufzugeben, ein besseres Klima aufzusuchen, Ruhe zu haben, nur der Herstellung seiner Gesundheit zu leben. Leider ist dieses Verständige nicht auch das Anständige. Ich kann mich nämlich mit Anstand jetzt nicht aus meinen Verpflichtungen herauswinden. Der Herzog hat, auf meine im vorigen Jahre bewiesene Opferkraft [hin], bedeutende Opfer für Verstärkung seiner fragmentarischen Kapelle gebracht. Diese bedeutenden Opfer sind jedoch ungenügend an sich und können nur durch eine ganz aufreibende Thätigkeit meinerseits ergänzt, wirksam gemacht werden, um künstlerische Resultate zu erreichen. Übrigens habe ich mit meinen Anwerbungen ein unaufhörliches Pech gehabt, wie im vorigen Jahre Glück. Es sind bei den beschränkten Mitteln nur junge Leute ohne Routine gekommen, denen man durch unausgesetzte Schulmeisterei selbst noch Elementares eintrichtern muß. Ich bewähre eine Geduld, Ausdauer, ein solches Gegentheil von Arbeitsscheu, daß jeder Andere — außer einem hohen Herrn, der nicht in die Küche geht, sondern sich nur ergötzt an dem, was man ihm servirt — mich nicht blos bewundern müßte, sondern für verrückt halten, mich zu alle dem herzugeben. Genug. — —

Heute habe ich zum ersten Male dirigiren können, ein Mendelssohn-Concert, das recht glücklich abgelaufen ist: aber nach dem Ende (es fing um 4 Uhr an und dauerte bis 6) habe ich mich vor Abspannung hinlegen und ausruhen müssen. Um 8 Uhr habe ich mich durch Thee gestärkt, und jetzt bin ich im Stande Dir zu schreiben. Wollte Gott ich könnte das etwas frischer und liebenswürdiger, aber ich muß mich ungeheuer schonen. Denn morgen früh um 9 Uhr gibt's Probe bis 1 Uhr, Nachmittag von 3 bis 5, Abends von 8 bis 10 mit dem Gesangverein. — — Meine Ansiedlung in diesem Neste, wo man keine Droschke hat, keinen Schneider und Schuster, die ihr Handwerk verstehen — war vielleicht der allerdümmste Streich, den ich in meinem, an dummen Streichen doch so überreichen, Leben noch begangen habe. Auch die über alle Maßen kostspielige Einrichtung einer Wohnung war ein Irrthum, denn der Schattenseiten sind da viel mehr als der Annehmlichkeiten. — —

Nun, alles nachträgliche Jammern hilfts nichts. Ich habe mir die Suppe eingebrockt und muß sie ausessen. In der guten Freundin, des Herzogs Gemahlin, habe ich mich bei dieser Gelegenheit ebenfalls stark getäuscht. Sie — —, hat eigentlich nur die Komödianten im Kopfe; übrigens ist sie meistentheils unpäßlich. Der Herzog, das muß ich gleich bemerken, zieht die Musik dem

Theater bedeutend vor; — — er wünscht, daß die Kapelle sich im Januar in Berlin producire mit Beethovenconcerten, wünscht, daß diese Concerte ihm, wenn möglich, (woran ich sehr zweifle) theilweise die Kosten der Kapellverstärkung einbringen. Wenn die Sache, die leider vollständig eingeleitet ist, nicht gut geht, so setze ich meinen künstlerischen Ruf auf's Spiel. Also heißt's: Durch, durch, durch! — —

Etwas Erfreuliches könnte ich Dir melden. Das war vor 14 Tagen der Besuch von Brahms. — — Er hat versprochen, am 27. dieses in einem hiesigen Abonnementconcerte sein nagelneues Clavierconcert zu spielen. Damit kann natürlich Meiningen und der Herzog billiger Weise renommiren. Das ist eine große Auszeichnung. — —

Daß Daniela ihren Großvater nach Rom begleitet hat und ihn dort im Verein mit Frl. v. Schorn pflegt, wird Dir wohl bekannt sein. Der alte Maëstro hat es sehr nöthig, daß sich Jemand seiner annimmt. Seine Unbehilflichkeit und körperliche (wie leider auch geistige) Schwäche ist in so hohem Grade Tag für Tag zunehmend, daß ihm ein wirkliches Malheur zustoßen könnte, wenn er sich selbst überlassen bliebe. Zudem hat ihn sein letzter Diener betrogen und endlich verlassen, da seine frechen Gagenerhöhungsansprüche nicht bewilligt werden konnten. Ach, es ist überall ein Jammer und ein Elend; vergeblich suche ich nach einem Lichtpunkte, an dem man sich, nur zur Abwechslung, im Geiste erholen könnte! — —

Gelesen habe ich nichts. Hier gibt's auch keine Buchhandlung, sonst hätte ich Dir etwas geschickt. Ich lebe hier auf einem Dorfe.

An die Mutter

Meiningen, 8. December 1881.

— — Am 14. ist die letzte Kammermusikſoirée (die sechste), die ich alle habe einstudiren müssen. Vom 15. ab beschäftigen wir uns nur noch mit den Aufgaben für die Concerte in Berlin; da gibt's noch viel zu thun, aber es ist doch Alles aus dem Gröbsten herausgearbeitet, (was ich dießmal in Ermangelung eines brauchbaren Kapellmeisters Alles habe selbst besorgen müssen) und ich kann mich wieder in meinem Elemente bewegen, dem der Verfeinerung. Der Höhepunkt unserer Musikſaison war, wie im vorigen Jahre die IX. Sinfonie, dießmal Brahms, der gespielt und dirigirt hat und sehr gefeiert wurde. Der Herzog hat ihn vielfach ausgezeichnet, wie ich ihn darum ersucht. — — In Rom nimmt man mir diese Brahmsallianz natürlich sehr krumm; das läßt sich nicht ändern. Ich habe mein Leben lang genug für meinen verehrten Meister gewirkt, nicht immer zu persönlichem Vortheile.

Bis 3. Januar [Daten] bin ich hier vollständig gefesselt. Ich darf nichts unterlassen, die Musiker bis zu bombenfester Sicherheit einzupauken — denn unser Erscheinen in der sogenannten Reichshauptstadt ist, d. h. wird betrachtet als ein Angriff; somit wird's nicht an Kritteleien, selbst Schmähungen fehlen.

Aber der Herzog hat Ambition und glaubt an einen Sieg. Vielleicht! Glück gehört dazu, z. B. keiner der Musiker darf mir krank werden, vor Allem ich selbst nicht. Nun, wir werden sehen. — —

An die Mutter

Meine theure Mutter, Meiningen, 26. Januar [1882].

— — Ja was soll ich Dir denn sagen über diesen Monat, den erfreulichsten, glücklichsten, erfolgreichsten meines ganzen bisherigen Lebens? Die Triumphe, die ich gefeiert habe, entziehen sich jeder Schilderung. Sieg überall, wo ich mit meinen 50 Leuten, statt wie früher nur meinen 10 Fingern hingekommen! Wahrlich, ich glaube, muß glauben an eine Mission, muß Gott danken, daß er mir die Kraft verliehen hat, sie so glänzend [zu] beginnen, darf zur Vorsehung hoffen, daß ich sie fortsetzen, daß ich sie vollenden werde. Berichte hast Du ja wohl empfangen. — — Willst Du mehr, so soll's besorgt werden. Übrigens im März geht's wieder los, und ich denke, noch eclatanter. Morgen reise ich über Dresden nach Wien, wo ich am 2. Februar mit einer Brahmssoirée debütire. Seit dem 8. Januar duzt mich der große Meister, worauf ich nicht wenig stolz bin. Ich habe ihn mir erobert und erobere ihm einen Theil der Nation, der noch nichts hat von ihm wissen wollen, trotzdem der Mann 48 Jahre alt ist und so vieles Hohe, Meisterliche, Unsterbliche geschaffen hat. Ja, es wird mir gelingen, ihm eine Nachwelt schon in der Mitwelt schaffen zu helfen. — —

Herzog und Baronin sind im siebenten Himmel durch die Erfolge.

An Hermann Wolff (Berlin)

Wien, 8. Februar [1882].

— — Sie schreiben mir zweimal am selben Tage, bedenken nicht, daß die Post beide Briefe zuweilen nicht anders als gleichzeitig bringen kann. Aus dem Inhalt — in nervösester Eile und deßhalb viel zu weitläufig — kann ich, der ich meine Musik im Kopfe habe, nicht klug werden, welcher von beiden Briefen der frühere. Ist das so raffinirt, auf den zweiten Brief Datum und Stunde zu setzen, oder eine römische II? — —

Am 2. haben Sie mir, natürlich unabsichtlich (absichtlich kann mir Niemand etwas anthun) Übles gethan. Von andrer Seite war ich schon im höchsten Grade nervengereizt; Ihre Feuerlärmdepeschen machten das Maß übervoll, und ich habe — Gott verzeih's den Schuldigen — bei weitem nicht so spielen können, wie ich's im Stande gewesen wäre. Denken Sie, meine Nerven (was habe ich denn sonst?) seien Schiffstaue? Liszt's unerwartetes Eintreffen Tags vorher, Brahms' noch unerwarteteres eine Stunde vor dem Concert in meinem Zimmer: ein Wunder, daß ich nicht noch schlechter gespielt habe!

Hoffentlich kommt heute keine Attentäterei. Nun noch Eines. Die Leute haben auf die Programme zu warten, bis mir's beliebt, d. h. bis ich das jeweilig Richtige gefunden, wozu ich Information bedarf. Die lüderliche Drehorgel-

oder Circus-Methode Rubinstein's, Heymann's, Grünfeld's, Joseffy's u. s. w. ist nicht meine Sache. Zudem zieht mein Name, nicht die Speisekarte — —

Überschätzen Sie mich nicht mehr; mein Kopf hat fortwährend fürchterlich zu arbeiten; ich bin keine genialische Natur wie Heymann und Rubinstein, welche das Material ihrer Erfolge nur so aus den Ärmeln schütteln — von Adonai's Gnaden. „Ich liebe das Clavier ja nur wie meine Großmutter" sagt Moszkowski, und mich dünkt beinahe, er hat recht, wie ja die Presse immer recht hat, vielleicht sogar der größte aller Schw — ärmer, der Redakteur der „Musikwelt".

Nichts für ungut: bisogna sfogarmi.

An die Mutter

Meine theure Mutter! Krakau, 17. Februar [1882].

— — Der Wiener Aufenthalt ist mir leiblich sehr gut bekommen: herrliches Wetter, gute Luft, gutes Essen, lustige Menschen; der freundschaftliche Verkehr mit Brahms und der immer noch überaus reizenden und liebenswürdigen Gräfin Dönhoff, die wegen ärztlicher Behandlung ihres langwierigen Leidens, das sie noch ans Zimmer fesselt, in Wien, hat mir geistig so wohl gethan, wie nichts Andres es vermocht haben würde. Prinzeß Marie Hohenlohe, auch die Prinzeß Reuß, Gemahlin des Botschafters, Tochter des Großherzogs von Weimar, habe ich bei Gräfin Dönhoff mehrmals gesehen und angenehmes, ungenirtes Geplauder mit ihnen gehabt. Einladungen zu Soirées und Diners habe ich zum Heile der Nerven meines Kopfes und Magens stets beharrlich refüsirt.

Daß Meister Liszt sich seit dem für ihn unglücklichen vorigen Sommer um ein Jahr verjüngt hat, wird Dir vielleicht aus den Zeitungen vorgelesen worden sein. Er begleitete mich neulich von Pest nach Preßburg, wo er stark gefeiert wurde, wozu ich durch allerlei Einlagen seiner Compositionen Anlaß gab. (Den Ertrag des Concerts schenkte ich dem Hummel-Denkmal.) Liebe Mutter! Meine Zeit ist abgelaufen. Es haben sich Besuche angemeldet von unabweisbaren Lokalkünstlern — Polen natürlich, keine Juden. Ich muß den Liebenswürdigen spielen und meine Lungen anstrengen; dieses Organ leidet am meisten bei mir durch die unzähligen Ansprüche an Gebrauch. Aber — Sklave muß man nun einmal sein — seiner Mitmenschen, wenn man nicht Eremit werden will. — —

An Johannes Brahms

Hoher Freund! Meiningen, 24. Mai [1882].

Du hast mir durch Deinen gütigen Brief eine große Wohlthat erwiesen. Er gestattet mir, Dir gewissermaßen menschlich näher zu treten, ohne Deine Hühneraugen, falls Du deren hättest, zu incommodiren. Und hierzu, nämlich zu dem Ersteren, empfinde ich ein herzliches Bedürfniß.

Ein eigenthümliches Geschick läßt mich nach der Pause eines Vierteljahrhunderts wiederum an einem rheinischen Musikfest Theil nehmen, wiederum in

Aachen. 1857 spielte ich Liszt's Es dur-Concert — ich „fürchte" — schlecht, denn F. v. H[iller] hat mich damals gelobt — im August darauf wurde ich sein Schwiegersohn, Liszt's nämlich. 1882 beabsichtige ich dein D moll gut zu spielen, wenigstens thue ich mein Möglichstes dazu, habe meine Braut in Berlin verlassen, um mich einige Tage hier zur Vorbereitung einzuschließen. Vermuthlich im August — wiederum — nehme ich eine Lebensgefährtin, die sich zur ersten ungefähr verhält, wie die beiden Clavierconcerte zu einander. Das klingt sehr pathetisch, aber es ist doch mehr, als ein bloßer Widerhall mailicher Situationsgefühle. Marie Schanzer (Tochter eines Oberdirektors im Kriegsministerium in Wien) ist bereits seit vier Jahren der Gegenstand meiner Herzensschwärmerei. Am Tage unsrer Hamburger Matinée 15. Januar explodirte der Zündstoff: als wir uns Abends in der Oper wieder trafen, kam ich von Altona, so zu sagen, als Kryptobräutigam her. Der 30. März, als sie mir das erste „Du" gewährt, sanctionnirte das intime Ereigniß durch das Zusammenspiel — vorher hatte sie nicht den Muth gehabt — der neuen Hefte Deiner ungarischen Tänze, welche Du mir beim Abschiede von Wien geschenkt hattest. Es ging sehr flott und flößte mir Vertrauen in die Zukunft ein.

Wie wär's theurer Meister, wir hörten uns zu Drei den Parsifal gegen Ende August an? Ich würde meine Tochter Daniela um eine Empfehlung bitten, uns gute Plätze sichern zu lassen.

Doch — betrachte diesen Wunsch nicht als ein behelligendes Verlangen. Die Rolle, welche Du im letzten Drittel oder Viertel meines Lebens spielst, legt Dir keinerlei persönliche Repräsentationskosten auf. Mein Respekt vor Dir, das weißt Du ja, ist ebenso groß, als meine innige Verehrung und Liebe für Dich. Der Neophyt darf hierin dreist mit Deinem glücklicheren ältesten Freunde J. J.[oachim] concurriren, auch im Verständniß Deines ganzen Werthes, worüber ich Dir noch Proben abzulegen habe. Doch die sollen nicht ausbleiben, glaube es mir.

Belächle nicht diese Herzensergießungen, welche so kurz zu fassen, ich mir Gewalt anthun muß. Gedenke meiner freundlich, wenn Du meiner gedenkst: ich bin dessen nicht unwürdig. Mach Dir keine Sorge wegen einer Mißdeutung Deines Ausbleibens am Comer See, aber sende meiner Braut Deine neuen Lieder mit einem Federstrichgruße. Ich — will sie in Simrock's Interesse nicht „geschenkt" haben. Fräulein S. bleibt übrigens als Frau S. bei der Bühne: sie hat ein wahres, großes Darstellungstalent, sie ist Künstlerin von G. G.

Vom 1. Juni bis 15. Juli hat sie Dienst in Nürnberg, wo ich sie dann besuchen werde, wenn's meine anderen Verpflichtungen, z. B. der Besuch bei meiner armen blinden Mutter, die mit dem Jahrhunderte geht, gestatten.

Lebe wohl, genehmige die herzlichsten Wünsche für reiche Erfüllung aller der Deinigen von Deinem

treu eigensten Verehrer
Hans v. Bülow.

W[üllner] in A[achen] werde ich von Dir grüßen; er ist Dir sehr dankbar für Deine Theilnahme an dem tragischen Ausgange „seiner Liebschaft mit dem Theater".

An Hermann Wolff (Berlin)

Mit Herrn Direktor Pollini's Offerte einer Aufenthaltsentschädigung von 1500 Rm. — Einstudirung und Direktion der ersten Vorstellungen von Glinka's „Leben für Ezar" — kann ich mich einverstanden erklären, vorausgesetzt, daß die von mir Hamburg zu widmende Zeit die Dauer von 4½ Wochen nicht überschreitet und ich, wie es meine hiesigen Amtsverpflichtungen erheischen, am 1. Oktober auf meinem Posten wieder eingetroffen sein kann.

Die Rollenbesetzung in genannter Oper, obwohl es sich eigentlich nur um vier Partieen handelt, von meinem Schreibpulte maßgeblich vorzuschlagen, fühle ich mich nicht genügend competent, weil sehr ungenügend vertraut mit den disponiblen Kräften, resp. Schwächen.

Die Hauptsache ist der Baß: Iwan Susanin, musikalisch, wie namentlich dramatisch der das Interesse auf sich concentrirende Träger des Werkes.

Herr Gura ist mir der einzig denkbare Repräsentant hierfür. Er muß sich in die Rolle gewissermaßen mit enthusiastischem Glauben verlieben können. Liegen ihm diverse Notenfolgen nicht kehlgerecht, so statuire ich entsprechende Änderungen. Das Nächstliegende wäre, Herrn G. einen Klavierauszug der Oper einzuhändigen und ihn um sein Votum binnen 14 Tagen zu ersuchen. Ich wünschte, Herr Direktor P. betrachtete es nicht als einen Eingriff in seine Geschäftsordnung, als einen Vorschlag, seinen vortrefflichen Regisseur Herrn Hock zurücksetzen zu sollen, wenn ich Herrn G. nachdem er sich im Klavierauszuge genügend orientirt hat (hierzu habe ich ihm Mitte April schon einen Wink gegeben — vielleicht hat er ihn bereits befolgt) eine Art „moralische" Regie übertragen sehen möchte. Bei seiner allgemeinen Kunstbildung, wie seiner großen spezifisch musikalischen Begabung, würde es mir sehr leicht werden, mit ihm mich zu consultiren. Ich habe hier nur die richtige (wirkungsvollste) Rollenbesetzung im Sinne.

Die drei — dramatisch nebensächlicheren, gesanglich aber sehr wichtigen — weiteren Hauptpersonen sind:

1. Antonida: Sopran (eher hoher als Mezzo) — frische Stimme, jugendlicher graziöse Erscheinung — nicht zu stattlich — nöthig, ferner Coloraturfertigkeit und musikalische Intelligenz. — —

Eher eine „Isabella" als eine „Alice" ist am Platze.

2. Sobinjin: lyrischer Tenor — aber kein Süßholzblock. Die nämlichen Requisiten wie bei Nr. 1. Da Herr Winkelmann Legato singen kann, so wäre er zum Gelingen — für den guten Theaterbesuch — vielleicht brauchbar. — —

3. Wanja: Contralt. Eine relativ stattliche Erscheinung wäre sehr vortheil-

haft vor, Allem gerade Beine, nicht zu fastenzeitliche Schenkel p. p. Im Übrigen dieselben Requisiten.

Die vier Personen müssen stimmlich und womöglich auch plastisch ein harmonisches Quartett repräsentiren. Sie haben Ensembles im 1. und 3. Akte, die Applause bis zum Da Capo-Rufe hervortreiben können und bei gehörigen Proben unter meiner hingebenden (ja!) Leitung erringen müssen.

Nachdem mit Rücksicht auf genannte Erfordernisse die vier Hauptpersonen designirt worden sind — was nicht bald genug geschehen kann, damit, falls sich die Wahl nicht bewährte, rechtzeitige Andersbesetzung erfolgte, muß jede einen Klavierauszug erhalten, um sich zu orientiren, überlegte Wünsche nach Kürzungen, Punktirungen u. s. w. äußern zu können, denen ich, wo immer mit gutem Gewissen — gegenüber „den Manen" des Autors und den sicher herbeigelockten „off's" aus seinem Vaterlande — möglich, gern Rechnung tragen werde.

Die ganze Oper wird eine Viertelstunde länger zu dauern haben, als z. B. „die Stumme", also viel kürzer als ein Meyerbeer'scher Fünfakter.

Ungemein wichtig sind die Chöre. Eventuelle Verstärkung erwünscht. Kleine Kürzungen auch hier statthaft. Ballet dagegen (im zweiten Akt, den es ausfüllt) muß complett gemacht und sehr soignirt werden.

So viel einstweilen über den Gegenstand, so weit er mit der Verantwortlichkeit, die der Dirigent übernimmt, in engerer Verbindung steht. Haben Sie die Güte, Herrn Direktor Pollini hiervon Notiz zugeben.

An Johannes Brahms

Mein hochverehrter Freund! Meiningen, 17. Juli 1882.

Excellenz Simrock hat mich eben sehr reichlich beschenkt; dafür habe ich denn doch, so glaube ich, zunächst Dir meinen herzlichsten Dank abzustatten. Ich bin ganz stolz, ein Exemplar avant la lettre der Partitur Deines B dur-Concertes zu besitzen, das ich vor der Hand so gut in den Fingern habe, als nach erstem Studium möglich ist. Ich kann gar nicht aussprechen, wie viel Freude es mir gemacht hat, und wie ich nur immer aus einer Bewunderungsexclamation in die andere (innerlich) gerathen bin. Deine Musik macht mich wieder an Leib und Seele gesund. Ich habe bekanntlich aus beiden allerhand Toxikologisches auszuwaschen. — — Gott, wo war ich früher! Soll ich Dir gratulieren zum Avancement? Die neueste Bayreuther Encyclika ernennt Dich zum Euripides (Äschylus Bach — Sophokles Beethoven), prophezeit ferner: von Beethoven würden nur 2 Sinfonien bleiben, von Dir aber 9. Möge der zweite Theil zur Wahrheit werden! Quod Dî bene vertant!

Deine Gesänge [op. 86] anlangend, so bitte ich vor Allem, meinen Respekt entgegenzunehmen. Wie viel Kunst durch Kunst verborgen! Ich höre und sehe mir Alles durch die Lupe an, und so lange ich beim Analysiren bin, komme ich nicht zum Genuß, zum Gepackt- und Ergriffenwerden. Letzteres ist für meine

Natur Endziel. Meine rein musikalische Neugierde darf keinem Überraschungsreize mehr nachzugeben haben, wenn ich unmittelbare Gefühlswirkung erreichen will. Meine Bewunderung für Dein neuestes Werk ist also zur Zeit noch eine kalte, wenn man's so nennen will. Scheint es mir nur so, oder hast Du wirklich einen neuen Weg, resp. einen älteren eingeschlagen? Doch der Titel besagt's ja schon. Es sind eben Lieder, nicht sog. Gesänge, wie ich oben gedankenlos hingeschrieben. Arme Franzianer, wenn ihnen das aufgesteckte Licht leuchtet! Ich denke an R. Sch.'s Wort, als David zum ersten Male das Mendelssohn'sche Concert in Leipzig spielte: nun, da bringen Sie uns ja das Stück, welches Sie uns immer zu componiren versprochen hatten! — Was für ein liebenswürdiger Klaviersatz übrigens! Lache mich nicht aus, sondern bedenke, welche harte Nüsse Du mir zu knacken gibst — bei der Exiguität meiner Tastenfangwerkzeuge! Op. 1 und 5 werden nämlich jetzt strammest einexerzirt. Hast Du kein Herz mehr für Deine Erstlinge, so verdirb mir wenigstens nicht den Herzensappetit darauf. Ich will, ich werde sie so schön spielen, daß Du mir ohne Mißvergnügen einmal aus Bösendorfer's Hofe zuhören wirst. Mit dieser Herausforderung schließe ich diesen für Dich zwar überflüssigen, aber hoffentlich nicht — weiter — störenden Gruß Deines in innigster Verehrung treuestergebenen

Hans v. Bülow.

Daß Du an R[aff]'s Wittwe in Fr. einen so warmen Theilnahmebrief, geschrieben, darüber habe ich mich mit ihr gefreut, und zwar ganz besonders deshalb, weil es meiner Bewunderung Deiner Größe willkomen war, zu sehen, daß die Dir hier und da angedichtete Herzlosigkeit zu den Fabeln gehört.

An Johannes Brahms

Haltestation Meiningen, 7. Januar 1883.

Hochverehrter Meister und gütiger Freund!

Deines brieflichen Tusches bin ich zur Stunde noch recht unwürdig. Die bösen Geister — wenn man revoltirendes Nervengesindel so vornehm tituliren darf — sind im sogenannten edlen Theile — meinem Kopfe — mittelst elektrischer Behandlung ein wenig zur Raison gebracht worden — treiben jedoch ihr Unwesen recht arg in den Fingern, so daß es mit dem Klimpern wie mit dem Schreiben noch gar nicht recht klappen will. Eingedenk des vergangenen glücklicheren Jahrestags habe ich heute einen Versuch mit Deinem C dur-Trio (Allah il Allah!) gemacht, der mich mit äußerster Mißbefriedigung über meine Leistungsfähigkeit erfüllt hat — ein Glück, daß Du kein Telephon zur Verbindung mit Meiningen benutzest. Da ich es für ein crimen laesae halten würde, mit meiner Beantwortung Deiner Anfrage zu zögern, habe ich an S. H. Deinen Wunsch, Anfang Februar (statt Anfang April) hierher zu kommen, brieflich — nb. nicht Deinen Brief — mitgetheilt. Ich erhalte soeben des Herzogs Bescheid, lautend: „Da Maëstro Br. zu den sizilianischen Banditen nach dem etwas öden Girgenti will, ist er Anfang Februar willkommen und natürlich mein Gast,

was Sie vielleicht einfleußen lassen wollen. Aber nun gilt's, unseren Chor zusammenzurütteln und lustig zu machen, um das Parzenlied zu bewältigen." — Bist Du zufrieden? Willst Du Nänie und D dur-Serenade hören? Quintett wird fleißig studirt. Die Prinzeß spielt's überdies mit dem Kapellmeister vierhändig. Wie wäre es eventuell mit einer Combination? Genehmige noch meinen gerührtesten Dank, daß Du mir durch den Verleger Deine neuen Werke geschenkt hast. Ist eigentlich ein Unrecht an ihm, wie an mir, der ich mich meiner Würde als Käufer Deiner opera — wie verschiedener anderer Würden — nun entsetzt fühle. Für gute Musik Geld auszugeben, ist ja doch das einzige wirkliche ökonomische plaisir. Lebe wohl, Großer, und habe Nachsicht mit dem so eilfertigen und unfreiwillig nachlässigen Gegengruße Deines treuen Bewunderers.

An Johannes Brahms.

Hoher Meister! Theuerster Freund! Frankfurt a. M., 8. Januar 1884.

Heute vor zwei Jahren — in Berlin — in der Singakademie — empfing ich von Dir ein Geschenk, ein Geschenk, zu dem ich mir jeden Tag gratulire, heute aber ganz besonders. Die Ehre, die Du mir erwiesen mit dem Du-Kusse, hat meinem ganzen weiteren Leben Werth und Weihe verliehen. — In demselben Jahre verlor ich meinen ältesten — ich darf sagen — väterlichen Freund — dessen Gedächtniß ich heute hier feiere. [Raff]. 1846 in Stuttgart lernte ich ihn kennen — mein erstes Auftreten als Klavierjüngling „ereignete sich" ebendaselbst 8. Januar 1848 — eine ungedruckt gebliebene Klavierfantasie über Kücken's Prätendent (!) war meine erste Propagandistenthat für den, um den ich meine Trauer heute erneuere. Mitten in dieser Trauer — muß ich nicht über fast Alles, was ich in dem Zeitraume von 37 Jahren aktiv und passiv erlebt, ebenso egoistisch als nutzlos trauern? — erhebe und erlabe ich mich heute an Deinem Bilde, dem Bilde des, Gottlob! von mir nicht zu spät, wiewohl spät erkannten rechten Meisters, zugleich des neuen gütigen, nachsichtigen Freundes! Laß mich mir selber hierzu Glück wünschen, erhalte Dein freundschaftliches Wohlwollen auch in seinem neuen Lebensabschnitte Deinem, Dir in fester, treuer, emporblickender Verehrung ergebenen Hans v. Bülow.

An Emil Mauerhof, Schriftsteller

Hochgeehrter Herr! Meiningen, 29. März 1884.

Um Ihnen einigermaßen geziemend für den Ausdruck Ihrer mir so ehrenvollen Sympathie, mit welchem Sie die gütige Sendung Ihres Hamletbuches begleiten, und namentlich für dieses letztere zu danken, müßte ich selbiges doch erst wirklich gelesen, nicht blos angeblättert haben. Seit den wenigen Tagen meiner Rückkehr bin ich aber leider nur mit dem Hinwegräumen von Hindernissen zu Berufsarbeit beschäftigt gewesen, welches Geschäft bekanntlich auch die gute frische Laune hinwegräumt, dieses unentbehrliche Requisit zum Empfangen

wie Geben geistiger Spenden. Einer zur zweiten Natur gewordenen Angewöhnung zufolge, jedes lesenswerthe Buch der Reihenfolge der Seitenzahlen nach zu consumiren und vor Allem nicht die römischen (das Vorwort) zu überschlagen — stecke ich zur Zeit noch im Vorhofe des Tempels. Und da strauchle ich — in den freien Momenten, wo ich das Buch zur Hand nehmen kann — beständig über den Namen R. G. Ist es dieser sich als Virtuos geberdende Dilettant, dieser nichtreüssirte Palleske, dieser literarische Lasker à la recherche d'une coterie, die ihn zum Ehrenpräsidenten einer neuen mutual admiration society ernennen würde, wirklich werth, daß Sie ihm soviel Ehre anthun, ihn als cow-catcher vor die Locomotive „Shakespeare" spannen?

Doch Sie werden Ihre Gründe dazu haben und ..... Kennen Sie Ludw. Tieck's an meinen mit ihm befreundeten seligen Vater geäußertes Wort über die Bescheidenheit: „Nichts bringt mich so in Harnisch, als einen sich mir vorstellenden jungen Dichterling von seiner Bescheidenheit prahlen zu hören. Ich möchte ihm dann entgegnen: Aber, Herr, wer, was gibt Ihnen denn ein Recht zur Bescheidenheit? Auf was sind Sie denn bescheiden?"

Die Forderungen des Tages, welche in Gestalt eines Orchesterdieners u. s. w. an mich herantreten, versagen es mir, Ihnen ausführlicher zu sagen, wie sehr ich mich auf das Umwenden von Seite XXVII zu S. 1 freue. Ich habe den Werder'schen „Detective" noch unverdaut, und bei dem so vortrefflichen Essay von Turgeniew kommt ja die — blinde Praxis Don Quichote ebenso gut weg, als die — lahme Theorie Hamlet — jedenfalls aus vornehm berechtigtem Dégoût des Autors vor den Leo's und sonstigen William-Protzen — unbillig kurz abgefertigt wird. Für jetzt also, verehrter Herr, nehmen Sie vorlieb mit meinem unzureichenden pränumerando-Dank und genehmigen Sie [u. s. w.]

An die Mutter

Frankfurt a. M., 21. Juni 1884.

— — Seit den Pfingsttagen bin ich, wie vorher bestimmt war und ich Dir bei meinem letzten Besuche erzählt habe, hier am Raffconservatorium wieder einmal als Klavierschulmeister thätig, und zwar mit vollen Kräften. Eine kleine Selbstüberwindung gehörte anfangs dazu, doch diese Aufgabe, so zu sagen, hat sich ganz schön gelohnt. Es ist viel guter Wille in den Schülern vorhanden, und die Lehrer unterstützen mich auf's Eifrigste. Meine Explicationen scheinen so wenig zu langweilen, daß viele Musikfreunde um die Erlaubniß ersuchen, beiwohnen zu dürfen. Der junge blinde Prinz Alexander von Hessen erscheint fast regelmäßig von 8—11; die Frau des Theaterdirektors Frau Claar-Delia begleitet ihn, und auch von auswärts (Homburg, Hanau u. s. w.) kommen Zuhörer. Die Befriedigung, die ich empfinde, künstlerisch förderlich zu sein, läßt mich die Anstrengung und Ermüdung meinerseits durchaus nicht bedauern. — —

„Wo ich nütze, ist mein Vaterland" hat der unsterbliche Frankfurter Patri-

zierſohn, wie Du Dich wohl erinnern wirſt, in ſeinen Sprüchen geſagt — darauf darf ich mich hier, in Goethe's Vaterſtadt, wohl unbeſtreitbar berufen.

In den erſten Tagen des Juli denke ich nach Meiningen zurückzukehren und dort meine Sizilianer, die bereits vor acht Tagen in Bayreuth eingetroffen ſind, einige Zeit zum Zwecke näherer Bekanntſchaft zu beherbergen. Da meine Frau jetzt noch in Baſel Dienſt thut, ſo hat meine Hütte ſelbſt für den einjährigen Manfred, Deinen Urenkel, liebe Mama, Raum. Was dann weiter geſchieht, vermag ich Dir heute noch nicht zu ſagen. — —

Nächſten Mittwoch 25. Juni iſt Raff's Todestag. Da ſind wir beſchäftigt, eine möglichſt würdige muſikaliſche Gedenkfeier zu veranſtalten, deren Ertrag zur Gründung eines Fonds beſtimmt werden ſoll, um ihm einen anſtändigen Grabſtein zu ſetzen. Auch bei dieſem Werke der Pietät haben wir mit allerlei Hinderniſſen zu ſtreiten, welche uns lokale Parteigehäſſigkeit in den Weg rollt. — — So geht es in der muſikaliſchen Welt zu, liebe Mama — iſt immer ſo zugegangen, wird ewig ſo zugehen. Das kann Keiner ändern. Die Menſchen von gutem Willen ſind immer in kleiner Minorität. Um ſo thätiger müſſen ſie ſein. In der politiſchen *großen* Welt iſt's ja übrigens gerade ſo beſtellt. Da habe ich in dem neuen Buche von Buſch „Unſer Reichskanzler" jetzt ſo viel Belehrendes, Erhebendes und auch zugleich Unterhaltendes geleſen, daß ich der Verſuchung nicht widerſtehen kann, es Dir zuzuſenden. Ich glaube kaum, daß irgend etwas Deine religiöſen Grundſätze — vom Kulturkampfe iſt Gottlob faſt nirgends die Rede — Verletzendes Dir begegnen wird. Die Kapitel über die Geſchichte der Beziehungen zu den einzelnen Großmächten ſind unglaublich reich an intereſſantem Stoffe und klären Einem das ganze Jahrhundert auf. — —

An Albert Gutmann (Wien)

Sehr geehrter Herr! Meiningen, den 2. Oktober 1884.

Es thut mir ganz unendlich leid, Ihre verehrliche Zuſchrift vom Geſtrigen nicht Ihren Wünſchen gemäß, ſondern mit allerlei „non possumus" zu beantworten.

Ihre Wünſche bez. der Programme der Meininger Hofkapellconcerte baſiren jedoch auf irrthümlichen Vorausſetzungen, die ich die mißliche Aufgabe habe, zunächſt berichtigen zu müſſen.

Die herzogliche Hofkapelle hat, entſprechend den nur beſcheidenen Mitteln Sr. H., eine quantitativ auch nur ſehr beſcheidene Stärke. Sie reicht zur Wiedergabe Wagner'ſcher Orcheſterſtücke (welche meiner Meinung nach nicht in's Concert und alſo auch nicht in unſer Repertoire gehören) ſo wenig aus, daß wir dieſelben nur in verſtümmelnden, ſomit höchſt antikünſtleriſchen Arrangements bringen könnten. Daß ich mich hierzu unter keiner Bedingung verſtehen würde, daran zweifeln Sie ſicher nicht.

Unſere Programme ſtehen im richtigen Verhältniſſe zu unſeren Mitteln (Per-

sonal), und ich kann Ihnen daher nur die Wahl lassen zwischen Dem, was wir einstudirt haben und demgemäß so darbieten können, daß ich es als Dirigent künstlerisch verantworten kann.

Unsere Spezialität ist Beethoven und Brahms. Hierin haben wir nach des letztgenannten Meisters nachsichtigem Urtheile keine Concurrenz zu scheuen. Da für's „große" Publikum, auf welches Sie bei der Entrepriſe zu reflectiren gezwungen sind, diese Spezialität eventuell als monoton gelten möchte (was zu ermessen ich mich incompetent fühle) und daher der erforderlichen Anziehungskraft entbehren könnte, so habe ich mir bereits erlaubt, Ihnen verschiedene andere Werke, von Berlioz (z. B. die für Wien wohl quasi-neuen Ouvertüren zu Corsar und König Lear), Raff (dramatische Ouvertüre Op. 127, IV. Sinfonie G moll, ungarische Suite Op. 194) — für deren Erfolg ich mich ebenso sehr als für ihren Werth verbürge — Rheinberger (Wallensteinsinfonie) zu nennen, mit denen wir „aufwarten" können. Auch dürfen wir von älteren Sachen die Weber'schen Ouvertüren, C moll-Sinfonie von Spohr, auch Mendelssohn'sche Werke uns selbst in Wien zu produziren unterfangen, da wir der Einübung dieser Sachen mehr Zeit und Sorgfalt gewidmet haben, als die großen Hofkapellen in der Lage zu sein pflegen, darauf verwenden zu können.

Ich sollte meinen, daß dieses Material für beinahe ein Dutzend Musikaufführungen, oder wie Sie dieselben nennen mögen (ich gebe hierin Ihrem Takte und Geschmacke plein pouvoir) hinreichend wäre: sicherlich für ein Drittelduzend. Sie haben wahrlich dabei nur l'embarras du choix.

Was nun meine solistische Mitwirkung anbelangt, so muß ich freundlichst ersuchen, deren Zusicherung als eine Concession zu betrachten, als ein Opfer, welches ich im Hinblick auf Ihre Garantieleistung und mit Rücksicht auf meinen „gnädigsten Herrn" bringe. Es geht dies im Prinzip ganz gegen meine Intentionen: ich will das Publikum auf das Was, auf die Sache hinlenken, von der Person des Ausführenden ablenken. Ich protestire so sehr gegen das „star"-System, gegen die Celebritätenattraktion, daß ich bei den Aufführungen mein Dirigiren auf ein Minimum reduzire, mich, wo es angeht, des Taktschlagens ganz enthalte.

Doch ich habe bereits bemerkt, daß ich Ihrem Wunsche, in Wien auch Klavier zu spielen, nachzukommen, mich sogar verpflichtet fühle. Zu diesem Behufe habe ich Ihnen beide Concerte von Brahms — von mir vorzutragen — zur Verfügung gestellt. Die Beethoven'schen Concerte habe ich bereits in Wien gespielt. Sollten Sie nun darauf bestehen, daß ich noch ein drittes Mal spiele, so steht das C moll-Klavierconcert von Raff zu Diensten, über dessen (des Werkes) eminenten Erfolg in London Ihnen vielleicht der damalige Dirigent, Herr Componist Cowen, berichtet haben wird.

Sie sehen, sehr geehrter Herr, daß ich von Ihrem mir proprio motu zugestandenen, von mir in keiner Weise beanspruchten, „Diktaturrrechte" ganz und gar keinen weiteren Gebrauch mache, als daß ich mir erlaube, abzulehnen,

für die Wiener Concerte Neues einzuexerziren, was für unsere Kräfte nicht paßt. — —

Nach einer 5 1/2 monatlichen Pause — — habe ich gestern zum ersten Male wieder mein Corps, darunter einige Neulinge, beisammen in corpore gehabt. Wenn wir auch jeden Vor- und Nachmittag eifrigst Separat- wie Ensembleproben abhalten, so ist dennoch keine Zeit übrig, in diesem Monate Etwas Anderes zuwege zu bringen, als die Recapitulirung im conservativen wie fortschrittlichen (verfeinernden) Sinne der „Dokumente" unserer Leistungsfähigkeit.

In der angenehmen Erwartung, daß Sie diese Erwiderung klar finden und geneigtest zu würdigen wissen werden — (weitläufiger zu schreiben erlaubt mir meine praktische Beschäftigung nicht) sehe ich Ihren weiteren Nachrichten gern entgegen.

An Johannes Brahms

Hoher theurer Freund! Berlin, 16. Mai [1885].

Eben empfange ich von meiner Frau das Autographenjuwel, mit dem Du Dich so großartig revanchirst. Wie soll man angemessen dafür danken? Hast aber doch etwas vergessen: Du hättest das Beethoven'sche Blei mit Brahms'scher Tinte fixiren müssen: tres faciunt collegium. — Herzlichen Dank für Deine gütige Aufnahme des kleinen Hektor; ich bin ganz stolz, eine Lücke in Deiner Sammlung ausgefüllt zu haben. Sonderbar, daß Du vermeintest, ich ruhete mich an den Ufern der Werra von wohlfeilen Newa- und Seine-Lorbeeren aus! Nein — den Abend meines Lebens will ich nützen, nützlicher, als Morgen und Mittag sich bewährt haben. Seitdem ich weiß, welche „Könige bauen", will ich meine „Kärrner"pflicht nach Kräften erfüllen. Die Beilage zeigt Dir, wie ich den Mai consumire: wo kein Lenz, darf man nicht faullenzen. Im Juni thue ich am Main in ähnlicher Weise für begangene und künftige Sünden Buße, wie der unheilige Dionys — als Schulmeister. Übrigens profitire ich selbst dabei am meisten: an meinen Schülern (docendo) lerne ich (discimus), wie Du gespielt zu werden hast. — Ich würde meinen Grundsätzen freundschaftlichen Respekts Dir gegenüber untreu werden, wollte ich Dich witz- oder neugierig befragen: „was schaffen's"? Und dennoch kann ich Dir nicht verhehlen, daß ich die sich über die Lippenschwelle meiner Feder vordrängenden ??? Mühe habe, abwinkend zurückzuweisen. Es wäre varaflucht liebenswürdig von Dir, einmal motu proprio, mir etwas darüber anzudeuten. — Unser Herzog in der Ferne — Themsenebel. Nicht-mehr-Unser Mannstädt in Berlin Gartenconcerte in geschlossenem Raume dirigirend. Werde ihn vermuthlich für meine Urlaubsmonate December (Petersburg) Januar (Paris) durch Rich. Strauß als Volontair ersetzen. Doch ist hierin noch nichts fest gemauert. Im November promenire ich unser Orchester nach dem Rheinlande und nach Belgien. — Wie wär's, Du besuchtest — Abwechslung halber — einmal wieder Baden-Baden im Herbste? Du fändest dann sicher mich und meine Dich verehrungsvollst grüßende Frau. Stetigst und treulichst Dein.

Fräulein Sophie Großwald (Göttingen.)

Mein geehrtestes Fräulein! Frankfurt a. M., letzten Juni 1885.

Da Ihr Name die Liste der an der Liebenswürdigkeits-Verschwörung Betheiligten eröffnet, müssen Sie es Sich schon gefallen lassen, als Rädelsführerin von mir betrachtet zu werden, müssen Sie schon die Gewogenheit haben, einen dreizehnstimmigen Dank aus meiner Feder zu genehmigen und dessen Vertheilung an Ihre Genossinnen und Genossen zu befördern. Nicht sowohl „das wohltemperirte Klavier", als vielmehr die so wenig wohlzutemperirende Temperatur in dem seinem Studium gewidmeten Raume hat mich etwas matt und autographenfaul gemacht, so daß ich meinen aufrichtig herzlichen Dank für das mir, an sich, wie wegen der Geber, so überaus werthvolle Zeichen der Anerkennung meiner — Pedantenbemühungen — nur in Partitur aufsetzen, nicht in den Einzelparthien ausschreiben kann. Ich beklage dies: ist doch schon jede Rose des vor mir duftenden — leider so bald welkenden — Riesenbeetes eines ganz besonderen Blickes werth und predigt die unbestreitbare Wahrheit, daß, wie aus einem Herrenparlament selten etwas Erquickliches hervorgeht, ein Damenverein dagegen Zartes, Sinniges, Schönes zusammenbringen kann. Namentlich bekundet sich dieses auch in der trefflichen Wahl des mir gütigst gewidmeten Prachtbandes für meine Bibliothek. Aus dieser Wahl schöpfe ich zugleich eine freudige Hoffnung: die, nicht vergebens den zu Ende gehenden Juni in dem zweifelhaften Aranjuez Frankfurt verlebt zu haben.

Wenn man den Geschmack eines Menschen so gut zu treffen vermag, beweist man, daß er Einem überhaupt kein Fremdling geblieben ist. Und so darf ich wohl voraussetzen, daß die liebenswürdigen Theilnehmerinnen meines Klavierspiel-Kursus meine Versuche, sie in den ernstesten Gattungen der Tonkunst ein wenig zu orientiren, trotz anfänglicher Befremdung, allmälig verstanden haben werden. Das Schöne ist eben schwer; der Kunstgenuß, soll er rein und voll erblühen, will erworben sein durch Wissen, durch Erkenntniß und die damit verbundene Arbeit. Dies gilt sowohl für die bloße Rezeption, als natürlich noch mehr für die Reproduktion. Durch Enthüllung der Schwierigkeiten, welche mit kunstwürdiger Ausübung verknüpft sind, schreckt man ja nicht nur die Unberufenen zurück, man erhöht und kräftigt ja auch den Ehrgeiz und die Liebe zur Sache der Berufenen.

Möge mir dies letztere nicht ganz mißlungen sein! Mögen die verehrten Theilnehmerinnen und Theilnehmer unserer Conferenzen, denen ich nochmals hiermit für ihre ausdauernde Aufmerksamkeit bestens danke, bei ihren künftigen Studien der Werke unserer großen deutschen Meister Bach, Händel, Beethoven, Brahms, Mozart, Mendelssohn, Raff bisweilen auch freundlichst gedenken ihres mit allseitigen Lebewohl-Wünschen treuergebenen zeitweisen „Cicerone".

An Hermann Wolff (Berlin)

[Meiningen, 17. Oktober 1885.]

— — Br[ahms] erwarten wir heute Nachmittag. — — Seine vierte E moll

scheint schwer, recht schwer. Bevor er sich entschlossen, uns mit ihr zu begleiten, lassen sich nicht gut die Programme der Reiseconcerte feststellen — auch nicht einmal schlecht. — —

Vielleicht interessirt Sie's, daß Rich. Str[auß]' Sinfonie recht sehr bedeutend, originell, formell reif ist und er ein geborner Dirigent. Er macht sich in jeder Beziehung vortrefflich: elastisch, lernbegierig, taktfest und taktvoll, kurz, eine first-rate Kraft. Nb. er hat bisher noch gar nicht dirigirt — auch noch niemals öffentlich klavizinirt — aber es gelingt ihm das Mozart'sche Concert wie Alles Übrige gleich auf's erste Mal. Schöne Carrière steht ihm bevor! — —

An Hermann Wolff (Berlin)

Meiningen, 20. Oktober 1885.

Bin seit 48 Stunden „ordentlich" krank. — — Strauß — „homme d'or". Sinfonie famos. Sein Spieler- wie Dirigentendebüt geradezu verblüffend. Wenn er Lust hat, so kann er mit S. H. Genehmigung mein sofortiger Nachfolger werden. Dieß einstweilen unter uns. — —

Br[ahms] war sehr warm (rar!) auf ihn zu sprechen. Er ist mit dem „Gehen" seines neuesten Sprößlings [IV. Sinfonie], wie es scheint, sehr zufrieden. Nächsten Sonntag dirigirt er sie, ditto sein Violinconcert (Brodsky). — —

Wie sehr schade, daß Sie durch A. R[ubinstein] verhindert sind, mitzureisen! Durch Ihre sociale Beredtsamkeit würden Sie den Maestrissimo zu allerhand Concessionen poco a poco vermögen.

Sie glauben nicht, was die Programmschmiederei meinem schwachen Kopfe für Pein macht! — —

„Uns" wachsen die Stücke beinahe alle zum Halse hinaus.

„Othello's occupation gone."

Leicht sei Ihnen heut Abend Bull & Couperin.

Ich tagwandle wieder zu Bette.

Furcht/ Ein Dialog von Hugo v. Hofmannsthal

Die Tänzerinnen: Laidion, die größere; Hymnis, die kleinere.
Der Unterſteuermann von einem Kauffahrteiſchiff.

Hymnis:
Darf ich herein?
Laidion (draußen):
Ja, komm nur.
Hymnis:
Iſt es Pamphilos, der bei dir iſt?
Laidion:
Ja, komm nur herein.
Hymnis (eintretend):
Das iſt ja nicht Pamphilos.
Laidion:
Es iſt gleich. Er iſt ein Matroſe. Erzähl weiter von den Leuten auf der Inſel.
Der Mann:
Ach, was ſollt' ich erzählen? (Er ſteht auf.)
Laidion:
Von dem König, wie ſie ihn tragen und alle um ihn her tanzen und alle ihn berühren.
Der Mann:
Was willſt du, daß ich von ſolchen Sachen erzählen ſoll? Ich muß jetzt fortgehen.
Laidion:
Du ſollſt erzählen. Ich will, daß du dableibſt und erzählſt.
Der Mann:
Was ſoll ich vor den Mädchen da erzählen? Ich weiß nichts.
Laidion:
Was du mir erzählt haſt von der Inſel und den Leuten auf der Inſel, noch mehr.
Der Mann:
Du weißt es ja jetzt. Ich werde fortgehen. Deine Schweſter bleibt bei dir.
Laidion:
Die da iſt nicht meine Schweſter.
Der Mann:
Ich laſſe dich mit deiner Freundin. Ich muß auf mein Schiff zurück.
Laidion:
Bleib hier und erzähl mir noch. Dann laß ich zu eſſen holen, dann ſchläfſt du und ruhſt dich aus und die Nacht bleibſt du noch bei mir und gehſt morgen früh auf dein Schiff.
Der Mann:
Nein, ich muß jetzt auf mein Schiff zurück.

Laidion:

Ich danke dir für deine Höflichkeit. Sind alle auf deinem Schiff so artige Leute?

Der Mann:

Leb wohl.

Laidion:

Geh, wohin du willst. (Er geht fort.)

Hymnis:

Was hat er dir geschenkt?

Laidion....

Hymnis:

Ist der Gürtel von ihm, der da hängt? Er ist mehr sonderbar als schön. Aber die Farben sind schön: ich habe nie ein so starkes Blau und ein so starkes Gelb gesehen. Es müssen Farben von Muscheln sein, die wir nicht kennen. Wirst du ihn umnehmen? Du kannst ihn nur zum Tanzen nehmen, wenn du sonst gar nichts nimmst. Was hat er dir noch geschenkt?

Laidion....

Hymnis:

Ist diese Schnur aus dunkelgrünen Steinen auch von ihm? Aber es sind keine Edelsteine.

Laidion:

Natürlich sind es Edelsteine. Warum sollten es keine Edelsteine sein?

Hymnis:

Edelsteine müssen durchsichtig sein.

Laidion:

Diese da haben kleine Adern von Gold.

Hymnis:

Wer weiß, ob es echtes Gold ist.

Laidion:...

Hymnis:

Schläfst du? Wenn du schlafen willst, gehe ich wieder fort. Weißt du, was er dort hingelegt hat? Vier Drachmen. Für einen Matrosen ist das nicht schlecht, mit den Geschenken zusammen. Mir sind immer solche Schiffsleute viel lieber als Soldaten. Nun, ich sehe, du willst schlafen. Dann geh ich.... Also: daß du es weißt: ich habe heute nacht die Demonassa tanzen gesehen, samt ihrer Schwester Bacchis. Sie sollen gar keine Schwestern sein, übrigens. Ach Gott, es ist gar nichts unerhörtes an ihrem Tanzen. Aber was die Männer aus ihnen machen! Die Demonassa hat schöne Schultern und einen guten Rücken und biegt sich gut in den Hüften, das ist alles. Und die Bacchis ist fein gefesselt an den Armen und Beinen und hat zugespitzte Finger. Und unverschämt sind sie beide, aber die eine zeigt es und die andere versteckt es: das gefällt. Wir könnten alles machen, was sie machen, wenn du nur wolltest. Es ist nicht ein

Ding dabei, das man noch nicht gesehen hätte. Aber alle ihre Pantomimen sind von Dichtern erfunden, jede von einem andern und dazu lassen sie Verse lesen und so streuen sie den Leuten Sand in die Augen, als ob man nicht das alles schon gesehen hätte und selber gemacht. Die Bacchis macht alles am besten, wo sie viel mit den Händen zu tun hat: wenn eine Nymphe in einen jungen Baum verwandelt wird oder die Ampelis in eine Rebe: das gelingt ihr wirklich. Ihr Handgelenk möchte ich schon haben. Und Tiere gelingen ihr auch gut: das junge Reh, das sich vor dem Wind fürchtet, und mit dem Wind spielt, oder der Vogel im Netz. Die Demonassa ist gut, wo sie viel mit ihrem Kopf und Hals machen kann: sie tanzt etwas, von welchem Dichter es ist, hab ich vergessen, da steht Bacchis steif und starr in der Mitte und hat die Meduſenlarve vor dem Gesicht und die Demonassa kommt daher getanzt und ahnt nichts und muß auf einmal zu Stein werden; da macht sie ein Zurückwerfen des Kopfes und ein zuckendes Starrwerden, zuerst bis zur Hüfte, dann bis zu den Füßen, da rinnt's einem eiskalt über den Rücken.

Laidion:

Ach Gott, wie schal und nichtswürdig ist das alles. Da tanzen wir für zwölf oder zwanzig Männer, darunter sind ein paar alte Reiche und die übrigen sind Schmarotzer und wir tanzen und dann sind wir müd und dann wird alles häßlich: alles dringt auf mich zu, die Gesichter der Männer, die Lichter, der Lärm, wie gierige Vogelschnäbel hackt alles mir ins Gesicht und ich möchte lieber sterben als mit ihnen liegen und trinken und ihr Geschrei anhören. Da wünsch ich mich so weit weg, als ein Vogel fliegen kann. Ich hab immer gewußt, daß es so eine Insel irgendwo gibt, wie die ist, von der er mir erzählt hat.

Hymnis:

Was ist das für eine Insel?

Laidion:

Ach, was weiß ich, laß mich.

Hymnis:

Matrosen sind große Lügenmäuler, weißt du.

Laidion:

Das weiß ich wohl, daß es keine Lügen waren, was er mir erzählt hat. Ich wollte ihn zwanzig Nächte da behalten und er dürfte nicht aufhören zu erzählen.

Hymnis:

Was hast du von den fremden Ländern? Man möchte doch nicht hin. Was tut man unter den farbigen Barbaren?

Laidion:

Narr, was hast du davon, wenn du tanzest? Bist du nur einen Augenblick glücklich?

Hymnis:

Geh, du hast deine Melancholie. Mich freut's, wenn ich tanze, und sie reißen sich die Kränze vom Kopf und werfen sie mir hin. Da hab ich sie, da fühl ich mich.

Laidion:

Aber in dir? Bist du in dir glücklich? Kannst du dich vergessen, ganz alle Furcht loswerden, jeden Schatten loswerden, der das Blut in deinen Adern dunkelt?

Hymnis:

Was für Furcht? Ich habe keine Furcht, wenn ich tanze.

Laidion:

So hast du Wünsche, und Wünsche sind Furcht. Dein ganzes Tanzen ist nichts als Wünschen und Trachten. Du springst hin und wieder: flüchtest du vor dir selber? Du birgst dich: birgst du dich vor dem ewig rastlosen Begehren in dir? Du äffst die Gebärden der Tiere und Bäume: wirst du eins mit ihnen? Du steigst aus deinem Gewand. Steigst du aus deiner Furcht? Die ist ein Hemd, in Gift getaucht, und frißt an dir, ob du dich darunter salbst und badest zehnmal im Tag. Kannst du jemals nur für zwei Stunden alle Furcht loswerden? Und sie könnens! Sie haben keine Furcht, einen solchen Tanz im Freien unter den heiligen Bäumen zu tanzen.

Hymnis:

Was sind das für Leute, von denen du redest? hüpfen sie auf einem Fuß und bedecken sich mit den Lappen ihrer Ohren? sind sie gefleckt wie Panther oder gestreift wie das Tier Zebra?

Laidion:

Goldfarben sind sie und ihr Mund ist stark wie eines Raubtieres Mund. Ihre Hüften sind stark und schlank zugleich.

Hymnis:

Möchtest du so sein? Pfui, sicher riecht ihre Haut, daß einem schlecht wird.

Laidion:

Die Bäume dort sind viel größer als unsere Bäume; ihr blauschwarzer Schatten ist wie etwas Lebendiges: Man kann ihn anrühren wie den Leib einer Frucht. Ihre Götter sind in den Bäumen und zwischen den Bäumen, wie er sagt, und trotzdem haben sie keine Furcht, es zu tun.

Hymnis:

Sie tanzen?

Laidion:

Einmal tanzen sie so, einmal im Jahr. Da ist ihr heiliger Berg, der ist kahl und glüht wie Kupfer und droben auf ihm sitzt der Wald wie ein ungeheurer Smaragd und gerade am Fuß dieses Berges, da tanzen sie. Die jungen Männer kauern auf der Erde und die Mädchen der Insel stehen vor ihnen, alle zusammen, und ihre Leiber sind wie ein Leib, so regungslos stehen sie. Dann tanzen sie und am Schluß geben sie sich den Jünglingen hin, ohne Wahl — welcher nach einer greift, dessen ist sie. Um der Götter willen tun sie es und die Götter segnen es.

Hymnis:

Eine solche Schamlosigkeit!

Laidion:

Die Glücklichen! ohne Furcht sind sie.

Hymnis:

Was meinst du denn damit, Laidion?

Laidion:

Ach! verstehst du mich denn nicht? .. Da bin ich so aufgewachsen bei meiner Mutter und war ein unnützes Kind und wünschte was und hatte es nicht, das ging so von früh bis abends. Dann war ich vierzehnjährig und sehnte mich — und dann brachten sie mich zu dem reichen Kallias, da lag ich, und ging herum und staunte und grauste mich und biß mich vor Ungeduld in die Knöchel, und dann gab ich mich dem, in den ich verliebt war, und der war innerlich voll Haß und Galle, weil ich vorher des andern gewesen war, und so ging das vorüber und dann kam ein andrer und wieder ein andrer ... Ich glaube, da war nicht ein Augenblick, in dem ich mich nicht aus mir selbst herausgesehnt hätte.

Hymnis:

Dir ist es immer zu gut gegangen. Bist du etwa je geschlagen worden? Hast du vielleicht in deinem ganzen Leben einmal ordentlich gehungert?

Laidion:

Ich kann mir eine denken, die geschlagen wird und selig ist. Und man kann im Schatten liegen und hungern und glücklicher sein als ein indischer König. Aber daliegen in der Welt wie der Argus und bedeckt sein mit Augen, immer irgend ein Auge offen haben: in den Armen eines Mannes sein, der dich liebt, den du zu lieben meinst, und indessen mit ganzer Seele zu lauern auf das teilnamslose Plätschern eines Wassers neben dir, lauern zu müssen, weil etwas dich zwingt, etwas dich hält wie eine Schraube, ist es Sehnsucht, ist es Furcht... als liefe dir mit diesem Plätschern das eigene Leben aus den Adern — — oder sie haben dich auf ein Landhaus eingeladen und du reitest auf dem Maultier hin und solltest fröhlich sein und an nichts denken, als daß du jung bist und mehr als einer gern die lange Nacht unten an deiner Tür stände, aber da stehen dir auf einmal vor den Augen die Bäume an der Landstraße wie drohende Boten, der Berg in der Ferne wie ein Richter, als ginge es um dein verlorenes Leben und du sitzest in der Schuld und der Pein festgebunden auf dem Tier, wie einer den sie zur Richtstätte führen, und deinen hundert Augen entgeht nichts, nicht der Käfer, der im Staub vorüberläuft und dich deinem Schicksal überläßt, nicht der Vogel in der Luft, der hoch droben singt und dich deinem Schicksal überläßt —

Hymnis:

Wovon redest du denn, Laidion? du bist doch nie auf einem Maulesel zur Richtstätte geschleppt worden.

Laidion:

Es braucht keinen Maulesel und kein Gericht. Ich stoße mit dem Fuß an einen dürren Zweig, Hymnis, und sein elendes Dasein geht in mich hinein,

wie die Schönheit der Veilchen und der Rosen geht es durch die Augen in mich hinein und macht mich zu seiner Sklavin und nachts muß ich mit offenen Augen daliegen und an dieses verfluchte Holz denken und ihm zu Willen sein und seinen krummen Leib mit verkrümmten starren Gliedern nachmachen, daß ein Nachtvogel, wenn er mir zusieht, mich für eine thessalische Hexe oder für eine Besessene hielte — muß man sich da nicht fürchten? muß man sich nicht fürchten, wenn die Sonne in der Früh so klein ist, wenn sie manchmal in der Früh wie etwas kindisches, das Kinder aufgehängt haben, in den Zweigen des Feigenbaumes hängt und dann emporklimmt und das Ungeheure wird, das worin alle leben und das den Abgrund des Daseins ausfüllt? und das grausame Vergehen der Zeit, wenn man daran bloß denkt, ist einem da nicht als hinge man in den Fäusten von asiatischen Sklaven mit dem Kopf nach unten von einer hohen Brücke herab, unter der etwas Lautloses, Farbloses, leiser und reißender als Wasser dahingeht? und wenn ich Wasser trinke und vorher mein Gesicht in dem Wasser gesehen habe — daß ich dann plötzlich nicht mehr weiß, wer die ist, die da das Spiegelnde in sich hineintrinkt, daß ich dann plötzlich ohne Seele bin und nicht mehr in mich selber zurückfinde und schreien möchte vor Angst? Aber was ist denn nicht fürchterlich? Und was wäre es denn, das uns tanzen macht wenn nicht die Furcht? die hält oben die Fäden, die mitten in unserem Leib befestigt sind, und reißt uns hierhin und dorthin und macht unsere Glieder fliegen. Und wenn ich als Mänade die Füße werfe und meine Arme und mein Haar gegen die Sterne fliegt, meinst du, es ist Lust? siehst du denn nicht, daß es Furcht ist, die mich springen macht?

Hymnis:

So von Furcht bist du geschüttelt?

Laidion:

Aber sie ist tückisch. Sie zeigt nicht immer ihre magern Pantherarme. Sie nimmt eine Maske vor und verstellt ihre Stimme: dann heißt sie Hoffnung. Ich glaube manchmal, es ist noch gräßlicher zu hoffen als zu fürchten. Ganz ausgehöhlt liegt man da, nach einer Nacht der Hoffnung. Nichts saugt einem so die Seele aus dem Leib. Es gibt ein Folterwerkzeug: sie ziehen die Gefangenen an Stricken empor und dann lassen sie sie jäh herabschnellen: so ist Hoffnung. Der Glückliche kennt keine Hoffnung. Sie sind unsagbar glücklich wenn sie tanzen vor ihren Männern und vor ihren Göttern, und wissen nichts mehr voneinander und sind alle zusammen und sind jede allein.

Hymnis:

Redest du schon wieder von den Barbarenweibern auf der Insel?

Laidion:

Ja, ich rede von denen auf der Insel. Unsagbar glücklich sind sie in dieser Stunde. Ihr ganzes Leben mündet in diese Stunde und mehr als ihr Leben allein. Vorher waren sie Schatten, umhergetrieben wie dürre Blätter von Scheu und Furcht und Unruhe und Hoffnung. Voll Furcht und Bangigkeit

saßen sie sieben Tage und sieben Nächte auf reinen Matten, vorher. Kannst du dir denken, wie es sich sitzt auf einer reinen Matte?

Hymnis:

Was braucht's da viel, um sich das zu denken? Versteh ich vielleicht nicht, mich rein zu halten?

Laidion:

Ich sage dir, wenn ich alles Wasser aus meinem Brunnen, wenn ich alles Wasser der Welt über diese Matte da gieße, und wenn ich den Boden ringsum abspüle und abspüle, so ist da noch keine Reinigkeit. Ist denn die Luft rein? weht denn irgendwo unter den Sternen reine Luft? Ist denn nicht überall Sehnsucht und Furcht und Verlangen und Verworrenheit? Ist nicht alles, alles zwischen einem Tod und einer Wollust, und unruhig und befleckt? Ich sage dir, wenn etwas wahrhaft Reines daher käme, das Meer würde aufschäumen und eine Gasse machen und unsere Herzen würden aus uns herausspringen und hinrollen, um für ewig auszuruhen auf diesem Reinen. Eine reine Matte nur zu denken, macht mich zittern und doch fällt der Gedanke ja nur in mich von Gottweißwo wie der Schimmer eines Sternes. Vielleicht, daß sie wirklich auf reinen Matten liegen. Dann sind sie Tiere oder Götter oder beides zugleich und man müßte sie anbeten. Ich glaube, ich habe nie etwas Reines gesehen. Ich habe nie das gesehen, worauf ich hätte mein Herz hinlegen mögen.

Hymnis:

So warst du nie verliebt, Laidion?

Laidion:

Wenn ich trunken war und mein Bett in der Gosse machte, so will ich nicht, daß man nachher, wenn ich nüchtern geworden bin, zu mir darüber redet.

(Sie schweigen.)

Laidion:

Ich kann fühlen wie ihnen zumut ist, wenn ich meine Augen schließe, aber nicht ganz, nur so, daß das obere Lid auf dem untern zittert. So wie du dort, so sitzen die Männer, ganz klein, ganz weit. Und in den Bäumen hängen die Götter furchtbar, mit aufgerissenen Augen, aber ihnen, die aufgestanden sind von den reinen Matten, vermag nichts Furcht einzuflößen. Sie sind gefeit. Alles, das Fürchten, das Begehren, alle Wahl, alle unstillbare Unruhe, alles ist umgewandelt worden an der Grenze ihres Leibes. Sie sind Jungfrauen und haben es vergessen, sie sollen Weiber werden und Mütter und haben es vergessen: alles ist in ihnen unsagbar. Und dann tanzen sie.

(Sie fängt an, sich in den Hüften zu bewegen. Irgendwie fühlt man, daß sie nicht allein ist, daß viele gleiche um sie sind und daß alle zugleich tanzen unter den Augen ihrer Götter. Sie tanzen und kreisen und es dämmert schon: von den Bäumen lösen sich Schatten und sinken hinein in das Gewühl der Tanzenden, und aus den Wipfeln heben sich die großen Vögel, in denen Verstorbene

und Dämonen wohnen, und kreisen mit und die Ränder der Insel mischen sich mit den Wellen des Meeres. Sie tanzen und in ihren Gesichtern und ihrem stark atmenden Mund schwimmt das Weiße des Auges und der entblößten Zähne. Und die jungen Männer, alle die jungen Männer der Insel, sitzen lautlos und mit atmendem Mund an der Erde und halten sich an den Büscheln von Gras und ihre Hände bohren sich in den Grund und die Erde bebt und gibt nach unter ihren Händen wie Lebendiges und die Insel schwankt unter ihnen allen wie ein Boot voll Trunkner. Und nichts auf der Insel entzieht sich der Gewalt der Tanzenden; diese sind in diesem Augenblick so stark wie die Götter; die Arme und Hüften und Schultern der Götter sind gemengt unter ihre Bewegung; von nirgend her kann das blaue Todesnetz oder das korallenrote Schwert der Götter auf sie fallen. Sie sind die Gebärenden und die Geborenen der Insel, sie sind die Trägerinnen des Todes und des Lebens.

Laidion gleicht in diesem Augenblick kaum mehr sich selber. Unter ihren gespannten Zügen ist etwas Furchtbares, Drohendes, Ewiges: das Gesicht einer barbarischen Gottheit. Ihre Schultern scheinen viel stärker als sie sind. Ihre Arme fliegen in einem furchtbaren Rhythmus hinauf und wieder hinab, todesdrohend, wie Keulen. Und ihre Augen scheinen angefüllt mit einer kaum mehr erträglichen Spannung inneren Glücks. Da liegt sie auch schon, hart und kurz atmend, auf dem Bett und um sie ist das kleine menschenleere Zimmer, die Wirklichkeit und Hymnis, die sie mit einer kleinen roten Decke zudeckt.)

Laidion (schlägt nach einer Weile die Augen auf und setzt sich auf. Sie ist ganz blaß):

Hymnis, Hymnis! ich liege da und weiß es — und habe es nicht! ich möchte schreien und in meine Kissen beißen, in meinen Arm möchte ich beißen und mein Blut fließen sehen, daß solches auf der Welt ist und ich habe es nicht! Wie eine glühende Kohle wird das brennen in mir, der Mensch da hat kommen müssen und mir es sagen, daß es irgendwo eine solche Insel gibt, wo sie tanzen und glücklich sind ohne den Stachel der Hoffnung. Denn das ist es, Hymnis, das ist alles, — alles, Hymnis: glücklich sein ohne Hoffnung.

Der Werwolf/ Erzählung von Richard Dehmel

An einem sehr nebligen Oktoberabend sprach sich in dem entlegensten Vorort einer norddeutschen großen Handelsstadt die unheimliche Kunde herum, der Apotheker des Ortes sei auf der Eisenbahn während der Rückfahrt aus der Stadt von einem Raubmörder erschossen worden. Es war das ungefähr um dieselbe Zeit, als in einem Vorort der deutschen Reichshauptstadt Berlin ein aus dem Zuchthaus entlassener Schustergeselle die ganze zeitunglesende Menschheit zu unvergeßlichem Gelächter bewegte, indem er kraft einer abgetragenen preußischen Offiziersuniform nebst dazu passender Körperhaltung den versammelten Magistratspersonen die hirnberückende Vorstellung eingab — oder, wie die gebildeten Deutschen sich damals ausdrückten, suggerierte — er solle auf allerhöchsteignen Befehl Seiner Majestät des Kaisers den obrigkeitlichen Geldschrank ausräumen. Auch in jener norddeutschen Villenkolonie war über den musterhaften Gaunerstreich dieses sogenannten Hauptmanns von Köpenick, bei aller damals üblichen Ehrfurcht vor der Würde und Weisheit der Staatsvertreter, noch am Tage des Mordes reichlich gelacht worden; nun aber geriet die Einwohnerschaft, die größtenteils aus begüterten Kaufleuten und gutgestellten Beamten bestand, in eine zunehmende Ernsthaftigkeit. Fast alle mußten sie täglich zur Stadt fahren, um ihren Geschäften nachzugehen; jeder von ihnen sagte sich also, es hätte ihm nach erfüllter Berufspflicht, während er als gebildeter Bürger eines gesitteten Staatswesens auf dem besteuerten Bahnwagenpolster in den wohlverdienten Genuß einer Zeitung oder eines kleinen Schlummers versunken saß, genau desgleichen ergehen können wie dem bemitleidenswerten Apotheker, ja es könnte vielleicht sogar noch geschehen. Denn der Gemordete wurde begraben, ohne daß von dem Raubmörder auch nur die geringste Spur entdeckt war; und wochenlang setzten die städtischen Waffenhändler erstaunliche Mengen von Taschenrevolvern, Stockdegen, Schlagringen und andern Verteidigungswerkzeugen an die erregte Bevölkerung der sämtlichen umliegenden Ortschaften ab, während zugleich bei der Bahnverwaltung die verschiedensten dringlichen Sicherheitsvorschläge zum Umbau des ganzen Wagenparks einliefen, und bei der Polizeidirektion die mannigfachsten Verdachtsanzeigen, die immer weniger zur Ergreifung des Mörders und immer mehr zur Erregung der Bürgerschaft beitrugen.

Es ließ sich einstweilen nur ermitteln, daß auf der Böschung der Vorortbahn unweit der letzten Haltestelle ein alter Kavallerierevolver mit zwei abgeschossenen, zwei noch geladenen und zwei ungeladenen Patronenkammern die Mordtat sowohl wie die Flucht des Täters hinlänglich bezeichnete; auch fanden die Untersuchungsbeamten in nächster Nähe des Mordwerkzeuges die goldene Uhr und Kette des Apothekers, und in dem Bahnwagen hatte bei dem Gemordeten seine

entleerte Banknotentasche blutbefleckt auf dem Polster gelegen. Augenscheinlich also war der Verbrecher nach der planvoll durchgeführten Beraubung während der Fahrt aus dem Wagen gesprungen, hatte die Tür wieder zugeschlagen, den Revolver im Sprunge fallen gelassen und dabei in der Hast auch die Uhr verloren; oder er hatte Uhr wie Revolver, um sich nicht später dadurch zu verraten, absichtlich sofort aus der Hand geworfen. Eine Fußspur war auf dem Graswuchs der Böschung nirgends zu erkennen gewesen, und in dem dichten Nebel konnte der Täter sehr leicht noch an demselben Abend nach dem Hafen der Handelsstadt auf offener Straße entkommen sein, hatte sich erst wohl unterwegs an irgend einem Feldteich gesäubert und war dann vermutlich mit falschen Papieren auf einem der vielen Auslandschiffe als Kohlenschipper oder dergleichen schon nächster Tage in See gegangen. Die meisten Umwohner wollten freilich aus allerlei Meldungen entnehmen, er streife noch heimlich im Lande herum; und da der massenhafte Vertrieb von Taschenwaffen jeder Art natürlich etliche freche Burschen zu neuen Gewalttaten anreizte, so schob sie der allgemeine Argwohn immer wieder auf den entschlüpften Raubmörder, obgleich diese ungeübten Gelegenheitsräuber stets bald der Polizei in die Hände fielen. Im übrigen blieben alle Nachforschungen, auch Zeitungsaufrufe und Säulenanschläge, ob irgendwer im Deutschen Reich einen alten Kavallerierevolver kürzlich an irgendwen verkauft habe, trotz ausgesetzter Belohnung erfolglos; man mußte leider den Schluß ziehen, daß der Verbrecher die Waffe wohl schon in seiner militärischen Dienstzeit irgendwie beiseite gebracht und für seine spätere Laufbahn aufbewahrt hatte.

Was die Bevölkerung ganz besonders erregte, war der sehr viel Gesprächsstoff bietende Umstand, daß der erschossene Apotheker, trotzdem ihm der eine Schuß die Schläfe durchbohrt, der andre die Schädeldecke zerschlagen hatte, noch lebend, wenn auch bereits bewußtlos in dem Bahnwagen aufgefunden ward. Die ärztliche Leichenschau ergab, daß die Bewußtlosigkeit wahrscheinlich erst einige Minuten nach der Verwundung unter heftigen Schmerzen eingetreten war; und jedermann suchte sich nun zu vergegenwärtigen, was für Gedanken dem Unglückseligen in seinen letzten Augenblicken durch das zerfetzte Gehirn gestürmt sein mochten. Dies um so angelegentlicher, als der Entseelte bei Lebzeiten in Ausübung seines Berufes fast jedem einzigen Ortsinsassen mehr oder minder nahe gekommen und auch als Persönlichkeit weit beliebt war: ein sanfter, schmiegsamer, schlanker Herr mit einem blonden Christuskopf und — was bei seiner Aufgeklärtheit manchem verwunderlich erschien — von förmlich gottgläubiger Frömmigkeit. So legten denn alle Nachdenklichen sich selbst und andern die Frage vor, wie wohl das Gottvertrauen des Apothekers die letzte kurze Bewußtseinsfrist nach dieser gräßlichen Lebenserfahrung innerst bestanden haben möge, zumal da bekannt geworden war, daß die Witwe beim ersten Anblick des Toten nur die verzweifelten Worte herausgebracht hatte: „es gibt keinen Gott, es gibt keinen Gott!" Auch daß sie den ziemlich hohen Betrag von 150000 Mark, auf

den der knapp vierzigjährige Mann erst unlängst sein Leben versichert hatte, und welchen ihr die Versicherungsgesellschaft unverzüglich überwies, mit keinerlei Regung des Trostes entgegennahm, sondern vor Schluchzen kaum zu quittieren vermochte, gab der gemütvollen Bürgerschaft zu vielen teilnehmenden Reden Anlaß. Das menschliche Mitgefühl der Bevölkerung erstreckte sich so weit in die Runde, daß der Friedhofsgärtner nach der Beerdigung reichliche vierzehn Tage brauchte, um die Gräber und Beete wieder zurecht zu machen, die unter dem nicht zu hemmenden Andrang von Leidtragenden jeden Alters und Standes, einheimischen und auswärtigen, zertreten oder zerrauft worden waren. Und noch mehrere Wochen nach dem Ereignis konnte man in der ganzen Gegend keiner gebildeten Unterhaltung beiwohnen, die nicht schließlich zu der Erörterung führte, ob dem verewigten Apotheker, falls es ein Fortleben über das Grab hinaus gäbe, die Nichtentdeckung seines irdischen Mörders als ein völlig sachgemäßes Verfahren der himmlischen Gerechtigkeit einleuchten würde.

Da geschah es an einem schönen Nachmittag, daß ein Gemüsehändler des Ortes, der seine Mistbeete für den Winter herrichtete, durch seine Gartenhecke hindurch ein sonderbares Gespräch mit anhörte, das zwischen dem Eigentümer des Nachbarhäuschens und dessen einzigem Freunde stattfand. Dieser Nachbar war allen Leuten ein Rätsel. Als früherer Eisenbahnschaffner hatte er infolge einer Zugentgleisung eine leichte Kopfverletzung erlitten, von der ihm, wenn sein Gebaren nicht trog, eine dauernde Geistesstörung verblieben war, zwar keine richtig irrsinnige, aber die ihn nach Meinung der Ärzte doch dienstunfähig erscheinen ließ; und so hatte er vor Gericht erlangt, daß ihm die Bahnverwaltung den Abschied nebst angemessenem Sühnegeld und — bis sein Geist vielleicht wieder dienstfähig würde — auch Ruhegehalt bewilligen mußte. Nun tat er von morgens bis abends nichts weiter, als daß er vor seinem dürftigen Häuschen, für dessen Erwerbung das Sühnegeld draufgegangen war, in verbiesterter Weise hin und her schritt. Zu jeder Tages- und Jahreszeit, bei schlechter wie guter Witterung, marschierte er da in dem schmalen Raum zwischen Hauswand und Straßenhecke wie ein Wolf im Käfig auf und ab, mit verwildertem buschigem rotbraunem Bart, beide Fäuste in die Taschen vergraben, die Mütze tief ins Gesicht gedrückt und scheu die Vorübergehenden musternd, manchmal mit mißtrauisch zugekniffenen, manchmal mit feindselig aufgerissenen Augen; sodaß die Leute im Ort schließlich sagten, wenn er nicht wirklich geisteskrank sei, müsse er es bei dieser Art Übung allmählich bis zur Vollkommenheit lernen. Außer zu seinen Mahlzeiten und sonstigen häuslichen Geschäften, die seine Frau nicht für ihn verrichten konnte, wies sein öffentlicher Lebenswandel nur dann eine Unterbrechung auf, wenn in der Nachbarschaft irgend ein Todesfall vorkam oder auch bloß zu erwarten stand. Dann verschwand er sofort aus dem Straßengärtchen, schloß sich tagelang in seine Schlafkammer ein oder trollte während der Leichenzeit, wie ein von bösen Geistern Verfolgter, in den dichten Heidegehölzen herum, die an den Friedhof angrenzten. Deswegen hatte ein Lehrer der Ortsschule,

der sich in seinen Mußestunden mit Abhandlungen über Gespensterſagen und Schauermärchen beschäftigte, einmal am Biertisch im Scherz geäußert, der rätselhafte rotbärtige Kerl werde sich noch als Werwolf entpuppen; und dieses hingeworfene Wort war als Spitzname an ihm hängen geblieben und dermaßen gang und gäbe geworden, daß kein Kind sich allein in die Heide wagte, aus Furcht, vielleicht von dem wilden Mann überfallen und abgewürgt zu werden.

Ob der Werwolf selbst merkte oder ahnte, was über ihn gemunkelt wurde, das wußte wohl nicht einmal seine Frau; denn zu Gesprächen neigte er nicht, sondern gab auf Anreden entweder gar nichts, oder höchstens ein unwirsches Knurren zurück. Nur ein kleiner krötiger buckliger Flickschneider, mit dem sich sonst niemand recht einlassen mochte, hatte sich an ihn angenistet und verstand ihm zuweilen ein paar Worte oder gar ein Schmunzeln abzugewinnen. Das passierte allerdings selten genug, und bloß an besonders schönen Tagen; denn des Flickschneiders elenden Knochenbau flog beim leichtesten Lüftchen das Zipperlein an, und außerdem war er so schwach auf den Beinen, daß er dem unermüdlichen Werwolf kaum ein halbes Stündchen lang Schritt halten konnte. Geschah es aber, dann schien sich dieser voll tiefen Behagens daran zu weiden, wie das kleine klägliche Klümpchen Unglück mit seinem bartlosen Unkengesicht und seiner keuchenden Kläfferstimme da neben ihm hin und her humpelte, und wie die Leute das seltsame Freundespaar verstohlen von ferne besichtigten. An einem solchen schönen Nachmittag also — es war ein ungewöhnlich milder November — vernahm der erwähnte Gemüsehändler, hinter der Gartenhecke knieend, wie der Flickschneider plötzlich den Werwolf fragte, ob er nicht früher, vor seinem Eisenbahndienst, Sergeant oder so'was gewesen sei. Und als der mißtrauisch antwortete, er könne sich nicht mehr an alles erinnern, zog der andre ein Zeitungsblatt aus dem Rock, das den berüchtigten Kavallerierevolver in größengetreuer Abbildung zeigte, und fragte mit pfiffiger Miene weiter, ob er sich hierdran vielleicht erinnern könne; worauf der Werwolf erst wie entgeistert stillstand, dann in ein schreckliches Toben und Schluchzen ausbrach und den Krüppel wahrscheinlich entzwei gemacht hätte, wäre nicht die Frau aus dem Hause dazwischengestürzt und auch der Gemüsehändler zu Hilfe geeilt. Natürlich meldete dieser den Vorgang ohne Aufschub der Polizei, und am andern Morgen wurde der Unhold von zwei Gendarmen zur Stadt befördert und ins Untersuchungsgefängnis gesteckt.

Beim Verhör erklärte zunächst der Flickschneider mit untertänigstem Selbstgefühl, daß er sich feierlich dagegen verwahren müsse, als Freund des Verhafteten zu gelten. Er sei ein unbescholtener Staatsbürger und habe sich mit dem verdächtigen Menschen lediglich deshalb abgegeben, um heimlich dabei herauszustudieren, ob derselbe in Wirklichkeit verrückt sei oder bloß immerfort so tue. Die verfängliche Frage nach dem Revolver habe er eigentlich nur gestellt, weil einem solchen heimtückischen Müßiggänger doch alles zuzutrauen sei. Er wolle keineswegs die Behauptung aufstellen, daß der Werwolf den Apotheker

umgebracht habe; es bleibe ja immerhin die Möglichkeit, daß derselbe den greulichen Wutanfall aus reinem Ärger über die Frage gekriegt oder auch bloß geheuchelt habe. Aber er möchte doch nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der hohen Behörde auf den bedenklichen Umstand hinzulenken, daß der Verhaftete am Tage des Mordes schon seit dem Mittag verschwunden gewesen und erst wieder am Tage nach dem Begräbnis vor seiner Haustür erschienen sei. Wenn sich also derselbe nach alledem vor dem hohen Gerichtshof als schuldig erweisen sollte, so möchte er — und bei diesen Worten blies sich des Flickschneiders Busenwölbung wie ein Truthahn vor dem ebenfalls verhörten Gemüsehändler auf — ganz ergebenst befürworten, daß er allein den vollen Anspruch auf die für die Entdeckung des Mörders ausgesetzte Belohnung erheben dürfe. Der Beschuldigte saß währenddem mit gänzlich verstocktem Gesichtsausdruck da; nur als sein Verschwinden zur Rede kam, geriet er in merkliche Unruhe, und sein zusammengebissener Mund schien wieder mit inneren Tränen zu kämpfen. Doch bewirkte seine Vernehmung nichts weiter, als daß er hartnäckig leugnete oder zumeist bloß den Kopf schüttelte, beständig die Augenbrauen runzelnd, wie wenn er die Sache nicht recht begriffe. Und da seine Frau nur in einem fort aussagte, sie könne sich hoch und teuer verschwören, daß sie nie einen solchen oder andern Revolver an ihrem Mann beobachtet habe, so mußte das lebhafte Rechtsbedürfnis der aufs stärkste gespannten Zeitungsleser einstweilen damit zufrieden sein, sich in neue entrüstete Leitartikel über die öffentliche Unsicherheit im allgemeinen, wie über den unheimlichen Werwolf und sein jahrelang freies Herumgerenne im besonderen zu vertiefen.

Indessen ergab der Fortgang der Nachforschungen, daß der Beschuldigte um die Zeit, als Revolver des vielgenannten Systems in der Armee geführt wurden, tatsächlich Sergeant gewesen war, und zwar bei der reitenden Artillerie; auch daß er sich wirklich zur Stunde des Mordes nicht in seiner Behausung befunden hatte. Vor allem aber gelang es dem Flickschneider, der inzwischen zusehends in der Achtung der teilnahmvollen Bürgerschaft stieg und von Tag zu Tag mehr Zuspruch gewann, durch eifrige Umfragen festzustellen, daß die Frau des Verhafteten schon seit Jahren bei sämtlichen Krämern und Händlern des Ortes, bei Schlächtern, Bäckern und Handwerksleuten, beträchtliche kleine Schulden gemacht und ihren Mann für sein lumpiges Ruhegehalt und seine schuftige Faulenzerei — das waren ihre eigenen Worte — einmal laut vor den Nachbarn ausgeschimpft hatte; und außerdem war sie am Tag vor dem Raubmord in der Familie des Apothekers beim Aufscheuern mitbeschäftigt gewesen, sodaß sie von dessen Bahnfahrt zur Stadt wohl irgend etwas vorausgehört und dem Werwolf hinterbracht haben konnte. Es zweifelte demnach niemand mehr, daß dieser sein kärgliches Gnadenbrot, sei es mit, sei es ohne Wissen der Frau, durch den blutigen Handstreich hatte aufbessern wollen und die geraubten Banknoten noch irgendwo verborgen hielt; geteilter Meinung war man einzig darüber, ob er den ruchlosen Entschluß aus echtem Irrsinn gefaßt haben mochte oder immer

nur wieder in der Berechnung, daß sich bei standhaft geheuchelter Geistesstörung jede Schandtat ungestraft ausführen lasse. Zur großen Befriedigung sämtlicher Wohlgesinnten schien durch die nächste Gerichtsverhandlung, die eine öffentliche war, die letztbesagte Meinung bestätigt zu werden; denn als dem Verhafteten all jene Einzelheiten seiner verdächtigen Lebensführung der Reihe nach vorgehalten wurden, war deutlich zu sehn, wie der handfeste Mann aus seiner gewohnten Halsstarrigkeit allmählich gleichsam herausstrauchelte und schließlich einen hilflosen Blick auf den freundlich lächelnden Staatsanwalt warf. Und als dieser den Blick — was in damaliger Zeit ganz erstaunlich an einem Staatsanwalt war — ohne Strenge erwiderte, vielmehr den erschütterten Angeklagten mit herzgewinnender Stimme fragte, ob er nicht endlich sein Gewissen erleichtern und durch ein mutiges Geständnis vor Gott und den Menschen reinigen wolle, da übermannte den Werwolf ein solches Weinen, daß die meisten Damen im Zuschauerraum, sogar auch die Witwe des Apothekers, nicht anders konnten und laut mitweinten. Das alles aber machte ihn dermaßen wirr, daß er vor fassungslosem Stammeln kein klares Wort zu entgegnen wußte, sondern nur krampfhaft, während die Tränen ihm in den zitternden Bart niederrollten, bald Ja bald Nein aus der Kehle würgte, bald mit zerknirschten Gebärden nickte, bald widerspenstig den Kopf schüttelte. Mehr war aus ihm nicht herauszubringen; und also mußte er, bis sein Gewissen zum vollen Geständnis gereift sein würde, oder bis andere sichere Anzeichen für seine Schuld zutage kämen, in die Untersuchungshaft zurückgeführt werden.

Während sich nun die Bevölkerung zwar im Grunde bereits beruhigt fühlte, aber sich um so gründlicher der immer noch schwebenden Sorge annahm, ob der Gerichtshof den Verbrecher füglich zum Tode verurteilen dürfe oder bloß lebenslänglich ins Irrenhaus sperren, ward der sittlichen Spannung der Gemüter durch zwei fast unglaublich widerspruchsvolle, jedoch polizeilich verbürgte Zeitungsberichte ein wahrhaft erschreckliches Ziel gesetzt. Der erste Bericht verkündigte nämlich, daß sich der Werwolf frühmorgens nach jener Verhandlung an einem abgerissenen Hemdärmelstreifen in seiner Haftzelle erhängt und auf die Kalkwand der Zelle die Worte gekritzelt hatte: „Ich kann nicht mehr. Ich weiß nicht mehr. Gerechter Himmel, es gibt einen Gott.“ Wohingegen der zweite Bericht besagte, daß der Staatsanwalt am selben Vormittag von dem Anwalt der Apothekerswitwe einen langen Eilbrief empfangen hatte, demzufolge der Werwolf nicht der Mörder, sondern ihr Gatte ein Selbstmörder war. Und zwar wußte die schwergeprüfte Dame dies schon seit dem ersten Anblick der Leiche, da ihr zugleich von den Untersuchungsbeamten der Kavallerierevolver gezeigt und von ihr als Eigentum des Toten, aus seinem — wie man es damals nannte — freiwilligen Militärjahr her, an einem Rostfleck erkannt worden war. Um indessen — so legte ihr Anwalt dar — den guten Ruf des Dahingegangenen, sowohl den moralischen wie besonders den christlichen, ihrer ehelichen Pflicht gemäß nach Kräften aufrecht zu erhalten, habe sie voller Selbstverleugnung so

lange wie möglich zu schweigen versucht und deshalb auch die Versicherungssumme ohne Widerspruch hingenommen, zumal ihr Anrecht nach dem Vertragswortlaut als unanfechtbar gelten könne. Da aber nunmehr ein Unschuldiger für die blutige Tat scheine büßen zu sollen, und da inzwischen auch durch die Versicherungsgesellschaft bedauerlicherweise ermittelt worden, daß der Dahingegangene sein Vermögen in Börsenspekulationen verspielt und demnach vermutlich die Ermordung nur zu dem Zweck veranstaltet habe, seine Familie vor dem Bankrott zu retten, so glaube Klientin die traurige Wahrheit nicht länger unterdrücken zu dürfen. Dieselbe gebe der Hoffnung Raum, daß, möge ihr Gatte auch schwer gefehlt haben, das allgemein menschliche Mitgefühl doch seinen furchtbaren Opfertod als genügende Sühne anerkennen und nicht noch seine Namenserben denselben entgelten lassen werde. Welcher Hoffnung dann in der Tat sowohl der freundliche Staatsanwalt wie die gemütvolle Bürgerschaft aufs offenherzigste entsprach, besonders als man noch erfuhr, daß sich die wohlgesinnte Witwe mit der Versicherungsgesellschaft gütlich geeinigt und ein Drittel der empfangenen Summe in aller Stille zurückgezahlt hatte.

Für den erhängten Werwolf freilich war ihr Bekenntnis leider Gottes einige Poststunden zu spät gekommen. Aber zum Glück war vorauszusehen, daß sich die Witwen der beiden Selbstmörder, da die zweite die erste gerechterweise auf Entschädigung verklagen konnte, im stillen ebenfalls gütlich einigen mußten. Auch blieb ja immerhin unentschieden, ob sich der Werwolf nicht doch vielleicht, als er an jenem Tag seine Wohnung verließ, mit der sträflichen Absicht getragen hatte, den Andern meuchlings auszurauben; und jedenfalls ließ sich gewissermaßen eine Art höherer Gerechtigkeit in dem sonst peinlichen Umstand entdecken, daß dieser auf Staatskosten lebende Heuchler, dessen böses Gewissen ihm nicht einmal den ruhigen Genuß seiner Rente erlaubte, sich kurzerhand selbst gerichtet hatte. Viel erschrecklicher war dem gebildeten Teil der überraschten Bevölkerung die ungeheure Verstellungskraft, die den sanften gottgläubigen Apotheker bis zur letzten Minute befähigt hatte, den Schein des Raubmordes herzustellen und Revolver nebst Uhr noch im Todeskampf aus dem Bahnwagenfenster herauszuschleudern. Doch am allerbedenklichsten war die Ungewißheit und bot jedem gründlichen Zeitungleser noch auf lange Zeit den reichsten Gesprächsstoff, ob der Werwolf nun doch zuguterletzt, laut seiner rätselhaften Wandinschrift, in wirklichen Irrsinn verfallen sei und sich, dem freundlichen Staatsanwalt folgend, für den Mörder gehalten habe. Den Feinden der bürgerlichen Ordnung natürlich erschien das als ausgemachte Gewißheit; ja, ein ruchloser Schriftsteller jener Zeit nannte es gradezu einen Staatsfall und ein fast noch musterhafteres Beispiel von hirnberückender Eingebung — oder, wie die gebildeten Deutschen sich damals ausdrückten, Suggestion — als das des berühmten Hauptmanns von Köpenick.

Aus Amerika/ von Ludwig Brinkmann

Cimarron-Jack

ch war des Gold- und Silberlandes, seiner unzugänglichen Schneeberge, seiner engen, den Blick beschränkenden Täler und Kanons, in welchen die forellenreichen Bäche über Felsgeröll dahinrauschen, etwas müde geworden. Langsam ritt ich die steinigen Saumpfade der White-Mountains hinab, diese sonnendurchglühten Abhänge, die kein Leben zu fristen vermögen, als das einiger genügsamer Flechten, karger Gräser und der buschschwänzigen, buntgestreiften Bergratten.

Endlich aber kam ich an die letzte Kette, und es öffnete sich mir der wundervolle, längst ersehnte Ausblick auf die unendlichen Ebenen — Wohltat für Auge und Herz! Unter mir, am Fuße der Berge, dehnte es sich wie ein Meer aus, in der Nähe in grünlichen Farbentönen schillernd, dann mit immer tieferem Blau übergossen, bis schließlich in weitester Ferne die dunkelblaue Prärie und der ebenso blaue Himmel zu einem verschleierten Reiche der Träume zusammenschmolzen. Gesättigt und erquickt von solchem Anblick stieg der Reiter in frischer Kraft den Front-Range hinab, und der Äther war zur Rechten noch glühend im Überfluß seines Goldes, als das Roß bereits mit Gier die langen Gräser der Prärie aus dem Boden raufte.

Wie es dem Wanderer zu gehen pflegt, der gewohnt ist, den Himmel als unermeßlichen Raum für den Flug seiner Gedanken anzuschauen, nicht aber als Zeitmesser auszunützen, so geschah es, daß ich von den Schatten der Nacht eingehüllt war, ehe ich noch recht wußte, wo ich mein Haupt betten sollte. Ich folgte einem Pfade, der durch nichts weiter als durch ein Stücklein Wagenspur, hie und da im Grase, erkennbar war und durch ein wenig Wasser, das in den Furchen stand und im letzten Schimmer des Zwielichtes ganz matt, aber immerhin etwas glänzte.

Plötzlich eine riesengroße, dunkle Gestalt vor mir, die mich aus meinen Träumen riß. Ich suchte mit den Augen die Finsternis zu durchdringen — ich hörte das Knurren eines Hundes, das Schnauben eines Pferdes, sah ein Fünklein rot glühen und erkannte schließlich einen Pfeife rauchenden Reiter mit gewaltigem, breitkrämpigem Hute, auf einem hochbeinigen Tiere sitzend, die ganze Erscheinung noch durch die Täuschungen der mächtigen Schatten des Spätabends ungeheuer vergrößert.

„Hallo!" —

Ich hatte einen Cow-puncher vor mir von einem nicht allzuweit entfernten Viehrange. Mit der selbstverständlichen Gastlichkeit der Söhne des Westens führte er mich, an den Scharen der gemächlich brummenden und käuenden Tiere vorbei, zum Rangehause. Auf dem ganzen Wege sagte er nichts weiter, nachdem

die ersten Worte gegenseitiger Verständigung gewechselt waren — und ich, an die eherne Schweigsamkeit dieser Kinder der Natur längst gewöhnt, ließ mich nicht dadurch stören. Ein Zuruf, den er an einen seiner Kameraden richtete, der auf seinem Pferde sitzend die längst gehörten Ankömmlinge erwartete — das war alles, was ich zu hören bekam. In der Nähe des Hauses brannten ein paar Feuer, das kräftige Aroma glühenden Kuhdüngers verbreitend, die Quälgeister der Steppe, die Moskitos, zu vertreiben; dort schnarchten ein paar Burschen, augenscheinlich fest entschlossen, sich durch nichts stören zu lassen. Was blieb mir also übrig, als dem Pferde den Sattel abzunehmen, die schweren Stiefel auszuziehen und ihre Schäfte unter meinem Kopfe als Kissen zurechtzulegen.

Indessen wollte der Schlaf nicht gleich kommen. Mein Führer hatte sich nicht weit von mir an einem der Feuer niedergelassen; er schien aber nicht schlafen zu wollen, denn er lag halb sitzend an seinen Sattel gelehnt und blickte hinaus ins Weite, lebhaft den Kopf von einer Seite auf die andere werfend, als würde er etwas eifrig beobachten — ein Zeichen von starker Gedankentätigkeit. Und ich sah sein Auge in seltsamen Feuer glühen.

Ich hätte gern ein Gespräch mit ihm angefangen; aber ich wollte die Schläfer rings herum nicht aufwecken; außerdem schien der seltsame Bursche nicht gerne aus seinen Gedanken gestört zu werden. So blieb ich liegen, zum Himmel hinaufblickend, von welchem die Sterne in einer Pracht herniederglänzten, wie sonst nirgends in der Welt, da kein Dunstschleier über den trockenen Hochebenen ihren Glanz trübt, horchend auf das befriedigte Aufstöhnen der Tausende von Tieren, die dicht zusammengedrängt friedlich dalagen — eine Unendlichkeit des Raumes und der Lebensfülle — und schlummerte doch endlich ein. —

Das Lärmen der Geschäftigkeit, Lachen weckte mich auf und die derben Späße der Burschen, welche das Leben in all seiner Launenhaftigkeit zusammengetrieben und hier zu einer engen, von aller übrigen Welt abgeschnittenen Gemeinschaft zusammengeschmiedet hatte. Schon wanderten die Scharen der Kühe, langsam grasend, in verschiedenen Richtungen davon, geführt und getrieben von den stattlichen Männern zu Pferde, den Wasserplätzen zu. Überall, wohin das Auge blickte, unermeßliche Prärie; der Kreis des Horizontes schien infolge der Reinheit der Luft so nahe gerückt, daß man meinte, auf einer grünen Insel zu stehen, rings von blauem Meere umgeben; nur auf der einen Seite begrenzten den Blick die Ketten der Berge, der prächtigen Berge mit gewaltigen, blauen Sockeln und luftigen, sonnenbeglänzten Eisgipfeln, die in den Himmel hineinragten.

Mein armes Pferd war durch die Strapazen der langen Reise in den Bergen sehr mitgenommen, und auch ich spürte, daß ich manchen Tag im Sattel gesessen; warum nicht einen Tag hier bleiben, hier rasten? Ich hatte dazu das Büchlein mit meinen Reisebetrachtungen schon recht lange nicht mehr in Händen gehabt — und als ich erst angefangen hatte, der Eindrücke der letzten Zeit zu gedenken, war es mit dem Tage auch bald vorbei.

Die Sonne begann bereits, nachdem sie in ausgiebigstem Maße ihr Werk getan

und auf die Steppe niedergebrannt hatte, als wollte sie alles zu einem Weltbrande entflammen, über das Gebirge hinwegzuziehen, als sich der Mann, der mich am vorigen Abend geführt hatte, zu mir setzte. Fünfzig Jahre mochte er etwa alt sein, eine Hünengestalt; er trug das sonnengebräunte Antlitz ausrasiert; sein aschblondes Haar war bereits von einigen grauen Fäden durchzogen. Das Merkwürdigste an ihm waren aber seine Augen, seine unstet flackernden Augen, die mir bereits im matten Lichte des Lagerfeuers während der vergangenen Nacht aufgefallen waren.

Lange sagte er nichts, qualmte und schnitzte an einem Stücklein Holze, die Lieblingsbeschäftigung all dieser Leute. Endlich fing er an, fast murrend, von meinem Pferde zu sprechen, fragte, was es gekostet habe und wieviel es leiste. Und schließlich wollte er wissen, ob ich in Minen tätig sei.

Da war es nicht ganz leicht zu antworten. Was soll man einem Sohne Amerikas, einem Manne des Westens, dessen Lebensschifflein immer in Stürmen und Brandungen zwischen tausendfältigen Klippen dahintanzt, immer einem Wagnis des klingenden Lohnes willen gewidmet ist, sagen, ihm begreiflich zu machen, daß man nichts weiter will, nichts weiter erwartet, als nur zu sehen, zu hören — und über all das Geschehene und Gehörte nachzudenken als Endzweck, nicht als Mittel für irgend eine Nützlichkeit. Das Leben zu genießen, indem man sich seiner eigenen Gedanken freut, fürwahr, das erscheint in diesem Lande der Kombination und der Organisation ein seltsames Leben.

Indessen hörte Cimarron-Jack — so wurde er nämlich von seinen Kameraden genannt, da er am Cimarron-Flusse gearbeitet hatte, bevor er hierher kam (seinen anderen Namen, den ihm die Männer in ihrer derben Weise beigelegt, Crazy-Jack, vermeide ich zu gebrauchen, um dem seltsamen Kauz nicht Unrecht zu tun) — der also hörte ruhig, fast andächtig zu, qualmend, holzschnitzend, aber augenscheinlich verständnisinnig.

„Solche Zeiten hatte ich auch wohl einmal, junger Mann — aber dann war's mit einmal vorbei; dann mußte ich reiten, übers Land reiten, über die Gebirge, durch die Flüsse, Prärien und Steinwüsten reiten, auch durch Städte, immer weiter, ohne bis an die Grenze zu gelangen! Ja, es gab eine Zeit, wo ich dachte, nicht ganz wie Sie, aber doch ähnlich wie Sie — aber dann kam das Neue in mich hinein — es war wie eine Art von Religion — ich kann's nicht ausdrücken, aber so ist es!" —

Dann stand er auf und ging an seine Hantierung und ließ mich in tiefer Verwunderung zurück.

Am Abend saß ich am Feuer mit einigen anderen Burschen, die sich gegenseitig mit ihren Streichen neckten, welche sie in der Stadt vollführt hatten, in der sie alle paar Monate einmal aufzutreten pflegen, sich tüchtig auszutollen und so für die lange Entbehrung zu entschädigen, als ich plötzlich Cimarron-Jack in einiger Entfernung auf seinem hochbeinigen Tiere sitzen sah, mir mit dem Kopfe winkend.

„Wenn Sie einen kleinen Ritt machen wollen, holen Sie Ihren Gaul", sagte er mir, als ich bei ihm stand. „Ich habe die Wache heute Nacht", fügte er hinzu.

Mir war es schon recht, und bald trabten wir in die Prärie hinaus. Es war bereits sehr dunkel.

Da begann Cimarron-Jack:

„Sie sollten bald heimkehren, junger Mann. Dies Land ist nicht gut für Sie, so wenig es für mich war. Es ist zu weit, zu groß — der Blick verliert sich ins Unendliche, wohin Sie auch schauen mögen — und wer lange in die Unendlichkeit geblickt hat, der geht für die endlichen, kleinlichen, beschränkten Dinge verloren, der wird weitsichtig an seiner Seele!" —

„Und wenn dem so ist — wäre es wirklich solch ein Unglück, Jack?" —

„Ich glaube, ja!" — —

Er schwieg. Langsam ritten wir in großem Kreise um die Herde herum. Es war bereits so dunkel geworden, daß man nichts mehr erkennen konnte; man hörte nur an dem Brüllen und Rauschen, das von den Tieren ausging, dem Branden eines Meeres vergleichbar. Welch ein gewaltiges Leben hier zusammengedrängt war!

„Da ist wohl kein einziger Büffel mehr in diesem Lande zu finden", sagte ich, das lange Schweigen zu unterbrechen.

„Nein. Sie wurden ausgerottet, die großen Herden vom Erdboden vertilgt, daß keine Spur mehr davon zurückblieb — eine grausige Tat. Und doch meines Volkes, dieses Athletenvolkes, nicht ganz unwürdig! Es ist stark — selbst im Bösen — und dann auch gut! Denn es hat die Ebenen wieder bevölkert mit tausendmal nützlicheren Herden, für welche es nur den Platz geschaffen hat zu höheren Zwecken!" —

Der Himmel erstrahlte in seiner schönsten Pracht. Ich mußte immer und immer wieder hinaufblicken zu den Sternen, die in so magischem Glanze leuchteten.

Cimarron-Jack bemerkte das.

„Sehen Sie — wir müssen die Augen zum Himmel erheben, um unsere Gedanken zu befreien. Es wird ihnen zu eng in ihrem Hirne, das nur auf die nächsten Ziele gerichtet ist, das Naheliegende klar sieht, aber nicht darüber hinaus zu schauen vermag. Geben wir ihnen aber den unendlichen Raum, dann fliegen sie auf wie Vögel; zuerst trauen sie nicht ihren Schwingen, dann aber spüren sie das Gefühl ihrer Kraft, dieses höchste Wollustgefühl; sie ziehen langsam ihre Kreise, die immer größer werden, immer höher hinauf sich schrauben, über alles Irdische erhaben — und das Blut pocht fieberhaft in den Schläfen, als wollte es herausbrechen aus seinem engen Hause — — bis, erschrocken von der Wucht der eigenen Ideen, sich der Geist zur Erde nieder rettet, zu den nahen Zielen und Zwecken! O, es ist so namenlos schwer, das Grenzenlose bewußt zu tragen!" —

Es trat eine lange Pause ein. Ich konnte es mir nicht versagen, eine Frage, die mir wichtig dünkte, an Cimarron-Jack zu richten.

„Sie sind nicht Ihr ganzes Leben Cow-Puncher gewesen?" —

„Nein, das nicht. Ich stamme aus den östlichen Staaten, wo ich ein stilles Leben führte. Dann aber kam, auf einer Reise, die Rastlosigkeit über mich. Ich bin einer aus Ralph Waldos klargeistiger Schule der Harmonie gewesen, ich bin Platoniker gewesen; der Mann, dessen Geist im Gleichgewichte war, der Künder von der Einheit und der Verschiedenheit aller Dinge, der klarste Kopf der Welt, der war mein Meister. — Das macht Sie erstaunen — ich fühle es! Es ist aber so! Auch meinem Geiste, dem Geiste Crazy-Jacks, war der wie ein Gott, der zu definieren und zu unterscheiden versteht — doch dann ging es auf einmal nicht mehr. Wir Amerikaner haben wenig vom hellenischen Geiste! Es gab einmal eine Zeit, wo ich, in das oft gehörte Klagelied mit einstimmend, das bedauerte, bis die Stunde kam, in welcher ich sah, daß wir gar nicht hellenisch sein können, daß wir etwas Weiteres, etwas Fortgeschritteneres sind . . . . Eines Tages konnte ich meine Gedanken nicht mehr im praktisch Engen fesseln; wohin ich auch blicken mochte, über mir, unter mir und nach allen Seiten, auf sichtbare Dinge oder auf Ideen, immer verlor sich das Auge ins Unendliche, Unermeßliche" . . . .

Mit der Hand weit weisend, fragte er mich:

„Wenn Sie Tag und Nacht reiten, drei Tage und drei Nächte lang, in dieser Richtung — wohin kommen Sie da?" —

„Wenn ich nicht irre, nach Texas!" —

„Und dann — immer in derselben Richtung?" —

„Nach Kansas." —

„Und dann?" —

„Nach Missouri." —

„Und dann jenseits des Mississippi, in die Staaten des Ostens, diese menschengedrängten, blühenden Staaten! Und dann — dann nimmt's auch noch kein Ende, dann kommt der Ozean, auf welchem unsere Güter schwimmen, und dann wieder Lande, voll unseres Namens, und so fort, in alle Unendlichkeit! Und in tausend anderen Richtungen dasselbe; in welches Reich des Geschaffenen Sie auch vordringen mögen, auf welcher Linie, immer finden Sie Wunder auf Wunder aufgebaut, schrankenlos! —

Verzeihe es, mein Plato, wenn ich mit dir rechte — aber die Zeit ist dazu gekommen! Die Welt ist es müde geworden, sich definieren, sich einzwängen zu lassen in die spanischen Stiefeln von Bild und realem Ding und Hypothese und Wahrheit! Die Gewalt dieser meiner Staaten zerbricht alle solche marternden Fesseln! Die Idee deiner Republik ist ein Mikrokosmos, entstanden in deinem Hirne, dem Brennpunkte eines Hohlspiegels, kaum größer als deine Hand und doch die damalige Welt! Wir aber, wir lassen den Spiegel kreisen, einen Scheinwerfer, nach allen Seiten, überall nur auf Kraft und Größe treffend, den kleinen Anfängen wundervoller, kommender Dinge! —

Es gab einst ein Zeitalter des Hellenismus, eine Welt der schönen Dinge und

der klar begrenzten Begriffe. Doch diese Zeit ist dahin — wir können nicht mehr leben, nur in kühler Betrachtung der Tatsachen und in reserviertem Genuß der Schönheit! Denn unser Geschlecht bedarf eines Sturmwindes in seinen Segeln, um auf unerkannte, unnennbare, sicher aber große und gute Dinge loszusteuern. Schon jetzt überspannt es und durchfurcht den Rücken und durchwühlt die Eingeweide dieser Erde — nun noch Pioniere zumeist, denen aber die Scharen der seßhaften Bauleute nachfolgen, unaufhaltsam nachdrängen werden, diese Staaten zu füllen, mit Hunderten von Millionen — und jeder Sinn all dieser Leute ist auf nichts gerichtet als auf Kombinationen, auf das Monumentale; die Dinge sind aus dem Sonnenglanz der Klarheit gerückt in die Nacht der unendlichen Größe; es wird unmöglich sein, das Haupt ihrer Riesen und ihren Fuß zugleich zu sehen — wir schauen nur einen Punkt, aber fühlen das Ganze — und das ist das große Neue, dieser Primat des Gefühles und die Witterung für die großen Dinge — dieser Amerikanismus, der sich auf dem Scherbenhaufen des Hellenismus erhebt. — —

All das brach einst über mich herein, als ich in diesen Landen wanderte. Und dann konnte ich nicht mehr anders, ich mußte in der Freiheit bleiben, im Sonnenlichte des Tages, um mich herum nichts als die Unendlichkeit des Landes. So kam ich zum Viehrange, und in der Stadt des Ostens war ich vergessen, wo ich .... doch wozu das .... Nun bin ich hier ein Rinderhirt, von niemandem gekannt, von nichts wissend, nur Reiter und Viehhüter, ein Nichts, weil Zeit und Mann noch nicht gekommen sind, um all das zu sagen, was gesagt, was notwendig prophezeit und gepredigt werden muß!" —

Während ich den Worten Cimarron-Jacks lauschte, seinen abgerissenen, dunklen Worten, die er nur in langen Pausen unzusammenhängend hervorbrachte, gleichsam als risse er sie sich einzeln mühsam vom Herzen ab, beobachtete ich schon lange Zeit, wie sich Wolken am Himmel zusammenzogen, gleich schwarzen gewaltigen Wandervögeln, einen Stern nach dem andern bedeckend, ein majestätisches Schauspiel. — Die Tiere fingen an, unruhig zu werden; man hörte die Kälber ängstlich blöken und ihre Mütter laut stöhnen — es kam Unruhe in die Massen.

„Wir müssen das Vieh besänftigen", sagte Jack. „Singen Sie mit — was, das ist gleichgültig!"

Und er ritt mir ein paar Schritte voraus und begann mit kräftiger Stimme ein monotones Lied, langsam im Bogen um die Herde herumreitend. Der Gesang schien auch seine Wirkung nicht zu verfehlen; die Tiere fühlten, daß ihre Schützer wachten, und wurden eine Zeitlang still.

Plötzlich begannen die Worte, die in meine Ohren drangen, sich in ihre Gedanken umzusetzen, und ich hörte das seltsamste Lied, dem ich je gelauscht; der Mann sprach aus, was ihn vor allen Dingen am meisten beschäftigte, unwillkürlich durch die Töne zum Rhythmus gezwungen:

„Mein Herz drängt danach, dich zu singen, mein Land — doch ich habe keine

Zunge und keine Sprache dazu! Denn was der Mund formen, was Worte zum sichtbaren Bilde fassen können, das ist notgedrungen klein und begrenzt; du aber bist riesenhaft und unbegrenzt in deinen Möglichkeiten, mein Land!

Aber du bedarfst auch gar nicht meines Gesanges, Amerika! Du sprichst eine Sprache, die wuchtiger ist als die irgend eines Menschen. Und wer deinen Gesang von deiner Größe gehört hat, der ist bezaubert für immer; da gibt's nichts, ihn zu lösen — der ist dein, dir auf ewig verfallen!

Welches ist deine Sprache? — Deine Größe, mein Land! Die endlosen Ebenen sind deine Worte, und die monumentalen Gebirge, welche den Himmel tragen, und die rauschenden Ströme und die Flächen der Seen und die Meere, die in unendlicher Ferne dich bespülen, all das ist der Ausdruck dessen, was du bist. Und deine Gedanken sind die Wunder, die du hervorbringst, die großen und tiefen Wunder!

Herrlich ist es, was du gedacht hast und kaum mit den Sinnen zu fassen. Ich stehe erstaunt über all das, was du geplant und zu Ende geführt! Konnte ein Intellekt solche Dinge planen? Nein — er wäre unter ihrer Wucht zusammen gebrochen! Nur die Kraft, deren Weisheit ihre Größe ist, nur du selbst konntest das alles denken, alles schaffen, alles vollenden, du selbst, du Mutter von Heldengeschlechtern, die unanfechtbar sind für alle, nur sich selbst ein würdiger Gegner zum Kampfe!

O, ich glaube an dich! Ich glaube, daß du das letzte Ziel aller Dinge bist, die große Verheißung, die wir die Zukunft nennen. Du wirst die Nährmutter aller kommenden Dinge sein, der endlichen und der unendlichen, das Rückgrat der Welt, welches ihr Halt gewährt in künftigen Sommern und Wintern — ja, das glaube ich, das ist meine Religion!" —

Unterdessen wurde das Unwetter heftiger, Donner begannen zu rollen, Regentropfen fielen. Von allen Seiten kamen nun die Rinderhirten herangesprengt, die vom Gewitter munter geworden waren. Denn es bedroht Gefahr die Herde! Wehe, wenn der Geist der Unruhe in die Tiere hineinfährt, sich rasch zu Angst und Todesgrausen steigernd! Die treiben die ungeheuren Scharen vor sich her, daß sie wild, sinnlos davonstürmen, unaufhaltsam übers Land wie eine gewaltige Sturmwelle, eine Sintflut, alles vernichtend, zerstörend, zerstampfend, bis ihnen Halt geboten wird durch eine Felswand, einen jähen Abgrund, in dessen Tiefe ein Fluß schäumt, für Hunderte der Tiere ein Grab! Da heißt es, die zügellosen Kräfte in vernünftige Bahnen zu lenken, Vernunft und Vorsehung zu spielen!

Bald bewegten sich einige der Tiere im Kreise, Scharen schlossen sich den Führenden an, bis schließlich die ganze Herde in Bewegung war, eine ungeheure Mühle, sich im Kreise umwälzend. Und es war, als bebte die Erde unter dem Stampfen von vierzigtausend Füßen.

Die eine Seite des Horizontes blitzte ständig im Wetterleuchten auf; der ganze Himmel erglühte dort oft sekundenlang hinter den Wolken, die sich schwarz von

ihm abhoben, phantastische Gestalten, wie ein Gebirge, mit Riesenbäumen darauf, oder wie eine gewaltige Stadt auf Felsen gebaut. Und im fahlen Leuchten sah man die im Kreise wandernden Kühe, deren unzählige Rücken wogten wie die Wellen eines Meeres, dazwischen die breitschultrigen Gestalten der Boys zu Pferde. In einiger Entfernung aber von dem äußersten Ringe der sich wälzenden Masse trabte Cimarron-Jack dahin, seinen Kühen einen Sang von der Größe seines Vaterlandes singend, diesen endlosen Scharen, die ihm lauschten, beruhigt dahintrabend.

Die Wolken verschwanden wieder. Bald dämmerte es am Horizonte auf, schwach dunkelgrün. Ein Morgenwind pfiff über die Steppe, die vom Gewitterregen taufrisch duftete. Der Himmel wurde lichter und lichter, bis das Grün zum matten Gelb und dann zum kräftigsten Goldton geworden. Und dann stieg auch der Glutball, glühendrot, rasch aus der weiten Flur auf, die Sonne, Ausdruck und Siegel, daß selbst die Urgewalten, deren Anblick den Engeln Stärke gibt, ewigen, unverrückbaren, harmonischen Gesetzen unterworfen. Doch heute glaubte ich nicht an die Harmonie. . . . . immer noch lag mir der Sang in den Ohren, welchen der Cowboy seinen Tieren gesungen, sie zu besänftigen!

Cimarron-Jack, du schwimmst, an der Seele von einem starken Glanze geblendet, in einem Lichtmeer, oben und unten und zu allen Seiten Fluten von Feuer! Du schwingst dich in diesem Glanze hinauf, so hoch, daß du die Erde mit all ihren Schatten hinter dir lässest, du Sänger der Größe, der Urgewalt, und doch — ein Barde nur der Viehherden und ein Philosoph der Rinder, der guten, sanften Kühe, welche dir lauschen, beruhigt wiederkäuend, wer weiß, sich dies und das dabei denkend, aber im wesentlichen doch käuend. . . .

Oder aber will es vielleicht das Schicksal so, daß du den Rindern singen mußt? Wie, wenn deine Stimme die Millionen von Menschen erreichte, von starken und mutigen Menschen? Vielleicht würde etwas Unerträgliches daraus entstehen, vielleicht. . . . denn unbegrenzt sind die Möglichkeiten des Landes, ins Weite fliegend! Wohin? — Wo ist eine Grenze, ein Ziel in dieser Welt der Ziel- und Endlosigkeit!

Ich fühlte, wie meine Gedanken zügellos wurden, als ich dahinritt über die Prärie, die endlos weite. . . .

Der Eroberer und das Weib

Man träumt schwer bei den Ruinen von Mitla. —

Unter den hohen Bogengängen des einstigen spanischen Presidios hatte mir mein Wirt den Abendbrottisch gedeckt. Als er dann die Schüsseln wieder abgeräumt hatte, stellte er eine brennende Kerze auf den Tisch und wünschte mir eine gute Nacht unter dem Dache seines Hauses. Er war ein wackrer Mann vom Lande, ein Mestize, wie der größere Teil der Bevölkerung, bei der es infolge der unendlich feinen Abstufungen zwischen reinem Europäer und Vollblutindianer sehr schwer ist, den

Grad der Blutmischung festzustellen. Wer weiß, durch welche seltsamen Wechselfälle des Schicksals, welche fremden Eroberungszüge oder blutigen inneren Parteifehden der einst so stolze Bau in seiner Väter Besitz gekommen; sicherlich wußte er es selbst nicht. Indessen hatte die Grandezza des Hauses sichtlich auf die Familie des Besitzers eingewirkt; mein Wirt zumal trug mit vollendetem Anstand die angenehmen Formen des spanischen Kavaliers zur Schau, trotz seiner Beschäftigung zumeist mit dem Vieh, trotz der Weltentlegenheit des Dorfes Mitla. Auf die Dauer vermag sich kein Mensch dem Einflusse seines Hauses zu entziehen; das ist der hohe Lohn schön bauender Völker. Alle Wanderunrast aber nivelliert. —

Kein Lufthauch bewegte die Palmen und Zitronenbäume des Patio. Die Fülle der Blumen aber atmete ihren betäubenden Duft aus, der sich in schweren Wolken unter den Bogengängen des Hauses hinzog. Leben war ringsum nicht zu spüren als hie und da das Spiel einer Fledermaus, die pfeilschnell durch die matte Helligkeit des Kerzenlichtes dahinschoß.

Der Blumenduft machte es wohl, daß man so schwer träumte. Und noch etwas: die Erinnerungen! Sie umschweben das Haus und die Trümmerstätten der Tempel, welche einen Steinwurf weit davon entfernt liegen. Sie scheuen das Licht der Sonne; wenn es aber Nacht geworden ist, dann werden sie munter und kommen aus dem verfallenen Gemäuer und den finsteren Gängen, schweben um die Ruinen und raunen im Vorüberziehen sich Dinge ins Ohr, die längst tot sein möchten und doch nicht sterben können, denn die Flüsternden halten sie ewig wach. —

Von wem sagen sie wohl?

Der große Cortez hatte das Presidio errichten lassen. Noch jetzt, nach schier vierhundert Jahren, ist die Spur nicht verwischt, die sein Stiefel mit dem gewaltigen spanischen Sporne dem Tale von Oaxaka eingedrückt. Der Ruf seiner Taten, der vor ihm herzog, war so dröhnend, daß er eine Nation von Kriegern betäubte. Er kam in das Tal und dekretierte — und dreißigtausend Leibeigene beugten sich unter sein Joch. Aber seltsam war das Ende seines Zuges. Nur wenige folgten ihm, als er bei Sonnenuntergang in Mitla anlangte. Da stieß er auf die Ruinen von einstmals ungeheuren Tempeln und weiten Säulenhallen, die in den Staub gesunken. Was ist menschliche Größe? — —

Erstaunt sahen die Tolteken hin. Auf den Trümmerhaufen steckte der Eroberer einen Stab mit einem Kreuze an der Spitze, daran ein Tuch mit dem Bildnis einer Frau. Seine Begleiter mußten weit zurücktreten. Als er dann ganz allein war, kniete der Gewaltige nieder in den Staub und betete. Die Sonne stieg hinter den Bergen hinab; der Abendstern leuchtete durch den grünen Äther; die Nacht sank nieder und hüllte das schlummernde Land in Blumenduft ein — doch der Mann betete noch immer. Er stand am Ende seines Zuges. Es blieb ihm nichts mehr zu tun, als sich den Himmel zu erobern — der allein fehlte noch. Darum betete er vor dem Bilde eines Weibes. — —

Das Licht auf meinem Tische war niedergebrannt. Ich aber träumte weiter in die Nacht hinein. Seltsames Bild des knienden Mannes, der eine eroberte Welt demütig der Jungfrau zu Füßen legt. Welch unnennbares Sehnen ringt da nach Ausdruck? — Einen Kaiser hatte er auf dem Scheiterhaufen verbrannt, Prinzen und Große eines Reiches gehenkt, das Blut von hunderttausend Menschen verspritzt, den Rest des Volkes geknechtet; und nun — im Staube vor dem Madonnenbilde, das Schwert an der Seite und den blanken Helm vor sich hingestellt. — Ist das Religion? Oder Liebe? — Ich glaube: Sehnsucht nach Gebundenheit und Unterwerfung. Einen Mann zum Herren duldet nicht die höchst gesteigerte Männlichkeit des Erobrers. Was sind ihm Taten, der selbst machtvollster Täter ist. Doch da ist ein dunkles Walten des Lebens, da sind geheimnisvolle Dinge, die hinter den Dingen liegen, da ist — das Weib. In der Liebe ist das Herz des Starken zynisch, die Seele aber voll Religion. Er lächelt des Erdenweibes; doch zu der Madonna betet er, ihn zu erlösen von dem Grauen der Unvollkommenheit. Religion und Liebe sind ihm dasselbe; in beiden ringt er nach Erlösung. —

Und meine Liebe? — Traumerfüllte Nacht, in dir sind zu viele der Erinnerungen! Wo ist mein Heldenhaftes, daß es mir gestattet wäre, mich in den Staub vor einem Madonnenbilde zu werfen? Cortez ist erhaben — doch wir nicht. Schlaf, Schlaf, Vergessen. . . . .

Ich tastete mich in mein Gemach. Auf einem harten Strohsacke legte ich mich nieder. Die Türe hatte ich weit offen gelassen. Hier war nichts zu fürchten. Vor dem „Americano" geht ein Schrecken her unter diesem kindlichen Volke. Noch spukt in seinem Hirne das Bild des grimmen Bowie, des Texaners, dessen nibelungengleiches Heldentum ihn zum Hagen Amerikas macht. — Doch ruhelos warf ich mich unter dem Moskitoschleier hin und her. Da erblickte ich durch die offene Tür den glänzenden Sternenhimmel und sah das blendende Kreuz des Südens, ein wenig über dem Horizonte, als wäre es in den Boden gesteckt und krönte das Banner der Jungfrau. — —

Es war sehr warm, als ich auf die Ruinen von Mitla zum letzten Male hinunterschaute. Lange hatte ich, als endlich doch der mohnblumengeschmückte Schlaf gekommen, in den Morgen hineingedämmert. Dann aber mußte ich eilen, zur rechten Zeit noch an mein Ziel zu gelangen, nach Taviche, der jungen Silberstadt, wohin mich ein Amerikaner gerufen, ihm in schwierigen Verhandlungen mit meinem technischen Rate beizustehen.

Doch ach — mein Rößlein liebte die Eile wenig. Es war mir von einem verschlagenen Pferdekamm in Oaxaca als Mucho Veloz, als sehr flink, angepriesen worden, was mich, trotz eines gelinden Zweifels a priori an die Lauterkeit des Mannes, veranlaßte, es samt seinem Muchacho, einem unverschämten indianischen Schlingel, der auf einem noch trägeren Tiere beritten wurde, zu mieten. Mexikanische Grausamkeit mißhandelt die armen Kreaturen so, daß nur die Peitsche ein wenig Tempo zu erzwingen vermag — und das auch nur auf ein paar

Schritte. Resigniert beugt man sich endlich der stärkeren Macht der Trägheit — und wird selbst träge. Kein Wunder das im Lande Manana.

So war ich langsam am Bache entlang gezogen, an dessen Rande sich zahllose große Schildkröten sonnten, die von unseren Schatten erschreckt rasch in der Flut verschwanden. Endlich gelangten wir auf eine leichte Anhöhe, auf welcher wir Halt machten. Ich schaute zurück in das Tal: zwischen den Maisfeldern und dem leichten Gehölze der Korkeichen schimmerten weit dahinten die Mauerreste der Tempel, hoch überragt von dem Turm des Kirchleins, das aus seinen Steinen errichtet ward. Lichteres Leben erblühte auf dem Schutt einer gigantischen untergegangenen Welt, deren Religion das Grausen und blutiges Menschenopfer war. Sie, die Tolteken, gruben sich in die Tiefe ein und suchten in finstern Kellergewölben die Mysterien der Welt zu ergründen. Doch die Sehnsucht der Eroberer weist mit schlankem Finger zum Himmel. —

Ich mußte weiter. Hier auf der Höhe war nur noch dürftiger Pflanzenwuchs. Dürres Gras und zahllose stachlige Kakteen fristeten ihr anspruchsloses Dasein zwischen den Steinen, auf welche die Sonne grausam niederbrannte. Das Rößlein des Muchacho schlich langsam hinter dem meinen drein, dem jeder Halm Vorwand zu einem längeren Aufenthalte gab. Das Ziel noch weit, Wasser nirgendswo zu sehen. Dazu fing der Muchacho an, im Widerspruche zu seinen ursprünglichen gegenteiligen Versicherungen, eine bedenkliche Unkenntnis des Weges zu zeigen. Was bleibt da anderes übrig, als dem Instinkte des Tieres sich anzuvertrauen? Man selbst hat ja genug über andere Dinge nachzudenken. Die Zeit meistert alles — selbst den längsten Weg durch die Kakteen und Steine eines südmexikanischen Hochplateaus.

Während wir so durch den heißen Sonnenbrand dahinzogen, die Lider halb geschlossen, denn die weißen Steine des Weges reflektierten die Strahlen so blendend, daß es vor den Augen flimmerte, stiegen wieder die Bilder aus der vergangenen schwülen Nacht hervor, das fadenscheinige Frauenbildnis, und der Held davor im Staube — endlose Gedankengänge zu einem Labyrinthe verwirrend.

Hinter uns Pferdegetrappel. Der Muchacho spornte sein Rößlein an, ich instinktiv ebenfalls meinen „Mucho Veloz", wie ich die Rosinante in erbostem Ironie zu nennen pflegte. Denn kein Reiter liebt es, sich von dem andern überholen zu lassen. Doch vergeblich!

Es waren zwei Damen zu Pferde. Amerikanerinnen, keine Töchter Mexikos. Rittlings saßen sie auf den kleinen, aber muskulösen Tieren, wie damit zusammengewachsen. Von Jugend an den Sattel gewöhnt machen sie die ungebärdigste Kraft unter sich willenlos. Von ihren Hüten wehten mächtige wallende Straußenfedern, und ihres Reitkostüms hätte sich der Zentralpark zu New-York nicht geschämt. Es war eine wundersame Erscheinung in solcher Wildnis ringsum, zwischen Steinen und stachligen Kakteen des sonnendurchglühten Landes, wo niemand sonst des Weges kommt, als von Zeit zu Zeit ein paar zerlumpte ein-

geborene Bauernfrauen, barfüßig, in grell bunten Hemden und Röcken, den mächtigen Strohhut auf den langen, schwarzen, zottigen Haaren, meist schwere Lasten auf dem Rücken tragend. Manchmal sieht man auch ein junges, schmuckes, vollbusiges Indianerweib mit klugen, schwarzen Augen, aber im wesentlichen schauen die Vorübergehenden doch abgehärmt aus.

Da erwecken solche Sendboten gleichsam einer schöneren Welt tiefes Erstaunen.

In schärfster Gangart kamen die beiden Reiterinnen vorbei, so rasch, daß von ihren Zügen nichts zu erkennen war. Mich für einen Amerikaner haltend grüßten sie mich auf englisch, lachten und waren vorüber — o wie verdroß mich in diesem Augenblicke Mucho Veloz! Eine der beiden Damen jedoch wandte sich um und rief: auf Wiedersehen! Ich blickte in ein fröhlich lachendes Antlitz, von Gesundheit, Anstrengung und Sonne rötlich glühend — und dann sah ich nur noch eine Staubwolke, wenige Minuten lang, bis auch diese in einer Versenkung des Bodens verschwand. —

Wie wunderbar dem schlichten, einfältigen Mexikanervolke diese stolzen Frauen erscheinen mögen! Sie sind anders von Gestalt, anders von Sitten, von einer Pracht und Freiheit des Auftretens, die im eigenen Volke niemals zu finden ist. Die Eingeborenen blicken ihnen verwundert mit den dunklen, fragenden Augen lange nach, wie einst die Bewohner des „Tales" den Rittern des ersten Vizekönigs.

Ich liebte die Amerikanerinnen nicht sonderlich. Ein durch lange Gewohnheit anerzogenes Gefühl wird nur schwerfällig durch den Eindruck eines neuen Ideales verwandelt. Die pflichterfüllende Frau, — die ist es, welche wir zu loben pflegen. Alle andern erscheinen uns fremd und unnütz. Wir gehen an ihnen kalt vorbei, wenn der erste, reizvolle Eindruck seine Macht verloren hat. Mit der Staubwolke entschwanden auch die beiden Frauen meinem Gedächtnis. —

Endlich, als die Sonne sich bereits tief dem Abend zugeneigt hatte, sah ich auf dem Grunde eines Gebirgskessels mein Ziel vor mir liegen: Taviche. Ein wirres Durcheinander von Holzhütten und vereinzelten Steinhäusern, eisernen Schloten und kahlen Maschinenschuppen. Auf den Abhängen der Berge bemerkte ich rings verstreut Stolleneingänge, mit Holzwerk überdacht, und davor Hügel von ausgeworfener Erde, Maulwurfshaufen nicht unähnlich. In einem einzigen Jahre war das geschaffen worden, wie aus dem Boden gestampft. In die grandiosen Linien des Gebirges schien das alles nur häßlich hineinzupassen, wie in die jungfräuliche Steppe das rasche Zeltlager eines wandernden Volkes. Aber der Keim des Schönen liegt schon darin! Das hier ist nur das Anfangswerk ständig fortschaffender Kraft. Alle Kraft drängt nach Schönheit; auf den kürzlich entdeckten Silberfeldern im entlegenen Gebirge ist die dauernde, reiche machtvolle Bergwerkstadt im Entstehen.

Herr Dickinson, der mich nach Taviche geladen, war ein zuvorkommender großer, breitschultriger Texaner mit vollem, glatt rasiertem Antlitz, das von einer

mächtigen Stirne gekrönt war. Eine Kraftnatur; das sah man an allem, an seiner Art zu lachen, zu sprechen, zu handeln! Sein einfaches Haus, aus mehreren Zimmern bestehend, war erst ganz kürzlich hergerichtet und bezogen worden. Der erste Raum, der Arbeits- und Empfangszimmer zugleich war, enthielt kaum Möbel außer einem mächtigen Tische, ein paar Stühlen und einem gewaltigen feuersicheren Geldschranke. Der ganze Tisch war mit Papieren bedeckt und einem großen Haufen Silbergeldes, ganzen und halben Pesos und Peseten, welche Dickinson mit einem seiner Beamten gerade durchzählte und in Rollen stapelte, um sie den Bergleuten auszuzahlen, die bald von der Arbeit kommend erwartet wurden. An der Wand stand noch ein Stand mit einem halben Dutzend Gewehren.

„Wir sind immer im Kriege", sagte Dickinson, als ich ihn danach fragte. „Und dazu bilden wir hier in Taviche die äußerste Vorhut. Bedenklich ist unsere Lage nicht, aber bei der leichten Erregbarkeit des Volkes ist es doch gut, achtsam zu sein und allen, die hier eintreten, zu beweisen, daß wir vorbereitet sind. Sie wissen ja, man liebt uns nicht!" —

Es war wirklich so, wie er sagte. Mexiko wird gerade jetzt zum zweiten Male erobert. Wiederum, wie vier Jahrhunderte zuvor, von einer Schar von wagenden, unternehmungsfrohen Männern, die auf eine alte, veraltete Kultur mit rücksichtslosen Siegerschritten niedertreten. Eine kleine Armee von Amerikanern wälzt sich langsam von Norden nach Süden, die Schätze dieses Landes, besonders die unendlich reichen Silberminen mit frischem, tatkräftigen Geiste und mit Kapital belebend, daß diese aus langer Erstarrung und tiefem Todesschlafe erwachend aufblühen und goldene Früchte bringen, ein sicherer Besitz, den zu erheben andere Nationen zu schwach oder zu träge sind. Nicht ohne Kampf geht es da ab. Arbeiterrevolten, gegen die fremden Besitzer gerichtet, mußten blutig niedergeschlagen werden, und die Regierung zog mit versteckter Sympathie unter dem Drucke des übermächtigen nördlichen Nachbarn zähneknirschend die Aufwiegler zur Verantwortung.

Dickinson führte mich, als das Geldzählen beendigt war, in das anstoßende Zimmer, mich auch den Damen vorzustellen. Wir fanden Frau Dickinson, eine sehr schöne, stattliche Erscheinung, bequem auf dem Bette liegend, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, in einem Romane lesend; ein etwas jüngeres, ihr sehr ähnliches Mädchen, die Schwester der Hausherrin, wiegte sich in dem berühmten, jedem Amerikaner unentbehrlichen Schaukelstuhle. Auch sie las. Die Damen traten uns, ohne im geringsten infolge der Überraschung Verlegenheit zu zeigen, sofort entgegen und begrüßten mich mit liebenswürdiger, selbstbewußter Zuvorkommenheit. Mein Wirt und ich setzten uns in Ermangelung von passenderen Sitzgelegenheiten, da Bett und Schaukelstuhl bald von den Damen wieder in Anspruch genommen waren, auf Koffer nieder, von denen eine Reihe an den Wänden standen. Sonst war außer einem eisernen Waschtische kaum etwas Bemerkenswertes in dem Raume zu sehen. Die Frauen hatten sich bereits für

das Mahl angekleidet und sahen sehr vornehm aus; besonders Frau Dickinson war entzückend in einem lichtrosa enganliegenden Seidenkleide, das über und über mit Spitzen besetzt war.

Ich erzählte von meinem sonnigen Ritte von Mitla nach Taviche und den argen Eigenschaften meines Mucho Veloz und erregte damit viel Heiterkeit. Wie ich aber Frau Dickinson vergnügt lachen, ihr Antlitz, von reichem schweren Haare umrahmt, in sonniger Heiterkeit strahlen sah, da kam es über mich wie eine Erinnerung. Ich wurde nachdenklich und fragte schließlich die Hausherrin, ob ich nicht ihr bereits irgendwo begegnet sei.

„Freilich", sagte sie lachend und gestand nicht ohne Schadenfreude: „Heute Morgen, auf der Heimkehr von Ocotlan, machte ich mir den Scherz, mit der Schwester, Sie auf Ihrem lahmen Tiere zu überholen. Wir wußten gleich, wer Sie seien, da mein Gatte Ihr Kommen uns in nahe Aussicht gestellt! Fremde sind recht selten in Taviche!" —

Doch das war es nicht. Ich sann und sann und sagte schließlich:

„Nein, ich sah Sie schon in Ciudad Mexiko, doch ich weiß nicht wo!" —

„Das glaube ich nicht", schnitt Frau Dickinson das Gespräch kurz ab. Es schien mir aber, als sei ein flüchtiges Rot über ihre Wangen gehuscht.

In diesem Augenblicke trat ein unappetitlich aussehendes Indianermädchen ein und berichtete, daß das Essen fertig sei.

„Was gibt es denn?" fragte Frau Dickinson.

Und als das Mädchen in langsam leierndem Tone die Speisenfolge gemeldet hatte, sagte sie mit verdrießlichem Tone:

„Ach — immer dasselbe!" —

Mein Aufenthalt in Taviche hatte sich etwas länger ausgedehnt, als ich ursprünglich erwartete. Die Vorbereitungen zu dem Geschäfte, das abzuschließen ich helfen sollte, waren noch nicht zu dem Grade gediehen, den ich bei meinem Aufbruche von der Ciudad angenommen hatte. — Aber mir war diese Verzögerung schließlich hoch willkommen, lernte ich doch einen Menschen kennen, dessen Freundschaft ich zu den schönsten Geschenken rechne, die mir das Schicksal beschert hat.

Dickinson hatte sich die Aufgabe gestellt, die im ewigen Interessenwiderstreite aufeinander argwöhnisch und oft feindselig gestimmten Besitzer der etwa dreißig Minen des Bezirkes zu einigen, um gemeinsam die noch ungenützten Wasserkräfte des Tehuantepecflusses für eine elektrische Kraftversorgung der Bergwerke auszubeuten. Die ungeheure Kostspieligkeit jeglichen Brennmateriales in dem holz- und kohlenarmen Lande drängte zu dieser Maßnahme gebieterisch. Da nun jeder der Interessenten für sich ein möglichst gutes Geschäft machen wollte, erschien eine Einigung oft aussichtslos; aber der imponierenden Überlegenheit Dickinsons gelang schließlich doch das schwierige Werk. Wie ein Heroe trat er den Drachen des Zwiespaltes nieder, wohin er nur kam; nicht die Logik der Tatsachen so sehr, als weit mehr die Kraft seiner Persönlichkeit zwang die

Unwilligen zusammen. Er wußte mächtig das Solidaritätsgefühl in ihnen zu erwecken; in allem erwies er sich als der geborene Führer von schaffenden Männern, als ein Eroberer.

Es war eine Lust, das zu beobachten. Aber den gleichen Eindruck machte auf mich Dickinsons Tätigkeit in den Minen. Fünf derselben nannte er sein Eigen. Die elende Maschinerie, die spanische Unwissenheit dort ergebnislos errichtet, hatte er zu einem wüsten Eisenhaufen, dem Roste zum Raube, zusammentragen lassen und war eben dabei, das neue, moderne Rüstzeug, das mit vielen Opfern ins ferne Gebirge geschafft war, aufzustellen. Hier brauchte es nicht, wie in den schwierigen Verhandlungen vorher vieler Worte und eines großen Aufwandes von Kraft; hier war er der unbestrittene Herr, der stumme Winke gab, und spielend das Größte bewältigte. —

Am Morgen, nachdem die Minenbesitzer von Taviche sich endlich geeinigt hatten und ich zur Ausarbeitung eines Projektes ermächtigt war, saß ich mit Dickinson auf einer rohen Holzbank hinter dem Hause. Hier sah man bis hinab zum Bache ein wenig Graswuchs, auf welchem die Pferde weideten, mein Mucho Veloz mitten darunter, der seine Halme mit einem Frohmute kaute als dächte er: Beatus ille qui procul negotiis.

Mit Erstaunen beobachtete ich Dickinson bei seiner Beschäftigung: Er versuchte ungeschickt mit den großen Händen sich ein Hemd zu flicken. Lächelnd sagte er:

„Es ist gut, daß auch einmal Sonntag ist. Wann sonst sollte ein Geschäftsmann zu solchen Dingen kommen?"

Da konnte ich denn die Frage nicht länger unterdrücken, die mir alle Tage, eine Woche lang, fast stündlich sich aufgedrängt hatte:

„Und Ihre Frau — —?" —

Der Minenmann schien mich überhört zu haben. Doch nach einer Pause sagte er ernsthaft:

„Dazu sind die Frauen nicht bestimmt!" —

Seit jenem ersten gemeinsamen Mahle hatte ich die Damen des Hauses nicht mehr gesehen. Den gleichen Abend hatte mich Dickinson zu einem Nachbarn geführt, wo sich noch einige Minenleute eingefunden hatten, die Angelegenheit, um derentwillen ich gekommen war, zu verhandeln. Am frühen Morgen des andern Tages war ich mit meinem Wirte in eines seiner Bergwerke eingefahren, um die Neuanlage zu besehen. Und als wir heimkehrten, empfing uns das schmutzige indianische Mädchen mit der Nachricht, daß die Damen nach Ocotlan geritten seien, um für eine Woche nach Ciudad Mexiko zu fahren, und empfählen sich den Herren bestens.

Ich war tief erstaunt. Dickinson aber schien die Sache mit großem Gleichmute hinzunehmen. Er war vielleicht ein wenig traurig.

„Nun bin ich wieder allein", sagte er.

Das war alles gewesen. Ich konnte mich aber von dem Gefühle nicht mehr

frei machen, das immer stärker in mir geworden: „Frau Jane ist dir schon einmal begegnet — und flieht!“ —

An das alles dachte ich, wie ich neben Dickinson saß, der mit der Selbstzufriedenheit eines Kindes an seiner Arbeit fortstichelte. Doch als ich sah, wie der große Mann die kleine Nadel gegen den blendenden Äther erhob, um mühselig den spitzgedrehten Faden in das enge Öhr zu ziehen, da entfuhr mir ein unmutiges Wort:

„Solche Frauen könnten mir nicht gefallen!“ —

Dickinson blieb seitdem einsilbig. —

Am Mittage, nach dem Gabelfrühstück, schlug mir mein Wirt vor, ein paar Enten schießen zu gehen.

Nicht ohne Mißtrauen ließ ich den bösen Mucho Veloz satteln; doch ich fand heute wenig Anlaß, ihn zu verwünschen. Dickinson hatte augenscheinlich wenig Neigung, ein meinem Klepper übertrieben erscheinendes Tempo anzuschlagen. Die örtlichen Verhältnisse waren auch gar nicht dazu angetan. Nachdem wir das Hochplateau auf dem Rücken der Berge, in welchen Taviche eingeschlossen liegt, überschritten hatten, ging es in steilen Schluchten unaufhörlich abwärts bis zu den Wassern des wildschäumenden Tehuantepecflusses. Wie eine Gemse sprang Mucho Veloz von Klippe zu Klippe auf dem ungangbaren Pfade, der stellenweise fast senkrecht hinabführte. Weit mich ins Kreuz des Tieres legend, hatte ich ständig acht, um das Pferd, wenn es stolpern sollte am Abgrunde, blitzschnell in die Höhe zu reißen. Aber kein einziges Mal trat es fehl, daß ich schließlich Dickinson gegenüber mein sonst soviel geschmähtes Tier warm zu preisen begann.

„Sehen Sie,“ sagte Dickinson mürrisch, „am rechten Orte und zur rechten Zeit hat jedes Ding auch seine guten Seiten!“ —

Am Flusse stiegen wir ab und banden die Tiere im Gebüsche fest. Dann gingen wir, oft im Wasser watend oder von Kiesel zu Kiesel springend, weiter talabwärts, bis wir an eine Stelle kamen, wo der reißende Fluß sich teichartig flach verbreiterte. Hier wuchs mächtiges Schilf, in welchem die Enten in starken Völkern nisteten.

Aber das Glück war uns heute nicht günstig. Vielleicht lag es daran, daß uns beiden die rechte Weidmannsstimmung fehlte. Wohin wir auch kamen, überall flogen die scheuen Tiere auf, und wir hatten das Nachsehen. Dickinson schoß zweimal, aber fehl. Uns zu trennen, uns gegenüberzustellen und so die Tiere uns gegenseitig zuzujagen, dazu war der Fluß zu tief und ein Nachen war nicht vorhanden. So setzten wir uns schließlich auf einen Granitblock, der aus dem Wasser ragte, wachsam auf Wild, bis wir dessen müde wurden und zu plaudern begannen.

„Das letztemal war ich mit Jane hier“, sagte Dickinson. „Da war es besser! Schier ein halbes Dutzend fielen mir zur Beute. Jane schießt zwar meist daneben — sie ist zu unruhig — aber doch habe ich, wenn ich mit ihr jagen gehe, mehr Glück! Das macht ihre Nähe!“ —

„Oder die bessere Laune, die Ihre heitere Frau mit sich bringt", wandte ich ein, die Mystik der Tatsache etwas aufzuklären und dem verstimmten Freunde einen kleinen Hieb zu geben wünschend.

„Das ist gleich", erwiderte er. „Auf das Resultat kommt es allein an. Sie bringt mir in allem Glück, daran glaube ich fest! — Sie liebt mich ja so sehr!" —

Eine Blutwelle wogte mir ins Antlitz. Mir waren endlich die Schuppen von den Augen gefallen, ich wußte, wo ich Jane Dickinson gesehen. Es war auf dem Parado in Ciudad Mexiko gewesen, in der langen Reihe der Equipagen, die jeden Abend eine Stunde lang durch die hell erleuchtete Calle San Francisco von der Alameda bis zur Kathedrale auf und nieder fahren, mit den schönen Damen in blendenden, roten oder violetten Abendtoiletten und mit mächtigen Hüten auf dem Kopfe. Stolzen Blickes schauen sie auf die Fußgänger nieder, die sich auf den engen Bürgersteigen drängen, so unnahbar stolz, daß ein Freund, den diese Mienen erbosten, mir einst grimmig sagte: „Sie halten sich zu vornehm, um nur auf uns auszuspucken!" In dieser Wagenreihe fuhr auch Jane Dickinson und ihre Schwester. Und noch einmal habe ich sie gesehen, eines späten Abends im Restaurant des Parkes von Chapultepec, bei der Musik einer Kavalleriekapelle, mit mehreren Herren Champagner trinkend, in ausgelassenster Stimmung. — Diese Eindrücke waren zu flüchtig gewesen, um sich tiefer einzuprägen; nun aber kehrten all die Erinnerungen zurück, und mich erfüllten tiefe Zweifel, als mein Wirt mir treuherzig sagte: „Sie liebt mich ja so sehr!" —

„Ihre Frau ist nun bereits eine Woche in Mexiko", bemerkte ich bedeutungsvoll.

„Sie schwärmt dafür, sich auf dem Parado zu zeigen", antwortete jener. „Das ist ihre größte Freude, und die Ausflüge nach der Ciudad sind schließlich das einzige, was die Gute von ihrem Leben hat!" —

„Und Sie?" —

„Ich muß hier bleiben. Ich hoffe, später einmal ganz frei zu sein. Doch jetzt geht das nicht! Alles was ich besitze, steckt hier in den Minen. Es ist ein großes Unternehmen. Und viel fremdes Kapital ist mir anvertraut. Keine Minute darf ich rasten! Die Verantwortung, die auf mir liegt, ist zu groß. Und ich muß arbeiten — für Jane! Jetzt und später soll sie es gut haben!"

Dann schwieg er. Ich mochte nicht erwidern, nicht fragen. Wir waren in zu verschiedenen Welten groß geworden, als daß wir uns hätten verständigen können.

Zu unseren Füßen gurgelte das Wasser des Flusses; im Schilfe rauschte es leise, wenn die Rohre von einem Lufthauche bewegt wurden; hie und da ertönte der Schrei eines Vogels — alles war stimmungsvolle Musik des Spätnachmittags. Im Grunde des Tals lagen schon die dunkelblauen Schatten auf den steilen Abhängen der Berge, während die Kuppen derselben purpurn erglühten.

Auch Dickinson schaute lange bewundernd dazu auf. Schließlich sagte er:

„Ich bin ein Mann der Arbeit. Sie füllt mein Leben aus — alles andere sind

unerreichbare Güter für mich! Wie selten sehe ich einen Sonnenuntergang! Heute endlich einmal — das macht, daß Sie hier sind. Sonst säße ich wohl daheim und arbeitete. Und doch habe ich eine tiefe Sehnsucht im Herzen, ihn und alle andern Wunder der Welt zu sehen. Als Ersatz habe ich Jane. Das Weib ist für die Schönheit geboren, wir Männer für die Tat. Meine Minen schaffen mir ein paar Tausend Dollars jährlich, die ich dem Schönen opfern kann — so gebe ich sie Jane. Sie macht einen Kult aus ihrer Schönheit; ich kann Ihnen das nicht alles so sagen, aber es ist so. Ein Studium daraus, sich schön zu machen. Für mich! Was sind mir Spitzen und Seide und Perlen und Federn und Edelsteine ohne sie? Nichts! An ihr werden die Dinge erst lebend, wird wirklich schön, was sonst nur öder, langweiliger Reichtum wäre. Tritt sie mir dann geschmückt entgegen, wenn ich abgespannt von den Minen komme, so weiß ich, warum ich täglich diese Mühle trete, weiß, daß auch ich für etwas Großes schaffe, auch für ein Ideal! Und wenn ich sie dann zu Pferde steigen sehe, nach Ocotlan zu reiten, so geht's mir wohl wie ein Stich durchs Herz, daß ich sie nun für Tage, für ein paar lange Wochen vielleicht vermissen muß; aber doch freut es mich, daß etwas so Schönes den steinigen Pfad vom öden Taviche entlang sprengt. Dann schaue ich ihr so lange nach, bis sie hinter den Anhöhen verschwunden ist, und gehe wieder — an meine Arbeit! —

Nein, nein," fuhr er erregt fort, „die Gattin von Leslie Dickinson soll nicht arbeiten! Ich bin stark genug, um das, was für zwei nottut, allein zu schaffen! Ich könnte den Anblick nicht ertragen, sie im Arbeitskleide zu sehen, sich mit Küche und Wäsche plagend; das wäre abscheulich! Ich bin ein Kämpfer, ein abgehärteter Soldat, nicht dem Berufe nach, aber in der Gesinnung; das Wenige, was ich zum Leben brauche, das mache ich mir selbst, oder ein indianischer Dienstbote tut es. Doch sie — sie bleibe davon unberührt!"

„Wir wollen aufbrechen", setzte er plötzlich hinzu. „Wir müssen auf der Höhe sein, ehe die Sonne ganz untergegangen ist. Es ist sonst ein gefährliches Beginnen, die steilen Schluchten zu erklimmen. Die Tiere werden unsicher." —

So stiegen wir hinan die gewaltigen Uferberge des Tehuantepec, der sich in Jahrmillionen währendem Nagen so tief ins Land hineingefressen. Als wir auf das Plateau gelangten, war es bereits dunkel; und wir zogen dahin in den wundersamen Effekten der dreifachen Beleuchtung, welche Südmexikos Nächte durchblitzt, im Glanze der hellstrahlenden Gestirne am Himmel, der grünlich glimmenden Glühwürmchen, die in Scharen durch die Luft schwirren, und des ständigen mächtigen Wetterleuchtens am fernen Horizonte.

Das Pferd Dickinsons fand instinktiv seinen Weg, und Mucho Veloz, der auch schon eine Ahnung davon hatte, wo er Futter und Ruhe fände, folgte ihm willig. Während des langsamen Dahinreitens nahm mein Freund das Gespräch, das auf dem Granitblock im Flusse abgebrochen war, wieder auf.

„Ich bin oft allein", sagte er traurig, „und leide zuweilen auch an der Einsamkeit. Es gibt dann wohl Stimmungen, daß ich ein unbestimmtes Sehnen fühle

nach dem, wie mir Ihr europäisches Familienleben geschildert wurde. Ich bin überzeugt, die Schilderungen sind des Kontrastes wegen tendenziös gefärbt — aber sie sind schön." —

„Und warum machen Sie keinen Versuch, sich das Leben so zu gestalten, wenn Sie sich danach sehnen?" —

„Weil es nicht für uns paßt. Wir sind keine Nation, die durch jahrhundertlange Arbeit sich mit Kulturgütern in erdrückender Menge umgeben hat — doch auch wir tragen die Sehnsucht nach Schönem im Herzen. Das Alter unserer Städte zählt nach wenigen Jahren, oft nur nach Monaten; der Nützlichkeit allein gehorchend ist alles in Windeseile errichtet, oft nur für kurze Zeit bestimmt, denn wer kann wissen, ob die kühn gewagte junge Schöpfung Dauer hat. Da sind keine mächtigen Bauten, keine erhabenen Kunstwerke, nichts dergleichen. Aber gehen Sie auf diesem Kontinente, wohin Sie wollen: überall finden Sie Anmut und Leben auf den Straßen und Plätzen, in Häusern und Schiffen und Bahnen, wo nur Menschen sind! Das bewirkt unsere Frau mit ihrer Kunst, das Schöne in sich selbst zu verkörpern. Wenn wir die Welt, die uns das gütige Schicksal überlassen, erst einmal wirklich und dauernd erobert haben, dann harren andere Zwecke und Ziele unserer Frauen. Jetzt aber halten sie den Sinn wach für die Dinge, welche kommen werden, kommen müssen, wenn die Männer erst einmal rasten können zwischen der Arbeit, die sie jetzt noch so ganz in Anspruch nimmt. Großes soll in dieser Welt noch geschehen, die erst im Anfang ihrer Entwicklung steht. —

Soll ich ein Egoist sein? Soll ich das Köstliche, das mir gegeben, eigensüchtig einsperren in den Talkessel von Taviche, in diese kahlen, von Bergleuten zerwühlten Felsen? Nein — ich trage gern das Meine dazu bei, den Glanz der Ciudad zu erhöhen! Frau und Schwägerin mögen allabendlich durch die Straßen fahren und auffallen durch ihre Schönheit und ihre Pracht. Und wenn die Menschen wundernd sagen: ‚Das ist Frau Dickinson, des Silbermannes von Taviche Gattin', dann habe auch ich meinen Lohn, und Liebe und Mittel sind nicht verschwendet!" —

„Da haben Ihre Frauen wahrlich das leichtere Teil erwählt!" —

„Das ist eine Frage. Harte Arbeit erscheint mir leichter als die Kunst, ein Frauenleben reich und doch würdig zu führen. Und selbst wenn es leichter ist: sie haben ein edles Gut zu wahren, unsere Hoffnung. Die Schönheit nimmt das Leben nicht so ernst wie die nützliche Arbeit!" —

Noch manches sprachen wir auf jenem Heimritt über die Frauen und die großen Probleme, die im Schoße der Zukunft liegen.

„Ihnen mag das alles Tand erscheinen", sagte Dickinson. „Aber an seiner rechten Stelle ist nichts Tand. Wir sind noch jung, noch Kinder. Unser Treiben mag der Gereifte vielleicht ein müßiges Spielwerk für leere Stunden nennen, doch uns Kindern ist es ernste Herzensangelegenheit. Viele Ihrer Güter können wir uns, trotzdem unsere Arbeit reichlichen Lohn findet, nicht erkaufen; so wollen wir uns mit Nichtigkeiten ergötzen! Pariser Roben und Brillanten, das ist schließlich das einzige, womit wir die erfreuen können, die uns so wert sind!" —

Wir langten beim Hause an. Bald saßen wir beim Mahle.

„Ich hatte in meinem Herzen eine leise Hoffnung gehegt," sagte Dickinson, „Jane sei zurückgekehrt. Ich habe so viel an sie gedacht heute, daß ich glaubte, sie müsse nahe sein!" —

Er war recht traurig, der einsame Mann.

Es war der letzte Abend, den ich in Taviche zu verbringen hatte. Ich hätte gewünscht, mit dem Freunde noch etwas in die Nacht hineinplaudern zu können, aber meine Hoffnung ward getäuscht.

„Verzeihen Sie, jedoch ich muß an Jane schreiben! Ich habe gestern mit Ihnen ein großes Werk beendigt; es wird die Gute freuen, daß es mir gelungen. Und ich will ihr auch sagen, daß ich keine Enten erlegte; vielleicht wird sie dann denken, es wird gut sein, heimzukehren, damit ich mein Glück nicht allzulange entbehre!"

Ich verbrachte den einsamen Abend, in die Nacht hineinschauend, wieder einmal träumend, denkend. All das, was ich in den letzten Tagen gesehen und gehört, beschäftigte mich so intensiv, daß ich es im Hause bei irgend einer gleichgültigen Lektüre nicht aushalten konnte.

Langsam war ich einen der Hügel hinangestiegen, auf dem Wege, der nach Oeotlan führt. Auf der Kuppe des Berges hat man einen so unendlich weiten Horizont, und alle Wunder des südlichen Himmels leuchteten in weiter Pracht auf mich hinab. Sternschnuppen schossen zahlreich durch den unendlichen Raum, und in der Ferne glänzte es unaufhörlich hell auf in magischem Glanze. Unbekannte Mächte weben rings um uns. Suchen wir nicht alles zu ergründen. Wir kommen doch zu keinem Ziele.

Endlich kehrte ich zum Hause zurück. An dem einen Fenster brannte Licht. Da schrieb Dickinson. Oder er saß, wenn sein Brief bereits beendigt war, in stummer Andacht, das Bildnis der angebeteten Frau betrachtend. Der mächtig schaffende Mann vor diesem Bildnis in Andacht, in frommer Seelenversunkenheit, alles in ihr verehrend, was in seiner Seele an hohen Trieben ungenützt schlummert. Cortez vor der Madonna kniend.

Neu-Österreich? / von Engelbert Pernerstorfer

Vor ungefähr sechzehn Jahren war ich in Berlin in Gesellschaft einer Anzahl preußischer Politiker bürgerlicher Parteien. Sie interessierten sich sehr für Österreich und stellten an mich eine Reihe von Fragen. Ich bemühte mich, sie im Zusammenhange zu beantworten. Bei aller Bescheidenheit glaube ich sagen zu können, daß ich dabei nicht mit hervorragender Ungeschicklichkeit vorgegangen bin. Wenn man von jungen Jahren an in dem politischen Leben seines Vaterlandes selbstätig mitgewirkt hat, traut man sich wohl die Fähigkeit zu, auch verwickelte Zustände dieses Landes mit der nötigen Klarheit darzustellen. Lebhaft interessiert hörte mir die Tafelrunde zu, verständnisvolles Kopfnicken bestärkte mich in der Meinung verstanden zu werden. Als ich fertig war, kam eine neue Flut von Fragen. Aber wehe — sie bewiesen mir, daß man mich entweder gar nicht, oder nur halb verstanden oder völlig mißverstanden hatte.

Seit diesem Erlebnis ist mir immer bange, wenn ich im Auslande über die österreichischen Staatszustände oder über die österreichische Politik sprechen soll, zumal vor einem Publikum, das sich nicht fortwährend und eingehend mit Politik befaßt.

Weder in ihrem geschichtlichen Werden, noch in ihrem gegenwärtigen staatsrechtlichen Zustande hat die österreichisch-ungarische Monarchie ihresgleichen. Die vielen Länder des weitausgedehnten Reiches wurden nicht, wie das bekannte und oft wiederholte Wort lautet, zusammengeheiratet, sie wurden vielmehr in langen, schweren, blutigen Kriegen zusammengeschweißt. Das Reich ist nicht das Ergebnis einer dynastischen Hauspolitik der Habsburger, sondern der geschichtlichen Notwendigkeit, die die bunten Völker der großen Gebiete zwang, gegenüber der von Südosten drohenden Türkengefahr zusammenzustehen. Das Reich entstand noch lange nicht, als Rudolf von Habsburg den böhmischen Ottokar auf dem Marchfelde besiegte. Freilich wurden damals die Vorbedingungen geschaffen, die es später möglich machten, auch die Hilfskräfte des deutschen Kaiserreichs, deren Krone die Habsburger trugen, für den Kampf gegen den Südosten wirken zu lassen. So ist der Zusammenschluß der verschiedenen Völker und Länder zu einem Reiche wohl zu verstehen als das Produkt einer organischen Entwicklung. In dieser Entwicklung war das deutsche Element führend und gestaltend, aber es war nicht stark genug und konnte auch nicht stark genug sein, alle diese verschiedenen Länder und Völker deutsch zu machen. Erst Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als es dazu längst zu spät war, wollte Josef II. germanisieren, aber nicht etwa aus nationaldeutschen, sondern aus Gründen der staatlichen Verwaltung. So blieben die Nationalitäten bestehen, wenn sie auch — die deutsche ausgenommen — nur ein natio-

nales Dämmerleben führten. Bloß die Magyaren behaupteten, auf Grund ungeheuerlicher Geschichtslügen, die ungebrochene Kontinuität ihrer nationalen und staatlichen Selbständigkeit und waren stark genug, ihren Ansprüchen Geltung zu verschaffen. Dies geschah im Jahre 1867, als die Monarchie, nach den Niederlagen von 1866, dem absoluten Regimente abschwur und zu einer konstitutionellen Verfassung überging.

Diese Umgestaltung schuf nun jenes dualistische Österreich, wie es heute besteht. Es ist ein Doppelreich, das durch die regierende Familie und durch gesetzlich fixierte „gemeinsame Angelegenheiten" zu einer Einheit zusammengefaßt ist. Aber es muß immer festgehalten werden, daß es sich um zwei selbständige Staaten handelt. Sie stehen zueinander im Verhältnis einer Personal- und Realunion. Gemein sind beiden die Person des Herrschers, Heer und Marine (sowie die zu ihrer Erhaltung erforderlichen Finanzen) und die auswärtigen Angelegenheiten. Die staatliche Selbständigkeit beider Teile wird schon dadurch deutlich, daß aus Ungarn jeder Österreicher und aus Österreich jeder Ungar als „lästiger Ausländer" ausgewiesen werden kann. Beide Teile haben eine gesonderte parlamentarische Vertretung (in Österreich bilden das Abgeordnetenhaus und das Herrenhaus den Reichsrat, in Ungarn das Abgeordnetenhaus und die Magnatentafel den Reichstag). Zur Beratung der gemeinsamen Angelegenheit wählen der Reichsrat und der Reichstag Ausschüsse, die Delegationen heißen und selbständig tagen. Nur wenn die beiden Delegationen zu gleichlautenden Beschlüssen nicht kommen können, treten beide Delegationen zu einer gemeinsamen Sitzung zusammen, in der aber nicht debattiert, sondern bloß abgestimmt wird. Das ist meines Wissens in 40 Jahren nur einmal geschehen. Im Jahre 1867 wurde zum ersten Male der Komplex jener Gesetze geschaffen, die die Grundlagen der Gemeinsamkeit bestimmen, der sog. Ausgleich. Er wurde aber in seinen wirtschaftlichen Bestimmungen nur auf zehn Jahre geschlossen und ist seitdem 1877, 1887, 1897 erneuert worden. Gegenwärtig steht zum fünften Male der Ausgleich in Verhandlung und die auf ihn bezüglichen Vorlagen werden in diesem Herbste hüben und drüben von den Regierungen den Parlamenten vorgelegt werden.

Zum vollen Verständnis des staatsrechtlichen Gefüges der beiden Reichsteile ist noch folgendes zu beachten notwendig. Ungarn bildet ein einheitliches politisches Verwaltungsgebiet, dessen konstitutionelles Kontrollorgan der in Budapest tagende Reichstag ist. Nur das Königreich Kroatien hat eine Sonderstellung mit einem selbständigen Landtag, der 40 Abgeordnete in das Abgeordnetenhaus entsendet, die aber dort nur in Angelegenheiten, die Kroatien betreffen, zu sprechen und zu stimmen das Recht haben, wobei sie sich der kroatischen Sprache bedienen dürfen, während sonst die gesetzlich festgelegte Parlamentssprache die magyarische ist. In Westösterreich sind die geschichtlich überlieferten Länderindividualitäten durch die Verfassung unberührt geblieben. Sie haben, 17 an der Zahl, ihre eigenen Landtage, die freilich mehr Verwaltungs-

agenden haben, wenn sie auch über ein gewisses beschränktes Landesgesetzgebungsrecht verfügen. Im Wiener Parlamente kann jeder in seiner Muttersprache reden, die nichtdeutschen Reden kommen aber nicht ins stenographische Protokoll und werden von den Vorsitzenden amtlich nicht verstanden.

Im Jahre 1897 kam es in Westösterreich zu keinem parlamentarisch sanktionierten Ausgleiche. Mit diesem Jahre beginnt die völlige Zerrüttung des österreichischen Parlamentes. Die Verfassung von 1867 hatte für dieses ein Wahlrecht mit hohem Zensus geschaffen, der später herabgesetzt wurde, außerdem aber die Wählerschaft in Kurien eingeteilt. Es genügt zu bemerken, daß in das Parlament von 353 Mitgliedern die Kurie der Großgrundbesitzer allein 85 Mitglieder entsendete. Die mächtig aufstrebende Arbeiterbewegung forderte das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht. Statt dessen konstituierte die Wahlreform von 1896 eine neue Kurie, die Kurie der allgemeinen Wählerklasse, die 72 Mandate erhielt. Infolge gewisser, die sprachlichnationale Sphäre berührender Verwaltungsverfügungen des Ministeriums Badeni kam es im Parlamente zur nationalen Obstruktion, die fast volle zehn Jahre andauerte und die völlige Einflußlosigkeit und Ohnmacht des Parlamentes zur Folge hatte. Die Magyaren verspotteten uns und dachten wohl, die politische Zerrüttung Westösterreichs sei überaus günstig für die Durchsetzung ihrer seit je auf vollständige staatliche Selbständigkeit gerichteten Bestrebungen. Die Trägerin dieser Bestrebungen, die „Unabhängigkeitspartei" setzte mit aller Kraft ein, um vor allem die Schaffung einer eigenen ungarischen Armee durchzusetzen. Aber die Armee war nur das Symbol für die völlige, auch wirtschaftliche Selbständigkeit, deren äußerer Ausdruck Zollschranken an der Leitha sein sollten. Als letztes Ziel schwebt der Unabhängigkeitspartei die endgültige Trennung von Österreich und die Magyarisierung aller nichtmagyarischen Völker Ungarns vor. Von diesen, mehr als zwei Millionen Deutschen, mehr als zwei Millionen Slovaken, dreieinhalb Millionen Rumänen (von Kroaten und Serben, sowie von kleineren Völkersplittern nicht zu reden), eine Million Juden, haben sich in den 40 Jahren magyarischer Alleinherrschaft nur die obersten Schichten magyarisiert, die große Masse der nichtmagyarischen Bauernbevölkerung ist allen Magyarisierungsbestrebungen unzugänglich geblieben. Bei dem Drängen nach wirtschaftlicher Selbständigkeit spielt vielleicht auch der Gedanke mit, daß Entnationalisierungen im großen Stile nur in industriellen Zentren möglich sind.

Der leidenschaftlichen Agitation der Unabhängigkeitspartei setzte vorerst die Krone starken Widerstand entgegen. Dieser sollte durch das Parlament gebrochen werden. So kam 1902 auch im ungarischen Parlamente die Obstruktion zur Herrschaft.

Nun waren beide Parlamente, in Wien und in Budapest, in voller Verwirrung. Und zwar aus ganz entgegengesetzten Gründen. In Westösterreich rangen die einzelnen Nationalitäten um ihr wirkliches oder vermeintliches Recht, in Ungarn, dessen Nationalitäten noch lang nicht völlig erwacht sind, die

Magyaren um die endgültige Fixierung ihrer seit lange bestehenden Hegemonie. In Westösterreich macht es die Verfassung jeder Regierung möglich, bei scheinbarem Fortbestande des Parlamentes die Staatsmaschinerie einigermaßen in Ordnung zu halten, die ungarische Verfassung gibt diese Möglichkeit nicht. Daher sah sich die Krone endlich zu einem Staatsstreiche veranlaßt. Sie jagte das ungarische Parlament auseinander. Und nun zeigte sich die ganze Ohnmacht des Magyarismus. Bei den Neuwahlen wurde zwar ein fast ganz oppositionelles Haus gewählt. Das war aber kein Beweis für die Stimmung der ungarischen Bevölkerung. Das ungarische Parlament hat zwar keine Kurien, aber das Wahlsystem ist so, daß nur eine verhältnismäßig kleine, meist magyarische Oberschicht das Wahlrecht hat. Wo die nichtmagyarischen Nationen so dicht wohnen, daß kaum eine solche Oberschicht vorhanden ist, spielt die illegale Einflußnahme der magyarischen Verwaltung und Gewalttat aller Art die entscheidende Rolle. Die Massen der Bevölkerung hatten sich nicht für das Parlament erhoben, es wurzelt nicht im Volke. Der leitende Gedanke der Staatsstreichregierung Fejervary-Kristoffy war die Änderung des Wahlrechtes. Sie proklamierte das allgemeine Wahlrecht als ihren Hauptprogrammpunkt. Das was 1905, zur selben Zeit als aus Rußland die Nachricht kam, daß der Zar sich zur Einberufung eines russischen Parlamentes entschlossen habe. und zwar wie die erste Kunde lautete, auf Grund des allgemeinen Wahlrechtes.

Diese Lage benutzte die österreichische Sozialdemokratie. Sie, die seit mehr als einem Menschenalter für das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht gekämpft hatte, die in diesem Kampfe in des Wortes wörtlichster Bedeutung wiederholt im Feuer gestanden war, die seit Jahren publizistisch als einzigen Ausweg aus den immer deutlicher werdenden Wirren die Demokratisierung der Verfassung anempfohlen hatte, trat mit ihrer ganzen Energie neuerlich auf den Plan und eine mächtige Bewegung ging durch ganz Westösterreich. Die Partei hat im richtigen Augenblicke ihre ganze Kraft auf diesen einen Punkt, die Erreichung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes gerichtet. Zeit und Umstände waren überaus günstig. Jedermann verzweifelte an dem Parlamente, das nicht nur nichts arbeitete, sondern auch das Bild einer zügellosen Rohheit darbot. Die Privilegien des Großgrundbesitzes waren von jeher verhaßt. Fort mit diesem Parlamente — das war die allgemeine Grundstimmung. So gelang der Sturm und als 1905 das Parlament zu seiner Weitertagung zusammentrat, am 28. November, da zogen in einem fast fünf Stunden währenden Marsch die Sozialdemokraten Wiens draußen vorüber, während drinnen der Ministerpräsident Freiherr von Gautsch das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht als das Programm der Regierung verkündigte, mit dem sie stehe und falle.

Es war wie eine Erlösung, aber es war erst der Beginn. Das jämmerliche Privilegienparlament erhob sich, wenn auch vielfach widerwillig, zur Größe

seiner Aufgabe und Ende Januar 1907 war, nach tausend Schwierigkeiten, nach dem Falle zweier Ministerien, das Werk vollendet.

Am 17. Juni wurde das neue Parlament, das Volkshaus des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes, eröffnet. Seine erste Session dauerte bis 23. Juli. Was hatte man von ihm erwartet: gefürchtet und gehofft? Die Gegner hatten behauptet, das allgemeine, gleiche Wahlrecht werde ein Parlament hervorbringen, das in seiner Mehrheit slavisch und klerikal sein werde. Es gibt solche, die behaupten, diese Prophezeihung sei eingetroffen. In der Tat stand das Wiener Parlament in seiner ersten Tagung durchaus unter dem Einflusse der christlich-sozialen Partei, die durch die Verschmelzung mit der Gruppe der Altklerikalen zur stärksten Partei des Hauses geworden ist. Sie verstand es vor allem, die sogenannten deutschfreiheitlichen Parteien vor ihren Wagen zu spannen, indem sie als größte deutsche Partei das nationale Interesse zu vertreten vorgibt und indem sie den bei diesen Parteien vorhandenen Haß gegen die Sozialdemokratie mit allen Mitteln schürte. Sodann sicherte sie sich die Bundesgenossenschaft des polnischen Klubs, dessen Mandate fast durchweg protestiert sind, und zwar so begründet, daß eine unparteiische Prüfung sehr viele annullieren müßte. Sie hat den Polen offenbar ihre Stimmen bei der Wahlprüfung zugesichert. So mußten sich die bürgerlichen Tschechen, wollten sie sich nicht isoliert sehen, der Koalition anschließen. Diese gegenwärtige Mehrheit verfügt über reichlich 300 Stimmen, mit denen die Opposition bei Besprechung der Beamtenmaßregelungen und der galizischen Wahlmißbräuche geschlagen wurde und die der Regierung das Budget bis Ende 1907 bewilligten. Was die Christlichsozialen bisher wollten, haben sie durchgesetzt. Aber das Bisherige ist nur Vorbereitung. Bald wird die christlichsoziale Partei ihren direkten Anteil an der Macht haben wollen. Sie wird ihre Vertrauensmänner im Ministerium begehren und wahrscheinlich auch bekommen. Ihrer Natur nach wird sie dann die Macht auch in der Verwaltung entschieden betätigen. Dann erst wird sich zeigen, ob alle jene Elemente, die bisher ihrer Führung gefolgt sind, auch weiter stand halten werden. Sie werden es schwer können, da die Nichtklerikalen unter den Deutschen und Tschechen dadurch den Widerspruch ihrer Wählerschaften hervorrufen müssen, der übrigens schon jetzt laut wird.

Eine genaue Klassifizierung der gewählten Abgeordneten ergibt aber keine klerikale Mehrheit. Das muß sich zeigen, sobald ein entschieden klerikaler Kurs eingeschlagen wird. Daß er eingeschlagen wird, liegt aber durchaus im Interesse einer klaren politischen Entwicklung.

Aber auch die Befürchtung, daß das neue Haus eine slavische Mehrheit haben werde, ist nicht eingetroffen. Das mußte man schon von voraus wissen, denn der ruthenische Block, 30 Mann, der in erbitterter Fehde mit den Polen steht, ist schon ein Hindernis einer einheitlichen slavischen Politik. Aber nicht einmal die rechnungsmäßige Mehrheit von Slaven ist da, denn in Galizien wurden drei Zionisten gewählt.

Sind die Befürchtungen einer ausgesprochenen klerikalen und einer ausgesprochenen slavischen Mehrheit zuschanden geworden, so hat sich aber auch eine Hoffnung nicht erfüllt, die von mancher Seite — freilich ganz sinnlos — gehegt wurde: daß nämlich im neuen Hause der nationale Streit sofort in den Hintergrund treten werde. Das war von vornherein eine eitle Hoffnung. Das alte Parlament war der Spielball der Großgrundbesitzer. Für diese waren die nationalen Streitigkeiten gar oft das Sprungbrett, von dem aus sie an die Machtpositionen gelangten. Im neuen Hause sind zum ersten Male wirklich die Völker vertreten. Die Völker in ihrer Masse der Arbeiter, der Bauern, der Bürger, der Intelligenz. Nun tauchen die nationalen Interessen, unverfälscht und rein auf. Nun kann sich erst deutlich zeigen, daß das österreichische Problem wesentlich ein nationales Problem ist, die Frage, ob und wie sich die verschiedenen Nationen verstehen können. Die Tatsache des allgemeinen gleichen Wahlrechtes hat gleichsam den Boden geebnet und gesäubert. Nicht mehr brauchen, wie früher, die Kämpfer über tückisch gelegte Hindernisse zu stolpern und sich Sand in die Augen treiben zu lassen. Wenn gleich zu hoffen ist, daß die Wichtigkeit großer wirtschaftlicher und sozialpolitischer Fragen die Kämpfer häufig zu friedlicher Arbeit zusammenführen wird — sie werden ihre nationalen Waffen nicht ablegen bis zu dem Tage, an dem aus dem alten Österreich, das die Domäne von einigen hundert Familien gewesen ist, ein neues Österreich geworden ist, in dem die gleichberechtigten Nationen, ihrer nationalen Zukunft froh und sicher, ihr gemeinsames Heim sehen.

Deswegen bedeutet die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes in Österreich mehr als in irgend einem andern volklich einheitlichen Reiche. Man hat oft von der Notwendigkeit und Zähigkeit des österreichischen Staatengebildes gesprochen. Es hat fast tötliche Krisen überwunden. Es scheint also eine schier unbesiegbare innere Lebenskraft zu haben. Man muß abenteuerliche politische Konstellationen erdichten, um einen Zerfall dieses Reiches als wahrscheinlich oder möglich erscheinen zu lassen. Es mag ein Teilchen sich loslösen, es mögen andere Teile dazukommen — das ändert an dem Wesen des Staates nichts.

Eingekeilt zwischen das deutsche und das slavische Weltreich hat es in sich die Volkselemente dieses und jenes und noch andere dazu. Es hat ein Dutzend Nationen, die zu allem Überfluß durchaus nicht alle auf einem Gebiete zusammen wohnen. In Anlehnung an ein altes Wort möchte man sagen: existit, quia absurdum est. In der Tat, weil es so ist, wie es ist, kann es nicht auseinanderfallen, die Völker dieser Gebiete sind darauf angewiesen, miteinander zu leben und zu hausen.

Mit dieser Gemeinsamkeit ist es sechshundert Jahre gegangen, recht und schlecht. Sehr häufig recht schlecht. Kommt es nicht zu einer neuen Gestaltung, kann es noch weiter so fortgehen — aber gewiß recht schlecht. Ungefähr so, wie es die letzten zehn Jahre gegangen ist. Der Gedanke ist scheußlich. Aber vielleicht sind diese zehn Jahre einer fortwährend akuten Krankheit die unmittel-

bare Veranlassung unserer endlichen Gesundung. Denn endlich wendete man jenes Heilmittel an, das den schweren Patienten von seinem Siechtum retten kann. Dieses Heilmittel ist die Demokratie, die Selbstbestimmung der Völker. Der patriarchalische Absolutismus, der ihnen mit gütigen Worten Versöhnung predigte, ist bankrott geworden, die giftige Oligarchie der großen Adelsgeschlechter, die sie als Ausbeutungsobjekt betrachtete und knechtete, ist zum Gegenstande allgemeinen Hasses geworden und nur die alt- und tiefeingewurzelte Macht des römisch-papistischen Aberglaubens steht noch stark und aufrecht. Aber selbst sie hat eingesehen, daß sie sich dem gewaltigen Zuge der Zeit nicht entgegensetzen dürfe und sie hat sogar tätig mitgewirkt, als es sich um das allgemeine, gleiche Wahlrecht handelte. Sie hofft, in dem rein katholischen Österreich durch ihren großen Einfluß auf die Massen weiter zu herrschen. Aber ihr gegenüber hat die über 30 Jahre währende Arbeit der Sozialdemokratie ein Gegengewicht geschaffen. Es war das Ergebnis dieser langen Arbeit, daß das neue Wahlrecht die sozialdemokratische Partei in so großer Zahl, 87 Mitglieder, als zweitgrößte Gruppe ins Parlament brachte.

Aber der Kampf zwischen Klerikalismus und Antiklerikalismus, so wichtig er ist und so gewiß er bald in Österreich in schärfsten Formen entbrennen wird, so sehr er auch mit ein Kampf um ein neues Österreich sein wird — er tritt zurück vor der Frage, wie sich nun das Verhältnis der Nationen gestalten wird. Der größte Segen der begonnenen Demokratisierung liegt darin, daß sie die Lösung dieses Grund- und Urproblems Österreichs überhaupt erst möglich macht. Was dem alten Staate nicht gelang und nicht gelingen konnte: die Verständigung der Nationen, das wird mit früher nicht gekannten Mitteln und Methoden in Angriff genommen werden. Natürlich wird sie nicht auf einmal gemacht werden. Aber schon zeigen sich die Konturen der Zukunft, schon sind bestimmte Richtlinien wahrnehmbar. Noch kennt man nicht den Bau der Zukunft in seinen Einzelheiten, aber über das Baumaterial und über den Stil ist man schon zu einer ziemlichen Übereinstimmung gekommen.

Wie soll man (von Westösterreich allein gesprochen) acht Nationen in eine gemeinsame Staatsordnung so eingliedern, daß das chronische, den Staat immer wieder erschütternde, allen wirtschaftlichen und geistigen Fortschritt hindernde Fieber des nationalen Paroxismus endgültig überwunden ist? Die Antwort ist schrecklich einfach: indem man ihnen allen das gleiche Recht gibt. Aber theoretische Rechtsgrundsätze nützen gar nichts. Der Artikel XIX unserer Staatsgrundgesetze spricht dieses gleiche Recht den Nationen zu. Solche staatsgrundgesetzliche Bestimmungen sind aber bloße Proklamationen und Deklamationen. Sie nützen nichts, wenn nicht konkrete Ausführungsgesetze da sind. Ja sie können direkt schaden, indem sie Rechtszustände vortäuschen, denen keine Wirklichkeit entspricht. Wir könnten jenen prahlerischen Artikel XIX leicht und gern entbehren, wenn wir statt seiner ein gerechtes Nationalitätengesetz hätten, dessen Durchführung erzwungen werden könnte. Aber wir brauchen sogar mehr

als ein Nationalitätengesetz, wir brauchen eine Nationalitätsverfassung. Es wird ein dauerndes Verdienst der österreichischen Sozialdemokratie bleiben, daß sie, die in sich alle österreichischen Nationalitäten von je vereinigt hat und die verhältnismäßig am wenigsten unter dem Nationalitätenstreit zu leiden hatte, auf dem Brünner Parteitage von 1899 ein Nationalitätenprogramm (freilich nur in großen Umrissen) aufgestellt hat, das, anfangs ignoriert, heute schon von großen bürgerlicher Parteien aller Nationen als die Grundlage einer künftigen Nationalverfassung anerkannt wird.

Der Grundgedanke dieses Programms ist die nationale Autonomie. Vor allem muß jedes Volk völlig selbständig gemacht werden, so selbständig, daß es sich als national unabhängig fühlen, daß es seine nationalen Angelegenheiten ordnen kann, ohne daß andere Völker etwas dreinzureden haben. Wir haben im Deutschen ein Wort, das wir wörtlich und im übertragenen Sinne gebrauchen: auseinandersetzen. Wollen die österreichischen Nationen in einem einheitlichen Staatsgefüge sich verstehen lernen und die Möglichkeiten ernsthafter Auseinandersetzungen schaffen, so müssen sie sich zuerst, ganz wörtlich genommen, auseinandersetzen. Die nationale Autonomie wird immer mehr verstanden als die gesetzliche Gestaltung der Nationen zu autonomen Verwaltungskörpern mit bestimmter Kompetenz. Also nationale Parlamente. Nun haben wir Delegationen, Reichsparlament, 17 Landtage. Dazu kämen noch 6—8 nationale Parlamente! Ein beachtenswerter Einwand. Aber glaubt man wirklich, daß die Landtage noch weiter bestehen könnten, wenn einmal die nationalen, wollen wir sie Volkstage nennen, bestehen, ihre bestimmten Agenden haben und ein wirksames Leben entfalten? Ist der Gedanke, mit den Landtagen, diesen Korporationen, die sich aus den alten „Ständen" entwickelt haben, einmal aufzuräumen, wirklich so verrucht? Freilich, heute knüpfen sich an diese Landtage, besonders an den böhmischen, allerlei staatsrechtliche Wünsche, deren Erfüllung aber offensichtlich ausgeschlossen ist. Wenn's auch Mühe kosten wird, diese Sehnsüchte nach rückwärts werden aufgegeben werden, der Ernst der Gegenwart ist zu groß und drohend.

Diese nationalen Parlamente, aufgebaut, sei es auf dem Prinzipe des nationalen Territoriums, oder, wie andere meinen, auf dem Prinzipe der Personalität (in jedem Falle wäre nationale Matrikelführung vorausgesetzt), ausgestattet mit dem Selbstbesteuerungsrechte der Nationsgenossen, gäben nun jeder Nation nebst der absoluten Sicherung ihres Bestandes die Gelegenheit, sich national auszuleben. Hier, wo es sich zumal um die großen Gegenstände der geistigen Kultur handelte, wo nur in der Muttersprache gesprochen werden dürfte, hätte jede Nation die Gelegenheit der Entfaltung öffentlicher politischer Talente, hier könnten ihre großen Redner sich hören lassen, hier würden ihre großen Kulturkämpfe ausgefochten.

Natürlich würde ein Zentralparlament immer nötig sein. Während aber heute im Parlamente die praktische Notwendigkeit einer einheitlichen Geschäftssprache

mit den realpolitischen Bedürfnissen der Nationen streitet, würde dann diese Schwierigkeit viel rascher zu beheben sein, als heute. Das Zentralparlament würde wichtige Agenden verlieren, seine Kompetenz würde eingeschränkt werden, aber vielleicht zu seinem Nutzen.

Wie müßte eine solche Neugestaltung Westösterreichs, so fragen wir zuletzt, nach Ungarn hinüber wirken? Dort haben sich schließlich die Krone und die Unabhängigkeitspartei schiedlich-friedlich vertragen, nur mußte das Ministerium die Wahlreform in sein Programm aufnehmen. Freilich scheint es kaum daran zu denken, für sie ernsthafte Vorarbeiten zu machen. Die Trennungstendenzen werden stärker, obwohl man gerade in letzter Zeit wieder etwas einzulenken scheint. Noch sind die nichtmagyarischen Nationen wenig selbstbewußt, aber zweifellos würde eine in Westösterreich durchgeführte Autonomie der Nationen mächtig nach Ungarn hinüberwirken. Die phantastisch-groteske Utopie eines magyarisierten Ungarns hätte schließlich elend ausgelebt und auch in Ungarn würden die Nationalitäten frei. Man vergesse nicht, daß die nationale Autonomie, bei uns durchgeführt, wie sie dem nationalen Chauvinismus tötlich wäre, so das ernste nationale Selbstbewußtsein ungemein heben würde und daß die Deutschen in Westösterreich und ebenso die Tschechen sich dann vielleicht besser als heute daran erinnern würden, daß sie jenseits der Leitha mehr als zwei Millionen Stammesgenossen haben.

Wer politische Phantasie hat, mag schließlich am Horizonte der Zukunft das Bild eines „Großösterreichs" auftauchen sehen, dessen Macht- und Einflußsphäre weit nach Osten weichen würde.

Aber gelänge es uns auch nur in Westösterreich, durch die nationale Autonomie unser Land auf neue, dauerhafte Grundlagen zu legen — es wäre mehr als genug. Der künftige Geschichtschreiber wird aber nicht vergessen zu bemerken, daß dieses Werk nur möglich war durch die Demokratisierung, und das der erste Schritt dazu das allgemeine und gleiche Wahlrecht war.

Rundschau

Kunst-Rundschau

Für die Vorgänge im letzten Frühjahr und Sommer wurde der Mittelpunkt durch die beiden Ausstellungen des Lehrter Bahnhofs und der Sezession gebildet. Am Lehrter Bahnhof war es die graphische Abteilung, die, im Gebiete der neueren Leistungen bei den Deutschen, den allgemeinsten Aufschwung erkennen ließ. Hervorragend waren hier die geschickten, feinen, bravourösen Figurenstudien und Landschaften des Wiener Virtuosen Schmutzer und andrerseits die kraftvollen Schöpfungen des Erfinders Boehle aus Frankfurt am Main. Diese zeigten Ritter zu Pferde, Heilige in Landschaften wie von Bellini, und Mainbauern, die in plastischer Weise gesehen waren, Arbeiten, mit denen das Jahrhundert überdauert werden wird und für die man, anstatt ihnen die kleine goldene Medaille zu geben, ruhig die große hätte gewähren sollen. Weniger am Platze erschien die Verleihung der großen Goldmedaille an den schweizerischen Porträtmaler Fritz Burger. Es ist zweifellos, daß dieser Künstler nur für das Gefällige, Bescheidene in einem „Wiener" Sinn in Betracht kommt. Für die Porträts von Professoren, die er ausstellte, erwies er sich als unzulänglich. Es fehlte ihm an durchdringender Kraft. Besser war er in der Auffassung von jungen Mädchen und Frauen. Seine Domäne bildet das Kinderporträt, hier erreicht er, wenn man sich mit einiger Freundlichkeit über den Künstler aussprechen will, einen Anschluß an die angenehme englische Porträtschule, wie der Anschluß dem — zwar nicht geschickteren, indessen geistreicheren Franzosen Blanche gelingt. Burger erwies in seiner Sonderausstellung am Lehrter Bahnhof, für die er gekrönt wurde, Fähigkeiten für das verfeinerte Kindliche von Lawrence, befand sich aber im Irrtum über den Umfang seiner Begabung, als er, ohne einen Horizont wie Reynolds zu besitzen, daran ging, nicht nur Kinder, sondern gerade Männer zu malen. Die Köpfe solcher Gelehrten, Dilthey z. B. und Erich Schmidt, sind, wenn nicht weibisch, mittelmäßig ausgefallen, und nur eins dieser Bildnisse, das eines dänischen Kunsthistorikers, überragte dieses Niveau ein wenig.

Auf künstliche Art gepfeffert waren die Arbeiten von Friedrich Stahl, der jetzt in Florenz lebt. Er nimmt Florentiner Szenerien und die alten bartlosen Jünglinge der Florentiner Frührenaissance, Florentiner Mädchen und Greise und setzt aus ihnen Florentiner Bilder zusammen, in einer Ausdrucksweise, bei der er sich einer Mischung des Florentiner Kolorits mit einem alt-vlämischen bedient. Unter mehreren Arbeiten, die ihm in diesem Perrisiage-Stil gelungen sind, befand sich eine, die beinahe ganz ernsthaft war, die Darstellung einer einzelnen Figur mit dem Namen Parcival.

Hugo Lederer war mit Sockelfiguren für das Hamburger Bismarckdenkmal vertreten, für die die große goldene Medaille von seiten der Jury beantragt war, vom Kaiser aber nicht bewilligt wurde. Einen vollkommeneren Eindruck als diese Sockelfiguren, bei denen man an Michelangelos „Sklaven" denken mußte und die ein wenig grobianhaft an-

muteten — machten auf mich die Arbeiterfiguren für das Kruppdenkmal in Essen.

Mit besonderer Liebe weilte man aber in den drei Sälen, die den Dänen eingeräumt waren. Hier hatte man nur Anlaß, den Mangel an kritischem Verständnis bei uns zu beklagen, denn die intimen, zum Teil vollkommen schönen Werke der Dänen erweckten bei weitem nicht den Sturm der Begeisterung, den sie verdienten. Eine entzückende Arbeit war das „Familienporträt" von Michael Ancher, etwas wie Urahne, Ahne, Mutter und Kind im Bilde: Gestalten, halb vom Dorfe, halb städtisch gekleidet, um einen weißgedeckten Tisch gruppiert und so gesetzt, daß man erkannte, sie waren sich bewußt, daß sie gemalt würden, und sie versuchten nicht, in einer falschen Scham dies zu verbergen. Von anderen ausgezeichneten dänischen Bildern nenne ich den „Schloßhof" von Swend Hammershoi, Sigurd Wandels „Alten Hof", Julius Paulsens schönes novellistisches „Sommerhaus" mit Mondnacht und Lektüre, dann Viggo Pedersens auffallenderweise dramatische Abendstimmung — alle andern dänischen Bilder sind idyllisch, nicht dramatisch — und die Perle der dänischen Abteilung: Johan Rohdes Bild: „Aus einer kleinen dänischen Stadt".

Die junge Generation von Hamburg versucht im dänischen Fahrwasser zu segeln, sie bringt es aber in ihrem rein schulhaften Bemühen nicht über ein gewisses theoretisches Wollen hinaus. Eine einzelne Ausnahme fand sich: Sophus Hansens Schneelandschaft. Dieses Bild war vorzüglich.

Bemerkenswert mußte die Sonderausstellung Arthur Kampfs genannt werden. Sie zeigte, daß auch Deutschland einen vollgültigen Akademiker aufweist wie die Franzosen deren mehrere hatten und zum Teil noch haben. Kampf steht in keiner Hinsicht diesen französischen Matadoren nach und seine Ausstellung bewies die Überlegenheit seines Könnens über das eines Anton v. Werner. Seine Historienbilderkartons haben etwas von den Darstellungen aus der alten französischen Geschichte, aus den Merovingerillustrationen des Jean Paul Laurens.

Im Porträtsaal hatte man, vom geschichtlichen Standpunkt aus, manche fesselnden Eindrücke. Von Scholderer war ein entzückendes Kinderbildnis aufgetaucht. Bei Lenbachs vorzüglichem Porträt des Baron Liphart belehrte man sich, wie weit man diesem immerhin geistreichen Porträtmaler Unrecht getan hat, vor Fritz August von Kaulbachs Bildnis einer Dame, dem schon die Anzeichen der Vergänglichkeit anhafteten, wurde man der Gebrechlichkeit dieses vandyckisierenden Nachfolgers von Lenbach inne, Carl Bantzers Bildnisse bedeuteten die ernsthafte Mittelmäßigkeit ohne Pikanterie, Zwintscher vertrat in zwei Bildnissen die Gruppe derer, die in Ermangelung von gutem Talent mit einem guten, wenn auch auf das Pretiöse gerichteten Geschmack aufzuwarten haben, und Albert Besnard vertrat das nahezu Geniale in seinem Bildnis der Madame Réjane.

Dies Bild erschien als ein nahezu geniales, allerdings mit durch den Umstand, daß es zwischen die Bildnisse der beiden Dresdener Bantzer und Zwintscher gehängt war. Zwischen ihrer mühseligen Naturnachschaffung oder kleinlichen Pretiosität wirkte es mit der Gewalt einer Bombe. Es erschien wie eine Explosion von Talent und man neigte dazu, es zu überschätzen. Es ist aber sicher das Meisterwerk Besnards und es liefert den Beweis, wie viel Bedeutung, trotzdem es so oft geleugnet wird, dem Thema für Bilder zukommt, denn Besnard, dieser Theatraliker unter den Malern Frankreichs, wurde merkwürdig dadurch bei dem Bilde unterstützt, daß es eine Schauspielerin zum Gegenstand hat. Nun gereichte ihm der Mangel an Konsistenz, der seinen Bildern oft bedrohlich wird, nicht mehr so sehr zum Nachteil. Das Ephemere seiner Darstellungsweise wurde entschuldigt dadurch, daß man eine Darstellerin auf der Bühne vor sich sah, in dem ungewissen, changierenden, blendenden, verwirrenden Licht der Szene. Dies Bild war gemein und außerordentlich, es zeigte die Réjane, verkörperte die Welt der Dinge, in denen sie glänzt, machte die Réjane allerdings etwas gemeiner als sie ist, es wirkte aber mit seinem farbig blumigen Gegensatz zu den schwerfälligen Bildern vieler Deutschen auf dieser Ausstellung sehr gut. Als eines schönen deutschen Bildes muß noch

des Frauenbildnisses von Karl Haider gedacht werden. Von Hanns Makart sah man mit wiedererwachender Empfänglichkeit sein Bildnis der Frau unseres Reichskanzlers aus der Zeit, als sie noch eine schlanke italienische Prinzessin war. Und von Hans Thoma war ein Jugendbildnis des Malers Steinhausen von einer Art, die weit alles zurückließ, was dieser Maler nach der Zeit seines Berühmtwerdens geschaffen hat.

Die Sezessionsausstellung war klein, aber sehr gehaltreich. Es fesselte vieles in ihr. Man wurde von den Bildern van Goghs gebannt. Die Einsendungen Corinths waren vorzüglich, sowohl das Bildnis Rittners im Florian Geyer als das „Parisurteil" mit dem Blasphemischen in den Charakteristiken der drei Gottheiten und des Paris. Das Blasphemische war hier geschmackvoll und in einem kleineren Maßstabe. Sehr trat gegen Lovis Corinth Slevogt in den Schatten. Er hatte ein unglückliches Jahresergebnis. Trübner brachte vorzügliche Landschaften; Leistikow vier oder fünf gute Bilder, unter denen „Der Hafen" durch eine feine Üppigkeit der Farbe, etwas Paradiesisches, ganz besonders gefiel. E. R. Weiß war mit Stilleben ausgezeichnet vertreten, Ulrich Hübner mit vortrefflichen Travemünder Landschaften. Von Leopold von Kalckreuth war das seit der Pariser Weltausstellung von 1889 berühmte Bildnis seiner Gattin ausgestellt, wie sie vornübergebeugt am Tisch sitzt, ein Meisterwerk. Wir sahen außerdem von ihm das poetische Bild der Bäuerin, die am reifenden Getreide vorbeigeht (ein Werk, das für die erste Zeit des Naturalismus in Deutschland so bezeichnend ist) und aus neuerer Zeit sein ernstes Selbstporträt. Dora Hitz zeigte eine sehr befriedigende Schöpfung: ihr Porträt der Frau Gerhart Hauptmann, wie sie, obgleich auf einem Salonbänkchen, gleichsam in den Wolken thront. Leo v. König und andere jüngere Künstler traten hervor. Aber auch schon quantitativ charakterisierte sich die Ausstellung der Sezession in diesem Jahre als eine Liebermannfeier. Wie man weiß, beging der Künstler in diesem Sommer seinen sechzigsten Geburtstag und die Maler der Sezession hatten es sich angelegen sein lassen, ihrem Chef durch die Zusammenstellung von Bildern aus seinen verschiedenen Epochen eine Huldigung darzubringen.

Da staunten auch die alten Liebermannfreunde (von den Kunstbarbaren, die erst jetzt zu ihm gestoßen sind, braucht füglich in diesen Blättern nicht geredet zu werden). Ja, die alten Kunstfreunde staunten. Sie hatten die bewunderndste Freude in dem achteckigen Kabinett, einer Art Tribuna, wo sie die Liebermannschen Frühwerke mit ihrer lebendigen Beobachtung, ihrer bereits zwingenden Komposition und ihrem gleichsam unfarbig gewordenen Kolorit vorfanden, die Frühwerke, die sie doch noch nicht vergessen hatten, aber von denen sie nicht gemutmaßt hatten, daß sie sich als so rassig, als so klassisch, in ihrer Eigenart, bewähren würden. Sie hatten in dem gleichen Raum den Genuß, Liebermanns Spätzeit sich ausbilden zu sehen, beispielsweise vor seiner unglaublich temperamentvollen „Judenstraße" gewahr zu werden, was alles dieser Meister an leuchtendem Schimmer seiner ursprünglichen Auffassung hinzuzufügen, diese Auffassung breiter werden zu lassen, gelernt hat. Sie betrachteten dann mit Entzücken (beinah' erschreckt) die Anschauung des Lebens, die nichts will als den Menschen in seinem Kern festhalten, in dem neuesten unter den Porträts Liebermanns, dem Bildnis des Herrn S.

Liebermann ist der Typus eines ringenden Künstlers („ich lasse dich nicht, du segnest mich denn", sind die Worte, die er demgemäß als seinen Wahlspruch bezeichnet), man kann es sich mit Liebermanns Erscheinung darum auch so durchaus zusammengehend denken, daß ihm eine neue Aufgabe: eine lebensgroße Gruppe von Professoren, zu einer Sitzung vereinigt, zu malen, einmal noch nicht gelang — sie wird ihm noch gelingen, und man hatte vor diesem eigentlich erst angelegten (und noch nicht gleichmäßig angelegten) Bilde nicht so sehr das Bedauern über das zurzeit noch nicht Gelöste darin als den Kummer, die Abwesenheit von kritischem Sinn festzustellen, die sich darin bekundete, daß manche gerade in dieser Arbeit Liebermanns Meisterschaft fanden. Hingegen bewunderten wir Liebermanns zum erstenmal nach 1879 wieder vorgeführtes Bild „Christus im Tempel" und wir hatten

Anlaß, dessen inne zu werden, wie Liebermann auch in dieser aus der Religion genommenen Arbeit Uhde weit übertraf. Denn ist ihm auch — wie zu erwarten war — der Christusknabe hinsichtlich des „au delà" nicht gelungen (er wurde bei Liebermann nur ein beliebiger Junge), so offenbart das Bild doch breiteren malerischen Stil, bei weitem größere Kraft und einen überlegenen koloristischen Reiz. In dem Werk ist viel Menzel (in der Treppe des Hintergrunds, in der Art der Anfüllung und in manchem Lichtspiel) und etwas von der allgemeinen Stimmung der Zeit, in der es entstand, speziell erkennt man etwas von Hellquist, dem Schweden, der damals stark auf deutsche Maler wirkte, wieder. Wundervoll ist ferner in dem Bilde der psychologisch fein festgehaltene Ausdruck der vom Talmudstudium müden Augen eines Rabbinen.

Bei Schulte fand eine zusammenfassende Ausstellung der Werke des durch die Jahrhundertausstellung wieder entdeckten Ferdinand Rayski statt. Wir haben auch bei Rayski den dummen Eifer der jungen Menschen kennen gelernt, die aus der Freude am Neuentdecken heraus zu albernen Übertreibungen gelangt sind. So hat man vor dem Bildnis eines sehr eleganten Kammerherrn, das in der Jahrhundert-Ausstellung den Ruhm Rayskis begründete, den verfehlten Ausspruch getan, dies Werk sei die bedeutendste malerische Schöpfung der Deutschen im ganzen 19. Jahrhundert. Es müßte um die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts schlecht stehen, wenn dieser Satz einen Anschein von Richtigkeit hätte, denn das Bildnis des Kammerherrn war fern von der persönlichen Absonderung, die wir vor allem schätzen, und da es nur ungefähr so gut war wie ein mittleres Porträt des Engländers Lawrence und niemand so absurd sein würde, Lawrence selbst auch in seinen besten Werken mit Reynolds oder Gainsborough auf eine Stufe zu stellen, so liegt das Unglückliche der Übertreibung auf der Hand. Es scheint sehr schwer zu sein, das richtige Maß in der Beurteilung von Kunstwerken festzuhalten. Richtig ist, daß es unerhört war, diesen Ferdinand von Rayski, der in hohem Alter gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts in Dresden starb, total zu vergessen. Er war eine merkwürdige Erscheinung: durchaus originell, denn wie sehr er auch zuweilen an Lawrence anklingen mag, so hat er die englische Porträtkunst, mit der er nahe Berührungspunkte hat, erst als er selber die Mehrzahl seiner großen Bildnisleistungen hinter sich hatte, bei einem Besuche Englands vor Augen gehabt. Die Lehrer des aus dem sächsischen Offiziersstande hervorgegangenen Rayski waren Franzosen wie Delaroche gewesen. Selbständig ist er zu seiner Auffassung gelangt. Er ist in seiner Domäne im Deutschland seiner Zeit alleinstehend, denn auch Waldmüller, an den man denken könnte und der ihn in gewissen Hinsichten übertrifft, hat nicht gleich ihm den breiten (wenn auch nicht immer interessanten) malerischen Fluß. Psychologisches Eindringen war seine Sache nicht so sehr. Das Individuelle der Persönlichkeiten, die er vorführte, vernachlässigte er. Um so besser gab er die ganze Sphäre. Er malte Kammerherren, Rittergutsbesitzer, ordengeschmückte Offiziere, Diplomaten aus kleinen deutschen Residenzen, uns ein wenig schauspielerhaft anmutend mit ihren gewellten Haaren und ihren „bedeutenden" Gesichtern, etwas romanhaft à la Hauff und Clauren. Man lacht über sie und findet ihre Epoche, ihre etwas spießbürgerliche Epoche, entzückend in ihnen wieder. Weniger gut gelangen Rayski die Frauenbildnisse; sie sind verwaschener, sie konnten auch nicht so chargiert sein. Andererseits war gerade aus einigen von den Frauenbildnissen in der interessanten Ausstellung, die bei Schulte vereinigt war, die glänzende Begabung des Künstlers, der sein Leben auf den Gütern seiner sächsischen Freunde verbrachte, abzulesen. Man ahnte aus ihnen Ingres und ein Übergehen der Anschauung zu Courbet und Manet.

Emil Heilbut

Zweierlei Förderer des Weltfriedens

Man soll nicht sagen, daß Wissenschaftlichkeit, grüblerische Analysierwut und Hyperintellektualismus unserm Geschlecht die Naivetät geraubt haben. Was kann es naiveres geben, als wenn der Zar

einen Friedenskongreß veranstaltet in der Erwartung, die übrigen Großmächte würden ihm den Gefallen tun, mit der Vergrößerung ihrer Armeen und Flotten so lange zu warten, bis die vom genialen Witte ins Land zu leitenden Goldströme ihm wieder erlauben würden, ein paar hunderttausend seiner Muschiks (arme Kerls, wie freuen sie sich darauf, durch Flinte und Kanone von der Hungerpein erlöst zu werden!) in anständiger Weise, auf dem Felde der Ehre, schlachten zu lassen. Oder wenn John Bull die Abrüstung vorschlägt, nicht, weil er den Krieg haßte; im Gegenteil, ein kleiner Krieg in Asien oder Afrika ist ihm als Auffrischung der Mannhaftigkeit seines allzu industriellen und kommerziellen Volkes sehr erwünscht, nur zu nahe auf den wohlgenährten Leib soll ihm die Kriegsfuria nicht rücken — sondern weil es ihm trotz guter Füllung des Portemonnaies beschwerlich dünkt, auf je einen Dreadnought, den sich Deutschland anschafft, deren zwei bauen zu müssen. Oder wenn schreiende und gestikulierende Genossen die Welt glauben machen wollen, sie trügen Krieg und Frieden im Bausch ihrer Toga.

Nun, beim Genossen Hervé ist das naive Pathos so kraß in die Lächerlichkeit umgeschlagen, daß sich Bebel genötigt gesehen hat, aus den Wolken der materialistischen Geschichtskonstruktion auf den Erdboden unsrer gemeinsamen schlechten Wirklichkeit herabzusteigen und zu bekennen, daß jeder normale Mensch sein Vaterland liebt, und daß sich die Weltgeschichte vorläufig noch in der Form der Völker- und Staatengeschichte, nicht in der einer internationalen Klassenevolution abspiele. Ja er ging so weit, sich die moderne Theorie der Herrschenden anzueignen, wonach es die Kriegsrüstungen sein sollen, die den Frieden verbürgen. Er hält die antimilitaristische Bewegung in Frankreich für eine Gefährdung des Friedens, denn, meint er, unsre militärischen Kreise verfolgten diese Agitation mit dem größten Interesse, und ein desorganisiertes Heer würde einen starken Gegner magnetisch anziehen. Daß unsere Offiziere jener Agitation die lebhafteste Aufmerksamkeit widmen — schon wegen der Gefahr, daß sie nach Deutschland übergreifen könnte — versteht sich von selbst; und daß eine auffällige Verschlechterung und Zerrüttung der französischen Armee manchem jungen Deutschen Lust machen würde, auf einem militärischen Spaziergange nach Paris Ehre und Beförderung zu ernten, vom Amüsement gar nicht zu reden, ist höchst wahrscheinlich. Aber an solchen Gelüsten hat die Masse unseres Volkes keinen Teil, und die preußische Regierung, bei der doch die Entscheidung liegt, ist viel zu gescheit, als daß sie einen völlig zwecklosen Krieg unternehmen sollte. Was in aller Welt könnte denn ein Krieg gegen das geschwächte Frankreich bezwecken? Nicht mit einem Fußbreit französischen Landes möchte sich unsre Regierung belasten. Sie hat ja durch bittere Erfahrungen ihre Ungeschicklichkeit in der Behandlung fremdsprachiger Untertanen so genau kennen gelernt, daß ihr die Zumutung, den großdeutschen Gedanken verwirklichen zu sollen, einen wahren Horror einflößt. (Frankreich hat mehr Geschick bewiesen; die Deutschen des jetzigen Reichslandes haben sich unter seiner Herrschaft wohl gefühlt.) Im Jahre 1870 lagen die Dinge ganz anders, und ein bißchen guter Geschmack — an Einsicht fehlts wohl nicht — würde Bebeln abgehalten haben, die Geschichte von der Fälschung der Emser Depesche noch einmal aufzuwärmen. Ein Krieg, der den Franzosen ein für allemal den Appetit nach dem linken Rheinufer benahm, der ihnen die Einbildung austrieb, sie seien zu Vormündern oder gar Diktatoren Europas berufen, der ihren ewigen Friedensstörungen ein Ende machte, der uns das in schimpflicher Zeit verlorene urdeutsche Reichsland wieder angliederte, ein solcher Krieg war eine Notwendigkeit, und wenn sich, sobald die Zeit erfüllt war, kein Anlaß darbot, so mußte einer geschaffen werden; übrigens hatte sich schon einer dargeboten, so daß er nicht erst vom Zaune gebrochen zu werden brauchte.

Weit entfernt davon also, eine Bedrohung des Friedens zu sein, wird ihn die militärische und politische Desorganisation verbürgen, der Frankreich zu verfallen scheint, und die es zum Kriege unfähig macht; zu einem Kriege mit Deutschland, versteht sich, denn zu einer Balgerei mit Marokkanern wird es auch im Zustande ärgster Zerrüttung immer noch genug und hinreichend taugliche Soldaten haben.

In den Revancheplänen der Franzosen hat ja seit 1870 die einzige wirkliche Kriegsgefahr für Europa bestanden. Also sei der Genosse Hervé bedankt und gesegnet. Und auch die Haager Konferenz hat doch etwas für den Frieden geleistet. Nicht durch die schöne Resolution, die Regierungen möchten die Frage weiter studieren, wie die Militärlast gemindert werden könne, sondern durch den inhaltreichen Vortrag des Freiherrn von Marschall, der den status quo ins hellste Licht stellt und dadurch den Weg zu vernünftigem Handeln erkennbar macht. Besonders wichtig sind zwei Unterscheidungen, die er hervorhebt. Er unterscheidet Angelegenheiten, die durch Weltverträge geregelt werden können: Typus der Weltpostverein; für Streitigkeiten, die aus solchen entstehen, kann das Schiedsgericht obligatorisch gemacht werden;—und Angelegenheiten, bei denen „die Ehre, die Lebensinteressen, die Unabhängigkeit des Staates in Frage stehen"; solche Fragen unterwirft keine lebenskräftige Nation einem Schiedsgericht. Raschheit, Sicherheit und Wohlfeilheit der Briefbeförderung ist kein nationales Sonderinteresse, sondern ein allgemeines Interesse aller Menschen, die lesen und schreiben können. Die Frage dagegen, ob der Elsaß deutsch oder französisch sein soll, erwächst aus den Sonderinteressen der zwei Nachbarnationen und geht keine andre Nation etwas an. Die „Ehre" hätte Herr von Marschall weglassen können, denn die Ehre einer Nation wird nur dann verletzt, wenn sie aus Schwäche ihre Selbständigkeit oder ein Lebensinteresse preisgibt. Daß vielleicht einmal der Pöbel einer fremden Nation ihre Fahne beschimpft, kann ihre Ehre nicht kränken.

Die zweite wichtige Unterscheidung besagt: ein Vertrag, der die Anrufung des Schiedsgerichts in allen Streitfragen für alle Staaten der Welt obligatorisch machte, würde unwirksam sein, weil bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, Bedürfnisse, Lebensbedingungen der Nationen eine für alle passende Vertragsformel undenkbar ist. Dagegen könnten zwei Staaten sehr wohl einen solchen Vertrag schließen, denn sie vermögen das Gebiet der Streitfragen, die für sie entstehen können, zu übersehen. Sollten zwei Staaten — das sagt nicht mehr der Freiherr von Marschall, aber es ist die praktische Folgerung aus seiner theoretischen Betrachtung — bei einer solchen Überschau finden, daß unter den Streitfragen, die zwischen ihnen entstehen können, keine einzige ihr Lebensinteresse und ihre Unabhängigkeit berührt, so können sie miteinander übereinkommen, alle etwaigen Differenzen dem Schiedsgericht zu unterbreiten, soweit sie nicht von den beiderseitigen Diplomaten geschlichtet werden. Meiner Überzeugung nach wären Deutschland und England in der Lage, einen solchen Vertrag schließen zu können, womit nicht gesagt ist, daß es eines besondern Vertrages bedürfe; die bloße Einsicht in die Lage genügt schon, jeden Gedanken an Krieg auszuschließen.

Daß diese Einsicht in den letzten Jahren durch den lebhaften Gedankenaustausch zwischen allerlei Vertretern der beiden Nationen, zu denen ja wohl auch die beiderseitigen Monarchen zu rechnen sind, gefördert worden ist, unterliegt keinem Zweifel. Die Tagespresse freilich wirkt bei dieser Förderung wenig mit, obwohl auch ihre Koryphäen sich durch gegenseitige Besuche den Anschein gegeben haben, als wollten sie über den Kanal die Brücke einer intimen Freundschaft schlagen. Die Tagespresse dient zunächst dem Philister, der unterhalten und angenehm erregt werden will, und das geschieht am wirksamsten durch Berichte über Einzel- und Massenmorde, über Kriege und Kriegsgefahren, über finstere Komplotte und geheime Ränke von Diplomaten und andern Jesuiten, über neue Allianzen und den Zerfall von alten, wobei natürlich immer das Kriegsgespenst im Hintergrunde dräut. Die Zahl der Nichtphilister ist zu klein, als daß sie sich der Wucht des Philisteriums gegenüber Geltung zu verschaffen vermöchte.

Karl Jentsch

Gute Gesellschaft

Ach, ich fürchte, man wird arg den Kopf schütteln, wenn ich von Büchern hier rede statt von Menschen. Aber es mag mich entschuldigen, daß ja die Menschen heute zumeist Bücher sind, lederne Sammel-

bände von Schulformeln und Modephrasen, von Traditionen und Fachkenntnissen, Bücher, deren Bestes der Einband ist, dem ja das Leder am meisten frommt, Bücher, deren allgemeinen Teil wir auswendig wissen und deren speziellen Teil wir überschlagen, Bücher, die alt sind, bevor sie neu waren, — während dereinst die Bücher Menschen waren, weil nur die menschlichsten Menschen ihr Menschlichstes ausströmten in Büchern, die darum ewig neu blieben wie alles Lebendige. Und so meine ich erst recht von Menschen zu reden, wenn ich von solchen Büchern rede. Und ich denke an Schopenhauer, der als seinen einzigen, seiner würdigen Umgang die toten Genies befand in ihren hinterlassenen Schriften, die ihm seien wie dem Ausgewanderten ein Brief aus der Heimat. Spreche doch den Reisenden auf menschenleeren Inseln die Spur der früher Dagewesenen vertrauter an als alle Affen und Kakadus auf den Bäumen.

Man braucht kein Genie und kein Pessimist zu sein, um sich nach guter Gesellschaft zu sehnen. Man braucht sie, um geistig zu leben, umsomehr, je weniger man Genie, Original und je weniger man Pessimist ist. Denn man lacht nur in Gesellschaft und geht um zu weinen ins Kämmerlein. Aber es ist doch auch mit den Genies wie mit den hohen Bergen: nie steigen sie vereinzelt auf und immer schon aus einer Höhenlage zeitlicher und nationaler Kultur. Für Genies gibts ja nun kein Rezept — sonst wären sie nicht Genies; aber eine geistige Höhenlage kann man bereiten; Gebirgsluft kann die matte Seele sich beschaffen, um ihren Atem zu heben. Doch es scheint, wir wollen lieber in sandigen Tälern aus trüben Abflüssen breite Bettelsuppen kochen, während wir aus reinen Quellen schöpfen könnten auf den Bergen; es scheint, wir drängen uns lieber in den Garküchen des Pöbels, während wir mit Fürsten zu Tisch sitzen könnten; es scheint, wir lassen lieber das Marktgedränge des Tages uns um die Ohren gellen, während wir den melodischsten Stimmen der Jahrtausende lauschen könnten im Schweigen der Natur und am träumenden Kamin.

Ja, wir könnten es tönen hören vom Sinai und Ölberg, vom Helikon und Parnaß, vom Kapitol und Vatikan, von der Wartburg bis Sils Maria, aber der Gassenklatsch von Hinz und Kunz ist uns wichtiger. Ach, der alte Sokrates wünschte sichs als die Seligkeit dereinst im Paradiese ewig mit den Weisesten und Besten aller Zeiten Unterhaltung zu pflegen. Wir könnten schon auf Erden in diesem Paradiese wohnen, wir sind die reichsten der Erde, denn die Geistesschätze aller Zonen und Zeiten lagern uns in Kellern und Scheuern; wir aber meinen, sie modern, während sie duften wonniger wie alter Wein; denn Geist ist unsterblich. Wir haben es völlig verlernt Umgang zu pflegen mit Büchern; wir schlingen sie bestenfalls herunter wie den letzten Gang auf der Mittagsstation bei zehn Minuten Aufenthalt; meist aber lassen wir uns die warme Geistesnahrung zum raschen Mitnehmen in kalte Konserven und Extrakte, genannt Handbücher und Grundrisse komprimieren, und immer extrakter werden die Extrakte, bis sich schließlich die Nahrung in die bloße Speisekarte verwandelt hat; denn besseres haben wir nicht an unseren „Grundrissen", wohl aber Schlechteres. Die Speisekarte soll anlocken; der Grundriß aber schreckt zumeist ab. Die höhere Tochter mags noch wie einen Kieselstein schlucken, wenn ihr ein Byron, den sie nicht genießen darf, in der Literaturstunde kurz und knapp als der „Dichter des Weltschmerzes" eingegeben wird; aber dem Examinanden mundets wie die bitterste Pille, wenn er sich Hegel einprägen muß als „den Philosophen des absoluten Geistes in der Form dialektischer Entwicklung". Wer wird noch Flaschen anbrechen wollen mit solchen Etiketten? So fahren wir mit unsern Bädekern durch die Literaturen der Zeiten und Völker und sehen von allen Dornröschenschlössern nur die Dornenhecken und Spinnweben.

Natürlich, wir haben keine Zeit! Als ob der Sinn des Reisens das Reisen, das Rasen und nicht das Verweilen wäre! Als ob das Coupé, in dem wir in die Freiheit fahren, nicht zum Gefängnis wird, wenn wir nicht aussteigen dürfen. Aber wir dürfen nicht! Wahrlich, der reaktionärste Tyrann, der uns von den Quellen des Geistes, die auch die Quellen der Freiheit sind, von den Schöpferseelen, von den Originalen im Denken und Dichten absperren wollte, könnte keine raffinierere Zensur, keine

härtere Knebelung ersinnen als unsere Freiheit. Was würde er tun? Er würde uns die herrlichste, freieste Konkurrenz schenken, damit wir uns ehrgeizig, habsüchtig abmühen bis zur geistigen Abstumpfung, bis zur Literaturfremdheit; er würde uns ferner in Verwaltung und Technik, Wissenschaft, Handel, Verkehr soviel Zahlen zu lesen geben, daß wir die Buchstaben verlernen; er würde den dann noch hungrigen in üppigster Preßfreiheit täglich mehrmals eine bücherstarke Zeitungslektüre in die Hand drücken, daß ihnen die Augen übergehen; wer darauf noch nicht blind oder eingeschlafen ist, wird mit täglich neuen Zeitschriften und täglich aktuelleren Broschüren so innerlich verschleimt, daß seine geistige Verdauung für immer vernichtet ist. Der seltene Held aber, der auch diese Tortur übersteht und endlich sich durchgefressen hat in die Nähe der großen Originalwerke, wird endlich bombardiert — und das ist nun der Gipfel des Raffinements — mit soviel Büchern über eben diese Werke, nach denen er lechzt, mit soviel Darstellungen, Handbüchern, Auszügen, Charakteristiken, bis er erstickt und erschlagen am Boden liegt, bevor er von des Lebens Quellen getrunken.

Die Reihe der geistigen Zwischenhändler wird immer länger und länger, daß wir schließlich statt frischen Brotes, das die besten Meister für uns gebacken, teuer bezahlte Steine in Händen haben. Fast jedes moderne Buch ist eine Barrikade, die uns von den Meistern trennt. Fast jedes moderne Buch ist ein Surrogat-Angebot und darin eine Erziehung zur Lüge. Hier gibts nur eine Rettung: laßt Bücher gegen Bücher kämpfen, laßt die alten Meister selber reden, und vor ihrer gebietenden Stimme wird das zirpende Volk der Lehrlinge und Kopisten auseinanderstieben! Oder lassen wir uns in der Musik mit Kompilaten und Extrakten abspeisen? Lassen wir nicht immer wieder durch die eigene Stimme der großen Zensoren, durch den Originalklang von Bach und Beethoven das Tagesvolk hinwegfegen? Laßt die alten Meister reden! Laßt die Großen die Kleinen, die Ewigen die Vergänglichen übertönen!

Man beginnt es einzusehen, man beginnt für den Unterricht in Lesebüchern Originalstücke zu bieten wie etwa von Wilamowitz für die antiken Autoren, wie Dessoir-Menzer für die klassischen Denker. In den stilvoll prangenden Ausgaben des Diederichsschen Verlags reden jetzt als „Erzieher zur deutschen Bildung" unsere großen Gedankenmeister vor hundert Jahren, reden sonst noch Charakterköpfe von tiefster zartester Originalität, die reinen Stimmen der Völker, Meister des Echten aus hohen Zeiten, am reichsten und schönsten aus der Renaissance, die ja darum die Renaissance ist, weil sie zu den Originalen heimkehrte und die große Mittlerin und Fälscherin Scholastik zurückschob. Soll das Wort von der modernen Renaissance nicht armselige Phrase und der Ruf nach Echtheit heute nicht hohle Koketterie, nicht selber unecht sein, so müssen wir die Originale auferstehen lassen in nackter Reinheit, möglichst ohne moderne Etiketten und Estafetten. Und ich bekenne, wenn ich in jenen schön gestimmten Neuausgaben, die für uns den äußeren Moder- und Schweinsledergeruch vertrieben, den reinen Tönen lausche, wenn ich Schleiermachers schwebenden Sang oder Fichtes ehernen Gedankenschlag vernehme oder den feinen Silberklang in des Erasmus archaischer Ironie oder als vox humana wundersam vibrierend den Orgelton der „deutschen Theologie" — dann möchte ich all die Schächer und Zwischenhändler aus dem Tempel peitschen, dann möchte ich all unsere gepriesenen Handbücher und Grundrisse und Übersichten und Gesamt- und Einzeldarstellungen, all diese schönen Photographiealbums und brauchbaren Herbarien verbrennen auf dem Altar des Echten und Lebendigen.

Gewiß, wir brauchen sie notwendig — ich fühle mich nicht paradox, nicht unverantwortlich genug es zu leugnen; aber wir sind Utilitarier, die das Brauchbare bald auf den Thron erheben, Mechanistiker, die nur das Notwendigste gelten lassen, Materialisten, denen der Stoff alles ist und der Geist nichts. Sonst würden wir nicht meinen, daß wir eine Schöpfung genießen, eine Lehre uns aneignen, einen Denker verstehen, wenn wir einen Extrakt seiner neuen Gedanken haben. Ich bestreite hier alles, daß der „Extrakt" genügt oder die „Gedanken" oder ihre „Neuheit" oder das „Haben" oder alles zusammen. Extrakt nimmt man nur vom Toten; der bloße Grundriß eines Systems ist

eben sein „Gerippe", das uns mit den hohlen Augen leerer Begriffe angrinst, mit den kalten Knochenarmen abstrakter Schemata umfängt. Unsere Handbücher sind Kirchhöfe, die Skelette als Grundrisse und Asche als Extrakte bewahren. Aber das Leben einer Lehre ist nicht gegeben mit dem Knochenbau der Schemata, sondern erst mit der Fülle des Fleisches, des Materials, das sie tragen, mit dem Glanze der Haut, mit dem anschmiegenden Ausdruck, in den sich die Lehre kleidet, mit den fein verästelten Nerven, die das Viele dem Einen vermitteln; das wirklich Lebendige einer Lehre liegt gerade in dem Spiel zwischen dem Allgemeinen und Einzelnen, zwischen der Form und der Fülle des Materials. Man hat Hegel getötet, indem man das wundersame Weben seiner Dialektik, das wechselnde Einsaugen der Lebensfülle in die Ideen abstellte und uns einen Katalog seiner Begriffe schenkte, ein Kursbuch statt einer Reise.

Gedanken! Wir meinen Wunder was an Gedanken zu haben, die man uns mitteilt. Gedanken kann man auswendig lernen wie sinnlose Formeln, einsacken wie Steine. Mit gröbstem Materialismus nehmen wir Gedanken wie konkrete Dinge, die für sich Bestand und Wert haben. Gedanken aber, dieselben Gedanken sind das Größte und auch das Leerste in der Welt. Gedanken sind tote Fetzen, ja nichtige Schatten, wenn sie nicht erlebt werden im organischen Zusammenhange. Unsere Handbücher fischen Gedanken aus dem lebendigen Strom des Originals, daß sie sterben müssen wie Fische auf dem Lande, wenn sie nicht wieder ein Strom aufnimmt in unserer Seele.

Gedanken machen keinen Denker; aber die Neuheit der Gedanken, sagt man. Auch eine Lotterie von Einfällen, auch ein Durcheinanderschütteln von Subjekten und Prädikaten zu neuen Urteilen macht noch keinen Denker. Grob mechanistisch übersetzen wir Originalität als Priorität. Als ob die Neuheit einer Leistung nicht etwas Zufälliges wäre, das nur für die Reklame Bedeutung hat! Als ob eine Schöpferleistung nur daran hängt, daß in unbekannten Fernen gerade nichts Ähnliches geschaffen wurde. Als ob eine Erneuerung nicht mehr Selbständigkeit und Kraftanspannung fordern kann als ein beliebiges erstmaliges Kuriosum. So kann jeder Esel einmal einen Sprung tun, der zufällig so noch nicht gemacht worden. Für jeden Gedanken eines Philosophen aber verpflichte ich mich ein Dutzend Vorläufer zu nennen, und vielleicht um so mehr Vorläufer, je größer der Denker, je wahrer der Gedanke; denn um so tiefer mußte er schon in unserer Überzeugung angelegt und vorgearbeitet sein. Das Größte wirft am weitesten seine Schatten voraus, verlangt die längste Vorbereitung, und die Wissenschaft ist doch kein Kinder- und Gaukelspiel, bei dem der Hexenmeister triumphiert und es nur auf Überraschungen abgesehen ist. Und was bedeutet überhaupt Neuheit eines Gedankens? Als ob ein Gedanke abgegrenzt wäre wie eine Münze! Vielleicht ist noch nie ein Gedanke völlig ausgedacht, vielleicht noch nie einer zum zweiten Male gedacht, vielleicht sind alle Gedanken schon vorgedacht. Für sich sind sie nichts; denn alles was sie sind, alt oder jung, groß oder klein, genial oder trivial, erlösend oder erdrückend, alles sind sie nur im organischen Zusammenhange, in dem sie wurden und wirkten.

Und darum laßt die alten Meister reden, und laßt sie möglichst ihre Sprache sprechen. Der Ton macht die Musik. Der Duft des Originals, der Atem, der durch die Gedankenrhythmen schwebt, die Seele, die zwischen den Zeilen jauchzt und seufzt und stockt und träumt, das ganze wogende Meer des Unausgesprochenen, das die Inseln der Worte umfängt und wärmt und kühlt, der ganze schweigende Untergrund, der Mutterschoß und damit der tiefste Sinn der Gedanken ist verloren, wenn ihr bloß die obersten Gedanken ausschöpft für die Säcke der Handbücher. Denn in diesem erwerbstüchtigen Zeitalter will man ja alles nur „haben". Aber es ist eben das Unglück, daß ihr nur die fertigen Gedanken als Objekte einheimst, statt das Denken mitzuerleben, als ob nicht ein einziger erlebter Denker mehr wert wäre als der ganze Extrakt der Geschichte der Philosophie. Doch ihr versteht nicht mit Denkern als lebendigen Subjekten umzugehen; ihr versteht nicht Gedanken zu erleben; denn ihr denkt nicht.

Wir sehen und arbeiten heute, wir erkennen sogar, aber wir denken nicht. Wir schreiben auch, mehr als alle Zeiten zusammen, wir schreiben wie wir essen und laufen und markten,

aber wir denken nicht. Zum wahrhaften Denken gehört eine Entrückung — das ist die Abstraktion, ein Loslassen vom Jetzt und Hier, und wir sind tiefer als die Bürger anderer Zeiten ins Jetzt und Hier verstrickt und gedeihen nur als Journalisten und Spezialisten. Um wahrhaft zu denken, müssen wir uns erheben, geistig vornehm werden, und wir leben in der geistig demokratischsten aller Epochen, eingekeilt in Massen und Richtungen, mit einer blühenden Pädagogik nach unten. Um wahrhaft zu denken, müssen wir aus unserer Zeit fliehen, aber nicht in die Einsamkeit; denn das Denken ist wie das Vornehmwerden ein sozialer Differenzierungsprozeß. Ein Gespräch der Seele nennt Platon das Denken, und er dachte und schrieb nur Gespräche, treu seinem Meister Sokrates, der nur durch Gespräche der Begründer des reinen Denkens ward. Und der große Erwecker der deutschen Philosophie, Leibniz philosophierte korrespondierend und bekannte, daß er sich am fruchtbarsten fühle bei der Lektüre anderer Denker. Ja, das Denken ist ein Geistergespräch, in das wir lauschend, lernend wieder eintreten müssen.

Um wahrhaft zu denken, müssen wir eintauchen in eine Atmosphäre von Geist; um das Denken zu verstehen, müssen wir geistig in Denkers Lande gehen, müssen wir den Klang und Rhythmus seiner Gedanken im Ohre haben, so wie wir die fremde Sprache im fremden Lande lernen, weil uns ihr Klang und Rhythmus umwogt, so wie uns als Spieler in Musik und Theater das Ensemble fortreißt, so wie wir für die gute Gesellschaft reif sind, nicht wenn wir ihre Formeln gelernt, sondern wenn wir ihren Ton beherrschen. Wir müssen, um geistig vornehm zu werden, uns in die gute Gesellschaft der großen Denker einleben, deren Stimmen aus ihren originalen Werken so rein und jung tönen wie am ersten Tag, und darum: laßt die alten Meister reden!

Karl Joël

Aphorismen

Gespreiztheit. — Wessen Gedanken auf Krücken hinken, dessen Urteile stolzieren auf Stelzen.

Reinigung von Schuld als Zweck. — Bei manchen Menschen ist das Bedürfnis nach dem Gefühle der Unschuld — welches, wie jedes Gefühl, nur in Intervallen auftreten kann — so überreizt, daß sie sich mit unheimlicher Kraft zu einem lang andauernden Schuldgefühle emporquälen, um sich dann für kurze Zeit an dem Kontrastgefühle sättigen zu können.

Die Gerechten. — Zu unseren Handlungen legt die Geistlosigkeit solange Gewichte zu, bis sie jene Schwere erhalten, die zur Plumpheit notwendig ist. Solange diese Nachwäger ihre Beschäftigung unschuldig betreiben, nennen sie sich die Gerechten.

Akustische Täuschung. — Er spricht allen nach dem Herzen. Sie aber meinen, er spreche ihnen zu Herzen und verkünden gar, er spreche ihnen aus dem Herzen.

Naivität. — Naiv sein heißt mit dem Wirklichen in voller Gegenwart leben. Darum kennt Naivität weder Ursache noch Zweck, noch weiß sie etwas von Sünde oder Strafe.

Leiden als Raub. — Auf ihre Leiden verwenden die Menschen unvergleichlich mehr Pathos als auf ihre Freude. So fest eingewurzelt ist bei ihnen der Glaube, daß sie zur Lust geboren sind, und daß Leiden ein Raub an dem Anteile an der Lust ist, welcher jedem Menschen, kraft seiner Geburt zukommt. Noch keine Religion vermochte diesen natürlichen Glauben vollständig zu vernichten.

Entstehung des Selbstspottes. — Wenn ein geistreicher Mensch mehr Witz besitzt, als es bei der Tiefe seiner Anlagen der Eitelkeit angenehm sein kann, wird er zum Selbstspötter.

Altjungfernweisheit. — Die Weisheit ist das einzige Weib, das gern sitzen bleibt — scilicet auf einem Lehrstuhle.

Das feurigste Pferd. — Steckenpferde sind die einzigen Pferde, für die ein Stecken gänzlich überflüssig ist.

Zweifache Funktion der Weisheit. — Schulmeister: Die Weisheit ist eine Art

achromatischer Linse ..., Jüngling: welche den Objekten alle Farbe raubt.

Scharf und spitzig. — Wenn scharfen Gedanken die innere Wucht fehlt, werden sie spitzig.

Klarheit durch Klärung. — Um sich zur Klarheit durchzuringen, genügt es nicht, an seine Gedanken zu denken: an ihnen muß man denken.

Häute und Häutung. — Ein Geist, der keiner großen Entwickelung fähig ist, kann zwar in die verschiedensten Häute hinein, aber aus keiner hinausschlüpfen.

Ich und „Nicht-Ich". — Mängel, die das Selbstgefühl des Individuums auf Schritt und Tritt vernichten müßten, verlernt es, persönlich zu empfinden. Ein großer Teil des „Nicht-Ich" entsteht durch diesen Prozeß der Abstumpfung.

Robert Heller

Ein Vorwort

Der Verlag, der mir die Ehre erweisen will, mich in die russische Literatur einzuführen, hat mich gebeten, die erste Übersetzung mit einer Selbstbiographie einzuleiten. Diesen Wunsch kann ich leider nicht erfüllen. Denn was hat eine Selbstbiographie für Wert? Gelingt es doch — wenn er es auch überhaupt wollte — kaum einem einzigen zwischen tausenden mehr niederzuschreiben als die ganz äußeren Ereignisse seines Lebens. Daß auch ich mich in einer bunten Welt getummelt; daß auch ich viele Städte gesehen habe, die einander sehr ähnlich waren; daß ich drei, vier verschiedene Sprachen habe sprechen müssen, mit den Menschen verschiedener Länder, die einander leider nicht allzu unähnlich waren; daß ich an einem Tage im April als ein Provinzkind auf einer Insel geboren wurde, und danach den größten Teil meines Lebens in sechs oder sieben Hauptstädten verschiedener Reiche verbrachte; daß ich, mit einiger Mühe, so und so alt geworden bin, während ich nach und nach zweiunddreißig Bände geschrieben habe, von denen zwanzig besser ungeschrieben wären; daß ich fünfzig Schauspiele in Szene gesetzt habe, deren Namen ich nicht einmal selbst mehr weiß — wie kann man verlangen, daß alle diese Tatsachen jene fremden Menschen interessieren sollen, deren Augen hastig über die Seiten von „Hoffnungslose Geschlechter" und „Am Wege" hingleiten werden, wenn sie nun eines Tages in der gewaltigen, russischen Sprache erscheinen, deren Buchstaben ich nicht einmal zu deuten vermag.

Ach nein, die sogenannten Selbstbiographien sind nicht viel wert.

Aber welchen Wert haben wohl Übersetzungen?

Ich gestehe offen, daß mir im allgemeinen nichts daran gelegen ist, meine Bücher in fremde Sprachen übersetzt zu sehen. Denn es ist eine zu große Feuerprobe, die nur die wenigsten bestehen. Selbst wenn ein Autor einige Bedeutung in seinem eigenen Lande hat, wo die Leser demselben Boden entsprungen, Kinder desselben Staates und derselben Gewohnheiten, von gleichen Schicksalen entwickelt und durch ähnliche Erfahrungen gereift sind — wird er nur in den seltensten Fällen den Menschen eines fremden Landes etwas zu sagen haben. Ich finde, es ist viel besser nicht übersetzt zu werden, als eines Tages auf einen fremden Boden geräumt und in einem fremden Lande zu Einwickelpapier reduziert zu werden. Übersetzt zu werden, schmeichelt dennoch vielleicht unserer Eitelkeit! Wenn aber der Schmerz des Lebens die Eitelkeit aus unserem Herz herausgebrannt hat, dann verliert das Bewußtsein, daß man in den Leihbibliotheken fremder Länder zu finden ist, seine Anziehungskraft. Übrig bleibt dann nur die Reklame. Denn in anderen Ländern übersetzt zu sein, bedeutet vielleicht Reklamestoff für das Heimatland. Aber, die Reklame in Ehren — wo es sich um Bücher handelt, glaube ich, daß Reklame nur wenig gilt. Keine Reklame der Welt kann einem Buch Leben schenken, das tot ist; und lebt ein Buch, dann wird es auch ohne Reklametrommel seinen eigenen und stillen Weg von Hand zu Hand gehen, und, hin und wieder vielleicht, sogar in einem verwandten Herzen ...

Wie gesagt, das Bewußtsein, in eine fremde

Sprache übersetzt zu werden, berauscht meine Einbildungskraft nur gar wenig.

Und doch würde ich frech lügen, wenn ich leugnen würde, daß die Nachricht, daß man einige meiner Romane ins Russische zu übertragen wünsche, mich mit Freude und Furcht erfüllte.

Auf russisch eingeführt zu werden. In der Sprache gelesen zu werden, die Gogol schrieb.

Während meiner ganzen künstlerischen Laufbahn habe ich nur ein einziges Mal eine ähnliche Gemütsbewegung erlebt: als ich erfuhr, daß „Am Wege" ins Französische übersetzt werden solle. In die Sprache seiner Lehrmeister übersetzt zu werden, in Guy de Maupassants Mundart. Unwillkürlich schien es mir, als sei ein Merkstein erreicht, als ob etwas nie Gehofftes Wirklichkeit geworden sei.

Denn es waren Frankreichs Meister, unter deren Zeichen ich in meiner Jugend erzogen worden war.

Unsere eigene Literatur besitzt auf dem Gebiet der Romankunst vielleicht nur ein einziges Meisterwerk und dieser Roman ist in Versen geschrieben. Als Jonas Lie in unserem Bruderlande seine Werke in die Welt sandte, die ihm einen Platz neben den Größten verschafften, war meine künstlerische Erziehung bereits für allezeit von Frankreichs Meistern geprägt. Aus meiner kleinen Weltecke betrachtete ich voller Bewunderung die Klarheit der französischen Romanmeister, ihre Präzision, das wunderbare Gesetz und die Ordnung ihrer Forschungen. Diese Männer waren Meister, weil sie die Meisterschaft erreichen wollten. Bewußtsein und Wille strahlt aus ihren Werken.

Es sollte aber ein Tag kommen, an dem ich andere Männer kennen lernte, die der Welt Meisterwerke fast gegen ihren Willen und ohne ihr Wissen geschenkt haben.

Der Tag, an dem ich Rußlands Romandichter kennen lernte.

Welche Unwillkürlichkeit, welches Unbewußtsein. Die russischen Dichtungen wachsen wie die großen Bäume aus dem Erdboden selbst hervor. Sie sind so „unordentlich" wie das Leben selbst.

Sie sind so breit wie Rußlands Flüsse und tragen die ganze Bürde der Menschenschilderung auf ihren gleitenden Strömen. Nur ein junges Land in einer alten Welt kann solche Dichter hervorbringen. Der russische Roman ist so einfältig wie ein Volkslied und so mannigfach wie das Herz des Genies. Nur Balzac kann mit dessen Meistern verglichen werden. Wenn ich an die Comedie humaine oder an „Tote Seelen" denke, habe ich dasselbe Gefühl als ob ich vor zerklüfteten Bergketten stände — die Bergketten der Menschenschilderung.

Niemals werde ich die Stunden vergessen können, — Stunden spät in die Nacht hinein — als ich Dostojewski zum erstenmal las. Es war wie ein Blick, eine Übersicht über ein ganzes großes Volk; es war wie ein Blick in Seelen, die so tief waren, daß jede Seele zu Welten wurde. In jenen Stunden meinte ich Rußland kennen zu lernen. Es ist wahr, daß Ivan Turgenjew mir lange nahegestanden hatte und lieb geworden war. Mich dünkt aber, daß die Melodie in seinem schönen Werk durch und durch slavisch ist; aber es ist, als ob diese slavische Melodie in einer Dämmerungsstunde an einem Erardschen Piano von Munde jener Mme. Viardot gesungen würde, die des Meisters Genie und Liebe unsterblich gemacht. Dostojewski dagegen, wie neu und wie seltsam ... Seine Kenntnis des Herzens war ebenso wunderbar wie sein Geist fremd scheint. Er offenbarte mir ein Volk und eine Seele. Und trotzdem erschien mir Gogol größer. Denn dieser unglaubliche Mensch steht über seinem Stoff, dem Riesenstoff, der Rußland heißt. Und ein jeder, der versuchen will Gesellschaft und Menschen zu schildern, muß sich nur lauschend und demütig zu Gogols Füßen niedersetzen. Oder Tolstoi. Wie kann sich die Gewalt so mit der Zartheit zurecht finden? Oder Tschechoff. Welches Feingefühl in diesem Größten: im Verstehen.

Wie neue Wogen eines neuen Meeres rollten die Eindrücke über mein Bewußtsein, während ich staunte, bewunderte und lernte ...

Lernte?

Ach nur unendlich wenig — leider.

Für uns alle, die wir die Kunst pflegen und die wir, während wir ihr obliegen, zu der schmerzlichen Überzeugung gekommen sind, daß ihre Bedeutung unendlich gering und gleich-

gültig ist, gibt es bittere Stunden, in denen wir uns selbst sagen, daß wir unser Äußerstes geben müssen, gerade weil unser Gewerbe so wesentlich bedeutungslos ist.

Und wir messen unsere bescheidene Armlänge und wir starren unserer Unfähigkeit und Begrenzung ins Gesicht — und wir blicken verstohlen zu jenen anderen hin, die mehr und Größeres erreichten als wir.

So habe ich zu Rußlands Meistern hingeblickt — in tiefer Bescheidenheit, ohne Neid, obgleich ich nie hoffen konnte sie zu erreichen.

Und jetzt, wo auch einige meiner Bücher in der Sprache gelesen werden sollen, in der sie schrieben, jetzt bringe ich ihnen meinen Dank, einen Dank meinen Lehrern und Meistern; und ich trete ehrerbietig vor die Leser, die sie erzogen haben.

Meine Bücher bringen nur Botschaft von einem kleinen Lande, das in der Welt gering und vergessen ist. Etwas aber wird man vielleicht in dem fernen und großen Rußland verstehen: daß auch ich — meinen Fähigkeiten entsprechend — unter dem Zeichen schrieb, das über der ganzen russischen Dichtung flammt und leuchtet: der Vaterlandsliebe heiliges Zeichen.

Wenn ich von dem kleinen Dänemark berichte, bringe auch ich Botschaft von dem Lande, das ich liebe.

Herman Bang

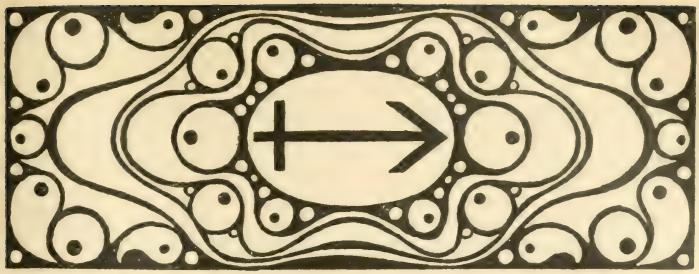
Der Park

Wachehabende Soldaten sitzen auf einer Bank neben dem Portal, ich trete ein, zu Boden gefallene, dürre Blätter fliegen und wirbeln und rollen und rühren mir entgegen. Das ist ungemein lustig und zugleich gedankenvoll; das Lebhafte ist immer gedankenvoller als das Tote und Traurige. Parkluft grüßt mich; die vielen tausend grünen Blätter der hochaufragenden Bäume sind Lippen, die mir guten Tag sagen: Auch schon aufgestanden? In der Tat ja, ich wundere mich selber. So ein Park, das ist wie ein weites, stilles, abgesondertes Zimmer. Übrigens ist es in einem Park eigentlich immer Sonntag, denn es ist immer ein bißchen wehmütig, und das Wehmütige erinnert lebhaft an zu Hause, und Sonntage hat es ja eigentlich nur zu Hause gegeben, wo man ein Kind gewesen ist. Etwas Elterliches und Kindliches haben Sonntage. Ich gehe weiter unter den hohen, schönen Bäumen, wie das leise und freundlich rauscht, ein Mädchen sitzt allein auf einer Bank, sticht mit dem Sonnenschirm in den Boden, hält den hübschen Kopf gesenkt und ist in Gedanken versunken. Was mag sie denken? Will sie eine Bekanntschaft machen? Eine lange, hellgrüne Allee tut sich auf, einzelne Menschen begegnen mir, die Bänke sind indessen ziemlich spärlich besetzt. Wie die Sonne so scheinen mag, so für gar nichts. Sie küßt die Bäume und das Wasser des künstlich angelegten Sees, ich betrachte ein altes Geländer und lache, weil es mir gefällt. Heutzutage ist es Mode geworden, vor alten eisernen Geländern stehen zu bleiben und deren solide, zierliche Arbeit zu bewundern, was ein bißchen dumm ist. Weiter. Ein Bekannter steht plötzlich vor mir, es ist Kutsch, der Schriftsteller, er erkennt mich nicht, während ich ihn doch freundlich grüße. Was hat er? Übrigens hatte ich immer geglaubt, er sei in die afrikanischen Kolonien gegangen. Ich eile auf ihn zu, da verschwindet er mit einem Male; tatsächlich, es ist nur eine alberne Einbildung von mir gewesen, der Platz unter der hohen Eiche, wo ich ihn zu sehen glaubte, ist leer. Eine Brücke! Wie das Wasser unter der Sonne glitzert und schimmert, so zauberhaft. Aber es fährt hier niemand im Kahn, das gibt dem See etwas Verschlafenes, es ist, als ob er nur gemalt daläge. Junge Leute kommen. Merkwürdig, wie man sich an solch einem Sonntagvormittag in die Augen schaut, als ob man sich gegenseitig etwas zu sagen hätte, aber man hat sich nicht das geringste zu sagen, sagt man sich. Ein kleines, entzückend schlankgebautes Schloß ragt vor mir zwischen Bäumen in die weißlich-blaue Luft. Wer mag hier gewohnt haben? Vielleicht eine Maitresse, ich hoffe es, der Gedanke ist anziehend. Hier mag es einstmals von hohen und höchsten Herrschaften gewimmelt haben, Droschken und Kaleschen und Diener in grünen und blauen Livreen. Wie verlassen und vernachlässigt jetzt das edle Gebäude aussieht. Gottlob

beachtet man es nicht, denn wenn der Baumeister käme und es mit Hilfe einer Gelehrtenbrille renovierte, man gestatte mir, diese Idee unabgewogen hinunterzuschlucken. Was ist aus uns Volk geworden, daß wir das Schöne nur noch in Träumen besitzen dürfen. Eine alte Frau und ein alter Mann sitzen da, ich gehe vorüber, auch an einem lesenden Mädchen gehe ich vorüber, es geht nicht gut an, ein Liebesabenteuer mit den Worten anzufangen: Was lesen Sie da, Fräulein. Ich gehe ziemlich rasch und plötzlich bleibe ich stehen: Wie schön und still ist so ein Park, er versetzt einen in die abgelegenste Landschaft, man ist in England oder in Schlesien, man ist Gutsherr und gar nichts. Am schönsten ist es, wenn man scheinbar das Schöne gar nicht empfindet und nur so ist wie anderes auch ist. Ich blicke ein wenig zum stillen, halb grünen Fluß hinunter. Übrigens ist ja alles so grün, und grau, das ist eigentlich eine Farbe zum Schlafen, zum die Augen zudrücken. In der Ferne, von Blättern umschlossen, sieht man das bläuliche Kleid einer sitzenden Dame. Zigaretten darf man hier auch nicht rauchen, ein Mädchen lacht hell auf, sie geht zwischen zwei jungen Herren, von denen der eine sie umschlungen hält. Wieder eine Aussicht in eine Allee, wie schön, wie still, wie merkwürdig. Eine alte Dame kommt auf mich zu, das feine, blasse Gesicht von Schwarz umrahmt, diese alten, klugen Augen. Offen gestanden, ich finde es prachtvoll, wenn eine vereinzelte alte Dame durch eine grüne Allee geht. Ich gelange zu einer Blumen- und Gewächsanlage, wo auf einer hübschen Bank im Schatten ein Jude sitzt. Hätte es vielleicht ein Germane sein sollen, würde das besser gewesen sein? Eine kleine Statue steht mitten unter Blumen, es ist eine kreisrunde Anlage, ich gehe langsam rund herum, da kommt wieder das lesende Mädchen, es liest jetzt gehend, es lernt halblaut französisch. Diese wundervolle Langeweile, die in allem ist, diese sonnige Zurückgezogenheit, diese Halbheit und Schläfrigkeit unter Grün, diese Melancholie, diese Beine, wem seine, meine? Ja. Ich bin zu faul, Beobachtungen zu machen, sehe auf meine Beine herab und marschiere weiter. Ich sage ja, Sonntage gibt es nur an Familientischen und auf Familienspaziergängen. Der erwachsene, einzelstehende Mensch ist dieses Vergnügens beraubt, er kann, wie Kutsch, jede Stunde nach Afrika abdampfen. Überhaupt, welch ein Verlust, fünfundzwanzig Jahre alt geworden zu sein. Es gibt anderes dafür, aber von diesem andern mag ich jetzt nichts wissen. Ich bin jetzt auf der Straße und rauche und trete in eine bürgerliche Kneipe ein, und hier bin ich auch sogleich Herr der Umgebung. Schöner Park, schöner Park, denke ich da.

Robert Walser

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Henrik Ibsen und Norwegen/ von Chr. Collin (Christiania)

Mein Volk, das schenkte mir in tiefen Schalen
Den stärkenden, doch bittern Trank, der gab
Dem Dichter Kraft, zu kämpfen, hart am Grab,
Von neuem in des Tags gebrochnen Strahlen, —
Mein Volk, das reichte mir der Landflucht Stab,
Der Sorge Bund, den Wanderschuh der Qualen,
Des Überernstes härenes Pilgerhemde, —
Dir send' ich einen Gruß heim aus der Fremde!

Ich send' ihn dir mit Dank für alle Gaben,
Mit Dank für jede schwere Läutrungsstunde.
Was meine Gärten auch getragen haben,
Es wurzelt doch in jener Zeiten Grunde;
Wenn hier es aufsprießt üppig, reich und gerne,
Ich dank' es doch dem Nordwind aus der Ferne,
Was Sonne schmolz, gewann im Nebel Feste;
Mein Land, hab' Dank, — du schenktest mir das Beste.

So singt Ibsen zur „Tausendjahrfeier" des norwegischen Reichs. In seinem Dank mischen sich Verzeihung und Vorwurf. Norwegens großer Sohn reicht friedlich seine Rechte hin zu warmen und herzlichem Händedruck. Aber er drückt so fest zu, daß der alten Mutter Norge die Hand brennt. Noch in jenen Jubiläumsversen schilt er sein Land, wie er es in „Brand", in „Peer Gynt" und im „Bund der Jugend" gescholten hatte. Und in einer neuen Reihe von Meisterwerken, von den „Stützen der Gesellschaft" bis zu „Rosmersholm" stellt er Norwegen für alle Zeiten und vor den Augen der ganzen Welt an den Pranger. Aber er meint es gut; er schimpft auf Norwegen wie Mutter Aase auf Peer Gynt, ihr Schmerzenskind. Ich glaube nicht, daß er irgend einem andern erlaubt hätte, vom Lande Norwegen Schlechtes zu reden. Er hätte es nicht einmal gern gesehen, wenn

man ihn im Ausland beim Wort genommen und ihm Recht gegeben hätte, daß er Norwegen ausschalt. Denn er konnte sich selbst beim besten Willen nicht von dem Lande losreißen, wo er seine Kindheit und mit kurzer Unterbrechung seine ganzen Jugendjahre (1828—1864) verlebt hatte. Norwegen war ein Teil seiner selbst geworden. Wohl verließ er das Land, aber das Land folgte ihm nach. Auch wenn er in der Fremde war, lebte er sein stärkstes und innerlichstes Leben — das Leben seiner Dichtung — in der norwegischen Heimat. „Des Nachts bin ich bei euch und im Gedichte", sagt er in der „Tausendjahrfeier". Was half es ihm, daß er „seine Schiffe verbrannt", oder, wie er meinte, durch schonungslose Satire seine Rückkehr zur Unmöglichkeit gemacht hatte. Es half ihm nichts. Denn

„nach den Hütten Verschneiter
Aus der Südhaine Pracht
Reitet ein Reiter
Nacht nun um Nacht."

Sein Zorn gegen Norwegen oder gegen die norwegischen Verhältnisse war nur verletzte und unbefriedigte Liebe.

„Stumm schluchzend biß ich oft genug
Die Zunge, die sich nie erbarmt, —
Und manchen, den ich grausam schlug, —
Wie lieber hätt' ich ihn umarmt!"

so spricht er durch Brands Mund. Darum hat er nie eine größere Freude gehabt, als wenn Norwegen ihn anerkannte und stolz auf ihn war. Das zeigte sich, als er nach zehnjähriger Abwesenheit im Jahre 1874 zum erstenmal wieder Heimaterde betrat und sich an den glühenden Huldigungen der studentischen Jugend erwärmte. Einen so überschwenglich herzlichen Empfang hatte er nicht erwartet, nach allem, was er über Norwegen geschrieben hatte. In seiner Rede an die Studenten bekannte er, daß er draußen in seiner Einsamkeit nach „der Liebe warmer, lebendiger Menschenherzen" gedürstet habe. Es war ein selbsterlebter Zug in seiner Schilderung des Apostaten Julian verborgen. Wenn der Kaiser am Ende seiner Lebenslaufbahn steht, und alles um ihn her zusammenstürzt, da drückt nichts so schwer auf sein Gemüt als der Gedanke, seine einzige Errungenschaft sei: in klaren und kalten Köpfen mit achtungsvoller Anerkennung weiterzuleben, während seine Widersacher, reich an Liebe, in warmen lebendigen Menschenherzen wohnten. Möglicherweise dachte Ibsen bei den kalten und klaren Köpfen an seine alten Kameraden vom „Holländerkreis" — an Männer wie Bachke, Birkeland und Jakob Løkke, und bei den „Widersachern" nicht an Julians Gegner nur, sondern auch an seinen eignen Rivalen Björnson, der zweimal zum Vorsitzenden des Studentenvereins gewählt worden war, kurz nach der Aufführung vom „Bund der Jugend" und zu einer Zeit, da Ibsen sich mit Kaiser Julian wieder zu beschäftigen begann. Diese schon im Jahre 1864 — also kurz nach der Aufführung der „Kronprätendenten" — entworfene Tragödiengestalt war anfangs als ein Seitenstück zum Skule der „Kronprätendenten" gedacht — „ein Stiefkind Gottes

auf Erden", ein Aufrührer, der nichts andres erreicht, als das Reich seines Gegners zu festigen. Ganz etwas ähnliches hatte Ibsen mit seinem heftigen Angriff auf die norwegische Linke im „Bund der Jugend" selbst erreicht. Sie war von Sieg zu Sieg geschritten, und Björnson, den die norwegische Rechte als einen Steensgaard betrachtet hatte, war trotz dem wütenden Proteste der konservativen Partei an die Spitze des studentischen „Jugendbundes" getreten und wiedergewählt worden. Wie Ibsen, als er sich mit dem Drama von König Haakon und Jarl Skule trug, an Björnson und sein eigenes Verhältnis zu Björnson gedacht hatte, so scheint er also auch einen Moment an sich selbst im Gegensatz zu Björnson gedacht zu haben, als er Kaiser Julian schuf. Um so freudiger überraschte ihn deshalb im Jahre 1874 der ungewöhnlich warme Empfang der norwegischen Studenten. Jener unscheinbare, von ihm selbst erwähnte Zug schildert Ibsens Verhältnis zu Norwegen besser als jede lange Abhandlung. Das unscheinbare Selbstbekenntnis zeigt uns das liebevolle und treuherzige Element in der Tiefe seines Gemütes.

Henrik Ibsen selbst war wie Terje Vigen: „er mußte, er mußte Rache haben", hatte er aber einmal über altes Unrecht sein Strafgericht gehalten, dann war er weich und gut. Er gleicht jener Gottheit, die er in Brand beschreibt, der Gottheit, die alles oder nichts fordert und ohne Schonung straft, sich aber am Ende der Enden doch als „deus caritatis" offenbart. Diese Gottheit hat Ibsen nach seinem Ebenbilde geschaffen, aus dem Bedürfnis seines eignen Herzens heraus. Der Schluß des „Brand" ist fast von allen Kritikern als unlogisch und schwach verurteilt worden. Aber die Erklärung liegt in des Dichters eigen zusammengesetzter Natur. Es gilt zu erfassen, daß nur dieser Ausgang den Dichter hat befriedigen können, und kein anderer.

Von dem gleichen Gesichtspunkt aus rückt auch der ebenso unlogische und ebenso häufig getadelte Schluß des Peer Gynt in neue Beleuchtung. Peer Gynt ist der Repräsentant des norwegischen Volkes, der, mit Märchen und Sagen aufgepäppelt, davon träumt, „Kaiser zu werden" und die alte Herrlichkeit des Geschlechts wieder aufzurichten („was Norge war, das soll es einstmals werden, in Land und Meeren und im Völkerrang", sang ja sogar der kritische Welhaven), und der in seiner blinden Nachahmung angelsächsischer Kultur nach Geld und Gut jagt und sich dabei selbst verliert. Fünf lange Akte wird dieser norwegische Durchschnittsmensch kritisiert, um schließlich für den Schmelzlöffel reif und dem Untergang geweiht zu werden. Aber, am letzten Schluß, schmilzt dennoch Ibsens Strenge gegen seinen Helden. Er kann trotz allem dem Gedanken einer Rettung nicht entsagen. Peer Gynt kann noch erlöst werden — mit Solvejgs Hilfe.

Henrik Ibsen hat nie dem Gedanken entsagt, das norwegische Volk zu erlösen. Immer und immer wieder begegnete er ihm am Kreuzweg, und jedesmal drohte er seinem Volk, es mitzunehmen zum Knopfgießer. Doch immer gab er ihm eine neue Frist — bis zum nächsten Kreuzweg.

Und auch jetzt noch, da unser großer Dichter tot ist, wird seine strenge Gestalt als Schutzgeist an jedem Kreuzweg erscheinen, an jedem entscheidenden Wende-

punkt. Weh uns, wenn wir dann nicht beweisen können, daß wir wir selbst gewesen sind!

Ibsens norwegische Dichtung, d. h. fast seine ganze Dichtung, war bis zu gewissem Grade Rachedichtung, strafende Satire, — von „Norma oder eines Politikers Liebe" (1851) — zur „Komödie der Liebe" (1862), „Brand" (1866), „Peer Gynt" (1867), „Bund der Jugend" (1869) oder von den „Stützen der Gesellschaft" zu „Rosmersholm" (1877—1886). Auch in seinem letzten Werke noch zieht er die träge Ruhe oder Passivität des Norwegers ins Satirische. „Hier ist's so still, daß man die Stille förmlich hören kann". Und in seinen Briefen, Reden und persönlichen Aussprüchen kann man die Anklage gegen Norwegen bis in seine letzten Lebensjahre verfolgen. Als er von Norwegen durch den schmalen Öresund nach Dänemark kam, da war es ihm, als käme er durch einen Tunnel hinaus ins Sonnenlicht. „Daheim in Norwegen, da sind alle Sunde zu, in jedem Sinn des Wortes", so schreibt er 1897 an Georg Brandes.

Sein Werk enthielt bis zuletzt ein Element strafender Dichtung. Was Gustave Flaubert von „Madame Bovary" sagte, das hätte Ibsen fast von allen seinen Büchern sagen können: „Ce sera un livre de vengeance". Henrik Ibsen ist — nach seinen eigenen Worten — Norwegens Staatssatirikus gewesen. Norwegen machte ihn, ohne es zu wollen, zum satirischen Dichter. „Es ist, als ob alles Böse von Norwegen käme", schrieb er zu Anfang der siebziger Jahre nach Hause. Was er unter den drückenden Verhältnissen in Skien litt, nach dem Bankerott des Vaters, als die Familie, die dem Kaufmannspatriziat angehört hatte, plötzlich auf eine niedrigere Rangstufe herabsank; oder in Grimstad, wo er sechs seiner besten Jugendjahre leibeigen saß als Apothekerlehrling, in der Windstille einer kleinen Bucht, während „da draußen eine große Zeit brauste"; oder während seines ersten Aufenthaltes in Christiania, wo er hungerte und sein erstes Drama „Catilina" zu Makulatur machen mußte; in Bergen, wo er und seine romantischen und lyrischen Dramen ein Lustrum lang mit dem Zeitgeist zusammenprallten, der gerade in jenen Tagen höchst praktisch und merkantil veranlagt war; oder in den sieben kümmerlichen Jahren zu Christiania (1857—1864), wo er zur Abwechslung in den großen ökonomischen Rückschlag, — in die sieben mageren Jahre — hineingeriet, während er doch als Direktor einer sekundären Bühne gerade die guten Zeiten hätte brauchen können, die Christiania kurz vorher erlebt hatte, — was Ibsen in diesen einundzwanzig Jahren auch immer gelitten hat: all das setzte sich triebkräftig in ihm um zu einer herrlichen Indignation, zu poetischer Satire. Jene Jahre des Leidens gruben tiefe Furchen des Grames in seine Dichtung. Doch sie waren ihm auch wieder und immer wieder ein Sporn, seine Kraft aufs äußerste anzuspannen; sie trieben ihn hinaus ins Exil, wo in weiter Distanz von der Heimat seine scheue und in gewissem Sinne verzagte Natur erst sich selbst fand und frei und rücksichtslos über die heimatlichen Zustände dichten konnte.

Darum durfte er auch mit jenem eigentümlichen Gemisch von Liebe und verbissenem Revanchegefühl Norwegen seinen Dank entbieten. „Mein Land, du

schenktest mir das Beste!" — damit wollte er sagen: du gabst mir den Grimm, den flammenden, die erlösende Entrüstung, die nach Juvenals bekanntem Worte „Verse schafft"; du gabst meiner Dichtung die unvergleichlichen Stoffe, — alle deine nationalen Fehler, eine unerschöpfliche Quelle der Entrüstung. Kein Land ist wie du geschaffen für den gebornen Satiriker — mit deiner lauwarmen Mitteltemperatur, in der niemand eine „Dummheit großen Stils" begeht. Welches andere Land hätte mir den „Peer Gynt" schenken können? Du futtertest mich seit meiner Kindheit, so wie ich, da ich den „Brand" schrieb, einen Skorpion in einem leeren Bierglase fütterte. „Ab und zu wurde das Tier krank, dann pflegte ich ihm ein Stück weiches Obst zuzuwerfen, auf das es sich wie rasend stürzte, um sein Gift darin zu verspritzen. Danach wurde es wieder gesund." (Brief an Peter Hansen vom 28. Oktober 1870.) Und Ibsen, der große Symbolist fügt hinzu: „ist es nicht ähnlich so mit uns Poeten? Die Naturgesetze gelten auch auf dem geistigen Gebiet." Henrik Ibsen fühlte sich immer wieder gesund, wenn er mit einer neuen Dichtung gründlichst Revanche genommen hatte. Darum sind auch die auf den ersten Blick etwas überraschenden Äußerungen in dem Briefe an Hegel kurz vor dem Erscheinen des „Bundes der Jugend" (31. Oktober 1868) im Grunde durchaus verständlich. Dieses Schauspiel, das Ibsen ursprünglich, um die Satire noch übermütiger zu gestalten, den „Bund der Jugend oder Unser Herrgott u. Comp." hatte nennen wollen, ist wohl neben „Norma" die blutigste und aristophanisch rücksichtsloseste seiner Satiren. Gleichwohl kann er schreiben: „Ich befinde mich in einer glücklichen und versöhnten Gemütsstimmung und schreibe in Harmonie damit." Sehr richtig: nun, da das Stück im Umriß feststand, nun war er versöhnlich gestimmt und glücklich wie Terje Vigen, nachdem er Vergeltung geübt hatte. Jetzt konnte er scherzen und lachen. Wie Aristophanes konnte er die beißende Satire in ein sprühend muntres Lustspiel umsetzen. Als er dann das Stück niederschrieb, hatte sich die Entrüstung oder wenigstens die Bitterkeit schon wesentlich verflüchtigt. Er konnte sich über die Torheit und besonders über sein eignes Zerrbild der Torheit amüsieren. Die komische Reinkultur des norwegischen liberalen Politikers, so wie sie ihm in der Entfernung erschienen war, dieses ganz neue Prachtexemplar eines unwahren Phrasenhelden — Steensgaard, machte ihm ungeheures Vergnügen und stimmte ihn friedlich. Dank der humoristischen Übertreibung fühlte er sich als Besieger der Wirklichkeit. Er hatte die Wirklichkeit weit hinter sich gelassen. Die mochte nun soviel Toren erzeugen, wie sie wollte — sie konnte seine beflügelte Phantasie doch nicht einholen, — so wenig wie Athens Narreteien und Dummheiten die schwindelnde Höhe der aristophanischen Vogelstadt in den Wolken oben erreichen konnten.

Mithin wäre es ein Irrtum, zu glauben, Ibsens Bild des norwegischen Liberalismus im „Bund der Jugend" sei realistische Dichtung. Das Bild ist in hohem Grade phantastisch und vielleicht noch weiter von der Wirklichkeit entfernt, als Aristophanes' reaktionäre Auffassung des demokratischen Athens seiner Zeit. In Norwegen wenigstens nahm nicht nur die komische Dichtung, sondern auch

die Wirklichkeit Revanche — durch den großartigen Aufschwung der norwegischen Linken, gerade in den Jahren 1868—69, als der „Bund der Jugend" entstand. Eben damals hub der Siegeslauf der norwegischen Linken an; eben damals setzte die tatkräftige Verwirklichung einer langen Reihe großer und hochherziger Reformen ein, die allmählich zur Selbständigkeit Norwegens führten. Selten hat eine politische Partei im Laufe eines Menschenalters so glänzend ihr ganzes Programm verwirklicht, die Erfüllung auch ihrer kühnsten Träume durch eine fast ununterbrochene Reihe von Siegen erreicht. Selbst wenn Ibsen als „Skandinavist" nie ganz mit dieser Entwicklung hat sympathisieren können, so sah er doch Björnson nach und nach in einem anderen Licht als in jenen Tagen, da er den „Bund der Jugend" schrieb, worin er ihm etliche kleine Züge entlieh (besonders die Äußerung: „Ihr seid unfähig, mich anzuerkennen"). Björnson wurde 1882, wie Ibsen selbst erzählt hat, das Hauptmodell zu Thomas Stockmann, der aufrechtesten und mannhaftesten aller modernen Männergestalten Ibsens. Die Steinigungsszene des fünften „Volksfeind"-Aktes ist wahrscheinlich ein Reflex der Auftritte, die sich während des Flaggenstreites in Christiania 1879 abspielten, wo Björnson und H. E. Berner als Volksfeinde gebrandmarkt wurden, und der Pöbel sich vor dem Hause Berners zusammenrottete und ihm die Fenster einzuwerfen drohte. In demselben Jahre, da der „Volksfeind" das Licht erblickte, schrieb Ibsen an Björnson: „In der Literaturgeschichte stehen Deine Werke in erster Reihe und werden immer da stehen. Hätte ich jedoch zu bestimmen, was für eine Inschrift Dein Denkmal einst erhalten soll, so würde ich die Worte wählen: Sein Leben war seine beste Dichtung, und — in seiner Lebensführung sich selbst realisieren, das, meine ich, ist das höchste, was ein Mensch erreichen kann. Die Aufgabe haben wir alle, einer wie der andere; aber die allermeisten verpfuschen sie." Also der erste Flügelmann der norwegischen liberalen und nationalen Partei als diametraler Gegensatz zu Peer Gynt! Nichts offenbart deutlicher, in wie hohem Grade phantastisch und wirklichkeitsfremd Ibsens Schilderung des damaligen Norwegen im „Bund der Jugend" war — trotz aller realistischen Kleinmalerei. Doch es zeigt auch, wie Ibsens Stimmung von der blutigsten Satire zu höchster Bewunderung übergehen konnte. Als Björnson 1881 zur Verteidigung der „Gespenster" ins Feld rückte, wie ehedem zur Verteidigung des „Festes auf Solhaug" und der „Helden auf Helgeland", schrieb Ibsen an Skavlan (24. Jan. 1882): „Björnson hat in Wahrheit eine große königliche Seele." Durch solche Äußerungen über Björnson, der doch die Inkarnation dessen ist, was die nationale Politik der letzten fünfzig Jahren angestrebt hat, nahm der Ibsen des „Peer Gynt" und des „Bundes der Jugend" das strenge Urteil über Norwegen gewissermaßen zurück.

Henrik Ibsen war als Politiker bei all seiner Skepsis ein doktrinärer und unweltläufiger Träumer. Seit frühester Jugend hatte er den skandinavischen Traum mitgeträumt, — die Idee der Vereinigung der drei nordischen Völker zu einem Reich oder gar der Verschmelzung von drei Nationen zu einem größeren Gebilde. Rein theoretisch eine sehr vernünftige und naheliegende Idee. Einig-

keit macht stark. Ein kleiner und erlesener Kreis von Historikern und Juristen, dem Ibsen sich zumal in den Jahren 1857 bis 1864 anschloß, lebte der Überzeugung, daß der „Sammlungsgedanke" dasselbe für die Gegenwart sei, was zu Harald Haarfagers Zeit die Einigung verstreuter Kirchspiele oder „Fylker" zu einem „Thjodkönigtum" war. Gleich Ibsen dachten Geister wie der Historiker L. K. Daa und wie Bachke, Birkeland, Jakob Løkke und Aschehoug. Alle diese Männer waren kluge Köpfe und große Theoretiker. Aber fast alle waren sie unfähig, die politische Entwicklung ihres Landes zu leiten. Der einzige unter ihnen, der sich als Politiker ausgezeichnete, Professor Aschehoug, hat sich an seinem Lebensabend ganz der nationalen Sache angeschlossen. Söhne und Enkel der Skandinavisten und Amalgamisten von 1860 und 1870 haben später in den Reihen der norwegischen Selbständigkeitspartei an erster Stelle gekämpft. Nicht zuletzt Ibsens eigner Sohn. Alle Parteien sind aufgegangen in der nationalen Partei. Kein Wunder, daß sich Ibsen, der offenbar bis in seine hohen Lebensjahre in dem Traum seiner Jugend befangen war (siehe das Gedicht: „Sterne im Lichtnebel" von 1886 und eine Äußerung von 1898), in dem Norwegen der Gegenwart nie recht heimisch fühlen konnte. Es wollte ihm durchaus nicht in den Kopf, wie alles vom „Sammlungsgedanken" abfallen konnte. Hier, glaube ich, stehen wir vor einer der bittersten Enttäuschungen seines Lebens, und hier liegt einer der Hauptgründe, warum er zu einer satirischen Verurteilung des zeitgenössischen Norwegens gelangte.

Die Sache liegt nämlich nicht so, daß Ibsen nur Dichter und gegen alle politischen Parteien aufgebracht war. Er gehörte mit Leib und Seele dem äußersten Flügel der Skandinavisten an. Sein Trachten ging dahin, Dichterpolitiker wie Björnson zu sein. Er fühlte sich geboren zum Häuptling, wie Skule und wie Julian. Er wollte in das lebendige Leben eingreifen wie Brand oder wie Stockmann und wie Rosmer. Wollen und handeln, das war ihm im Grunde das Höchste — das war mehr als träumen. Wohl konnte er sich vorübergehend mit dem Gedanken trösten, daß ein Traum etwas Größeres sein kann, als die Wirklichkeit:

„Mehr als Leben, weise Meister,
Ist ein ungelebter Traum,
Wie des Lieds gefangne Geister
An der Seele Gitter, reißt er
An dem Kerker, grimm durchkreist er
Wie ein Leu den engen Raum —"

Doch eben diese Verse verraten, wie er unter einem Traum gelitten hat, der nie Leben empfing. Es ist bezeichnend für die Ohnmacht jenes Traumes, daß selbst die radikalsten Mitglieder der 1864 gegründeten „Skandinavischen Gesellschaft" es nie für opportun hielten, sich vor der Öffentlichkeit über die Tragweite ihrer Idee auszusprechen. Der skandinavistische Traum in seiner extremsten Gestalt wagte sich in Norwegen fast nie ans volle Tageslicht.

Das Mißgeschick, das Ibsen als Politiker erfuhr, läßt uns an eins seiner rätselhaftesten Gedichte denken, an die „Verwicklungen". Sein Traum war an sich vornehm und schön, aber er entsprach nicht den wirklichen Verhältnissen, wenigstens damals nicht. Vielleicht, wenn Ibsen als Italiener oder als Deutscher geboren wäre — Aber dann hätte er wahrscheinlich für einen andern nicht erfüllbaren Traum geschwärmt! Henrik Ibsen gleicht denen seiner Gestalten, die nach dem Unerreichbaren streben, von Catilina und Frau Inger, Brand und Julian, bis zu Gregers Werle, Rosmer, Solneß und Borkman. Er, mit seinen Menschen, erinnert an Marlowes Helden und ihre „amour de l'impossible" (um John Addington Symonds Wort zu zitieren). Ibsen selbst war wie Skule Baardssön von dem Stoff, aus dem tragische Herrschernaturen geschaffen werden, oder wie John Gabriel Borkman ein Napoleon, der in der ersten Schlacht zum Krüppel geschossen wird. Seine tiefe Neigung zum Einheitsgedanken war eine unglückliche Liebe, wie die Liebe der Biene zur Apfelblüte in den „Verwicklungen". Damit will ich natürlich nicht sagen, daß Ibsen in diesem Gedicht unmittelbar an sein Verhältnis zum Skandinavismus gedacht hat. Aber er hat in der kleinen Tierfabel seiner tiefwurzelnden Empfindung von der Verkehrtheit und dem Widersinn des Menschenschicksals scharfen Ausdruck geliehen.

Und zu den „Verwicklungen", die in Ibsens Leben am tiefsten eingegriffen haben, gehörte doch wohl auch jene schmerzliche Liebe zum Skandinavismus. Sie machte ihn für sein ganzes Leben zu einem Feldherrn ohne Heer. Um zu ermessen, unter welchen Qualen Ibsen sich seiner unrealisierbaren Träumerei hingab, die er dennoch nicht abzuschütteln vermochte, muß man sich sein Gedicht an Karl den XV. („Ohne Namen") vergegenwärtigen, ein Gedicht, das niemals dem Adressaten übersandt worden, wohl aber 1871 im Druck erschienen ist. Hier, wo ihm die Beredsamkeit unmittelbar aus dem Herzen strömt, drückt Ibsen sein Mitgefühl mit einem Leiden aus, das er selbst gelitten hat.

Karl XV, ein gütiger und ritterlicher König, ein Mann von ziemlich schwachem Charakter, der in Ibsens Phantasie zu einem in Ketten geschlagenen Helden emporwächst, hatte als eifriger Skandinavist im Jahre 1864 Dänemark mit Waffenmacht unterstützen wollen, doch weder den schwedischen Reichstag noch das norwegische Storthing, ja nicht einmal das schwedische oder das norwegische Ministerium dazu bewegen können, auf seinen Plan einzugehen. Ibsen glaubte zu verstehen, was der König ausgestanden haben mußte, seinen Willen dermaßen gefesselt zu sehen:

„Will dem Ritterlichsten senden
Dieses Lied, das ihn nicht nennt,
An den Helden soll sich's wenden,
Dem in den gebundnen Händen
Heiß das Schwert, und ohne Enden
Schmerz in Haupt und Seele brennt.
— — — — — — — — — — —

Ja ich weiß, wie lahme Schwingen
Schmerzen, wie die Fesseln zwingen,
Weiß vom heißen Sehnsuchtsringen
Eines, der im Zwergenbann .....

„Im Zwergenbann" — sowohl Norweger wie Schweden waren in Ibsens Augen Zwerge, kleine Seelen (in einem Briefe nennt er sie „Seelen in Taschenformat"), zu ohnmächtig, um den großen skandinavischen Traum zur Wirklichkeit zu machen. Ibsen konnte den Grund nur darin sehen, daß es seinen Landsleuten an Idealismus gebrach. Die Hauptschuld wälzte er auf den norwegischen Volkscharakter, teilweise auch auf den schwedischen (besonders in der Tollhausszene des „Peer Gynt"). Norwegens größtes Verbrechen gegen den Dichter war, daß es Karls XV so auch Ibsens eigene Häuptlingssehnsucht in Banden hielt, gleich einem Vogel im Bauer. Zweimal in seinem Leben hat Ibsen seine ganze dichterische Beredsamkeit aufgeboten, um seine Landsleute zu ermahnen, dem großen Sammlungsgedanken, der ihm als der „Königsgedanke" der neuen Zeit vorschwebte, Leben zu leihen. Zweimal ist er offen und mutvoll als Dichterpolitiker mit einem flammenden Aufruf vor sein Volk getreten. Doch beide Male vergebens. Beide Male steht der Appell an einem Wendepunkt seines Dichterlebens, wie ich im Folgenden nachweisen werde.

Das glänzende Gedicht „Ein Bruder in Not" (Dezember 1863, kurz vor dem Ausbruch des zweiten schleswigschen Krieges) leitet eine Reihe großer Werke ein, die mit „Brand" und „Peer Gynt" anfängt und mit dem „Bund der Jugend" abschließt. In dieser Periode ist seine Satire wesentlich gegen die nationale Reformpartei gerichtet, und Ibsen gilt als der Dichter der „Rechten".

Das andere Mal erscheint er mit dem großen Gedicht „Zur Tausendjahrfeier" (1872) auf dem Plan. Auch dieses Gedicht bedeutet wieder eine Wende. Die laue Art, wie das Werk, worin er unbeirrt die norwegische Linke bekämpfte, von Ibsens konservativen Parteifreunden aufgenommen wurde, gab den ersten Anstoß zu Ibsens Abkehr von seinen Freunden und bereitete den Nährboden für die „Stützen der Gesellschaft" und die nachfolgenden Zeitdramen, worin Ibsens Satire sich zunächst gegen das ganze konservative System und später — nach der ungünstigen Aufnahme der „Gespenster" — sowohl gegen die Linke wie gegen die Rechte wendet. Von diesen beiden politischen Gedichten — seinen wichtigsten Taten als norwegischer Politiker — fällt Licht auf die beiden größten Perioden seines dichterischen Wirkens. In so hohem Grade hat die Enttäuschung über seinen skandinavischen Traum seine literarische Entwicklung bestimmt.

„Ein Bruder in Not" wurde als Kunstwerk und als Erguß eines warmen Herzens ungemein bewundert. Aber Einfluß auf den Gang der Dinge konnte es nicht gewinnen. Ibsen sagte selbst bald darauf in „Des Glaubens Grund":

„Ich schlug als Dichter die Sturmglocke an
Das ganze Land blieb still wie Ein Mann.

Ein Schiff war bereit, getan meine Tat,
Vor Volldampf verließ ich das teure Gestad."

Er hatte seine Landsleute angefleht, ja unter Drohungen beschworen, Dänemark im Kriege um Schleswig beizustehen. Da man seines Appells nicht achtete, schüttelte er den Staub von den Füßen (eine Ironie des Zufalls wollte, daß ihm gerade damals das Storthing ein Reisestipendium bewilligte), sah er sein politisches Geschäft als erledigt an. Und nun, in weiter Ferne, wurde er, wie er in seinen Briefen sagt, „ganz er selbst" und konnte er rücksichtslos und freimütig sich die Entrüstung über die heimischen Verhältnisse von der Seele schreiben — die Entrüstung über die passive und scheinbar herzlose Politik Norwegens gegenüber Dänemark, dem Bruder in Not, bildet die Grundlage zu Ibsens Satire in „Brand" und „Peer Gynt" sowie zu den kleineren Gedichten „Des Glaubes Grund", „Die Macht der Erinnerung" und „Die Kluft". Ibsen wußte nicht, was den Eingeweihteren in Norwegen wohl damals schon bekannt war: daß nämlich eine heimliche Drohung von seiten Rußlands es Schweden und Norwegen so gut wie unmöglich machte, sich an dem Kriege zu beteiligen, es sei denn, daß die Westmächte England und Frankreich sich zu Dänemark schlügen. Dazu kam, daß einige hervorragende norwegische Politiker, namentlich Johan Sverdrup, schon damals der Ansicht waren, Dänemark sei nicht ganz im Rechte, solange es an einem Teil des deutsch-schleswigschen Sprachgebietes festhalte. Die dänische Regierung repräsentierte nicht das Nationalitätsprinzip in seiner Reinheit, sondern nur in einer Mischung mit dem alten dynastischen Prinzip. Dieser Umstand kühlte in gewissen norwegischen Kreisen die Sympathie für Dänemark ab. Immerhin war diese Sympathie noch so stark, daß Norwegen wahrscheinlich mit in den Krieg gezogen wäre, wenn jene russische Drohung und die passive Haltung Englands nicht einen Krieg mit Preußen und Österreich aussichtslos gemacht hätten.

Ibsens Dichterpolitik beruhte in diesem Falle auf einer ungenügenden Kenntnis der wirklichen Sachlage. Es dauerte lange, bis man in Norwegen die Wahrheit ins Auge fassen wollte, daß Dänemark — bei all seinem Heldenmut — ins Unglück gestürzt wurde durch die kurzsichtige Politik seiner Regierung, die der Klugheit Bismarcks einen leichterrungenen Sieg verschaffte. Als Björnson acht Jahre später in einer Versammlung eifriger dänischer Patrioten seiner Sympathie für das deutsche Einheitswerk Ausdruck zu geben wagte und den Dänen riet, ihren Haß gegen Deutschland aufzugeben und lieber mit den deutschen Stammesbrüdern als mit Frankreich und Rußland Freundschaft zu schließen, zog dieses freie Wort dem Redner einen Sturm des Unwillens zu, in Dänemark wie in Norwegen: die Signalfehde, so genannt, weil Björnson gesagt hatte, wir müßten „die Signale verändern" und uns an Deutschland, statt an Rußland und Frankreich wenden. Die Empörung über Björnson war so heftig, daß es für ihn in Norwegen fast seines Bleibens nicht mehr war, wie er sich auch auf lange Zeit die Sympathien des dänischen Publikums verscherzte. Ibsen zog sofort vom Leder mit einem zornerfülltem Gedicht „Des Nordens Signale" (Herbst 1872), worin er Björnson

den Wetterhahn auf der Turmspitze nennt, der die „Signale verändert hat". Doch Ibsen ging ziemlich bald den gleichen Weg und änderte, ähnlich wie Björnson, seine Ansicht über Deutschland, was man aus dem Gedicht „In der Ferne" (1875) ersehen kann.

Ibsens pessimistische Anschauung von Norwegen wandte sich in den Jahren 1864 bis 1872, wie gesagt, hauptsächlich gegen die liberalen Politiker, da er eben ihnen die Hauptschuld an der Isolierung Dänemarks beimaß. Johan Sverdrup und Ueland, die Führer der Linken, hatten in die Storthingsadresse wegen des dänischen Krieges einen Passus eingefügt, der sich geradezu gegen den politischen Skandinavismus aussprach. Es begreift sich daher unschwer, daß fortan Ibsen die nationale norwegische Reformpartei als die Partei ansah, die der Verwirklichung seines skandinavischen Sammlungsgedankens im Wege stand. Um Ibsens flammenden Unmut gegen diese Gruppe zu verstehen, die seit 1868 über eine stetig wachsende Majorität verfügte, muß man sich der oben zitierten Worte erinnern, die von den Qualen eines unerfüllten Traumes handeln. Die wachsende Majorität der Linken machte Ibsens politischen Gedanken mehr und mehr zu einem flügellahmen Vogel. Die erstaunliche Entwicklung der nationalen Reformpartei bewirkte, daß Ibsen, der sich wie Haakon („Kronprätendenten") als Träger des neuzeitlichen „Königsgedankens" fühlte, dennoch in Ohnmacht unterlag, gleich Skule oder gleich Julian. Wahrscheinlich unter dem Eindruck dieses zukunftspolitischen Schiffbruchs nahm er dann den Plan zu einem Juliandrama (von 1864) wieder auf. In der Zwischenzeit hatte er sich einmal übers andre seines Unmuts entladen in kleinen und großen satirischen Dichtungen, von „Des Glaubens Grund" und „Brand" bis zum „Bund der Jugend". Zumal in dieser Komödie hatte er sein seelisches Gleichgewicht wiedergefunden und sich sieghaft und froh gefühlt. Doch lange dauerte das nicht. Denn die nationale Partei schritt weiter von Sieg zu Sieg.

Der Antrag einer neuen Unionsakte, der eine innigere Verbindung mit Schweden bezweckte — ein Antrag, dem Ibsen selbst ferngestanden zu haben scheint —, war im norwegischen Storthing mit überwältigender Majorität abgelehnt worden. Wie erbost Ibsen fortan auf die liberalen Politiker war, kann man am besten aus seinem Briefe an Thoresen (27. September 1872) ersehen, wo er die norwegische Regierung tadelt, weil sie Jaabäk (nach Uelands Tode der Führer der Bauern) und Björnson „auf freiem Fuße herumlaufen läßt". „Eine so schwache Regierung", fügt er hinzu, „qualifiziert sich dazu, selbst ins Loch gesteckt zu werden."

Dieser Brief ist auch deshalb interessant, weil daraus hervorgeht, daß Ibsens Wut sich auf die konservative Partei zu erstrecken begann. Nicht weil sie ihm zu konservativ, sondern weil sie ihm zu lau und nachgiebig war, zu sehr auf Kompromisse mit der mächtigen Linken bedacht. Schon Juni 1873 hatte Ibsen in einem Briefe an den Reichsarchivar Birkeland (einen sehr eifrigen Skandinavisten) seiner Erbitterung über die „Erbärmlichkeit" der norwegischen Regierung Luft gemacht. Auch in Stipendienangelegenheiten hatte das Ministerium nach Ibsens

Meinung Feigheit und Furcht vor der Linken an den Tag gelegt, indem es seine erneute Bewerbung zurückwies und dafür einem Dichter der Linken, Jonas Lie, die Unterstützung zuwandte. Aber was Ibsen gegen das konservative Lager besonders aufbrachte, war die charakterlose und ängstliche Aufnahme des Gedichtes zur „Tausendjahrfeier". Ibsen schreibt an Frederik Hegel (8. August 1872): „Zu unserem Tausendjahresfest habe ich ein längeres Gedicht geschrieben, das dem Festkomitee auf seine Bitte zur Verfügung gestellt worden war, — aber als es zum Klappen kam, wagten die feigen Kerle nicht, es vorlesen zu lassen. Würdige Nachkommen des alten Heldenkönigs." In einem späteren Brief äußert er sich Joh. Hermann Thoresen gegenüber (27. September 1872) etwas ausführlicher über dieselbe Sache: „Man fordert mich auf, ein Gedicht zu schreiben, das zum Vortrag in Haugesund bestimmt sei. Ich schreibe das Gedicht. Man unterschlägt es beim Fest und verkauft es nachher wie einen Gassenhauer..... Ist der Grund der Ablehnung der, daß in dem Gedicht auf die Zersplitterungsmänner unserer Tage (d. i. die norwegische Selbständigkeitspartei) angespielt wird, so muß ich sagen, die Sache der Ordnung, der Bildung und des Fortschritts liegt augenblicklich bei uns in den Händen von Leuten, die nie und nimmer imstande sein werden, sie zum Siege zu führen, und da möchte ich in meiner Eigenschaft als Staatssatirikus es für meine vornehmste Pflicht halten, diese Partei (d. i. die konservative Partei) in ihrer ganzen jämmerlichen Haltungslosigkeit darzustellen — in ihrem Mangel an Mut und Willen, in ihrem närrischen naiven Glauben, ein mürrischer passiver Widerstand könnte ein Resultat erzielen einer Menge gegenüber, die rücksichtslos und zugleich wohlorganisiert ist" (mit dieser „Masse" meint Ibsen die norwegische Linke).

Jene Worte bergen die Grundstimmung, aus der die „Stützen der Gesellschaft" und eine Reihe anderer Dramen hervorgehen sollten. Ibsens Jubiläumsgedicht, worin er *gegen* den Geist der Sonderung (in drei Nationen) und *für* „einen freien, einen ganzen, einen mächtigen Norden" stritt, dieses Werk wurde die Hauptveranlassung zu Ibsens eigener großer Signalveränderung den norwegischen Parteien gegenüber. Er verlor nunmehr ganz und gar seinen Glauben an die norwegische Rechte. Die Gesellschaftsstützen waren faul und angefressen. In einem Brief vom 17. September 1875 findet sich die erste Andeutung des Stückes; er schreibt an Georg Brandes: „Mir geht zurzeit eine größere dramatische Arbeit durch den Kopf." Und am 23. Oktober desselben Jahres meldet er Hegel: „Mit meiner neuen Arbeit geht es rasch vorwärts; in einigen Tagen habe ich den ersten Akt fertig, und das ist für mich immer die schwierigste Partie eines Stückes. Der Titel des Buches wird sein: ‚Die Stützen der Gesellschaft', Schauspiel in fünf Akten. Diese Arbeit kann in einer Art als Gegenstück zum ‚Bund der Jugend' gelten."

Diese Äußerung beweist, daß Ibsen seiner Gesellschaftssatire eine absichtliche und bewußte Wendung zum entgegengesetzten Lager gab. Wie ging es aber nur zu, daß er dem Konservatismus der drei nordischen Länder diese tiefe, diese furcht-

bare Überraschung bereiten konnte? Was hatte besonders die norwegische Rechte ihm angetan, daß er ihr Vertrauen so bitter täuschen und mit den „Radikalen" gemeinsame Sache machen konnte. Hatte er den Radikalismus doch im „Bund der Jugend" so prächtig abgekanzelt, hatte er sich doch in dem Brief an seinen Schwager Thoresen (1872) eine recht starke und handfeste Regierung gewünscht, um das „Fundament unserer Gesellschaft zu schützen". Noch im Jahre 1873 hatte man Ibsens „welthistorisches Schauspiel" vom „Kaiser und Galiläer" wesentlich als einen Beitrag zur Verteidigung der ererbten Religion aufgefaßt. Ibsen hat doch nach dem Muster orthodoxer Schriftsteller Julian als den Mann dargestellt, der das Reich des Galiläers nur noch befestigt hatte, ein mächtiges mittelbares Werkzeug in der Hand des Weltwillens. Besonders die so beifällig aufgenommene Studie Arne Garborgs über das Drama zeigt — von religiös-konservativem Standpunkt aus geschrieben —, wie eifrig die Orthodoxie sich dieses große Werk zunutze machte, wenn man auch beklagte, daß Ibsen im Grunde doch ein „Heide" und „Zweifler" sei.

Wie ging es nur zu, daß Ibsen mit dem konservativen Lager brach? Diese Frage ist meines Ermessens eines der interessantesten Probleme der Ibsenforschung. Ibsens Erbitterung auf die Lauheit der norwegischen Rechten ist nur eine von vielen Ursachen, die hier zusammengewirkt haben müssen. Da ist zunächst seine schon von Jugend auf revolutionäre individualistische Geistesrichtung. Er hatte sie gebändigt, solange er noch irgendwie auf dem Boden des Christentums stand. Bezeichnend ist, daß in Ibsens Werken bis zu „Kaiser und Galiläer" die individualistischen Aufrührer nie den Sieg davontragen. Catilina bereut, wird fromm und ist gerettet. Margit im „Fest auf Solhaug" beklagt ihre Auflehnung und geht ins Kloster. In den „Helden auf Helgeland" erklärt die aufrührerische Hjördis ihr Leben für verwirkt, und selbst im Tode kann sie mit Sigurd, der ja Christ ist, nicht vereint werden. Der Empörer Skule in den „Kronprätendenten" bereut seinen „Weg des Ungehorsams auf Erden" und beschließt als frommer und demütiger Christ sein Leben. Kaiser Julian stirbt allerdings ohne Reue, aber als ein geschlagener Mann, der (wie Skule) nur seinem Widersacher in die Hände gearbeitet hatte.

Nun enden freilich die „Kronprätendenten" und „Kaiser und Galiläer" mit Fragen des Zweifels an der Gerechtigkeit der Weltordnung. „Mußtest du irren?" Und in „Brand" läßt Ibsen den Helden, der doch Pfarrer ist, das Wort sprechen:

„Erschaffnem hängt sein finis an."

Hier ist schon die Anschauung vorbereitet, die in Ibsens Brief an Georg Brandes (17. Febr. 1871) hervortritt: „Alle Religion wird fallen. Weder die Moralbegriffe noch die Kunstformen haben eine Ewigkeit vor sich." Nach der Hegelschen Philosophie ist die Wahrheit ein Prozeß, der sich in stetem Fluß befindet, eine Reihe von Entwicklungsstufen, von denen jede wieder nur ein Durchgangsstadium ist. Aus dieser Hegelschen Idee heraus hatte Ibsens Freund Aasmund Vinje in „Andhrimner" 1851 sein Mitleid mit den armen Menschen ausgesprochen, die da

glaubten, die Wahrheit sei etwas Festes und Fertiges, das man sozusagen in den Fächern einer Apotheke aufbewahren könne. „Nein, die Wahrheit", sagt Vinje, „ist ein im Fluß befindlicher Prozeß." Und unter Anlehnung an dieselbe Philosophie, die von den Studententagen her auch ihm in Fleisch und Blut übergegangen war, legt Ibsen später seinem Doktor Stockmann das berühmt gewordene Wort von den „zwanzigjährigen Wahrheiten" in den Mund. Man hat bisher kaum beachtet, daß der Skeptizismus, der vielleicht tief in Ibsens Naturell wurzelte, schon während seiner Studienzeit durch die Hegelsche Dialektik gefördert wurde, wie sie denn auch in Vinje und dessen dänischem Vorbild, Meir Goldschmidt, ihre Vertreter hatte. Ebenfalls Hegelsche Gedankenformen liegen Ibsens Traum von dem „dritten Reich" zugrunde. Möglicherweise ist zu dieser Zeit der Hegelianer Heinrich Heine, der (in „Deutschland") von einer Vereinigung des Spiritualismus mit dem Sensualismus und in seinem Buch über Börne von dem großen, weltgeschichtlichen Kampf des Hellenismus mit dem Nazarenertum gesprochen hatte, nicht ohne Einfluß auf Ibsen gewesen; sagt ja doch auch Ibsen in dem Brief an L. Daae vom 23. Febr. 1873: „Kaiser und Galiläer" behandelten einen Kampf zwischen zwei unversöhnlichen Mächten des Weltlebens. In dem Buch über Börne meint Heine: Hellenismus und Spiritualismus hatten sich verschmolzen bei Genies wie Shakespeare und Goethe. Heines Ausdruck: „die zwei Gegensätze sind zu einem höheren Ganzen entfaltet", weist deutlich auf die Hegelsche Dialektik als Ausgangspunkt hin. (Freilich hat Heine die Idee von den beiden welthistorischen Gegensätzen der Saint-Simonistischen Philosophie entlehnt, wie Lichtenberger neuerdings bewiesen hat. Heine aber lag es wohl nahe, den Saint-Simon'schen Gedanken in Hegelische Beleuchtung zu rücken). Heine fragt: „ist vielleicht solche harmonische Vermischung der beiden Elemente die Aufgabe der ganzen europäischen Zivilisation?" Was Ibsen sich in „Kaiser und Galiläer" erträumte, das war eben ein solches Aufgehen der beiden welthistorischen Gegensätze, die Heine mit Hellenen und Nazarener bezeichnet, in einer höheren Einheit. Der Zusammenstoß der christlichen Märtyrer mit dem Apollozuge ist für Ibsen das Symbol des großen Zweikampfes, der durch die ganze Weltgeschichte geht. Heine war, als Ibsen nach Christiania kam, der Lieblingsdichter des jungen Norwegen. Ibsens Busenfreunde Paul Botten-Hansen und Vinje waren beide recht eigentlich Heineaner, wobei sie allerdings Heines Widerruf seines jugendlichen Pantheismus wesentlich in Betracht zogen. Der halb bekehrte oder halb bereuende Heine war der Lieblingsdichter der jungen norwegischen Generation. Das Heinesche „Doppelantlitz" war die Modephilosophie der Schöngeister.

Der Hauptgedanke der Heineschen Philosophie: der gewaltige Gegensatz von Asketentum und Hedonismus, wurde für Ibsen wahrscheinlich ein unmittelbares Erlebnis, als er bei seinem ersten beseligten Aufenthalt in Rom die Ruinen der antiken Welt dicht neben den Überresten aus der Blütezeit christlicher Kultur erblickte. Nur wenige Schritte von der Peterskirche lag das Vatikanische Museum und daran stieß der Palast des Papstes. So nahe berührten sich die zwei großen

geschichtlichen Kontraste in der ewigen Stadt, der Erbin beider Kulturmächte. Es ist bezeichnend, daß Ibsen nach seiner Ankunft in Rom abwechselnd an zwei grundverschiedenen dramatischen Heldenfiguren arbeitete, an Brand und Julianus Apostata. Der christliche Asket und der heidnische Sonnenanbeter. (Allerdings war Kaiser Julianus ja auch Asket, wenngleich ein neuplatonischer, — eine historische Tatsache, die Ibsen wohl kaum deutlich genug aufgegangen war, als er den Plan zu seinem großen Drama entwarf.) Zwei Vertreter eines weltgeschichtlichen Antagonismus, der sich Ibsens Phantasie aufdrängte und Leben und menschliche Gestaltung verlangte. Und in der Peterskirche war es, wo Ibsen, nachdem ein ganzes Jahr über tastenden Versuchen dahingegangen war, die entscheidende künstlerische Form fand für das große Gedicht von „Brand".

Dies muß man sich gegenwärtig halten, um Ibsens religiöse Wandlung in der Zeit zwischen „Brand" und den „Stützen der Gesellschaft" zu verstehen. Der Umschlag war lange vorbereitet. Ibsen täuschte sich, wenn er an Julius Hoffory (Februar 1888) schrieb, „Kaiser und Galiläer" sei das erste Werk, das er unter dem Einfluß deutscher Geistesströmungen geschaffen habe. Als Ibsen noch ganz jung war, da unterhielt Norwegen schon eine sehr lebhafte Verbindung mit dem deutschen Geistesleben. „Catilina" ist eine glänzende Schülerarbeit nach dem Muster der Schillerschen Jugenddramen, besonders der „Räuber" (in Schillers Vorwort zu diesem Stück ist der Gesichtspunkt für eine tragische Auffassung Catilinas gegeben, der auch im Motto des „Fiesko" gestreift wird). In „Frau Inger" ist ein Hauptmotiv Schiller entlehnt, — was Roman Woerner im ersten Band seines Ibsenbuches andeutet, und was sich auch mir aufgedrängt hat: Ibsens neue romantische und vollkommen unhistorische Auffassung Frau Ingers ging dahin, daß sie Norwegens Jungfrau von Orleans hätte werden können, wenn ihr nicht die Folge eines alten Fehltrittes im Wege gewesen wäre. Zu den unmittelbaren Einwirkungen deutscher Dichtung durch Schiller gesellten sich während der Christianiaer Zeit noch Heinesche Eindrücke, direkt oder durch Kameraden vermittelt. Außerdem Einflüsse der Hegelschen Philosophie, die damals auch an der Universität maßgebend war. Man kann beinahe sagen, daß man im Christiania der fünfziger Jahre die Hegelsche Dialektik und die Heinesche Popularphilosophie mit der Luft einatmen konnte.

Von dieser Tatsache her, meine ich, fällt ein neues Licht auf Ibsens Freundschaft mit Georg Brandes. Was Ibsen bei dem glänzenden jungen Kritiker fand, war keine ganz neue oder fremde Geistesrichtung, sondern etwas Altbekanntes, der Junghegelianismus, wie er besonders durch Heinrich Heine (vor seinem Abfall von Hegel) vertreten wurde. Brandes' Philosophie setzt im wesentlichen Heine fort oder trägt ihn in die neue, positivistische Zeit hinüber. Aber zwischen den jungnorwegischen Heineanern, mit denen Ibsen in Christiania verkehrte, und dem Dänen Brandes bestand der Unterschied, daß jene sich ebensowenig wie Ibsen selbst vom Christentum losgesagt hatten. Man hätte Heine kaum einen so breiten Platz in dem Geistesleben Christianias eingeräumt, wenn der Widerruf seiner späteren

Jahre seinen Radikalismus nicht in mildere Beleuchtung gerückt hätte. Eben dieser Rückzug war, wenn ich mich nicht sehr irre, die Einlaßkarte, die seine Werke in einer christlichen Gesellschaft präsentabel machte. Wenn der biedere Heinrich Heine mit infernalischer Lust einen Weg hätte austüfteln wollen, auf dem er sein radikales Heidentum in die christliche Welt einschmuggeln konnte, so hätte er kaum auf etwas Schlaueres verfallen können als auf seine bekannte Palinodie. Er hat ja zuletzt die schlimmsten seiner jugendlichen Verirrungen bereut, — bei diesem Gedanken konnte man sich so schön beruhigen, wenn man sich dem Einfluß des großen Charmeurs hingab, der die Jugend halb Europas hinriß.

Norwegen lag gar nicht dem übrigen Europa so fern, wie man zunächst wohl glauben könnte. Konnte doch in dem winzigen Städtchen Grimstad ein Apothekergehilfe mit Schiller wetteifern und den Freiheitskampf der Magyaren in Liedern feiern. In einem andern, noch entlegeneren Teile Norwegens, in der kleinen Stadt Molde, konnte der sechszehnjährige Björnson 1848 im Schülerklub die französische Präsidentenwahl zur feierlichen Abstimmung bringen und selbst für Lamartine votieren, während seine Kameraden für Louis Napoleon waren. Diese kleinen norwegischen Küstenstädte frieren nie ein, — sie liegen dem Weltmeere und seinen Strömungen offen. Ein Golfstrom bringt warme Winde und Gedanken. In noch höherem Grade war das Christiania der fünfziger Jahre eine für alle europäischen Eindrücke empfängliche Stadt. Junge Studenten wie Björnson und J. E. Sars lasen im „Athenäum-Klub" französische Zeitungen und Zeitschriften, Björnson studierte als Theaterkritiker Jules Janin neben Lessing und A. W. Schlegel; in seiner ersten größeren Erzählung „Ein muntrer Bursch" hat er einen originellen norwegischen Typus des Heineanismus geschildert. In dem Gedicht „Auf Bergeshöhen" hat Ibsen in dem „fremden Schützen" wahrscheinlich eine Verkörperung der Heineschen Ironie geben wollen. Kein Wunder also, daß er sich — man möchte sagen — innerlich mit Georg Brandes verwandt fühlte, der in den nordischen Landen der geistreichste Repräsentant des Heineschen individualistischen Hedonismus oder „Hellenismus" war.

Mit dem Ibsen des „Brand" und „Peer Gynt" war Brandes noch nicht recht zufrieden. Augenscheinlich stand Ibsen damals dem Christentum noch viel näher als dem neuen „Heidentum". Aber in „Brand" ist eine interessante Stelle, die — neben den 1864er Plan des Julian gehalten — zeigt, daß der Gedanke des neuen gewaltigen Kampfes zwischen Christentum und Heidentum Ibsen schon vor dem Aufbruch von Christiania stark ergriffen hatte:

„Schlimmre Bilder, schlimmre Lose
Tauchen aus der Zukunft Schoße!
Eitlen Klügelns Wolfesrachen
Will der Lehre Sonne morden;
Helft uns! schreit's empor zum Norden ...."

„Der Lehre Sonne" muß das Christentum sein, und des „Klügelns Wolf" kann wohl nichts anderes bedeuten als die neue Bibelkritik: den Rationalismus — ihn

vergleicht Ibsen mit dem Riesen im Wolfsfell, der in der alten nordischen Mythe tagaus tagein die Sonne verfolgte und sie zuletzt verschlang. „Helft uns! schreit's empor zum Norden", besonders von Deutschland her, wo schon Heine „der Lehre Sonne" gedroht hatte, und wo eine Schar anderer bedeutender Junghegelianer wie D. F. Strauß, Feuerbach und Bruno Bauer mit den immer schärfer und feiner geschliffenen Waffen der Wissenschaft diesen Kampf fortsetzten, der für den Ibsen des „Brand" also eine neue Art „Ragnarök" (Weltende) war.

Im Jahre 1863 hatte Renans „La vie de Jésus" und 1864 eine neue Ausgabe von Strauß' „Leben Jesu" den Streit aufs neue entflammt. Ibsens Sympathie war damals eigentlich noch auf Seiten des alten Christentums. Die „Sonne der Lehre" war bedroht vom „Wolf des Klügelns". Er war entrüstet, daß die Norweger an den größten Kämpfen der Zeit nicht teilnehmen wollten, weder an der Verteidigung Schleswigs noch an der Verteidigung des Christentums: „In Norwegen müssen die Angriffe auf das Christentum totgeschwiegen werden. Wir wagen nicht, es zu offnem Kampfe kommen zu lassen. Wir überlassen die Verteidigung der alten Religion den großen Nationen."

„Mögen *starke* Völker wachen,
Andre sich zum Sturmbock machen,
Wir gehören zu den schwachen, —
Wir, das kleine Land, verlieren
Auf solch heiligen Turnieren,
Stell'n für unsern Bruch vom Heil
Nicht des Volks Gemeinwohl feil."

Diese merkwürdige Stelle im letzten Akt des „Brand" läßt meines Erachtens Ibsens ersten Entwurf zu Julianus Apostata in neuem Licht erscheinen. In diesem Drama, für das Ibsen sehr wahrscheinlich den Plan von Christiania mitbrachte, muß er die Absicht gehabt haben, dem lauen Geschlecht daheim zu zeigen, daß gerade eine solche Abkehr vom Christentum — wie die Apostasie Julians in der alten Zeit oder wie der Abfall Strauß' und Renans in unseren Tagen — und ein heftiger offner Kampf zwischen Christentum und Heidentum das einzige Mittel sei, wodurch ein schlaffes und kaltsinniges Geschlecht zu neuem religiösen Leben geweckt werden könnte.

Der Plan zu Julianus Apostata ging also, wie man annehmen kann, auf eine Ideenassoziation oder eine historische Analogie zurück. Der neue Abfall vom Christentum — an seiner Spitze Männer wie Strauß und Renan — erinnerte Ibsen an Kaiser Julians Abfall. Wir sehen aus diesem Vergleich wie aus den zitierten Stellen des „Brand", daß Ibsen die neue Zeit gewissermaßen willkommen hieß. Vom offnen Krieg konnte nur Gutes kommen. Kampf der Gegensätze — das war ja der große Prozeß, durch den (nach Hegel) das Göttliche sich in der Weltgeschichte offenbarte.

Möglicherweise konnte auch jetzt, wie einst zu Julians Zeit, die alte Religion wieder befestigt werden. Die Zeit da „der Lehre Sonne" vom „Wolf des Klügelns"

verschlungen werden sollte, war vielleicht noch nicht gekommen. Oder der neue Kampf würde auch zu dem großen „Ragnarök" führen, wo beide Widersacher — gleich den Asen und den Riesen — zugrunde gehen und eine neue Zeit, ein „drittes Reich" als eine Hegelsche Vereinigung von Gegensätzen entsteht.

Die Tatsache, daß Ibsen zu Beginn seines römischen Aufenthaltes (1864) abwechselnd an Brand und Julian arbeitete, bezeugt, daß er mit beiden Partnern sympathisierte. Vorläufig allerdings mehr mit Brand, dem christlichen Asketen. Diese Figur erhielt zuerst den Odem des Lebens. Julian mußte warten. Ibsen stand dem modernen Heidentum noch recht fern und konnte daher den Erneuerer des antiken Heidentums auch noch nicht ins Dasein der Dichtung führen. Erst während seines Aufenthaltes in Dresden (1868) und dann zu Beginn der siebziger Jahre näherte sich Ibsen allmählich wieder der Juliangestalt. Als er im Jahre 1871 Brandes' Herz mit der kategorischen Weissagung erfreute, „daß alle Religion fallen werde," da war wohl auch der Gedanke vom „dritten Reich" in Ibsens Phantasie zu voller Reife gediehen.

Wie aber kam es nur, daß das Drama vom „Kaiser und Galiläer" alles in allem dennoch einen christlichen Eindruck machte? Wäre das Schreiben an Brandes, mit der Stelle vom Untergang aller Religion im Jahre 1873, also gleichzeitig mit „Kaiser und Galiläer" bekannt geworden, so hätte dieser Brief zweifellos einen viel radikaleren Eindruck gemacht als das Schauspiel. Ganz gewiß kommt in „Kaiser und Galiläer" derselbe Gedanke zum Ausdruck. Die beiden entgegengesetzten Reiche sollen fallen, um in einer neuen Synthese wieder zu erstehen. Doch das Drama drückt diesen Gedanken viel schonender aus als jener Privatbrief. Der Brief ist äußerst radikal, während das Schauspiel in gewissem Maße noch zugunsten des religiösen Konservatismus gedeutet werden konnte.

Die Erklärung ist sicher nicht allein darin zu suchen, daß der Plan des Dramas zu einer Zeit entworfen war, da Ibsen dem Christentum noch nahe stand. Diese Erklärung ist nicht ganz ausreichend. Vielmehr dürfen wir auch nicht vergessen, daß Ibsen damals recht eigentlich noch die Hände gebunden waren in seinem Verhältnis zu den konservativen Freunden in Norwegen und zu dem gesamten konservativen Publikum der drei nordischen Länder. Die norwegische Rechte hatte nicht ganz ohne Glück versucht, seinen Radikalismus einzufangen, — man möchte sagen: einzukapseln. Man verschaffte ihm Stipendien und Dichtergagen; das vornehmste konservative Organ „Morgenbladet" mußte ihm seine Unterstützung leihen. Wie wir ferner gesehen haben, trat er 1869 in Stockholm zu König Karl XV. in freundschaftliche Beziehungen, und auf Verwendung der schwedischen Diplomatie war er der Ehrengast des ägyptischen Khedive. 1873 erhielt er den ehrenvollen Auftrag, in der Kunstjury der Wiener Weltausstellung als dänisch-norwegisches Mitglied zu fungieren. Im selben Jahre, bei der Krönung König Oskars II., wurde er mit dem Olafsorden dekoriert und 1875 empfing er die goldene Oskarsmedaille, begleitet von einem königlichen Handschreiben. Auf diese Weise kam Ibsen in eine immer schiefere Stellung zum norwegischen Konser-

vatismus. Er muß mehr und mehr das Gefühl des „Eingefangenseins" gehabt haben. Die teilweise so leidenschaftlichen Briefe an Brandes wirken beinahe wie der Abzug eingesperrten Dampfes durch das Sicherheitsventil. Wieder wie zu der Zeit, da er Norwegen verließ, muß Ibsen empfunden haben, daß es „kostspielig ist, Freunde zu halten." Selbst aus der Ferne hinderten sie ihn, ganz und rücksichtslos er selbst zu sein. Des jahrelangen Druckes entledigte er sich dann endlich in den „Stützen" und den folgenden Werken. Die Zeitdramen enthalten, wie früher „Brand" und „Peer Gynt" die Spannung ungezählten Atmosphärendruckes — eine Anhäufung eingedämmten Radikalismus, der lange hatte warten müssen, bis er frei wurde. Und wiederum hatten die Norweger gegen ihren Willen Ibsen zu einem gewaltigen Staatssatirikus gemacht, indem sie ihn wie einen Bären zähmten, bis er, gleich Heines Atta Troll, die Bande zerriß. Man lese nur das Gedicht „Macht der Erinnerung".

Nun folgt eine Reihe von Werken, worin zumal Frauen die Träger des aufrührerischen Individualismus sind. Lona Hessel und Dina Dorf, Nora Helmer und Frau Alving und später Rebekka West, Ellida Wangel, Hedda Gabler, Hilde Wangel, Rita Allmers und Irene. Ibsens Dichtung rangiert fortan mehr und mehr als eine Fortsetzung des „jungen Deutschland" und der junghegelianischen Geistesrichtung. So wie Ibsen durch „Brand" und „Peer Gynt" aus einem norwegischen ein nordischer Poet geworden war, wurde er nun durch die „Stützen" das „Puppenheim" und die „Gespenster" allmählich ein europäischer Dichter. In seiner Dichtung haben wir das letzte große Glied jener mächtigen revolutionären Bewegung, die sich in der europäischen Literatur zumal seit Voltaire, Rousseau und deren gemeinsamen Schülern eingebürgert und, in langer Porträtreihe, Gestalten aufzuweisen hat, die sich gegen die Familie und die alte Gesellschaftsordnung, oft auch gegen die Weltordnung selbst auflehnen.

Will man die Empörerköpfe Ibsens von Catilina und Hjördis bis zu Nora und Hilde im rechten Lichte sehen, so muß man sie als Erben und Fortsetzer von Erscheinungen wie Goethes Prometheus und Faust, Schillers Karl Moor, Fiesko und Don Carlos, Byrons Kain und Don Juan, George Sands Indiana usw. betrachten. Dieselbe Leidenschaft des revolutionären Individualismus, die in der Frühzeit des neunzehnten Jahrhunderts ihren mächtigsten Lyriker in Byron empfing, hat am Schluß des Jahrhunderts ihren mächtigsten Dramatiker in Henrik Ibsen gefunden. Was Byron und bald nachher Heine für die schwärmerische Jugend des Jahrhunderts waren, ist Ibsen für das gesetztere und reifere Mannesalter des Säkulums geworden. Was damals übermütig brausende und berauschende subjektive Lyrik war, ist bei Ibsen eine strenge, berechnende, nachdenkliche und scheinbar „objektive" dramatische Kunst geworden.

Äußerlich beinahe kalt, kristallhart und fest, — so ist Ibsens Kunst im Vergleich zu Byrons und Heines; aber innerlich glüht sie von dem gleichen revolutionären Feuer. Henrik Ibsen steht als der vorläufig letzte der großen revolutionären Romantiker da. Diese scheinbar nüchterne, kritisch-scharfe und skeptische Natur ist

im Innersten einer der überspanntesten Träumer des neunzehnten Jahrhunderts gewesen. Zwanzig seiner kräftigsten Mannesjahre hindurch hat er von einer großen sozialen und religiös-moralischen Umwälzung geträumt, einem „Gerichtstag" über die „Zeitlüge", einer weltgeschichtlichen Katastrophe, wie sie der Untergang der antiken Kultur darstellte, einer Art neuer Sintflut, in der die alte morsche Gesellschaft untergehen, und aus der eine neue Zeit und eine neue Gesellschaft erstehen sollte, wie Gimle aus dem Ragnarök.

Dieser romantische Traum liegt Ibsens Zeitdramen mit ihrem Weltrichterblick auf die norwegische Gesellschaft zugrunde. Die ganze gegenwärtige Kulturordnung ist nach Ibsens Meinung dem Verderben geweiht. Was er an den Menschen seiner Zeit liebt, was ihn sympathisch berührt, das sind daher besonders die auflösenden Kräfte, die Kräfte des Aufruhrs, die seelischen Sprengkräfte. Fast immer legt er in dem Seelenleben der Menschen selbst eine unterirdische Mine, die zuletzt das Lebensglück einer ganzen Familie in die Luft sprengt.

Mit diesem revolutionären Sprengstoff, diesem seelischen Dynamit füllt er am häufigsten seine Frauengestalten. Und ihnen stellt er als Männer gern Repräsentanten der alten überlieferten Kultur gegenüber: Lona Hessel und Bernick, Dina Dorf und Adjunkt Rörlund, Nora und Torvald Helmer, Frau Alving und Pastor Manders, Rebekka West und Rosmer oder Rektor Kroll. Diese Antithese ist ein ganz typischer Zug in Ibsens modernen Schauspielen, zumal bis „Rosmersholm". Teilweise setzt sie sich auch später noch fort in Ellida und Wangel, in Hedda Gabler und Tesman, in Hilde und Solneß. Auch diese Antithese ist alten romantischen Ursprungs, wie der ganze Lebenstraum, der ihr zugrunde liegt. Ibsen hat, wie die Führer der deutschen Sozialdemokratie, an die Frauen appelliert, und sie für die gesellschaftliche und kulturelle Revolution zu gewinnen versucht. Indem er solche revolutionäre Frauengestalten mit spießbürgerlichen Männern kontrastiert, ist es ihm geglückt, die revolutionären Kräfte mit einem romantisch-idealen Schimmer zu umgeben.

Aber auch einen andern Vorteil hat Ibsen aus seiner Antithese gezogen. Die individualistisch-revolutionären Frauen sind oft durch alte oder neue erotische Bande an ihren Gegensatz, die altmodisch-konservativen Männer, geknüpft. Indem Ibsen den großen Kulturkampf zwischen einer alten und einer neuen Ordnung der Dinge als eine Art Kraftprobe zwischen entjochten Frauen und traditionsgebundenen Männern darstellt, wird es ihm verhältnismäßig leicht, ein erotisches Motiv in den großen Ideenkampf einzuflechten. Oft wird der Streit zwischen Altem und Neuem zugleich ein Kampf zwischen Liebe und Ehe, wie es sich nach romantischer Auffassung gehört. Der Ideenkampf oder Streit des alten mit dem neuen Zeitgeiste reißt bei Ibsen meistens irgend eine alte Wunde wieder auf, enthüllt irgend ein verjährtes Geheimnis, ein verborgenes und fast vergessenes Verbrechen oder einen Fehltritt. Das alte antike und das neuere romantische Nemesismotiv ist in Ibsens Zeitdramen teilweise weiter entwickelt worden. Und dieses Element: ein altes, heimliches Verbrechen, das enthüllt und da-

durch gerächt wird, gibt Ibsens Schauspielen eine im hohen Grade romantische Spannung.

Das Nemesis- oder Erinnyenmotiv geht wie ein roter Faden fast durch Ibsens ganze Dichtung; von „Catilina" und „Frau Inger zu Östrot" bis zu seinen Alterswerken. Dank diesem Hauptzug seiner dramatischen Baukunst ist Ibsen der Erbe der romantischen Dichtung, und so befriedigt er in neuer Form eine den ganzen europäischen Kulturkreis beherrschende Gewohnheit des ästhetischen Geschmacks. In fast jedem seiner Stücke gibt es ein altes pikantes Geheimnis, oftmals einen Familienskandal, mit dessen Enthüllung höchst ökonomisch verfahren wird, ganz wie in den Romanen, die Ibsen vermutlich in seiner ersten Jugend gelesen hat, wie in „Les mystères de Paris" von Eugène Sue, und besonders in Mauritz Hansens Novellen. Die Bilder, die Ibsens Dramen von Norwegen entwerfen, könnte man als „norwegische Gegenwartsmysterien" bezeichnen. Im Jahre 1851 veröffentlichte Ibsens bester Freund, Paul Botten-Hansen, das Fragment einer Novelle „Norwegische Mysterien", — ein Titel, der auf Eugène Sues berühmten Pariser Roman hindeutet. In der dänischen Zeitschrift „Tilskueren" (August 1906) habe ich nachzuweisen versucht, daß unter allen norwegischen Schriftstellern sehr wahrscheinlich Mauritz Christopher Hansen (1794—1842) den größten Einfluß auf Ibsens eigentümlichen dramatischen Baustil gehabt hat, Hansen, der Romantizissimus der neu-norwegischen Literatur. In Ibsens Dichtung stammt also nicht nur der größte Teil des Stoffes aus Norwegen, — auch für seine dramatische Kunstform hat ihn die Heimat ausgerüstet. Keiner hat wie Mauritz Hansen es verstanden, eine Novelle um ein altes Geheimnis herum aufzubauen, das von irgend einer Person mühsam aufgespürt wird oder schließlich sich selbst offenbart. Als Muster erwähne ich Erzählungen wie „Die drei Schwestern", „Frau Birthe oder die Tapetenfigur auf Fosseholm", „Das Cicisbeat", „Die Novelle", „Die Tochter" oder „Töne". Wie so oft bei Ibsen sehen wir hier ein Lebensschicksal gleichsam von hinten, indem die Vorgeschichte eines oder mehrerer Menschen ganz allmählich stückweise vor uns aufgerollt wird. Auch bei Mauritz Hansen wird, wie so oft bei Ibsen, das verjährte Verbrechen oder Unrecht eines Mannes gegen eine Frau nach und nach entschleiert. In der „Tochter" oder in „Cicisbeat" hat das eigentliche Romanmotiv eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Motiv der „Gespenster" und „Klein Eyolfs".

Aber der große Hauptunterschied zwischen dem alten Mauritz Hansen und Henrik Ibsen liegt darin, daß Ibsen dieses romantische Geheimnismotiv in den Dienst eines revolutionären Lebenswillens oder einer revolutionären Tendenz stellt. In der verborgenen Schuld oder Sünde, die meist in die Vergangenheit einer alten Gesellschaftsstütze verlegt wird, sieht Ibsen ein Symbol für die Fäulnis des alten Gesellschaftsgebäudes. Darum hat er eine bestimmte Vorliebe für die kleinen faulen Stellen, die „wurmstichigen" Punkte in dem Leben der Menschen, eben weil sie seelischen Sprengstoff enthalten. Sie sind wie heimliche Minen, die ein Lebensalter hindurch ruhig und unangetastet daliegen können, früher oder

später aber doch einmal eine hochangesehene bürgerliche Familie in die Luft sprengen.

Ibsens dramatische Baukunst besteht zum guten Teil darin, daß er einen romantischen Novellenstoff sozusagen einkocht, bis im äußerst zusammengedrängten Drama nur noch Sehnen und Knochen übrigbleiben. Die Vergangenheit, die in Mauritz Hansens Novellen das Hauptinteresse bildet, interessiert Ibsen im Grunde nur insofern, als sie den dramatischen Sprengstoff vorbereitet. Die Handlung beginnt für Ibsen erst dann, wenn alles für eine zerstörende Katastrophe reif ist. Typisch dafür sind Schauspiele wie „Die Helden auf Helgeland", „Ein Puppenheim", „Gespenster", die „Wildente", „Rosmersholm" und „Hedda Gabler" — also gerade die wirkungsvollsten Bühnenstücke Ibsens. Erst wenn das alte Geheimnis explodieren soll, dann ist Ibsen zur Stelle. Dann werden die Menschen ihm interessant. Da sieht er sie vor sich. Und da hört er sie reden. Denn dann hat er Verwendung für sie.

Henrik Ibsen wird in der Weltliteratur als der vollendetste Dramatiker des romantisch-revolutionären Individualismus dastehen. Er ist vielleicht von allen alten und neuen Dichtern der größte Spezialist in der Kunst, mit seelischen Sprengstoffen umzugehen. Das Zeitalter des Dynamits hat in ihm seinen klassischen Dichter gefunden.

Dumala/ Roman von E. Graf Keyserling

(Schluß)

Ein starker Wind hatte die Nebel zerstreut. Als Werner gegen Abend von einem Gang in das Dorf dort hinter dem Walde nach Hause ging, stand ein goldener Himmel über dem Lande. Durch die feuchten Tannenzweige schlüpfte viel schwergoldenes Licht.

Werner ließ das Licht auf sich wirken. Er wollte nicht denken, nur das helle, stille Leben dieses Lichtes wollte er in sich hineintrinken.

Da hörte er vor sich den feuchten Schnee unter Schritten knirschen. Es war Karola. Die Hände tief in ihren Muff gesteckt, den Kopf geneigt, ging sie langsam und sinnend den Weg hinab. Beide sahen zu gleicher Zeit auf.

War es etwas wie Ungeduld, das einen Augenblick über ihre Züge ging? fragte sich Werner.

Aber sie lächelte gleich wieder.

„Ah, Pastor, das ist hübsch!"

„So allein hier?" fragte Werner.

„Allein", erwiderte Karola. „Natürlich! Ich habe einen Spaziergang gemacht. Sehn Sie, wieder das schöne Licht. Erinnern Sie sich, wie wir das letztemal im Abendrot nach Hause gingen? Das war schön!"

„Ja, das liegt doch noch nicht gar so weit zurück", meinte Werner.

„Nicht?" sagte Karola. „Ach, alles geht so schnell — schnell vorüber, wie Laterna magica-Bilder."

Durch den Wald kam Schellengeklingel, es entfernte sich, wurde schwächer.

„Dort fährt einer", sagte Werner und horchte.

„Ja — er fährt fort", erwiderte Karola ruhig.

Beide schwiegen.

„Sie sind gut, glaube ich", sagte Karola plötzlich aus ihren Gedanken heraus.

Werner lächelte. „Warum bin ich gut?"

„Weil Sie", versetzte Karola, „die, welche Sie lieben, glaube ich, gut schützen? Sie sind friedlich und stark."

„Ich?"

Karola sah in die untergehende Sonne und dachte nach. „Ich glaube, die Beschäftigung mit den ewigen Dingen macht friedlich. Ewig, — das klingt, als ob alles aus wäre und nur Ruhe — große Ruhe. Ja, der, den Sie lieben, ist gut geborgen."

„Es — es ist doch wohl —", begann Werner, seine Stimme klang ein wenig unsicher, „es ist doch wohl für jeden das Schönste, das zu schützen, was er liebt."

Karola nickte. „Ja — ja. Aber es ist gut, wenn Liebe stark und friedlich ist."

Das Abendlicht floß wieder grell über die Ebene, als sie aus dem Walde traten und in die lange Allee einbogen.

„Warum sprechen Sie von — geschützt werden", fragte Werner. „Kann ich — — — wollen Sie geschützt sein?" Das kam zögernd und ungeschickt heraus.

„Ich?" Karola lachte. „Mein Gott! ich bin ja so furchtbar geborgen."

Dann zeigte sie auf ihre Schatten, die vor ihnen auf dem Schnee lagen. „Und die Schatten, haben die sich verändert?"

Werner schüttelte den Kopf. „Nein — nein — ihrer ist ganz leicht und frei. Zum Verheimlichen haben Sie kein Talent, gnädige Frau."

Karola lächelte ein seltsam hochmütiges Lächeln, das er an ihr noch nicht kannte und sagte in einem Ton, der ihm mißfiel:

„Wozu auch?"

Am Ende der Allee trennten sie sich.

„Auf Wiedersehn, Pastor, Sie kommen doch zu uns", sagte Karola und reichte ihm die Hand. „Was machen Sie für seltsame Augen? Ach, es ist wohl die Abendsonne; wenn die sich in den Augen spiegelt, dann werden die Augen ganz wild."

— „Ich bin friedlich und stark", dachte Werner auf dem Heimwege. „Und sie ist wohlgeborgen und hat nichts zu verbergen. So geht man liebevoll durch den hübschen Abendschein und einer legt dem anderen freundlich seine Lügen an das Herz."

Der Waldhüter Erman war bei Werner. Gott! sah der Mann zerlumpt aus mit seinen Bastschuhen, der schlechtgeflickten Hose, dazu das traurige Trinkergesicht. Er war auch heute leicht angetrunken. Werner hatte ihn zu sich bestellt, um ihm eine Strafrede zu halten. Seine Frau klagte beständig über ihn.

„Eine Schande ist es", fuhr er ihn an. „Sieht so ein herrschaftlicher Waldhüter aus? Nicht einmal Stiefel hast du bei diesem Saufen, und Frau und Kinder verhungern."

„Ja — ja — Sünde ist's", sprach Erman weinerlich vor sich hin. „Was kann man machen!"

„Nicht saufen!" schrie Werner ihn an.

„Nicht saufen, — nicht saufen", wiederholte Erman. „Wer kann das! Was hat man sonst!"

„Jetzt bist du schon betrunken", fuhr Werner fort. „Glaubst du, der Baron Rast wird solch einen Lumpen als Waldhüter behalten?"

„Der Baron — der!" Erman lächelte verschmitzt.

„Was heißt das?"

„Mit dem ist's auch nicht richtig."

„Was sprichst du da!" Der Mann war betrunken, er sollte ihn fortschicken, sagte sich Werner, aber er schickte ihn nicht fort, er schwieg, er wartete, was der Mann sagen würde. Erman dachte nach, sah mit den verschwommenen wasserblauen Augen zur Decke auf, suchte seine Erinnerungen zusammen.

„Ja, es war so, Herr Pastor", begann er. „Weil die Hasen jetzt so fest liegen,

sind die Wilddiebe hinter ihnen her in letzter Zeit, die Racker. Nu denk ich, ich werd' mal nachsehn. Ich steh auf und geh ins Revier. So nach eins kann es gewesen sein. Gefroren hatte es ein bißchen, das Moos krachte so beim Gehn. Heute werden die Hasen nicht festliegen, denk ich. Und wie ich zur Galgenbrücke komme, denk ich, ich setz mich hin und rauche eine Pfeife. Und wie ich sitz und rauch, da seh ich vor mich hin, und da seh ich, über die Brücke geht eine Spur — eine frische Schlittenspur. Die Bretter waren weiß vom Reif und — eine Spur. Da ist einer gefahren, siehst du mal an! Von der Sielenschen Seit nach der Dumalaschen. Das kann nur der Teufel sein. Ich sitz und denk: der muß Eile gehabt haben, auf dem kürzesten Wege nach Dumala zu kommen. Und richtig, da kommt was von der Dumalaschen Seite, den kleinen Weg hinauf. Kommt still, still, ohne Schellen, ein großes, schwarzes Pferd und ein Schlitten, und drin sitzt der Sielensche Baron, der Bart weht nur so. Neben ihm der kleine Diener, die kleine Kröte, der schläft fest. So kommen sie, gerade auf die Brücke los und 'rauf und auf das Pferd losgeschlagen und hinüber, wie ein Blitz und fort, den kleinen Weg nach Schloß Sielen. Ist's nu der Baron gewesen oder ist's der Teufel gewesen. Fährt der über die Galgenbrücke!"

„Betrunkner Kerl," sagte Werner heiser, „was du gesehn hast!"

„Ganz gut Herr Pastor", erzählte Erman weiter, „Das sagt' ich mir auch den anderen Morgen. Na, und die nächste Nacht geh ich um dieselbe Zeit und sitz dort und rauch' und warte. Ja und da kommt es wieder den kleinen Weg nach Dumala herauf. Das schwarze Pferd und der schwarze Herr sitzt im Schlitten, der Bart weht und der kleine Diener schläft. Ich sah alles hübsch deutlich. Und wieder über die Galgenbrücke herüber. Der Diener wacht nicht auf, und die Bretter knacken, ganz schwindlig wird mir's, nun und da sind sie hinüber und fort. Mit dem ist's nicht richtig, mit dem schwarzen Baron. Über die Galgenbrücke — Gottchen!"

„Nach ein Uhr?" fragte Werner.

„Ja so was wird's wohl gewesen sein", meinte Erman.

Werner steht einen Augenblick schweigend da, sehr bleich und nagte an seiner Unterlippe.

„So über die verfaulten Bretter", erzählte Erman weiter, „unten gurgelt das Wasser. Ist das ein Gespenst, denke ich! Du gehst, denk ich mir, und schaust dir die Spur an. Gespenster haben keine Spur. Und richtig, eine gute Schlittenspur. Sie geht, — geht, den kleinen Weg nach Dumala 'runter, bis an die hintere Pforte des Gartengitters — und da hinein. Die Pforte war zu, aber nun wußt ich, wo er war. Was er da zu tun hat, das ist nicht meine Sache. Aber der hat Eile. Über die verfaulten Bretter!"

Werner hatte ganz still zugehört.

„Über die verfaulten Bretter", wiederholte Erman unsicher. Es war ihm unheimlich, daß der Pastor so stumm und bleich dasaß.

„Du verdammter, besoffener Kerl", donnerte Werner plötzlich los. Er war aufgesprungen, packte den erschrockenen Erman an die Brust, schüttelte ihn, als sei er ein Bündel Lumpen. „Was schwatzest du hier? Bin ich dein Narr, daß du mir deine besoffenen Geschichten, deine verdammten Schnapsgeschichten vorerzählst." Und er schüttelte ihn, hob ihn in die Höhe, am liebsten hätte er ihn gegen die Wand geworfen, daß ihm alle Knochen brachen. . . . dann plötzlich ließ er ihn los, wandte sich ab. „Geh" — sagte er.

Erman wimmerte leise:

„Ach Gottchen, Gottchen. Was kann ich dafür! Meinetwegen kann der schwarze Baron sich auf der Galgenbrücke den Hals brechen. Ein armer Mann trinkt Schnaps. Das ist Sünde, sagt der Herr Pastor. Herrschaften haben wieder ihre Sachen. Na, wenn einer Augen hat, sieht er mal was. Da kann ich nichts dafür."

So vor sich hinbrummend schob er sich langsam zur Türe hinaus.

Werner saß regungslos auf dem Sessel am Schreibtisch die langen Nachmittagsstunden hindurch. Vor ihm lag ein Kontobuch aufgeschlagen. Die Sonne ging unter. Rote Abendlichter zogen über die Wand. Die Blätter des Kontobuches wurden rot. Werners Bart flammte rotgolden auf. Dann verblaßten und erloschen die Lichter. Die Dämmerung fiel wie feiner Aschenregen auf die Gegenstände. Lene ging draußen ab und zu. Es roch nach Kaffee. Lene steckte den Kopf durch die Türe:

„Kommst du?" fragte sie.

„Nein, trink nur allein den Kaffee," erwiderte Werner, „ich will die Arbeit hier beenden."

Und die ganze Zeit über war es ein einziger Gedanke, der in ihm arbeitete, eintönig und eigensinnig sich wiederholte: „Gewißheit — wie kannst du Gewißheit haben?" Dieser Gedanke schmerzte, als sei die Gewißheit schon da, ein zorniger, dumpfer Schmerz, an dem sein ganzer, großer Körper teil hatte, als sei etwas, das zu ihm gehörte, gewaltsam von ihm losgerissen worden.

Seine Abendbesuche in Dumala hatte Rast in letzter Zeit eingestellt. Karola schien ihn auch nicht zu erwarten, sie horchte nicht hinaus nach dem Schellengeklingel. Das sagte sich Werner jetzt. Also — über die Galgenbrücke — den geraden Weg nach dem Park von Dumala — zu der hinteren Pforte und dann — dann. — —

„Du bist ja im Finstern, du Armer." Es war wieder Lene, die in das Zimmer schaute.

Werner fuhr aus seinen Gedanken auf: „Ja — ich — ich — hab über etwas nachgedacht."

„Soll ich die Lampe bringen?"

„Nein — nein — ich komme an den Kamin."

Er sehnte sich jetzt nach Licht, nach Traulichkeit, nach Lenens Geplauder, dann würde es vielleicht nachlassen, dieses angestrengte, ermüdende Denken des einen Gedankens.

Er saß am Kamin, müde wie nach einem langen Gange.

„Sprich — erzähl", sagte er zu Lene. „Du warst bei Doktors?"

Ja, Lene war bei Doktors gewesen. Die Kinder waren krank. Das Mädchen hatte eine Halsentzündung, das Kleine zahnte.

„So — wirklich" — Werner versuchte es, sich dafür zu interessieren.

Der Dr. Braun war aus Debschen gekommen. Die Baronin hatte einen Gichtanfall.

„Ja — das geht so weiter", murmelte Werner. Er war mit seinen Gedanken wieder auf dem Wege von der Galgenbrücke nach dem Park von Dumala — und dort — geschah ihm ein großes Unrecht.

„Was hast du denn jetzt soviel zu tun?" hörte er Lene fragen.

„Ich? — ja — du weißt — am Ende des Kirchenjahres ist's so", antwortete Werner. „Ich werde ein gutes Stück der Nacht zu Hilfe nehmen müssen."

„Die dummen Rechnungen!" seufzte Lene.

Der Abend verging für Werner traumhaft genug. Lene war heiter und gesprächig, daraus schloß er, daß auch er einen gemütlichen Eindruck machte. Lene freute sich beim Abendessen, daß es ihm schmeckte, also schien es, daß er mit Appetit aß.

Später zog er sich wieder in sein Zimmer zurück, um zu arbeiten.

Er stützte den Kopf in die Hand und schaute in das Kontobuch.

— Jetzt wußte er es, er mußte hinaus, er mußte dort an der Brücke und am Parkgitter stehn.

Nun wartete er, daß die Stunde kam. Er horchte hinaus wie es stiller im Hause wurde, wie die Uhren schlugen. Lene kam und ließ sich auf die Stirne küssen.

„Hast du noch viel zu tun, du Armer", fragte sie.

„Es geht", antwortete er freundlich. „Gute Nacht."

Werner wurde unruhig. Er trat an das Fenster. Die Nacht war sternhell. Ein scharfer Nordwind fegte über die Ebene.

Jetzt litt es Werner nicht mehr in dem Zimmer bei der Lampe. Es war ihm, als könnte er etwas wichtiges versäumen.

Leise zog er sich seinen Pelz an, stülpte die Mütze auf den Kopf und schlich vorsichtig zum Hause hinaus.

Draußen blieb er einen Augenblick stehn und bedachte sich. Es war ganz ruhig. Ein sicheres Wollen erfüllte ihn. Er machte seinen Plan, wie der Jäger, der ein Wild einkreist.

Durch die Tannenschonung mußte der Schlitten kommen. Dort konnte er auch, durch die kleinen Tannen verborgen, den Weg von der Galgenbrücke bis zum Parkgitter gehn.

Er trat seinen Weg an, sah zum Sternhimmel auf, bewunderte das Flimmern. Wie geschäftig solch ein Sternlicht ist, keinen Augenblick ruhig. Über den ganzen Himmel dieses eifrige, goldene sich Regen. Die jungen Tannen dufteten er-

frischend bitter und strichen mit ihren vom Reif überglasten Nadeln, wie mit kleinen, kalten Krallen, über Werners Wange.

Ein Fuchs kam des Weges daher, den Kopf am Boden, suchte er wohl eine Spur, die ihm verloren gegangen sein mochte. Furchtlos ging er an Werner vorüber.

Werner mußte lachen.

„Raubtiere, die sich im Revier begegnen", ging es ihm durch den Kopf. Im Gehen hatte er fast vergessen, warum er hier war. Es tat wohl unter dem Sternhimmel, mitten unter den stillen Bäumen und Tieren zu stehn, sich wie einer der Ihren zu fühlen, verantwortungslos und gedankenlos.

Jetzt sah er die Galgenbrücke vor sich — sehr hoch über der finstern Kluft hingen die beschneiten Bretter, ein heller Streif in all dem Schwarz. „Ja — hier hinüber, das ist der allernächste Weg nach Dumala" — dachte Werner.

Und wirklich über den weißen Strich glitt etwas, ein dunkler Schatten, dann wie ein zierliches, schwarzes Spielzeug — ein Pferd — ein Schlitten. Lautlos huschte er über den Abgrund hin. — Nun war er mitten auf der Brücke — schwebte wie frei in dem Dunkel — jetzt mußte — mußte er versinken. Werner schien es, als könnte er mit seinem Wunsch, mit seinem Willen das zierliche schwarze Spielzeug versinken machen. Sein Wunsch zerrte an den morschen Brettern, um sie zu brechen.

Der Schlitten war herüber.

Etwas wie eine große Enttäuschung machte Werner das Herz schwer.

Der Schlitten näherte sich ihm, er hörte den Hufschlag im weichen Schnee.

Von einer dichten Hecke junger Tannen verborgen, spähte er hinaus, wie das Gefährt an ihm vorübereilte. Er sah deutlich Rast, mit wehendem tintenschwarzem Bart. Er kutschte und hatte eine Zigarre im Munde. Neben ihm Damkewitz, der Groom, dieses seltsame Geschöpf, groß wie ein zehnjähriger Knabe, mit dem verwitterten Kindergesicht, das voller Falten war, wie gedörrt. Rast schnalzte mit der Zunge, um das Pferd anzutreiben und der große, schwarze Traber griff mächtig aus. — Nun waren sie vorüber. Der Duft der Zigarre mischte sich mit dem herben Geruch der Tannen.

Werner ging den Weg, den der Schlitten gefahren war, hinab, ohne deutlichen Gedanken, mechanisch, ein wenig müde, wie wir es sind, wenn eine starke Spannung plötzlich nachgelassen hat, er ging, um das Programm, das er sich gemacht hatte, zu erfüllen. Da war die Tannenschonung, — der Baumgarten — die Eichenpflanzung und hier das Parkgitter.

Er versuchte es die Pforte zu öffnen. Sie gab nach. Hinter den Bäumen, wie hinter einem dichten weißen Gitterwerk, lag das Schloß, eine große, schwarze Masse.

Als Werner darauf zuging, hörte er irgendwo den Ton eines aufschlagenden Pferdehufs. Er schaute sich um. Ja, dort in dem kleinen Schuppen, der im Sommer dazu diente, allerhand Gartengerät aufzubewahren, stand der Schlitten

mit dem schwarzen Pferde. In dem Schlitten, ganz in Pelzdecken gehüllt, saß Damkewitz und schlief.

„Wie das alles stimmt", dachte Werner. Er fühlte einen Augenblick die Befriedigung eines Rechners, dem sein Exempel überraschend gut ausgekommen ist.

Er ging bis zu der großen Fliederhecke, dem alten Flügel und dem Turm gegenüber, stand dort und sah das dunkle Gebäude an. Nirgends ein Lichtschein. Der wahrte sein Geheimnis, dieser „Sündenflügel", wie Werland sagte. Kein Zeichen von Leben. Aber wie Werner dastand in den weißen Zweigen der Fliederhecke und hinüberstarrte, da war es ihm, als sehe er, was da drin vorging, sehe es mit unerträglicher Deutlichkeit — wie sie sich ganz schlank und weiß — mit flimmernden Augen zurückbiegt in seine Arme, die Lippen fieberrot und halb geöffnet. — —

Werner tauchte seine Hand in die beschneiten Zweige, um sie zu kühlen, er faßte sie und knickte sie, ließ sie knirschen. Er mußte fühlen, wie er etwas zerbrach und zerstörte. — Das Dunkel des schweigenden Hauses war unendlich qualvoll. Wo sind sie? Wenn er nur einen Lichtschimmer sehn könnte! „Dort links im Turm. Ein Vorhang ist vorgezogen", hörte er es neben sich flüstern.

Er schaute sich um.

Pichwit stand neben ihm. Im Sternschein schienen sein Gesicht, die Augen, die Lippen — alles von der gleichen fahlen Bläße. Er zitterte vor Kälte und steckte die Hände tief in die Hosentaschen.

„Wo?" fragte Werner.

Er wunderte sich nicht, Pichwit neben sich zu sehen. Es war, als habe er das erwartet.

„Links, Herr Pastor", sagte Pichwit höflich. „Sehn Sie scharf auf das linke Fenster am Turm. Am Rande des Vorhanges werden Sie einen schwachen Lichtstreif bemerken."

„Ja — ja — ich seh' es."

„Das ist das Turmzimmer, in dem das alte, goldene Bett steht", berichtete Pichwit.

Dann schwiegen beide. Sie standen nebeneinander und schauten zu dem schwachen Lichtstreifen am Turmfenster empor. Der eine hörte den beklommenen Atem des anderen und daneben einen leisen, dumpfen Ton, als ginge jemand sachte durch weichen Schnee. Das war das Pochen des eignen Herzens.

Die Schloßuhr schnarrte, als räuspere sie sich und schlug zwei.

„Jetzt", flüsterte Pichwit.

Im unteren Fenster des Turmes erwachte ein Lichtschein, verschwand, erschien tiefer unten.

„Sie steigen die Treppe herunter", erklärte Pichwit.

Leises Knarren. Das Licht erschien in der Turmtüre. Frau Wandel, die alte Kammerfrau, hielt es und schützte es mit der Hand. Ihr geduldiges Pensionsvorsteheringesicht unter der schwarzen Spitzenhaube wurde einen Augenblick hell

beleuchtet. Hinter ihr standen zwei. Die Schatten zweier Köpfe, sehr nahe beieinander, fielen auf die Wand. Endlich drängte sich Rasts breite Gestalt durch die Türe.

„Gute Nacht", sagte Frau Wandel feierlich.

„Schlafen Sie gut, Mutter Wandel", antwortete Rast.

Die Türe schloß sich. Das Licht stieg wieder den Turm hinan.

Rast ging nahe an der Fliederhecke vorüber. Er pfiff leise vor sich hin, zündete sich eine Zigarette an. Das Zündholz beleuchtete grell sein Gesicht, den glänzenden Bart, die großen, braunen Sammetaugen. Er ging vorüber. Pichwit und Werner lauschten. Das Knarren einer Fehmerstange drang zu ihnen, das Gleiten eines Schlittens, das vorsichtige Zuklappen eines Tores.

„Er ist fort", flüsterte Pichwit. Da stand Werner nun mit seiner Gewißheit, nach der er sich gesehnt hatte, stand da und fühlte sich ganz ohnmächtig, ganz schwach, ganz elend. Er hätte heulen können wie ein Schuljunge.

„Gehn wir, Herr Pastor", sagte Pichwit und berührte Werners Arm. Sie gingen durch die Parkwege, wo die Statuen in ihren hölzernen Winterhäuschen schliefen und die Rosen, dicht in Moos verpackt, auf den Beeten lagen.

Pichwit berichtete halblaut, mit einer klagenden Stimme, die zuweilen wunderlich umschlug, als mache ein Lachen oder ein Schluchzen sie unsicher.

„Das ist so vielleicht seit acht Tagen. Sie wissen, er kam des Abends nicht mehr. Sie rieb dem Baron wieder das Bein. Er war ruhig geworden. Ich wußte gleich, es geschieht etwas. Ich fühlte das. Sie sang jetzt zuweilen, wenn sie allein war, vor sich hin. Am Tage lag sie gern im großen Stuhl, die Arme hinter dem Nacken und lächelte. Sie wartete am Abend auch nicht mehr auf ihn. Ich suchte und suchte. Da — eines Nachts, ich konnte nicht schlafen — kam ich hier in den Park. Da wußte ich." Er hielt einen Augenblick inne, dann fragte er: „Was werden Sie tun, Herr Pastor?"

„Ich?" erwiderte Werner. „Was kann ich tun!"

„Doch! Sie werden etwas tun", sagte Pichwit. „Ich — ich kann nichts. Ich wollte zu ihm gehn und ihn zum Duell fordern. Ich glaube, ich könnte ihn erschießen, ich glaube, das würde mir gegeben werden. Aber — wer bin ich! Er würde mich auslachen. Über Pichwit lacht man ja. Das wäre für ihn nur eine Anekdote mehr. Und dann — ich — ich kann nicht. Sie hat es verboten."

„Sie hat es verboten?" wiederholte Werner erstaunt.

„Ja — ja" — sagte Pichwit. „Ich sagte ihr gute Nacht. Da reichte sie mir die Hand und sagte — sagte leise, so daß die anderen es nicht hörten: ‚Herr Pichwit ist mein treuer Page. Auf den kann ich mich verlassen.' Und da verstehn Sie, Herr Pastor, ich kann nichts tun. Wenn sie wollte, ich soll hier Wache stehn, während er oben ist, damit keiner sie stört, ich müßte es tun. Aber Sie — Herr Pastor, Sie!"

„Ach — ich!" sagte Werner matt.

Aber Pichwit wurde eindringlich. „Sie sind groß, Sie sind stark, Sie sind schön. Ach! ich war so eifersüchtig auf Sie. Ich sah es, wie sie sich freute, wenn Sie kamen, und ich sah, wie Sie sich einander in die Augen sahen — ja das hab' ich gesehn. Ich war sehr unglücklich darüber. Aber jetzt — jetzt müssen Sie sie retten. Er darf sie nicht haben. Er ist schlecht und gemein, ich weiß das, ich fühl' das. Was werden Sie tun, Herr Pastor?"

Werner rüttelte sich aus der schweren, traumhaften Müdigkeit auf, die ihn bedrückte.

„Pichwit," sagte er streng, „was sprechen Sie da? Sie sind ja krank. Sie sprechen wie im Fieber. Gehn Sie, legen Sie sich zu Bett. Sie müssen ja krank werden, wenn Sie hier im Frost stehn."

„Daran hab' ich auch schon gedacht", erwiderte Pichwit.

„Woran?"

„An das Krankwerden. Wenn ich krank werde, zum Sterben krank, wissen Sie, dann kommt sie zu mir, das wird sie wohl tuen. Und dann sag ich ihr alles. Wenn man stirbt, dann wird man ernst genommen, dann steigt man in der Achtung. Nicht wahr? Ein Sterbender ist nicht lächerlich. Was er sagt, das wird gehört. Es ist schon vorgekommen, daß das Wort eines Sterbenden einen Lebenden gerettet hat . . ."

„Kind, Sie träumen", unterbrach ihn Werner. „Gehn Sie, legen Sie sich nieder, decken Sie sich gut zu — und — keine Unvorsichtigkeiten."

Werner hatte die Hand auf Pichwits Schulter gelegt. So redete er ihm väterlich zu.

Pichwit stützte den Kopf gegen Werners Arm und weinte.

„Nun, nun!" redete Werner ihm zu, wie einem Kinde. „Fassen Sie sich. Das hilft nichts. Gehn Sie. Gute Nacht."

Pichwit richtete sich auf, wischte sich die Tränen aus den Augen und plötzlich sah Werner ihn lächeln, sah auf dem bleichen Gesichte das hochmütige, überlegene Lächeln.

„Gute Nacht, Herr Pastor", sagte er. „Ich weiß — Sie — Sie werden etwas tun."

Damit verschwand er hinter den weißen Hecken.

Werner ging nach Hause. Schlafen wollte er, liegen und vergessen — nichts anderes. —

Als Werner am nächsten Morgen erwachte, hatte er das Gefühl, als läge eine Aufgabe vor ihm, eine schwere Arbeit. Was war es?

„Sie werden etwas tun", klang Karl Pichwits erregte Stimme ihm ins Ohr. Das war es!

Der Tag war hell, das Pastorat voll gelben Sonnenscheins. Lene war rosig und gesprächig. Während Werner seinen Morgentee trank, lachte er mit ihr über irgendwelche geringfügige Dinge.

Er ging an seine Amtsgeschäfte. Leute kamen. Er ermahnte und schalt sie, war väterlich und jovial. All das ging gut vonstatten, nur erschien es ihm alles so vorläufig. Eine Aufgabe wartete seiner, das andere war nur ein Hinbringen der Zeit bis dahin. Er dachte nicht weiter darüber nach, er hütete sich davor, sich selber Zeit zu lassen, um sich auf das zu besinnen, was vor ihm lag und lauerte.

Am Nachmittag ließ er den Schecken einspannen, um nach Schloß Sielen zu fahren.

Das war es, was er tun mußte, und der Pastor Werner tat es, der eine Pflicht erfüllte, nicht der törichte unbegreifliche Mann, der gestern im mächtigen Park von Dumala gestanden hatte, Stunde um Stunde, um zu dem Lichtstreifen oben am Turm emporzusehen, mit einem schmerzhaften Begehren.

Pastor Werner fuhr zu Behrent von Rast, um eine Pflicht zu erfüllen, eine Amtspflicht und eine Freundschaftspflicht.

Während er durch das grelle Nachmittagslicht dahinfuhr, dachte er nicht darüber nach, was er sagen und was er tun wollte. Da es eine Amtspflicht war, mußte das von selbst kommen.

In Sielen wurde Werner vom Groom Dakewitz empfangen. Der Zwerg, sehr auffallend in die Rastschen Farben gelb und blau gekleidet, bedeckt mit großen Wappenknöpfen, sah wie ein abenteuerlicher kleiner Affe aus. Während er Werner durch die Zimmer geleitete, sprach er mit einer hohen, gedrückten Stimme, wie alte Frauen sie zuweilen haben.

„Der Herr Baron wird sich freuen. Der Herr Baron ist allein und ihm wird die Zeit lang. Etwas Gesellschaft wird dem Herrn Baron angenehm sein."

Werner fand Rast in einem großen Zimmer, das ein mächtiges Kaminfeuer stark überheizte. Überall lagen und hingen Teppiche. Rast hatte sich in einen Burnus aus weißem Tuch gehüllt, lag auf dem Divan und rauchte.

„Der Pastor, das ist hübsch. Also sie gedenken doch der Einsamen", rief er Werner entgegen.

Werner war steif und befangen, wie meist am Anfang eines Besuches.

„Ja — ich habe mir erlaubt —".

„Famos", unterbrach ihn Rast. „Setzen Sie sich, Herr Pastor. Was — das Feuer zu nah? Sehn Sie, ich friere hier immer. Diese alten Familienhäuser sind so gebaut, als sollten die Familien durch Kälte möglichst lange konserviert werden. Aber wenn die Familien sich dem Ende zuneigen, scheint es, als vertrügen sie diese Temperatur nicht mehr recht, sie schlagen dabei um wie guter Bordeaux."

Rast lachte laut über seine eigne Bemerkung und Werner lachte höflich mit.

„Ein Likör gefällig?" fragte Rast und goß aus einer vergoldeten Flasche einen rosenfarbenen Likör in ein Glas. „Nicht?" Eine orientalische Erfindung, Rosen-

likör aus wirklichen Rosen. Ein wenig süß — ja. Ich trinke ihn an kalten Tagen, denn er schmeckt, wie destillierte, heiße Julitage. Aber nehmen Sie doch eine Zigarre".

Rast war gesprächig wie Leute es sind, die einen einsamen Tag verbracht haben und es nur ausnützen, daß sie jemanden haben, der ihnen zuhört.

„Ja, rauchen müssen Sie der Gerechtigkeit wegen. Bei einer Unterhaltung ist es ungerecht, wenn nur einer raucht, dadurch bekommt der andere einen zu großen Teil der Unterhaltung. Sehen Sie, wenn beide rauchen und dem einen geht die Zigarre aus, dann weiß man gleich, daß er ein zu großes Stück des Gespräches an sich gerissen hat."

Werner lächelte.

„Nun, Herr Baron, in diesem Falle wollte ich auch mehr eine Mitteilung machen, als daß es hier auf eine Erwiderung ankäme."

„Ah! das ist etwas anderes", meinte Rast.

Er lehnte am Kamin. Von dem weißen Burnus hob sich der Kopf sehr dunkel und ein wenig gewaltsam ab — das bräunliche, hübsche Gesicht, die blanken schwarzen Bartflammen zu beiden Seiten des Kinnes mit dem weichlichen Grübchen, die großen, braunen Augen, mit dem feuchten, trägen Blick. „Ja — gewaltsam" — dachte Werner, als er ihn mit großer Abneigung betrachtete und mit dem Sprechen zögerte — „solchen gehört, wie den Zuchtstieren, ein Ring durch die Nase und angekettet in einem dunklen Stallwinkel, aus dem sie nur hervorgeholt werden, wenn sie nötig sind."

„Die Sache ist die", begann Werner, er hörte, daß seine Stimme sanft und pastoral klang: „Sie wissen, Herr Baron, ich komme durch mein Amt viel mit den Bauern der Gegend in Berührung und höre, was unter diesen Leuten gesprochen wird. Schließlich ist das Pastorat so eine Art Schallfänger für die Gerüchte, die durch das Kirchspiel schwirren. — Da ist mir nun ein Gerücht zu Ohren gekommen, das ich Ihnen, Baron, mitzuteilen für meine Pflicht hielt, weil — weil es dazu angetan ist, eine Dame zu kompromittieren. Wie gesagt, da es Sie betrifft, hielt ich es für meine Pflicht, Ihnen davon Mitteilung zu machen".

„Ah!" sagte Rast und schaute auf seine Zigarre nieder: „Sehr interessant. Worum handelt es sich denn?"

So leicht hier das gesagt war, Werner glaubte aus dem kühlen, ein wenig spöttischem Ton etwas wie eine Herausforderung heraus zu hören und das freute ihn, das machte ihn warm.

„Ich denke, auf die näheren Umstände einzugehen, ist wohl nicht nötig", versetzte er. „Es handelt sich um — um nächtliche Fahrten, die beobachtet —, die bis zu ihrem Ziel verfolgt worden sind, aus denen Schlüsse gezogen werden, die einer Dame schaden können."

Er bemühte sich klar und geschäftlich zu sein.

„Und", sagte Rast noch immer im leichten Unterhaltungston, „Sie, Herr Pastor, hielten es für Ihre Pflicht mir das mitzuteilen?"

„Ja."

„Für Ihre Pflicht als Pastor natürlich?"

Werner erhob ein wenig die Stimme als er antwortete:

„Ja, als Pastor, gewiß — und als Ehrenmann und als Freund der betroffenen Familie."

Rast wehrte mit der Hand ab und sagte bittend: „Nein, Herr Pastor, nicht das alles. Bleiben wir bei dem Pastor. Als Pastor bitte."

„Als was Sie wollen", fuhr es Werner jetzt ziemlich grob heraus.

„Sehen Sie," meinte Rast, „das mit dem Ehrenmann. Ein jeder setzt bei dem anderen voraus, daß er weiß, was ein Ehrenmann zu tun hat. Gewiß — sonst wär's ja beleidigend. Aber es ist besser, sich da nicht weiter auf Einzelheiten einzulassen. Es entstehen dann doch leicht Meinungsverschiedenheiten. Und Freund, mein Gott, Gefühle komplizieren die Sachen nur. Aber Pastor —, Pastor ist klar. Sie sind als Pastor verpflichtet, sich in die Angelegenheiten anderer Leute zu mischen, das ist Ihre Amtspflicht, peinlich vielleicht, aber sie wird erfüllt. Sehr achtbar!"

„Es handelt sich hier nicht um mich", versetzte Werner hitzig. „Es handelt sich darum, daß eine Dame . . .?"

„O bitte", unterbrach ihn Rast sanft, „doch, es handelt sich um Sie. Sie tun Ihre Pflicht. Als Pastor handelt es sich für Sie nicht um einen bestimmten Herren oder eine bestimmte Dame, es handelt sich für Sie abstrakt um einen Ruf — eine Tugend, eine Sünde, nicht wahr? Es ist Ihr Beruf zu verhindern, daß ein Ruf geschädigt wird, oder daß eine Tugend fällt; oder daß eine Sünde begangen wird. Sie haben keinerlei persönliches Interesse daran, Sie tun Ihre Pflicht, und nur deshalb, Herr Pastor, können Sie's tun, können Sie hier Dinge sagen und tun, die ein anderer nicht sagen und tun kann."

„Ich berufe mich nicht auf mein Amt", sagte Werner. „Ich spreche als Mann zum Manne".

„O nein", versetzte Rast, „Sie kommen als Pastor ermahnen, nicht Rechenschaft fordern."

„Doch", unterbrach ihn Werner, „ich will Rechenschaft fordern."

Rast zuckte die Achseln.

„Nicht möglich, Herr Pastor. Sie wollen eine Tugend retten, Sie wollen, was man so nennt, Gutes tun. Sie wollen keine Antwort oder Erklärung. In Ihren Predigten fragen Sie auch zuweilen, aber Sie wollen doch keine Antwort darauf. Darauf zu antworten wäre unpassend. So auch hier. Sie wollen Gutes tun, Sie wollen ermahnen, Sie wollen keine Antwort von mir. Das sagten Sie ja vorhin. Ich verstehe Sie vollkommen."

Werner erhob sich von seinem Stuhl. Der Zorn schoß ihm ganz heiß in das Blut. Seine Schläfen brannten.

„Herr Baron", sagte er feierlich, „ich sehe, daß etwas Unerhörtes geschieht und ich soll ruhig zusehen, ich soll nicht das Recht haben, einzugreifen?"

Rast sah ihn mit seinen gefühlvollen Sammetaugen sinnend an.

„Aber so setzen Sie sich doch, Herr Pastor. Sie haben unrecht, sich so aufzuregen. Sie hätten doch eine Zigarre nehmen sollen. Bismarck sagt, eine Zigarre mache ein Gespräch ruhig. Aber ich erkenne Ihr Recht, einzugreifen — als Pastor — an. Sie sprachen von Unerhörtem, — es ist vielleicht besser, eine genauere Kritik hier zu vermeiden, — der Objektivität wegen."

„Ich wiederhole es", rief Werner heftig. „Ich fordere hier Rechenschaft." Rast lächelte. „Aber Herr Pastor. Wollen Sie sich mit mir schlagen? Das ginge doch nicht. Würde das nicht aussehen, als hätten Sie ein Interesse oder ein Recht in dieser Sache? Nein, ich werde nie vergessen, wen ich vor mir habe." „Und ich — ich —" sagte Werner heiser, „ich darf wohl nicht vergessen, — daß ich in ihrem Hause bin."

Rast wehrte mit der Hand ab.

„O bitte, darauf kein Gewicht zu legen. Mein Haus steht zu Ihrer Verfügung. Ich bedaure, Herr Pastor, Sie ein wenig erregt und nicht ganz zufrieden zu sehen. Ich fürchte, ich bin Ihnen nicht sympathisch, das bedaure ich . . ."

Werner war plötzlich ganz ruhig geworden. Er lächelte sogar.

„Sympathisch — nein. Ich kam wohl auch nicht, um eine Liebeserklärung zu machen".

„Selbstverständlich!" gab Rast zu und lächelte auch. „Ich meine nur, warum sind Sie mit mir nicht zufrieden? Sie kommen zu mir, um mir eine Mitteilung zu machen, um mir eine Mahnung zugehen zu lassen. Gut! Ich nehme die Mitteilung dankbar entgegen. Die Mahnung — ich will sie —, wie sagt doch die Bibel, ich will sie ‚in meinem Herzen bewegen'. Mehr können Sie, Herr Pastor, nicht von mir verlangen. Der Fall selbst ist nicht geeignet, besprochen zu werden. Das ist natürlich auch Ihre Ansicht. Aber Ihre Mission — Herr Pastor — Ihre Mission kann als durchaus gelungen bezeichnet werden." „Sie haben recht," sagte Werner leise und müde „so werd' ich denn gehn."

„Sie wollen schon gehn?" rief Rast, als überraschte ihn das. „Das tut mir leid. Es plaudert sich angenehm an solchen kalten Tagen. Aber ich darf Sie wohl nicht aufhalten."

Die beiden Männer reichten sich die Hände und Werner wurde sich dabei des Umstandes bewußt, daß er fast einen Kopf größer als Rast war, daß, wenn er jetzt den Arm hob und seine Faust auf den vor ihm stehenden Rast niederfallen lassen würde, dieser vor ihm auf dem Teppich läge.

„Also besten Dank", sagte Rast, „auf Wiedersehn".

Er begleitete Werner bis an die Türe und nickte ihm lächelnd zu.

Auf dem Heimwege wurde Werner den Gedanken nicht los, wie häßlich und widernatürlich doch diese sogenannte Kultur war. Zwei haßten sich. War es da nicht schöner, sich zu fassen, um den Leib, das fiebernde Fleisch aneinander zu drücken, sich den glühenden Atem in das Gesicht zu blasen und zu suchen einander wehzutun, . . . zu verwunden, wie die Bauernburschen es unten im Kruge tun?

Statt dessen reicht man sich die Hand, lächelt: „Besten Dank! Auf Wiedersehn" — Pfui!

Die Adventszeit war da. Lene saß abends am Klavier und sang Choräle. Werner hielt Nachmittagsandachten, während die untergehende Sonne durch die Kirchenfenster schien und die Gesichter der Leute rot malte. Oder er besuchte die Schulen. Grey, hektischrote Flecke auf den mageren Wangen, die Augen entzündet, stand an dem Pult und sprach mit hoher, erregter Stimme auf die Kinderschar ein. Die Wintersonne schien hell über die blonden Kinderköpfe. Die Kinderstimmen, die sich draußen heisergeschrien hatten, sagten eintönig und taktmäßig Sprüche her, in denen von großen Wundern und großen Geheimnissen die Rede war, — die Augen klar und voll verständnisloser Andacht. Werner hatte diese Zeit stets geliebt, in der die großen Mysterien eine familienhafte Traulichkeit annahmen, in der Frauen, Mädchen und Kinder sich in den ewigen Dingen gemütlich zu Hause fühlten, wie in ihren Stuben. Überall war etwas Wunderluft. Auch jetzt ging Pastor Werner seinen Amtsgeschäften ruhig nach. Er konnte andächtig und heiter sein.

Aber neben dem Pastor Werner ging ein anderer her. Er versteckte sich, er war jedoch da — fremd — unheimlich — unentrinnbar.

Wenn Werner abends bei der Lampe Lene gegenübersaß und zuhörte, wie Lene über friedliche, kleine Dinge plauderte, dann geschah es wohl, daß sie plötzlich ausrief:

„Was ist dir?"

„Mir? Nichts — warum?"

„Du machst ein Gesicht, als schmerzte dich was."

Werner lachte: „Was du nicht siehst!"

Allein, wenn es still im Hause wurde, wenn er in seinem Arbeitszimmer saß, dann kam er — der andere — unabänderlich, ein Gast, der nie ausblieb.

Werner hörte auf den Schlag der Uhr, wartete in dumpfer Ergebung.

Es schlug zwölf.

Werner erhob sich, zog seinen Pelz an, nahm seinen Stock und ging hinaus, pünktlich, wie zu einem gewohnten Geschäft. Und während er leise durch das Haus zur Haustüre schlich, mußte er an das Wort des Johannisevangeliums denken, das von Judas sagt:

„Da er nun den Bissen genommen hatte, ging er sobald hinaus. Und es war Nacht."

Die nächtliche Welt um diese Stunde war ihm jetzt vertraut. Zuweilen war der Himmel klar und voller Sterne, oder der Nordwind fuhr in die Bäume, rauschte wild, als riefe er in die alten Föhren eine aufregende Nachricht hinein. Oder dichter Nebel verhängte das Land, tropfte und flüsterte in den Zweigen. Werner kannte jede dunkle Baumgestalt, an der er vorüber mußte. Er kannte die leisen Schritte des Wildes im Dickicht. Er gehörte zu ihnen allen, die ihn umstanden, sie waren seine Mitwisser.

Durch die Tannenschonung ging er in den Wald hinein, bis er den schmalen weißen Strich über dem Abgrunde sah. Dort setzte er sich auf einen Baumstumpf im Gebüsch und wartete.

Wenn es in seiner Nähe raschelte, dann wußte er, es war der Fuchs, der auf die Jagd ging. Die regungslose Gestalt auf dem Baumstumpf schreckte den Fuchs nicht. Er war an sie gewöhnt. Er mochte gemerkt haben, daß dieses Raubtier, das so still auf der Lauer lag, ihm nicht ins Gehege kam.

Werner wartete geduldig, bis sie herankamen: der Schlitten — das schwarze Pferd — eilig, lautlos. Sie glitten über den weißen Strich — schwebten über dem Abgrunde — und waren hinüber und verschwunden. Werner steckte sich eine Zigarette an, rauchte und wartete, bis der Schlitten wiederkam, einen Augenblick über dem Abgrund schwebte und verschwand.

Um das zu sehen, dieses Schweben über dem Abgrund, kam er Nacht für Nacht. Das war ein Augenblick furchtbarer Spannung. Jetzt — jetzt mußte die zierliche, schwarze Vision auf dem weißen Strich im Abgrund verschwinden!

Die Bibel war so voller Wunder. Was wirkten die Leute da nicht alles mit ihrem Willen! Sie machten Tote auferstehen und Lebende tot zur Erde fallen. Konnte er denn nicht mit der Gewalt seines Willens eines dieser morschen Bretter zum Brechen bringen? Nur ein Brett und — — —

Oft, wenn der Schlitten an ihm vorüber war, stand Werner von seinem Baumstumpf auf, ging auf die Brücke hinauf, vorsichtig und aufmerksam. Er betrachtete sorgsam jedes Brett, prüfte es mit der Hand. Dieses war ganz morsch, dieses lag nur lose auf — hier war ein Spalt. Es mußte einmal geschehen. Wenn einer eines dieser Bretter zufällig mit dem Fuß oder mit der Hand verschob — — ein leichter Schwindel faßte ihn. Er mußte für einen Moment die Augen schließen. Dann ging er wieder an seinen Platz zurück.

„Wenn einer zufällig mit dem Fuß oder mit der Hand eines dieser Bretter verschiebt" — klang es in ihm wieder, eintönig, eigensinnig, wie ein sinnloser Refrain. Und um ihn flüsterten die kleinen Tannen — ver — schiebt — ver — schiebt, und oben fielen die alten Föhren laut und majestätisch ein „versch — — iebt — ver — schiebt" — Der ganze Wald dachte nur daran.

War es vorüber, war der Schlitten zurückgefahren, dann ging Werner nach Hause — die Glieder schlaff — das Herz müde und leer.

Er warf sich auf sein Bett und schlief einen schweren Schlaf, wie nach harter, freudloser Arbeit.

Werner war in der kleinen Schule dort hinter dem Walde gewesen, jetzt ging er langsam heim. Es war um die Mittagszeit. In der Nacht hatte es geschneit. Nun ließ die Sonne den Schnee von den Zweigen tropfen. Der Wald war voller Flügelrauschen und Vogelrufe. Die Meisen rollten wie kleine, graue Bälle an den Zweigen entlang. In einem verschneiten Haselnußstrauch saß eine Gesellschaft Dompfaffen wie große, rote Früchte.

Das war heiter. Werner klangen noch die Lieder im Ohr, die er eben von den Kindern gehört hatte.

„So viel Licht, daß man nichts mehr unterscheidet", hatte Karola gesagt. So dachte sie sich das Jenseits. Das war es. So mußte die Religion für die Armen und Gedrückten sein, — Licht, nicht das zeigt und aufdeckt, nein, Licht das verhüllt, das wie ein leuchtender Schleier sich über das graue Leben breitet.

Von dem engen Waldpfade bog er in die kleine Waldlichtung ein und — trat leise zurück.

Wie ein Vision stand es vor ihm.

Die Lichtung war weiß verschneit, ringsum weiße Wälle und darüber der Sonnenschein, ein gelber Lichtnebel über den Wipfeln. Mitten auf dem Platz hielt der Schlitten mit dem schwarzen Pferde. Rast stand in dem Schlitten, hoch aufgerichtet, sein Bart flimmerte vor Tropfen und vor ihm stand Karola. Sie bog den Kopf zurück, sah zu ihm auf, lachte über das ganze Gesicht. Sie streckte die Arme aus.

„Heb mich" — sagte sie.

Er beugte sich zu ihr nieder, faßte sie und hob sie hoch in die Höhe, in den Sonnenschein hinauf. Karola stieß einen leisen Schrei aus und bewegte die Arme wie Flügel.

„Ja — so — so", rief sie.

Ein Nußhäher antwortete mit seinem lauten, aufdringlichen Ruf, als hätte er es dem ganzen Walde mitzuteilen.

Werner sah Karola in dem gelben Lichtnebel schweben, sah ihr Gesicht ernst werden, die Lippen sich öffnen, die Augen sich schließen — wie überwältigt von einem starken Gefühl.

Rast ließ die Arme langsam sinken, legte die schwebende Gestalt auf seine breite Brust — beugte sich auf sie nieder und küßte das Gesicht mit den geschlossenen Augen.

Dann setzte er Karola in den Schlitten.

„Jetzt fahren wir los", sagte er. „Jetzt fahren wir los", wiederholte Karola lustig.

Sie ließ sich zurecht setzen, einhüllen, willenlos wie eine Sache, wie seine Sache.

— „Hü!" rief Rast dem Pferde zu und sie fuhren in all das Weiß der Bäsche hinein.

Laut — leichtsinnig und schamlos erfüllten die Schellen den Wald mit ihrem Geklingel.

Warum — sagte sich Werner, warum mußte dieses Weib so furchtbar tief in sein Fleisch hineingeschrieben sein? Was war sie ihm? Was durfte sie ihm sein? Und doch jede Faser, jeder Nerv seines Körpers fieberte. Betrogen und bestohlen fühlte sich dieser Körper. Da stand er, versteckt hinter den Büschen

und hungerte nach diesem Weibe, hungerte, wie er noch nie nach etwas gehungert hatte. Und dieser große, brutale Mann durfte im Sonnenschein stehen und sie nehmen wie sein Eigentum, wie seine Sache. Wozu war solch ein flacher Lebensvergeuder da? Um mit seinen unreinen Händen zu nehmen, zu stehlen, was anderen heilig, was für andere der tiefste Kampf der Seele war? Ein schädliches, unnützes Raubtier, dem man Fallen stellen sollte wie dem Fuchs, das ist dieser Rast.

Zu Hause war Werner heiter, er scherzte mit Lene, mit Tija, er war fast ausgelassen oder versuchte es zu sein. Ihm war, als müßte er unter dieser Heiterkeit etwas verbergen — vor Lene, vor Tija —, vor sich selber. Er wußte selbst nicht, was es war.

Am Nachmittage kam der Dr. Braun. Er saß am Kamin und erzählte:

Mit dem Baron in Dumala war es so — so. Er machte dem Doktor Sorge. Das Herz matt und die Schmerzen. „Sie sollen doch herüberkommen, Pastor, läßt er Ihnen sagen. Er schimpft schon. „Ein Doktor und ein Pastor würden dafür bezahlt, daß sie die Kranken besuchen" — sagt er, „von einem Bankdirektor verlang ich das nicht. Was denkt sich der Werner eigentlich!" ja, die Laune ist nicht die beste. Und die arme Frau. Die sitzt bei ihm, erträgt jede Laune. Eine Heilige."

„Ja — eine Heilige", wiederholte Werner.

„Und denken Sie sich!" Der Doktor wurde ganz rot vor Aufregung. „Die Alte in Debschen sagt mir, — es ist unglaublich — sie habe von Gerüchten — von Gerede gehört — die Trine — sagt — oder der Schweinejunge — was weiß ich — von dieser Frau und dem Rast — von Zusammenkünften hat sie gehört. Getratsch — Gestänker! Ich hab's der Alten gesagt: wer diese Frau angreift, der hat es mit mir zu tun. Mit uns beiden — nicht Pastor? Na — ich werd es der Alten in Debschen schon anstreichen." Der Doktor lachte drohend, den Mund weit offen. „Ja — Doktor — Sie haben recht", stimmte Werner ihm zu.

Das befriedigte den Doktor. „Na — also! Jetzt geh ich heim. Um neun Uhr leg ich mich in die Klappe. Meine Frau liest mir die Zeitung vor, dabei schläft's sich gut ein. Ein Sybarit — was? Aber zwei Nächte hab' ich hinter einander Kinder zur Welt bringen helfen. Die Rangen kommen jetzt immer bei Nacht zur Welt. Auch eine Unsitte — Unsolidität." Er lachte sehr laut über seine Bemerkung.

Werner schaute ihn nachdenklich an. Der war glücklich! Der war mit sich zufrieden, tat seine Arbeit und genoß sein Bett. Nichts dunkeles quälte ihn, keine schwere — unbegreifliche Aufgabe.

Und Werner empfand diese ruhige Zufriedenheit als klein, er verachtete sie fast seiner eignen Qual gegenüber.

Der Abend verging still und gemütlich.

In der Nacht machte Werner sich pünktlich zu seinem Posten auf den Weg.

Er überlegte sich das nicht mehr. Wozu? Er wußte es ja doch, zu der bestimmten Stunde würde er unten im Walde sein.

Die Nacht war windstill. Es schneite. Dieses weiße Niederrinnen legte eine bleiche Helligkeit in die Nacht. Alle Werners nächtliche Kameraden im Walde schwiegen heute. Sie standen regungslos da und ließen sich von den weißen Flocken zudecken.

Auch Werner saß regungslos auf seinem Baumstumpf und ließ sich zudecken. Die stetige Bewegung des niederfallenden Schnees machte ihn schläfrig, wiegte ihn in einen wachen Traum. Ganz ferne Bilder aus der Kindheit kamen: das Stübchen der Witwe Werner. Der kleine Erwin lag im Bett. Die Lampe stand am Fenster. In ihrem Lichte konnte das Kind sehen, wie draußen große Schneeflocken an der Fensterscheibe vorüberzogen. Die Mutter erzählte mit klagender Stimme der Nachbarin von den schweren Zeiten. Es war immer von Mark und Pfennigen die Rede. Das Kind hörte dem, wie einem Wiegenliede, zu. Mark und Pfennige schienen ihm etwas Trauriges zu sein, von dem sich endlose Geschichten erzählen ließen. Und die Schneeflocken kamen aus dem Dunkel und gingen in das Dunkel, einen Augenblick im Strahl der Lampe durch die Scheibe in das Zimmer sehend. Der kleine Erwin versuchte es, die endlose Geschichte von den Mark und Pfennigen zu verstehen, versuchte es, die Flocken zu zählen, die am Fenster vorüberzogen, bis ihm die Augen zufielen.

Ein leises Geräusch ließ ihn aufschauen. Rasts Schlitten war schon mitten auf der Brücke. Rast sagte etwas, und der Zwerg antwortete mit seiner gedrückten Altweiberstimme, schläfrig, als fahre er auf sicherer Landstraße hin. Nun waren sie — hinüber, — wirklich hinüber und fort.

Werner schaute auf die Brücke — erstaunt. Es war ihm gewesen, als müßte es heute sein. Er hatte das so fest erwartet, daß es ihn ruhig gemacht hatte, — heute würde er es sehen, daß der Schlitten mitten auf der Brücke verschwand — und nun — — —

Werner sann vor sich hin. Es war kein Nachdenken, es war ein gespanntes, aufmerksames in sich Hineinhorchen.

Was wird geschehen?

Auf die Brücke wollte — mußte er hinauf.

Gut! Er ging auf die Brücke hinauf.

Der feuchte Schnee machte die Bretter schlüpferig. Er hatte sich in acht zu nehmen. Jetzt stand er über dem Abgrund. Das Wasser unten war heute stumm. Eine leichte Eiskruste mochte darüber liegen. Werner bückte sich und befühlte die Bretter. Dieses lag ganz lose auf und war morsch. Werner rüttelte daran. Es saß doch fester, als er gedacht. Er spannte seine Kraft an. Ja — nun gab es nach, ließ sich schieben, schwenken und fiel. Unten krachte die dünne Eisdecke, das Wasser gurgelte.

Jetzt brauchte einer die anderen Bretter nur mit dem Fuß zu stoßen und sie fielen auch.

Werner stieß sie mit dem Fuß und wieder krachte unten das Eis und plätscherte das Wasser, unerträglich laut in all der Stille, erschien es Werner.

Vor ihm gähnte ein großes, schwarzes Loch. Er stand am Rande und schaute hinein. Eine schwere Mattigkeit machte ihm die Glieder weich, nahm ihm alle Kraft. Am liebsten hätte er sich auch in das schwarze Loch hinabgleiten lassen. Ein Aufschlagen des Wassers, ein Gurgeln und die tiefe Stille hätte sich auch über ihn gelegt, kühl und wohltuend.

Vorsichtig trat er den Rückweg an und setzte sich wieder auf den Baumstumpf. Er zündete sich eine Zigarette an, sah beim Schein des Zündholzes nach der Uhr. Es ging ihm durch den Kopf, daß der niederfallende Schnee jede Spur verwischte. Er dachte an seinen Gang heute morgen. Wie fern, wie fremd schien ihm der Werner, der in der Schulstube väterlich die Hand auf die blonden Kinderköpfe gelegt und mit den Kindern „Vom Himmel hoch" gesungen hatte. Ja, so ein friedlicher Pastor hat es gut!

Unendlich langsam verrannen die Stunden heute, und die gespannte Wachsamkeit des Ohres war ermüdend. Jeder Ton, das Herabgleiten des Schnees von den Zweigen, der Fall eines Tannenzapfens, das Knacken der Eiskruste unten auf dem Wasser, alles hallte so erschreckend in ihm wieder.

Da war es aber wirklich, das dumpfe Aufschlagen des Pferdehufes auf den Schnee.

Werner erhob sich. Alles in ihm war furchtbar angestrengte Aufmerksamkeit. Er versuchte es durch die niederfallenden Flocken zu sehn, versuchte es, mit dem Ohr die Entfernung zu messen, die der herannahende Schlitten durchmaß. — Jetzt war er an der alten Tanne. — Jetzt sah er den Kopf des Pferdes, er mußte dicht vor der Brücke sein — — Werner trat vor.

„Halt!" rief es aus ihm heraus.

Rast riß das Pferd zurück und hielt.

„Wer ist da?" fragte er.

„Fahren Sie nicht weiter," sagte Werner.

„Ja — warum?"

„Weil die Brücke eingestürzt ist, — da — in der Mitte."

„So."

Rast ließ das Pferd einige Schritte zurückgehen, stieg dann aus.

„Gebrochen sagen Sie," meinte er, „wie wissen Sie das?"

— „Ich weiß es", entgegnete Werner ungeduldig.

„Hm — danke." Rast stapfte durch den Schnee zu Werner hin: „Ah! der Herr Pastor! Ich glaubte schon Ihre Stimme zu erkennen."

„Die Brücke ist in der Mitte eingebrochen" erklärte Werner in geschäftsmäßigem Ton: „Sie wären unbedingt hinuntergefallen."

„Na —, da hab' ich wieder einmal Glück gehabt", sagte Rast und lachte: „Und Sie — sind Sie deshalb hier?"

„Ich — ich war hier" —

„Wollen wir den Schaden mal ansehn", meinte Rast.

Er ging auf die Brücke hinauf, stand an dem Loch. Werner schaute ihm nach. Er hätte fortgehen können. Er hatte ja hier nichts mehr zu tun. Aber er blieb, stand da, träge und gedankenlos. Rast kam zurück.

„Seltsam!" sagte er, „Wie das geschehen konnte! Sie wissen das natürlich nicht? Nein, wie sollten Sie."

Rast bog seinen Kopf sehr nah an Werners Gesicht heran. Werner sah zwischen dem schwarzen Bart die weißen Zähne blitzen. Lachte Rast?

„Aber kommen Sie, Pastor," sagte Rast besorgt, „setzen Sie sich in den Schlitten. Sie müssen gefroren haben. Nein, nein, keine Einwendungen. Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet. Sie sind, was man so nennt, mein Lebensretter."

Er drängte Werner in den Schlitten hinein, deckte ihn sorgsam zu.

Werner ließ es geschehen. Willenlosigkeit lag lähmend auf ihm, wie wir sie in einem schweren Traum empfinden, wenn wir die düsteren Traumereignisse widerstandslos über uns ergehen lassen müssen.

Rast ergriff die Zügel, wandte den Schlitten und fuhr in den Wald hinein.

Im Fahren unterhielt er Werner liebenswürdig.

„Verfault war das Ding genug, ich hätte längst erwartet, daß es einstürzt. Jedesmal, wenn ich da hinüberfuhr, gab es eine angenehme kleine Spannung. Ich bin Spieler und bin gewohnt, Glück zu haben. Da hier keine Bank ist, sollte die Brücke sie ersetzen. Sie wissen, wenn man gewohnt ist Glück zu haben, vergrößert man gern den Einsatz, immerhin, merkwürdig, daß sie so in der Mitte brechen konnte. Als ob jemand die Bretter aufgerissen hätte. Merkwürdig."

So plauderte er fort. Er fragte nicht, wie Werner denn in den Wald kam, wie er von dem Loch in der Brücke wußte. Er sprach vom Wetter. Dieser verdammte feuchte Schnee, der kroch einem in die Kleider hinein. Man fror bis auf die Knochen.

Der Schlitten hielt. Das war ja der Moorkrug.

„Steigen Sie aus Herr Pastor", sagte Rast. „Wir müssen uns ein wenig erwärmen, sonst haben wir beide die Erkältung weg. Auf die Lebensrettung müssen wir eins trinken. He — Jost — Karl."

Der Krüger erschien eilfertig. Sein mürrisches Gesicht grinste unterwürfig.

„Ah, der Herr Baron."

„Ja — ja! Damkewitz trocknen Sie den Gaul ab. Lassen Sie sich einen Grog geben, So!"

Werner folgte Rast in den Krug mit der traumhaften Willenlosigkeit, die er nicht abschütteln konnte. Alle Aufregung in ihm hatte sich gelegt, nur etwas wie Neugierde lebte in ihm, Neugierde, wie dieser entsetzliche Traum weitergehen würde.

Die Lampe wurde im Herrenzimmer angesteckt, Feuer im Ofen angemacht.

„Und nun Ihren Sündersekt", befahl Rast: „Ein armer Jude hat nämlich

Sekt hier bei dem Jost einmal versteckt, um ihn bei Gelegenheit über die Grenze zu schaffen. Na, den Juden haben die Grenzreiter wohl geholt und unser Jost verkauft den Sekt an zuverlässige Kunden. So geht es im Leben. Aber Pastor, Sie haben gefroren, Sie sind ja ganz weiß im Gesicht! Setzen Sie sich nah an das Feuer. So! Nun wird's noch ganz gemütlich werden."

Der Wirt brachte den Wein. Rast schenkte die Gläser voll.

„Ja, das wird besser sein, als unten im schwarzen Loch liegen", meinte er: „Ein eigentümliches Gefühl ist es doch, so nah an dem schwarzen Loch gestanden zu haben. Nur wenige Schritt und dann die große, kalte Angelegenheit. Brr! Stattdessen sitzt man hier in angenehmer Gesellschaft, wärmt sich und trinkt Jost's Sündersekt."

Er hob sein Glas: „Prosit! Stoßen Sie an, Pastor. Auf Ihre Gesundheit, mein Lebensretter."

„Prosit", sagte Werner und trank sein Glas schnell aus. „Er ist gut, der Wein", bemerkte er und hielt das leere Glas Rast hin. „Ja, der tut gut", meinte Rast. „So ist's recht", fügte er hinzu als er sah, daß Werner auch dieses Glas auf einen Zug leerte. Seine schönen Samtaugen ruhten freundlich und wohlgefällig auf Werner.

„Geschmeckt? jetzt wird's besser?" fragte er besorgt.

„Das wärmt," erwiderte Werner und lächelte müde.

„Also!" Rast schien wesentlich erleichtert zu sein, als er Werner lächeln sah: „Wissen Sie Pastor, Sie sind ein famoser Mensch. Das hab' ich gleich gewußt, als ich Sie sah. Ich sagte noch zu — zu einer Dame. Der Pastor Werner muß Glück bei Frauen haben, wenn ich ein Weib wäre . . ."

Werner zuckte die Achseln.

„Bei einer Frau."

„Natürlich", fiel Rast ein: „die Frau Gemahlin. Habe das Vergnügen gehabt. Charmante Dame. Nein, wirklich Pastor, Sie waren sozusagen meine unglückliche Liebe, denn ich bin Ihnen leider nicht sympathisch, das sagten Sie vorigen Abend. Nichts zu machen! Aber es freut mich doch, daß gerade Sie mein Lebensretter sind. Prosit — Lebensretter."

„Ach, lassen Sie doch den Lebensretter," sagte Werner ärgerlich.

„Warum," fragte Rast, „für Sie bedeutet das vielleicht wenig, aber für mich ist das wichtig. Wo wäre ich jetzt ohne Sie! Garnicht auszudenken! Wenn ich daran denke, kommt so'n Schwindel über mich. Prosit! Sie – Jost — eine Flasche."

Sie hatten schnell getrunken. Werner fühlte es, wie der Wein ihm zu Kopf stieg, wie die Gegenstände und Ereignisse ihre Sachlichkeit und Wirklichkeit verloren. Er und Rast und das Zimmer mit den roten Vorhängen, an dem kleinen Fenster, das große Ofenfeuer, Marie, die halb nackt in ihrer lasterhaften Üppigkeit ab und zu ging, all das war wie eine Erscheinung, die gleich verschwinden würde.

„Seltsam ist es immerhin," hörte er Rast nachdenklich sagen, „gerade in der

Mitte. Ich bin doch vor wenig Stunden hinübergefahren. Ob es so von selbst?"

„Morsch genug war es", hörte Werner sich sagen.

„Allerdings", gab Rast zu. „Sagen Sie Pastor —, ob da vielleicht einer hinübergefahren ist — und — —"

„Ach nein!" meinte Werner.

„So — nicht." Rast dachte nach, dann rückte er näher an Werner heran mit einer vertraulichen Mitteilung. „Hören Sie Pastor — Lebensretter —, ich kann Ihnen sagen, oft, wenn ich da hinüberfuhr, ist mir der Gedanke gekommen, das wär' so 'ne Gelegenheit für einen, dem ich unbequem wäre. Ein paar Bretter heraus, die anderen so auf der Kippe, die reine Mausefalle. Ich bin unten. Kein Mensch wundert sich darüber. Jeder hat es erwartet, daß ich einmal den Hals breche. Ja, das wäre eine Gelegenheit — was?"

„Und wer konnte das sein?" fragte Werner und sah Rast aufmerksam an. — „Wie er heranschleicht", dachte Werner. Es unterhielt ihn zu sehen, wie der Mann vorsichtig ihn einkreiste.

„Ich meine nur so", fuhr Rast fort. „Die Aufgabe muß nicht leicht gewesen sein. Denken sie sich auf den verdammt schlüpfrigen Brettern zu stehn und zu arbeiten. Das muß nicht leicht gewesen sein."

„Schwindelfrei muß einer dazu schon sein," warf Werner hin.

„Schwindelfrei, auch das," gab Rast zu, „und dann, ein oder der andere Nagel steckte wohl noch unten in den Latten — und dann, das große Brett —"

„Sehr morsch" — wandte Werner ein.

„Immerhin," sagte Rast, „ein hübsches Stück Arbeit. Alle Achtung. Ob der da wo im Gebüsch gestanden hat und gewartet, daß ich in die Falle gehe? Was denken Sie? An seiner Stelle hätte ich gewartet — bis — bis es unten aufklatscht. Das hätte mich gefreut — wenn ich das gewollt hätte. Ob er da war? Sie haben nichts bemerkt?"

Rast nahm sein Glas, trank langsam daraus und sah über den Rand des Glases hinweg Werner mit seinen sentimentalen Augen sinnend an.

„Sie haben ihn nicht gesehn?" wiederholte er leise.

„Wen?" fragte Werner leise zurück.

„Nun — ihn —, der's getan," sagte Rast.

Werner schwieg einen Augenblick, stützte beide Arme auf den Tisch und schaute in das Feuer.

„Doch —" sprach er dann langsam in das Feuer hinein — „er war da."

„O! wirklich" — Rast zog ein wenig die Augenbrauen in die Höhe, wie in leichtem Erstaunen.

„Ja, er wartete," fuhr Werner fort, „er wartete. — Ich wartete".

Etwas wie Spott klang aus der Stimme, die das sagte, Spott über den andern, der durchschaut war.

Rast blieb in seiner sinnenden Stellung, er sagte nur:

„Ja natürlich wußt ich's."

Beide Männer schwiegen, stützten sich mit den Armen schwer auf den Tisch, wie Leute, die müde sind, und sahen dem Ofenfeuer zu.

Plötzlich richtete sich Rast auf, griff nach seinem Glase:

„Prosit Pastor, prosit Lebensretter! Natürlich wußt' ich's. Auf Ihr Wohl! hier in der Gegend sind Sie der einzige, der so was kann. Teufel noch einmal so was! Eine Falle wie für einen Wolf. Herr, Sie müssen ordentlich hassen können. Aber gekonnt, bis zu Ende gekonnt haben Sie's auch nicht."

„Nein," sagte Werner wie in Gedanken, „das sollte nicht sein. Sie waren nicht in meine Hand gegeben."

Rast lächelte sein liebenswürdiges Lächeln.

„Schade, theoretisch schade. Nicht in Ihre Hand gegeben, das ist altes Testament, nicht wahr? Wirklich, die Sache hat was alttestamentarisches. — Einen Jüngling für meine Wunde, und eine Jungfrau für mein Schwären — so ungefähr sagt auch einer der alten Helden. Nicht? Aber verzeihen Sie noch eine Frage, tut es Ihnen jetzt leid, daß Sie es nicht bis zu Ende gekonnt? Sie möchten lieber, daß ich dort in dem Loch liege, als daß ich hier sitze und Sekt trinke? Nicht?"

Werner erhob sich von seinem Stuhl und begann im Zimmer auf und ab zu gehen, die Hände auf dem Rücken, wie er es gewohnt war. Die seltsame Traumschlaffheit wollte er von sich abschütteln. Dann blieb er vor Rast stehen und sagte ruhig und laut:

„Baron. Mit dem, was ich Ihnen gesagt habe, können Sie tun, was Ihnen beliebt. Vielleicht gibt es Ihnen irgend ein Recht auf mich. Aber ich bestreite Ihnen das Recht mich auszufragen, sich da einzumischen, was ich und meine Tat miteinander auszumachen haben — —"

„Aber lieber Pastor," unterbrach ihn Rast: „ich hoffe, ich habe Sie nicht verletzt. Sie haben recht, es war taktlos von mir, diese Frage zu stellen. Sie können ruhig sein, das wird nicht mehr vorkommen, keine Frage. Für eine Unterhaltung in Fragen sind wir beide zu gut erzogen. Und dann, Sie sprechen von einer Tat. Hier gibt es keine Tat, kaum das Gespenst einer Tat. Und Rechte, welche Rechte soll ich haben? Ich bin für Ihre Mitteilung dankbar, sie hat mich sehr interessiert. Wenn ich Ihnen einen Gegendienst leisten kann, wird es mich freuen."

Werner stand noch immer und sah auf Rast hinab. Plötzlich ging ein merkwürdig hochmütiges Lächeln über sein Gesicht.

„Sie sind witzig, Baron," sagte er, „und Sie fühlen sich mir jetzt sehr überlegen. Aber sehen Sie, was auch geschehen ist, mir steht meine Tat trotz allem, doch höher als ihre Taten. Überlegen sind Sie mir nicht."

Rast war aufgesprungen.

„Ihre Tat, die Sie nicht tun konnten," rief er höhnisch.

„Das ist meine Sache," erwiderte Werner.

Rast machte eine leichte, bedauernde Handbewegung.

„Lassen wir das. Schade. Man hätte herzlicher auseinandergehen können. Also leben Sie wohl, Herr Pastor, besten Dank für die Lebensrettung und den interessanten Abend. Wie gesagt, schade, daß der Pastor dazwischen kommt, wenn es anfängt gemütlich zu werden" —

Werner verbeugte sich in seiner feierlichen, befangenen Art und ging hinaus.

Draußen hing schon ein blaßgelbes Lichtband am östlichen Horizont. Über dem frischgefallenen Schnee kam der Tag sehr weiß und rein herauf.

ist du mit den dummen Rechnungen fertig?" fragte Lene. „Du schläfst ja keine Nacht mehr."

„Ja — fertig", antwortete Werner und drückte sich fester in den Sessel am Kamin hinein.

„So sing' wieder," bat Lene.

„Nein —, ich kann nicht singen."

„So erzähl' was."

„Nein," sagte Werner. „Erzähl du was, Kind, etwas, das ich kenne, wie ihr als Kinder zum Großvater kamt und in dem alten Garten unter den Johannisbeerbüschen lagt und die sonnenwarmen Trauben aßt."

„Die alten Geschichten!" meinte Lene.

„Ja — alte, stille Geschichten."

Lene erzählte gehorsam. Werner hörte dem Tonfall der angenehmen, hellen Stimme zu. Seine Gedanken gingen ihren Weg, einen gewohnten Weg. Er lebte die stillen Abende in Dumala durch. Er sah das Aufleuchten von Karolas Augen, das Zucken des Mundes. Er hörte die Worte, die sie gesprochen, den Ton der Stimme. Es war ein ruhevolles Gedenken, wie wir einer gedenken, die wir verloren. Alles andere schien ausgelöscht. Die Nacht im Walde, sie stand in keiner Verbindung mit seinem Leben. Sie gehörte zu ihm, sagte er sich, und doch vermochte er sie sich nicht zu eigen zu machen. Das Leben ging weiter, als wüßte es nichts von dieser Tat. Was ist eine Tat, die nicht gegen uns aufsteht und uns an sich erinnert?

Nur nachts zuweilen, im Traum, stand er auf der schmalen Brücke und etwas fiel in das Wasser, und das Wasser spritzte auf, schwarz wie Tinte, und vor ihm gähnte das dunkle Loch. Dann erwachte er todmüde, wie gehetzt von dem Traum.

Mit Rast traf er eines Nachmittags in Debschen bei der Baronin Huhn zusammen.

Rast begrüßte ihn sehr herzlich, als seien sie alte Freunde. „Ach Pastor! Angenehm, daß man sich wieder trifft."

Beide hörten geduldig den Dienstbotengeschichten der Baronin zu. Als sie aufbrachen, ließ Rast seinen Schlitten ein wenig vorausfahren. Die Sonne ging so hübsch unter, er wollte einige Schritte gehen.

Werner ließ es schweigend geschehn, wie wir geduldig etwas Lästiges aus guter Erziehung ertragen.

Schulter an Schulter gingen die beiden Männer die Pappelallee entlang. Rast sprach von gleichgültigen Dingen.

„Gott sei Dank! es friert, gut für die Jagd. Schade, daß Sie nicht mehr jagen, Pastor. Die Jagd ist doch das einzige, wirkliche Vergnügen dieser Einöde. Es ist vielleicht kindlich, primitiv. Wir verstecken uns und freuen uns, daß wir klüger sind als ein Fuchs oder ein Reh. Nicht gerade ehrgeizig das! Aber Hinterhalte legen, das liegt uns allen im Blut und da die Gelegenheit sonst immer seltener wird — — Unsere Urväter waren ja doch alle gewiegte Fallenstellen, nicht wahr?"

Er ließ seine Zähne zwischen dem Bart in einem breiten Lachen blitzen.

Werner lachte höflich mit. „Ja — ja! Vielleicht."

Sie trennten sich mit einem Händedruck.

Zu Hause fand Werner einen Brief vom Baron Werland vor. Werland machte ihm Vorwürfe wegen seines langen Ausbleibens. „Ein Beichtvater", hieß es in dem Brief, „hat nicht das Recht, selbst das Beichtkind im Stich zu lassen, das ihm die langweiligsten Geschichten beichtet. Also kommen Sie."

Werner wunderte sich, als hätte er es anders erwartet, Dumala ganz so zu finden, wie er es immer gesehen hatte — die tiefe Dämmerung in dem Zimmer, das diskrete, faltige Gesicht des alten Jakob, das Kaminzimmer mit der grünen Lampe.

Werland, in die rote Decke gewickelt, saß am Kamin und die Augen schauten flackernd aus den tiefen Höhlen.

„Nun, Seelsorger," rief er, „Sie entkommen mir nicht! Setzen Sie sich, setzen Sie sich. Nur keine Entschuldigung. Machen Sie, als ob Sie gestern hier gewesen wären."

Karola saß auf ihrem Stühlchen und rieb das Bein ihres Gatten. Sie nickte Werner zu, als hätte sie ihn wirklich eben erst gesehen, und es begann eine ziemlich träge Unterhaltung, wie unter Leuten, die sich zu häufig sehn und sich wenig neues mitzuteilen haben. Werland schloß zuweilen die Augen, verfiel in leichten Schlaf, aus dem er dann auffuhr, um etwas zu sagen.

„Wie steht es mit der Seelsorge, Pastor?"

„O — danke, es geht", erwiderte Werner.

„So! Ein merkwürdiges Geschäft," meinte Werland. „Muß schwer sein, die Buchführung, die Bilanz — so und so viel Seelen plus — soviel minus."

Werner lachte. „Ja, das ist schwer bei einem Kapital, das noch zirkuliert. Die große Bank dort oben wird's dann schon — —"

„Unser altes Thema", unterbrach ihn Werland. „Aber ich denke nicht mehr darüber nach. Man wird ja sehen." Er schloß wieder die Augen. Karola war schweigsam, rieb Werlands Bein und schaute in das Feuer.

Werner betrachtete dieses Gesicht. Er suchte darin nach etwas Neuem, etwas Fremdem, etwas, das verriet. Allein die Züge hatten wie immer ihre klare Reinheit, die Augen ihr verträumtes, geheimnisvolles Licht. Nichts war ver-

ändert, nichts war von der Karola da, die sich dort in der Waldlichtung in den Sonnenschein emporheben ließ. Das beunruhigte Werner, er wollte etwas finden, was diese Frau ihm fremd und verächtlich machte, und nun schaute er in das Gesicht, das ihn mit törichten, knabenhaft weichen Gefühlen erfüllte.

„Die Galgenbrücke hat Rast einreißen lassen," sagte Werland.

„Ja, es war Zeit," erwiderte Werner zerstreut.

„Eine Gelegenheit weniger, sich aus der Welt zu befördern," meinte Werland, „aber Sie haben wohl keine Selbstmörder unter Ihren Gemeindekindern, was?"

„Nein, Gott sei Dank."

„Die Leute hier", fuhr Werland fort, „sind wie die kleinen Leute, die selten ins Theater kommen. Wenn sie mal ihren Platz bezahlt haben, dann bleiben sie bis zu Ende, wenn auch ein Stümper das Stück geschrieben hat und sie nur gähnen und sich ärgern müssen. Wir alle machen es wohl so."

„Das ist doch wohlerzogen," wandte Werner ein. „Sich langweilen können ist doch gute Erziehung."

„Da haben Sie wieder recht, Pastor," gab Werland zu. „Das sieht man an unserer guten Gesellschaft. Was wir an Langeweile ertragen können, ist ungeheuer, und nur durch jahrhundertlange Erziehung zur Langeweile möglich. Ist es nicht so, Kind?" wandte er sich an Karola und strich ihr mit der Hand über den Scheitel.

„O ja, das können wir!" sagte sie, und ihr Gesicht wurde einen Augenblick von dem hübschen, durchtriebenen Lachen erhellt.

Pichwit kam zum Tee, war schweigsam und hochmütig wie sonst.

Als Karola sich erhob und in das Nebenzimmer ging, um Jakob eine Bestellung zu machen, folgte Werner ihr mit den Blicken und da — da fand er es, das Fremde, das Neue. Aufrecht und gleichmäßig, mit ganz wenig Bewegungen, pflegte sie sonst zu gehen. Heute wiegte sie leicht den Oberkörper, ließ die Arme lose herabhängen in einer weichen, müden Bewegung, die sorglos, fast leichtsinnig aussah. Das war es! Das erinnerte an den Körper, der sich auf der Waldlichtung an Rasts Brust schmiegte. Werner wandte den Kopf ab. Es war ihm unerträglich, das zu sehen. Da fiel sein Blick auf Pichwit. Mit den hellbraunen, feuchten Augen war auch er Karola gefolgt. Sein bittrer, zu kleiner Mund drückte die Lippen so fest zusammen, daß sie weiß wurden. Auch ihn schmerzte das.

Als Pichwit gute Nacht sagte, streckte Karola ihm die Hand hin. Pichwit nahm sie, ein wenig erstaunt, und küßte sie.

„Mein treuer, kleiner Page," sagte Karola.

Pichwit errötete. In seinem Gesicht zuckte es, als wollte er weinen. Er wandte sich schnell ab und ging hinaus.

Während Werland schlief, sagte Karola:

„Pastor, nicht wahr, Sie kommen öfter, er braucht Sie."

„Gewiß, Frau Baronin," erwiderte Werner förmlich, „aber solange er Sie hat, wen braucht er da!"

„Doch — er braucht Sie," wiederholte Karola. „Sie haben so viel starkes Leben, das muß er haben, er verbraucht viel —"

„Wer?"

„Der, bei dem das Leben zu — zu versiegen anfängt."

„Ja," sagte Werner, um etwas darauf zu erwidern, „unser Leben wird uns für die anderen gegeben."

Karola schaute auf, zuckte kaum merklich mit den Achseln.

„Eine merkwürdige Welt", sprach sie vor sich hin, „die, die leben können, sollen das Leben denen geben, die nicht leben können."

Werner antwortete nicht darauf. Diese Worte klangen ihm hart und er sah unerträglich deutlich Rasts Gesicht vor sich, wie er in einem höflichen Lächeln seine weißen Zähne zeigte. „Für den will sie leben", dachte er. All das machte ihn elend.

Er erhob sich, er wollte fort.

Karola begleitete ihn wie sonst auf den Flur hinaus.

„Nicht wahr, Sie kommen", sagte sie und dann streichelte sie, mit einer seltsam kindlichen Bewegung seinen Rockärmel. „Sie sind gut."

Werner ärgerte es, daß diese einfache Bewegung ihn so tief rührte. „O, die hat es leicht mit uns!" dachte er ingrimmig.

Am Vormittage saß Werner an seinem Schreibtisch und vor ihm stand Kathe, die Knechtstochter, und weinte bitterlich.

Werner hatte seine strenge Pastorenmiene aufgesetzt.

„Immer das alte Lied! Solange wird den Jungen nachgelaufen, bis das Unglück da ist und dann kommen die Tränen und der Jammer. Was, der Simon war der Vater? Und vom Heiraten spricht er nicht? Na, mit dem würde man schon sprechen! Aber die Mädchen hatten wirklich keine Aufführung. Es geschah ihnen schon recht, wenn sie ins Unglück kamen, solch eine liederliche Gesellschaft!"

Kathe schluchzte: „Ach, Herr Pastor, das kommt mal so. Man hält sich solange man kann. Es war beim Grummetmähen. Er mähte und ich harkte. Und der Abend war so warm."

„Ein bißchen Grummetharken und ein warmer Abend," schalt Werner, „das ist genug, damit ihr den Kopf verliert."

„Ja!" klagte Kathe, „Sünde ist's. Aber wer denkt denn gleich an so'n Unglück. Es kommt einem auf, man weiß nicht wie."

„Na ja, ich spreche schon mit dem Simon", schloß Werner die Unterhaltung. „Das Weinen und Jammern hilft nichts. Geh jetzt. Die Sache kommt schon in Ordnung."

Kathe ging.

Werner sann. Ja! Das Leben setzt unverhältnismäßig hohe Preise auf einen kleinen, guten Augenblick. Ein warmer Abend, man umfaßt sich, man wirft sich auf den frischgemähten Grummet, und dann Tränen und trübe, häßliche Sachen.

Die Tür wurde heftig aufgerissen und Karl Pichwit stürzte in das Zimmer. Er blieb an der Tür atemlos stehen.

„Herr Pichwit," sagte Werner, „wie sehen Sie aus? Sind Sie ohne Mantel herübergekommen?"

Pichwit stand noch immer regungslos da, die Lippen blau vor Kälte. Die Augen sahen seltsam abwesend und wie erstaunt aufgerissen vor sich hin. „Ja, Herr Pastor", sagte er leise.

„So kommen Sie doch an den Ofen, Mann", rief Werner, „setzen Sie sich."

Gehorsam ging Pichwit an den Ofen und setzte sich.

Werner wartete. Er wagte nicht zu fragen.

Endlich sagte Pichwit leise und weinerlich: „Sie ist fort — mit ihm — ganz fort." —

Er schaute hilflos und ratlos zu Werner auf. Dieser wandte sich ab, ging an das Fenster und schaute auf den Hof hinaus. Ihn fror, er wunderte sich, er hatte es nicht gewußt, daß wir innerlich so frieren können. Da hörte er hinter sich einen Ton, ein Schluchzen. Er wandte sich um. Pichwit hatte beide Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme gestützt und gab sich rückhaltlos einem leidenschaftlichen, kinderhaften Weinen hin. Werner ging zu ihm und strich mit der Hand sanft über Pichwits Haar. Er sagte nichts, er störte ihn nicht. Der hatte es gut! Wer auch so die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme werfen könnte und sinnlos darauf losweinen! Er setzte sich und schaute dem weinenden Pichwit zu. Dieser hob endlich seinen Kopf. Das tränenüberströmte Gesicht lächelte aus Gewohnheit sein hochmütiges Lächeln.

„Ins Ausland sind sie, hat Damkewitz dem Jakob gesagt. Bei Nacht muß er sie abgeholt haben", berichtete er. „Um neun Uhr kam ein Brief von der Station. Ich weiß nicht, was darin stand."

„Und er?" fragte Werner.

„Der Baron?" sagte Pichwit. „Er trank seinen Tee wie sonst, als ich ihn sah und tat so, als läse er die Zeitung. Dann saß er auf seinem Stuhl und hielt die Augen geschlossen. Ich glaube nicht, daß er schlief. Aber ich — ich hab es gewußt."

„Sie?"

„Ja — ich. Es war an einem der letzten Abende. Er schlief, sie rieb ihm das Bein. Da sagte sie zu mir — so — leise, wissen Sie: ‚Pichwit, wenn ich einmal nicht hier sitze, dann müssen Sie meinen Platz einnehmen'. Sehn Sie, Herr Pastor, da wußte ich alles, alles; was konnte ich tun? Ganz leise hatte sie das zu mir gesagt, als ob sie mir ein Geheimnis anvertrauen wollte. Ich war seit einigen Nächten auch nicht mehr draußen im Park. Wozu? Ich glaube auch, es wäre ihr nicht recht, daß man unten steht und zu dem Turm hinaufsieht. Aber Sie, Herr Pastor, ich glaubte fest, Sie würden etwas tun."

„Was kann ich tun," antwortete Werner, „wem können wir denn sein Schicksal aus der Hand nehmen."

„Ja, vielleicht ist das so", gab Pichwit zu. „Aber ich hab so fest auf Sie gehofft. Jetzt ist es aus. Ich bleibe natürlich in Dumala, sie hat mir ja einen Auftrag gegeben. ‚Auf Sie, lieber Herr Pichwit, kann ich mich verlassen', sagte sie einmal. O ja! auf mich kann sie sich verlassen. Ja, nun werd ich gehn. Zum Frühstück muß ich da sein."

„Gehn Sie, Herr Pichwit", sagte Werner. „Ich geb Ihnen meinen Pelz und schweigen Sie."

Als Werner zum Mittagessen kam, war die Nachricht von Karolas Flucht schon zu Lene gedrungen. Die Baronin Huhn war am Pastorat angefahren, nur, um die Neuigkeit mitzuteilen und vielleicht welche zu hören.

Lene ereiferte sich sehr über den Fall. Sie war entrüstet. Etwas ähnliches hätte sie dieser Frau schon zugetraut, aber das war unerhört. Den todkranken Mann zu verlassen, um mit diesem Rast durchzugehen!

Werner schob seinen Teller fort und stand vom Tische auf.

„Willst du nicht essen?" fragte Lene.

„Nein," antwortete er, „nicht mehr essen und nicht mehr hören." Damit ging er hinaus.

Als Lene ihm in das Wohnzimmer nachkam, hatte sie rote Backen und den eigensinnig kampflustigen Ausdruck, der anzeigte, daß sie entschlossen war, heute ihren kleinen Streit zu haben. Sie fuhr ein wenig unwirsch im Zimmer hin und her, blieb dann vor Werner stehn und begann sehr schnell und beredt zu sprechen:

„Du nimmst das übel, was ich sagte. Verzeihen ist christlich, das weiß ich auch. Aber deshalb darf man eine solche Frau nicht entschuldigen. Das ist nicht zu entschuldigen. Natürlich bin ich entrüstet. Jede anständige Frau muß in solchen Fällen entrüstet sein. Ich würde mich vor dir und mir selbst schämen, wenn ich nicht entrüstet wär. Man hat doch auch seine Standesehre, und solch eine Frau bringt den Stand der christlichen Ehefrau in Verruf, und deshalb kann ich sagen, ich verachte diese Frau, und wenn ich auch nur eine kleine Pastorsfrau bin und sie die große Baronin von Dumala ist."

Außer Atem hielt sie inne und sah ihren Mann an, erwartete mutig einen Zornesausbruch, ein donnerndes „Lene!".

Er schwieg aber, und als er sprach, klang es sanft und müde:

„Ach Kind! Was wissen wir, was verstehen wir von dem, was in anderen vorgeht! Wie können wir urteilen!

Du und ich, wir leben nah beieinander. Was wissen wir von einander? Was können wir füreinander tun? Wie die Pakete im Güterwagen, so stehn die Menschen nebeneinander. Ein jeder gut verpackt und versiegelt, mit einer Adresse. Was drin ist, weiß keines von dem andern. Man reist eine Strecke zusammen, das ist alles, was wir wissen."

Lene erschrak. Er sah bleich aus und ein Zug wirklichen Leidens malte sich auf seinem Gesichte. Er tat ihr leid. Sie ging zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter.

„Bist du krank, Erwin?" fragte sie.

„Ich? Nein. Warum?"

„Du hast zu Mittag nichts gegessen." Sie dachte nach. Jetzt hatte sie es.

„Hör, Erwin, ob ich dir nicht einen ganz starken, ganz süßen Grog mache?"

Werner lächelte. „Ja, Lene, mach mir einen ganz starken, ganz süßen Grog. Das ist wenigstens noch etwas, das einer für den anderen tun kann!"

Werner hatte einigemal in Dumala nachgefragt, jedoch den Bescheid erhalten, der Baron sei leidend und empfange nicht.

„Ein böser Anfall", sagte Dr. Braun.

„Na, kein Wunder. Ich hätte selbst davon einen Anfall bekommen können."

Eines Nachmittags schickte Werland in das Pastorat hinüber und ließ den Pastor bitten, doch zu ihm zu kommen.

Werner fand den Baron auf seinem gewohnten Platz am Kaminfeuer, wohl frisiert und parfümiert. Er rief dem Pastor sein gewöhnliches „Ach — unser Seelsorger!" entgegen.

Auf dem niedrigen Stühlchen zu seinen Füßen saß Pichwit und rieb ihm sein schmerzendes Bein.

„Ja," sagte Werland, „das macht Pichwit ganz gut. Er hat eine leichte Hand. Dichter haben immer leichte Hände."

Man sprach vom Frost, der nun endlich gekommen war und gleich mit großer Schärfe einsetzte. So lange Eiszapfen am Dach hatte man lange nicht gesehen. Der Baron erzählte von Eiszapfen früherer Jahre. Die Rehe mußten fleißig gefüttert werden. Die Hasen machten verzweifelte Anstrengungen, um an die Spitzen der jungen Bäume zu gelangen.

Zuweilen hörte man, wie draußen vom Dach ein Eiszapfen fiel und auf dem Boden zersplitterte. Als würde ein großes Glas zerschlagen, klang es.

Werland schreckte zusammen. „Kaput", sagte er. „Was hat er sich auch bemüht, so lang zu werden. Zu dumm!"

„Pichwit," sagte er dann, „gehn Sie, schauen Sie nach dem Barometer. Ich rufe Sie."

Pichwit ging hinaus.

„Guter Junge", bemerkte Werland ihm nachschauend. „Ich glaubte, er litte an der sauren Liebe, aber wie es scheint, wird er milder. Ich wollte Ihnen sagen, Pastor, ich habe Nachricht erhalten, gleichviel wie. — Sie sind in Florenz. Gut! Da hab ich nun einen Brief geschrieben. Ich will ihn nicht von hier aus auf die Post geben und ihn auch nicht selbst adressieren. Hier ist er. Adressieren Sie ihn und geben Sie ihn auf die Post."

„Gewiß, gern", sagte Werner und nahm den Brief entgegen.

„Ich kann Ihnen auch sagen," fuhr Werland fort, „was in dem Brief steht. Sie werden sich vielleicht darüber wundern. Ich schreibe ihr: ‚Du kannst jeden Augenblick zurückkommen. Nichts ist geändert, auch das Testament nicht.' Was?

Das haben Sie nicht erwartet? Das ist neu?" Werland sah den Pastor triumphierend an. „So macht man die Sache sonst nicht. Aber sehn Sie, ich fühle mich von den Regeln der anderen entbunden, der anderen mit den Beinen. Ich bin ein Mensch ohne Beine, meine Beine zählen nicht, ein Menschenstümpfchen, warum soll ich mich an die Vorschriften der ganzen Menschen halten? Ich habe meinen eignen Komment. Ich will, daß sie wieder da sitzt. Und sie wird kommen. Rast ist ein fuseliger Schnaps. Die Weiber kriegen von ihm schnell einen Rausch und schnell Katzenjammer. Sie wird kommen."

Werland hielt inne, schaute in das Feuer, schaute scharf und angestrengt hinein, als betrachte er dort ein Bild.

„Sie kommt", sprach er vor sich hin. „Sie kommt herein. Nichts von ‚Verzeih mir!' — ‚Ich verzeih dir!' Nichts Dramatisches. — ‚Guten Tag, Kind. Gute Fahrt gehabt?' Keine taktlosen Gespräche. Und sie sitzt hier wieder, reibt mir das Bein, gießt den Tee ein, geht hier herum, wie früher. Und sie wird kommen. Also den Brief."

Werner verbeugte sich stumm. Von nun an war nie mehr von Karola die Rede.

Werner ging oft nach Dumala hinüber. Die drei Männer saßen beisammen. Werland schlief viel, oder man sprach von dem Frost und den Rehen. Pichwit rieb das Bein des Barons. Oder man hörte schweigend zu, wie die Mäuse hinter dem Getäfel arbeiteten.

Nur wenn draußen ein Ton erwachte, schlug Werland die Augen auf und horchte. Und Pichwit hielt im Reiben inne und horchte.

„Fährt da einer?" fragte Werland.

„Nein, nein, es ist nichts", sagte Werner.

Die schläfrige Stille sank wieder über das Gemach.

Zuweilen stand Werner oder Pichwit auf, machte einige Schritte, um die vom Sitzen steif gewordenen Beine zu strecken, ging an das Fenster, schaute hinaus, schaute die lange Pappelallee hinab. Die Pappeln standen wie große, weiße Kristallpyramiden im hellen Mondlicht.

„Was sehn Sie da?" fragte Werland.

„O — nichts, ich sehe nichts", war die Antwort.

Eine Erkältung", sagte Dr. Braun, „die Lunge ein wenig affiziert. Nicht schlimm vielleicht. Aber das Fieber. Wenn das Herz das nur mitmachen will. Gehn Sie mal hin Pastor, sehn Sie sich nach ihm um. Pichwit pflegt ihn wie eine Gattin, sag ich Ihnen; na aber immerhin eine melancholische Gattin."

Baron Werland war krank.

Werner fand ihn in dem großen Bette fast verschwindend unter der Fülle all der Kissen. Die flackernden, blauen Augen schienen das einzig lebendige; böse und erregt lauerten sie aus all dem Weiß heraus.

„Pastor," sagte er, als Werner sich an sein Bett setzte, „ich bin wütend.

Dieser Husten, eine ganz unsinnige Beschäftigung. Sie werden natürlich sagen, auch der Husten ist eine weise Einrichtung, der Schleim muß aus den Lungen gebracht werden. Gut! aber wozu ist Schleim in den Lungen? das nennen Sie Vorsehung. Ich kann mir nicht denken, daß, wenn ich Schöpfer wäre, ich mir die Zeit damit vertreiben würde, mir solche merkwürdige Kombinationen auszudenken, wie diese."

„Wir sollen daran vielleicht Geduld lernen", meinte Werner.

Werland lachte ärgerlich.

„Na und wenn ich sie glücklich gelernt habe, diese Geduld! Wenn ich eine Art Heiliger geworden, was dann? Als Knabe hatte ich eine Klavierlehrerin, Fräulein Mier, eine gute, alte Person. Die ließ mich das ganze Jahr hindurch Stücke üben als Überraschung zum Geburtstag der Eltern. Na, und wenn dann die Geburtstage kamen, war von den Stücken keine Rede mehr. Kein Mensch wollte sie hören. So ist's auch mit Ihren Tugendübungen. Man übt — übt — für wen?"

Er hustete, lehnte den Kopf in die Kissen zurück und schloß die Augen.

„Pastor," sagte er mühsam, „schreiben Sie ihr — ich glaube sie wird kommen" schreiben Sie ihr, daß ich warte —."

„Ja — gewiß, ich will schreiben," versprach Werner.

Werland lag eine Weile mit geschlossenen Augen still da. Plötzlich begann er zu sprechen und zwar so, als setzte er eine Unterhaltung fort.

„Und dann, sehn Sie, das ist auch ein Argument gegen Ihre Unsterblichkeit. Wenn die so 'ne große Sache ist, und Sie sagen doch — das Leben nach dem Tode, das ist die Hauptsache —, na da müßte man doch, wenn man ihr näherrückt, so was wie 'n Gefühl haben — ‚nun kommt's', etwas steht bevor. Vor einem Duell, vor einem Rendezvous — vor meiner Trauung, ja am Abend vor einer Jagd hab ich das gehabt. Jetzt — nichts davon. Die Lampe ist heruntergeschroben, immer tiefer — dann dunkel. Alles das sieht mehr nach Ende, als nach Anfang aus."

Er sprach schnell und geläufig, wie Fiebernde es tun.

„Ja!" schloß er mit einem Seufzer. „Ich will nichts behaupten, besonders aufgelegt für eine Ewigkeit fühl ich mich jetzt nicht."

„O die," sagte Werner, „die gießt dann schon ganz anders leuchtkräftiges Öl in die Lampe."

„Mag sein", meinte Werland.

Als die Dämmerung anbrach, wurde der Kranke unruhig und verlangte, in das Kaminzimmer gebracht zu werden. Er wollte in seinem Sessel sitzen, ganz wie sonst. Pichwit mußte ihm das Bein reiben.

„So — so" — sagte er, „nur keine Neuerungen."

Allein, er fand keine rechte Ruhe.

„Pichwit," sagte er mehreremal, „gehn Sie an das Fenster, schauen Sie die Allee hinab. Man kann nie wissen, wer so 'ne Allee heraufkommen kann. Nun?"

„Ich sehe nichts", meldete Pichwit.

„Sie sehn auch nie was", brummte Werland ärgerlich.

So saßen sie wieder und warteten, aber es war nicht nur der Schlitten, der die Allee heraufkommen sollte, auf den sie warteten, was anderes noch war es, dem sie ernst und gespannt entgegensahen.

„Der Doktor wollte kommen", sagte der Baron.

„Ja, um zehn Uhr", erwiderte Pichwit.

„Ein guter Mensch, der Doktor," fuhr Werland fort, „aber, er weiß wohl ebensoviel von dem, was auf dem Monde passiert —, wie von dem, was in meinem Körper vorgeht. Na, gleichviel!" Dann lachte er kräftig und herzlich. „Ich denke an die lieben Verwandten. Der Chef der Familie, der Staatssekretär, seine Tochter, die Gräfin mit den vielen Kindern und dem wenigen Gelde, und die dicke Tante Sophie mit den Zwillingen und die andern, die werden Augen machen, wenn sie das Testament lesen. Ich seh' den Vetter Exzellenz, wie seine Nase weiß wird von traditioneller Moral. Hi—hi! So'n Stündchen Leben nach dem Tode könnte man sich wünschen, nur, um das mit anzusehn." Er konnte sich lange nicht darüber beruhigen, er fing wieder von neuem darüber zu lachen an.

Als Jakob den Tee brachte, sah Werland ihn streng an und sagte: „Jakob, du hast mich heute nicht frisiert."

„Nein, Herr Baron," erwiderte Jakob, „wir haben uns heute nicht frisiert. Der Herr Baron waren müde, da dachte ich — —"

Der Baron schüttelte mißbilligend den Kopf:

„Ich lieb es nicht, wenn Diener denken. Mir fehlt etwas, wenn ich nicht frisiert bin — etwas an Haltung. Also, holen wir's nach. Es könnte ja auch noch jemand kommen, schon für die Herren hier ist es eine Unhöflichkeit, wenn ich so dasitze."

„Sie sollten heute eine Ausnahme machen," redete Werner ihm zu, „es ermüdet Sie — und schließlich —"

Aber Werland unterbrach ihn:

„Lieber Pastor, manche haben den Tag über ein Gefühl der inneren Unordnung, wenn sie am Morgen nicht ihre Andacht abgehalten haben. So hör' ich. Ich hab ein Gefühl innerer Unordnung, wenn ich nicht frisiert bin. Das ist individuell. Also Jakob vorwärs. Die Herren werden entschuldigen, wenn wir's hier vor ihnen vornehmen."

Jakob brachte einen Spiegel und stellte ihn vor den Kranken hin, auf jeder Seite wurde eine Kerze angezündet und Jakob begann ihn zu frisieren, wusch den Kopf mit Haarwasser und bog mit der Brennschere vorsichtig die Löckchen ein.

Aufmerksam schaute Werland in den Spiegel, folgte dem Vorgang, studierte das gespenstischbleiche Gesicht, das ihm aus dem Glase entgegensah.

Keiner sprach ein Wort.

Plötzlich lehnte der Baron sich in den Stuhl zurück und atmete kurz und schnell: „Ich weiß — nicht —," brachte er mit Anstrengung heraus, „mir ist so — ich sah im Spiegel nichts mehr."

Dann sank er ganz in sich zusammen.

„Er stirbt", sagte Werner, der sich über ihn beugte.

eine Exzellenz lassen den Herrn Pastor bitten, zum Diner herüber zu kommen, es sei manches zu besprechen", meldete Jakob im Pastorat.

„Die Exzellenz?" fragte Werner.

„Ja, die Exzellenz ist da," berichtete Jakob, „und der Herr Graf und die Frau Gräfin mit den Kindern, und die Frau Baronin mit den Kindern, und die Herren Leutnants — alle sind da. Das ist bei uns jetzt ein Leben —, mein Gott!"

Ein Seufzer unterbrach die korrekte Dienerstimme, die zu zittern begann.

„Gut, gut! Ich komme," sagte Werner, „das geht vorüber Jakob, noch einen Tag."

„Ja, Herr Pastor, man tut, was man kann", meinte Jakob weinerlich. „Leicht ist es nicht, besonders mit den Kindern der Frau Gräfin."

Als Werner den Flur von Dumala betrat, hörte er hohe, ein wenig kreischende Kinderstimmen und laufende Schritte die Zimmerflucht entlang. Es schien eine Art Lauf- und Fangspiel im Gange zu sein. Dann eine scharfe, scheltende Frauenstimme und tiefe Stille.

Im großen Saal empfing die Gräfin Gleiß, die Tochter des Staatssekretärs, den Pastor. Lang und hager in ihrem schwarzen Trauerkleide, hatte sie viel blondes Haar über ihrem Scheitel aufgebaut, das Gesicht war spitz und die Haut von den vielen Wochenbetten verdorben.

„Es freut mich sehr, Herr Pastor, Ihre Bekanntschaft zu machen. Bitte Platz zu nehmen."

Sie war ganz Hausfrau.

„Sie wunderten sich vielleicht über den Lärm eben? Ja — eben Kinder! Es ist für die Kinder schwer, immer still zu sitzen, nicht wahr? Etwas Bewegung müssen sie haben. Besonders Lola — meine dritte —, eigentlich Melani, wenn die nicht ihre Bewegung hat, gleich ist etwas mit dem Magen nicht in Ordnung. Aber natürlich, es darf nicht vergessen werden, daß die teure Hülle noch unter uns weilt."

Die Gräfin wurde ernst und betrübt: „Ja, er hat es nicht leicht gehabt, der Verstorbene. Noch zuletzt die bittere Erfahrung. Ich glaube fest, das hat ihm das Herz gebrochen."

Wieder erhoben sich die ausgelassenen Kinderstimmen und die Schar stürzte herein.

„Still — Kinder," rief die Gräfin, „das geht nicht. Mademoiselle," — wandte sie sich an ein junges Mädchen mit hübschem Gassenbubengesicht unter wirrem

roten Haar, „bedenken Sie doch, c'est une maison mortuaire. Kommt, gebt die Hand."

Drei blonde kleine Mädchen und zwei blonde Buben traten an und reichten Werner die Hand. Alle hatten erhitzte Wangen, ungeordnetes Haar und eine unwiderstehliche Lust zu lachen.

„Und hier Mademoiselle Pin", stellte die Gräfin das rothaarige junge Mädchen vor. „So geht, benehmt euch gut. Denkt, der arme tote Onkel liegt dort nebenan."

Die Schar stürzte ab.

„Kinder eben", sagte die Gräfin und schaute ihnen gerührt nach.

Da kam die Exzellenz, klein, mit einem weißen Mausegesicht, das schöne, silbergraue Haar war über den Ohren zu kleinen, gewundenen Kuchen aufgedreht. Die Exzellenz war zeremoniös und feierlich.

„Ich freue mich, Herr Pastor, obgleich der Anlaß, der uns zusammenführt, traurig ist."

„Ich überlasse die Herren ihren Geschäften", sagte die Gräfin und verschwand.

„Ja, Geschäfte", begann die Exzellenz. „Eigentlich Geschäfte kann man das nicht nennen. Es handelt sich hier mehr um ein, wie soll ich sagen?" Die Exzellenz klemmte sich ein Glas in das linke Auge, um schärfer zu denken, „um eine Orientierung. Sie, Herr Pastor, haben mit dem Verstorbenen intim verkehrt. Er hatte Vertrauen zu Ihnen, natürlich. Ist Ihnen vielleicht etwas über seine letzten Bestimmungen oder vielmehr über eine in letzter Zeit vorgenommene Änderung seiner letzten Bestimmungen bekannt?"

Werner zuckte leicht die Achseln. „Von einer Änderung ist mir nichts bekannt, Exzellenz."

„So!" fuhr die Exzellenz in höflichem Verhörston fort, „der Notar, der Anwalt — ist in letzter Zeit nicht hier gewesen?"

Werner hatte nichts bemerkt.

„So!" Die Exzellenz nahm das Monokel aus dem Auge und wurde vertraulich, legte seine Hand auf Werners Arm: „Sehn Sie, Herr Pastor, es handelt sich nämlich darum. Der Verstorbene, als der letzte der Dumalaschen Linie, hat das Recht, keine glückliche Bestimmung übrigens, seiner Witwe das Gut zum Fruchtgenuß für ihre Lebenszeit zu hinterlassen. Von! Nach den bedauerlichen Ereignissen in dieser Ehe ist es nicht anzunehmen, daß mein verstorbener Vetter die Unvorsichtigkeit begangen hätte, hier gewisse Bestimmungen seines Testamentes nicht zu ändern. Nun denken Sie sich, Herr Pastor, auch für Sie, für die Gegend hier, welch ein Skandal, diese Dame als Gutsherrin."

Werner machte eine bedauernde Bewegung. „Wie gesagt, Exzellenz, ich habe nichts bemerkt. In diese Sachen mich zu mischen war wohl auch nicht meines Amtes."

„Doch, doch", sagte die Exzellenz ermahnend. „Unsere Gesellschaft —

unsere, bitte — steht denn doch glücklicherweise noch auf dem Standpunkt, daß der Pastor überall mitsprechen darf."

„Ich bedaure", wiederholte Werner. „Ich kann nur sagen, daß in letzter Zeit eine Änderung im Testament nicht vorgenommen wurde."

Die Exzellenz fand das sehr bedenklich. Als der Schwiegersohn, der Graf Gleiß, kam, blond, als hätte er kein Haar, mit einem Mädchenteint und langem, goldenem Backenbart, rief sein Schwiegervater ihm entgegen:

„Der Pastor weiß nichts von einer Testamentsänderung!"

Der Graf strich bedächtig seinen goldenen Bart.

„Bedauerlich," meinte er, „der verstorbene Onkel liebte es allerdings von jeher, ein wenig zu necken."

„Necken", protestierte die Exzellenz. „Ernste Familienangelegenheiten sind doch kein Gegenstand für Neckereien. Der Verstorbene wußte gewiß, was er dem Namen Werland schuldig war. Wir sind bereit, sehr — large gegen die betreffende Dame zu sein, aber Dumala — Dumala muß rein bleiben."

„Müßte", sagte der Graf.

„Muß", wiederholte die Exzellenz.

Man ging zum Essen. Im Speisesaal war eine sehr lange Tafel gedeckt und aus allen Türen strömten Werlands heran.

Oben an der Tafel saß die Baronin Sophie aus Pehwicken. Sie hatte die Fettsucht und nahm die ganze Schmalseite des Tisches ein. Der Leutnant Emmerich von den Basserowschen, der ziemlich ungezogen war, nannte sie: die Tanten Sophie, weil sie für eine Tante zu viel sei. Dann kamen die Kinder des Grafen, die Zwillinge der Tante Sophie, fette, sechzehnjährige Mädchen, denen dicke blonde Zöpfe über den Rücken niederhingen, und die zwei Dragonerleutnants und Mademoiselle Pin. Das schwirrte alles heran. Die Kinder stritten sich um die Plätze. Leutnant Emmerich sah sich die Etiketten der Weinflaschen an, wie im Hotel.

Die Exzellenz leitete oben am Tisch die Unterhaltung. Sie sprach von der ökonomischen Lage der Gegend. Der Wald mußte besser verwertet werden.

„Ich würde den alten Flügel einreißen lassen", sagte die Baronin Sophie.

Die Exzellenz glaubte, gewisse historische Erinnerungen müßten vielleicht respektiert werden.

„Gott!" meinte der Graf, „historische Erinnerungen sind meist kompromittierend."

„Und unpassend", fügte die Baronin Sophie hinzu.

„Ein Werland fiel bei Zorndorf, das ist auch eine historische Erinnerung", sagte die Exzellenz streng.

Als der alte Rheinwein kam, klingelte die Exzellenz an das Glas und machte ein trauriges und feierliches Gesicht. „Ich denke, wir trinken auf das Angedenken unseres verstorbenen Vetters ein stilles Glas."

Unter tiefer Stille nippte ein jeder an seinem Glase — nur eine der Zwillinge mußte mit dem Lachen kämpfen und verschluckte sich dabei. Leutnant

Emmerich wollte sie auf den Rücken klopfen, was sie nicht duldete. So gab es Streit.

„Ich bitte doch um ein wenig Ruhe", sagte die Exzellenz traurig.

Plötzlich erhob sich unten am Tisch eine Kinderstimme und rief laut in die Gesellschaft hinein: „Meiner — teuren Karola."

Es war Lola, die einen silbernen Serviettenring in der Hand hielt und triumphierend diesen Satz darauf las.

„Quittez la table", sagte die Gräfin.

Die Exzellenz schüttelte den Kopf, warum man auch solche Dinge den Kindern in die Hände gab.

Nach dem Essen saß man im Saal beisammen und sprach von den Umbauten, die das Schloß nötig hatte. Nebenan spielte die Jugend Gesellschaftsspiele. Lautes Lachen füllte die Räume von Dumala.

Lola steckte einmal den Kopf durch die Tür und meldete: „Eben hat Vetter Emmerich Mademoiselle geküßt."

„Dieses Kind ist unmöglich —", sagte die Exzellenz.

Die Gräfin errötete und meinte, dieses Mal sei wohl nicht das Kind — das Unmögliche.

„Warum gehn sie nicht schlafen?" fragte die Baronin Sophie.

„Weil sie sich fürchten, an der Tür vorüberzugehen, hinter der der Verstorbene liegt", war die Antwort.

„Sie werden wohl unseren Verstorbenen sehen wollen, Herr Pastor?" fragte die Exzellenz.

Sie gingen in das Kaminzimmer, wo der Tote aufgebahrt lag. Im Vorzimmer saßen die Zwillinge engancinandergedrängt an einem kleinen Tisch und schrieben ihre Tagebücher, um den Eindruck der Lebenslage ganz frisch aufzufangen.

Werland lag in seinem Sarge, hell von den hohen Wachskerzen beschienen, schmal und gerade in seinem Gesellschaftsanzuge, eine Gardenia im Knopfloch. Das Gesicht schien kleiner geworden, wie zusammengezogen, um die Augen viele Fältchen, die ihm ein fast schalkhaftes Aussehen verliehen.

Die Exzellenz beugte den Kopf im Gebet.

„Wie friedlich er ruht", flüsterte die Gräfin. „Die Blumen haben wir aus Berlin kommen lassen."

Eine Weile standen sie und schauten den Toten an, der sehr korrekt vor ihnen lag und aus der Menge südlicher Frühlingsblumen mit dem kleinen, schadenfrohen Gesicht hervorlugte. Dann gingen sie hinaus.

Im Vorzimmer stand Lola und weinte. Um ihr Pfand auszulösen, mußte sie bis zur Türe des Totenzimmers gehen und einen Knix machen, und nun fürchtete sie sich und wollte nicht.

Die Gräfin seufzte: es war schwer mit den Kindern! Sie waren nicht zu Bett zu bringen. Alle fürchteten sich — wegen des Toten!

Werner verabschiedete sich.

Im Flur stieß er auf den Leutnant Emmerich und Mlle. Pin, die sehr nahe beieinander gestanden haben mußten und jetzt erschrocken auseinanderstoben.

Als Werner in die klare Winternacht hinaustrat, fand er Karl Pichwit vor dem Schlosse stehn. Den Kopf auf die Schulter geneigt, schaute er dem Monde ins Gesicht.

„Herr Pastor," sagte er, „ich habe hier auf Sie gewartet. Jakob sagte mir, daß Sie da seien. Dort zu den Leuten mag ich nicht hinuntergehn. Ich reise morgen ab. Was soll ich hier? Das Begräbnis — Gott! Ein Begräbnis hat ja keine Bedeutung. Und sie, wenn sie kommt, das ist doch jetzt alles ganz anders. Es kommt ja überhaupt alles anders, als man denkt. Ich glaubte, es würde etwas geschehn — ich — ich würde vielleicht etwas tun —. Aber nein, ich reise nur ab, — nur das."

Werner legte seine Hand auf Pichwits Schulter und sagte:

„Ja, Karl Pichwit, gehn Sie. Sie sind jung. Man muß nicht zögern, das Blatt im Buche umzuwenden, wenn es zu Ende scheint. Und in Ihrem Buche kann noch so viel stehn —, recht viel Gutes — hoffe ich und wünsche es Ihnen."

„Danke, Herr Pastor", erwiderte Pichwit. „Ich werde noch ein wenig zu dem Baron hineingehen. Seltsam, ich hab immer das Gefühl, als wartete er auf mich, damit ich ihm das Bein reibe. Leben Sie wohl, Herr Pastor."

„Leben Sie wohl, Pichwit!"

Unter hellem Sonnenschein, durch das weiße, knisternde Land, trugen die Waldhüter von Dumala den Baron Werland zum kleinen Friedhof in sein Familiengrab hinüber.

In Schleier und Pelze gehüllt folgten die Verwandten dem Sarge, eine schwarze, stille Schar, während die Bauern sich um den Friedhof versammelten, sehr bunt in ihren Sonntagskleidern auf dem grellbeschienenen Schnee.

Werner stand am Grabe und hielt die Rede.

Was sollte er von diesem Leben sagen, das sich und anderen so unverständlich gewesen war? Er sprach daher die allbewährten Worte, von denen die Kirche Jahrhunderte hindurch einen so schönen Schatz aufgehäuft hat. Mit guten, allgemeinen, kühlen Worten wurde der kleine, gut frisierte Herr in die Nische seines Familiengrabes eingemauert.

Die Sonne beschien hell die Menschenmenge, die sich jenseits der Friedhofsmauer angesammelt hatte, sie ließ die farbigen Tücher lustig leuchten, spiegelte sich in den Glatzen der alten Männer.

Es fror. Die Exzellenz stand ganz vorn am Grabe und wechselte häufig das Stehbein und steckte die Nase fast ganz in den seidenen Shawl. Die Gräfin legte dem einen oder dem andern der Kinder ein Tuch um die Schultern. Alle warteten ungeduldig auf das Ende.

Plötzlich bemerkte Werner eine Unruhe in der Versammlung. Die Leute schauten sich um. Die Trauernden am Sarg rückten scheu zur Seite. Es wurde geflüstert. Die Gräfin sah ihren Vater an und schüttelte traurig den Kopf. Sie winkte ihre Kinder nah an sich heran.

Karola stand da vor dem Sarge. Langsam war sie den Weg zwischen den Gräbern hinabgegangen bis zu der Gruft. Nun stand sie da in schwarze Schleier gehüllt, schlank und aufrecht.

Werners Stimme hatte einen Augenblick gezögert, jetzt eilte er dem Ende seiner Rede zu.

Karola blieb regungslos stehn, auch als das Grab geschlossen worden war.

Alles drängte dem Ausgang zu.

Die Exzellenz reichte Werner die Hand.

„Ich danke, Herr Pastor; unerhörter Zwischenfall, nicht wahr?" Damit eilte sie fort.

Um Karola, die noch immer am Grabe stand, war alles leer geworden. Werner trat an sie heran.

„Er hätte sich darüber gefreut, daß Sie gekommen sind, Frau Baronin", sagte er.

Karola schlug den Schleier zurück. Sie war bleich, aber sonst ganz unverändert, schien es Werner. Sie reichte ihm in ihrer kameradschaftlichen Art die Hand.

„Hat er gewartet?" fragte sie.

„Ja, er hat gewartet."

„Litt er zuletzt?"

„Nein, ich glaube es nicht."

Sie gingen nun nebeneinander die Wege zwischen den Gräbern hin.

„Ich bleibe jetzt hier", sagte Karola. „Das hat er wohl gewollt."

„Das würde er wohl gewünscht haben", bestätigte Werner.

„Où sont les enfants?" hörte man die scharfe Stimme der Gräfin. „So komm doch! Was stehst du?"

Lola stand auf dem Wege und starrte Karola an. Aber die Gräfin lief heran nahm das Kind, aufgeregt wie eine Glucke, die ihre Brut in Gefahr sieht.

Karola lächelte.

„Sie sehn," sagte sie, „keine Gefahr, daß ich hier vielen Menschen auf meinem Wege begegne. Die Einsamkeit hat mich wieder eingefangen. So ist es mir immer gegangen. Ich habe mich gegen sie zuweilen auflehnen wollen, aber sie fängt mich immer wieder ein. Schließlich werd' ich mich mit ihr befreunden müssen. Vielleicht ist das so etwas, das Sie Buße nennen."

Sie sah Werner an und dieser dachte: Das Wort Buße ist wohl noch nie mit diesem Lächeln ausgesprochen worden.

„Kann ich Ihnen, Frau Baronin, in etwas behilflich sein", fragte er.

Karola schaute nachdenklich in die Sonne.

„Ich danke. Ich weiß nicht. Allein sein, das ist wohl meine Bestimmung. Für das Zusammengehen muß ich kein Talent haben. Entweder tu ich den anderen weh oder sie tun mir weh. Vielleicht braucht das nicht zu sein."

Sie reichte ihm die Hand. „Adieu, Herr Pastor." Sie schaute den Weg hinab, auf dem die schwarze Schar der Verwandten dem Schlosse zuzog. Sie lächelte. „Wie sie ziehn! Gehaßt zu werden, das ist für mich etwas ganz neues."

Dann ging sie mit wehenden Schleiern zwischen den weißen Grabsteinen hin, dem Ausgang zu.

Es war am ersten Weihnachtstage. Pastor Werner mußte gleich nach dem Gottesdienst zu dem fernen Waldfriedhof hinüberfahren.

Kathe, die Knechtstochter, war infolge einer Frühgeburt gestorben. Das Grummetharken mit dem Simon an jenem warmen Abend hatte sie mit dem höchsten Preis bezahlt.

Schweres Nachmittagslicht lag schon über der weißen Glaswelt, als Werner heimfuhr.

Er mußte dicht am Schlosse Dumala vorüber.

Auf der hohen Freitreppe unter dem grauen Portal stand Karola, eine stille, schwarze Gestalt. Sie schützte die Augen mit der Hand und schaute die Allee hinab.

Werner grüßte hinauf und sie grüßte zu ihm hinunter.

Er fuhr weiter. Wenn er zurückschaute, sah er noch die schwarze Gestalt unter dem grauen Portal stehen, von der Abendsonne angeleuchtet.

Seltsam! dachte Werner, da glaubt man, man sei mit einem andern schmerzhaft fest verbunden, sei ihm ganz nah, und dann geht ein jeder seinen Weg und weiß nicht, was in dem andern vorgegangen ist. Höchstens grüßt einer den anderen aus seiner Einsamkeit heraus!

Neue Ernährungsprobleme/ von J. v. Uexküll

Die Flamme galt seit den ältesten Zeiten als ein Abbild des Lebens. Aber erst im vergangenen Jahrhundert gelang es, die gleichen Vorgänge, die die Flamme erzeugen, auch in den Lebewesen nachzuweisen. Und kein Geringerer als Helmholtz hat unser menschliches Leben mit einer Kerzenflamme verglichen.

Die Flamme bildet, wie allgemein bekannt ist, den letzten Akt im großen Drama des Kohlenstoffatoms. Der erste Akt beginnt zur Zeit, da das Atom des Kohlenstoffes in inniger Verbindung mit dem Atom des Sauerstoffs die Kohlensäure der Luft bildet. Vom grünen Pflanzenstoff, dem Chlorophyll, wird die Kohlensäure herangezogen und mit Hilfe der Sonnenstrahlen wird das Kohlenstoffatom aus seiner Verbindung gerissen. Frei geworden, offenbart es seine reichen Fähigkeiten, nach allen Seiten Verbindungen einzugehen.

Jetzt wird es von der Pflanze benutzt, um immer mannigfaltigere, immer auserlesenere Bausteine zu liefern. Wahrhaft kümmerlich nehmen sich unsere Baumaterialien wie Holz, Stein, Eisen neben der Fülle und Vielgestaltigkeit dieser winzigen chemischen Bausteine aus, die für alle Zwecke eine Auswahl elastischer, chemischer und elektrischer Eigenschaften bieten, wie sie sich noch keine Phantasie eines Baumeisters träumen ließ.

Diese Fülle an vielgestaltigem Baumaterial ist aber deshalb nötig, weil nun der mechanische Aufbau der Pflanzenzelle mit Hilfe dieser chemischen Bausteine beginnt. Und aus den Zellen entsteht die Struktur der Pflanze.

Diese wunderbaren Bausteine bilden, da ihr inneres Gefüge sich durch chemische Spannkräfte erhält, zugleich den reichen Kraftvorrat der Pflanze.

Während beim Zerfall des Organismus die mechanische Struktur spurlos verloren geht, geben die chemischen Bausteine die in ihnen gespeicherte Energie wieder her. Auch beim Brande eines hölzernen Hauses stammt die Hitze aus dem Holz und nicht aus dem Hause.

Die reichste Rückerstattung an Energie findet statt, wenn es dem Kohlenstoffatom gelingt, sich wieder mit dem Sauerstoffatom zu Kohlensäure zu verbinden. Dann kommt die gesamte, den Sonnenstrahlen entliehene Energie wieder zum Vorschein und zwar in allen möglichen Formen: als Bewegung bei den Tieren, welche die Pflanzen als Nahrung verbrennen, oder als Licht und Wärme in der Kerzenflamme.

Damit endet das Drama des Stoffwechsels, in dem das Kohlenstoffatom die Hauptrolle spielt.

Dieses Drama ist so vielgestaltig wie das Leben selbst. Ja man darf sagen, ohne Stoffwechsel gibt es kein Leben. Ist darum der Stoffwechsel das Leben? Der Vergleich mit der Kerzenflamme verleitet fast zu diesem Glauben. In der

Kerzenflamme wechselt der Stoff dauernd und doch bleibt die Form bestehen. Auch die Stoffe unseres Körpers wechseln, aber die Form bleibt.

Und doch wäre es sehr kurzsichtig, den Stoffwechsel als das Leben ansprechen zu wollen. Denn es fehlt der Flamme ein sehr wesentlicher Faktor und das ist die mechanische, planvolle Struktur, die alle Lebewesen auszeichnet.

Lange Zeit hindurch war man geneigt, diesen Faktor zu unterschätzen und den Stoffwechsel allein in den Vordergrund zu schieben. So geschah es, daß man den Stoffwechsel, den die Nahrungsstoffe in unserem Körper erleiden, als selbständiges Problem behandelte, unbekümmert um die Leistungen des Körpers bei der Ernährung.

Man kann in der Tat auch die Verwandlung von Wasser in Dampf und des Dampfes in Wasser in den modernen Schiffsmaschinen als selbständiges Problem behandeln — von der Hauptsache, dem Schiff, erfährt man dabei nichts.

Wir wissen jetzt durch sehr genaue Untersuchungen, daß (wie bei jeder Maschine) genau soviel Energie von unserem Körper verausgabt wird, als durch die Speisen in ihn eingeführt worden ist.

Es ist aber zweifelhaft, ob diese physikalische Feststellung überhaupt ein Lebensproblem beantwortet.

Erst durch den großen russischen Physiologen Pawlow ist die rein biologische Fragestellung in der Ernährungslehre wieder zu Ehren gekommen. Pawlow fragte wieder nach den aktiven Handlungen unseres Körpers und nicht bloß nach dem passiven Verhalten der Nahrungsstoffe.

Bei dieser Fragestellung ist wieder die Planmäßigkeit unseres Körperbaues und seiner Funktionen in einer Weise zutage getreten, die allgemeine Bewunderung erregen muß. Ein kurzer Überblick über die neugewonnenen Erkenntnisse wird das erweisen.

Unsere Mundhöhle beherbergt verschiedene Speicheldrüsen, welche drei Arten von Speichel hergeben: 1. einen dünnflüssigen, wässerigen Speichel, der geeignet ist, den Mund von allen kleinen Speiseteilchen reinzuspülen, 2. einen schleimigen Speichel, der die größeren Speisebrocken umhüllt und damit ihre Weiterbeförderung erleichtert, 3. einen eiweißreichen Speichel, der die schädlichen Säuren chemisch bindet und unwirksam macht.

Unser Magen liefert einen Magensaft, der freie Salzsäure und ein Ferment enthält, das man Pepsin nennt. Unter Ferment versteht man mikrochemische Explosivstoffe, die geeignet sind, die chemischen Bausteine der Nahrungsmittel zu sprengen.

In den Anfangsteil unseres Darmes mündet der Ausführungsgang der Bauchspeicheldrüse, die einen alkalischen Saft und ein sehr heftig wirkendes Ferment, das Trypsin in den Darm entleert. Da das Trypsin für das eigene lebende Gewebe gefährlich ist, ist es mit einer chemischen Schutzvorrichtung versehen. Die Schutzvorrichtung muß erst von einem Hilfsferment abgesprengt werden, ehe das Trypsin frei wird. Dieses Hilfsferment wird von der Darmschleimhaut geliefert.

Nahe dem Ausführungsgang der Bauchspeicheldrüse mündet auch der von der Leber kommende Gallengang in den Darm. Die Galle besitzt die Fähigkeit, die Nahrungsfette in ganz kleine Tröpfchen zu zersprengen. Dadurch erhält das Trypsin eine ausgedehnte Angriffsfläche und kann dem Fett allseitig zu Leibe gehen.

Es ist Pawlow gelungen, das Zusammenarbeiten dieses ganzen chemischen Laboratoriums bei der Verdauung der verschiedensten Speisen zu belauschen.

Erst ließ sich die wunderbare Tatsache feststellen, daß jede Speise den für sie passenden Speichel im Munde bereits vorfindet, wenn sie hineingelangt.

Dieses Rätsel ist von Pawlow gelöst worden, der nachweisen konnte, daß die Begleiterscheinungen einer Speise wie Geruch und Farbe auf die Sinnesorgane als spezifische Reize einwirken, bevor die Speise den Mund erreicht hat. So wird auf reflektorischem Wege durch das Zentralnervensystem die Sekretion des zur Speise passenden Speichels bewirkt. Es gelang, beliebige Begleiterscheinungen, wenn man sie nur regelmäßig bei Verabreichung einer bestimmten Speise erzeugte, zu spezifischen sekretorischen Reizen zu machen. Ein Glockensignal, eine rote Farbe, ein fremder Geruch, selbst die Abkühlung von Hautpartien wurden zu sekretorischen Reizen, die nach dem Belieben des Experimentators eine ganz bestimmte Sorte Speichel hervorriefen.

Die natürlichen oder künstlichen Begleiterscheinungen der Speisen wirken auch auf die Magendrüsen reflektorisch ein und der Magen füllt sich, bevor die Speise ihn erreicht, mit einem passenden Saft, der je nach Bedürfnis mehr Säure oder mehr Pepsin enthält.

So kommen Brotbrocken in Schleim gehüllt in den Magen und werden daselbst von einem pepsinreichen Saft erwartet, während Fleisch mit wässrigem Speichel in den Magen geschwemmt und dort von einem saueren Saft erwartet wird, in dem es quillt, um von einer genau abgemessenen Menge Pepsin erfolgreich bearbeitet zu werden.

Im Magen beginnt die Verdauung, d. h. die Spaltung der chemischen Bausteine der Nahrung nimmt ihren Anfang.

Aus dem Magen treten die angesäuerten Verdauungsprodukte durch eine muskulöse verschließbare Pforte in den Darm und nun spielt sich ein ganzes Konzert zweckmäßig ineinandergreifender Handlungen ab:

1) Die in den Darm gelangte Magensäure reizt die Nerven der Darmwand, darauf schließt sich die Darmpforte reflektorisch und öffnet sich erst wieder, wenn die Magensäure durch den alkalischen Saft der Bauchspeicheldrüse neutralisiert ist. So gelangen nur kleine Portionen des Speisebreis nacheinander aus dem Magen in den Darm.

2) Es verwandelt sich durch die Wirkung der Magensäure ein in der Darmwand vorhandener Stoff, das Prosekretin in Sekretin, (was Bayliß und Starling nachweisen konnten).

3) Das Sekretin gelangt in die Blutbahn und wird fortgeschwemmt. Nun gleichen die Körperzellen einer Herde Schafe, die alle an einem Bach aufgereiht

stehen und trinken. Im Blut schwimmen aber im Gegensatz zum Bach eine Unzahl der verschiedensten Stoffe. Jeder Stoff reizt nur eine ganz bestimmte Anzahl von Zellen und keine anderen. Daher gelingt es, was bei den Schafen schwierig wäre, ganz bestimmte Körperzellen zur Reaktion zu bringen, indem man einen spezifischen Reizstoff einfach in die Blutbahn wirft. Das Sekretin ist ein solcher spezifischer Reizstoff, der nur die Zellen der Bauchspeicheldrüse erregt.

4) Die Bauchspeicheldrüse tritt auf den Sekretinreiz in Tätigkeit, und entleert den alkalischen Saft, der die Magensäure neutralisiert. In diesem befindet sich auch das Trypsin mit seiner chemischen Schutzvorrichtung.

5) Das Hülfsferment ist bereits von der gereizten Darmschleimhaut geliefert worden und befreit das Trypsin.

6) Trypsin und Galle werfen sich gemeinsam auf den Speisebrei. Das Trypsin ist der Hauptsprengstoff für die schwer verdaulichen Fette, während die bereits im Magen gespaltenen Eiweißkörper durch ein besonderes Ferment der Darmschleimhaut, das (von Cohnheim gefundene) Erepsin zertrümmert werden.

So geht es in der Verdauungsmaschine her, die wir selbst beherbergen. Sie erfüllt die Aufgabe, die chemischen Bausteine unserer organischen Nahrung zu zersprengen, nachdem die Zähne die mechanische Struktur zerstört haben.

Wie unser Körper weiter mit der verdauten Nahrung verfährt, ruht noch im Dunkel. Zwar wissen wir, daß ein Teil der Verdauungsprodukte zu Bausteinen unseres eigenen Körpers wird, ein anderer das Heizmaterial der Muskelmaschinen liefert. Aber die Frage nach dem Wesen und Schicksal unseres Baumaterials genügt uns heute nicht mehr. Ebensowenig wie sie einem Ingenieur oder Architekten genügen würde, der eine Maschine, ein Haus kennen lernen will.

Erst die Kenntnis des Bauplanes unseres Körpers, der sich in zweckmäßigen Handlungen äußert, führt zur Erforschung des Lebens.

Christmesse/Novelle von Ignotus

uch die Amme verlangte es nach der Christmesse, und es ging nicht gut an, ihr dies abzuschlagen. Baby ist ein großer Mann, sechseinhalb Monate alt; tagsüber bleibt es schon zwei bis drei Stunden lang ruhig, die Nacht aber durchschläft es, obzwar wahrscheinlich im Zahnen, bis zum Morgengrauen. Gegen zehn Uhr sog es sich denn auch voll und schlief ein wie ein Bärenjunges. Geleit Euch Gott, Frau Amme, betet zur heiligen Jungfrau, sie möge bei ihrem göttlichen Sohn für Eure kleine Ilonka Fürsprecherin sein. Doch vergeßt auch unseres Jungen nicht; seid um halb zwei zu Hause.

Der Zapfen der Lampe knackte leise unter meiner Hand, Dunkelheit senkte sich über das Schlafzimmer. Und Stille. Auch für die Elektrische ist heute Weihnacht, und kein Geraspel von Lastwagen läßt die riesige Zinskaserne erdröhnen. Wir sind unserer drei zu Hause, und zähle ich Baby nicht für voll, so sind wir nur zwei und einhalb. Rechter und linker Hand schlägt leises Atemholen an mein Ohr — von zwei schwachen und vertrauenden Geschöpfen, unter denen ich der Starke bin. Der Starke, der Mächtige; die Gewißheit, der Schutz und der Schirm. Und diese Stärke und diese Gewißheit wälzt sich wieder einmal schlaflos auf dem Lager, wie schon so oft in langen Nächten. Und wie so oft, wenn Dunkel und Einsamkeit sich auf ihn niedersenken, fährt sich der Starke an die Brust: bin ich wirklich, bin ich es selbst und ist die ganze Wirklichkeit nicht Blendung?

— Wer vermag zu sagen, wann er in der Großstadt des Glockentons gewahr wird? Auf der Heide, auf der Donau, vermag ich's mit der Uhr in der Hand zu verfolgen, wie ich ihn im Augenblick seines Erklingens auch sogleich erfasse. In Venedig auch, dem Reich der Stille, muß er sich nicht, wie ein Blumenmädchen, dicht herandrängen, daß man auf ihn aufmerksam wird. Hier aber, zu Hause, in der Stadt der Geräusche, gehen oft Tage vorüber, bis es mir einfällt: seit viermal vierundzwanzig Stunden habe ich nicht läuten gehört. Es kommt vor, daß ich ihn, wie das Kind die Überschwemmung, erst bemerke, wenn ich in meinem kleinen Troge mich längst auf seinem Rücken wiege. Manchmal, in vollster Mittagsarbeit, strömt das tiefe G der großen Glocke jählings vom Fenster her auf mich ein, wie ein Bad von Gold; lehne ich mich dann im Stuhle zurück und schließe die Augen, so sehe ich klar seine geschmolzene Erzfarbe, selbst sein Glühen fühle ich an Gesicht und Handrücken. Auch jetzt, gegen Mitternacht, erfüllt es das Schlafzimmer, wie Mondschein, der an einem Hirtenfeuer sich gewärmt; silbern, doch lau. — Ich glaube, ich wäre eben eingeschlafen.

Davon kann nunmehr keine Rede sein. Ich will kein guter Kerl sein, wenn nicht der kleine Mann da eben laut geworden ist. Da, ja — und nun ist er

auch schon ganz sicher erwacht. Er schmatzt sich erst eins, dann gluckst er, wie Weinflaschen beim Spülen. Endlich fängt er an, ganz bestimmt zu trompeten, wie ein Elefantenkleines. Er weint nicht, denn noch weiß er nicht, ob dieser letzte Trumpf vonnöten sein mag. Doch jedenfalls meldet er, daß er — ist, und zwar überdies durchaus keine zu übersehende Persönlichkeit.

Ich muß im Dunkel unwillkürlich lächeln. Es mag sein, daß ich nur ein Traum bin, daß die Welt nur ein Schein, es mag sein, daß in den Dingen keine Möglichkeit liegt, — doch daß dieser kleine Wegelagerer ist und da ist: das ist sicher, wie das Einmaleins. Ich anerkenne es, daß dies ein barbarischer und unwissenschaftlicher Beweis ist, wie der jenes alten Philosophen, der die Behauptung, es sei keine Bewegung, damit widerlegte, daß er in seinem Zimmer auf- und abzugehen begann. Sicher ist, daß diese Kategorien lauter Eitelkeiten sind, nicht Unterschiede der Welt, bloß unsres endlichen Verstandes. Nur allzu wahr, daß selbst der Unterschied zwischen Mann und Weib nichts ist als eine unbedeutende Schattierung der Natur, und daß jener Arzt im Rechte war, der, als er einen Jungen vorausgesagt und der verstimmte Vater mit stummem Vorwurf ihm ein Mädchen vor der Nase strampeln ließ, sich vergnügt die Hände rieb: sehen Sie, ich hab mich nicht mal gar so sehr geirrt! . . . Dennoch: in diesem mitternächtigen Augenblick wäre es nur zu gut, wenn diese Kategorie einigermaßen von meinem Willen abhängig wäre. Wenn ich da zum Beispiel diesen kleinen Lumpen jetzt stillen könnte, wäre er in fünf Minuten eingeschlafen und würde nicht das Weltall aus dem Schlaf trompeten.

Doch seien wir nicht ungerecht. Dieses junge Wesen will im Grunde genommen auch nichts anderes, als die Zerstreuung seiner kleinen Zweifel. Das Dunkel ist auch für dieses voller Ungewißheiten, voller haltloser Griffe ins Leere und voller Stürze in Abgründe und das zarte Herz wird ergriffen von dem Fluch der Bewußtheit, der Furcht.

Wie ich die Lampe aufklinke, wendet der Kleine hinter dem Erzgitter seines Bettchens hastig sich der leuchtenden Birne zu, und wie ich hinüber lange und ihm an sein Jäckchen greife, klopft sein Herz noch wild, das Näschen herab perlt eine Träne, aber er starrt doch schon, Mund und Augen weit geöffnet, das beruhigende Licht an. Leise fasse ich seine kleinen Seidenwürmerfinger und flüsternd spreche ich ihm zu. Er sieht mich an und lacht. Tonlos, zahnlos, dumm und zum Küssen süß. Er hat mich erkannt und liebt mich.

Gleichsam auf den Fußspitzen werfe ich einen Blick auf seine Mutter. Die Arme, ich möchte nicht gerne, daß sie erwacht; seitdem dieser kleine Kerl da ist, findet sie ohnehin nur schwer ihren Schlaf. Auch jetzt, ich sehe es an dem Zuspitzen ihres Mundes, mag sie von ihrem Liebling träumen. Es ist, als ob ihr Haar, blauschwarz wie oxydierter Stahl, in ein paar dichten Wellen sich in den butterfarbenen Marmor ihrer Stirn krallen würde. Ich lobe mir die Bildhauer, die jetzt wieder aus allerhand Marmor, Erzen und Kristallen ihre Statuen zusammensetzen. Sie laufen damit der Natur den Rang ab. Übrigens gerät

der uns immer zuredet, dem Jungen auch schon zu essen zu geben; er ist schon stark und kann es brauchen. Aber seine Amme will nichts davon hören; sie wehrt sich wie eine Tigerin. Sie ist eifersüchtig auf dieses Essen, das ihre Milch überflüssig machen könnte — diese gesegnete, süße, ehrliche, selbstaufopfernde Milch, an welcher unser kleiner Mann so rosig fett geworden ist, indes ihre kleine Ilonka fast an Durchfall und Masern zugrunde gegangen wäre bei der Bauernfrau in Magy-Kata. Gut, daß sie sich endlich überreden ließ, die Kleine nach Hause in die Somogyer Gegend zu geben, wohin sie jetzt nun unermüdlich die himmelblauen und rosenfarbenen Kleidchen schickt und woher sie Woche um Woche die ermutigenden Postkarten erhält: Meine liebe Mutter, würden Sie mich sehen, Sie würden mich nicht erkennen; ich habe schon zwei Zähne, zum Frühstück esse ich ein Ei, und meine Großmutter hat nicht einen Augenblick Ruhe vor mir. — Mein Gewissen möchte es nicht um hundert Gulden geben, daß es so kam; ich schäme mich nicht zu gestehen: mir brachen damals die Tränen hervor, als ich die kleine Ilonka abgezehrt, am ganzen Körper wund, vom Tod gezeichnet vor mir sah. Auch meine Frau fühlte sich fast wie schuldig; nicht nur einmal hab ich sie belauscht, wie sie sich, sich allein wähnend, vor dem Spiegel erbittert die Bluse auf- und zuknöpfte, daß sie nicht ihr Schäfchen selber stillen konnte. Was tun — sie kann es nun einmal nicht; der liebe Gott, der alles weiß, weiß auch dies und wird es ihr anrechnen. — All das aber ist schließlich Nebensache; die Hauptsache, der Hauptfehler ist nur, daß der kleine Mann Hunger hat. — Ja wahrhaftig, jetzt fällt mir ein, daß wir heute früh zu Abend gegessen haben, damit das Geschirr früher abgewaschen werden konnte. — Und es ist nichts weniger als eine Übertreibung, wenn ich behaupte, daß auch sein Vater hungrig ist.

Dem ist übrigens, so weit der Vater in Frage kommt, leicht abzuhelfen. Auf der Kredenz steht unter einem Drahtsturz noch ein halber Hasenrücken, dann, unter Glas, Schafkäse, überdies Maisbrot, eingemachte Früchte, Salzgurken, weiße Kuchen und schwarzes Kornbrot, lauter liebe Sendungen aus der Heimat. Milch dagegen ist, soviel ich weiß, im ganzen Haus nicht mehr zu finden; alles hat die Amme zum Gries in der Milch verkocht. Das ist ihre liebste Speise; ein Lump, der es ihr nicht gönnt. Soll ich Tee kochen? ich fürchte, der Kleine nimmt ihn nicht; er hat schon den Verstand, daß das dünne Gesüff, so wie es ihm erlaubt ist, ihm wieder nicht mundet. Soll ich's mit Wasser versuchen? Ich versuch's — der Kleine zuckt zusammen und spuckt es aus. Gott erhalte ihn, er ist vom Stamm seines Vaters; so weit ich uns kenne, hat keiner von unserer Art je Wasser mögen. Aber der kleine Mann tappt immer bestimmter nach dem Glas; tappt nach Löffel, Gabel, Teller, nach allem, wovon er mit seinem vom Hunger beratenen plötzlichen Verstand ahnt, daß es irgendwie mit dem Sattwerden zusammenhängt. Ach was, der Junge ist schon stark genug, auch hat es der Doktor ja erlaubt. Mit der einen Hand löse ich mir einen guten Bissen vom Hasenrücken, nehme ihn in den Mund, lege die Gabel weg und von dem

zarten und auf der Zunge fast vergehenden Fleisch mit zwei Fingern etliche Fasern abzupfend, stecke, oder besser streiche ich sie ihm in den seinen.

Der Kleine zuckt wieder zusammen. Das Fleisch ist säuerlich, salzig, breiartig, lauter fremde Geschmäcke und Erfahrungen. Eine Zeitlang wartet er noch, prüft — dann, mit plötzlichem Entschluß zieht er die Lippen ein und saugt mit gieriger Freude die Speise von ihnen. Ob ich mich nicht irre? Noch einmal versuche ich es: Jetzt schwankt er gar nicht mehr: er fängt gleich an zu schmatzen mit ernstem, beschäftigtem Gesicht, ganz als ob er an der Brust saugte. Da zum dritten Male nun ich unschlüssig bin, ob ich ihm noch geben soll, greift er selbst nach der Schüssel und läßt seine hilflosen Fingerchen erregt auf dem glatten Fleisch herumkrabbeln.

Herrgott mein Sohn hat Fleisch gegessen; soeben hat er ein winziges Bündel Sehnen und Nerven verschluckt, das noch vor wenigen Tagen gelebt und gefühlt hat, sich gefürchtet, gefürchtet, gefürchtet, wie er sich im Dunkeln. Und wie ihm dabei die Augen aufleuchten! Wie er nach dem übrigen greift! Wie er sich, gleichsam wiederkauend, den Mund leckt, plötzlich vor sich hinstarrend die Arme, wie nach einer Beute, vorwärts stößt! Aus dem Milchtierchen ist ein reißendes Tier geworden, just in diesem Augenblick, sein eigener leiblicher Vater weist ihn dazu an, gewöhnt ihn daran, lehrt es ihm; das Fleisch kaut er ihm geradezu in den Mund, die Wärme ihrer Leiber strömt in eins zusammen, ihr tierischer Hunger vereint sich zu demselben Krampfakt, und vereint greifen sie gierig schnuppernd und zähnefletschend nach dem Opfer. Zähnefletschend — da muß ich wieder lächeln, das arme Ding hat ja noch kein einziges Zähnchen!

Aber er wird welche haben wie ich. Nachdem ich den Lehnstuhl zur Kredenz hingestoßen, setze ich mich mit dem Kleinen hinein und beobachte sein Gesicht. Er schmatzt und ist noch hungrig, und sieht mir so ähnlich, als ob ich durch ein Verkleinerungsglas hindurch mich selber sähe. Dunkle Gesichte heben sich in mir, von alten, vorgelebten Leben, an welche mich dies zarte Antlitz zurückerinnert. Eigentlich ist's nicht einmal mein Antlitz, sondern das meines Großvaters von Mutters Seite; eines kleinen, blonden, kugelrunden Herrn, den ich sehr geliebt, den ich immer als sechzigjährig vor mir habe, von dessen Wesenszügen einer oder der andere manch einmal erschreckend treu in mir aufflackert und von dem dies kleine Geschöpf ein unheimlich vollkommenes Ebenbild ist. Von ihm und seinen Söhnen, meinen verstorbenen, armen, unglücklichen Oheimen. Es waren unter ihnen starke und schwache Menschen, kluge und überspannte Menschen, halb unglückliche und gänzlich schiffbrüchige — und ich prüfe herzklopfend: wem von ihnen er mehr ähnlich sieht, wessen Schicksal auf seinen zarten Zügen geschrieben steht. Der Reihe nach lasse ich in bis zum Milligramm herab verkleinerten Mengen ihn von dem Hasen kosten, von dem Kuchen, von unserem gesegneten Schwarzbrot, von den Früchten unserer Weingärten, ja selbst, wenn auch in stark verwässerten Tropfen, nur mit der Spitze des Löffels, von dem Pflaumenbranntwein. Alles schmeckt ihm, auf alles fühlt er sein Recht, in allem fühlt er als Tier, das hungrig ist,

als Mensch, der wählt, sich eins mit seinem Vater, seinen Ahnen, seinen Brüdern, die bei diesem Brote aufgewachsen, diese Früchte gepflückt, von diesem Branntwein getrunken, dazu sich von diesem Kuchen einen Bissen gebrochen — wenn nicht von diesen, so doch von solchen derselben Art, unten, auf der Ebene, im Lande des Flugsandes, an der Donau ebenso, wie um den Dom. Auf einen Augenblick steigt vor mir der Weingarten auf, und wie es jetzt dort aussehen mag. Den Sand hat die Nässe durchdrungen, auf die frierenden Weinstöcke senket sich der Nebel, und die Brüder dieses armen Hasen laufen mit vergehendem Atem durch die Schrecken der Nacht. Das Vieh ist jetzt in der Hürde geborgen — schläft es? wiederkäut es? Der Hirt weiß selbst nicht Bescheid. Doch glücklich sind sie, der Hirt und das Vieh, daß der Winter da ist, wo man Futter bekommt — denn ach, der schreckliche Sommer, wo das arme Rind tageweit nichts findet, als in dem unbarmherzigen, dem Schritt ermüdend weichendem Sand die mageren Triebe der ihr Leben sich krampfhaft ertrotzenden einsamen Espen. Ist es der Mühe wert so zu leben? Der Hirt hat nicht Zeit danach zu fragen, denn drüben in der Meierei weint sein Kind, für das er leben muß. Und dieses Kind muß, wenn es sich einmal über sein Leben erst Gedanken machen könnte, schon auch wieder für sein eigenes leben. Auch die Kuh lebt ihrem Kalb, auch das Kalb wird einmal kalben, und die durcheinandergeworfenen Steinchen all dieser Vielleicht, Warum, Wozu und Weiß Gott werden zu einem beständigen Ganzen gepreßt, oben vom grauen Himmel, unten vom gelben Sand. Bis ich Mensch mich vom Leben getäuscht fühle, habe ich schon jemanden, dessenthalben ich es nicht mehr von mir werfen darf; der, indem er unbewußt das Kreuz meines Schicksals übernimmt, durch die Süße meines Für-ihn-lebens mich vergessen läßt, wie schwer dieses Kreuz ist. So geht das Abbild unserer Züge, unser Fühlen, unsere Abstammung und unsere Wesenheit vom Ahnen auf den Enkel über, vom Ohm auf den Neffen, und ein jedes neue Geschlecht, indem es das vorhergegangene ablöst, erlöst es zugleich von seiner Sühne . . .

Ich fahre auf. Von der Gasse her vernehme ich Murmeln, schleifende Schritte und Gespräch. Der Kleine ist mir im Schoße eingeschlafen, sanft an meine Brust geschmiegt. Ein Uhr ist vorüber, sie scheinen von der Messe nach Hause zu gehen. Sie kommen vom rührendsten Gotte, dem Kinde, dem ewigen Erlöser.

Die lyrische Legende/ von Kurt Singer

„Denn das vergiß nie, Jon: ein Ding ohne eigene Schwere ist der Dichter, beflügelt wie der Vogel und die Biene, ein ganz heiliges, und er taugt zu nichts, bevor ihn der Gott nicht gehoben und er jegliche Besinnung gelassen hat und keine Vernunft mehr in ihm weilt.

Platon

Und wieder beginnt das wunderliche Gespräch, das ich mit dem Spiel der Schatten auf Ihrem Antlitz führe. Was Sie träumen und denken, ist mir längst entglitten. Kaum, daß ich Sie deutlich sehe, seit Notre Dame La Lune sich hinter der Flucht grotesker Wolken verborgen hat. Aber mir genügt dies ewige Gleiten von Licht und Dunkel; es scheint ermüdend und gleichgültig und vielleicht gerade darum so ausdrucksvoll. Wozu der stets ein wenig komische Mechanismus von Erwiderungen und Argumenten, wo Rede und Gegenrede doch nur symbolischen Wert haben? Was wir immer suchen, wenn wir reden, zu uns oder zu einem anderen, ist doch nicht der Einwand, der uns korrigiert, sondern das „Andere", das große Andere, das sich nicht durch die Logik auflösen läßt. Es braucht uns nicht zu widersprechen, nur bezaubern muß es und muß so grausam fremd und doch so heimlich vertraut sein, daß es uns zum Staunen bringt. Das kann in einem Dialog zwischen Menschen geschehen. Doch wir fühlen es reiner und elementarer, wenn wir auf den Wind horchen, der in der Nacht auf- und abschwillt, wenn wir den verschlungenen Alleen der Gärten nachträumen, oder auf das weiche Ziehen der Wolkenschatten achten, die wie Erinnerungen und Träume, zugleich sehr heiter und sehr schwermütig über ein geliebtes Antlitz gleiten.

Und ich staune selbst, wie ich so sehnsüchtig lange über diese paar Gedichtbände meditieren konnte, die eine geheimnisvolle Summe von Zufällen und Notwendigkeiten zusammen erscheinen ließ. Ein Chronist der Lyrik würde von einer gewissen systematischen Planmäßigkeit entzückt sein. Er würde zwischen die retrospektiven Sammlungen Hofmannsthals und Dehmels und die Versuche und Versprechen der Jüngsten die ganz reifen, ganz verdichteten Bücher Dauthendeys und Rilkes stellen, und auch das Fehlen Stefan Georges könnte er systematisch finden; vielleicht wird man erst später begreifen, in einem wie tiefen Sinne er einsam und ganz in sich verschlossen geblieben ist. Man könnte interessante Entwickelungslinien finden, wie feine Schnüre, die man Masken durch die leeren Augenhöhlen zieht. Man könnte Beziehungen und Gegensätze suchen und aus ihren Verwebungen die Seele der Zeit deuten. Aber ich fühle mich so wenig berufen, von dem Stoff dieser stofflosesten Literatur zu reden und aus den Versen die Konfessionen der Lyriker entgegenzunehmen. Ich würde das eitel finden, ebenso eitel wie von den Fortschritten im Technischen zu reden, die sich doch

eigentlich von selbst verstehen, und den Dichtern auch nur durch die Verteilung von Licht und Schatten Noten auszustellen und gute Ratschläge zu geben. Nein, ich bin kein Kritiker. Diese vielen Verse ruhen in mir wie vage Gestalten, Hoffnungen, Sehnsüchte, und bewegen mich irgendwie; sprach ich nicht selbst vorhin von Masken? Wirklich, wie Masken lasse ich sie durch die Hände gleiten und finde in ihren Zügen ein göttlich fremdes Wesen, über das ich alle Techniken und Konfessionen vergessen muß. Bei Masken redet man nicht von Charakteren oder Gefühlen. Der Unterschied der tragischen und der komischen ist bloße Konvention. Man muß die Maske nur schauen, ganz rein schauen, eine flüchtige Sekunde an den Gott denken, der sie auf der Bühne trug, und dann die nächste aufnehmen, ein Bild nach dem andern und alle in der gleichen göttlichen Distanz von Glanz und Ruhm, Rausch und Qual, Traum und Tod.

Nun suche ich in unserer Lyrik nicht mehr die Bestätigung der eigenen Seele, sondern die Geburt der neuen Götter. Denn das Ich der Verse ist nicht ein Mensch, der sich mitteilen will, sondern ein göttliches Wesen, in dessen Worten sich die Kräfte des Lebens gefangen haben wie in einem Spiegel und sich nun verzaubert immer wiederholen müssen. Diese neue Legende darf ich vielleicht noch nicht erzählen; man redet ungestraft nur von toten Göttern. Aber ich weiß, Sie lieben meine Gedanken am meisten, wenn sie noch wie halbreife Früchte fest an den Zweigen hängen. Und noch mehr liebe ich die Linie dieses ausgestreckten Arms, der nach den herben Früchten greift.

Es steht übrigens alles im Platon: man muß nur zu lesen verstehen. Es ist alles schon einmal geschehen, irgendwo, irgendwann, in irgend einem Paradies, und die heiligen Bücher erzählen davon. Das sind dann die Mythen, eine verschwiegene Musik, die von Ewigkeiten in den Dingen gegenwärtig ist. Wir möchten von der Welt um uns und in uns und ihrem Werden erzählen und dichten nur Legenden, Legenden zu einem Mythos, der in irgend einem heiligen Buch steht. Platon hörte im Dichter den Gott. Sein Enthusiasmus verdichtete sich zu dem Mythos des Jon, von dem Gott, der Muse und dem Dichter, und wenn wir die Geschichte der Lyrik schreiben, müssen wir nur seine Wege rückwärts gehen. Die Geschichte ist einer dieser wundervollen Umwege, mit denen die Menschen die göttliche Selbstverständlichkeit des Ewigen, Wesentlichen überwunden haben. Die Zeit kehrt die Ewigkeit um. Doch wenn das Ewige sich in der Zeit erfüllen soll, muß sie gleichsam in ihrem eigenen Feuer verbrennen, und hier erst vollendet sich die Geschichte zur Legende.

Nach Plato haben es dann viele erkannt, daß alle Lyrik sich von der konkreten Starrheit der fest bestimmten Gefühle ebenso fernhalten muß wie die Plastik von der gewissenhaften Lebendigkeit, die Pater sehr fein als tot empfand. Aber man muß weitergehen und die eigentliche Undeutlichkeit nicht in dem vagen Inhalt der Verse sehen, sondern in der Prosa des Menschen, der sich mitteilt. Wir hören ein Wesen reden und sehen dem Sprecher ins Gesicht. Er drückt

dies und das aus und kann leicht als eifersüchtiger, grüblerischer oder hingebender Mensch klassifiziert werden. Aber da seine Gefühle immer über ihn hinausweisen, in irgend ein Schicksal, das er nicht rein spiegelt, weil er doch dies und das will, verschwinden seine harten und eindeutigen Züge in dem Gewirr von tausend Linien und Schatten. Und weil das einzelne Gefühl immer für sich da sein will und doch im ganzen verloren geht, fehlt die Notwendigkeit der Form, die uns die Frage verbietet: Warum wollte es gerade dies und nichts anderes? War diese Liebe nicht zufällig? Und hätte er nicht ein anderes Gleichnis wählen können? So vergessen wir das Gesicht des Sprechenden und verlieren uns im Chaos des Natürlichen, das sich blind in sich selbst bewegt, in einem unendlichen Rhythmus, in dem alle Dinge ineinander übergehen.

Nur selten ordnet eine geheimnisvolle Kraft aus dieser Welt des Wirren und Fremden ein paar Züge zu einem Bilde, und vor uns liegt die Maske eines Gottes. Der Mensch als Bürger und Charakter findet sie undeutlich und kaum zu erkennen. Aber der Platoniker wird hier die Stimme des Dichters hören. Der Dichter mag von triebhaften Leidenschaften und allen dumpfen Regungen der Seele reden, und die Maske wird rein und göttlich klar sein, indem sie nur die verzehrende Kraft ausdrückt, den Rhythmus des in sich selbst gesteigerten Triebes. Und in ihren apokalyptisch gewaltsamen Linien wird sie die ganze Wucht ihres Drängens ahnen lassen. So ist die reifste Kunst Richard Dehmels, der alles: Bild und Klang und Geberde nur dem Ausdruck dieses elementaren Willens zur letzten möglichen Steigerung dient. Oder die Züge werden zuerst verworren scheinen, dämonisch verwühlt wie Alfred Momberts Verse, und dann doch mit einem langen kindlichen Leuchten über den dumpfen animalischen Abgründen. Manchmal wird die Maske von unendlicher Reinheit und Strenge sein, aber wie leicht verschleiert, „charakterlos" wie das Wasser geschmacklos ist, ein Heben und Senken der Worte, sinnlos und in der eigenen Bewegung selig wie das Fallen von Blüten: R. A. Schröders Elysium. Und dann werden Gesichter da sein, wie sie aus Hofmannsthals Gedichten aufwachen: ein Antlitz, auf dem alle Träume und Landschaften, Sehnsüchte und Düfte zu leben scheinen, ein seltener Kreuzweg für ferne Ahnungen und Gedanken, die sich nur einen Augenblick verschlingen dürfen. Die Formen sind oft durchsichtig; man sieht die roten Fäden ihres Blutes wie in einem gläsernen Körper rinnen. Aber es ist unrecht, hier von Körpern zu reden, wo die Form nichts ist als der Ton, in dem sich die Begegnung von Ahnung und Gegenwart, Trunkenheit und Sehnsucht verdichtet. Und nur weil der Dichter die in sich beharrende Gestalt sich auflösen läßt und wieder zusammenrinnen aus der Seele der Bäume und Winde und Sterne, wird ihm die lyrische Maske nicht zur dramatischen. Ein beispielloses Symbol dafür der Tod des Tizian, den ein feiner Takt nicht unter die „Kleinen Dramen" gereiht hat. Denn hier wirken keine tragischen Energien aufeinander, und die Wesen sind nur die wundervollen Schalen, die den Schein einer Schönheit, die sich still verzehrt,

flammend wiederspiegeln. Diese Verse scheinen nur darum so tief bewegt, weil sich in dem ruhelosen Kreislauf von Einatmen und Ausströmen die Dynamik des Lebens selbst erkennt.

Man vergißt so gern vor der Vollendung dieser Gestalten die ein wenig verwirrenden und unharmonischen Rufe der neuen Götter, die sich eben aus dem Chaos des Ungeformten heben. Man erschrickt über die Fremdheit der Linien, die sich für den Blick einer Sekunde zusammenschließen dürfen, um im Nu jäh zu zerfallen. Hier verlieren die Dinge ihre gewohnten Umrisse, die ihnen sonst das ursprünglich Elementarische zu nehmen drohen. Walter Heymanns „Springbrunnen" will sie alle noch einmal fühlen, Bauer und Birke und Fluß, wie sie als beinah unpersönliches Geschehen ihre Chiffern in die Seele schreiben. Es ist mehr als ein technischer Versuch, das Flimmernde, Blitzende, Wehende der Erscheinungen aufzuschreiben: wir erleben eine ganz ungewöhnliche Sympathie für alles, was wurzelt und wächst, schmerzlich zum Lichten reift und selig vergeht: *Ω τον Αδωνιν* ... Daneben die makroskopischen Phantasien in René Schickeles „Ritt ins Leben", heroische Farbenspiele der Assoziationskraft, die sich vor dem Grotesken in die wehe Süße der Kindergebete, der Sterbestunden und der Muttergottes-Serenade rettet. Vielleicht liegen hier zwei äußerste Gegensätze der neuen Lyrik und der neuen Götterwelt.

Heute heißen die Pole Dauthendey und Rilke. In Dauthendeys Büchern scheint der Gott nackt, demütig stolz und ohne Maske. Aber man scheut sich fast, hier von einem Gott zu reden, wo wie im Märchen Tier und Pflanze, Mensch und Gott ungeschieden miteinander verkehren. Das Geschehen, das in diesen Versen von sich redet, so wie das Meer ewig mit sich selber spricht, scheint zu elementar für solche Trennungen. Alle unsere Worte der Psychologie reichen nicht hinein: Liebe, Trauer, Treue, Glück; sie sind ganz roh und schief diesem Auf- und Abschweben des Gefühls gegenüber, dem die Dinge bald ganz schwer, bald ganz leicht, immer aber von schwermütiger Seligkeit sind.

Diese Rhythmen kennen kein anderes Gesetz als das Pochen des leidenschaftlichen Blutes, und in dem Strome des Blutes tauchen Spiegelbilder der Dinge auf, die sich ganz rasch verändern und keine Erinnerung erlauben. Das ist die paradiesische Sphäre, wo der Weg von dem äußeren Reiz zur Schöpfung eines Symbols gleichsam unendlich kurz ist; eigentlich versagen hier auch die Worte von Bild und Spiegel. Wenn der Dichter dann von wirklichen Menschen und menschlichen Schicksalen reden will, so muß er sie ornamental stilisieren, — zu den grotesken Verskuppelungen des „Bänkelsangs" oder den primitiven geraden Linien der „Ammenballade".

Die Verse der „Ewigen Hochzeit" scheinen nackt, weil sie die Möglichkeit in unendlich vielen Masken in sich tragen. Rilkes „Stundenbuch" hat alle Masken erschöpft und spielt mit ihnen, wie nur Kinder oder Götter zu spielen wissen. Seine Verse sind das Äußerste an Künstlichkeit. Aber die Gesetze dieser Strophen, die an langen langen Vokalreihen ein Bild nach dem andern herbeiziehen, sind

den Dingen nichts Äußeres, denn die Wesen empfinden sich selbst in dieser lyrischen Dialektik als fremd und Oberfläche. Das Bild wird beinah als Schmerz gefühlt. Es ist eigentlich die Metapher für das Ding, dem es Metapher sein sollte. Für den heidnischen Dichter ist Gott ein Bild, das vieles Halbe und Zerbrochene vollendet: Rilkes Mönch will Gott vollenden mit Baum und Stein und warmen Rinderherden. Für ihn sind die Wesen erst dann ganz reif und schmerzlos vollkommen, wenn sie den Tod gebären dürfen, an den sie alles Eigene und das heißt hier auch: das Fremde abgegeben haben, um einzugehen in die heilige Armut. So bleibt die Maske des Todes, des reifen Todes zurück, in sich geschlossen wie ein Ding und jenseits aller Schicksale. Sein Antlitz wechselt nicht mehr die Züge, träumt keinen Traum, verbirgt keine Leidenschaft. Man fragt auch nicht mehr nach dem Gott.

Und hier begreifen Sie es als etwas ganz Natürliches, was die Leute sonst als Pointe empfinden würden: die Maske — das ist der Gott. Die neuen Götter sind nicht Wesen, die ihre vielen Wege gehen, sie kennen keine Anekdoten und Gesetze und keine Bühne, auf der sie manchmal sind und manchmal nicht sind. Denn die Maske ist zugleich ihr Gesetz und ihr Erlebnis, ihre Bühne und ihr Dichter. Ganz zu Klang und Bild und Rhythmus geworden, dürfen sie nichts Einzelnes, Bestimmtes mehr wollen, wie früher in Griechenland. Schicksal und Leidenschaft, Schwermut und Glück — sie sprechen noch davon. Aber diese Worte erinnern nur an die Abende im Gebirge, wenn ferne Gewitter in mystischen Ornamenten durch Wolkenwände leuchten, seltsam verwandt der lichten Äderung dunkelvioletter Steine. Man fragt diese Götter nicht mehr nach ihren Erlebnissen, denn alles einzelne hat sich für sie im Leben der Dinge aufgelöst, die sich in ihnen vollenden. Die Tat des Gottes ist der Rhythmus der Dinge. Und noch ein letzter Satz dieser merkwürdigen Theologie: der Gott ist im Grunde auch nicht die Maske, er ist die Kraft, die alle Dinge zu Masken macht. Doch diesen Satz verschweigen wir besser vor den Leuten; im besten Falle würden sie es Pantheismus nennen. Aber der Pantheismus ist nicht Religion, sondern Mathematik.

Ist dies nicht wirklich eine Legende? Diese lyrischen Masken erzählen von einer Zeit, die gar nicht mehr tragisch ist, weil sie alle Wege zu Ende ging. Und als sie nicht mehr das Gesetz oder ihre Willkür suchte, nennen Sie es nun Schicksal, Pflicht, Glück oder Glauben, kam ihr auf jedem Wege der Gott entgegen — der Gott, die Musik; das Gleichgewicht, das doch nie zu berechnen ist; Schweben, Müdigkeit, Aufschwung und Dumpfheit in einem. Früher, als die Seele noch die vielen Ziele kannte und sich ihrer Illusionen schämte, hatte sie die Maske gewollt, um sich hinter ihr zu verbergen. Die Maske war beinahe eine ironische Lästerung. Die Legende aber beginnt dort, wo der Gott die Seele gegen ihren Willen bezauberte — in der Maske. In diesem Augenblick lächelte sie nur über ihre Zerrissenheit und über ihre unerhörten Sünden, auf die sie immer

sehr stolz gewesen war. Der Gott zeigte ihr, wie man aller Sünden fähig sein könnte und doch so demütig wie ein Kind in seinem Spiel. Denn der Sünder und das Kind sind vollkommene Formen, Formen wie der Franziskus Rilkes und Hofmannsthals Kaiser von China, der Dehmelsche Frühlingskaspar und der Baltzer bei Dauthendey. Vielleicht findet man Baudelaires Spleen und die Nostalgie Laforgues erregender; aber wenn ich recht zu hören weiß, so ist sich unsere Lyrik ihres Glaubens viel sicherer bewußt, daß Verzweiflung und Inbrunst und Tiefsinn nur als Zeichen Wert haben und allein vom Rhythmus des Ganzen leben.

Ich sehe nichts deutlicher als diese Maske des unheiligsten Gottes. Die Träume der Stirn reimen auf die Erinnerungen seines Mundes. Aber man darf hier nicht so menschlich reden. Das Fieber der Sünden verschwebt ihm in einem grausamen Lächeln, einem Lächeln, das irgendwie verknüpft ist mit der süßen Vergeblichkeit aller Revolten. Diese Maske scheint einem Schauspieler und einem Asketen zu gehören. Aber suchen Sie nicht nach dem Gott hinter ihr. Man darf die Maske nur für einen Augenblick in die Hände nehmen, sehen und hören und dann die nächste nehmen, sehen und hören. . . .

Uebrigens steht alles im Platon: man muß nur zu lesen verstehen — in heiligen Büchern, in Sternarabesken, in dem Flammen der Feuer und den Zügen der Wolken und auf Gesichtern, die der blaugoldene Schein des nun wolkenlosen Mondhimmels zu Masken macht. Ihr Gesicht scheint so offen und so verschlossen, so gelöst und zugleich so gesammelt wie das einer Heiligen. Man möchte nichts von ihm ablesen. Man würde auch von dem Glück sogleich in den Schmerz und von der Enttäuschung in die Erwartung gleiten. Es scheint in mystischer Unbewegtheit zu verharren und beunruhigt doch nicht, denn zutiefst ist leidenschaftlichste Bewegung, ruhelos und still wie das Atmen eines Träumenden. Vielleicht träumen Sie von einem dunkeln Schicksal, das sich stets von neuem auf den Menschen zurückwälzt. Doch die Melancholie Ihrer Sehnsucht geht wie im Spiel über in die Heiterkeit des Meeres und der Gärten und Verse und aller guten Dinge. Wie aber Ihre Legende mit der meinen verwandt und verschlungen ist, das weiß nur die grausam lichte Göttin, die sie gedichtet hat — Notre Dame La Lune.

Godiva / eine Legende von Emil Lucka

„Mein letztes Wort!“ schrie Leofric, Graf von Mercia, und schlug auf den Tisch, daß die Weinbecher umfielen. „Ich liebe Eure Tochter mit großer Leidenschaft und ich will sie zur Frau haben! Widersetzt Ihr Euch länger, so brennt eines Nachts dieses Haus nieder und ich hole mir Godiva aus dem Schutt! Wenn Euch oder Eurer Frau dabei eine Mauer auf den Kopf fällt, so wird es nicht meine Schuld sein.“ Der alte Lord Clare stand hinter dem Tisch, gelbweiß im Gesicht. „Ihr seid zu anmaßend, Graf! Vergeßt Ihr ganz den König und sein Gericht?“ Aber die kleinen boshaften Augen Leofrics quollen rötlich hinter den Wülsten vor und seine dicke Hakennase glänzte noch stärker. „Wißt Ihr denn noch immer nicht, wie ich den König und sein Gericht scheue?“ Der Lord atmete schwer und ließ seine Blicke in fragender Angst über das Gesicht des anderen gehen. Vor nicht lange war sein einziger Sohn von Leofric erschossen worden, da sie sich jagend getroffen hatten und in Streit geraten waren. Jeder Mensch wußte es, aber man konnte den Grafen nicht fassen, denn niemand hatte den Mord mit angesehen. Und jetzt saß er da, spöttisch und das Gesicht so rot wie der spanische Wein, der von der Tischplatte auf den Estrich rann. Noch einmal richtete sich der alte Mann auf: „Ich werde mein Kind vor Euch zu schützen wissen!“ „Glaubt Ihr?“

Da öffnete sich leise die Tür und Godiva, das schönste Mädchen des Königreiches und so reinen Herzens wie kein anderes Weib, trat zu ihrem Vater. Sie hatte die Drohung des wilden Grafen gehört und sie wußte, daß er nur Wort hielt, wo er etwas Böses verheißen hatte. Bis jetzt hatte sie zitternd in den Schoß der Mutter hineingeschluchzt; aber nun stand sie da, aufrecht und lieblich. Lord Clare griff nach ihrer Hand und der Graf hob sich ein wenig aus dem Stuhl. Seine Augen funkelten in wilder Begehrlichkeit, da sie Godivas Gestalt fraßen. „Ich will Euer Weib werden!“ sprach das Mädchen gesenkten Blickes. Leofric sprang auf, schlang die Arme um Godiva, küßte ihren Hals, dessen Goldkettlein zerriß und klingend zu Boden fiel, und zog dann ihr Gesicht zu seinem gierigen Munde nieder. Godiva war bleich geworden und schloß die Augen. Sie wäre umgefallen, hätten sie die Arme des Freiers nicht festgehalten. Ehe sich Lord Clare hatte fassen können, trug Leofric seine bewußtlose Beute die Stiege hinab. Wehklagend sahen die beiden Alten, daß ihr Kind von dem wüsten Grafen aufs Pferd gehoben und davongeschleppt wurde, wie ein schwaches Lamm vom Geier.

Leofric sperrte sein Weib ein und behängte sie mit bunten Kleidern und mit Perlenketten. Eine einzige Dienerin sah ihre verstohlenen Tränen und die roten Krallenspuren, die der weiße Leib trug. Einen Sagamann, der vor Godiva gesungen hatte, warf der Graf vom Turm in den Graben. Nach einem Jahr schlug er sie und

schimpfte sie eine unfruchtbare Dirne. Er rief Hexenweiber und Sterndeuter aufs Schloß und peitschte sie wieder über die Zugbrücke hinunter, als sie keine Abhilfe schufen. Einer Alten riß er das Haar aus, weil sie gesagt hatte, an der schönen Frau läge es nicht, daß kein Kind komme. Im dritten Jahr kümmerte sich der Graf nur noch dann um Godiva, wenn es galt, ihr eine Kränkung anzutun. Daheim und in den Schlössern der Nachbarn trank er Nächte lang.

Godivas Eltern siechten im Kummer um ihr Kind hin. Sterbend sandte Lord Clare nach ihr; sie kam zu nächtiger Zeit, allein, ohne Mantel, ohne Pferd. Rohalt, ihr Jugendgefährte, der all die Zeit über ihre Errettung gegrübelt hatte, fägte während der Nacht des Schlosses Brücke durch, aber der Graf kam am Morgen noch hinüber, erst seine beiden Diener stürzten mit den Pferden ins Wasser und ertranken. Leofric war in wilder Wut und schrie, daß ihn sein Weib ermorden wolle; er riß sie von der Leiche des Vaters und zog sie hinter seinem Pferde her. Da schwor es Rohalt, der im Hause aufgewachsen war, Godivas Mutter zu, die junge Gräfin nie zu verlassen, bis an seinen Tod und ging als Kellerjunge nach Coventry.

Godiva sah ihn oft und sie redeten froh miteinander, wie sie als Kinder getan hatten. Da ihr aber Rohalt einst einen Dolch wies, den er unterm Latze trug, wandte sie sich ab, und sie richtete erst wieder das Wort an ihn, nachdem er die Waffe vor ihren Blicken in den Graben hinabgeworfen und versprochen hatte, nie auf Böses zu sinnen.

Jeden Morgen stieg Godiva in den Hof nieder und fütterte die weißen Tauben, die von Erkern und Türmchen herangeflogen kamen. Rohalt trug Körner herbei, und die zutraulichen Tiere nahmen das Futter aus Godivas Händen. Sie flatterten nach, wenn die junge Gräfin durch die Straßen der Stadt ging und setzten sich auf ihre Schultern. Von den Mädchen und Frauen aber wurde Godiva mit scheelen Blicken angesehen, denn sie war schöner als alle anderen, und die Männer reckten die Köpfe nach ihr. Und doch war ihre Tugend so groß, daß sie nie einem Mann ins Gesicht zu blicken wagte. Sie sprach nicht mit den Städtern und suchte nur die Hütten der Armen. Erfuhr aber Graf Leofric, daß Godiva Gutes getan, so ritt er mit seinen Hunden hinab und hetzte die Meute gegen die Bettelkinder.

Eines Morgens war der Graf zu ungewöhnlich früher Stunde aus dem Bett gestiegen. Da sah er, wie Godiva unten die Tauben fütterte. Er griff nach den Trinkgläsern und warf sie hinab, daß viele Vögel verletzt am Boden flatterten und zwei tot lagen. Rohalts Hand wurde zerschnitten, da er sie schützend über Godiva hielt. Leofric lachte boshaft und warf alle Gläser in die aufgescheuchten Schwärme hinein. Die Scherben deckten den Hof. Er verbot Godiva, seine Vorräte für das Vogelvolk zu plündern, und drohte, den frechen Kellerjungen aus dem Hause zu jagen. Nachmittags schoß er mit einigen Kumpanen eine Menge Tauben von der Brustwehr herab und ließ sie seinen Hunden. An diesem Tag war es das erstemal, daß Godiva dem Grafen ein Wort des Vorwurfes zu

sagen wagte. Sie bat, der Vögel zu schonen. Aber er lachte laut und stellte ihre Sanftmut zum Gespötte der Herren; er zwang sie, selbst einen Bolzen abzuschießen indem er ihre Finger gegen die Armbrust preßte, daß sie bluteten. Seitdem ließ sich keine Taube mehr im Schloßhof sehen. Godiva schwieg jetzt bei jeder neuen Übeltat Leofrics. Was sie Gutes getan hatte, wußte er zu zerstören, und wem sie half, dem tat er weh. Godiva wich ihm aus, soviel sie konnte; und nur wenn sie ihn tagelang nicht gesehen, fand sie wieder ein wenig Heiterkeit mit Rohalt. Aber der Frohsinn der schönen Jugendzeit war für immer gestorben.

In einer Nacht waren fremde Herren zu Gast und Rohalt mußte eine Kanne um die andere auf den Tisch setzen. Es war ein Singen und Lärmen, daß kein Mensch im Haus Ruhe finden konnte. Spät nach Mitternacht ließ man die schöne Gräfin hoch leben. Leofric trank aus und schrie: „Wollt ihr mein Weib sehen, die unfruchtbare Dirne? Vielleicht daß ihr einer von euch zu einem Kinde verhelfen will?" Die noch ein wenig nüchtern waren, suchten die anderen zurückzuhalten, aber Leofric führte die Trunkenen vor Godivas Kammer. Da warf sich Rohalt auf die Schwelle und stieß den Grafen so schwer mit seinem Fuß gegen die Brust, daß er fortgetragen werden mußte. Die anderen Herren verzogen sich schweigend. Am späten Nachmittag erwachte Leofric; er schien alles vergessen zu haben — aber wenn er Rohalt begegnete, sandte er ihm haßerfüllte Blicke zu. Den Tag über wurde die Gräfin nicht gesehen; ihre Tür blieb versperrt und Godiva nahm keine Nahrung. Vom Hof aus hatte man sie erblickt, wie sie im Nachtgewand aufs Fenster gesprungen war. Sie hätte sich hinabgestürzt, wäre die Tür erbrochen worden. Vor jedem Diener, den Godiva fürderhin traf, zuckte sie beschämt zusammen, denn sie fühlte sich von ihrem Gemahl aller Niedrigkeit preisgegeben. Seit der Nacht wagte sie sich nicht mehr in die Stadt hinab; sie hätte die Blicke der Menschen nicht ertragen können.

Immer mehr wurde Graf Leofric von der Gicht geplagt. Er warf sich nächtelang umher und verwünschte die ganze Welt. Dann saß Godiva neben seinem Bett und reichte ihm zu trinken; sie hörte die Beschimpfungen schweigend an, die er als Dank gab. Nicht einmal in solchen Nächten konnte er den Wein lassen. Und so verscheuchte er oft den Schmerz durch seine Trunkenheit. Erst wenn er schlief, verließ Godiva das Zimmer, müde und den Kopf schwer von Weindunst. „Ich wüßte wohl, wie ich genesen könnte," sagte er einmal spät nachts, nachdem er lange ruhig gelegen. „Hätte ich ein gutes Weib, das mich liebt — sie würde es für mich tun!" „Was ist es?" fragte Godiva. „Ein Becher deines Blutes müßte mich heilen! Der Arzt hat mir's gestern gesagt." Da schnitt sich Godiva in den Arm, daß ihr Blut floß, bis sie bleich ward und schwankte. Mit bösen Blicken sah es Leofric. „Noch mehr!" Sie preßte ihr Blut hinein. Und er nahm den Becher und schüttete ihn höhnisch lachend auf die Diele. Godiva taumelte in die Kammer. Ihre alte Mutter erhob sich. Sie war gekommen, bei der Pflege zu helfen, aber Leofrics Unflätigkeiten hatten sie

von seinem Lager vertrieben. Godiva sank in ihre Arme und die Mutter bereitete einen Verband. „Kannst du ihn denn lieben?“ Lange schwieg Godiva, von Ekel und Schmerz bedrängt. Endlich flüsterte sie: „Ist es möglich, einen solchen zu lieben?“

Trotz allem Leid und aller Kränkung wuchs Godivas Schönheit von Tag zu Tag. Es schien, als leuchtete ihre reine Seele von innen heraus und breitete diesen angelischen Schein um sie, dem nichts Irdisches glich. Im Herzen des jungen Rohalt wuchs die Liebe so sehr, daß er fast daran zu sterben glaubte. Und doch wußte er wohl, daß er nie ein Wort der Liebe zu ihr werde sprechen dürfen. Denn sie war keusch wie des Frühlings erste Knospen; und schon öfters hatte er es aus ihrem Munde gehört, daß sie in ein Kloster eintreten wollte, wenn sie den Grafen überlebte.

Eines Nachts wurde Leofric aufs Schloß getragen. Er war vom Pferde gestürzt und lag im Fieber. Der Arzt sprach ihm das Leben ab. Um Mittag war er bei Bewußtsein und sah finster auf Godiva hin, die noch nicht von seinem Bett gewichen war. „Jetzt freust du dich!“ sagte er endlich. Aber sie schüttelte den Kopf. „Gesteh es nur, du freust dich, weil ich sterben muß, du verbuhlte Dirne?“ Und er griff nach ihrem Handgelenk und zerrte sie aus dem Stuhl, daß sie sich vor Schmerz krümmte. „Du freust dich, daß du mich jetzt betrügen kannst! Aber noch als Geist will ich zu dir kommen und in deiner Kammer stehen! Wärst du ein treues Weib, du würdest mit mir zugleich sterben! Soll ich dich erwürgen? Du weißt ja, wie ich dich liebe! Hab ich doch deinen Bruder erschossen, weil er dich mir nicht geben wollte! Alles aus Liebe zu dir!“ . . .

Die Tür öffnete sich lautlos und zwei Männer traten ein, einer groß und hager mit langem schwarzen Bart, seine Augen glühten wie die Flammen der Hölle; der andere war klein und trug einen spitzigen Buckel. Sein gelbes Gesicht knisterte wie Pergament, wenn er grinste. Er hielt dem Langen eine Tasche aus schwarzem Leder hin; der nickte und öffnete das Schloß. Die Augen des Grafen traten vor Angst aus den Höhlen und sein Leib bog sich im Bett. Hilfesuchend tastete er nach Godivas Händen.

„Was wollt ihr?“ fragte die Gräfin. „Fürchtet Euch nicht, schöne Frau!“ antwortete der Große ernst und langsam. „Wir holen nur, was uns von rechtswegen gehört.“ Und sie setzten sich jeder auf eine Kante des Bettes und sahen Leofric spähend ins Gesicht. Die Zähne des Grafen schlugen aneinander, daß Splitter sprangen, und sein Gesicht wurde so bleich wie es noch nie gewesen war.

„Was habt ihr hier zu holen?“ fragte Godiva. Die beiden Männer sahen unheimlich aus. „Eine Seele wird bald frei werden, die uns gehört! Wir warten auf sie, wenn wir auch wissen, daß sie uns niemand streitig machen wird.“ Da schrie Godiva auf und wandte sich weg.

„Kann sie nicht gerettet werden?“ hub Godiva wieder an. „Nein! Die ist uns einmal sicher!“ „Ich will für sie beten!“ Aber die beiden schüttelten die

Köpfe. „Und wenn Ihr hundert Jahre beten wolltet, Ihr brächtet diese verfaulte Seele nicht um eines Schuhes Breite dem Himmel näher!“ sprach der Schwarze. Und der Kleine meckerte: „Er ist wohl immer sehr gütig zu Euch gewesen, daß Ihr ihm gern helfen wollt?“

Aber Godiva faltete die Hände und versenkte ihre Seele in ein inniges Gebet. Sie flehte zu den himmlischen Mächten, daß sie diese arme verblendete Seele aus der Gewalt des Bösen erretten möchten. Und wie sie betete, ward sie so heilig in ihrer Schönheit, daß es die beiden Söhne der Hölle schauderte. Der kleine Bucklige neigte sich zum anderen und sie flüsterten zusammen. „Ihr wollt diese Seele kaufen, die uns gehört?“ fragte der Lange nach einer Weile. Godiva schloß ihr Gebet und sah ihm mutig ins Auge: „Ja!“ „Nun so hört! Nichts auf Erden ist so wertvoll, wie eines Menschen ewige Seele — es sei denn die große keusche Schönheit, denn auch sie ist nicht irdischer Art. Wolltet Ihr Eure Schönheit opfern, so wäre uns diese Seele feil!“

Godiva gab zur Antwort: „Ich will so häßlich werden, daß sich jeder Mann und jedes Weib von mir abwenden muß, daß mich die Hunde des Hofes meiden.“ „Wo denkt Ihr hin! Das wäre sinnlos gehandelt! Solche Schönheit darf nicht weggeworfen werden! Sie soll gesehen werden, von allen gesehen! Ihr sollt Euch dem Volke zeigen! Seinen gemeinen Augen das überirdisch Schöne preisgeben — reitet nackt durch die Stadt!“

Godiva atmete hoch auf, verbarg ihr Gesicht in den Händen und sprach kein Wort weiter. Der Graf schlug, nach Luft schnappend, um sich. Er hatte die Besinnung verloren. „Aufgepaßt!“ sagte der lange Schwarze zum Buckligen und sie lauerten auf ihre Beute. Aber Leofric fiel wieder in die Kissen.

„Ihr müßt Euch schnell entscheiden, schöne Frau!“ sagte der Lange. „Jeden Augenblick kann es zu Ende sein, und nachher ließe sich nichts mehr machen.“

Godiva sah auf: „Ihr seid hart!“

„Seelen sind selten, und ist die auch sicherlich die mindeste von allen, so gehört sie doch immerhin ins andere Reich — so wie die große keusche Schönheit. Alles sonst ist wertlos.“

Da erhob sich Godiva und warf einen Blick auf den Grafen, der mit glotzenden Augen unbeweglich dalag. „Ich will tun, was ihr von mir heischt!“ sprach sie und verließ das Zimmer.

Godiva saß auf dem Bett und die Magd löste die Schnüre ihres Mieders. Ein Murmeln kam durchs Fenster herein wie von vielen Menschen, die ungeduldig auf etwas harren. Godiva griff nach dem Arm der Dienerin. „Was ist das?“ Eline blickte hin — sie fuhr vom Fenster zurück. „Herrin, bleibt ruhig!“ Da stand Godiva auf und sah, wie die Leute dichtgedrängt an der Straße standen, von der Schloßbrücke bis in die Stadt hinab, Männer und Frauen und Kinder mit neugierigen Gesichtern, Männer im Schurzfell, die von der Arbeit gelaufen, waren, und alte Weiber, den Besen in der Hand. Zu beiden Seiten der Straße

standen sie und redeten aufgeregt untereinander. Jetzt rief eine Frauenstimme: „Seht! Da ist sie!" Die Menge verstummte und alle Köpfe wandten sich ihr zu. Godiva trat ins Zimmer zurück. Sie sank auf ihr Ruhebett. Die Dienerin weinte.

Godiva drückte das Gesicht in den Polster. Er verbrannte fast vor der Hitze der Scham, die von ihren Wangen ausging. Alle die Menschen da unten — sie konnte es nicht tun! Jedes Auge wird ein Mal auf ihren Leib drücken, das nie wieder schwindet. Unter diesen Blicken, unter den Blicken der neugierigen boshaften Weiber, der erregten Männer werden sich Stücke ihres Fleisches ablösen — und sie würden sie umringen, sie würden ihr nachlaufen. Das war zuviel, sie konnte es nicht ertragen. —

Lange lag Godiva wie bewußtlos. Dann stand sie auf und ging in den Saal. Der kleine Bucklige trat aus Leofrics Zimmer. „Seid Ihr bereit, schöne Gräfin? Das Volk ist gespannt. Laßt es doch nicht so lange warten!" Godiva warf sich vor ihm zu Boden. „Ich kann es nicht tun!" „Ihr könnt nicht? Nun, es zwingt Euch ja niemand! So laßt es eben bleiben!" „Habt Erbarmen!" Der Bucklige grinste. „Ihr kommt nicht heil davon! Seht doch die Augen alle da unten!" „Nehmt meine Seele statt seiner!" „Das ist wahrhaft großmütig! Aber verzeiht, Gräfin, wir können Eure Seele nicht nehmen. Die würde uns, fürcht' ich, zwischen den Fingern davonfliegen. Auf Eure Seele erheben wir keinen Anspruch, nur auf Euren Leib!" „Hört!" flüsterte Godiva, „ich will, — ich will tun, was ihr verlangt, aber nicht unten, hier vor euch, vor euch beiden!" „Ihr seid freundlich, Gräfin. Aber — wollet es nicht als Unhöflichkeit auffassen, es ist ja sicherlich eine große Ehre. Aber — es genügt nicht! Ihr müßt schon durch die Stadt reiten."

Nebenan brüllte Leofric auf. „Hört Ihr? Er treibt es nicht mehr lange. Also entscheidet Euch!"

Godiva erhob sich. Ihr Gesicht war fahl, als hätten es die Marmorfliesen gefärbt, gegen die sie es gepreßt hatte, und ihre Augen hatten den Glanz verloren. „Brav!" rief ihr der Bucklige nach. „Und damit Ihr seht, daß wir nicht hartherzig sind — ich gestatte Euch einen Begleiter, einen, der Euer Pferd führt, damit es nicht allzuviel aufgehalten werde!"

Vor der Tür stand Rohalt. Er sank ins Knie: „Tut es nicht! Herrin! Godiva! Tut es nicht! Ist Euer Leib nicht mehr wert als tausend Seelen wie die?" Da Godiva diese Worte vernahm, wurde sie ruhig und stark. „Die Seele eines Menschen ist nicht zu teuer bezahlt mit allem Gut der Erde!" „Aber bedenkt doch, denen da unten wollt Ihr Euch hüllenlos zeigen! Ich habe sie gesehen! Ich habe gehört, welche Reden sie führen! Tut es nicht! Denkt Eurer Mutter! Eures toten Vaters — tut es nicht!" Rohalt schrie auf — „Denkt meiner!" Godiva stand, ohne sich zu regen. Dann raffte sie sich zusammen. „Es ist schwer, aber es muß, es muß geschehen! Eine Seele ist mehr als alle Scham!" Und sie schritt an ihm vorüber, der nichts mehr sagen konnte. „Rohalt!" wandte sie sich

zurück. „Du sollst mein Pferd führen! Du sollst mich schützen!" Aber wie sie es gesagt hatte, verging ihr der Atem — war der Blick dieses Jünglings, der sie liebte, nicht schwerer zu tragen als alle die Blicke da unten? „Nein! nein!" schrie Rohalt und tat eine abwehrende Bewegung. „Du wirst mich nicht ansehen!" hauchte Godiva und verschwand in ihre Kammer.

Rohalt schaute fassungslos um sich. Er sollte vor ihr gehen und sehen, wie die Herrin von all den Blicken geschändet würde? Er griff an seinen Hals und die Augen preßten sich wie im Krampfe zusammen. Konnte er sie nicht mit seinem Körper decken, daß sie unsichtbar blieb? Er wollte sie nicht anblicken! — Aber vor den geschlossenen Augen sah er sie, sah er Godiva, die überirdisch Schöne, die auf ihrem hohen weißen Pferde saß, dicht hinter ihm. Er sah, was er noch nie in seinen Träumen zu sehen gewagt, und er schluchzte auf — er drückte die Faust in seine Augen, daß Funken sprangen — aber inmitten des Feuers sah er sie auf weißem Pferde, nur von ihrem leuchtenden Haar gedeckt. . .

Nein, das durfte nicht geschehen! Er würde nicht sein wie die da unten! Rohalt lief in die Küche und warf sich nieder und drückte das Gesicht in die aufzischende Kohlenglut unterm Rost. Er konnte den Schrei nicht in der Brust zurückhalten. Die herbeieilenden Leute hoben ihn auf und löschten mit nassen Tüchern sein Haar. Das Gesicht war nur wenig versengt — aber die beiden Augen waren erloschen. —

Godiva stieg die Treppe nieder. Jetzt war sie stark. Die bloßen Füße zuckten nicht auf den Steinen. Im Hofe stand Rohalt. Seine Linke hatte den Zaum des Pferdes gefaßt, ein langes blankes Schwert hielt er mit der Rechten umklammert. Godiva trat in den Steigbügel und saß auf — bis über den Rücken des hohen weißen Tieres floß ihr schimmerndes Haar, ihre einzige Hülle. Sie sah die toten Augenhöhlen des Jünglings: „Was hast du getan, Rohalt?" „Vielleicht hätte mir die Kraft gefehlt, die ich brauche, um nicht zurückzublicken!" Godiva beugte sich vor und küßte ihn aufs Haar. Ein Stöhnen kam aus seiner Brust. Mit der Waffe voraustastend, führte Rohalt das Pferd. Godivas weißer Windhund, den ihr der Vater gelassen, sprang herbei — er wurde von dem Blinden gespießt. Im Verenden hob er das Aug zur Herrin. „Der ist zu nah gekommen!" ächzte Rohalt; seine Stimme glich nicht der eines Menschen. Er glaubte einen Neugierigen erstochen zu haben. So gelangten sie ans offene Tor.

Siehe, da geschah ein Wunder! Dichte Schwärme weißer Tauben kamen vom Himmel herab und senkten sich über Godiva. Sie schwebten bis zur Erde und wölbten eine Kuppel über ihr Haupt. In dieser wunderbaren Hülle weißer Vögel ritt Godiva her. So dicht war die Mauer, daß kein Blick hätte hindurchdringen können. Mit weit offenen Flügeln schwebten die Tauben, die solange nicht gesehen worden waren, vor ihr und über ihr und rückwärts und zu ihren beiden Seiten. So zog Godiva durch die Stadt, von Rohalt geführt.

Und die Tauben warfen weiche Flaumfedern herab, die sich in einem langen weißen Mantel um Godivas Leib legten und über ihre Füße niederwallten. Sie ritt wie eine Königin zur Krönung.

Die Menschen umher sanken in den Staub der Straße. Sie fühlten die Verworfenheit ihrer Wünsche und keiner wagte es mehr aufzublicken, bis die weiße Wolke vorübergeschwebt war. Jeder betete in seinem Herzen zu der Heiligen, die da ungesehen ritt, und flehte um Vergebung für seinen niedrigen Sinn.

Alles Volk der Stadt war am Wege versammelt, nur die Armen, denen Godiva mit eigener Hand Gutes getan und von denen sie gekannt war, saßen daheim und hatten ihre Fenster verhängt, um die Herrin nicht zu kränken.

Die beiden fremden Männer standen auf einer Zinne des Schlosses. Sie taten einen lauten wilden Schrei, da sie das Wunder sahen, und warfen sich in den Graben hinab. Niemals ist ihr Leichnam gefunden worden.

Am Ende von Coventry blieb das Pferd stehen. Die Taubenschwärme erhoben sich und flogen himmelwärts. Da saß Godiva in ihrer ganzen Herrlichkeit, die noch größer geworden war, von dem weißen Flaummantel überflossen, auf dem ihr Haar lag. Aber ums Haupt leuchtete der Wiederschein ihrer Seele, der bis dahin verborgen geglüht hatte, und den nun jeder sehen konnte, in einer schier unerträglichen Helle, heller als die Sonne am Mittag. „Kehr dich zu mir!" sprach Godiva zu Rohalt. Der Jüngling wandte sich und Godiva tat ihr erstes Wunder: Sie küßte ihn auf die erloschenen Augen und Rohalt empfing das Licht wieder, tief ins Innere von dem himmlischen Schein getroffen, der um Godivas Haupt war. Rohalt warf sein Schwert von sich und fiel erschüttert ins Knie und küßte den Saum ihres Flockenkleides. Seine irdische Liebe wandelte sich in Andacht.

Er führte das aufwiehernde Pferd, das keine Last mehr empfand, den gleichen Weg zurück. Die Menschen an der Straße fühlten das Glück, Godiva anzusehen, und die Kinder legten blühende Kirschenzweige auf ihren Weg. Godiva segnete alle, und die in Gier und Bosheit gekommen waren, gingen reinen Herzens davon.

Als Godiva ins Schloß kam, war Graf Leofric tot. Aber seine unsterbliche Seele war durch sie gerettet worden, durch Godiva, die er soviele Jahre hindurch gequält, und die doch ihres Leibes verschwiegene Herrlichkeit hatte preisgeben wollen für ihn. Und weil sie es gewußt, daß des Menschen Seele über allem in der Welt teuer ist, hatte auch ihre eigene Seele überirdische Kraft besessen, hatte ihr inbrünstiger Wunsch die Tauben des Himmels dicht um sie geschart, ein Flaumkleid um ihre Schamhaftigkeit gewoben und dem treuen Rohalt seiner Augen Licht wieder geschenkt.

Friedrich Nietzsche/ Briefe aus dem Jahre 1888

Herr Peter Gast schrieb kürzlich in einem Artikel der „Zukunft": „Die Produktionskraft Nietzsches vom August 1888 ab, grenzt tatsächlich ans Fabelhafte. Sein Zustand war so exuberant, wie ihn gewiß noch kein Mensch erlebt hat. Das Schwierigste wurde ihm zum Spiel, jede Stunde beschleunigte die Schwungkraft seines Geistes. Schrieb er in diesem Zustand höchster Steigerung und immer rascherer Folge des inneren Erlebens, so konnte die Feder seinen Gedanken kaum folgen". Ich glaube, daß die nachfolgenden Briefe von Mitte August bis Ende Dezember 1888 eine Vorstellung davon geben; vorzüglich die an Peter Gast gerichteten, welche dem vierten Briefband entnommen sind, der in diesem Spätherbst erscheinen wird.

An seine Mutter

Meine liebe Mutter! Montag. (Sils-Maria, 13. Aug. 1888.)

Wir haben seit vier Tagen ein unvergleichlich schönes Wetter und athmen alle auf. Vorher noch war es tief winterlich, sodaß meine Wirthin mir doppelte Decken auf's Bett legte und ich alle Wintersachen, die ich hatte, in Gebrauch nahm. Aber mit Einem Male ist eine wunderbare Sommer-Stimmung da; die allerschönsten Farben, die ich hier oben gesehen habe, und der Himmel vollkommen rein wie in Nizza. Heute morgen bin ich mit Fräulein v. Salis auf dem See herumgegondelt; gestern hat mir ein ausgezeichneter Musiker ein kleines Privatconcert gegeben, in dem er Sachen von Herrn Gast spielte, die er für mich eingeübt hatte. Ebenfalls langte ein sehr liebenswürdiger Brief von Mrs. Fynn aus Genf an (trotzdem daß ich seit vorigen Herbst vollkommen verstummt war und mehrere Briefe unbeantwortet gelassen hatte). In meinem Hôtel sind jetzt 60 Gäste. Es gab sehr viel zu thun für mich, wir sind wieder in voller Druck-Arbeit.* —

Nunmehr habe ich den etwas zu salzigen und derben Schinken aufgegessen; insgleichen einen von den feinen und kleinen. Der zweite ist auch bereits angeschnitten: sodaß es nun nicht mehr sehr lange dauert, daß der Vorrath erschöpft ist. Meine Absicht ist immer noch, bis zum 15. Sept. auszuhalten: obwohl bei dem Wetter in diesem Jahre nichts zu versprechen ist. Im Grunde war der ganze bisherige Aufenthalt eine Geduldsprobe allerersten Ranges: man kann sich etwas Schauderhafteres gar nicht denken. Ich wußte sehr oft nicht, wie über eine unglaubliche Melancholie und Schwäche hinwegkommen.

Sils hat sich neue Glocken angeschafft, deren Klang sehr weich und voll ist.

Vor ein paar Tagen habe ich auch an Herrn von Bülow nach Hamburg geschrieben, der jetzt zwei Winter daselbst die Oper dirigirt hat, um ihm das Werk des ausgezeichneten Herrn Gast ans Herz zu legen. Er wäre der Einzige, der so etwas Neues wagte: aber da er ein unberechenbarer Mensch ist, so rechne ich auf nichts. —

In herzlicher Liebe Dich umarmend Dein altes Geschöpf.

---

* Der Fall Wagner

An Freiin Dr. Meta von Salis-Marschlins

Verehrtestes Fräulein! Sils, 22. August.

Ein Wetter, wie am Morgen Ihrer Abreise — zum ersten Male seitdem: lauter Geplätscher. Ich mache mir die kluge Erholung, die ich mir so oft im Kampf mit den „Naturgeistern" diesen Sommer gemacht habe — und unterhalte mich ein wenig mit Ihnen. Zu alledem liegt ein gewisses Buch* vor mir: es kam gestern Abend an. Noch niemals habe ich mich so würdig angeputzt gesehen — beinahe als „Classiker". — Der erste Blick hinein gab mir eine Überraschung: ich entdeckte eine lange Vorrede zu der „Genealogie", deren Existenz ich vergessen hatte ... Im Grunde hatte ich blos den Titel der drei Abhandlungen im Gedächtniß; der Rest, d. h. der Inhalt war mir flöten gegangen. Dies die Folge einer extremen geistigen Thätigkeit, die diesen Winter und dies Frühjahr ausfüllte und die gleichsam eine Mauer dazwischen gelegt hatte. Jetzt lebt das Buch wieder vor mir auf — und, zugleich, der Zustand vom vorjährigen Sommer, aus dem es entstand. Extrem schwierige Probleme, für die eine Sprache, eine Terminologie nicht vorhanden war; aber ich muß damals in einem Zustande von fast ununterbrochener Inspiration gewesen sein, daß diese Schrift wie die natürlichste Sache von der Welt dahinläuft. Man merkt ihr keine Mühsal an. — Der Stil ist vehement und aufregend, und dabei voll finesses; und biegsam und farbenreich, wie ich eigentlich bis dahin keine Prosa geschrieben. Freilich sagt der große Kritiker Spitteler: daß er, seitdem er diese Schrift von mir gelesen habe, alle Hoffnungen auf mich als Schriftsteller aufgegeben habe. ...

Im Vergleich mit letztem Sommer, der mir eine solche Improvisation über horrible Themata erlaubte, erscheint dieser Sommer freilich geradezu „in's Wasser gefallen". Dies thut mir außerordentlich leid; denn aus dem zum ersten Male wohlgerathenen Frühlings-Aufenthalt brachte ich sogar mehr Kraft mit herauf als voriges Jahr. Auch war alles zu einer großen und ganz bestimmten Aufgabe vorbereitet. Das „Pamphlet" gegen Wagner (auf das ich, — unter uns, — stolz bin) gehört in allem Wesentlichen nach Turin, und war eigentlich die rechte und allerbeste Erholung, die Jemand sich mitten in schweren Dingen machen konnte.

Zu den Spezialitäten dieses Sommers gehört die absurde Insomnie. Auch heute, wie gestern und vorgestern seit zwei Uhr nachgedacht ... Um vier Uhr Cacao ...

Gestern Nachmittag war ich mit Prof. Kaftan im Fexthal. In der „Alpenrose" sind noch c. 30 Personen. Im Grunde geht es jetzt schnell zu Ende. Der Herbst ist da — wir haben ein unzweifelhaftes Septemberwetter: wenn dies nicht gar noch ein Euphemismus ist. Ich will dennoch bis Mitte September auszuhalten suchen.

Mit dem herzlichsten Wunsche für Ihr Wohlergehn

Ihr ergebenster Dr. Nietzsche

---

* Anmerkung der Empfängerin: „Es war: Jenseits von Gut und Böse und Zur Genealogie der Moral, die Nietzsche in Sils nicht bei sich hatte, weßhalb ich ihm den Band von Hause sandte, als ich dahin zurückgekehrt war."

— Sie dürfen sich darauf verlassen, daß das Buch wie ein Ei geschont und in einer vollkommen festen (gebundenen) enveloppe zu Ihnen zurückkehrt.

An seine Mutter

Meine liebe Mutter! Sils, den 30. August 1888.

Mein Wunsch ist, daß dieser Brief spätestens am 2. September in Deine Hände kommt, nicht gerade zur Sedanfeier, sondern weil an diesem Tage es zehn Jahre wird, daß Deine vortreffliche Alwine bei Dir ist. In unsrer Zeit, wo Alles zusammen und wieder auseinander läuft, ist ein solcher Zeitraum ein halbes Wunder; und es giebt wenig Dinge, um die Du mehr beneidet werden kannst (es müßte denn Dein Sohn sein —). Gerade bei Deiner Einsamkeit, wo Deine zwei Kinder über die ganze Erde zerstreut sind, brauchst Du, um wirklich bei Dir zu Hause zu sein, ein solches gutes und treues Wesen. Der Übelstand ist, daß Du nicht leicht einen Ersatz finden wirst, falls er einmal nöthig sein sollte. Bitte, sage Alwinen auch in meinem Namen meinen Dank und meine Anerkennung: ich denke, daß alles Gute auf dieser Erde seinen Lohn findet. —

Wir sind gerade hier mit einem herrlichen Wetter beschenkt und genießen reichlich, was wir durch lange Geduld verdient haben. Augenblicklich hat mein Hôtel die Auszeichnung, den über die Maaßen „einflußreichen" Herrn Bädeker aus Leipzig zu Gaste zu haben; seine Frau mit Töchterchen, sehr artig immer gegen mich, war den ganzen Sommer da. Ich bin wieder vollkommen in Thätigkeit, — hoffentlich geht es noch eine Weile, da eine gut und lange vorbereitete Arbeit, die diesen Sommer abgethan werden sollte, wörtlich „ins Wasser" gefallen ist. Dies war die unersetzbare Einbuße von Seiten dieses entsetzlichen Sommers. —

Bis zum 15. September gedenke ich Stand zu halten. An diesem Tage Abreise, wieder nach Turin, das mir vom Frühling her bestens im Gedächtniß geblieben ist. Dort findet in der zweiten Hälfte des September eine ganz große Fürsten-Hochzeit statt, vom Prinzen Amadeo. Als Fest-Oper ist Tannhäuser gewählt (deutsch wohlverstanden, die Gesellschaft des Angelo Neumann —). Herr Gast ist bei seinen Freunden, Banquier von Krause's, auf deren Gütern in Hinterpommern, einer sehr liebenswürdigen Einladung folgend. Freund Seydlitz schrieb gestern, daß ihm der Kaiser von Japan einen artigen Dankesbrief für seine Verdienste um Ausbreitung des japanesischen Geschmacks durch seinen Botschafter überreicht habe. — Eine kleine Sendung wird noch nöthig sein: kein Zwieback, aber ein Schinken von gleicher Größe und Qualität, wie die letzten (die ich delikat finde). Dann bitte ich nochmals um ein Gros Sönnecken's Rundschriftfeder Nr. 5, von wegen der Abreise nach dem Süden. Insgleichen, suche mir doch einen unzerbrechbaren Kamm aus (etwas recht Feines!); es fehlt mir übrigens auch ein Staubkamm (eng, aber sehr scharf muß er sein —). — Mit dem Thee hatte ich meinen Spaß. Diesen Sommer verfolgt mich der Souchong. Ich habe 4 Mal Thee kommen lassen und immer anderen bestellt (weil Souchong zu schwach und im

Geschmack nicht streng genug für mich ist), aber man hat mir vier Mal Souchong geschickt? Zuletzt gar noch die Mutter! Was Deinem Sohn gut thut, ist ein feiner Congo (aber bestellt in einem Hauptgeschäft: die kleinen Händler unterscheiden selbst nicht die Sorten).

Mit dem herzlichsten Gruße Dein altes Geschöpf.

An Freiin Dr. Meta von Salis-Marschlins

Verehrtestes Fräulein! Sils, d. 7. Sept. 1888.

Hiermit sende ich, zugleich mit meinem verbindlichsten Danke, das Buch wieder an Sie zurück. Ich habe es in einen festen Carton gesteckt: mein Wunsch ist, daß die Post keine Brutalitäten begeht.

Inzwischen war ich sehr fleißig, — bis zu dem Grade, daß ich Grund habe, den Seufzer meines letzten Briefes über den „in's Wasser gefallenen Sommer" zu widerrufen. Es ist mir sogar etwas mehr gelungen, Etwas, das ich mir nicht zugetraut hatte . . . Die Folge war allerdings, daß mein Leben in den letzten Wochen in einige Unordnung gerieth. Ich stand mehrere Male Nachts um 2 auf, „vom Geiste getrieben" und schrieb nieder, was mir vorher durch den Kopf gegangen war. Dann hörte ich wohl, wie mein Hauswirth, Herr Durisch, vorsichtig die Hausthür öffnete und zur Gemsenjagd davon schlich. Wer weiß! vielleicht war ich auch auf der Gemsenjagd . . .

Der dritte September war ein sehr merkwürdiger Tag. Früh schrieb ich die Vorrede zu meiner Umwerthung aller Werthe, die stolzeste Vorrede, die vielleicht bisher geschrieben worden ist. Nachher ging ich hinaus — und siehe da! der schönste Tag, den ich im Engadin gesehen habe, — eine Leuchtkraft aller Farben, ein Blau auf See und Himmel, eine Klarheit der Luft, vollkommen unerhört . . . Es war nicht nur mein Urtheil. Die Berge bis tief herunter in Weiß — denn wir hatten ernsthafte Wintertage — erhöhten jedenfalls die Intensität des Lichts. —

Dann ging ich zu Tisch und fand neben meinem Couvert Briefe, darunter auch einen kurios dick gerathenen von Ihnen. Nachmittags lief ich um den ganzen See von Silvaplana herum: der Tag wird mir wahrscheinlich im Gedächtniß bleiben. —

Am 15. Sept. gehe ich fort; nach Turin; was den Winter betrifft, so wäre doch, aus Gründen tiefer Sammlung, wie ich sie nöthig habe, der Versuch mit Corsica ein wenig risquirt . . . Doch wer weiß. — Im nächsten Jahre werde ich mich dazu entschließen, meine Umwerthung aller Werthe, das unabhängigste Buch, das es giebt, in Druck zu geben. Nicht ohne große Bedenken! Das erste Buch heißt zum Beispiel: Der Antichrist.

Mit dem herzlichsten Gruße und meiner vollkommenen Zustimmung zu Ihrem Urtheil über Zürich, (gar nicht zu reden von den Wasserstrolchen)

bleibe ich dankbar ergebenst Ihr Friedrich Nietzsche.

An E. G. Naumann

Sehr geehrter Herr Verleger! Sils, d. 7. Sept. 1888.

Dies Mal werde ich Ihnen eine Überraschung machen. Sie denken gewiß,

daß wir mit Drucken* fertig sind: aber siehe da: Soeben geht das allersauberste Ms. an Sie ab, das ich je Ihnen gesandt habe. Es handelt sich um eine Schrift, welche in Hinsicht auf Ausstattung vollkommen den Zwilling zu dem „Fall Wagner" bilden soll. Ihr Titel ist: Müßiggang eines Psychologen. Ich habe es nöthig, sie jetzt noch herauszugeben, weil wir Ende nächsten Jahres wahrscheinlich daran gehen müssen, mein Hauptwerk die Umwerthung aller Werthe zu drucken. Da dasselbe einen sehr strengen und ernsten Charakter hat, so kann ich ihm nichts Heiteres und Anmuthiges hinten nach schicken. Andrerseits muß ein Zeitraum zwischen meiner letzten Publikation und jenem ernsten Werke liegen. Auch möchte ich nicht, daß es unmittelbar auf die übermüthige Farce gegen Wagner folgte.

Diese Schrift, deren Umfang nicht beträchtlich ist, kann vielleicht auch in dem Sinne wirken, die Ohren etwas für mich aufzumachen: sodaß jenes Hauptwerk nicht wieder solchem absurden Stillschweigen begegnet wie mein Zarathustra. —

Also in Allem gleich wie die Schrift über Wagner: auch gleiche Zahl der Exemplare.

Ich verlasse am 15. Sept. Sils und gehe wieder nach Turin. Von dort aus melde ich Ihnen meine Adresse. Es steht nichts entgegen, daß wir sofort wieder mit dem Druck beginnen: und in Anbetracht, daß ich für diesen Winter eine tiefe Sammlung nöthig habe, wäre es mir sogar sehr wünschenswerth, wenn diese wenigen Bogen sobald wie möglich erledigt würden. — Nachsendungen von Ms. haben Sie nicht zu fürchten. Ich war die letzten Wochen in einem wesentlich besseren Zustand als den ganzen Sommer. —

Ich erwarte jeden Tag die Ankunft, sei es von Exemplaren, sei es wenigstens von Aushängebogen vom „Fall Wagner".

Ihr ergebenster Prof. Dr. Nietzsche.

An Freiin Dr. Meta von Salis-Marschlins

Verehrtestes Fräulein, ein letzter Gruß aus Sils, zugleich um Ihnen von unsrer Wassernoth zu erzählen. Die letzte Woche war die größte Geduldsprobe dieses Sommers (was viel sagen will!), es goß Tag und Nacht in Strömen, zeitweilig mit Schnee untermischt. Die Seen sind übervoll, hier und da bis auf die Straße hinauf. Die Halbinsel ist eine ganze Insel; das Thal von Samaden stellt einen großen See dar. Eben versuchte ich den Waldweg an der Säge vorbei: er hatte einen Reiz mehr — man ging längere Zeit direkt am Wasser (— der See erschien viel größer). Die Eisenbahn Colico—Chiavenna soll zum Theil durch das Wasser entfremdet sein. — Hr. Caviezel berechnete uns das Quantum Niederschlag der letzten 4 Tage auf 220 Millimet. (während das normale Quantum eines ganzen Monats 80 ist). Sonntag Abreise nach Torino. — Meine ergebensten Empfehlungen und Wünsche.

Mittwoch 12. Sept. 1888. (Sils) Dr. N.

---

* Vom „Fall Wagner"

An seine Schwester

Mein liebes Lama! Sils d. 14. Sept. 1888.

Sehr anders als es mein Wunsch war, komme ich erst am Schluß meines Engadiner Sommers (—?—) dazu, Dir zu schreiben. Es gieng dies Jahr in allen Stücken sehr außergewöhnlich zu: man konnte nichts versprechen, nichts beschließen. Dabei kam meine Gesundheit recht in die Brüche; und als es wieder besser gieng, habe ich den großen Zeitverlust für meine Aufgabe durch eine um so angespanntere Arbeit auszugleichen gesucht. Nun ist wirklich Etwas erreicht: und ich kann zu menschenfreundlicheren Arbeiten und selbst zu Briefen mir wieder Zeit nehmen. Wie lange schon lag es mir auf dem Herzen, Dir meine große Freude über das Definitivum der Übersiedelung und die festliche Art und Weise, in der sie vollzogen wurde, auszudrücken! Auch daß Deine Gesundheit der Menge neuer Pflichten und Sorgen so tapfer Stand hält, ist keine kleine Beruhigung. Wir haben es Beide, auf eine etwas verschiedene Weise, schwer — wir haben es Beide andrerseits auch wieder gut. Wir lassen uns nicht so leicht fallen — uns nicht und auch die Sachen nicht, die uns angehen. Das eigentliche malheur in der Welt ist Alles bloß Schwäche . . .

Von mir wäre zu erzählen, daß zu den bewiesenen Orten Nizza und Sils ein dritter als Zwischenakt hinzugekommen ist: Turin. Klimatisch u. menschlich der mir sympathischste Ort, den ich bisher gefunden habe. Großstadt, aber ruhig, vornehm, aristokratisch, Universität, gute Bibliotheken, sehr viel Entgegenkommen für mich, ausgezeichnete Theater-Verhältnisse — und sehr billige Preise. Kost und Luft, Wasser und Spaziergänge — alles vollkommen nach meinem Geschmack. Die größeren Buchhandlungen dreisprachig (französisch, deutsch, italienisch, so daß ich für neue wissenschaftliche Litteratur dort bei weitem besser daran bin als in Leipzig selbst). Der Ring von Hochgebirge, der auf 3 Seiten Turin einschließt, hält dieselbe trockne u. dünne Luft aufrecht, wie sie, aus gleichen Gründen Sils u. Nizza haben. Da ich mitten in der entscheidenden Arbeit meines Lebens bin, so ist mir eine vollkommene Regel für eine Anzahl Jahre die erste Bedingung. Winter Nizza, Frühling Turin, Sommer Sils, zwei Herbstmonate Turin — dies ist der Plan. Entsprechend ist auch meine Diät normal gemacht, d. h. absolut persönlich, u. den eigensten Bedürfnissen gemäß eingerichtet. Dazu gehört natürlich die Emancipation von jedem Essen in Gesellschaft. Der Erfolg des allmählich von mir ausprobirten optimum von Existenz zeigt sich in einer enormen Steigerung der Arbeitskraft. Die drei Abhandlungen vom vorigen Sommer*, denen Ihr die Ehre Eurer Antheilnahme geschenkt habt, sind in weniger als 25 Tagen beschlossen, ausgeführt und druckfertig fortgeschickt worden. Dasselbe habe ich diesen Sommer, bei dem ersten Umschwung zum Bessern, noch einmal geleistet. In Turin ist, mit spielender Leichtigkeit, ein entscheidendes Stück Musiker-Psychologie zu Stande ge-

* Genealogie der Moral

kommen, das Euch diesen Herbst zugehen wird. Auch von der Umwerthung aller Werthe giebt es, beinahe wenigstens, das erste Buch. — Diese Nachrichten sind nicht schlecht, nicht wahr? mein liebes Lama? — Der Haken liegt darin, daß ich meine Schriften selbst drucken muß — und daß die Zeit für immer vorbei ist, wo es zwischen mir u. der Gegenwart irgend noch ein anderes Verhältniß gäbe als Krieg aufs Messer! — Mit diesem etwas indianerhaft gerathenen Schluß grüßt und umarmt Dich, mein liebes Lama, Dein Bruder Fritz. — Das Herzlichste an Deinen Bernhard. —

An C. G. Naumann

Geehrtester Herr Verleger! Sils, den 18. September 1888.

Sehr überrascht, aber noch mehr erbaut davon, daß Sie sofort an den Druck des „Müßiggangs" gegangen sind. Meine Bedenken im letzten Brief ausgedrückt, kommen gegen die Bedenken, die mein erster Brief über das Thema enthielt, nicht in Betracht. Um jenes außerordentlich ernste Werk, die Umwerthung aller Werthe herausgeben zu können, bedarf es wirklich eines Jahrs zum Mindesten von Zwischenraum, Zwischenzeit in Hinsicht auf frühere Publikationen. Vielleicht nehmen wir, um die beiden Schriften nicht zusammen zu werfen, einen Termin von 1 — 2 Monaten an, in dem dann die zweite Schrift erscheint. Soviel bedingt zuletzt auch schon der Druck. —

Daß ich noch nicht in Turin bin, ist Folge der ungeheuren Überschwemmungen, die Engadin und Oberitalien erfahren haben. Die Eisenbahn Colico-Chiavenna ist noch nicht hergestellt. —

Anbei folgt das Vorwort, das gilt. — Was ich Ihnen bisher als Vorwort geschickt habe (das gestrichene Stück natürlich abgerechnet), ist von mir noch etwas fortgesetzt worden, so daß es jetzt in das Buch kommen soll — und zwar an vorletzter Stelle (— den Schluß bilden die Streifzüge eines Unzeitgemäßen). Wir wollen dem Aufsatz den Titel geben:

Was den Deutschen abgeht.

Er hat jetzt mit seiner Verlängerung, die ich Ihnen heute übersende, im Ganzen 7 kleine Abschnitte. Entsprechend muß auch in der Inhalts-Angabe dieser Titel eingetragen werden.

Das Vorwort ist jetzt viel kürzer — und zweckentsprechender. —

Es ist mir sehr lieb, auf diese Weise den Winter frei zu bekommen. — Ich telegraphierte heute morgen nur, um Sie über den Druck nicht irre werden zu lassen.

Ihr ergebenster Dr. Nietzsche.

An Peter Gast

Lieber Freund! Turin, den 27. September 1888.

Heute traf Ihre am 24. von Wurchow abgegangene Correktur des Bogen 2 hier ein, zugleich mit Naumanns Sendung vom 25. (der 4. Druckbogen). Im Grunde dürfte die Verbindung Berlin-Turin erheblich schneller sein, als

Wurchow-Turin. Die Sache geht auch nicht mehr lange; es werden wahrscheinlich 6 Bogen sein oder ein Weniges mehr. Eine letzte Revision thut nicht noth; das Manuskript war viel besser vorbereitet, als das Wagner-Pamphlet.

Was den Titel angeht, so kam Ihrem sehr humanen Einwande mein eignes Bedenken zuvor: schließlich fand ich aus den Worten der Vorrede die Formel, die vielleicht auch Ihrem Bedürfnisse genugthut. Was Sie mir von der „großen Artillerie" schreiben, muß ich, mitten im Fertigmachen des ersten Buches der „Umwertung", einfach annehmen. Es läuft wirklich auf horrible Detonationen hinaus: ich glaube nicht, daß man aus der ganzen Litteratur ein Seitenstück zu diesem ersten Buche in punkto Orchesterklang (eingerechnet Kanonendonner) findet. — Der neue Titel (der an 3 bis 4 Stellen ganz bescheidene Veränderungen nach sich zieht) soll sein:

Götzendämmerung
Oder:
wie man mit dem Hammer philosophiert.
Von
F. N.

Der Sinn der Worte, zuletzt auch an sich erratbar, ist, wie gesagt, das Thema der kurzen Vorrede.

Der erste Brief über den „Fall" war von Gersdorff. Er schreibt auch vom Löwen-Duett* (ex ungue leonem —) „das ist Musik, wie ich sie liebe. Wo sind die Ohren, sie zu hören, wo die Musikanten, sie zu spielen?" — Ein Curiosum, das Gersdorff mitteilt und das mich sehr erbaut: Gersdoff ist Zeuge eines rasenden Wutausbruchs Wagners gegen Bizet gewesen, als Minnie Hauck in Neapel war und Carmen sang. Auf dieser Grundlage, daß Wagner auch hier Partei genommen hat, wird meine Bosheit an einer gewissen Hauptstelle viel schärfer empfunden werden. Übrigens warnt mich Gersdorff ganz ernsthaft vor den Wagnerianerinnen.

Meine Reise hatte Schwierigkeiten und Geduldsproben schlimmer Art: ich kam Mitternachts erst nach Mailand. Das Bedenklichste war eine lange Passage Nachts in Como durch überschwemmtes Terrain auf einem ganz schmalen Holzbrettbrückchen — bei Fackelbeleuchtung! Ganz wie gemacht für mich Blindekuh! — Durch die schlaffe und widrige Luft der Lombardei erschöpft, kam ich in Turin an: aber seltsam! wie im Ruck war alles in Ordnung. Wunderbare Klarheit, Herbstfaden, ein exquisites Wohlgefühl auf allen Dingen. In zwei Hauptsachen, nämlich Wohnung und Trattorie, ist mein zweitmaliges Erscheinen in der allerwillkommensten Weise empfunden worden. Ordnung, Reinlichkeit, Aufmerksamkeit in ersterer um 50 Prozent gewachsen; die Güte in Qualität und Quantität in der Trattorie um 100, ohne daß hier oder dort die sehr mäßigen Preise verändert wären. Auch habe ich hier meinen ersten Schneider,

* Aus Peter Gasts Oper: Der Löwe von Venedig

der mir recht arbeitet. — Fünf Schritt von mir ist die größte Piazza, mit dem alten mittelalterlichen Castell: auf ihr ist ein reizendes kleines Theater, vor dem man Nachts (von 8¼) im Freien sitzt, sein gelato ißt und jetzt gerade allerliebst die französische „Mascotte" von Audran hören kann (— mir sehr gut bekannt von Nizza). Diese in keinem Punkte gemein werdende Musik, mit soviel hübschen, geistreichen kleinen Melodien, gehört ganz in die idyllische Art Sein, die ich jetzt Abends nöthig habe. (Das Gegenstück dazu: der „Zigeunerbaron" von Strauß: ich lief mit Ekel und bald davon — die zwei Arten der deutschen Gemeinheit, die animalische und die sentimentale, nebst ganz schauderbaren Versuchen, hier und da den gebildeten Musiker zu zeigen: Himmel! was sind im Geschmack uns die Franzosen über!)

Das Wetter läßt zu wünschen. Aber ich vertrage hier das schlechte Wetter besser und habe noch keinen Tag zur Arbeit verloren.

Es grüßt Sie, lieber Freund, mit den allerherzlichsten Wünschen für Berlin und was daran hängt, Ihr N.

— Zuletzt habe ich mich nicht einmal für Ihren guten Brief bedankt, aus dem mir die Worte „voll der merkwürdigsten, sonderbarsten, unbegreiflichsten Eindrücke" im Gedächtnis geblieben sind.

An seine Schwester

Adresse: Torino (Italia), via Carlo Alberto 6III. 20. Okt. 1888.

Mein liebes Lama!

Herzlichen Dank für Deine genauen Anweisungen, mit deren Hülfe die Bücher und Hefte sich gefunden haben. Es lebe das Lama und sein ausgezeichnetes Gedächtnis! Unsre gute Mutter war etwas gekränkt, daß Du in dem kleinen Haus am Weingarten besser Bescheid wußtest als sie selbst — doch hat ihr schließlich die Bestimmtheit und Richtigkeit Deiner Angaben so imponiert, daß sie das Gekränktsein darüber vergaß. Auch Deine Zweifel in der anderen Angelegenheit haben sich Punkt für Punkt bewahrheitet. [— — —]

Seltsam! Du bist der einzige Mensch, dem ich unbedingt, gleichsam instinktiv Glauben schenke, wenn auch die Dinge erst den Anschein gegen sich haben. Deine bescheidene Art Behauptungen aufzustellen, verführt oberflächliche Menschen zu der Annahme, daß Du Deiner Sache nicht ganz sicher bist; dazu scheinst Du zu stolz oder ungeschickt zu sein, Dich und Deine Behauptungen zu vertheidigen — vielleicht weil Du von der Wahrheit dessen, was Du sagst, so überzeugt bist, daß Du gar nicht begreifst, wie man daran zweifeln kann. Zuletzt war es auch jetzt wieder wie immer: jedes Deiner Worte war wahr, jeder Deiner Zweifel berechtigt. [— — —]

Ich bin also wieder in meiner guten Stadt Turin, in dieser Stadt, welche auch Gobineau so sehr geliebt hat — wahrscheinlich gleicht sie uns Beiden. Auch mir thut die vornehme und etwas stolze Art dieser alten Turiner sehr wohl. Es giebt gar keine größere Verschiedenheit, als das gutmüthige, aber gründlich vulgäre Leipzig und dies Turin. Dazu haben wir in allen Hauptsachen eine

kuriose Geschmacks-Ähnlichkeit — der Turiner und ich —, nicht nur im Bau der Häuser und in der Anlage von Straßen, auch in der Küche. Alles schmeckt mir, Alles bekommt mir hier ausgezeichnet, sodaß meine Kräfte zum Erstaunen zugenommen haben. Es ist ein wahres Unglück, daß ich nicht vor zehn Jahren diese Entdeckung gemacht habe. Nachträglich beklage ich über die Maßen, den Sommer allerbösesten Angedenkens nicht hier verbracht zu haben, statt in dem über alle Begriffe schauderhaften Engadin! Es ist ein Glück, daß ich dort noch zur rechten Zeit entwischt bin, jetzt wäre es kaum möglich, aus ihm den Weg nach Italien zu machen, denn die großen Überschwemmungen in Italien, der Schweiz und in Frankreich dauern fort. Hier in Turin ist es, im Vergleich zu sonstigen Sommern natürlich, kühl gewesen; aber das wäre ja kein Grund dagegen, sondern dafür gewesen, da ein kühler Sommer in Turin für meinen Fall immer noch eine sehr angenehme mittlere Temperatur bedeuten will. Eigentlich ist alle Welt hier sehr zufrieden mit dem Jahr: dies habe ich nirgendswo sonst in Europa gehört. Zur Zeit, wo wir im Engadin entsetzlich daran waren, feierte man hier, unter unglaublich schönem Wetter, die großen Feste der Hochzeit des Prinzen Amadeo mit der Tochter Jérôme Napoleons, Laetitia. —

Dies Mal, wo ich nicht mehr ganz fremd bin, hat sich Vieles für mich hierselbst verbessert: sodaß einfach zwischen meiner miserablen-deplorablen Existenz in Nizza und der in Turin ein Gegensatz zum Vorschein gekommen ist. Überall werde ich auf das Distinguierteste behandelt: Du solltest nur sehen, wie alle Welt hier, wenn ich komme, sich freut, und in allen Ständen, wie unwillkürlich jeder seinen besten und taktvollsten Theil der Natur herauskehrt, seine höflichsten und liebenswürdigsten Manieren annimmt. Aber das ist schließlich nicht nur hier so, sondern Jahr aus Jahr ein wo ich nur bin. Ich nehme Deutschland aus; nur dort habe ich häßliche Dinge erlebt. [— — —]

Wenn man später einmal meine Geschichte schreibt, so soll es heißen: „er ist nur unter Deutschen schlecht behandelt worden." Himmel, wie wunderlich sind diese Deutschen und ach! wie langweilig. Kein kluges Wort dringt mehr von dort zu mir. —

Unser neuer Kaiser aber gefällt mir immer mehr: sein Neuestes ist, daß er sehr scharf Front gemacht hat gegen die Antisemiterei und die Kreuzzeitung. (Mach es ebenso, mein tapfres Lama!) Der Wille zur Macht als Prinzip wäre ihm schon verständlich.

Nun noch schnell ein paar Worte zum Schluß dieses überlangen Briefes, an dem Du mein gutes Lama den ganzen Winter zehren mußt, denn ich will keine Briefe mehr schreiben. Die Arbeit ist groß, das Maaß meiner Augenkraft, wie bekannt, sehr beschränkt: so verbiete ich mir zunächst alles, was ich von Lesen und Schreiben ungefähr mir verbieten kann. Ich muß die Steigerung meiner Kräfte und dieses wundervolle Herbstwetter für meine große Mission ausnützen. Jetzt, wo mein Leben in seine höchste Höhe gekommen ist und Aufgaben zu leisten sind, wie sie vielleicht noch kein Mensch sich gestellt hat, ist diese fast plötzliche

Rückkehr von Kraft und Selbstgefühl geradezu wunderbar! — Ich schreibe in diesem goldnen Herbst, dem schönsten, den ich je erlebt habe, einen Rückblick auf mein Leben, nur für mich selbst, niemand soll es lesen mit Ausnahme eines gewissen guten Lamas, wenn es übers Meer kommt, den Bruder zu besuchen. Es ist nichts für Deutsche .... Ich will das Manuskript vergraben und verstecken, es mag verschimmeln, und wenn wir allesamt schimmeln, mag es seine Auferstehung feiern. Vielleicht sind dann die Deutschen des großen Geschenks, das ich ihnen zu machen gedenke, würdiger. Es umarmt Dich auf das Allerherzlichste Dein Bruder, jetzt ein ganz großes Thier.

An Peter Gast

Lieber Freund! Turin, Dienstag den 30. Oktober 1888.

Ich sah mich eben im Spiegel an, — ich habe nie so ausgesehen. Exemplarisch gut gelaunt, wohlgenährt und zehn Jahre jünger als es erlaubt wäre. Zu alledem bin ich, seitdem ich Turin zur Heimat gewählt habe, sehr verändert in den Honneurs, die ich mir selber erweise, — erfreue mich z. B. eines ausgezeichneten Schneiders und lege Werth darauf, überall als distinguirter Fremder empfunden zu werden. Was mir auch zum Verwundern gelungen ist. Ich bekomme in meiner Trattoria unzweifelhaft die besten Bissen, die es giebt: man macht mich immer aufmerksam, was gerade besonders gelungen ist. Unter uns, ich habe bis heute nicht gewußt, was mit Appetit essen heißt; ebensowenig, was ich nöthig habe, um bei Kräften zu sein. Meine Kritik der Winter in Nizza ist jetzt sehr herbe: unzureichende und gänzlich gerade mir unzuträgliche Diät. Dasselbe, vielleicht verstärkt, gilt, es hilft nichts, lieber Freund! von Ihrem Venedig. Ich esse hier, mit der allerheitersten Verfassung an Seele und Eingeweide, gut viermal soviel wie in der „Panada". — Auch sonst ist Nizza die reine Thorheit gewesen. Landschaftlich ist Turin mir in einer Weise mehr sympathisch als dies kalkige, baumarme und stupide Stück Riviera, daß ich mich gar nicht genug ärgern kann, so spät davon loszukommen. Ich sage kein Wort von der verächtlichen und feilen Art Mensch daselbst, — die Fremden nicht ausgenommen. Hier kommt Tag für Tag mit gleicher unbändiger Vollkommenheit und Sonnenfülle herauf: der herrliche Baumwuchs in glühendem Gelb, Himmel und der große Fluß zart Blau, die Luft von höchster Reinheit — ein Claude Lorrain, wie ich ihn nie geträumt hatte zu sehn. Früchte, Trauben in braunster Süße — und billiger als in Venedig! In allen Stücken finde ich es hier lebenswerth. Der Café in den ersten Cafés, ein kleines Kännchen, von merkwürdiger Güte, sogar erster Güte, wie ich sie noch nicht fand, 20 cs. — und man zahlt in Turin nicht Trinkgelder. Mein Zimmer, erste Lage im Zentrum, Sonne von früh bis nachmittag, Blick auf den Palazzo Carignano, die Piazza Carlo Alberto und darüber weg auf die grünen Berge — monatlich 25 frs. mit Bedienung, auch Stiefelputzen. In der Trattorie zahle ich für jede Mahlzeit 1 fr. 15 und lege, was entschieden als Ausnahme empfunden wird, noch 10 cs. bei. Dafür

habe ich: ganz große Portion Minestra, sei es trocken, sei es in Bouillon: allergrößte Auswahl und Abwechslung, und die italienischen Mehlfabrikate alle von erster Güte (— ich lerne hier erst die großen Unterschiede); dann ein ausgezeichnetes Stück zartes Fleisch, vor allem Kalbsbraten, den ich nirgends so gegessen habe, mit einem Gemüse dazu, Spinat usw.; drei Brödchen, hier sehr schmackhaft (für den Liebhaber die Grissini, die ganz dünnen Brotröhrchen, die Turinischer Geschmack sind). — Ein Ofen ist bestellt, aus Dresden: wissen Sie, Natron-Carbon-Heizung — ohne Rauch, folglich ohne Schornstein. Ingleichen lasse ich aus Nizza meine Bücher kommen. Es ist übrigens wundervoll mild, auch die Nächte. Mein Frostgefühl, von dem ich schrieb, hatte nur interne Gründe. Es war übrigens sofort wieder in Ordnung.

Mit Ihrem Brief haben Sie mir eine große Freude gemacht. Im Grunde habe ich's nicht annähernd von irgend Jemand erlebt, zu hören, wie stark meine Gedanken wirken. Die Neuheit, der Muth der Neuerung ist wirklich ersten Ranges: — was die Folgen betrifft, so sehe ich jetzt mitunter meine Hand mit einigem Mißtrauen an, weil es mir scheint, daß ich das Schicksal der Menschheit „in der Hand" habe. — Sind Sie zufrieden, daß ich den Schluß mit der Dionysos-Moral gemacht habe? Es fiel mir ein, daß diese Reihe Begriffe um keinen Preis in diesem Vademecum meiner Philosophie fehlen dürfe. Mit den paar Sätzen über die Griechen darf ich alles herausfordern, was über sie gesagt ist. — Zum Schluß jene Hammerrede aus dem Zarathustra — vielleicht, nach diesem Buche, hörbar ... Ich selbst höre sie nicht ohne einen eiskalten Schauder durch den ganzen Leib.

Das Wetter ist so herrlich, daß es gar kein Kunststück ist, etwas gut zu machen. An meinem Geburtstag habe ich wieder Etwas angefangen, das zu geraten scheint und bereits bedeutend avanciert ist. Es heißt „Ecce homo. Oder: Wie man wird, was man ist." Es handelt, mit einer großen Verwegenheit, von mir und meinen Schriften: ich habe nicht nur damit mich vorstellen wollen vor dem ganz unheimlich solitären Akt der Umwerthung, — ich möchte gern einmal eine Probe machen, was ich bei den deutschen Begriffen von Preßfreiheit eigentlich riskiren kann. Mein Argwohn ist, daß man das erste Buch der Umwerthung auf der Stelle confiszirt, — legal mit allerbestem Recht. Mit diesem „Ecce homo" möchte ich die Frage zu einem derartigen Ernste, auch Neugierde steigern, daß die landläufigen und im Grunde vernünftigen Begriffe über das Erlaubte hier einmal einen Ausnahmefall zuließen. Übrigens rede ich von mir selber mit aller möglichen psychologischen „Schläue" und Heiterkeit, — ich möchte durchaus nicht als Prophet, Unthier und Moral-Scheusal vor die Menschen hintreten. Auch in diesem Sinne könnte dies Buch gut thun: es verhütet vielleicht, daß ich mit meinem Gegensatz verwechselt werde. —

Auf Ihre Kunstwart-Humanität bin ich sehr neugierig. Wissen Sie eigentlich, daß ich Herrn Avenarius im Sommer einen extrem groben Brief geschrieben

habe, wegen der Art, mit der sein Blatt Heinrich Heine fallen ließ? — Grobe Briefe — bei mir das Zeichen von Heiterkeit...

Es grüßt Sie auf das Herzlichste, mit lauter unaussprechbaren Neben-, Hinter- und Vorder-Wünschen (— „Eins ist nothwendiger, als das Andre": also sprach Zarathustra) N.

An C. G. Naumann

Geehrter Herr Verleger! Turin, d. 6. Nov. 1888.

Wundern Sie sich jetzt über Nichts mehr bei mir! zum Beispiel, daß wir sobald die Götzen-Dämmerung in jedem Sinn erledigt ist, sofort einen neuen Druck beginnen müssen. Ich habe mich vollkommen davon überzeugt, noch eine Schrift nöthig zu haben, eine im höchsten Grade vorbereitende Schrift, um nach Jahresfrist ungefähr mit dem ersten Buche der Umwerthung hervortreten zu können.* Es muß eine wirkliche Spannung geschaffen sein, — im andern Falle geht es wie beim Zarathustra. Nun war ich die letzten Wochen auf das Allerglücklichste inspirirt, dank einem unvergleichlichen Wohlbefinden, das einzig in meinem Leben dasteht, dank insgleichen einem wunderbaren Herbst und dem delikatesten Entgegenkommen, das ich in Turin gefunden habe. So habe ich eine extrem schwere Aufgabe — nämlich mich selber, meine Bücher, meine Ansichten, bruchstückweise, soweit es dazu erforderlich war, mein Leben zu erzählen — zwischen dem 15. Oktober und 4. November gelöst. Ich glaube, das wird gehört werden, vielleicht zu sehr .... Und dann wäre Alles in Ordnung. —

Nun die Frage der Herstellung. Meine Absicht ist, diesem Werke bereits die Form und Ausstattung zu geben, die jenes Hauptwerk haben soll, zu dem es in jedem Sinne eine lange Vorrede darstellt. Hören Sie nun, werthester Herr Verleger, was ich in Vorschlag bringe.

Das gleiche Format, wie das der letzten Schriften. Die Spatien zwischen den Zeilen exakt wie in dem Vorwort vom „Fall Wagner" und der „Götzen-Dämmerung". Die Zahl der Zeilen 29. Keine Linie um den Text; dagegen die Zeile breiter. Das Papier nicht anders als das der letzten zwei Schriften. — Würde es Ihnen gefällig sein, mir einen Probedruck einer derartigen Seite einmal zuzusenden, damit ich sie mit Augen sehe? Nehmen Sie irgend ein Manuskript-Stück der Götzen-Dämmerung, das eine ganze Seite füllt, dazu — Die neue Schrift heißt:

Ecce homo.

Wie man wird, was man ist.

Mit freundlichstem Gruß Ihr Nietzsche.

An C. G. Naumann

Geehrter Herr Verleger! Turin, 7./11. 88.

Eben habe ich einen Brief an Sie abgeschickt, da kommt einer aus Basel an

* Die Umwerthung sollte wie der Zarathustra in vier Büchern nacheinander erscheinen.

mich an, von Herrn Carl Spitteler, der sehr erbaut und dankbar für den „Fall Wagner" ist. Er hat eine Arbeit darüber im „Bund" drucken lassen oder läßt sie eben drucken. Dabei schreibt er, Dr. J. V. Widmann, Redakteur des „Bunds", sei betrübt, daß ich ihm die Schrift nicht gesandt habe. Thun wir also ein Übriges, es gefällt mir sehr, wenn man gerade in der Schweiz mich nicht in Stich läßt. Auch bin ich das Gegentheil einer nachträgerischen Natur. Bitte also ein Exemplar an die Redaktion des „Bund".

Ihr Nietzsche.

An Peter Gast

Lieber Freund! Torino, via Carlo Alberto 6 III, 13. November 1888.

Ihr letzter Brief gab mir, unter Anderem, einen Seufzer über meine Dummheit ein; ich hätte, mit nur einiger Feinheit, wissen müssen, daß, um Ihres Besuchs in Turin nicht verlustig zu gehn, das Wort „Turin" ein paar Briefe lang verboten war. Sie unterschätzen, was mir, unter allen übrigen „Glücksgütern", hier abgeht — und nicht nur hier, sondern überall, — und nicht nur seit gestern, sondern seit mehr als einem Jahre: il mio maestro Pietro Gasti. Als Sie neulich eine gewisse Linie Noten mit auroramäßigen Rosenfingern in einen Brief hineinschrieben, war ich ganz einfach neidisch — ich werde mich hüten, zu sagen, auf wen oder was ...

Der Herbst ist zu Ende, — er hat in einer selbst für Turiner überraschenden Gleichmäßigkeit von Anfang Oktober bis weit in den November hinein seine goldene Schönheit Tag für Tag da capo gespielt. Jetzt ist es ein wenig düster, die Luft nicht zu kalt; seltsam, wie gut der Farbenton den alten Palazzi steht. Für mein Befinden wage ich zu behaupten, daß es so beinahe wohlthätiger, als die bewußte „Reihe von schönen Tagen" ist, mit denen sogar ein Goethe schlecht fertig zu werden wußte. — Nun, keine Lästerung! denn ich bin gut mit ihnen fertig geworden, — zu gut selbst ... Mein „Ecce homo. Wie man wird, was man ist" sprang innerhalb des 15. Oktobers, meines allergnädigsten Geburtstags und -Herrn, und dem 4. November mit einer antiken Selbstherrlichkeit und guten Laune hervor, daß es mir zu wohlgerathen scheint, um einen Spaß dazu machen zu dürfen. Die letzten Partien sind übrigens bereits in einer Tonweise gesetzt, die den Meistersingern abhanden gekommen sein muß, „die Weise des Weltregierenden" ... [— — — —]

Besagtes Manuscript hat bereits den Krebsgang nach der Druckerei angetreten. Für die Ausstattung habe ich diesmal Dasselbe „beliebt", wie für die „Umwerthung": zu der es eine feuerspeiende Vorrede ist.

Herr Carl Spitteler hat sein Entzücken über den „Fall" im Berner „Bund" ausgesprudelt: er hat erstaunlich zutreffende Worte, — er gratulirte mir auch brieflich dazu, daß ich bis an's Ende gegangen sei: er scheint die Gesammtbezeichnung unsrer modernen Musik als décadence-Musik für eine culturhistorische Feststellung ersten Ranges zu halten. Uebrigens hatte er sich zuerst an den „Kunstwart" gewendet.

Von Paris aus wird mir ein Aufsatz in der Revue nouvelle in Aussicht gestellt. Auch eine St. Petersburger Beziehung hat sich daraufhin angeknüpft: Fürstin Anna Dmitrievna Ténicheff. — Dieser Tage trifft die Adresse der charmanten Wittwe Bizet's bei mir ein, der eine Freude mit der Zusendung meiner Schrift zu machen ich sehr ersucht werde.

Es grüßt Sie mit der Bitte, die ersten Worte meines Briefs tragisch zu nehmen,

Ihr Freund Nietzsche.

An Freiin Dr. Meta von Salis-Marschlins

Verehrtestes Fräulein! Turin, den 14. Nov. 88.

Da ich fortdauernd an einem kleinen Überfluß von guter Laune und andern Glücksgütern leide, so dürfen Sie mir einen völlig sinnlosen Brief wohl nachsehn. Bis jetzt ist Alles besser als gut gegangen; ich habe meine Last gewälzt, wie als ob ich von Natur ein „unsterblicher" Lastträger wäre. Nicht nur, daß das erste Buch der Umwerthung schon am 30. Sept. zu Ende kam, inzwischen hat sich ein sehr unglaubliches Stück Litteratur, das den Titel führt: „Ecce homo. Wie man wird, was man ist" auch schon wieder mit Flügeln begabt und flatterte, wenn mich nicht Alles täuscht, in der Richtung von Leipzig ... dieser homo bin ich nämlich selbst, eingerechnet das ecce; der Versuch, über mich ein wenig Licht und Schrecken zu verbreiten, scheint mir fast zu gut gelungen. Das letzte Kapitel hat zum Beispiel die unerquickliche Überschrift: warum ich ein Schicksal bin. Daß dies nämlich der Fall ist, wird dermaßen stark bewiesen, daß man am Schluß, bloß noch als „Larve", bloß noch als „fühlende Brust" vor mir sitzen bleibt. Daß es einiger Aufklärung über mich bedarf, bewies mir jüngst noch der Fall Malwida! [— — — —]

Turin ist kein Ort, den man verläßt. Ich habe Nizza ad acta gelegt, insgleichen den romantisme eines korsischen Winters (— es lohnt sich zuletzt nicht mehr, die Herren Banditen sind wirklich abgeschafft, sogar die Könige, die Bellacoscia) — der Herbst war hier ein Claude Lorrain in Permanenz, — ich fragte mich oft, ob so Etwas auf Erden möglich sei. Seltsam! gegen die Sommer-Misère da oben gab es also wirklich eine Ausgleichung. Da haben wir's: der alte Gott lebt noch ...

— Auch ist man hier sehr delikat gegen mich, meine Lage hat sich gegen die des Frühlings in einem unausrechenbaren Grade verbessert. — Von meiner Gesundheit wage ich gar nicht mehr zu reden: das ist ein überwundener Standpunkt. — Die noch im Engadin fertig gewordene Schrift, die radikalste vielleicht, die es giebt, führt jetzt den Titel:

Götzen-Dämmerung

oder

wie man mit dem Hammer philosophirt.

Der Druck ist beendet. — Erwäge ich, was ich Alles zwischen dem 3. Sep-

tember und 4. November verbrochen habe, so fürchte ich, daß allernächstens die Erde zittert. Dies Mal in Turin; vor zwei Jahren, als ich in Nizza war, wie billig, in Nizza. In der That meldete der letzte Observatoriumsbericht von gestern bereits eine leichte Oscillation . . .

Wir hatten den düstern Pomp eines großen Begräbnisses. Einer der verehrenswürdigsten Piemontesen, der Conte di Robilant, wurde zu Grabe getragen; ganz Italien war in Trauer. Es hat einen Premier verloren, den man mit Ungeduld erwartete — und den Niemand ersetzt.

Mit ausgezeichneter Ergebenheit Ihr Nietzsche.

Herr Spitteler hat im „Bund" einen Schrei des Entzückens über den „Fall" ausgestoßen. —

An C. G. Naumann

Geehrter Herr Verleger! Turin, den 19. November 1888.

Ihnen zu Dank für Ihren Brief verpflichtet, beeile ich mich, meine Entschließungen mitzutheilen.

Die Probe-Seite gefällt mir nicht. Ich finde die Seite der zwei letzten Schriften, mit dem Strich, nicht nur bei weitem eleganter, sondern auch leichter lesbar. Der Satz wird durch die breiteren Spatien für das Auge schwer überschaubar: und darin vor allem liegt eine Gefahr für das Verstandenwerden. Bleiben wir also bei der Seite der Götzen-Dämmerung, bleiben wir auch beim Strich. —

Ein zweiter Punkt, über den ich zu Ihnen reden will, wie ich vor mir rede, ist die Frage der Ausstattung resp. Papier. In der Voraussicht einer vielleicht sogar excessiven Berühmtheit meines Namens in einer nicht allzulangen Zeit, bin ich mir selber einige Respekts-Rücksichten schuldig, bei denen materielle Erwägungen nicht in Betracht kommen dürfen. Mein Wille ist also, daß wir dasselbe Papier auch für „Ecce homo" festhalten — daß wir aber, sowohl für Götzen-Dämmerung als für die neue Schrift die gleichen Preise feststellen wie für den „Fall Wagner". —

Später — wer weiß? werden wir einmal auch Geld verdienen: ich wage nicht anzudeuten, in welchem Maße die Umwerthung gelesen werden wird. Einstweilen liegt Alles daran, daß man sich ein Jahr zum Mindesten überall mit mir beschäftigt.

Die neue Schrift enthält über jede meiner früheren Schriften ein eignes Capitel, das den Titel der einzelnen Schrift zur Überschrift hat. Damit erledigt sich, wie ich glaube, Ihr Vorschlag, dem auch das widerspricht, daß es keine mittheilenswerthen Recensionen giebt. Es ist alles jammervolles Zeug, ohne Ausnahme. —

Herrn Dr. Fuchs bitte ich „Jenseits" und „Genealogie der Moral" zu senden, mitsammt der Adresse des Herrn Gast. — Was man über den „Fall Wagner" schreibt, will ich nicht sehn. —

Wenn Sie im Stande sind, den Druck sofort und mit Eifer beginnen zu lassen, so werde ich Grund haben, Ihnen dankbar zu sein.

Ihr ergebenster Prof. Dr. Nietzsche.

— Von der Götzen-Dämmerung bitte ich mir die ersten 4 Exemplare aus. Gesetzt, daß Sie noch sich Zeit nehmen bis zur Buchbinder-Arbeit, so könnten Sie mir die Aushängebogen des Buchs schicken.

— Herr Spitteler ist mit Feuer für mich im „Bund" eingetreten. — Die paar Worte, die er bei dieser Gelegenheit über mich überhaupt sagt, sind bei weitem das Beste, was bisher öffentlich gesagt worden ist.

An C. G. Naumann

Turin, 25., 26., 27. November u. 1. December.

— d. 25. Nov. — Herr E. W. Fritzsch hat eine haarsträubende Taktlosigkeit gegen mich verübt und einer alten Gans erlaubt, mich in der armseligsten persönlichsten Weise in seinem eignen Blatte zu verhöhnen. Darauf habe ich Fritzsch angefragt, wieviel er für meine ganze Litteratur haben wolle, — es sei mir nicht erlaubt, dieselbe in solchen Händen zu lassen. —

d. 26. Nov. — Ich schreibe Ihnen noch einmal; die Frage, um die es sich handelt, ist ersten Ranges. Alles erwogen, ist die unqualificirbare Handlung des E. M. Fritzsch ein Glücksfall, der nicht hoch genug zu schätzen ist. Ohne diese Handlung, welche nicht nur eine Taktlosigkeit, sondern eine Ehrverletzung ist (— er hat mir die armseligsten persönlichen Motive für meine Schrift gegen Wagner unterschoben, mir dem unpersönlichsten Menschen, den es vielleicht gegeben hat) würde ich kein Mittel haben, meine Schriften aus seinen Händen zu ziehen. Jetzt aber kann ich es nicht nur, ich muß es: in einem Augenblick, wo mein Leben in einer ungeheuren Entscheidung ist und eine Verantwortlichkeit auf mir liegt, für die es keinen Ausdruck gibt, vertrage ich es nicht, daß man ..... an mir begeht. Der Verleger des „Zarathustra"! — Anbei ein Nachtrag zum E. h.

d. 27. Nov. — Geehrtester Herr Verleger, ich werde Sie bitten müssen, den zweiten Theil des Ms. mir noch einmal zurückzuschicken, da ich Einiges selbst noch hineinlegen will. Es könnte sonst Confusion geben. Also die ganze zweite Hälfte des Ms. von dem Abschnitt an, der als Überschrift hat: Also sprach Zarathustra. Ich nehme an, daß dies im Druck keinen Augenblick Verzögerung macht, da ich das Ms. unmittelbar zurückschicke. —

d. 1. December. Soeben kam das Ms. in meine Hände; da aber demselben die zugehörigen Nachträge nicht beiliegen,* so wäre meine Arbeit daran umsonst, es würde eine große Confusion abgeben. Unter diesen Umständen bitte ich mir das ganze Ms. noch einmal zurück, von Anfang an, selbst wenn schon etwas

* Als die Firma C. G. Naumann das Manuskript am 29. Nov. absandte, waren noch keine Nachträge in Leipzig angekommen.

gedruckt sein sollte; ebenfalls alles später Geschickte. Ich will Ihnen ein Ms. liefern so gut wie das letzte, auf die Gefahr hin, das ich noch eine Woche den Abschreiber mache. Zeit zu verlieren ist ja nicht dabei; aber ein Monat früher oder später ist einerlei ... An Fritzsch habe ich geschrieben, in Ihrem Sinn; sehr dankbar für diesen gewiß nützlichen Wink!

Ergebenst Nietzsche.

An Peter Gast

Turin, den 2. Dec. 88.

Sonntag Nachmittag, nach 4 Uhr, unbändig schöner Herbsttag. Eben zurückgekommen von einem großen Concert, das im Grunde der stärkste Concert-Eindruck meines Lebens ist, — mein Gesicht machte fortwährend Grimassen, um über ein extremes Vergnügen hinwegzukommen, eingerechnet, für zehn Minuten, die Grimasse der Thränen. Ach, daß Sie nicht dabei waren! Im Grunde war's die Lektion der Operette auf die Musik übertragen. Unsre 90 ersten Musiker der Stadt; ein ausgezeichneter Dirigent; das größte Theater von hier mit herrlicher Akustik; 2500 Zuhörer, Alles, ohne Ausnahme, was hier in Musik mitlebt und mitredet. Publico sceltissimo, aufrichtig: ich habe nirgendswo noch das Gefühl, daß dermaßen nuances verstanden wurden. Es waren lauter extrem raffinirte Sachen, und ich suche vergebens nach einem intelligenteren Enthusiasmus. Nicht Ein Zugeständniß an einen Durchschnittsgeschmack. — Anfang Egmont-Ouverture — sehen Sie, dabei dachte ich nur an Herrn Peter Gast ... Darauf Schubert's Ungarischer Marsch, prachtvoll von Liszt auseinandergelegt und instrumentirt. Ungeheurer Erfolg, da capo. — Darauf Etwas für das ganze Streichorchester allein: nach dem vierten Takte war ich in Thränen. Eine vollkommen himmlische und tiefe Inspiration, von wem? von einem Musiker, der 1870 in Turin starb, Rossaro — ich schwöre Ihnen zu, Musik allerersten Ranges, von einer Güte der Form und des Herzens, die meinen ganzen Begriff vom Italiener verändert. Kein sentimentaler Augenblick — ich weiß nicht mehr, was „große" Namen sind ... Vielleicht bleibt das Beste unbekannt. — Folgte: Sakuntala-Ouverture, achtmaliger Beifallssturm. Alle Teufel, dieser Goldmark! Das hatte ich ihm nicht zugetraut. Diese Ouverture ist hundertmal besser gebaut, als irgend etwas von Wagner und psychologisch so verfänglich, so raffinirt, daß ich wieder die Luft von Paris zu athmen begann. Instrumental durchdacht und ausgerechnet, lauter Filigran. — Jetzt wieder Etwas für Streichorchester allein: „Cyprisches Lied" von Vilbac, wieder das Äußerste von Delikatesse der Erfindung und der Klangwirkung, wieder ungeheurer Erfolg und da capo, obschon ein langer Satz. — Endlich: „Patrie"! Ouverture von Bizet. Was wir gebildet sind! Er war 35 Jahr, als er dies Werk, ein langes, sehr dramatisches Werk, schrieb: Sie sollten hören, wie der kleine Mann heroisch wird ...

Ecco! Kann man sich besser ernähren lassen? Und ich habe 1 fr. Eintritt gezahlt.

Heute Abend „Francesca da Rimini" im Carignano: ich legte dem letzten Brief einen Bericht darüber bei. Der Komponist Cagnoni wird zugegen sein.

Es scheint mir nachgerade, daß Turin auch im Musik-Urtheil, wie sonst, die solideste Stadt ist, die ich kenne. Ihr Freund N.

Druckbogen werden jetzt wohl noch ausbleiben: ich habe gestern das ganze Manuscript noch einmal zurückverlangt.

An Peter Gast

Lieber Freund! Sonntag, den 9. Dec. 1888. via Carlo Alberto 6III.

Ich war eben im Begriff, Ihnen zu schreiben, da trat Ihr Brief festlich zur Thür herein, leider nicht in Begleitung des „Kunstwart". Doch wird es sich nur um Stunden handeln. — Ihre herrlichen Neuigkeiten in puncto „Provence" erquicken mich wie wenige Dinge mich erquicken könnten;* denn da es mir gut geht, ist es eigentlich billig, daß es meinen „Nächsten" noch besser geht. Der erste Schritt, hier wie überall, ist der schwerste — und über den helfen nur die Weiblein hinweg . . .

Auch ich habe Gutes zu melden. Das „Ecce homo" ist vorgestern an C. G. Naumann abgegangen, nachdem ich es, zur letzten Gewissens-Beruhigung, noch einmal vom ersten bis zum letzten Wort auf die Goldwage gelegt habe. Es geht dermaßen über den Begriff „Litteratur" hinaus, daß eigentlich selbst in der Natur das Gleichniß fehlt: es sprengt, wörtlich, die Geschichte der Menschheit in zwei Stücke — höchster Superlativ von Dynamit . . .

Strindberg hat mir vorgestern seinen ersten Brief geschrieben — es war der erste Brief mit einem welthistorischen Accent, der mich erreichte. Er hat den Begriff davon, daß Zarathustra ein Non plus ultra ist. Zugleich traf noch ein Brief aus St. Petersburg ein, von einer der allerersten Frauen Rußlands, beinahe eine Liebeserklärung, jedenfalls ein curioses Stück Brief: Madame la Princesse Anna Dmitrievna Ténicheff. Auch der intelligenteste Kopf der Petersburger Gesellschaft, der alte Fürst Urussow soll sich stark für mich interessiren. Georg Brandes hält diesen Winter wieder Vorlesungen in diesen Kreisen und wird ihnen Wunderdinge berichten. Ich sagte wohl, daß Strindberg und Brandes befreundet sind, daß Beide in Kopenhagen leben? — Strindberg hält mich übrigens für den größten Psychologen des Weibes . . . Ecco, Malvida!!! —

Gestern habe ich die „Götzen-Dämmerung" an Mr. Taine geschickt, mit einem Brief, worin ich ihn bitte, für eine französische Uebersetzung des Werks sich zu interessiren. Auch für die englische Uebersetzung habe ich einen Gedanken: Miß Helen Zimmern, die jetzt in Genf, im nächsten Verkehr mit meinen Freundinnen Fynn und Mansouroff lebt. Sie kennt auch Georg Brandes (— sie hat Schopenhauer den Engländern entdeckt: warum nicht erst recht dessen Antipoden? . . .)

Jetzt eine ernste Sache. Lieber Freund, ich will alle Exemplare des

* „Provence" eine Composition Peter Gasts, für deren Aufführung sich gute Chancen zeigten.

vierten Zarathuſtra wieder zurückhaben, um dies ineditum gegen alle Zufälle von Leben und Tod ſicherzuſtellen (— ich las es dieſer Tage und bin faſt umgekommen vor Bewegung). Wenn ich es nach ein paar Jahrzehnten welthiſtoriſcher Kriſen — Kriege! — herausgeben werde, ſo wird es erſt die rechte Zeit ſein. Strengen Sie, bitte, Ihr Gedächtniß an, wer Exemplare hat. Meine Erinnerung giebt: Lanzky, Widemann, Fuchs, Brandes, wahrſcheinlich Overbeck.

Wetter, nach wie vor, unvergleichlich. Drei Kaſten Bücher aus Nizza eingetroffen. — Ich blättre ſeit einigen Tagen in meiner Litteratur, der ich jetzt zum erſten Male mich gewachſen fühle. Verſtehen Sie das? Ich habe Alles ſehr gut gemacht, aber nie einen Begriff davon gehabt, — im Gegentheil! ... Zum Beiſpiel die diverſen Vorreden, das fünfte Buch „gaya scienza“ — Teufel, was ſteckt da drin! — Ueber die dritte und vierte Unzeitgemäße werden Sie in Ecce homo eine Entdeckung leſen, daß Ihnen die Haare zu Berge ſtehn, — mir ſtanden ſie auch zu Berge. Beide reden nur von mir, anticipando ... Weder Wagner, noch Schopenhauer kamen pſychologiſch drin vor ... Ich habe beide Schriften erſt ſeit 14 Tagen verſtanden. —

Zeichen und Wunder!

Es grüßt Sie der Phönix.

An C. G. Naumann

Turin, Sonnabend d. 15. XII. 88.

Geehrter Herr Verleger!

Hier kommt noch ein ſchönes Manuſkript, etwas Kleines, aber ſehr gut Gerathenes, auf das ich ſtolz bin. — Nachdem ich im „Fall Wagner“ eine kleine Poſſe geſchrieben habe, kommt hier der Ernſt zu Wort: denn wir — Wagner und ich — haben im Grunde eine Tragödie mit einander erlebt. — Es ſcheint mir, nachdem durch den „Fall Wagner“ die Frage nach unſerm Verhältniß wachgerufen iſt, ſehr an der Zeit, hier einmal eine außerordentlich merkwürdige Geſchichte zu erzählen. — Rechnen Sie mir gefälligſt aus, wie viel Seiten es in der gleichen Ausſtattung wie „Fall Wagner“ ergeben wird? zwei bis drei Bogen vermuthe ich. —

Mein Wunſch wäre, daß wir dieſe kleine Sache ſofort abſolviren. Ich gewinne dadurch auch noch Zeit, die Ueberſetzer-Frage in Bezug auf Ecce homo, die bis jetzt wenig Chance hat, neu aufzunehmen. Zum Mindeſten möchte ich eine franzöſiſche Ueberſetzung, aber ein Meiſterſtück von Ueberſetzung haben. —

Sehr erbaut über die ſchönen und tiefen Worte des Herrn Peter Gaſt im „Kunſtwart“. Herr Avenarius hat hinterdrein einige Thorheiten geſagt, aber ſich bereits auf das Artigſte bei mir entſchuldigt — ich habe ihm ein ſehr heiteres Briefchen geſchrieben. Hat er nicht ſein Bedauern darüber ausgedrückt, daß ich dies Mal „überaus eſpritreich“ geſchrieben hätte? — Als ob meine Schriften ſonſt ſich durch Stupidität auszeichneten!

Ergebenſt

Ihr Dr. Nietzſche.

An Peter Gast

Lieber Freund! Turin, Sonntag den 16. December 1888.

Bedeutende Erweiterung des Begriffs „Operette". Spanische Operette. „La gran via", zwei Mal gehört, — Hauptzugstück von Madrid. Ist einfach nicht zu importiren: man muß dazu Spitzbube und verfluchter Kerl von Instinkt sein — und dabei feierlich ... Ein Terzett von drei feierlichen alten riesengroßen Canaillen ist das Stärkste, was ich gehört und gesehn habe, — auch als Musik: genial, gar nicht zu rubriciren ... Ich nahm, da ich jetzt sehr gebildet in Rossini bin und bereits acht Opern kenne, die von mir vorgezogene „Cenerentola" zum Vergleich — ist tausendmal zu gutartig gegen diese Spanier. Wissen Sie, die Handlung schon kann nur ein vollendeter Spitzbube ausdenken — lauter Sachen, die wie Taschenspielerei wirken, so blitzartig kommt die canaille zum Vorschein. Vier oder fünf Stücke Musik, die man hören muß; sonst hat der Wiener Walzer in der Form größerer Ensembles das Uebergewicht. — Offenbach's „Schöne Helena" hinterdrein fiel einfach ab. Ich lief fort. — Dauer präcis eine Stunde.

— Heute Nachmittag werde ich ein Requiem von dem alten neapolitaner Jommelli hören (starb 1774); Accademia di canto corale. —

— Und nun die Hauptsache. Ich habe gestern ein Manuscript an C. G. Naumann geschickt, welches zunächst, also vor „Ecce homo" absolvirt werden muß. Ich finde die Uebersetzer für „Ecce" nicht: ich muß einige Monate den Druck noch hinausschieben. Zuletzt eilt es nicht. — Das Neue wird Ihnen Vergnügen machen: — auch kommen Sie vor — und wie! — Es heißt

Nietzsche contra Wagner.

Aktenstücke

eines Psychologen.

Es ist wesentlich eine Antipoden-Charakteristik, wobei ich eine Reihe Stellen meiner älteren Schriften benutzt und dergestalt zum „Fall Wagner" das sehr ernste Gegenstück gegeben habe. Das hindert nicht, daß die Deutschen darin mit spanischer Bosheit behandelt werden — die Schrift (drei Bogen etwa) ist extrem antideutsch. Am Schluß erscheint etwas, wovon selbst Freund Gast keine Ahnung hat: ein Lied (oder wie Sie's nennen wollen) Zarathustra's, mit dem Titel „Von der Armuth des Reichsten" — wissen Sie, eine kleine siebente Seligkeit und noch ein Achtel dazu ... Musik ...

— Ich sehe jetzt mitunter nicht ein, wozu ich die tragische Katastrophe meines Lebens, die mit „Ecce" beginnt, zu sehr beschleunigen sollte. Dies Neue wird vielleicht, auf Grund der Neugierde, welche der „Fall Wagner" hervorgerufen hat, stark gelesen werden — und da ich jetzt keinen Satz mehr schreibe, worin ich nicht ganz zum Vorschein käme, so ist zuletzt schon diese Psychologen-Antithese der Weg, um mich zu verstehn — la gran via ...

Avenarius, dem ich mit einem boshaften Briefchen auf die Finger gefühlt habe, hat auf das Allerartigste und Herzlichste sich entschuldigt, — ich glaube,

diese Geschichte habe ich sehr gut gemacht. (Verlangen Sie noch einige Exemplare des Kunstwart!)

— Sehen Sie, lieber Freund! Piemonteser Küche! Ah, meine Trattoria! Ich habe keinen Begriff gehabt, was in der Kunst der Zubereitung die Italiener überlegen sind! — und der Qualität! Nicht umsonst mitten innerhalb der allerberühmtesten Viehzucht! — Und, nach wie vor, obwohl ich esse wie ein Prinz, auch viel, zahle ich für jede Mahlzeit (10 cs. Trinkgeld mit) 1 fr. 25. — Abends sitze ich in einem prachtvollen hohen Raum: ein kleines sehr anständiges Concert kommt gerade so gedämpft, als es wünschenswerth, zu mir — es sind drei Säle nebeneinander. Man bringt mir meine Zeitung Journal des Débats, — ich esse eine Portion ausgezeichnetes Eis: kostet, mit Trinkgeld (worauf ich halte, weil es hier nicht Sitte ist) 40 cs. — In der Galleria Subalpina (in die ich hinabsehe, wenn ich aus meinem Zimmer heraustrete), dem schönsten elegantesten Raum dieser Art, den ich kenne, spielt man jetzt Abend für Abend den Barbiere di Siviglia, und zwar vortrefflich: man zahlt, was man verzehrt, mit einem etwas erhöhten Preise. — Und wie gut sieht die Stadt aus, wenn es trübe ist! Neulich sagte ich mir: einen Ort zu haben, wo man nicht heraus will, nicht einmal in die Landschaft, — wo man sich freut, in den Straßen zu gehn! — Früher hätte ich's für unmöglich gehalten. —

In Freundschaft Ihr N.

Etwas Letztes, nicht Letztes: Alle, die jetzt mit mir zu thun haben, bis zur Hökerin herab, die mir herrliche Trauben aussucht, sind lauter vollkommen gerathene Menschen, sehr artig, heiter, ein wenig fett, — selbst die Kellner.

— Eben starb der Prinz von Carignano: wir werden ein großes Begräbniß haben.

— Soeben auch trifft ein herrlicher Brief Taine's ein! —

An Peter Gast

Lieber Freund! Turin, den 22. December 1888.

Dies Papier habe ich entdeckt, das erste, auf dem ich schreiben kann. Insgleichen Feder, diese aber aus Deutschland: Soennecken's Rundschrift-Feder. Insgleichen Tinte, diese aber aus New-York, theuer, ausgezeichnet.

Ihre Nachrichten sind ausgezeichnet; der Fall Joachim ist ersten Ranges. Ohne Juden giebt es keine Unsterblichkeit, — sie sind nicht umsonst „ewig". — Auch Dr. Fuchs macht seine Sache vortrefflich; ich bekenne, daß, solange es eine Chance Hochberg giebt (— es kann ja jeden Augenblick ein toller Wagnerianer an seine Stelle treten), die Chance im Auge zu behalten ist.

Von Herrn W. erbitten Sie sich, so rücksichtsvoll wie möglich, das Exemplar des IV. Zarathustra wieder aus: ich muß das Werk gegen alle Zufälle von Leben und Tod sicherstellen. —

Sehr curios! Ich verstehe seit vier Wochen meine eignen Schriften, — mehr noch, ich schätze sie. Allen Ernstes, ich habe nie gewußt, was sie bedeuten; ich

würde lügen, wenn ich sagen wollte, den Zarathustra ausgenommen, daß sie mir imponirt hätten. Es ist die Mutter mit ihrem Kinde: sie liebt es vielleicht, aber in vollkommner Stupidität darüber, was das Kind ist. — Jetzt habe ich die absolute Ueberzeugung, daß Alles wohlgerathen ist, von Anfang an, — Alles Eins ist und Eins will. Ich las vorgestern die „Geburt": etwas Unbeschreibliches, tief, zart, glücklich . . .

Herr Spitteler ist, seit Ihrem „Kunstwart", zur Salzsäule erstarrt: er blickt auf seine Unzulänglichkeit vom letzten Januar zurück . . .

Die Schrift „N. contra W." wollen wir nicht drucken. Das „Ecce" enthält alles Entscheidende auch über diese Beziehung. Die Partie, welche, unter Anderm, auch den maestro Pietro Gasti bedenkt, ist bereits in „Ecce" eingetragen. Vielleicht nehme ich auch das Lied Zarathustra's — es heißt „Von der Armuth des Reichsten" — noch hinein. Als Zwischenspiel zwischen zwei Hauptabschnitten.

Unbeschreiblich delikater Brief von Msr. Taine aus Paris (— er bekommt auch Peter Gast zu lesen!); er beklagt, für toutes mes audaces und finesses nicht genug deutsch zu verstehn — d. h. nicht gleich beim ersten Blick sie zu verstehn — und empfiehlt mir, als einen competenten Leser, der auf's Tiefste auch Deutschland und deutsche Litteratur studirt habe, niemand Geringeres als den Chefredacteur des Journal des Débats und der Revue des Deux Mondes, Msr. Bourdeau, eine der ersten und einflußreichsten Personnagen Frankreichs. Der soll mein Bekanntwerden in Frankreich in die Hand nehmen, die Frage der Uebersetzung: dazu empfiehlt ihn Msr. Taine. — Damit ist der große Panama-Kanal nach Frankreich hin eröffnet.

Meine herzlichsten Grüße an Ihre verehrten Angehörigen!

— Erster Schnee, hübsch!!! Ihr Freund Nietzsche.

An Peter Gast

Turin, 27. December 1888.

Ein Wort nur, lieber Freund! Ich proponire eben Herrn Dr. Fuchs, seine Schrift gegen Wagner im Bunde mit Ihnen herauszugeben: sodaß Ihr Aufsatz im Kunstwart die Einleitung macht — oder die Vorrede. Ich habe bereits mich mit Avenarius über eine Separatausgabe derselben verständigt (— wie billig, könnten Sie etwas Weggestrichnes wieder herstellen). Titel, was denken Sie?

Der Fall Nietzsche.
Randbemerkungen
zweier Musikanten.

Auch schadet es nichts, wenn Sie mich ein wenig als Musiker behandeln, — den stupiden Deutschen käme dergleichen nie in den Kopf. N.

An C. G. Naumann

Geehrter Herr Verleger! Turin, den 29. Dec. 1888.

Mich bestens für Ihre soeben erhaltene Mittheilung bedankend, möchte ich Sie bitten, die Fortsetzung der Drucklegung des Ecce anzuordnen, sobald „Nietzsche

contra Wagner" fertig ist. Einstweilen kommt „Ecce" auch für Übersetzungspläne noch nicht in Betracht. Ein äußerst liebenswürdiger und entgegenkommender Brief des Msr. Bourdeau, Chefredakteur des J. des Débats, der heute eintraf und der mir erzählt, wie lange und wie gut er meine Werke kenne, nimmt zunächst „la Crépuscule des idoles" in Aussicht. — Über das gleiche Werk verhandle ich hinsichtlich einer englischen und einer italiänischen Übersetzung. Man muß erst eine Brücke geschaffen haben. —

Ein Rest von Ms., lauter extreme wesentliche Sachen, darunter das Gedicht, mit dem „Ecce homo" schließen soll, ein non plus ultra von Höhe und Erfindung — ist heute eingeschrieben an Sie abgegangen. — Mit bestem Gruß und Neujahrswunsch ergebenst Nietzsche.

Eine Besprechung vom „Fall W." im J. des Déb. für Januar in Aussicht.

An Peter Gast

Turin, den 31. December 1888.

— Sie haben tausend Mal Recht! Warnen Sie selbst Fuchs ... Sie werden in Ecce homo eine ungeheure Seite über den Tristan finden, überhaupt über mein Verhältnis zu Wagner. Wagner ist durchaus der erste Name, der in E. h. vorkommt. — Dort, wo ich über Nichts Zweifel lasse, habe ich auch hierüber den Muth zum Äußersten gehabt.

— Ah, Freund! welcher Augenblick! — Als Ihre Karte kam, was that ich da ... Es war der berühmte Rubicon ...

— Meine Adresse weiß ich nicht mehr: nehmen wir an, daß sie zunächst der palazzo del Quirinale sein dürfte. N.

An Peter Gast

[Poststempel Torino (Ferrovia) 4. 1. 89 — 4 Mattina].

Meinem maestro Pietro.

Singe mir ein neues Lied: die Welt ist verklärt und alle Himmel freuen sich.

Der Gekreuzigte.

Welchen Tag die geistige Erkrankung meines teuren Bruders ausgebrochen sein mag, ob in den letzten Tagen des alten Jahres oder Anfang Januar 1889, kann nicht mehr genau festgestellt werden. Seine Wirtsleute haben nichts gemerkt, bis er plötzlich bei einem Ausgang in der Nähe seiner Wohnung niederstürzte, ohne daß er sich selbst wieder zu erheben vermochte. Sein Hauswirt findet ihn und führt ihn mit großer Mühe nach seiner Wohnung hinauf. Ziemlich zwei Tage lang hat er dann, fast ohne sich zu bewegen und ohne ein Wort zu reden, auf dem Sofa gelegen. Als er aus diesem lethargischen Zustand erwachte, zeigten sich zuerst Spuren geistiger Erregung und Verwirrung. Von da an zeichnete er seine groß geschriebenen kurzen Briefe mit „Dionysos" und „Der Gekreuzigte".

Weimar, Oktober 1907 Elisabeth Förster-Nietzsche

Politisches Kometentum/ von Eduard Bernstein

Vor ungefähr neun Jahren erschien in England ein Pamphlet mit dem die Neugierde reizenden Titel: „Bevor Joseph nach Ägypten kam." Der Joseph, auf den es zielte, war Joseph Chamberlain, damals Staatssekretär für die Kolonien im unionistischen Ministerium, dessen Chef der hochkonservative Lord Salisbury war. Der Zeitfolge nach geordnete Stücke aus Reden Chamberlains, die bis auf das Jahr 1874 zurückgehen, wo Chamberlain als — für damals — ultraradikaler Politiker sich zum erstenmal um ein Parlamentsmandat bewarb, bilden mit teils orientierenden, teils charakterisierenden Zwischenbemerkungen und einigen Zitaten aus Reden konservativer Politiker den Inhalt der Schrift. Auf den ersten Blick mußte sie als bestimmt erscheinen, Chamberlains nunmehr vollzogenen Übertritt aus dem liberal-radikalen ins konservativ-unionistische Lager als Renegatentum zu brandmarken; sie enthält sehr sarkastische Hinweise auf Unterschiede im Ton der Chamberlainschen Reden vor 1886 und nach 1886. Indes ihr Endeindruck ist ein anderer. Nicht Chamberlain erscheint als der Gefangene der Tories, sondern diese werden als die Geprellten des Mannes hingestellt, den ihr Führer Salisbury einst wütend einen modernen Jack Cade genannt hatte — selbstverständlich im Sinne des gewissenlosen Demagogen, wie wir den Führer des Kentischen Aufstandes von 1450 aus dem Zerrbild kennen, das Shakespeare im Heinrich VI. von ihm gibt. So konnte das Pamphlet Chamberlains politischem Ansehen nichts schaden und hat ihm damals auch nichts geschadet. Der Vertreter von West-Birmingham stand auf der Höhe seiner Popularität. Mit einer größeren Mehrheit, als er sie je vorher gehabt — nämlich über 80 Prozent der abgegebenen Stimmen — hatte ihn sein Wahlkreis 1895 wiedergewählt. Und nicht nur das. Ganz Birmingham, dieses große Zentrum der englischen Metallverarbeitungsindustrien, hatte in seinen acht Wahlkreisen nur Kandidaten gewählt, die mit Chamberlain zur konservativ-unionistischen Koalition hielten. Und so, wie Birmingham, hatten auch fast ausnahmslos die vordem gleichfalls als Hochburgen des politischen Radikalismus betrachteten Wahlkreise der umliegenden Grafschaften gewählt. Eine ganze Provinz hatte mit Chamberlain ihre politische Schattierung geändert, nach zehntausenden konnte man die Wähler zählen, die seine Wandlung vom Linksradikalen zum Verbündeten der 1884 von ihm als Drohnen des Gemeinwesens bezeichneten grundbesitzenden Aristokratie mitgemacht hatten. Unter solchen Umständen blieb seinen Gegnern das Wort „Renegat" im Munde stecken. Kein ernsthaft zu nehmender Politiker gebrauchte es ihm gegenüber. Man kritisierte seine Maßnahmen, aber nicht seine Wandlung. Das Pamphlet wirkte fast als eine ungewollte Verherrlichung des Angegriffenen. Ja, in den Reihen der durch Gladstones kurz vorher erfolgten Rücktritt und den

Zusammenbruch des Kabinetts Roseberg führerlos gewordenen liberalen Partei kam gerade um jene Zeit die Idee auf und wurde in den Klubs viel diskutiert, Chamberlain werde über kurz oder lang den Tories das Bündnis kündigen, sich wieder an die Spitze der liberalen Partei stellen und sie von innerer Zerrüttung zu neuer Blüte bringen. Selbst bei Liberalen, die Chamberlain persönlich nicht leiden mochten, klang aus ihren Äußerungen über die Unwahrscheinlichkeit der Sache so etwas wie „zu gut, um wahr zu sein" heraus. Denn aus langer Erfahrung heraus wissen die Engländer, was es für eine politische Partei bedeutet, einen Führer zu haben, der eine Persönlichkeit ist.

Die Erinnerung an alles das wurde ziemlich lebhaft in mir wach, als ich die Berichte über den Parteitag der freisinnigen Volkspartei zu lesen bekam, der Anfang September dieses Jahres in Berlin getagt hat. Die freisinnige Volkspartei ist zurzeit ohne das, was man einen Führer nennt. Die an der Spitze dieser Partei stehenden Männer mögen sonst alle nur denkbaren schönen Eigenschaften haben, aber daß irgend einer von ihnen zum politischen Führer im größeren Stil berufen sei, das werden sie wohl selbst nicht glauben. Um so komischer mußte es berühren, aus ihren Reihen den Ruf zu vernehmen, der in den Debatten des Kongresses wiederholt laut geworden ist: „Wir bedanken uns für die Führerschaft des wandlungsfähigen Herrn Naumann." Denn wenn der Mann, auf den das ging, auch manchen seiner Verehrer enttäuscht hat, so ist doch soviel außer Frage, daß Herr Dr. Friedrich Naumann eines der wesentlichsten Attribute eignet, die den politischen Führer machen: Individualität. Man hätte daher meinen sollen, daß diejenigen, denen daran gelegen sein muß, die freisinnige Volkspartei in die Höhe zu bringen, alles aufbieten würden, Herrn Naumann an ihre Fahne zu fesseln, etwa wie die Ultramontanen seinerzeit es mit Ludwig Windhorst machten. Um so bezeichnender für unser deutsches Parteileben, daß das Gegenteil geschah.

Unter einem gewissen Gesichtspunkt freilich würde man es verstehen und sympathisch beurteilen können. Nämlich als Ausdruck jenes etwas doktrinären, aber dabei doch sehr achtbaren Empfindens, das ein englischer Dichter in die Worte gekleidet hat:

Mach' fürder keine Riesen, Gott,
Erheb' die Masse lieber.

Es ist aber kaum anzunehmen, daß von seiten der Partei, die sich mehrere Lustren der Diktatur eines der eigensinnigsten Führer gefügt hat, die die politische Geschichte kennt, prinzipielle Ablehnung jedweden Führertums vorlag. Ebenso schwer ist es, an ein grundsätzliches Verwerfen jeder politischen Wandlung zu glauben, wo auf demselben Kongreß die Blockpolitik der Partei ratifiziert und in richtiger Erkenntnis der Erfordernisse dieser Politik der Antrag, für Beseitigung oder mindestens Ermäßigung der Zölle auf Fleisch und Getreide zu agitieren, zurückgewiesen wurde. Vielmehr zeigte es sich schon deutlich, daß der Eintritt in den Bülowschen Block die freisinnigen Volksparteiler gerade dahin

bringt, wo Herr Naumann stand, ehe er zu ihnen wandelte, nämlich zur Bewilligung von Flottenkrediten und dergleichen behufs Einhandlung liberaler Reformen. Nur daß Naumann von einem Bund des Kaisers mit der Demokratie gegen das kulturfeindliche junkerliche Agrariertum träumte, die freisinnige Volkspartei aber jetzt sich bereit macht, mit eben diesem Junkertum und seinem antisemitischen Gefolge, das ja auch zum Block gehört, von „Fall zu Fall" sich zu verständigen, was auf die Bescheidenheit der einzuhandelnden Reformen schließen läßt. Die Ablehnung Naumanns geschah, weil es einen Augenblick so aussah, als sei ihm diese Wandlung zu stark. Was indes ein Irrtum war.

Merkwürdig, wie sich unser deutscher Parlamentarismus immer wieder zur Parodie des englischen Parlamentarismus gestaltet, der einst das Ideal unserer Liberalen war. Gewiß, auch der englische Parlamentarismus kennt die politische Transaktion, er ist sogar ihre Pflanzschule, die Heimat aller möglichen Kompromisse. Nur vollziehen sich in England, wo das Parlament regiert, diese Dinge in ganz anderem Stile, als bei uns, wo es bloß regieren hilft. Die Geschichte des englischen Parlamentarismus ist voll von Beispielen wandlungsfähiger Parteiführer, ihre Namen glänzen sogar als die der größten Sterne am Himmel der englischen Parlamentsannalen. Im achtzehnten Jahrhundert war die Überläuferei auch sonst an der Tagesordnung. In einer Epoche, wo man die Parlamentssitze kaufte und die Staatsämter durch politische Konnexionen erwarb, wenn nicht erschlich, konnte Parteitreue natürlich nur eine — sittlich — ziemlich geringwertige Eigenschaft sein, unter Umständen auf das Festhalten an einer Aktiengesellschaft zur Ausbeutung eines ertragreichen Monopols hinauslaufen, wenn sie nicht lediglich stumpfsinniges Herdentum war. Noch waren es nicht so sehr fest ausgebildete politische Grundsätze, die die beiden großen Parteien unterschieden, als halb gefühlsmäßige und halb in Familientraditionen wurzelnde Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Stellung zu Dynastie, Kirche und auswärtigen Mächten, sowie eine sich sehr langsam aus bloßen Unterschieden der Standesbegriffe herauslösende Gegensätzlichkeit in bezug auf Steuer- und Wirtschaftsfragen. Von einem tiefgehenden Klassengegensatz jedoch kann hinsichtlich der beiden historischen Parteien Englands kaum im neunzehnten Jahrhundert gesprochen werden, geschweige denn im achtzehnten Jahrhundert, wo es hüben und drüben die großen Adelshäuser sind, die in der Politik den Entscheid geben. Die Ausbildung eines schärferen Klassengegensatzes zwischen dem hohen Adel und den wohlhabenden bürgerlichen Schichten wird vielmehr durch das Institut des noch forterhaltenen feudalen Erstgeburtsrechts verhindert, kraft dessen in den zweiten, dritten usw. Söhnen des Adels und ihren Abkömmlingen stets eine Mittelschicht besteht, die durch Blutsbande und etwa zugewiesene Bezüge mit jenem verbunden bleibt, sonst aber nicht einmal den Adelstitel weiterführt, sondern völlig der bürgerlichen „Gentry" gleichsteht und bürgerlichem Erwerb nachgeht. Die Rückwirkung des Bestehens dieser sozialen Zwischenstufe auf das Verhältnis von Adel und Bürgertum ist bis weit ins neunzehnte Jahr-

hundert hinein eine sehr bedeutende gewesen. Wer von ihr nicht weiß, dem werden viele Vorgänge in der englischen Parteigeschichte unverständlich bleiben.

Beide historische Parteien Englands sind denn auch zunächst Mischparteien aus Geburtsaristokratie und Besitzaristokratie. Der hohe Zensus der Wählbarkeit sorgt dafür, daß nur deren Angehörige ins Parlament kommen. Der Klassengegensatz zwischen Adel und Gentry einerseits und Kleinbürgertum und Lohnarbeitern andererseits kommt dagegen im achtzehnten Jahrhundert im Parlament überhaupt nicht zum Ausdruck, es wird vielmehr noch zur Zeit der Wilkesschen Händel (um 1770) und der im Anschluß an sie erfolgenden Gründung radikaler Vereine für eine unerhörte und verwerfliche Neuerung betrachtet, daß in Versammlungen verlangt wird, das Parlamentsmitglied solle den Anschauungen seiner Wähler Rechnung tragen, sich als ihr „Delegierter" fühlen. Kam doch ein erheblicher Teil der Mandate aus verrotteten Burgflecken, in denen ein paar Dutzend Wahlberechtigte ihre Stimmen an den Meistbietenden verkauften, ein anderer von den Gütern der großen Grundbesitzer, wo es für selbstverständlich galt, daß die stimmberechtigten Hintersassen die Person wählten, die ihnen der Grundherr nannte. Im Jahre 1774 z. B. waren von den 513 Mitgliedern, die England und Wales ins Parlament sandten, 254 von zusammen noch nicht 11 500, das heißt der einzelne im Durchschnitt von noch nicht 40 Abstimmenden gewählt. Wie es da um den Einfluß der breiten Volksmasse auf die Abgeordneten bestellt sein mußte, kann man sich leicht vorstellen. Nur in Ausnahmefällen machte sich ihr Klasseninteresse im Wahlkampf geltend, gewöhnlich war bei der Wahl von dergleichen keine Rede. Dafür gab die Volksmasse ihre eigene Meinung um so häufiger in Aufständen und wilden Demonstrationen ähnlicher Art kund, die das ganze Jahrhundert hindurch spielen und wiederholt die Durchführung von Parlamentsbeschlüssen verhindern, die Zurücknahme von solchen Beschlüssen erzwingen. Von den Wahlen aber trifft zumeist das Wort vom Wählen des Metzgers zu, bloß mit der Einschränkung, daß die Wähler und das Volk, das gemetzget wurde, meist zweierlei waren.

Es liegt auf der Hand, daß bei solcher Beziehung von Parlament und Volk, bei solchem Zustandekommen der Parteien und bei dem unter solchen Verhältnissen unvermeidlichen Ämterschacher und Stimmenkauf im Parlament die Trennung von der Partei ein alltägliches Vorkommnis werden mußte. Sie konnte je nachdem von sehr niedrigen oder sehr hohen Motiven diktiert, ein einfacher Verkauf an eine höher bietende Partei oder Koalition oder eine Befreiung von engen Cliqueninteressen sein. Keinen der überragenden Politiker des achtzehnten Jahrhunderts finden wir am Ende seiner Laufbahn noch dort, wo er am Anfang gestanden. Die skrupellosen Ämterjäger verkaufen sich, die Mittelmäßigkeiten in Talent und Moral klammern sich an die Partei, die politischen Köpfe ersten Ranges, die Harley und Walpole, die Burke und Pitt wechseln entweder die Partei oder die Politik nach den Umständen, ohne daß auf einem von ihnen das Brandmal des Gesinnungswechsels lastete. Es ist die Beschaffenheit der

Parteien, mit denen er zu tun, der Fragen, die er zu lösen hat, die den Politiker von Charakter zum Wandelstern jener Gattung machen, so man Kometen nennt.

Die Wahlreform von 1832 revolutionierte das englische Parteiwesen. Sie schaffte 143 Scheinvertretungen ab, erhöhte die Zahl der Wähler auf rund 700 000 und brachte so die Masse der Abgeordneten in ziemliche Abhängigkeit von den Wählern. Das mußte im Verein mit der großen Umwälzung im Wirtschaftsleben, die sich als Folge der großen technischen Erfindungen und des sehr gestiegenen Nationalreichtums vollzogen hatte, den Parteien einen anderen Charakter aufzwingen, unbeschadet dessen, daß man den hohen Zensus für die Befähigung zum Abgeordneten noch hatte fortbestehen lassen. Aber das politische Kometentum hört darum doch nicht auf, es ändert nur ebenfalls seinen Charakter. Politische Kometen sind es, die bei dem nun unvermeidlich gewordenen Umbildungsprozeß der Parteien Geburtshilfe leisten. Bei den Tories heißt der größte dieser Kometen Benjamin Disraeli, bei den Whigs William Gladstone. Beider Laufbahn klingt heute fast wie ein Roman. Der erstere fängt als Radikaler an und wird Reorganisierer der aus den Tories hervorgegangenen konservativen Partei, der andere beginnt als Hochtory, geht zu den Whigs über und endet als vergötterter Bannerträger des radikalen kleinbürgerlich-demokratischen Liberalismus.

Von den zwei genannten Kometen hatte Disraeli den schwereren Kampf zu führen, die größeren Hindernisse zu überwinden. Allerdings ward er schon bei seiner ersten Parlamentskandidatur, obwohl er selbst noch als Radikaler auftrat, von den Tories unterstützt, und als er nach drei vergeblichen Anläufen, in dieser etwas zweideutigen Rolle ein Mandat zu erlangen, bei der 1837 durch Wilhelms IV. Tod plötzlich herbeigeführten Neuwahl sich entschloß, als Torykandidat aufzutreten, ward dem „Ausländer", der sich als ein ebenso gewandter Redner wie Pamphletist erwiesen hatte, ein sicherer Sitz eingeräumt. Im Lager der Tories konnte man einen Menschen, der eine Gabe für epigrammatischen Witz an den Tag gelegt hatte, wie kaum ein zweiter, und der in den glänzend geschriebenen Runnymede Briefen gezeigt hatte, daß er vor keiner noch so blutigen Verhöhnung der Häupter der Whig-Oligarchie zurückschreckte, damals sehr gut brauchen. In vier Wahlen waren die Tories den Whigs oder, wie diese sich schon nannten, Liberalen unterlegen; trotz aller inneren Gegensätze im Lager der letzteren waren die Aussichten, sie zu verdrängen, nicht allzugünstig. Da lag kein Anlaß vor, beim Anwerben neuer Kräfte übermäßig wählerisch zu sein. Auch war ein Bündnis zwischen Radikaldemokraten und Tories damals nicht gar so unnatürlich.

Die Whigs waren jetzt mehr als je die Partei der Geldaristokratie. Ihre Führer vertraten die Manchesterdoktrin in ihrer krassesten Auslegung und wurden darin von den Krämern in den Städten, denen die Wahlreform von 1832 einen großen Einfluß zugespielt hatte, kräftigst unterstützt. Bei der Partei der Grundbesitzer auf dem Lande, als welche die Tories nun hauptsächlich auftraten, war man dagegen aus verschiedenen Gründen der Manchesterdoktrin abhold und

hatte wiederholt Maßregeln des Arbeiterschutzes zugestimmt. Bei allen Sozialisten der Epoche wird man eine gewisse Sympathie für die Tories finden, ohne daß etwa Unklarheit über die Grenzen des Wohlwollens der erbansässigen Aristokratie für die Arbeiter sie bestimmt hätte. „Zwischen dem Lord und dem gewerblichen Arbeiter", schrieb im März 1831 — wohlgemerkt 1831 — der ‚Poor Man's Guardian', „besteht kein Verkehr, kein direktes Geschäft und daher auch kein Interessenkampf, und obwohl der erstere den letzteren als bloßes Gezücht betrachtet, das dazu bestimmt ist, ihm zu dienen, und bei dem bloßen Gedanken, daß jener in irgend einem Grade über seine Wünsche mitbestimmen solle, schier in Ohnmacht fallen würde, so haßt er ihn doch nicht. Er kennt ihn nicht, er kommt nie mit ihm persönlich in Berührung, und vor allem, ihre Interessen platzen nie sichtbar aufeinander. Aber zwischen dem Gewerbetreibenden und seinem Arbeiter ist ewiger Interessenkonflikt, denn der eine sucht beständig weniger zu geben, der andre beständig mehr zu verlangen, sie sind ‚Herr' und Untergebener, und der Abstand zwischen ihnen, obwohl er nicht so groß ist, wie der zwischen Peer und Tagelöhner, wird mit so viel mehr Schwierigkeiten erlangt und mit so viel mehr Gefährdung aufrechterhalten, daß er von dem einen sehr viel höher geschätzt und von dem andern sehr viel scheeler betrachtet wird, als jener. Die Mittelklassen sind so wenig über die Arbeiter erhaben und sind für ihre unbedeutende Überlegenheit so sehr von der gar nicht sehr großen Inferiorität der arbeitenden Klassen abhängig, daß sie kaum etwas andres als Furcht vor irgendwelcher Verbesserung der Lage der Armen hegen können, indem sie fühlen, daß dadurch der Abstand zwischen ihnen und jenen vermindert oder gar beseitigt werden könnte." Aus dieser so objektiven und für jene Zeit, wo die meisten Fabrikanten emporgekommene Handwerker waren, psychologisch so zutreffenden Begründung des Klassengegensatzes zwischen Bourgeoisie und Proletariat folgerte das tapfere kleine Arbeiterblatt auf jene zeitweilige „natürliche Affinität" oder „chemische Wahlverwandtschaft" der äußersten Linken und äußersten Rechten, auf die Lassalle sich in seiner Verteidigungsrede im Hochverratsprozeß von 1864 als ein altes Gesetz der Geschichte beruft, das sich in England und Frankreich — folgt ein echter Lassalleschen Superlativ — „auf das Wiederholendste" als Neigung betätigt habe, „einander gegen die Partei der Mitte zu unterstützen".

Disraeli hatte viele Ähnlichkeiten mit Lassalle, oder vielmehr, da er der ältere war, er war in vielen Punkten der Prototyp Lassalles — allerdings ein *englischer* Prototyp. Wie Lassalle liebte er es in jüngeren Jahren, sich auffällig elegant, als Dandy unter den Dandies, zu kleiden; wie Lassalle hatte er ein Vergnügen daran, durch kecke Aussprüche, durch Verfechten paradoxer Theorien zu verblüffen, und wie Lassalle trug er lange Zeit ein herausforderndes Selbstbewußtsein zur Schau. Auch Lassalle hätte, wie er, mit der Regel gebrochen, die erste Rede im Parlament in bescheidenem Ton vorzutragen, auch Lassalle hätte den Gegnern, die ihn durch beharrliche Unterbrechungen und Gelächter zur plötzlichen Beendigung seiner Jungfernrede nötigten, zugerufen: „Es wird die Zeit

kommen, wo ihr mich werdet anhören müssen." Und wie Disraeli würde Lassalle, hätte er in England gelebt, dem Premierminister Melbourne auf die Frage, welches Ziel er im Parlament im Auge habe, geantwortet haben: „Premierminister zu werden." Die andre Umgebung, in der er aufgewachsen, die ganz anderen Verhältnisse seines Landes erklären es aber auch, warum bei so ähnlicher Veranlagung und Begabung Disraeli nicht, wie Lassalle, Sozialdemokrat wurde, sondern in einer Durchdringung der Torypartei mit demokratischen Ideen die Besiegung der Whigs und ihrer Doktrin vom laissez faire suchte. Es ist unter diesem Gesichtspunkt äußerst interessant, Disraeli's 1835 erschienene erste größere politische Abhandlung „Eine Verteidigung der englischen Verfassung" mit Lassalles Verfassungsbroschüre zu vergleichen.

Disraeli fand bei den Tories nicht jenen platten Antisemitismus, auf den Lassalle etwa bei den preußischen Junkern gestoßen wäre, die einem Stahl wohl erlaubten, als Wissenschaftler und Herrenhausmitglied seinen Geist für sie spielen zu lassen, aber nun und nimmer ihn als einen ihrer offiziellen Führer geduldet hätten. Indes auch der Stolz der alten englischen Aristokratenfamilien sträubte sich lange dagegen, dem Abkömmling von Juden irgendwelche führende Stelle einzuräumen. Noch 1844 schrieb das Organ der ultrakonservativen Tories, der „Standard", von Disraeli: „Er hat das Licht der Welt in Houndsditch (Straße der Althändler im Osten der City) erblickt, seine Erziehung in einem obskuren Advokatenbureau erhalten und verdient sich einen verächtlichen Lebensunterhalt durch Abfassung schlechter Romane. Genug von dieser Person — wir hoffen, der gestrige Abend hat ihm den Rest gegeben." Aber Disraeli hatte mit Lassalle eine andere Fähigkeit gemein, ja noch mehr davon, als Lassalle: Ausdauer. Er ließ sich nicht beirren, und schon zwei Jahre später ertönte selbst aus den Spalten des „Standard" ein andrer Ton hinsichtlich seiner.

Als 1846 Robert Peel vor der Agitation der Kornzoll-Liga die Fahne senkte, fand der über diesen „Verrat" erbitterte Flügel der Landjunker in Disraeli seinen schneidigsten Wortführer. Schon ein Jahr vorher hatte dieser dem von ihm in den Runnymede Briefen noch hochgepriesenen Peel in einer anderen Sache unter stürmischer Heiterkeit höhnend vorgeworfen, der edle Lord habe die Whigs beim Baden angetroffen und sich mit ihren Kleidern davongemacht. Nun aber fiel er mit wahrhaft grausamer Bissigkeit über ihn her, schilderte ihn als einen charakterlosen Politiker, der sein ganzes Leben lang von fremden Ideen gezehrt, als „Einbrecher in fremde Gehirne" sein Dasein gefristet habe, und verteidigte das System der agrarischen Schutzzölle mit soviel Talent, daß die schutzzöllnerische Fraktion der Tories, die nach dem Bruch mit Peel und dessen Anhang verlassen genug dastand, ihn sich gern als zweiten Wortführer neben ihrem Lord George Bentinck gefallen ließ.

Auch im Kampf gegen den Freihandel hatte Disraeli Verbündete auf der äußersten Linken. Ein Teil der Chartisten, geführt von Fergus O' Connor, hatte unter Berufung auf das eherne Lohngesetz sich der Cobdenschen Antikornzoll-Bewegung ablehnend gegenübergestellt, und dieser Gegensatz kommt bekanntlich in

den damaligen Schriften von Karl Marx gleichfalls stark zum Ausdruck. Noch in späteren Jahren, als er schon infolge von Lord Bentincks 1848 erfolgtem Tod das anerkannte Haupt der Tories im Haus der Gemeinen geworden war, unterhält Disraeli Beziehungen zu einigen Wortführern des Chartismus und gibt sogar gelegentlich Geld für das von Ernest Jones redigierte „People". Die Gegnerschaft gegen das Manchestertum, von den Chartisten sozialistisch-revolutionär, von Disraeli und der ganzen, zu den Tories haltenden Jung-England Gruppe mehr oder weniger romantisch aufgefaßt — man denke nur an Carlyle, den Geschichtsphilosophen dieser Schule — bildeten hier das verbindende Element. Wie Disraeli dann die Tories dahin brachte, einer zeitgemäßen Reform nach der andern zuzustimmen und in der Wahlreform von 1867 die Liberalen zu übertrumpfen — to dish the Whigs, wie das Wort ging, — ist allbekannt. Unter einem Ministerium Disraelis erhielt 1875 auch das Koalitionsrecht der Arbeiter eine Befestigung, die ihm zu gewähren die Liberalen nicht gewagt hatten.

Am Ende seiner Laufbahn ist Disraeli, nun Lord Beaconsfield, der Stolz der englischen Konservativen, und nach seinem 1881 erfolgten Tode wird der Wandlungsfähige ihr Nationalheiliger. Sein Werk, den Tories Verständnis für zeitgemäße Reformen einzupauken, sucht Lord Randolph Churchill fortzusetzen, bricht aber an dem Widerstand zusammen, den ihm die um das Haus Salisbury entgegensetzen, die auch gegen Disraeli lange intriguiert hatten und neuerdings Chamberlain über Bord gestoßen haben. Sein Sohn Winston Churchill dagegen beginnt zwar, wie der Vater, als Tory-Demokrat, wandelt aber zu den Liberalen ab und ist heute Minister im radikalen Kabinett Campbell-Bannermann. Die englischen Liberalen fragten nicht, ob er ein Komet sei, sondern kümmerten sich nur darum, wie hell sein Licht leuchte.

Das Jahr 1846, das für Disraelis Position bei den Tories epochemachend wurde, bedeutet auch den Wendepunkt in der Entwicklung desjenigen Politikers, der mit oder neben Disraeli obenansteht in der Liste von Englands Staatsmännern im neunzehnten Jahrhundert. Im Kampf gegen Robert Peel wird der ursprünglich radikale Disraeli Führer der Tories. Im Kampf an der Seite Robert Peels verwandelt sich William Gladstone, der als Hochkonservativer ins politische Leben eingetreten war, zum Liberalen. Gladstones Laufbahn ist in noch weit höherem Grade Kometenlaufbahn, als die Disraelis. Es gibt kaum einen zweiten Staatsmann, dem so viele Wandlungen, so viele unvermittelte Schwankungen vorgeworfen worden sind und vorgeworfen werden konnten, als Gladstone. Keinem sind seine Wandlungen in so vielen, ungezügelten Haß atmenden Pamphleten als Beweise von schändlicher Gewissenlosigkeit ausgelegt worden, wie ihm. Die im Eingang erwähnte Broschüre über Chamberlains Wandlung ist harmlose Neckerei, verglichen mit einem 1884 erschienenen Pamphlet „Zerstreute Blätter aus dem vermutlichen Tagebuch von William Ewart Gladstone". Auch hier werden des Titelhelden Reden und Handlungen aus

verschiedenen Zeiten vorgeführt und durch Zusatzbemerkungen einander gegenübergestellt. Aber es fehlt kein niederträchtiges Motiv, zu dem der ungenannte Verfasser Gladstone sich scheinbar selbst bekennen läßt. Mit etwas weniger groben Mitteln sucht denselben Eindruck die Schrift „Mr. Gladstone, eine Studie" hervorzurufen, die 1887 erschien und einen Parlamentarier, Mr. M. L. Jennings, zum Verfasser hatte. Sie schildert Gladstone weniger als berechnenden Schurken, wie als an moralischer Unverantwortlichkeit leidenden Machtjäger. Für seinen moralischen Irrsinn werden u. a. zwei Aussprüche von Geistlichen zitiert. Der eine, aus dem Jahre 1832, lautet: „Sein Gewissen ist so zart, daß er nie den graden Weg gehen wird", und ein anderer aus dem Jahre 1860 verkündet: „Ich glaube, daß sein Intellekt seinem Gewissen alles einreden kann." Ähnlich wie der Urheber des letzteren Satzes läßt sich auch der Liberale W. E. Forster aus, der sich in den achtziger Jahren wegen Gladstones Wandlung in der irischen Frage von ihm getrennt hatte: „Er kann den meisten Leuten das Meiste einreden, aber, was noch mehr ist, er kann sich selbst alles einreden." Und bekannt ist das Wort Disraelis über Gladstone: „Ein sophistischer Redekünstler, berauscht vom Übermaß seines eigenen Wortschwalls und mit einer Einbildung von seinem Selbst begabt, die zu jeder Zeit eine endlose Reihe widerspruchsvoller Argumente zur Herabsetzung seiner Gegner und Verherrlichung seiner Person zur Verfügung hat."

Diese oft zitierte Charakteristik Gladstones war die Antwort auf dessen abfällige Kritik des Berliner Vertrags von 1878. Aber die Geschichte hat gerade in letzterer Frage Gladstone in der Hauptsache Recht gegeben. Und die britische Nation hat Gladstone wie Disraeli in das Pantheon ihrer größten Staatsmänner aufgenommen und in der Westminster Abtei Gladstones Statue nicht gar zu weit von der Disraeli-Beaconsfields aufgestellt. Eine Gleichsetzung, die als Symbolik des englischen parlamentarischen Systems gelten kann, dieser wunderbaren Anwendung des Hegelschen Prinzips von der Zusammengehörigkeit der Gegensätze. Denn eine lange Erfahrung hat gezeigt, daß keine der beiden großen Parteien ohne ihre Gegnerin auf die Dauer leben kann, daß jede starke Inkongruenz in ihrem Größenverhältnis zu einander vielmehr zur Zersetzung gerade der größeren von ihnen führt.

Oberflächlich betrachtet, ist es dieses Schaukelsystem der zwei abwechselnd regierenden Parteien, das in England das politische Kometentum begünstigt. Aber der wahre Grund liegt tiefer. Wir finden ihn, wenn wir den Ton nicht auf das Schaukeln, sondern auf das Regieren legen. Regierende Parteien können nicht ausschließlich die Interessen oder Ideologien einer abgegrenzten Minderheit der Bevölkerung vertreten, sie müssen in dem Sinne nationale Parteien sein, als national weitumfassend heißt. Sie müssen, wo immer sie auch ihren Ausgangspunkt haben, eine der Entwicklung der Nation parallele Entwicklung in sich selbst vollziehen, politisches Erstarren heißt Verlust der Regierungsfähigkeit. Aber Parteien rechtfertigen ihre Existenz zugleich durch die Fähigkeit des Beharrens, und so entsteht im Laufe der Zeit immer wieder in ihrem Schoß ein

Antagonismus zwischen Überlieferung und Anpassungstendenz, ein Gährungsprozeß, der Kräfte anzieht und abstößt: das letztere wird sich aber in einem Lande, wo die Parteien die Regierung bilden, ganz anders abspielen, als dort, wo regierungsfähig, statt fähig zu regieren, nur fähig für den Heerbann der Regierung heißt. Ob die Motive, die einen Peel, einen Gladstone, einen Disraeli geleitet haben, edle oder unedle waren, ihr Kometentum hat sich jedesmal in schöpferisches Wirken umgesetzt, es brachte sie in die Lage, die Partei, an deren Spitze sie sich stellten, in derselben Richtung vorwärts zu treiben, wie die Nation selbst sich vorwärts entwickelte. Als Disraeli zur Regierung kam, hütete er sich schönstens, die Kornzölle wiederherzustellen, deren Abschaffung er so scharf bekämpft hatte. Er wußte, daß rückwärts revidieren das Gegenteil von dem bewirkt hätte, was er sich als Ziel gesetzt hatte: die Torypartei aus der Partei einer begrenzten Schicht der privilegierten Klassen zu einer nationalen Partei zu machen, die konservative und demokratische Elemente vereint. Die — freilich auch nur zeitweilige — Erreichung dieses Ziels war an die Bedingung geknüpft, daß konservativ nicht reaktionär hieß. Gladstone seinerseits war nicht der Mann weitausschauender Pläne und Spekulationen. Er war ein geistiger Opportunist, der nicht leicht eine neue Idee aufnahm. Aber er lernte immer mehr, seine von Jugend her ihm eingewurzelten Ideologien dem Bedürfnis der Zeit zu opfern. Seine politischen Wandlungen setzten sich in Erweiterungen der Volksrechte, in Beschränkungen der Privilegien von Geburt und Besitz, in Einengungen des Geltungsbereichs sogenannter erworbener Rechte um. Disraeli reformierte, um den alten Institutionen des Landes: Krone, Staatskirche, Haus der Lords usw. das Leben zu verlängern, Gladstone, um den aufstrebenden Kräften die Bahn frei zu machen. Aber beide reformierten doch, beider Wandlungen brachten oder erhielten ihnen die Macht, Durchgreifendes zu schaffen. Die Wandlung unserer Freisinnigen aber läuft nach deren eigenem Bekenntnis zunächst mit Sicherheit nur darauf hinaus, etwas wegzugeben. Ob sie etwas schaffen werden, ist ihnen selbst noch zweifelhaft. Heine spottete einmal, Jenny Lind wolle nicht in Paris auftreten, weil man dort die Sängerinnen nach ihrem Gesang und nicht nach ihrer Tugend beurteile. Vom Blockfreisinn würde der Dichter des Atta Troll ähnliches sagen. In andern Ländern gehen Parteien Koalitionen ein, um zur Herrschaft zu gelangen und dann zu zeigen, was sie leisten können. Spricht man dem deutschen Liberalen davon, so schlägt er trotz Zentrum ein Kreuz und murmelt in Anlehnung an Sophokles: „Nicht mitzuherrschen, mitzudienen sind wir da."

Und darum übersetzt sich das politische Kometentum bei uns in politische Sternschnuppen.

Die junge Marie Ebner

Es ist ein Glück, der frühen Jugend entronnen zu sein", diese Meinung spricht aus vielen Büchern der letzten Jahre, und die verhüllten Werdezeiten mit Trugbildern und täuschend sich wandelnden Wegvisionen, mit verwirrend lockenden bald von hier bald von dort tönenden fremden Stimmen, und die tückischen Unsicherheiten des Lebens, die für die Jugend viel tückischer noch sind als für das reifere, dem Betrug und den Fußangeln nicht mehr so bereitwillig trauende Alter, — dies alles wird tiefer erkennend gespiegelt, und dem „Kinderparadies" von früher wird heut, vielleicht auch etwas zu einseitig das Inferno degli innocenti gegenüber gestellt.

Nun liest man im Erinnerungsbuch einer klugen und gütigen Dichterin, die zu gesegneten Jahren gekommen und ein reich erfülltes Alter gewonnen, von einer Jugend, die an „unverwüstlicher Fröhlichkeit" reich war, die betreut und gehegt wurde mit allen Mitteln einer kultivierten und mit Liebe angewendeten Erziehung; all dieses Guten gedenkt das Buch dankbar; ohne Bitterkeit, menschlich verstehend denkt es auch der unvergessenen trüberen Stunden; ohne Zweifel ein bejahendes Buch; aber es klingt, wenn gleich nicht so betont ausgesprochen, doch auch hier aus diesen erlebten und erfahrenen Seiten etwas von dem erleichterten Aufatmen „der Jugend heil entronnen zu sein".

Die hier von ihrer Kinderzeit erzählt ist Marie Ebner-Eschenbach.* Etwas von jener Wahrheit hatte sie selbst früher einmal in milderer gemütlicherer Form ausgesprochen in jenem Satz: „Jung sein, wie schön, alt sein, wie bequem." Und dies Buch schließt mit den Worten: „ich war kein Kind mehr, ich hatte gedacht und gelitten."

Die Leiden des kindlichen Denkens sind es, um die es sich handelt, um jene Schwierigkeit die richtige, zweckmäßige Distanz zur Mitwelt zu gewinnen, die nur mit Enttäuschungen und Schmerzen erworben wird. Um jene Zustände des Übergangs, in denen das Ahnungs- und Gefühlsvermögen weiter ist, als der verarbeitende, regulierende, ordnungschaffende Intellekt.

Shaw hat in der Gestalt des Marchbanks der „Candida" solche Verfassung scharf und wissend umschrieben. Ein junger Mensch von hypertrophischem Gefühls- und Vorstellungsleben, wird von den andrängenden Bildern seiner inneren Welt so stark überflutet, daß ihm der Atem ausgeht. Er kann sich nicht mit ihnen auseinandersetzen, seine Ausdrucksfähigkeit ist dem gegenüber noch nicht schöpferisch genug entwickelt, noch nicht herrisch genug, sich durch Formung und Aussprache frei zu machen und die chaotischen Dinge als Gebilde aus sich herauszustellen.

Er stottert nur und stammelt nur, oder unfähig sich zu beherrschen, fährt er ungefragt mit irgend einer „heiligen Überzeugung" heraus. So wird er meist mißverstanden, er wirkt unverträglich, unausstehlich, ein Ärgernis und eine Torheit. Ein Kapitel zur Psychologie der „Flegeljahre" der Begabten ist das.

Marie Ebner, die immer sehr ruhig, milde

* Meine Kinderjahre. Berlin, Gebr. Paetel.

und ohne jede Wichtigkeit spricht, behandelt die Phase ihrer Jugend, die unter dem Nichtzurechtfinden im eigenen Innern litt und an den mißglückten Versuchen, einen Schwerpunkt in einer Sicherheit oder Wahrheit zu erobern, ganz fern von Wehleidigkeit und Interessemacherei. Sie gibt nicht bewußt psychologische Beiträge. Sie erzählt einfach Jugendzüge. Dies Unabsichtliche verleiht ihnen vielleicht gerade den Zuverlässigkeitswert.

Man sieht in die merkwürdigen Gänge der kindlichen Überlegung und Motivbildungen; in die Wucherungen unbeherrschter unverarbeiteter Ideen, die wie Flugsamen der übervollen alles gierig aufnehmenden Empfänglichkeit von überall und nirgends her zufliegen.

Die kleine Komteß macht einen Selbstmordversuch, sie stürzt sich aus dem Fenster nach der ersten Kommunion, weil sie so, frisch entsühnt und aller Sünden ledig, sogleich in den Himmel zu der toten Mutter zu kommen hofft.

Die religiösen Krisen sind besonders heftig. Das Mädchen liegt schwer im Bann der grüblerischen Gedanken. Die Erinnerung revidierend sagt die Dichterin, daß sie ihr Beichtvater beschwor, das unselige Grübeln zu unterlassen, daß sie aber damals gar nicht das Bewußtsein hatte zu grübeln. Die Gedanken kamen einfach, waren drängender als ihr Widerstand, und daraus ergab sich ein richtiger physischer Schmerz. Ein Kind kann sich in seiner unvollkommenen Ausdrucksfähigkeit natürlich so nicht mitteilen, und man sieht hier das Beispiel, daß sich Klein und Groß, selbst wenn der Erwachsene noch so willig ist, gegenseitig verständnislos gegenüber stehen. Sie sehen mit verschiedenen Augen und sprechen eine verschiedene Sprache.

So ist es auch mit der Phantasiewelt des Kindes. Was die Erwachsenen „Lügen" nennen, ist für sie ein Erleben. Sie führt eine Doppelexistenz, und ihre erträumte, zurechtgedichtete erscheint ihr viel wirklicher als das äußere umgebende Leben.

Kindlich, philosophisch natürlich ganz unbeeinflußt, hat sie sich eine Art „Phänomenologie" zurecht gelegt. Sie ist überzeugt, daß das, was sie sah, Sonne, Mond, Sterne, Landschaft, eigentlich gar nicht da war, daß ihr Auge es nur hinzauberte, daß es nur als ihre Vorstellung existierte.

Im Glauben an diese Gabe verbessert sie nun die Weltvorstellung und schafft sich eine gesteigerte Welt, gleich Brentanos Vaduz oder dem Orplid-Land Moerikes: es ist ein Kinderreich; wie junge Füllen auf unabsehbaren Weiden tummeln sie sich in Blumen und Früchten und leuchtender Bläue. Sie schreibt Briefe an die getrennten Gespielen und wirft sie in den Wind, daß sie auffliegen und wirbeln im Sonnenlicht. Sie selbst denkt sich bald als ein opferdurstiges kleines Mädchen, bald als ein übermütiger wilder Junge in dieser Wunderwelt.

Nicht immer kann sie dann die Gestalt, in die sie sich so vorstellend hineingedacht, sofort wieder ablegen. Es bleiben in Worten und Gebärden Reste haften. Und sie erscheint dann ihrer Umgebung unverständlich, kurios und beunruhigend: ein Ärgernis und eine Torheit.

Im Weiterverfolgen dieser Imaginationsspiele, übertrug das Kind ihre Verwandlungsvorstellungen auch auf die Erwachsenen und ihr Verhältnis zu ihnen. Sie folgert so: da die Menschen nicht sind, da sie sich sie nur einbildet, kann sie sich sie doch so einbilden, daß sie ihr möglichst angenehm und bequem sind. Sie bildet sich also einen Papa ein, den sie nicht fürchtet, und eine Gouvernante, die sie nicht quält.

Als sie nun aber den ihrer Meinung nach retouchierten Originalen entsprechend begegnet, erregt sie mißfälliges Staunen und zieht sich Strafe zu. Das Verhalten des Kindes ist den Erwachsenen natürlich rätselhaft und das Kind ist außer stande und wäre auch zu verschämt, wenn es selbst könnte, über sich Erklärungen, Selbstanalysen, abzugeben.

Leiden kommen daraus, die nicht vergessen werden. Dabei ist die Situation der kleinen Grafentochter dem Vater gegenüber noch nicht einmal die schlimmste. Sie fürchtet zwar den Vater, aber sie vergöttert ihn dabei.

Der Graf Dubski ist auch, wie er hier lebendig gezeichnet wird, eine glänzende Gestalt, im Nimbus des Soldatenruhms, strahlend, chevaleresk, ein sprühendes Temperament, feurig und phantasievoll wie ein Gascogner, in allem ein Grand-Seigneur. Graf Kepser-

ling hat in seinen Novellen das Fascinierende solcher Edelmänner leuchten lassen, er zeigte aber auch das Schwierige solcher Festnaturen im alltäglichen Haus- und Gebrauchsumgang; den ästhetischen Egoismus und die Ungeduld, denen menschliche Anforderungen, Familien- und Kindertrubel leicht lästig werden. Das vom „Leibe halten" wird für solche Naturen ein instinktiv geübter Selbstschutz, und gerade diese Taktik erzeugt bei Kindern am leichtesten Scheu, lähmt das Vertrauen — „Väter genieren immer", sagt Fontane — und solche Verhältnisse werden Kindern dann in der primitiven Form der „Furcht" bewußt.

Marie Ebner hat sich später viel mit Erziehungsfragen beschäftigt, und die Entwicklung des Verhältnisses von Kindern und Eltern nachdenklich verfolgt. Wechselnde Erscheinungen beobachtete sie in drei Menschenaltern.

Sie erlebte noch, wie ihre Großmutter von ihrer Mutter sprach und „unsere Allergnädigste" sagte; ihre eigene Mutter redete ihren Vater noch Sie an. Marie und ihre Geschwister standen mit dem Vater schon auf Duzfuß; der war aber, wie humorvoll einschränkend hinzugefügt wird, „von der Sorte, auf dem sich das russische Bäuerlein mit dem Väterchen in Petersburg befindet. Von einer Seite ein unbeschränktes Machtgefühl, von der andern Unterwürfigkeit".

Und jetzt kam nun eine neue Zeit „das Jahrhundert des Kindes, da die Jugend obenan steht, und wertet und entwertet". Marie Ebner erlebte auch das mit, wieder ruhevoll und mit Verstehen, so wie der alte Fontane allem Neuen frohinteressiert zusah.

Sie wundert sich nur ein bißchen, wie schnell und bereitwillig das Alter sich zum Abdanken entschlossen. Im übrigen aber hat sie nichts einzuwenden: „je tiefer ich ins Greisenalter hineingerate, um so mehr Hochachtung bekomme ich vor dem was ist. Mein Vater hätte sich dazu nie bequemt; was in seinen Tagen für das einzig Rechte und Gehörige galt, sollte in allen Tagen dafür gelten."

Der klugen und gütigen Frau mit ihren reichen Gefühlserfahrungen ist es nicht vergönnt gewesen, eines eigenen Kindes Gärtnerin zu sein. Aber so verstehend, wie sie in diesen Blättern die kleine Komteß Dubski, das „grüne Seelchen", ansah, so ließ sie viel fremde Kinder zu sich kommen, und in ihren Büchern vom Vorzugsschüler, vom Gemeindekind, im Rittmeister Brandt und manch anderem Buch steht, was sie von ihnen empfing und was sie ihnen gab.

So erfüllte sich ihr Wort:

Die Kinderlose hat die meisten Kinder.

Felix Poppenberg

Im Spiegel

Ein Stück erstarrter Fluß — daran ein Blättlein gebannter Unruhe geschmiegt: nennt es Spiegel, oder nennt es Anschauung.

Ein Hund, ein Affe, oder ein kleines Kind, das davorsitzt, fühlt sich empört und angegriffen, geliebt und hingezogen. Wie oft muß es hinter die Trugfläche stürzen — um immer wieder getäuscht zu werden. Der Hund kriecht gelangweilt davon. Der Affe zerschlägt den Spiegel. Das Kind weiß endlich — das bist du selber, und wenn es vernünftig wird, hört es auf, sich über seine zwei Wirklichkeiten zu wundern.

Der Erwachsende macht den Weg noch öfter durch. Das heißt: soweit er kann. Es gerät nicht jeder bis zum Kinde, obwohl er vernünftig wird.

Als Hund: Er kommt aus einer Welt her, die sich seine Ernährung und Verdauung zum Zweck gemacht hat. Er bellt sie an von früh bis spät, freundlich oder feindlich, je nachdem sie genanntem Zwecke willig ist, und sie antwortet auf sein Bellen, ganz besonders durch Vermittlung seiner Mithunde. Und da — auf einmal versagt sie. Im Spiegel, an den er unvermutet gestoßen ist! In dem Maule des schönsten aller Mithunde versagt sie. Eine Weile macht es ihm Spaß, den stummen Köter zu reizen. Aber seine Stummheit sagt: Siehe, ich bin das Bild. Ich bin die Erscheinung und erlaube mir, dich darauf aufmerksam zu machen, daß nichts hinter mir steckt. Merkst du nun was von der Unvollkommenheit der Empirie? Suche das Ding an sich, apport! — Natürlich, zuerst glaubt ers nicht.

Er umkreist den Spiegel, es muß doch dahinter stecken! Ach du armer Hund, wenn das Ding an sich wenigstens stinken würde, vielleicht fändest du die Spur. Aber du kannst ja nicht aus deiner Nase heraus. —

Als Affe: Er muß zanken, streiten, widersprechen. Sei still, Spiegel, immer das Gegenteil ist die Wahrheit. Du willst mich Dualismus lehren? Der Kerl da drin mit seinen schlechten Manieren, seinem Lausen und seiner Rechthaberei soll ich sein? Kann ich zweimal „existieren"? Pah! Wollen und Erkennen ist eins und wenn ich will, so ist der Monismus hergestellt. Ist der † † † Dualismus nur von der Bedingung meines Hineinschauens abhängig — wohlan, so heben wir diese Bedingung auf. — Und damit zerschlägt er den Spiegel. Wenn das kein Beweis ist!

Als Kind — oder sagen wir gleich: als primitiver Mensch — drückt er Stirn und Nase an den Spiegel. Die Trennung von seinem Bilde ist sein größter Schmerz: möchte es doch herauskommen und mit ihm spielen. Langehin erlebt er sogar diese Illusion. Die Götter steigen herab, sind seinesgleichen und essen und trinken von seiner Speise aus seiner Schüssel. Bis unaufhaltsames Reifen einsehen macht, daß das Bild wirklich ein Bild ist, trotz aller Lebendigkeit. Auf dieser Stufe scheidet sich der Weg des Erwachsenden vom Hunde und Affen. Denn es kommt darauf an, was er mit dem Bilde anfängt:

Er sieht, wie sein Bild ohnmächtig ist, die Freuden zu bannen, die Leiden aufzuheben. Er schämt sich, sich selber ein Schauspiel zu geben, während ihn Schmerzen ausheben. Christlicher Gott und ethisches Ideal.

Er sieht, welcher Haltung er fähig ist, übt und hebt sich mit seinem Wohlgefallen an sich selber. Aus Freude am Abglanz seiner Freude über alle inneren Schmerzen hinweg noch im Sterben um Schönheit bemüht. Hellenischer und Renaissance-Gott.

Endlich tritt er zurück; er sieht sich kleiner und kleiner werden und in seiner Umgebung aufgehen, von der der Spiegel immer mehr umfaßt. Er fängt an, das Persönliche aus seinem Bilde zu verlieren. Ideallose Wissenschaft.

Auch das ist noch ein Weg des Erwachsenden. Aber von seinem Wege führen Schritt für Schritt lockende Talgleiten zum Hunde und Affen zurück, viel breiter und deutlicher, als der Höhensteig:

1. Der Hund und der ethische Gott: Hilf mir meinen täglichen Knochen suchen und ich werde an dich glauben, trotzdem, im Vertrauen geblinzelt, nichts dahinter ist, und deine Feinde totbeißen. Laß uns die Schönheit abschaffen und die Helden zerkleinern, daß das Maß gleich werde für alle.

2. Der Affe und der ethische Gott: Du hast nicht gehalten, was ich mir versprach, folglich existierst du nicht!

3. Der Hund und der schöne Gott: Hilf mir meine Hündinnen suchen, und ich werde dir Kunstaufträge geben und mich nach deinem Bilde frisieren. Du bist ja im Grunde nur der stilisierte Geschlechtstrieb.

4. Der Affe und der schöne Gott: Du bist nur ein Irrtum deiner Einbildung. Der Glaube an dich hat gar nichts mit dir zu tun. Ein Popanz, der der Welt ihre ästhetische Autonomie vorenthält. Ich werde mir unabhängig von dir, aus den ausgegrabenen Errungenschaften sämtlicher Weltkulturen heraus, einen Tempel bauen, in dem der ungestörte Kultus des Schönen ein für allemal wissenschaftlich festgelegt wird. Von deinen Scherben wird jeder noch einzeln mit dem Entwicklungsstrang unschädlich gemacht.

5. Der Hund und die Wissenschaft: Seht ihrs, wie ich im Kosmos verschwunden bin? Ich roch es ja, es ist nichts dahinter. Wie dumm war meine geruchlose Anbetung!

6. Der Affe und die Wissenschaft: Wenn ich sehe, wieviele Affen zu feige sind, den Spiegel zu zertrümmern (oder zu unaufgeklärt), so könnte ich, um meine Firma zu retten, den meinigen wieder zusammenleimen, und pro forma beibehalten. Es kommt schließlich nur darauf an, den Glauben auf meine Mühle herüberzuleiten. Ergo: Wissenschaft ist Religion.

Wenn das keine bequemen Lockungen sind für den Erwachsenden! Es kommt auch vor, daß er ihnen nicht folgt. Daß er im Zurücktreten vor dem Spiegel seine persönliche Beziehung noch aufrecht erhält. Daß die Götter am Leben bleiben. Daß er sagt: nicht das sich

verkleinernde Menschenbild bin ich, sondern alles, was ich im Zurücktreten erlebt habe. Es sind nur die wechselnden Augenblicke meiner Selbstbestimmung, die der Spiegel für mein Bewußtsein verbildlicht. Ich muß sie in jeder Sekunde wieder erleben können.

Und wirklich, der Spiegel führt sie jederzeit vor.

Den ethischen Gott: Bestimmung des Individuums zu seinen Mitmenschen. Freude der Persönlichkeit an sich selber, zwischen den Polen der Liebe und des Ichbewußtseins aufgespannt.

Den schönen Gott: Die Liebe der Form zu sich selber. Die Genugtuung der Werdegesetze über ihr Gelingen. Die Freude der ewigen Ideen an ihrer Wiederkehr.

Die Wissenschaft: Die Schulung des Intellekts für die Reinigung der Anschauung von den Schlacken des Kindischen, Hündischen und Äffischen.

Aber es gehört dazu, daß der Selbstbetrachter vor dem Spiegel erwachsen ist, an ihn glaubt und ihn als Führer in sich selbst hinein anbetet. Mit allen Götterträumen seiner Kindheit im Bunde.

Hermann Gottschalk

Eine Abhandlung

Was ist eigentlich das Wesentliche einer philosophischen Natur?!? Das Wesentliche einer philosophischen Natur ist mein Freund Dr. E. F. Er beschäftigt sich intensiv, leidenschaftlich, in einer Konzentration, die Ähnlichkeit mit einer idée fixe hat, in starrköpfiger Beharrlichkeit mit der Sanierung der Menschheit, obzwar ihn die Menschheit selbst garnicht interessiert, ja sogar ihm unsympathisch ist! Das Unbewußte in ihm, sein immanenter Idealismus zwingt ihn jedoch, gegen sich selbst, sich mit der Lösung von Problemen selbstlos zu beschäftigen, deren praktisch-wertvolle Folgen ihm gleichgültig, ja sogar unangenehm sind! Wie wenn man einem Arzte, der sein Leben der Lösung des Problemes der Heilbarkeit irgend einer Krankheit widmete, sagte: „Nun, ist es kein erhebendes Bewußtsein für Sie, so viele Tausende vielleicht einmal zu erretten?!" Und er erwiderte uns gereizt: „Welcher armselige Triumph, diese vielen wertlosen Organisationen mühsam ihrem eigenen wertlosen Dasein zu erhalten!? Mich interessiert die „Idee", das Ideal, nicht der Mensch, dem sie zugute kommt!"

Sehen Sie, so ein Mensch repräsentiert das Wesentliche einer sogenannten „philosophischen Natur".

Der Dichter hingegen hat gerade umsoviel weniger „philosophische Natur" als er wirkliche Menschenfreundlichkeit hat! Umsoviel mehr ihn das Schicksal der wirklich seienden und werdenden Menschheit interessiert, umsoviel gerade weniger hat er kalt-abstrakte Ideen lieb; und ein geheilter von Not befreiter Mensch ist ihm eigentlich wichtiger als die kalte Lösung eines Problemes. Zwischen Philosoph und Dichter steht inmitten dann der gewöhnliche Mensch, der von Beiden etwas habend, seine Gaben allernächsten Zielen, Gattin, Geliebte, Kinder, Geschwister, widmet. Im engen Bezirke ist er Philosoph und Dichter zu gleicher Zeit; auch er kann „genial" sein, falls er mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Voraussicht seine kleinen guten Angelegenheiten zur Reife fördert — — —. Aber das eigentliche Wesentliche einer „philosophischen Veranlagung" ist, sich intensiv für eine Angelegenheit einsetzen und interessieren, für die man sich eigentlich gar nicht interessiert!

Peter Altenberg

Fabelhaft

Das Wetter war fabelhaft. Bei dem Wetter mochten Kitsch und Kutsch nicht zu Hause bleiben, und so machten sie sich zum Ausgehen fertig und eilten auf die Straße hinunter. Fabelhaft, dieses Licht in der Straße, murmelte Kutsch, während sie beide rüstig vorwärtsmarschierten, und Kitsch sagte auch: fabelhaft. Bald kam ihnen ein dickes Weib entgegen, dieses Weib wurde von beiden Spaziergängern augenblicklich als fabelhaft empfunden. Sie stiegen in die Elektrische, das sei doch fabelhaft, meinte wieder Kutsch, indem er sich den jugendlichen Bart

kratzte, so zu fahren und Kitsch beeilte sich, seinem Kameraden lebhaft zuzustimmen. Ein Mädchen mit „fabelhaften Augen" saß im Wagen. Plötzlich fing's an leise zu regnen: fabelhaft! Nach einer Weile stiegen unsere Kitsch und Kutsch aus und traten in einen Kunstsalon. Der Kunsthändler schaute zu seiner Kunsthandlung heraus, das wäre für die beiden um ein Haar fabelhaft gewesen, nämlich so: fabelhaft, wie der Kerl zu seinem Geschäft heraussieht, aber sie vermieden es, diesen Gedanken laut zu äußern, weil sie fühlten, daß man denn doch nicht immer wieder dasselbe sagen darf. Eine halbe Minute später standen sie vor einem Renoir: einfach fabelhaft! fuhr es ihnen zu den Munden heraus. Kutsch fing wieder an, sich mit den Fingern am Bart zu rasieren, aber schon hatte sein Kollege etwas entdeckt, das noch um zehn Fabeln fabelhafter war, als der Renoir, es war dies ein alter Holländer. So etwas, sagten sie, sei mehr wie fabelhaft, und sie hätten beide schreien mögen. Dann gingen sie. Inzwischen war draußen eine feine Kruste Schnee gefallen, das sah fabelhaft aus, der Schnee war ganz schwarz, bläulich schwarz, einfach, na, sie hielten an sich, schließlich möchte man nicht immer dasselbe sagen. Ein Maler begegnete ihnen. Nicht lange dauerte es und so sagte der Maler, er kenne nichts Fabelhafteres als Paris. Kitsch und Kutsch fanden das ekelhaft, zu sagen, Paris sei fabelhaft, sie behandelten rasch den ahnungslosen Maler samt seinem fi- fä- fö- fü fabelhaften Paris mit Verachtung. Sobald sie wieder allein waren, kam's ihnen schon wieder, aber sie fanden's am Platz, diesmal war es ein Teich. Sie standen auf einer Brücke, und da unten lag der Teich in seiner ganzen Fabelhaftigkeit. Mit einem Male sprachen sie von Gedichten von Verlaine, Kutsch schlug die Hände zusammen und schrie: fabelhaft. Da lächelte Kitsch. Er hatte es jetzt heraus, er sagte sich: wie gemein, derart zu fabelhaften bei jeder geringfügigen Gelegenheit. Nach einer Minute stürzte er zu Boden, umgeschlagen vom fabelhaften Aussehen eines blauen Weiberrockes. Das Blau ist enorm, sagte ruhig Kutsch. Ja, enorm, sagte Kitsch, indem er sich mühsam emporrichtete. Er hatte den Fuß verstaucht. Von diesem Moment an sagten sie immer enorm, nicht mehr fabelhaft.

Robert Walser

Das lenkbare Luftschiff

An einem strahlenden Frühlingsmorgen in Venedig, in dem schönen und genußfrohen Venedig des auslaufenden Dixhuitième, zeigte auf dem großen Kanal ein Luftschiffer seine Künste. Die elegante Welt war an den Ufern versammelt und verfolgte ihn mit blumengeschmückten Gondeln. Sein Ballon war aus Seide und er hatte einen Flötenspieler an Bord, nach dessen Takt die Gondolieri ihre silberbeschlagenen Ruder ins Wasser stießen. Sehr hoch stieg er nicht und landete an der Giudecca. In einer Palazzohalle stand der Maler Guardi und zeichnete sich die Situation auf für ein Bild, das heut im Museum der preußischen Hauptstadt hängt. Bisweilen fährt der neue Militärballon in stattlicher Höhe über dieses Museum hinüber und, wenn er es zu berühren droht, schüttet er den Leuten Sand in die Augen. In Paris und in London tun sie ein Gleiches. Es ist ein Krieg ausgebrochen in anderer Fasson, ein Krieg der Erfindungen, ein Krieg der Drohungen für den Fall, daß es ernst wird. Wer segelt durch die Lüfte am sichersten? Es gibt nur noch Kriege an der Börse, in den technischen Bureaus und in den Importinstituten, genannt Kolonien. Vom Bodensee kommt eine Ansichtskarte, worauf Zeppelin wie ein Drache ohne Maul vom Ufer aufsteigt, eine Riesenzigarre mit Treppenflügeln von assyrischen Dimensionen, von irgend einem Dämon auf die Erde geworfen.

Von welchem Dämon? Nur eines weiß man von ihm, daß er den Prozeß der Menschheit besorgt, diesen furchtbarsten aller Prozesse, der zu keiner Verurteilung und keiner Freisprechung führt, der nur stattfinden muß — stattfinden, stattfinden. Er erhitzt die Köpfe der Fanatiker und Unternehmer, die verklärt zu dieser Zukunftsblase aufschauen. Er ist witzig im Arrangement seines Theaters und macht den Sommer 1907 zu einem meteorologischen Lustspiel, das mit einer wolken- und

windlosen Herbstperiode alle Wissenschaft betäubt. Plötzlich in diesen Tagen der febris iuversa tauchen gleichzeitig überall die gleichen Luft-Probleme auf, die von gleichen Erfolgen bestätigt werden, genau wie es einst mit dem barocken Kunstgeschmack, oder mit der Krebsbekämpfung, oder mit der Salome der Fall war. Der Prozeß ist im Gange. Es kam immer wie auf Kommando. Sebt ihr die Mächte? Kein Wind, keine Wolke, keine Kälte — der Ballon schlägt sich auf die Brust und glaubt an seine Mission. Sind die Menschen nicht viel glücklicher geworden, seit es Grammophone, Seekabel, Bergbahnen, Schnellpressen, Eiffeltürme, Kunstausstellungen, Anthologien, Klavierauszüge, Bändchenserien, Freibäder und Diabolos gibt? Man muß überall das Elend erst entdecken, um es siegreich zu bekämpfen. Und was wollen wir anderes als unser Glück? Man muß Probleme schaffen, um sie zu lösen. O Gott, wie glücklich werden wir noch werden. Man könnte heulen darüber. O Genius des Menschen — Parsifal ist auf den Ballon gestiegen und, wie einst vor dem Gral, so ruft er jetzt vor der Schraube:

Ich schreite kaum, —
Doch wähn' ich mich schon weit.

Amfortas

Herbst

Die Früchte von Feld und Wald verschwinden im Tanz der dürren Blätter, die Geschöpfe unter dem Himmel und auf Erden bedenken den Winter und hören auf zu zeugen. Nur der Mensch, das wahnwitzige Tier in seiner Fruchtbarkeit, möchte dem Sand am Meere gleichen, den man weder messen noch zählen kann.

Beim Lampenlichte der Statistik findet die Menschheit dann rund und reinlich die Folgen aus dem Verlust gesunden Tierverstandes. Kein Wunder, daß sie zuweilen ein Grauen ankommt über die Ziffern ihrer eignen Vermehrung, daß sie von einem Entsetzen erfaßt wird über das Wachstum ihrer minderen Glieder. Denn die Erde steht abermals im Zeichen der Wanderungen. Wie Flugsand der Wüste erheben sich die Massen, um über alle Grenzen hin und wieder zu fluten, bald mit Sehnsucht herbeigelockt, bald mit Abscheu zurückgestoßen. Wollen die einen den heranbrängenden Scharen als erwünschten Arbeitskräften die Tore eröffnen, so suchen andre sie in Furcht und Schrecken vor dem Schwarm der Lohndrücker mit Gewalt zu schließen. Und in den Streit der Anwälte von Kapital und Arbeit mischt sich der quakende Chor der Rassenpolitiker und Malthusjünger.

Über die Entrüstung in Kalifornien, Kanada und in den Ostmarken hinweg suchen die Beschlüsse des internationalen Sozialistenkongresses zu Stuttgart nach einer Lösung des Problems der Wanderungen. Nicht in Beschränkung der Freizügigkeit oder gar in dem Ausschluß fremder Nationalitäten und Rassen erblickt der Kongreß die geeigneten Mittel gegen die wirtschaftlichen Gefahren der Übervölkerung, er verwirft vielmehr solche Maßnahmen und betont die Notwendigkeit der Angleichung der Bedürfnisse des kulturärmeren Zustroms an die Lebenslage des höher kultivierten Einwandererlandes. Dieser Beschluß bedeutet weit mehr als ein im Grunde ja nur ganz naturgemäßer Sieg des sozialistischen Optimismus über den Pessimismus des Malthus und seiner Anhänger. Nicht Laster, Tugend und Elend sind, wie Malthus lehrte, allein als dauernde Hemmnisse der Bevölkerungszunahme anzusehen, hindernd wirkt vielmehr erst die mit der Entwicklung der Kultur eintretende verhältnismäßige Verminderung des Geschlechtstriebs durch die Konkurrenz anderer Genüsse und die Verfeinerung der Kinderliebe.

Durch den Ausbau der Internationalität der Arbeiterorganisationen erstreben die Stuttgarter Beschlüsse die Hebung der Lebenshaltung der arbeitenden Klassen auf eine Höhe, auf der sich ein solches seelisches Widerspiel wenigstens einigermaßen entfalten kann. Doppelt notwendig mag es erscheinen, gerade in einer Zeit sinkender Konjunktur die Forderung des sich durch Zusammenschluß zunächst auf wirtschaftlichem Gebiete behauptenden Menschen hochzuhalten. Denn die Zeiten, da die Preise schwinden und der Absatz schwieriger wird, sind auch die Zeiten der Arbeiterentlassungen und Lohnverkürzungen. Von Tag zu Tag

aber mehren sich die Anzeichen, daß solche Zeiten im Anzug sind. Jedenfalls beginnt bereits das Kapital jene Brutalität der Kalkulation zu zeigen, die seine Feinde so oft als seine dauernde Eigenschaft ansehen.

Der Zwang der Ereignisse demonstriert hier für Deutschland recht eindringliche wirtschaftspolitische Lehren. Die Zukunft wird sie freilich noch reichlicher bringen. Einstweilen illustriert das Düsseldorfer Roheisensyndikat in trefflicher Weise die berüchtigte Lehre vom Schutz der nationalen Arbeit. Das Syndikat hat die Preise in Norddeutschland, wo es ausländische und auch noch heimische Konkurrenz zu fürchten hatte, herabgesetzt, es hat sie dagegen im rheinisch-westphälischen Industriegebiete und in Süddeutschland, wo es sich ja im Besitze unumschränkter Macht fühlt, auf ihrer bisherigen Höhe gehalten trotz sinkender Konjunktur. Daß die Unzufriedenheit hierüber in der weiterverarbeitenden Industrie nicht gering ist, wird um so weniger verwundern, als auch die beiden anderen Rohstoffverbände der schweren Industrie, — das Kohlensyndikat und der Stahlwerkverband, — ihre Macht in schärfster Weise fühlen ließen. Erst die Preisermäßigungen des belgischen Stahlwerkverbandes brachten auch den deutschen zu einer Rücksichtnahme auf die Halbzeugverbraucher.

Nicht so sanft wie der Fall der Eisenpreise war der Preissturz des Kupfers. Während die Preispolitik des amerikanischen Stahltrusts für andere Länder vorbildlich sein könnte, scheinen die Ursachen der Kupferbaisse neben dem Rückgang im Verbrauch doch auch ein wenig in den weiten Gewissen der Standard Oil Männer zu liegen. Durch bestellte Interviews der Leiter des Kupfertrusts, durch fingierte Kupferverschiffungen nach Amerika und durch Erhöhungen der Dividende, nachdem der Absatz bereits stockte, wurde eine enorme Haussebewegung in Szene gesetzt, die schließlich zum Krach führen mußte. Der Kursverlust in Kupferwerten wird auf etwa anderthalb Milliarden Mark geschätzt. Die erfolgreichen Spekulanten kaufen indessen die auf die Hälfte ihres früheren Wertes gesunkenen Aktien still und bewegt zurück und in einem andern Jahr beginnt es wieder.

Deutschland hat außerdem noch seine besonderen amerikanischen Schmerzen. Dem ohnehin wenig befriedigenden deutsch-amerikanischen Handelsabkommen drohen neue Schwierigkeiten bei der Kongreßberatung. Vor Jahren — bei der dritten Lesung des Zolltarifgesetzes — verkündete Fürst Bülow im Reichstag, daß wir uns keineswegs in einer wirtschaftlichen Zwangslage befinden, die uns nötigte, unter irgend ein kaudinisches Joch zu kriechen. Indessen scheinen die Wege unserer Handelspolitik zuweilen doch recht nahe daran vorbei zu führen. Denn heute hören wir, daß die deutschen Unterhändler trotz der Unzulänglichkeit der amerikanischen Zugeständnisse das Handelsprovisorium abschlossen, weil vorläufig nicht mehr zu erreichen war und nur so ein Zollkrieg vermieden werden konnte. Eine Herabsetzung des Maiszolles von seiten Deutschlands würde diese Verhandlungen erleichtert und zugleich der unter den hohen Futtermittelpreisen leidenden Viehzucht aufgeholfen haben. Doch es sind sieben Jahre geworden in diesem Herbst, daß der Kanzler um Ostelbien dient und sein einziger Erfolg Amerika gegenüber besteht in einer Zollermäßigung für Champagner.

Phorkyas

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

An unsere Leser!

Die „Neue Rundschau" wird vom nächsten Jahre ab in bedeutend vergrößertem Umfang erscheinen; jedes Heft wird auf 9 bis 10 Bogen erweitert, der Bezugspreis aber nur um ein ganz Geringes — um eine Mark für das Vierteljahr — erhöht werden. Durch die Vermehrung des Inhalts kann unsere Zeitschrift, ohne an ihrem bisherigen Charakter etwas einzubüßen, das Gebiet ihres Interesses so erweitern, daß auch die unmittelbaren Aeußerungen und damit die Totalität unserer Zeit und unserer Kultur hineinbezogen werden können. Der Leser wird also fortan außer den gewohnten Darbietungen — besten zeitgenössischen Dichtwerken, Memoiren, Briefen und Reisewerken, großen der Form und dem Inhalt nach zur Kunsthöhe entwickelten Essays — eine Fülle belehrender Beiträge aus allen Gebieten des Wissens und der Politik, kurz aus der Zeitgeschichte finden. Von den zur Veröffentlichung gelangenden Beiträgen nennen wir zunächst die umfangreicheren:

Gerhart Hauptmann: Griechische Reise.

Der Dichter hat seine letzte Reise durch Griechenland tagebuchartig aufgezeichnet, kein gelehrtes und belehrendes Werk, sondern ein Zwiegespräch zwischen Mensch und Landschaft.

Thomas Mann: Königliche Hoheit. Roman.

Der erste Roman, den der Dichter seit den Buddenbrooks geschrieben hat, ist ein Fürstenroman. Aber diejenigen werden enttäuscht werden, die eine wohlfeile Serenissimus-Satire von ihm erwartet haben. Seine Erzählung ist romantisch zwar nur in Hinsicht auf ihre abenteuerliche Fabel und nicht in irgend einem reaktionären Sinne; aber ihre Subjektivität macht sie beinahe zum Gegenteil einer Satire, nämlich zu einem Bekenntnis, und wo sie dennoch satirisiert, da tut sie es nur soweit, als ein Märchen es kann und mag. Denn diese Geschichte von dem kleinen populären und doch so einsamen Prinzen, der nach gewissen mißglückten

Ausflügen in den „Bürgergarten" seine Prinzessin — eine besondere Art von Prinzessin — fand und zugleich seinem bedürftigen Lande zur Wohlfahrt verhalf, dieser epische Scherz voller musikalischer Beziehungen und symbolischer Zweideutigkeiten ist ein Märchen: das Märchen von der Form und von der Sehnsucht, von der Repräsentation und vom Leben, von der Hoheit und vom Glück.

Arthur Schnitzler: Der Weg ins Freie. Ein Roman.

Der erste große Roman Arthur Schnitzlers ist zu gleicher Zeit der erste zeitgeschichtliche Roman des heutigen Wiens. Reich bewegte Bilder aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen werden vor uns entrollt. Eine Fülle von Gestalten lernen wir kennen, die in der besondern Atmosphäre ihrer Stadt, unter den komplizierten Verhältnissen ihres Landes, zu den mannigfachsten Beziehungen miteinander verknüpft sind. Allerlei Probleme der Zeit werden berührt, insbesondere den Schicksalen der modernen Juden, innerhalb der eigentümlichen Gruppierung der Wiener Gesellschaft, wird mehr noch nach der seelischen als der rein sozialen Seite nachgegangen. Aus heiter leichten Anfängen sich entwickelnd, schreitet die Handlung des Werkes mit immer wachsender Lebendigkeit und Kraft zu Geschehnissen von tiefstem Ernste weiter, aus derem Bann der Leser am Ende mit weiten und bedeutenden Ausblicken entlassen wird.

Außer diesen beiden großen Romanen gelangen die folgenden größeren Erzählungen zum Abdruck:

Herman Bang: Das graue Haus. Roman.
Paul Ernst: Die selige Insel. Novelle.
Hugo v. Hofmannsthal: Das venezianische Erlebnis des Herrn von N.
Johannes V. Jensen: Die Mutter. Novelle aus Singapore.
E. Graf Keyserling: Bunte Herzen. Novelle.
Rainer Maria Rilke: Aus den Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge.
Felix Salten: Der Hund von Florenz. Novelle.
Jakob Schaffner: Das Kind. Erzählung.
Jakob Wassermann: Die Gefangenen auf der Plassenburg. Novelle.

Briefe, Reise- und Memoirenwerke:

Gräfin Therese Brunswick: Die Unsterbliche Geliebte Beethovens von La Mara.

Die bekannte Memoirenschriftstellerin gibt ein Porträt der Gräfin Brunswick, mit einer großen Anzahl unveröffentlichter Dokumente und Briefe, die in dem interessanten Streit, wer Beethovens Unsterbliche Geliebte war, die Wahrscheinlichkeit dieser Identifikation bekräftigen.

Hans von Bülow: Briefe.

Anna Isabella und Augusta.

Mit unveröffentlichten Byron-Briefen.

Theodor Fontane: Briefe an seine Freunde.

Otto Erich Hartleben: Briefe an seine Frau.

Ein Lebensbild in intimen Briefen.

Henrik Ibsen: Tagebuchnotizen und Briefe.

Julius Meier-Graefe: Eine Reise in Spanien.

Alexander Ular: Reise in Armenien.

Oscar Wilde: Briefe an Robert Roß.

Die inhaltreichsten und wichtigsten Briefe des Dichters.

Albrecht Wirth: Albanesische Reise.

Essays:

Prof. Peter Behrens: Sezession des Kunstgewerbes.

Prof. Oscar Bie: Die neue Akademie.

Eduard Bernstein: Der Revolutionär. Eine Studie.

Arthur Bonus: Kirche und Staat.

Richard Dehmel: Naivität und Genie. Ein Dialog.

Arthur Eloesser: Das alte Berlin.

Prof. Siegm. Freud: Der Dichter und das Phantasieren.

Alexander v. Gleichen-Rußwurm: Der Salon. Eine kulturhistorische Studie.

Ernst Heilborn: Von Bienen, Ameisen und Menschen.

Robert Hessen: Sozialhygiene.

Hugo v. Hofmannsthal: Aus den Briefen des Zurückgekehrten.

Carl Jentsch: Die Konfessionen in Deutschland.
Prof. Karl Joel: Der Zyniker. Eine Studie.
Prof. W. Ostwald: Die kopernikanische Wendung in der Ethik.
Wilhelm Schäfer: Der Rhein von Mainz bis Köln. Eine kulturhistorische Studie.
Karl Scheffler: Die moderne Architektur.
J. v. Uexküll: Das tropische Aquarium.
Prof. Wölfflin: Kunsthistorische Verbildung.

Regelmäßige Beiträge:

Theodor Barth: Politische Uebersicht.
Phorkyas: Wirtschaftspolitisches.
Albrecht Wirth: Koloniales.
Oscar Bie: Musik.
Emil Heilbut: Kunst.
Felix Poppenberg: Literatur.
Alfred Kerr: Neue Dramen.
Willi Handl: Theaterchronik.

Ferner Beiträge von Prof. Lujo Brentano, Prof. Walter Lotz, Prof. Friedr. Jodl, Friedrich Naumann, Bernard Shaw, Prof. Max Weber u. a.

Kleine Rundschau:

Angesehene Autoren werden zu Ereignissen der Zeitgeschichte ihre persönlichen Bemerkungen und Einfälle in bunter Reihe veröffentlichen.

Die Redaktion:
Prof. Dr. Oscar Bie

Der Verlag:
S. Fischer, Verlag

Berlin W., Bülowstr. 90.

Zur Geschichte einer Handschrift/ von Karl Larsen

leichzeitig mit dem vorliegenden Heft der „Neuen Rundschau" erscheint im Gyldendalschen Verlag zu Kopenhagen: Henrik Ibsens episke Brand. Udgivet efter Originalmanuskripterne af Karl Larsen (Henrik Ibsens epischer Brand. Nach den Originalmanuskripten herausgegeben von Karl Larsen). In diesem Buche sind die Texte Ibsens diplomatisch genau abgedruckt und mit sehr eingehenden litterarhistorischen Erläuterungen versehen. Eine vollkommen adäquate Übertragung dieser Arbeit in eine fremde Sprache ist der Natur der Sache nach ausgeschlossen. Die „Nachgelassenen Schriften Henrik Ibsens", die Julius Elias und Halvdan Koht im Frühjahr 1908 herausgeben, werden eine Nachdichtung Ludwig Fuldas bringen auf Grund eines Originaltextes, der teils nach Reinschriften, teils nach den von Ibsen korrigierten Konzepten hergestellt ist; daran wird sich mein Kommentar knüpfen, soweit er übertragbar ist für eine fremde Sprache. Was hier im voraus den Lesern der „Rundschau" geboten werden soll, ist ein kurzer Überblick über die Auffindung, die Geschichte und die Bedeutung der Texte.

Von 1892 bis 1900 lebte in Rom ein dänischer Kunstdilettant und Sammler, Andreas Reiersen Pontoppidan. Zu Hause hatte er sich in seinen jungen Jahren in der Holzschneidekunst versucht und hatte auch ein Jahr lang, 1879—80, die Kopenhagener Kunstakademie besucht; er konnte Bilder kopieren und kleine Skizzen in Aquarell und Öl malen, die eigentliche Passion des lebhaften, unermüdlichen Mannes jedoch war das Sammeln. In Kopenhagen war er Stammgast auf Auktionen, in Künstlerateliers, bei Trödlern und Antiquaren gewesen; und als er durch den Tod seines Vaters (Frühjahr 1891) ein kleines Vermögen erbte, siedelte er nach Rom über, um in einer künstlerisch und historisch interessanten Umgebung zu leben und sich von Herzens Grunde seiner Hauptneigung zu widmen, wenn auch immer in bescheidenen Grenzen.

Da fand er eines schönen Tages bei einem römischen Antiquar, zwischen

Makulatur und ungeordneten Büchern ein zusammengeheftetes norwegisches Manuskript und daneben eine Reihe loser Handschriften in derselben Sprache.

Pontoppidan sah gleich, daß jenes Manuskript eine verbesserte Abschrift des „Peer Gynt" war, die gewiß von Ibsens eigner Hand herrührte; und er war sich klar darüber, daß mindestens einige der übrigen Manuskripte vom Dichter selbst geschrieben sein müßten. Doch der emsige Mann hatte weder die Zeit noch die nötigen Kenntnisse, um seinen Fund näher zu untersuchen; er packte die Papiere sorgfältig ein und legte sie zu seinen übrigen Schätzen.

Beinah jeden Sommer reiste Pontoppidan in seine dänische Heimat und besuchte dann wohl auch gerne mich, mit dem er von Jugend auf bekannt war. Bei einem solchen Besuch — wenn ich mich recht entsinne, war's im Jahr 1898 — erzählte er mir von den entdeckten Manuskripten, und wir verabredeten, daß ich sie bei Gelegenheit prüfen und mich über ihren mutmaßlichen litterarischen Wert äußern sollte.

Diese Gelegenheit bot sich erst nach dem Tode meines Freundes.

Er war im Sommer 1900 lungenkrank nach Dänemark zurückgekehrt; als ich ihn im St. Josephs-Hospital in Kopenhagen aufsuchte, erwähnte er wiederum flüchtig die Ibsenschen Papiere; aber erst im Winter 1902 bekam ich sie in die Hände. Pontoppidan war schon im Juni des vorhergehenden Jahres gestorben, und als Mit-Exekutor der Hinterlassenschaft überbrachte mir einer seiner Brüder die Manuskripte, gemäß dem Wunsche des Verstorbenen.

Ich gestehe, auch ich öffnete mit der gespannten Empfindung des Sammlers das Paket, auf das Pontoppidan geschrieben hatte: Gehört nach meinem Tode der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen.

Da lag das stattliche Peer Gynt-Manuskript. In erster Linie aber fesselten mich die übrigen Papiere.

Ungeordnet lagen sie da, so wie sie aufgefunden worden, saubere Reinschriften zwischen stark korrigierten, schnellen, mit flüchtiger Feder im Groben hingeworfenen Aufzeichnungen: wer also nicht mit der Entwicklung der Ibsenschen Handschrift vertraut war, der mußte — wie Pontoppidan und die Exekutoren seines Nachlasses — annehmen, es handele sich hier um ein Gemenge von eigenhändigen Niederschriften Ibsens und von Manuskripten anderer Hand. Die Korrekturen waren zuweilen mit großer Sorgfalt gemacht, scheinbar bei der Niederschrift selbst oder kurz darauf; zuweilen waren sie hastig hingekritzelt, so daß kaum Zeit geblieben war, die Worte zu vollenden. Man blickte hinein in eine geistige Werkstatt, darin das Feuer längst erloschen war, und doch schien es, als hätte das Leben mitten in seinem Vergänglichkeitslaufe Halt gemacht und wäre wundervoll konserviert worden. Denn unvollendet war das, was vor mir lag, und gerade darum haftete daran die ganze Intimität, die alles Unfertige und nicht Abgeschliffene kennzeichnet.

Und es waren Teile eines Bruchstückes, von dessen einstiger Existenz man gewußt, das man jedoch unwiderruflich verloren geglaubt hatte.

Während ich ordnete, flüchtig verglich, auf Früheres zurückging und weiterhastete, wurde mir klar, daß ich nicht weniger und nicht mehr als große Bruchstücke der epischen Fassung des „Brand" in meinen Händen hielt.

Daß ursprünglich eine epische Fassung des „Brand" existiert haben sollte, hat Pontoppidan sicherlich nicht gewußt; vor dem Erscheinen der gesammelten Werke Ibsens wurde die Kenntnis davon nur durch spärliche und rein literarische Quellen übermittelt. Darum ist es ganz natürlich, daß Pontoppidan mit dem völlig ungeordneten epischen Fragment nichts anzufangen wußte, zumal dessen verschieden wirkende Handschriften bei ihm den Eindruck erwecken mußten, diese Manuskripte seien vielleicht nur teilweise echte Niederschriften Ibsens. Die Hüter des Pontoppidanschen Nachlasses waren sogar nicht einmal von einer partiellen Echtheit der Manuskripte fest überzeugt; sie waren vielmehr geneigt anzunehmen, daß Andreas Pontoppidan sich in dieser Hinsicht übertriebene Vorstellungen gemacht habe, und daß die Manuskripte wohl nur Kopien von andrer Hand seien.

Nachdem ihnen nun der richtige Sachverhalt klargemacht war, übergaben die Herren sämtliche Manuskripte der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen mit einem Begleitschreiben vom 16. Januar 1903, worin sie den Wunsch aussprachen, daß die eventuelle Veröffentlichung dieser litterarischen Dokumente durch mich geschehen solle.

Der Oberbibliothekar, Herr H. O. Lange, und ich wollten Henrik Ibsen mit unserer Entdeckung bekannt machen und vom Dichter die Erlaubnis zur Veröffentlichung sowie seine freundliche Unterstützung erbitten. Indessen, es war Herrn Lange wie mir bekannt, daß Ibsen krank und, soviel wir wußten, allen Anfragen literarischer Natur unzugänglich sei. Wir hielten es deshalb für geraten, Henrik Ibsens langjährigen Vertrauensmann, den Prokuristen des Gyldendalschen Verlags, August Larsen, zu befragen, dem die Wahrnehmung aller litterarischen Angelegenheiten Ibsens in Dänemark oblag. Herr Larsen protestierte energisch, daß man in unserer Angelegenheit vorläufig Anfragen an Ibsen richte; in Übereinstimmung mit den genauen Berichten über den Gesundheitszustand des Dichters, die Herr Larsen erhalten hatte, mahnte er zur Geduld und riet bessere Tage abzuwarten, bis man sich an den Dichter mit irgend einem Anliegen in dieser Sache wende.

Bekanntlich trat keine Besserung ein, und die letzten drei Jahre, die dem Dichter noch vergönnt, waren Zeiten schwerer Krankheit; jede litterarische Anfrage wäre eine Belästigung gewesen.

Nach dem Tode Ibsens ging ich in einem Schreiben vom 10. Juni 1906 — in der „Königlichen Bibliothek" wie in meinem eigenen Namen — Frau Susannah Ibsen und ihren Sohn um die Erlaubnis an, die näher bezeichneten Manuskripte herausgeben zu dürfen, entsprechend dem Wunsche des verstorbenen Pontoppidan und seiner Erben. Unsere Bitte wurde mit großer Liebenswürdigkeit erfüllt.

Durch einen Briefwechsel sowie durch mündliche Besprechungen zwischen

Frau Ibsen, Herrn Sigurd Ibsen und mir wurde klargestellt, wie wahrscheinlicherweise die Pontoppidanschen Manuskripte aus Henrik Ibsens Behältern auf den Speicher eines römischen Büchertrödlers gelangt sind, wo die glückliche Hand eines Sammlers sie entdeckte und der Vergessenheit und Vernichtung entriß.

Frau Ibsen wie ihr Sohn haben aus dem Jahr 1868 in Erinnerung behalten, daß Henrik Ibsen bei seinem Aufbruch von Rom im „Skandinavischen Verein" einen Koffer mit Gegenständen verschiedener Art deponierte, worunter sich auch Bücher und Manuskripte von seinem italienischen Aufenthalt her befanden. Frau Ibsen entsinnt sich, daß der dänische und schwedisch-norwegische Konsul Bravo entweder Ibsen nach Dresden geschrieben oder auch ihm bei der Rückkehr nach Rom im Jahre 1878 mündlich mitgeteilt hat, daß in diesen Koffer Motten gekommen seien, wodurch man sich genötigt gesehen habe, ihn zu öffnen und seinen Inhalt herauszunehmen. Als Ibsen nun seine Sachen, die er vor zehn Jahren dem Verein anvertraut hatte, zurück haben wollte, fand er nur den alten verschlissenen Seehundskoffer selbst vor, mit einem Exemplar von Wilhelm Bergsöes „Fra Piazza del Popolo", das der Verfasser im Jahre 1866 Ibsen gegeben hatte.

Daß die anderen Gegenstände sich nicht zur Stelle schaffen ließen, wird allen verständlich sein, die mit den damaligen Verhältnissen im Skandinavischen Verein vertraut sind. Das Vereinslokal lag im Palazzo Corea, Via dei Pontefici. Zuerst betrat man einen großen, düstern Korridor, der als Garderobe und — teilweise als Kohlenlager diente. In seinen weiten Winkeln standen häufig Kasten, Kisten u. dergl., die für Mitglieder des Vereins aufbewahrt wurden. Vom Korridor führten Flügeltüren in einen großen Saal, von dort andere Flügeltüren in ein kleineres Zimmer, die Bibliothek. Dahinter lagen ein paar finstere Räume, worin unter anderm ein mächtiger Schrank mit Doppeltür und Füllungen stand, das sogenannte „Archiv", in dem die Direktion alles das aufbewahrte, worauf sie besonders zu achten hatte, darunter ganze Bündel von Vereinsrechnungen aus vielen Jahren.

Während Ibsens Koffer sicherlich, zusammen mit ähnlichen Gegenständen, in dem großen, finstern Korridor gestanden hat, sind seine Manuskripte, nachdem der Koffer geöffnet worden war, ebenso naturgemäß in dem nicht eben in peinlichster Ordnung gehaltenen „Archiv" verwahrt worden, wo bei zehnjährigem Anwachsen der Papiere diese Manuskripte leicht in Vergessenheit geraten und zu Grunde gehen konnten, umsomehr, als die Beamten des Vereins von 1868 bis 1878 mehrmals wechselten.

Wie dem nun auch sei, Ibsen konnte seine Sachen im Verein nicht finden und, wie Frau Ibsen mir sagte, „wenn Ibsen einmal das Hoffnungslose irgend einer Angelegenheit erkannt hatte, so sprach er nicht mehr davon". Er erwähnte später nie mehr das, was verloren gegangen war.

Im Frühjahr 1886 wechselte der Skandinavische Verein sein Domizil und zog

nach der Via Condotti. Die Norwegerin Fanny Riis war damals Sekretärin und Bibliothekarin des Vereins und machte in dieser Eigenschaft den Umzug mit. Nach der mündlichen und schriftlichen Aussage dieser Dame wurde beim Umzug der große Schrank, „das Archiv", verkauft, ebenso ein Teil der Vereinsbibliothek, den man für weniger wertvoll hielt und in dem neuen Vereinslokal schlecht unterbringen zu können meinte.

Die Annahme liegt überaus nahe, daß bei einer Sichtung des „Archivs" Ibsens alte Papiere mit andern Dokumenten ohne hinreichende Prüfung den gleichen Weg gewandert sind wie die Bücher.

Als Makulatur sind sie verkauft und vom Käufer betrachtet worden, und als Makulatur haben sie auf dem Speicher des Antiquars gelegen, bis Andreas Pontoppidan sie etwa zehn Jahre später zufällig entdeckte und nach echter Sammlerweise erwarb, trotzdem Autographen und Manuskripte an der äußersten Peripherie seiner Interessen lagen. Dieser Umstand ist auch schuld daran, daß er seinen Fund mehrere Jahre hindurch unbeachtet liegen ließ. Erst als der Tod nahte, sorgte Pontoppidan dafür, daß die Manuskripte an einem sichern Ort und in die Hände von Sachkundigen gelangten, damit sie den Wert der Papiere feststellen und zur Geltung bringen könnten.

Nachdem diese Wandergeschichte der Manuskripte mir in ihrer Wahrscheinlichkeit klar geworden war, wurde auf meine Veranlassung, dank dem Entgegenkommen des Dr. phil. Knud Fabricius, eines Dänen, im Winter 1906/7 in den jetzigen Lokalitäten des Skandinavischen Vereins zu Rom (Campo Marzio 49) eine Untersuchung vorgenommen. Der Sekretär des Vereins, der schwedische Architekt Sven Kristenson, assistierte dem Doktor Fabricius. Die Untersuchung hatte das negative Resultat, daß sich nirgendwo in den Vereinsräumlichkeiten die geringste Spur von weiteren Ibsenschen Manuskripten vorfand.

Weder ich noch andere hatten zu Andreas Pontoppidans Lebzeiten je daran gedacht, ihn um nähere Auskunft über den römischen Antiquar zu bitten, bei dem er seinen Fund gemacht hatte; aber so wie ich den Sammeleifer meines verstorbenen Freundes kenne, der eine Chance stets so weit wie möglich ausnützte, hege ich keinen Zweifel darüber, daß er an Ort und Stelle reinen Tisch gemacht hat.

Ohne Schwierigkeit läßt sich der Zeitraum bestimmen, in dem die Pontoppidanschen Brand-Manuskripte verfaßt sind. Sie können erst entstanden sein, nachdem die nordischen Verhältnisse im Jahre 1864 eine entscheidende Wendung genommen hatten. Das Anathema, das in dem Gedicht „An die Mitschuldigen" über Norwegen und die Norweger ausgesprochen wird, hat zur notwendigen Voraussetzung, daß jede Möglichkeit, Norwegen werde Dänemark gegen Deutschland beistehen, ausgeschlossen war. Keins von den epischen Manuskripten kann in Norwegen geschrieben sein, weil Ibsen das Land wenige Tage nach jenem 29. März verließ, an dem das norwegische Storthing unter Bewilligung der

erforderlichen Geldmittel den königlichen Antrag annahm, der die Erlaubnis erbat, „die Linientruppen und die Ruderflottille Norwegens zu verwenden, wann immer und inwieweit Seine Majestät während des gegenwärtigen dänischen Krieges gegen die deutschen Mächte zur Unterstützung Dänemarks für notwendig erachten möchte". Freilich versprach der Beschluß des Storthing Dänemark nicht eben einen bedingungslosen Beistand; jedenfalls aber war man noch nicht zu der Annahme berechtigt, eine Unterstützung Dänemarks durch Norwegen sei ganz ausgeschlossen, zumal die Frage der Teilnahme Norwegens am Kriege in norwegischen Versammlungen und Zeitungen fortgesetzt eifrig erörtert wurde.

Wie aus seinen Briefen an Björnson und Frau Thoresen hervorgeht, war Ibsen in Berlin anwesend, als preußische Truppen nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen ihren Einzug hielten. Im Januar 1865 meint Ibsen selbst, es sei im April gewesen; aber es kann sich in Wirklichkeit nur um den 4. Mai gehandelt haben, wo (man vergleiche z. B. die Nr. 108 des „Hamburgischen Korrespondenten" aus dem Jahr 1864) im Beisein des Fürstenhauses und der höchsten militärischen und zivilen Würdenträger der Einzug der 118 bei Düppel erbeuteteten Kanonen stattfand, die „begleitet wurden von einer Anzahl der Tapfersten aus den Reihen jener Sturmkolonnen, die an dieser Waffentat teilgenommen hatten". Bei dem Bankett in Kopenhagen am 1. April 1898 sagte Ibsen in seiner Festrede, am 9. Mai 1864 sei er durch die Alpen nach Triest gekommen. Mitte Mai etwa ist er in Italien gewesen. Die ersten Worte in dem Prolog „An die Mitschuldigen", den wir dem inneren Zusammenhang zu liebe hier noch einmal abdrucken (s. Dezemberheft der „Neuen Rundschau", 1906), sprechen entschieden dafür, daß er das Gedicht fern von der Heimat, im Süden schreibt. Ibsen erreichte Rom Mitte Juni, ließ sich aber erst Anfang Juli in Genzano zu ruhiger Arbeit nieder; in seinem Brief an Björnson vom 12. September 1865 erwähnt er auch ausdrücklich, wie er im Juli dieses Jahres alles das über Bord wirft, was ihn ein Jahr lang gequält hat, und wozu, wir wissen es, der epische „Brand" unter allen Umständen gehört hat. Also dürfen wir sagen, daß die epischen „Brand"-Manuskripte in der Zeit zwischen dem Juli 1864 und dem Juli 1865 entstanden sind, während der dramatische Brand, der Ibsen mit einem Schlage in den drei skandinavischen Reichen berühmt machte, bekanntlich im Frühjahr 1866 erschien. Von der eigenartigen Vorgeschichte der Dichtung wußte man damals nichts.

Als Henrik Jäger im Jahre 1888 sein bekanntes Werk über Henrik Ibsen vorbereitete, lieh ihm der Dichter selbst seinen Beistand, indem er ihm u. a. eine Reihe selbstbiographischer Aufzeichnungen sandte. Von Ibsen persönlich muß daher die Mitteilung stammen, womit Jäger die Leserwelt überraschte: „Ursprünglich habe Ibsen die Dichtung („Brand") als epische Dichtung begonnen."

Lorentz Dietrichson veröffentlichte später — 1896 — in seinem Werk „Svundne Tider" I, S. 338—339 nähere Mitteilungen über diesen Punkt, die auf

persönliche Erinnerungen zurückgreifen, und behauptete ferner, daß noch vor dieser epischen Fassung des „Brand" eine (ihm doch unbekannte) frühere dramatische Form existiert habe.

Die 1904 erschienenen Briefe Ibsens und der Pontoppidanische Fund enthalten etliches Material zu einer Beleuchtung dieser Frage, die indessen dadurch nicht völlig geklärt werden kann. Dagegen wird durch das epische Brandfragment die Behauptung des Ibsenbibliographen J. D. Halvorsen hinfällig, der Dichter habe, „nachdem er drei bis vier Bogen vom „Brand" in epischer Form niedergeschrieben, selbst das Manuskript vernichtet und nichts von dem ersten Entwurf verwendet, als er die Form fand, in der das Gedicht Frühling 1865 an Gyldendal gesandt wurde". Im Gegenteil; wie man sehen wird, hat Ibsen, als er sein Motiv umschuf, im weitesten Maße von der früheren Fassung Gebrauch gemacht. Dies läßt sich auf das deutlichste erkennen, und wenn man rein technisch betrachtet, wie Ibsen in der Originalsprache seine epische Vorarbeit im einzelnen für den dramatischen Brand verwertet hat, so macht man die interessante Beobachtung, daß er von Blatt zu Blatt bei der Niederschrift des neuen den älteren Text vor Augen hatte. Es sind nicht nur große Stücke sozusagen wortgetreu übersetzt und andere Teile modifiziert und umgestellt in einer minutiösen Art, die die Voraussetzung nahelegt, das alte Manuskript sei stets zur Hand gewesen, — an manchen Stellen sind sogar auch Reim und Bilder beibehalten und nur in einer neuen und anderen Verbindung als früher benutzt.

Ibsen macht während der Arbeit Anleihen bei sich selbst, wie ein Künstler mit den Steinen einer Mosaik verfährt, die zerschlagen werden muß, damit ihre Stücke in einem andern Bild Verwendung finden können. Manche zusammenhängende Partien werden erhalten und übertragen, andere dagegen werden in Teile zertrümmert, und dann werden die einzelnen Steine in einen neuen Zusammenhang gebracht, — ja, zuweilen behauen und auf eine ganz unerwartete Art eingesetzt, — damit nur ja so wenig wie möglich verloren gehe!

Wenn Ibsen sich 1864 bis 1865 oft in seiner Arbeit beunruhigt fühlte und immer wieder und wieder umänderte, so lag es im wesentlichen daran, daß er seinen Rohstoff, das Durchlebte und das Erlebte, noch nicht genügend distanzieren konnte. Allerdings ist in dem epischen Brand schon der ganze Stoff in scharf zugespitzten Hegelschen Gegensätzen aufgeschichtet: wenn der eine Knabe lichte Freude am anschaulichen Leben hat und der andere dagegen das Unsichtbare hinter dem Sichtbaren zu erschauen trachtet; wenn die l'art pour l'art-Theorie der Menschen-Reformierung gegenübertritt; wenn hier die materialistische Wohlfahrt steht und dort ein religiöser Idealismus, der mit Skorpionen peitscht. Trotzdem aber hat die Fabel des Gedichtes, in ihrer Entwicklung und — noch mehr in ihren Digressionen einen soviel engeren Zusammenhang, mit Henrik Ibsen, mit dem Jahr 1864, mit Norwegen, als es bei Brand der Fall ist.

Während sich nun Ibsen vom seinem Modell fortringt, muß er mehr und mehr wegschneiden — natürlich nicht zum wenigsten vom Digressionsstoff. Die

l'art pour l'art-Diskussion zwischen Ejnar und Brand verschwindet, die bittere Erzählung von dem Mut der Norweger wird entfernt, die Verhöhnung der patriotischen 17. Mai-Lyrik wird gestrichen — aber Ibsen opfert blutenden Herzens. Und er sieht den Dingen noch zu nahe, sie sind ihm noch zu teuer, als daß er — vom künstlerischen Standpunkt aus — genug opfern kann. Der große Monolog im fünften Akt ist dafür ein schlagendes Beispiel.

Die Entdeckung der epischen Handschriften, die teils im Druckmanuskript, teils in verbesserten Entwürfen vorliegen, haben eine große Bedeutung für die Erkenntnis von Ibsens Arbeitsmethode, im innern wie äußern Sinn. Sie rücken das Verhältnis Brands und seines Dichters zu nordischen Persönlichkeiten, zu nordischer Litteratur und Geschichte in ein neues Licht. Der beschränkte Raum verbietet eine eingehendere Erörterung dieser Dinge. Ich muß mich mit dem Hinweise auf die erwähnte dänische wie auf die kommende deutsche Ausgabe begnügen.

Der epische „Brand“ von Henrik Ibsen

In deutscher Übertragung von Ludwig Fulda

An die Mitschuldigen

Mein Volk, mein holdes Land, mein Heim im Nord,
Wo schneegekrönte Höhn die Sonne hehlen,
Der Fuß gehindert wird von Fels und Fjord
Und von noch schlimmrer Macht der Schwung der Seelen,
Dir will ein Lied ich singen schwermutsvoll,
Mein letztes Lied vielleicht als Norwegs Sänger:
Denn wo der Psalm am Sarg des Volks erscholl,
Da singt kein Dichter seine Weisen länger.

Die Seuche herrscht. Ich sehe eine Leiche,
Wie eines Lindwurms Leib langhingestreckt,
Der Flur und Bucht mit Moderluft bedeckt,
Zur Landespest für Bettler und für Reiche.
Häuft alle Fahnen Norwegs auf die Truhe!
Hilf, Jugend, sie zu senken tief ins Meer!
Am besten findet, wo mit Jomsburgs Heer
Der Jarl sich maß, der Riesenleichnam Ruhe.

Du Tor, was hältst du Wache bei dem Tod,
Wie Harald bei des Snefrid Leiche wachte?
Glaub nicht, wie er, die Wange schimmre rot,
Und unterm Leintuch klopf' ein Herz noch sachte.
Was tot ist, läßt sich nicht zum Leben lügen.
Was tot ist, muß hinab den dunklen Pfad.
Das Tote kann nur fruchten, wenn wir's pflügen
Als Nahrung für die frischgestreute Saat.

Dies Lebensspiel der Lüge mit dem Tod
Hast du gespielt, mein Volk, durch lange Jahre;
's war deine Jugendschuld und Mannheitsnot
Und streckt nun deine Zukunft auf die Bahre.
Doch gleiche Strafe drob gebührt nicht allen;
Nein, jene zehnfach treffen muß ihr Bann,
Die führend eilten deiner Schar voran,
Und hundertfach auf deine Skalden fallen.

Denn um ein morsch Geschlecht warb unser Schaffen!
Wir schminkten nur den Leichnam starker Zeit

Und schmückten Tempel der Vergangenheit,
Zur Lust der Zwerge mit den Riesenwaffen.
In tiefer Nacht besangen wir den Tag;
Das Eine, Große nur blieb unbesprochen:
Ob auf des Erbteils Hort mit Recht kann pochen,
Wer diesen Hort zu heben nicht vermag.

Nun senkt sich Stille nieder auf die Trift.
Die Höhn umschleiert schwülen Windes Welle.
Es ist, als hätt' ein Zauber trügend Gift
Geschüttet in des Volkes Lebensquelle.
Wie stumme Vögel, wenn die Sonne fort,
So sitzt mein Volk nun schweigsam und ermattet;
Schlaff wird sein Rückgrat und sein Mark verdorrt,
Da Mittagsdämmerung Tal und Strand beschattet.

Dem Volksstrom folgen soll des Dichters Bahn.
Sein Banner, an der Spitze soll er's schwingen;
Doch will und muß gradaus dem Ziel er nahn,
Das Rätsel seiner Zeit zur Lösung bringen.
Der Seinen Sehnsucht löst er im Gesang;
Er beichtet ihre Sünden: ihrem Grame
Verleiht er Seufzer, ihrem dumpfen Drang
Ein Wortkleid. Drum ward ihm der Dichtername.

Seht, drum hat länger nicht mein Sinn verharrt
Bei des Vergangnen seelentoter Sage,
Und fort vom Lügentraum der Zukunftstage
Schreit' ich zur Nebelwelt der Gegenwart.
In Tannwaldeinsamkeiten will ich wandern,
Auf klammem Mantel Regenwetterlast;
Herbstabenddunkel spende Kummerrast
Und ein Versteck der Schande mir und andern.

Mein Lied ist wie ein Gipfel, sich erhebend
Sanft über dem Gehöft, voll Heidekraut;
Doch hinterm Gipfel sieht, wer weiter schaut,
Beschneite Zinnen, ihn im Kranz umgebend.
Wenn ich im Lied auf hohen Ton verzichte,
Heimliche Saiten färben seinen Klang;
Drum ein Gedicht verbirgt sich im Gedichte,
Und faßt ihr dies, dann faßt ihr meinen Sang.

Aus der Reifezeit

Ein Samstagabend, voll vom stillen Frieden,
Den jeder kennt als wundersame Macht,
An Ruhe reich und Milde: fast geschieden
Die Sonne und der Woche Werk vollbracht;
Vom Frieden der Erwartung, der das Haus
Erfüllt, sobald die Lampe wird entzündet,
Der Tisch gedeckt ist zum bereiten Schmaus,
Der Schlag der Uhr dem Gast den Willkomm kündet.

Am Fjordrand steht, durch Sonnenschleier lugend,
Von schmucken Sommerorten rings umspannt,
Die große Stadt, so leuchtend, so voll Jugend,
Ein Kind der Gegenwart im Festgewand.
Viel Wimpel sieht man um die Bucht gewoben
Und um den Port, wo Schiff an Schiff sich reiht;
Jedoch nur eine Spitze weist nach oben
Zu ihm, mit dessen Namen sie geweiht.

Es ist, als dulde hier des Lebens Last
Nur einen Finger, der nach oben deute,
Erbaut von einem Volk, das bessre Beute
Zu haschen strebt in tausendfacher Hast.
Denn schau, wie stets auf breitern Raum erpicht
Die Stadt sich dehnt im üppigen Gelände;
Sie hat zum Greifen ungezählte Hände
Und wächst und wächst — nur in die Höhe nicht.

Belaubte Inseln ragen aus dem Fjord,
Sich wie bekränzte Meermannsnacken wiegend,
Wenn von den breiten Hügeln gegen Nord
Das Land man sieht zu seinen Füßen liegend.
Doch weiter jenseits dacht in schrägem Fall
Die Stadt sich ab zum strengen Talesschlusse
Mit Seen, Wald und manchem wilden Flusse,
Mit ödem Feld und schroffer Berge Wall.

Ein Knabenpaar von zwölf bis dreizehn Jahren
Liegt, wo der Kamm zum Doppelausblick lädt.
Der Herbst rückt an; auf leeren Äckern steht
Die Stoppel, und das Korn wird eingefahren.
Jedoch die Sonne wärmt noch wie im Mai,

Die Bäume deckt noch Laub mit gelbem Kleide;
's ist Samstag Abend und die Schule frei,
Und hier im Grase liegen drum sie beide.

Der eine, blond, sah in die Welt mit wachen
Und frischen Augen, die zwar etwas klein,
Tiefliegend, aber keck, vom Sonnenschein
Berauscht sind und sich mühlos vorwärtslachen.
Er lag, das eine Ohr bedeckt vom Rande
Des Huts, die Hände ballend unterm Kinn,
Behaglich auf dem Bauch und glotzte hin
Zum Fjord, zum Gau, zur Stadt im Sonnenbrande.

Der andre, abgewandt der Sonne, tauchte
Den Blick nach Nord in das verschlossne Tal,
Wo springend floß der Strom, der Meiler rauchte,
Die Flut vom Nachtflor schwärzlich ward und fahl.
Ein Hammerwerk und eine Mühle klang
Von fern, vermengt mit eines Sturzbachs Toben.
Ein Ruderboot glitt auf dem See, und oben
Flog eine wilde Ente ihn entlang.

Ihm aber schuf der Anblick wenig Lust.
Als ob er, was er sah, kaum unterschiede,
Saß er und zog ein Knie empor zur Brust
Und pfiff die Melodie von einem Liede.
Es war, als ob sein Denken ziellos schweife,
Als ob er singe, was ihm selbst nicht klar,
Als ob sein Blick weit in die Ferne schweife,
Wo hinterm Sichtbar'n lag, was unsichtbar.

Er war ein Kind mit einem Alterszug,
Von jenen eins, die nicht in wildem Sause
Mit den Gefährten tollen in der Pause,
Die still beiseite stehn, sich selbst genug.
Sein Haar war schwarz, doch dünn und lang und glatt,
Die Züge sehnig, scharf, gespannt; die Mienen
Verrieten Festigkeit, es sprach aus ihnen
Ein Mensch, der will, doch Zeit zum Warten hat.

Ein weißes Wölkchen stieg vom Port empor, —
Und wieder eins, gefolgt von lautem Krachen,

Bis Bucht und Stadt sich unterm Rauch verlor
Wie unterm Riesenflügel eines Drachen.
Merklich durchzuckte das den blonden Jungen;
Er zählte „siebzehn, achtzehn —" und so fort,
Bis auch der letzte Donner war verklungen;
Dann rief er: „Die Fregatte fährt; schau dort!

Musik ist auf der Schanze — horch! Und schau
Den hellen Schaum um ihren Steven fliegen!
Hei, wie sie traben kann! Vor Tag und Tau
Wird morgen früh sie schon im Hafen liegen,
Denk, wer zu Haus dort wäre! Wer den andern
Als ihr Begleiter folgen dürft' an Bord!
Durch weiten Buchenwald kann dort man wandern,
Und prächtig liegt die Stadt am offnen Fjord.

Dort ferne, hinter jenen blauen Zinken,
Jenseits des Fjords, glaub mir, dort ist es schön.
Von meines Vaters Hof sieht man die Höhn
Zur schattigen Bucht im Süden niedersinken.
Am Sonntagmorgen ist's daheim gar traut,
Zumal, wie du begreifst, an Sommertagen.
Da wird die Bilderbibel angeschaut,
Und jeder pflegt sein bestes Kleid zu tragen.

Zum Garten steht die Glastür auf; es decken
Den Flur Wacholder frisch gestreut und Sand;
Die Flagge grüßt vom Zaunpfahl weit ins Land,
Und rot wie Feuer glühn die Rosenhecken.
Auch Tauben gibt's, die wir mit Erbsen mästen;
Die eine blaue ist ganz zahm. Das Mahl
Bereiten wir als Wirte diesen Gästen,
Und die Verandatreppe dient zum Saal.

Im Gang steht eine Segelbrigg mit Mast
Und einem richtigen Schlot. Wer sollt' uns hindern,
Mit der zu spielen? Oft mit ihren Kindern
Kommt auch die Tante aus der Stadt zu Gast.
Ein alter Mann, der bringt sie dann gefahren
In einer großen Kutsche, breit und tief,
Die hörbar wird, lang eh' wir sie gewahren.
Mitfahren darf, wer ihr entgegenlief.

Wir tummeln uns im Garten nach Verlangen
Und spielen eifrig Haschen und Versteck.
Und eine Tochter Tantens, die ist keck;
Sie nennt sich Agnes; die läßt nie sich fangen.
Mittags gibt's nach dem Braten Bäckerei,
Und mit den Großen teilen wir das Zimmer; —
Dann wird's am lustigsten; beim Spiel sind immer
Die Eltern und die Tante dann dabei.

Spät abends fährt der Wagen vor, zum Schrecke
Von allen; denn noch niemand fühlt sich matt; —
Jedoch sie müssen heim, 's ist weit zur Stadt.
Wir dürfen mit bis an die nächste Ecke.
Da heißt's Gutnacht, und weiter fährt der Wagen.
Wie still! Ein weißer Nebel deckt den Rain.
Am Berg hört man den Wachtelkönig schlagen.
Da ruft die Mutter: flugs ins Bett hinein."

Er, der der Sonne seinen Rücken wandte,
Er lauschte, drehte halb zum Freund sich her
Und bat: „Erzähl' mir solcherlei noch mehr
Von dort, eh' man dich hier zur Schule sandte.
Gib acht, ob keine Dinge dir entfielen.
Was du geträumt hast, das vertrau' mir auch, —
Erst aber sag: ist's, wo du her bist, Brauch,
Daß mit der Mutter ihre Kinder spielen?"

Und jener mengte durcheinander bunt,
Was grad ihm einfiel, von unzähligem sprechend.
Der andre sah ihn an. Sein Blick war stechend,
Als wollt' er ihn durchschaun bis auf den Grund.
Mit einmal lachend rief er: „Fahr nicht fort!
Beschwört's der Pfarrer selbst, ist's doch gefabelt.
Aus einem Buch hast du das aufgegabelt!
Pfui, das ist Lüge; Lüge jedes Wort!"

Er warf sich auf den Rücken trotzigen Muts,
Den Nacken stützend mit den Handgelenken,
Und steckte in das Kinnband seines Huts
Den Stock, um weit im Kreis den Hut zu schwenken.
So lag er, starrend in die Luft. Am Ende
Jedoch — als schiene dieses Spiel ihm dumm —

Den Stock fortschleudernd kehrt' er halb sich um
Und wies nach Nord jenseits der Bergeswände.

„Die Heimat — die liegt immer weit nach Norden";
So sprach, mehr als zum andern, er zu sich,
Indem er, prägend, was ihm klar geworden,
Sein langes Schwarzhaar aus der Stirne strich.
„Ein Samstagabend — in dem Wort sind Glocken;
Ein Lied — das Wort hat Tannennadelduft;
Lüge — das Wort geht leise, wie auf Socken;
Heimat — dem Wort ist fremd des Südens Luft.

Mir ist, als ob ich eine Heimat sehe.
's ist Winterzeit. Kein Schnee, doch harter Frost.
Am trocknen Strande liegt ein Wrack voll Rost.
Der Gletscher blinkt vom Bergkamm in der Nähe.
Wie schwer und schwarz der Fjord im Schlafe ruht!
Die großen Wolken sehn sich drin gespiegelt. —
Frei fortzufliegen, ach, das wäre gut. — —
Jedoch der Weg nach drüben ist verriegelt.

Und in der Heimat träumt man oft so bang!
Da war ein Knabe, der vor lauter Träumen
Am hellen Tag verträumte Sonn' und Sang
Und fremd ward in des Elternhauses Räumen.
Denn von dem Traum war er gebannt, gleichwie
Wer in die Fluten blickt, die sich empören; —
Der Knabe ließ von ihm sein Auge nie
Und schwamm im Kreis — —. Nun sollst den Traum du hören.

Ein Weihnachtsabend war's, und er lag krank.
Ihm war, als schnür' ein Reif den Kopf zusammen;
Die Schläfe schlug, der Arm wie Blei entsank;
Es jagte durch sein Blut wie Eis und Flammen.
Die Mutter, kränker noch, lag nebenan;
Vom dritten Zimmer scholl ein röchelnd Lallen.
Dort lag ein hilflos gichtgekrümmter Mann;
Sein Vater war's, am schlimmsten krank von allen.

Heut auf dem Hof gab's wenig Müßiggang,
Weil Arzt und Priester eingekehrt als Gäste.
Still war's nun wieder, wie vor einem Feste;

Nur übern Fjord her hallte Glockenklang.
Das Christnachtläuten war's; der Knabe lauschte
Geschlossnen Aug's, er lag im Schweiß und fror.
Ihm schien, als ob es an der Türe rauschte; —
Ein Weilchen, — dann drang Weinen an sein Ohr.

Es war die alte Magd; sie schien zu wähnen,
Sein Schlaf sei schwer und fest; in Herzensnot
Hört' er sie seufzen, fühlte heiße Tränen:
„Du armer Wurm, nun ist dein Vater tot!"
Sie ordnete das Bett ihm, das schon lange
Verwahrlost, zog das Kissen höher, strich
Die Decke glatt und koste seine Wange,
Worauf sie wieder sacht von dannen schlich.

Er hörte währenddes den Schlag der Uhr.
In sumpfigem Strome brodelte sein Denken;
Er mühte sich vergeblich, es zu lenken:
Was war hier wirklich? Was war Traumbild nur?
Er schlief und träumt', er läge wach umdunkelt.
Dann rief er laut; doch Antwort ward ihm nicht.
Er sah, wie trüb durch Nebel fällt ein Licht,
Was ihm die Magd vom Vater zugemunkelt.

Er träumt', er stünde auf. Da Keiner kam,
So wollt' er selber nachsehn ohne Zaudern.
Er tappte vorwärts. Ihn durchlief ein Schaudern;
Die Ohren dröhnten ihm; sein Knie war lahm.
Er träumt', es wäre Nacht, der Herd schon kalt,
Und alles läg' in tiefem Schlaf; nur blinke
Noch Licht aus Vaters Zimmer durch den Spalt:
Dem ging er nach und faßte leis die Klinke.

Er schlich hinein — die Wand entlang — und sah
Zwei Lichter brennen an des Bettes Enden,
Sein Vater lag grad' auf dem Rücken da
Und hielt auf seiner Brust ein Buch in Händen.
Sein Angesicht erschien mehr gelb als bleich; —
Die Haut war straff, die Handgelenke mager;
Die Beine lagen langgestreckt und hager; —
Und um ihn schmiegte sich das Laken weich.

So still wie eine Kirche war der Raum
Und auch so kalt und roch nach feuchtem Linnen.
Dann scholl vom Flur ein Schritt, vernehmbar kaum,
Und jemand tastete sich leis nach innen.
Er fuhr zusammen, und in jähem Schreck
Barg er sich tief in seines Winkels Schwärze; —
Da schien ihm, als erblick' er vom Versteck
Ein Weib im Nachtgewand mit einer Kerze.

Sie trat zum Bett. Es schwankt' ihr Fuß und trug
Nur mühsam sie, bei jedem Schritt ermattend;
Sie hielt die Finger vor das Licht beschattend;
Er hörte deutlich ihren Atemzug.
Auf einmal hob sie steif den Arm empor,
Rief heiser, wie erstickt von innerm Beben:
„Das ist, weil du vergeudet hast mein Leben!" — —
Und schlug dabei die Leiche hinters Ohr.

Es schien, als wär' ein Tagewerk am Ziel
Mit diesem Faustschlag auf des Toten Wange.
Sie wandte sich und ging; der Lichtschein fiel
Auf ein Gesicht, das ihm bekannt seit lange.
Sie glich den zwein, die schon vor Furcht ihn bleich
Gemacht, eh' Furcht er fassen konnt' in Worte:
Sie glich dem Adler an der Scheunenpforte;
Doch mehr noch war sie seiner Mutter gleich. —

Als er gestählt erwacht am dritten Morgen,
War Vater tot. Vom andern, nur geträumten
Verriet er nichts. An schwarzen Kleidern säumten
Die Mädchen, um für Trauerstaat zu sorgen.
Vormittags fuhr der Schneider vor; das Maß
Nahm er dem Knaben wie für feine Leute.
Dann ging die Post ab. Still und trauernd saß
Man beim Kaffee und hatte Ferien heute.

Am Abend kam der Sarg, ein Prachtgerät.
Er sah das Silber auf dem Deckel glänzen.
Dann aus der Stadt kam Wäsche, frisch genäht,
Und rings ward Grünes eingekauft — zu Kränzen.
Dann kamen Tannen. Schließlich roch die Luft
Des Witwenhofs nach Nadeln, Blumengaben

Und Laub so heftig, daß seither dem Knaben
Der Sommer stets erschien voll Leichenduft.

Zuletzt kam das Begräbnis. Boot auf Boot
Traf ein, die Männer der Gemeinde fahrend
Zum Trauerhaus, wo jedes Auge rot;
Dann stand, sich in der guten Stube scharend,
Man um den Sarg. Der Prediger gedachte
Des Leids, von dem im Grab genest das Herz,
Und malte namentlich den Witwenschmerz;
Die Frauen schluchzten — doch der Knabe lachte.

So hat er heimlich Tage lang gelacht.
Doch einmal schwoll sein Lachen zum Geschmetter.
Das war, als eines Tags, wie hergebracht,
Gekommen aus der Stadt die Zeitungsblätter.
Mit Trauerrand und Kreuz stand in der Nummer
Vom siebten Januar es da vornan:
‚Im vorigen Monat ging mein teurer Mann
Am vierundzwanzigsten zum ewigen Schlummer.‘

Wie war sie tätig, kaum vom Bett erstanden!
Vom frühsten Morgen bis zum Abendgraun
Nahm sie der Wirtschaft Zügel straff zu Handen,
Tat alles selbst und mochte keinem traun.
Ihr Walten glich in seiner scheuen Hast
Dem eines von der Pflicht verzehrten Kranken;
Es war, als fürchte sie sich vor der Rast
Und vor der Dunkelheit und vor Gedanken.

Der Knabe hatte recht aus Herzensgrunde
Ein scheckig Hündchen auf dem Hofe lieb,
Und eines Tags — es war im Frühling — trieb
Sein Spiel der Knabe mit dem kleinen Hunde.
Im Sand vorm Haus beliebten sie zu rasten;
Der Knabe strich dem Wedelnden das Fell; —
Da, wie verzaubert, sprang er auf, lief schnell
Und holte sich den Hammer aus dem Kasten.

Er schwang ihn wild und schlug den Hund; der kam
Zu Fall, erhob sich, winselte, fiel wieder;
Er schien zu bitten, duckte dann sich lahm

Und heulend unterhalb der Treppe nieder.
Im selben Augenblick, eh' seinem Sinne
Noch klar ward seines Handelns Ungebühr,
Stand neben ihm die Mutter in der Tür,
Groß, mager, grau, und frug, was er beginne.

‚Sag an, weswegen schlägst du ihn?' so schnaubte
Sie zornig; — ihn durchlief es kalt und heiß;
Denn Mütter flößen Schreck ein, wie man weiß, —
Doch trotzdem stand er mit erhobnem Haupte.
Zurückgebeugt hielt er des Hammers Stiel,
An dem die Hand im Krampfe schien zu kleben,
Und sprach mit einem trotzigen Mienenspiel:
‚Das ist, weil er vergeudet hat mein Leben!'

Übers Hochgebirg

Es ragt ein Erdenstreif in Norwegs Lande,
Der sanft gen Ost vom Tal empor sich zieht
Und schroff gen Westen stürzt zum Fjordesrande,
Und dieses ist der Weite wüst Gebiet.
Kein Wald, nur braunes Heidekraut gedeiht,
Nur Moos ersprießt in mürber Steine Spalten,
Des Gletschers Mantel kann sich breit entfalten,
Das Rentier lebt in sichrer Einsamkeit.

Dies Land, in dem's an Weg und Stegen fehlt,
Ist wirtlich nicht zum Wandern und zum Sinnen;
Bald quirlt der Gletscher, wie ein Waldbrand schwelt,
Bald liegt er wie ein zart gefaltet Linnen.
Bald nicken kahle Gipfel übern Grat,
Bald sind sie dicht von Nebelflor umflossen;
Ein Pfahl, ein Haufen Steine zeigt den Pfad
Durch Schluchten, die gen Nord und Süd verschlossen.

Ein stiller Sommermorgen, taugekühlt,
Auf breiter Brust des Hochlands, nah der Stelle,
Wo sich der Fluß, verengt zur Doppelquelle,
Nach West und Osten aus dem Sumpfe wühlt.
Ein Kreis von heitern Freunden, sich verschwisternd
Mit jungen Mädchen, saß dort im Verein;
Das Heidekraut brennt unterm Kessel knisternd,
Und funkeln läßt der klare Tag den Wein.

Vornehme Leute sind es augenscheinlich:
Saumpferd und Führer haben sie, besteckt
Mit Laub die Hüte; Flaggen wehn, und reinlich
Ist übers Heidekraut ein Tuch gedeckt.
Der Jüngsten einer singt; es ist, als breite
Sich über seinen Sang ein sonniger Glast;
Ein Mädchen ist gelagert ihm zur Seite,
Leicht wie der Vogel auf dem Weidenast.

Bald scherzt und lacht man laut im frohen Bund,
Bald auf den Jubel legt sich's wie ein Schleier;
Aus Wort und Miene wird es deutlich kund,
Daß hier man weilt zu einer Abschiedsfeier.
Ein Mann, nicht alt, nicht jung, steht in der Schar,
Von kräftigem Wuchs und wohlbeleibt; er richtet
Sich an die beiden, jenes junge Paar,
Dem sonnenhafter Glanz die Stirn umlichtet.

Er füllt das Glas, gebietet Schweigen, lacht
Ganz leis und läßt sodann sein Wort erklingen:
„Hat unser Herrgott das nicht gut gemacht,
Auf meinem Hof zusammen euch zu bringen?
Du, Agnes, wardst geschickt zur frischen Luft
Der Berge aus der Stadt, um zu gesunden,
Zu trinken Sonn' und Tau und Tannenduft, —
Und unversehns hat er sich eingefunden.

Er kam, den Malerkasten umgeschnallt,
Kam aus dem Süd von langen Reisen wieder,
So keck und flott, so frisch und wohlgestalt,
Und seine Brust erfüllten tausend Lieder.
Die Schönheit, sprach er, hab' ihn hergezogen
Zur Höhe, wo der Waldbach schäumt, wo schnell
Die Wolken jagen unterm Himmelsbogen, —
Da traf er dich — und fand den Schönheitsquell.

Da malte er sein bestes Meisterstück,
Er malte Rosen flink auf deine Wangen,
Er malte dir zwei Augen, hell vor Glück,
Ein Lächeln, das die Seele nahm gefangen;
Und ich, dein alter Arzt, erschien im stillen
Mir überflüssig bald bei solcher Kur!

Denn wirkungsvoller war sein Lied als Pillen,
Ja, selbst als Bäder in der Gottnatur.

Nein, überflüssig bin ich kaum gewesen;
Hab' ich doch, da sein Bündel er geschnürt,
Um fortzuwandern, ihm den Text gelesen
Und etwas Wichtiges zu Gemüt geführt, —
Etwas, das ganz entglitten war euch zweien
Vor lauter Traum und Spiel und Narrentand.
Was war's? Je nun, Verlöbnis wird's genannt; —
Vergessen worden war von ihm das Freien.

Von ihm das Frein, von dir die Antwort drauf.
Froh von den Stunden nahmt ihr jede Spende
Und dachtet, daß, gleichwie ein Fest den Lauf
Des ganzen Tags erfüllt, dies Spiel nicht ende.
Ihr dachtet? Nein! Nicht im geringsten dachte
An eurer Zukunft Bauwerk euer Sinn;
Die Herzen sangen, Mund und Auge lachte, —
Und wie im Festrausch gingen Wochen hin.

Da mußt' ich denn ins Mittel wohl mich legen;
Ich warb für ihn, antwortete für dich
Und fügte Hand in Hand und sprach den Segen,
Und so war alles glatt und säuberlich.
Dann gab's ein Fest drei Tage lang; zuletzt
Vom Hof ein Stücklein folgten wir den beiden.
Geschlagen hat die Abschiedsstunde jetzt;
Hier müssen von dem jungen Paar wir scheiden.

Bald wird aufs Tal sich wieder Stille senken,
Der Fluß nur singt uns alte Melodien,
Bald neigt die Sonne sich, die Schwalben fliehn,
Und nur ein Nachklang bleibt vom Angedenken.
Die Vogelbeer' und Hasel gilbt; es gleiten
Die Blätter, fröstelnd starren Feld und Moor, —
Und über Nacht deckt Schnee die Höhn und Weiten; —
Doch euch erschließt das Glück sein Frühlingstor.

Erst geht ihr durch des weiten Hochlands Schweigen
Und dann hinab zum Fjorde, tief im West,
Um Ägirs dampfend Roß dort zu besteigen,

Auf dem ihr trabt nach Haus zum Hochzeitsfest.
Dann steuert ihr zum linden Süden fort
In kühnem Flug, wie junge Schwanenpärchen;
Ein freudig Sommerleben lebt ihr dort,
Wie Träume wundersam und schön wie Märchen.

Denn stieten Frohsinns gutes Wetter soll
Auf eurer Fahrt durchs Meer des Lebens walten,
Und zu des Glückes Fahne müßt ihr halten; —
Der Sorge Heerbann wär' euch unheilvoll.
Ihr seid geschaffen — und darin bewies
Die Hand, die Schicksalsfäden spinnt, euch Gnade —
Um euren Pilgrimsgang auf holdem Pfade
Zu wandeln mit Gesang zum Paradies.

Ich wünsch' euch drum, wenn auch kein Priester zwar,
Nur Arzt und Laie, heut am Sonntagmorgen,
Daß euer Leben, frei von Not und Sorgen,
Ein Fest der Freude sein soll immerdar.
Voll Sonne sollt ihr steuern durchs Gewimmel,
Die Sterne sollen jede Nacht euch glühn,
Und euch durchs Leben spielend ohne Mühn,
Sollt ihr wie Kinder eingehn in den Himmel."

Hier schwieg er still. Den andern schien, als luge
Der Ernst der Rede durch ihr Scherzgewand;
Leicht strich er übers Auge mit der Hand
Und leerte dann sein Glas mit einem Zuge.
Mit vollen Bechern nun umringten alle
Die jungen Zwei; man tat mit kräftigem Schluck
Die Sorg' in Acht und Bann, damit kein Druck
Aufs leichte Laubdach ihrer Wohnung falle.

Man tilgte aus der Sprache jedes Wort,
Das an ein fern Gewitter konnte mahnen;
Man kränzte sie; man weihte sie hinfort
Dem Freudenreich zu echten Untertanen.
Stets toller durch des Heidekrautes braune
Umrahmung windet sich des Reigens Lauf;
Neidstangen bauend gegen Nachtalraune
Ruft alle Tageselfen man herauf.

Das wilde Toben war erschlafft am Ende
Und ausgeleert des Jubelbechers Hohl;
Man drückte stark und still des Paares Hände
Und sprach ein langes, ernstes Lebewohl.
Dann wanderte die Schar gen Ost zum Tale,
Der Führer ritt nach Westen sacht voran; —
Doch wehend stand allein im Felsensaale
Mit seiner Braut der junge Malersmann.

Er schwang den Hut, sie ließ den Schleier wallen
Zum Dank, so oft ein Gruß noch ward entsandt,
Ein Ruf noch scholl in mählichem Verhallen,
Bis hinterm steilen Hang die Schar verschwand.
Ein Weilchen sahn sie, ganz im ernsten Bann
Des Abschieds, auf einander hin mit Schweigen; —
Um beider Mund ein Lächeln spielte dann,
Wie Sonnenflitter spielen in den Zweigen.

Und dieses Lächeln wuchs, bis leuchtend warm
Sich eine Welt von Glück darin verwoben.
Vergessen war der Freunde lauter Schwarm,
Vergessen, gleich der Wolke, die zerstoben.
Sie sahn nicht vorwärts, nicht zurück; sie hingen
Am Augenblick, der strahlend sie beschien.
Sie sahn nicht scheue Wettervögel fliehn
Von Fjord und Sund mit ausgespreizten Schwingen.

Gen West durchsprangen, wie Geschwister schmiegsam,
Auf braunem Teppich sie den weiten Raum.
Er war wie eine Gerte schlank und biegsam;
Sie streifte mit dem Fuß den Boden kaum.
Sie riß sich los und lachte hell, als wieder
Sie einzufangen sein vergeblich Ziel;
So ward der Lauf ein Flug, der Scherz ein Spiel,
Und aus Gespräch und Lachen wurden Lieder:

„Agnes, mein reizender Schmetterling,
Dich will ich spielend erhaschen;
Ein dichtes Fangnetz flecht' ich mir,
Drin sind meine Lieder die Maschen."

„Und bin ich ein Schmetterling hell und klein,
Laß schlürfend an Blüten mich hangen;

Und bist du ein Bursch, dem ein Spiel gefällt,
So jag' mich; doch darfst mich nicht fangen."

„Agnes, mein reizender Schmetterling,
Nichts hilft dir dein Fliehen und Flattern;
Nun hab' ich gar fein die Maschen gewebt,
Bald wird mein Netz dich ergattern."

„Und bin ich ein Schmetterling jung und blank,
So kann ich mein Spiel nicht zügeln;
Doch fängst du mich ein in dein Garngespinnst,
Streif nicht mir den Schmelz von den Flügeln!"

„Nein, zart auf die Hand dich setz' ich und will
Im Herzen verschlossen dich halten;
Da magst du dein ganzes Leben alsdann
Zum lustigsten Spiele gestalten."

„Und bin ich ein Schmetterling froh und frei,
So treibt's aus dem Bauer mich mächtig;
Weiß nicht, ob das Leben kurz oder lang,
Weiß nur, es ist schmetterlingsprächtig."

Da stockten sie. Der Tiefe zugekehrt
Sank hier der Pfad in steilem Abwärtsstreben;
Sie sahn den Weih zu ihren Füßen schweben,
Und sorgsam stieg der Führer ab vom Pferd.
„Geht langsam hier," — so sprach er zu dem Paar —
„Und wollt ihr auf dem engen Felsensteige
Euch wappnen gegen Unheil und Gefahr,
Werft vor den Fuß euch zwei gekreuzte Zweige."

Er schritt voran. Sie folgten, wenn auch arg
Die Herzen pochten, im geheimen zagend;
Der Wind, die Nebel ab und zu verjagend,
Erschloß die Tiefe, die sich wieder barg.
Sie hielt gleichwie ein banges Kind zur Nacht
Ihn fest und hauchte: „Ist es nicht, als stiegen
Wir aus dem Leben und aus warmem Wiegen
Des Lichts hinunter in des Todes Schacht?"

Da hob ein Wolkenknäul, der auf dem Rande
Des Berges dumpf gelastet, sich empor,

Und tief im Abgrund hinterm Schattenlande
Stieg eine wohlig warme Welt hervor.
Ein Anblick war's, den keine Hand kann malen; —
Dort hinter allen Tälern dehnte weit
Das ewige Meer sich aus mit seinen Strahlen,
Wie hinter Gräbern strahlt die Ewigkeit.

Auf breiten Fluten bebte Sonnenfeuer,
Und weiße Segel lenkten hochschwellt,
Gleich lichten Träumen auf der Stirn der Welt,
Zum Lande der Unendlichkeit das Steuer.
Als Rahmen dienten dem gewaltigen Bild
Das Wolkendach, der Felsschlucht finstre Wände;
Vorn aber gab das öde Steingefild
Dem fernen Licht die starke Schattenblende.

Da fuhr vom Himmel eine Windsbraut nieder,
Die Wellenfläche peitschend hoch zu Schaum.
Dann legte sich die Nebeldecke wieder
Verschleiernd vor den weiten Weltenraum.
Und enger senkte sich der Pfad und grauer,
Und wilder sprang der Fluß an seinem Rand,
Und schwärzer stand vorm Tal die Felsenmauer,
Indes der ferne Sonnenglanz verschwand.

Rings drohte kirchengroßer Blöcke Wucht,
Als ob hier eine Welt in Trümmern läge;
Kein Halm entsproß dem Schuttgeröll der Schlucht,
Und keinen Wandrer traf man auf dem Wege.
Bleich ging sie neben ihm und leidensvoll;
Er hörte, wie das Herz ihr schlug vor Grauen;
Sie sah ihn an, wie kranke Kinder schauen;
Da sang er lächelnd, daß es weithin scholl:

„Agnes, meine reizende Schwester,
Was pocht dir dein Herze voll Graus?
Laß nicht von Gebirg dich ängsten und schrecken;
Du bist bei der Mutter im Haus.

Agnes, mein Freiluftmädchen,
Getrost! Was kann uns geschehn?

Gehorsame Kinder dürfen am Abend
In die dunkle Spukstube gehn.

In Mutters Spukstube bist du;
Doch steh nicht von Gruseln gebannt; —
Es folgt ja dein Bruder dir singend
Und hält dich treu bei der Hand.

Drum laß dich nicht scheuchen, was immer du hörest, —
Ob Heulen, ob Hundegebell;
Es ist ja nicht Nacht, und hinter den Läden
Sind ja die Fenster hell.

Da draußen ist Tag und Sonnenschein;
Bald wird die Pforte springen;
Laß durch die dunkle Spukstube hin
Uns wandern mit fröhlichem Singen!" —

Und wie sich aus der Brust erhob der Sang,
Ward's vor dem innern Blick des Mädchens heller.
Ihr war das Herz nicht mehr beklemmt und bang;
Den Mund umspielte Lächeln und Geträller.
Zwei Steine griff sie, schleuderte von diesen
Ins Wasser einen, einen an die Wand
Des Felsens, wo gleich einem starren Riesen
Der Wackenstein mit seinem Moosbart stand.

Und warm und herzhaft rief sie: „Neck im Bach,
Nimm deinen Lauf mit Schluchzen und mit Stöhnen;
Du wirst uns nicht an Frost und Furcht gewöhnen;
Für freudigen Sang ist unser Ohr nur wach.
Du böser Bergtroll, hebst du drohend gleich
Die Runzelstirne, wo vorbei wir sollen,
Du sperrst uns nicht den Weg; vernimm, wir wollen
Zu Spiel und Leben in des Glückes Reich."

Da vom Gebirg hallt eine Sängerstimme,
Voll wie der Kirchenorgel mächtiger Schall.
Sie übertönt die Flut im Sturzbachgrimme,
Und fernher schlägt ihr breiter Wogenschwall.
Sie läßt die Sonntagskinder auf dem Pfad
Stillstehn, wo sie trotz Neck und Riesen gingen; —

Sie stutzen, lauschen, starren auf zum Grat,
Wo durch den wuchtigen Sang die Worte dringen:

„O Herr, laß reich an Schmerzen mich sein,
Jed lockendes Glück mich meiden!
Peitsch' in der Entsagung Pferch mich hinein!
Herrgott im Himmel, du Vater mein,
Lehre mich beten und leiden.

Laß mich besiegen des Fleisches Bann,
Für Sonne und Sommer erblinden.
Lehr' mich mehr wollen, als ich kann.
Hebe mich, Herr, mein Retter, hinan,
Und beug' meinen Sinn, dich zu finden!

Die Erde gleicht einer Winternacht,
Und funkelnden Sternen die Sorgen.
Sie sind für den irrenden Pilger entfacht; —
Mich bringt ihr Erlöschen um Schutz und Wacht; —
Ich weiß nicht, bei wem ich geborgen.

Die Sorge, sie thront als Königin
Mit starrenden Nordlichtgeschmeiden.
Ihr alle, folgt in die Nacht mir hin!
Du Herrscher der Welten von Urbeginn,
Lehr' uns beten und leiden!"

So von hoch oben klang's, wo voll Beschwerde
Ein Seitenpfad durchschnitt die Wüstenei;
So rief es durch des Ernstes Horn die Herde
Der Welt weit über Kluft und Hang herbei.
Da reute still die zwei, daß sie zuvor
Vergessen, vor den Fuß ein Kreuz zu legen.
Es war zu spät; hier sproß kein Zweig empor.
Der starke Sänger kam dem Paar entgegen.

Er ging in Schwarz; die feinen Züge waren
Ein wenig scharf, die Stirne kahl und weiß; —
Er wischte mit der rechten Hand den Schweiß
Und ließ die linke seinen Hut bewahren.
Sein Auge war gleichwie ein Teich im Wald,
Wie etwas Tiefes unter sichren Decken.

Er trug ein Ränzel rücklings umgeschnallt
Und unterm Arme seinen Wanderstecken.

Hinab zum Kirchspiel zog auch er gleich ihnen.
Er grüßte höflich im Vorübergehn;
Jedoch die Frage lag in seinen Mienen:
„Wo haben wir einander schon gesehn?"
Und mit dem Zweifel in derselben Fehde
Hielt ihn der Maler an, trat zu ihm dicht
Und fragte: „Brand, bist du's mit dem ich rede?"
Drauf jener: „Ja. — Ejnar, bist du es nicht?"

Aus ferner Schulzeit war's das Freundespaar,
Das einst einander brudernah gestanden
Und sich getrennt, bis nach so manchem Jahr
Sie halb als Fremde hier sich wiederfanden.
Wie viel lag zwischen jetzt nicht und der Schule!
Ein jeder ging zu Gott auf eigner Bahn;
Durch die Palette wollte der ihm nahn,
Und jener dient' ihm auf dem Predigtstuhle.

Doch Ejnar als der Erste schlang das Band
Der schlummernden Erinnrung um das Heute.
Er faßte, wie man greift nach einer Beute,
Die man mit keinem teilt, des Freundes Hand.
Dann in der Freude Fieberhast befliß
Er sich zu schildern, wie sein kühnstes Hoffen
Der Sommer ihm erfüllt, und war gewiß,
Der Weg zum Freundesherzen steh' nun offen.

Doch Brand blieb stumm. Indes er seine Rechte
Dem warmen Griff des Freundes sanft entzog,
Verriet der Zug, der seinen Mund umflog,
Er liege mit sich selber im Gefechte.
Und er begann, halb fremd und halb verlegen:
„Es mag sich freuen, wer den Hafen fand.
Du bist ja Maler, wirst mit Lob genannt; —
Nicht irren kann, wer geht auf eignen Wegen.

Jedoch zwei Wege kann der Wille kiesen:
Den einen, spiegelglatt auf ebnem Fluß,
Dem Spiel der Kinder gleichend auf den Fliesen;

Den andern, den man selbst sich bahnen muß.
Jener liegt breit vor dir und tausend andern;
Doch diesen sprengt nur kecker Schwerteshieb.
Kein Zweiter traut sich, ihn mit dir zu wandern,
Bis man erkennt, daß er ans Ziel dich trieb.

Und zwei Berufen können wir uns schenken:
Der eine lockt durch Neigung uns und Lust; —
Den andern muß der Geist der Taufe senken
Als Flammenzunge tief in unsre Brust.
Kraft deren ziehn wir unbekannte Pfade;
Kraft deren gehn wir siegreich aus dem Zwist; —
Und ward zu teil dir solchen Feuers Gnade,
Dann faß' ich, daß du Maler worden bist.

Da kannst dem Land der Heiden du vom Licht
In Formen und in Farben Kunde bringen,
Daß sich zu Gott erlöste Seelen schwingen,
Gleichwie der Falter durch die Larve bricht.
Da kannst die Gletscherherzen du erweichen;
Denn als des Himmels Bote wirkst du dann.
Doch hast du solche Macht, so denke dran,
Daß du der Einzige unter deinesgleichen."

Er sprach mit einer unruhvollen Eile,
Gedämpften Tons, die Wangen rot vor Glut,
Und seine Augen sprühten, wie das Blut
Im Wetterstrahle blitzt auf einem Pfeile.
Es war, als ob er unterm Wort sich winde,
Als ob er kämpfe gegen dunklen Zwang,
Als ob sein Denken eine harte Rinde
Durchbohre, bis es auf den Lippen klang.

Das Mädchen blickte scharf ihn an und starrend,
Wie Späher in ein feindlich Lager schaun.
Des Freundes Aug' in schweigendem Vertraun
Dann suchte sie, der Antwort Sieg erharrend.
Sie war so stark, so fest in ihrem Glauben,
Als nun ihr Maler sprach mit ernstem Ton:
„Mein Freund, das zweite Mal ist's heute schon,
Daß du versuchst, den Frohsinn uns zu rauben.

Erst rief die Schatten dein Gesang herbei,
Und nun umwölkt uns deiner Worte Prägung;
Doch nenne, wie du willst, die heitre Regung,
Die in mir raunt, daß Leben Malen sei.
Ich brauche keine Deutung für mein Handeln;
Ich wart' auf keines Engels Erdenflug;
Nicht jedem offenbart sich Gott; genug
Ist's mir, den Weg, auf den's mich drängt, zu wandeln.

Nur schlecht begreifst das Rätsel du des Schönen, —
Was Kunst vermag, dir ward es nie bekannt,
Falls der Erlösung Ruf du läßt ertönen
Des Farbenmärchens frohem Kinderland.
Glaubst du, das Recht der Blume, schön zu schimmern,
Sei größer, wenn sie birgt der Heilung Kraft
Im Mark des Stiels und in der Blätter Saft,
Als wenn nur Duft ihr ward und Farbenflimmern?

Glaubst du, der Fink im Wald soll singen nur
Um den Betrübten Tröstung zu gewähren,
Und alles, draus gewinnbar keine Lehren,
Sei ohne Sinn im Buche der Natur?
Ich glaub' an unser Recht zur Lust am Leben,
Ans Recht auf Sang um Sanges willen auch,
Und daß dem Veilchen gleiches Recht gegeben
Wie Vogelbeeren und Wacholderstrauch.

Und, Hand aufs Herz, bekenne mir zuletzt,
Die Wahrheit kündend redlich und vollkommen:
Hast du den Ruf der Gnade klar vernommen,
Der dich dem Licht zum Wächter hat gesetzt?
Wardst von des Herren Pfingsten du durchdrungen?
Ist dir die Taube hoch herab genaht?
Ist vom Zenith die Stimme dir erklungen,
Einweihend alle deine Lebenstat?"

Es währt' ein Weilchen, ehe langsam reifend
Des Priesters Antwort Form und Ausdruck fand;
Auf seine Wangen fuhr ein Fieberbrand;
Er flüsterte, des Freundes Arm ergreifend:
„Ja, ich vernahm den Ruf; doch nur zu Zeiten.
Er wechselt wie der Mond, nimmt ab, nimmt zu;

Ich schwanke wie ein Meerschiff ohne Ruh',
Muß streitend beten und muß betend streiten.

Doch siegen will ich; erst in innrer Schlacht,
Dann über meiner Brüder Schar hienieden;
Ich feilsche nicht; es stellt mich nicht zufrieden
Ein Teil; ich will, daß alles sei vollbracht.
Das Krebsgeschwür der Zeit heißt Arbeitsteilung;
Von ihm wird alles totgeätzt, was ganz:
Der pflegt den Bauch, der seiner Seele Heilung,
Der ringt nach Wissen, der nach eitlem Glanz.

Sieh, drum ist dies Geschlecht versenkt im Schlamme.
Zwar zum gelobten Lande strebt der Knecht;
Doch durch das Leben schleicht er ohne Flamme,
Und wo er grade hinfällt, ist's ihm recht.
Der Mann, der für sein Ziel im Kampfe stände,
Der will und glaubt und sieht — sag', wo ist der?
Ich seh' auf Erden keine Menschen mehr;
Ich sehe nur noch Bäuche, Köpf' und Hände.

Doch Menschen waren's, die der Herr geschaffen.
Zu Menschen kam herab der Gottessohn; —
Denn Menschen waren's, die verloren schon
Vom Urteilsspruch vermocht sich loszuraffen.
Nun liegt in Trümmern fast die heilige Sache; —
Blick' du vom Gipfel auf des Volkes Bahn;
Vermagst du's, weine; bist du stark, so lache
Und rufe: „Ha, die schönste Kraft vertan!"

Nun ist dir kund die Richtschnur meiner Seele.
Genau erkenn' ich, was noch heil und echt;
Das Lebenswerk, das ich als Mann mir wähle,
Ist, wieder ganz zu machen dies Geschlecht.
Die Zeit der Wunder ist hinabgetaucht,
Und keinen Adam schafft mehr Gott auf Erden;
's ist Manneshilfe, die der Schöpfer braucht,
Wenn das Geschlecht ins Gleis gebracht soll werden.

Drum in die Welt zu gehn bin ich gewillt
Und dort zu sammeln die zerstreuten Glieder,
Damit den wahren, ganzen Menschen wieder

Ich schaffen kann nach Gottes Ebenbild.
Dir und den Deinen künde drum ich Zwist
Und allen, die das Volk im Wahn verfingen,
Wahrheit sei stückweis feil; denn Wahrheit ist
In nichts, wenn sie nicht ist in allen Dingen!"

Es schwamm mit eines scheuen Vogels Blicke
Die Braut auf seines Denkens trotziger Flut;
Ihr war, als ob sie vor der Wucht erstücke
Des Willenssturms in seinem starken Mut.
Doch Ejnar schüttelte das blonde Haupt
Und sprach mit heiter freundlichen Gebärden:
„Ich seh', du hältst als Mann, was ich geglaubt
Vom Kind: die Rute dieser Welt zu werden.

Noch denk' ich aus der Schulzeit mancher Stunde,
Da träumend von den Sagen grauer Zeit,
So voll von Unrecht und Gewalt und Leid,
Wir fortgebaut auf unsres Wissens Grunde;
Bedrängten wolltest du dich nie verbünden,
Hast frevlerischem Treiben nie gewehrt;
Du ließest Schlimmstes zu; doch nach den Sünden
Schwangst heftig du das scharfe Racheschwert.

So treibt nun heute dich der gleiche Zorn,
Jählings die Welt zu heben aus den Angeln;
Jedoch für jedes ausgetilgte Korn, —
Das wisse —, darf ein bessrer Keim nicht mangeln.
Lösch nicht die Fackel aus, obwohl sie schwelt,
Eh du dem Volk ein hellres Licht erschlossen;
Streich aus der Sprache nicht die alten Glossen,
Eh neuer Inhalt neue Worte wählt.

Bedenk' auch, daß Beruf und Lebenslagen
Oft auf dem Kriegsfuß stehn. Dem Stiftskaplan
Erschließt sich kaum die Reformatorbahn;
Nicht weit kann im Gebirg die Stimme tragen.
Versteh mich wohl. Ich weiß, von schlichtem Herd
Kam mancher Kämpe, der die Welt bewegte; —
Doch dieses Volk besitzt nur Schillingswert;
Verfälsch den Stempel nicht, den Gott ihm prägte."

Da gluckste was im Priester wie ein Lachen,
Das starb, bevor's zur Lippe Bahn sich brach;
Den feinen Mund umspielt von einem schwachen
Hohnschimmer, hob er wieder an und sprach:
„Ja, in zwei Teile ist dies Volk gespalten!
Ein Volk der großen Taten ist's beim Wein,
Wenn Sang und Wort die Schwingen ihm entfalten
Und seinen Geist aus Alltagshaft befrein.

Es ist ein Volk, reich an Erinnerung,
Ein Volk, das weiland sich als groß erwiesen;
Es ist ein Volk von Riesinnen und Riesen
Bei seiner Skaldenlieder hehrem Schwung.
Es ist ein Volk ohn' Ängsten und Ermüden,
Ein Volk, das seine Faust nach Osten ballt,
Ein Volk, das auf der Wache steht nach Süden —
Wenn beim Gelag des Redners Stimme schallt.

Es ist ein Volk, wo jedermann so bieder,
Daß von ihm lernen kann der Erdenkreis
Jedweden Vorzug, jeder Ehre Preis; —
So schrieb's ja einst ein Wahrheitszeuge nieder.
Ein Volk, das sich erwählt glaubt zum Versuch,
Vom Felsenwinkel aus die Welt zu lenken,
Das wuchs, den lahmen Zeitgeist einzurenken;
So ist dies Volk — nach dem Zensurenbuch.

Doch hüllt die Zeit sich in Gewitterdüfte
Und fordert Lebenstaten statt Geschwatz,
Den Stahl anstatt des Stocks und als den Platz
Des leeren Ledersacks die linke Hüfte, —
Was dann sind diese Männer, diese Frau'n?
Ein Volk, das bar ist aller Fähigkeiten,
Ein Volk, das völlig ohne Selbstvertraun
Dem eignen Horizont sich läßt entgleiten.

Dann schreit das Weib, dann weicht zurück der Mann,
Für Flehn und Mahnruf taub und ohne Regung;
Wir heißen arme Strandbewohner dann
Und danken Gott für unsre Schillingsprägung.
Was kümmert uns das Stelldichein der Kraft?
Was kann der Sohn der Felsen dort verschenken?

Ist's doch sein ewig Amt, gewissenhaft
Sein Boot zu steuern und den Pflug zu lenken.

Trifft uns die Schuld, wenn schon uns droht im Nacken
Der Feind? Auf andre bürden wir die Last
Der Opfer. Nur zum Schmuck schnitt ein Phantast
In Norwegs Fahne Risse ein und Zacken.
Nein, mögen großer Völker Wangen glühn,
Wenn sich die Zeit erhebt in heißen Fluten; —
Zu pflügen Erd' und Meer ist unser Mühn;
Wir sind bestimmt, zu schwitzen, nicht zu bluten.

Zehn Jahr' noch, und in klammer Halbnacht wird
Volksfinsternis ein Zwerggeschlecht umfloren,
Wo zwischen Gut und Bös der Wille irrt,
Dumpf jeder Geist und jedes Herz erfroren.
Dann brüten Kohlenwolken überm Land,
Wie Aschenregen einst auf alten Städten;
Doch keiner sieht des Fluches schwere Hand,
Und keiner denkt sich durch die Flucht zu retten.

Im Gegenteil! In krummen Bergwerksgängen
Fühlt sich die Knirpsschar wohl; sie wird das Erz
Beim Sang der tropfenden Gewässer sprengen,
Und bucklig wie ihr Rücken wird ihr Herz.
Sein Pochen wird der Hammerschlag ertöten
Und jeden Seelenschrei der Säge Schall;
Kein Herz wird brechen von der Freunde Nöten,
Kein Lächeln fliehn bei der Genossen Fall.

Und löscht des Zweifels Werwolf unter Kläffen
Und Hohn im Nord sogar des Glaubens Licht,
Des Zwerges Enkel grämt sich drüber nicht.
Das mag die andern, doch nicht ihn betreffen.
Er, der aus einem Zänkervolke stammt,
Das ohne Kampf und Sieg und Aufwärtsstreben,
Begnügt sich, wenn er hinter diesem Leben
Halbwegs wird selig oder halb verdammt.

Nichts will er von den Nägelspuren wissen,
Von Ängsten auf des Ölbergs Todesbahn
Und Blutrubinen, als der Dornenzahn

In großer Stunde Christi Stirn zerrissen.
Die andern sind's, für die der Herr erlag,
Für die als Liebekünder er gestritten; —
Und nur des ewigen Juden Knieriemschlag
Hat unser Heiland für dies Volk erlitten!" —

Ihm ward nicht Antwort. Wie wenn einer Schar
Von Kindern, die nach Beeren suchten, brummend
Plötzlich ein Bär begegnet, so verstummend
Stand mitten auf dem Pfad vor ihm das Paar.
Den Blick gebannt vom zornigen Bild voll Schreck,
Die kalten Hände ineinander schmiegend,
Rückstarrend lautlos, wirr der Angst erliegend,
So schlichen sie davon wie ins Versteck.

Ejnar, sobald sie seinem Aug' entschwunden,
Zog Atem, wie nach einer harten Schlacht,
Und sie wie eine, die sich in der Nacht
Schwer unter einem bösen Alp gewunden.
Er wollte singen; doch die Zunge klebte; —
Er wollte lachen; doch gefror der Ton; —
Er wollte scherzen; doch der Scherz entschwebte,
Ein Vogel, der dem Fehlschuß ist entflohn.

Da wandt' er zu des Südens Pinie hin,
Zum Lorbeerhain, zum Golde der Zitrone,
Zum Sommerleben in der warmen Zone,
Zur vollen, glühnden Traube seinen Sinn.
Ihr Ohr erschloß der Schildrung kaum die Pforte;
Sie hob den Blick, dem's noch an Kraft gebrach,
Zum Meer und sagte nur die schlichten Worte:
„Doch sahst du, wie er wuchs, indem er sprach?"

Die Kirchenwege

Ein Märchen gibt's vom Troll, der irgendwie
Versucht war, einen Fjord zu überspringen:
Er sprang zu kurz, blieb stehen, und es gingen
Ihm hundert Faden Wasser bis ans Knie.
Für solche Kerle scheint der Pfad bestimmt,
Der von den Gipfeln bis zum Fjord hernieder,
Ein Doppeltal zerteilend in drei Glieder,
Auf drei gewaltigen Stufen abwärts klimmt.

Geh stundenlang und schaue dann nach oben,
So wähnst du dich am Fuß der Bergeswand;
Doch unten, wo der Lauf des Tals verschoben,
Erreichst du neuer schroffer Tiefe Rand.
Eng, schwarz und schneefrei ist das obre Tal;
Eisbäche stürzen schnell vorüber dorten.
Das untre, baumlos auch, ist grau und schmal:
Da lebt und stirbt der Mensch wie allerorten.

Doch glaub nur nicht, am Fjorde hier zu sein,
Wo spärliche Bevölkrung ein lebendig
Gefild abgrenzt vom toten Felsgestein,
Die Sonne kalt ist und die Not beständig.
Erst steige tiefer noch hinab den Pfad:
Da siehst du Gaue, die nicht diesen gleichen;
Auf großen Äckern wächst die volle Saat;
Dort reift das Obst; dort sind zu Haus die Reichen.

Im obern Tale waren sie zusammen
Gestoßen wie ein Wetterwolkenhauf;
Vom Prall entstand ein Donnern und ein Flammen,
Und aus einander stoben sie darauf.
Das Paar schritt abwärts, seinen Weg vollendend;
Doch Brand am steilen Hang, der ihm bekannt,
Nachdem sein Ränzel fester er gespannt,
Ging Schritt für Schritt den Blick nach innen wendend.

Kreuzträgerglück durchglühte sein Gesicht.
Ihn ließ die schmerzenvolle Lust erwarmen,
Die sehrend aus dem Wort „bereuen" bricht
Im Zwiespalt von Verfluchen und Umarmen.
Der sommerfrohe Sänger war nun stumm.
Er war es, der ihn um sein Lied betrogen,
Den Blick zur Sonne erdwärts ihm gezogen;
Er sah sein Werk und fühlte Reue drum.

Im Sprung die Arme vor des Windes Braus
Weit öffnend wie zu innigem Umfangen,
Und heiße, salzige Tränen auf den Wangen,
Rief, wie in Angst, er Ejnars Namen aus.
Er wurde nicht gehört. Die Eile schwand,
Die Pein im Blut ward linder; eine Strecke

Ging er voran bis an die Gipfelecke,
Wo sich der Pfad zum Fuß des Berges wand.

Tief unter sich konnt' er noch sehn die Zwei,
Doch Pferd und Führer längst nicht mehr gewahren;
Sie trat auf einen Holzsteg; sein Gebahren
Verriet die Furcht, ob der wohl haltbar sei.
Doch kamen sie hinüber ohne Schäden
Und schritten durch den feuchten Schluchtbereich; —
Sie ging und trug der Menschenmutter gleich
Gewonnen Wissen und verlornes Eden.

Sie schwanden bald ihm zwischen Fels und Hag;
Doch Brand fuhr fort, in traurigem Verharren
Von seiner Höh' zum Tal hinabzustarren; —
Es war sein Heimatsdorf, das unten lag.
Er kannte wohl die krumme schwarze Lache,
Den Hügel, der von Birken dünn besteckt,
Das Kirchhoftor mit seinem Quaderdache,
Den morschen Steg, die Kirche teergedeckt.

Der Nachbarorte, ringsumher zerstreut,
Entsann er sich und jeder Wegeswende;
Der rote Schuppen stand noch im Gelände;
Jedoch verkleinert schien ihm alles heut.
Er sah des Fjordes breite Kluft wie weiland;
Er sah ein Boot, vorm Wind dem Lande nah,
Den Schiffssteg und ein weiß Gehöft; — er sah
Den Hof der Händlerwitwe auf dem Eiland.

Es war der Mutter Hof, das Heim der Kindheit,
Wo sich im Strandgeröll sein Schritt geübt.
Ein tausendfach Erinnern nahm die Blindheit
Vom Blick, den jenes Eine lang getrübt.
Die bunten Bilder sucht' er zu verjagen;
Doch wieder kam ihr foppendes Gedräng;
„Brand, weißt du noch?" so quälten ihre Fragen; —
Vom Schreck der Heimat ward die Brust ihm eng.

Als Druck empfand er's, sich verwandt zu wissen
Mit etwas außer ihm, so fremd und weit.
Ihm war die Hälfte seiner Kraft entrissen

Vor dieser Bürde der Gemeinsamkeit.
Was jüngst er Großes wollte, schien verloren;
Sein Seelenflug ward lahm, sein Sinn ward kühl.
Er hatte bei der Heimkunft ein Gefühl
Wie Simson, als die Dirne ihn geschoren.

Er streckt' am Weg sich hin auf eine Scholle,
Und sein Gedanke wurde halb zum Wort:
„Es ist, als schrien von allen Felsen Trolle,
Als stünd' ein weinendes Gespenst am Fjord.
Ja, ja, ihr dürft vertrauten Gruß mir spenden,
Obwohl ich wuchs, seit wir zuletzt uns sahn; —
Ich bin geschnitzt aus eurer Sippschaft Lenden;
Drum als Verwandten wollt ihr mich empfahn.

Seht nun, wie's trüb und kalt wird beim Begegnen;
Ein Wetter zieht herauf, das freut den Gast!
Da draußen fängt's in Strömen an zu regnen;
Die Segel reßt das Boot; es brach sein Mast.
Streich, Sturm, um Stirn und Wange kühl und feucht!
Feg' rein die Luft von der Erinnrung Dünsten;
Pest liegt in ihnen, die von keinen Künsten,
Nur von dem Wind der Ferne wird verscheucht.

Der Mutter Hof; — sieh, frisch ist sein Verputz;
Das Ziegeldach, die Fensterrahmen blinken, —
Doch vor der Wittrung beut kein Baum ihm Schutz;
Nie kann ihm warm die Mittagssonne winken.
Hier geht sie Jahr für Jahr, sich ewig gleich,
Die Kette steter Unrast um die Glieder,
Besorgt die Wirtschaft, rechnet und wird reich,
So reich, daß dran zu denken mir zuwider."

Herb klang's wie Weinen, als er plötzlich lachte;
Sein Auge senkte sich zum Hang hinab; —
Die Stimme war gedämpft, keck, scharf und knapp,
Indem er halblaut wie im Traume dachte:
„Der Nußbaumwald! Ich kann mich sein entsinnen!
Dort sah ich erstmals den norwegischen Mut;
Dort sah ich erstmals das norwegische Blut,
Sah, wie's in unsern Zeiten pflegt zu rinnen.

Ein klarer Herbsttag war's; es kommt mir vor
Wie heut: der Haselbaum stand braun und golden,
Die Vogelbeere hing in roten Dolden,
Und tausendstimmig sang ein Vogelchor.
Wir waren auf dem Heimweg; ich zuletzt;
Nach einer Hülse langend mußt' ich klettern.
Da tönte raschelnd in den dürren Blättern
Ein Schritt, und einen Mann gewahrt' ich jetzt.

Er ging, und unterm Wams trug er ein Beil,
Stets rückwärts spähend; einmal sank er nieder,
Wie von der Müh' betäubt; doch mittlerweil
Erholt' er sich, stand auf, schien ruhig wieder.
Er legt' auf einen Stamm, gefällt vom Winde,
Das Beil, zog aus der Tasch' ein Tuch, ein Band,
Sah nochmals scheu sich um und hieb geschwinde
Sich einen Finger von der rechten Hand.

Ich sah den Blutstrahl; mehr ward mir nicht klar;
Ich floh und hielt, was ich gesehn, verborgen.
Doch ging mit andern ich am nächsten Morgen
Zum Amtshaus, wo die Rekrutierung war.
Der Hauptmann saß an einem Tische drinnen
Mit Arzt und Vogt und Schreiber und Gensdarm.
Rings von des Kirchspiels Männern stand ein Schwarm
Und flüsterte, nun werde Krieg beginnen.

Und Mann für Mann ward aus der Jugendgruppe
Geprüft, gemessen und ins Protokoll
Geschrieben; dann begab er sorgenvoll
Zurück sich zu der herzbeklommnen Truppe.
Zuletzt kam einer mit verbundner Hand.
Ich sah, wie zögernd Fuß vor Fuß er setzte,
Und Schweiß die todesbleiche Stirn ihm netzte; —
Ich hatt' ihn auf den ersten Blick erkannt.

Er zeigte denen, die versammelt waren
Am langen Tische, seine Hand im Tuch
Und sagte stotternd, daß ihm beim Versuch
Zu mähn die Sichel in die Hand gefahren;
Ein böser Zufall hab' es angezettelt.
Er stand, ein Bild des Leids der ganzen Welt,

Wie einer, den beim Lügen Reu' befällt,
Wie die Verzweiflung, die um Gnade bettelt.

Vollzählig drängte die Gemeinde sich
Heran, stieg auf die Bänke, stand auf Zehen;
Dieweil zu schwatzen sie vergaß vor Spähen,
Traf jeder Blick den Burschen wie ein Stich.
Still ward am Tisch beratschlagt unterdessen.
Der alte Hauptmann, dessen Haar wie Schnee,
Erhob sich, schien ein Wort hinabzupressen,
Spie aus, wies nach der Tür und sagte: ‚Geh!'

Er ging. Beiseite wich man und erschloß
Den Weg, daß leicht er konnte durchgelangen; —
Rot wie das Blut, das aus dem Finger schoß,
Erglühte nun das Blut auf seinen Wangen.
Er ging und stieg bergan; vom Hofgebiet
Sah man ihm nach mit vorgereckten Hälsen;
Er stieg, bis man ihn nicht mehr unterschied; —
Er war zu Haus da droben in den Felsen.

An diesen Burschen dacht' ich oft genug,
Zumal an jenem Maitag, als mit Singen
Die Bürger auf dem Markt im Feierzug
Zur Statue des Freiheitsmannes gingen.
Ich tat als Fuchs zum ersten Male mit,
Ging mit der Jugend frisch und lebenskräftig,
Und die Begeisterung ergriff mich heftig
In dieser Volksflut, die da sang und schritt.

Die breite Straße war dem Zug zu schmal,
Voll jedes Fenster, alle Treppendielen;
Da traf uns mancher holden Augen Strahl,
Und Bänder blinkten, bunte Blumen fielen.
Die Fahnen wallten, die Kanonen dröhnten,
Staub wie am Schlachttag nahm die Aussicht fort,
Die Knaben trommelten, Choräle tönten,
Und Herzen sangen: ‚Hehr ist unser Nord!'

Ums Denkmal scharte sich in dichtem Hauf
Des Landes blühnde Hoffnung, viele tausend.
Still ward's; nur wie Erwartung klang es brausend.

Da stieg ein Mann aufs Postament hinauf.
Heilruf und Klatschen scholl zu seinen Füßen,
Und Hurra gellte zum Trompetenschall;
‚Da ist er!‘ klang es freudig überall;
Ein Volk schien seinen Skalden zu begrüßen.

Des Volkes großer Dichter war der Mann.
Breitschultrig, stark, das blonde Haupt in Blöße;
Er lehnte sich am Sockellöwen an,
Dem Schwarm zum Augenschmaus, wie's Pflicht der Größe.
Und als der Beifallslärm von kreuz und quer
In neuem Ruf und Klatschen ihn umklungen,
Da hob er an und sprach aus vollen Lungen
In Prosa erst, in Versen hinterher.

Erst sprach er von des Morgenrots Beginn
Im Eidsvoldhain nach langem Knechtschaftsdunkel;
Dann sprach er von des Freiheithorts Gefunkel
Und von des Tages festlich großem Sinn.
Sein Auge schwamm in feuchtem Nebelglanze,
Von dem der Blick der Massen ward entfacht
Zu einem Feuer, wie wenn Tag und Nacht
Man um die Bowle kreist in wildem Tanze.

Dann sprach er von der Kette der Geschlechter
Von einst bis jetzt mit mächtigem Redeschwall;
Er tat in Bann der Volksgottheit Verächter,
Und weithin wogte dieser Worte Schall:
‚Das Blut, das in norwegischen Adern glüht,
Hat in Jarl Haakons Adern schon geflutet;
Die Glut, die auf norwegischen Wangen sprüht,
Hat schon des Donnergottes Wang' umglutet!‘

Des Bluts im Walde mußt' ich da gedenken,
Der Wange, die am langen Tisch entbrannt; —
Ich spürte tröpfelnd Eis in den Gelenken,
Ein Blitz durchbrach den Traum, der mich gebannt.
Ich sah mich um. Ward kein Gelächter laut?
Nein, atemloses Lauschen; nur ein Surren
Ertönte wie der Katze wohlig Schnurren,
Wenn man sie streichelt und das Kinn ihr kraut.

Er kitzelte den Schwarm, und dem war's recht.
Nur mir grub sich ins Fleisch der Wahrheit Zange;
Ich wußte ja, weswegen dies Geschlecht
Sein Blut vergießt und Glut hat auf der Wange.
Ich rannte fort, als ob aus Schlamm und Müll
Ein Teufelstroß dem Fest die Fahnen trüge;
Doch hinter mir mit donnerndem Gebrüll
Bekräftigte mein Volk des Skalden Lüge!"

Er sprang empor; dort lag im Dämmerlicht
Das Kirchspiel, naß und schwarz. Wie ein Gewitter,
Das eingeschlummert, war sein Angesicht,
Sein Blick nicht streng nur, sondern hart und bitter.
Er glich dem Moses, dieser junge Pfarrer; —
Im Zorn des alten Testaments, ein Aar
Des Herrn, sah er ums goldne Kalb in starrer
Einöde tanzen seines Volkes Schar.

Doch seine Stirn, von Schatten wieder frei,
Ward mählich heiter und zur Ruh' geglättet.
Er sah ein Boot, vom Strande losgekettet, —
Und hinterm Küstenvorsprung sah er zwei.
Bald sah er zehn, die nach der Mündung glitten;
Die Wege wimmelten; das Dorf zog aus
In hellen Scharen, und sie alle schritten
Zum gleichen Ziel, dem alten Gotteshaus.

Die Kirchzeit war's. Er hielt den Blick von oben
Dem seltsam stillen Treiben zugekehrt,
Bis Worte leis ihm aus der Brust sich hoben:
„Was sind für Gott wohl diese Seelen wert?
Rings nun sind heilige Stunden auf der Erde;
Dort weisen tausend Türme himmelwärts;
Dort klingt die Orgel, dort der Glocken Erz;
Dort ruft zum Frieden Meßgesang die Herde.

Dort gibt es Sonne; dort ist's hoch zum Himmel;
Dort wird der Geist vom Geiste blankgefegt;
Die Denkkraft als metallner Henkel trägt
Empor dort jeden über das Gewimmel.
Dort schweben Engel, groß und stark und still,
Hernieder, Botschaft dem Geschlecht zu bringen; —

Zu Gott vermag man dort sich durchzuringen;
Denn es genügt schon, daß man wacht und will.

Doch hier die Kirche mit dem Schindeldach!
Zur Höhe zeigt nicht Turm, nicht Kreuz, nicht Spitze;
Kein Glockenton, kein Orgelklang wird wach;
Sie liegt geklemmt in eine Felsenritze.
Wie eng der Himmel zwischen Schneebergwänden!
Wie schwer auf düstern Höhn des Nebels Flor!
Und dennoch, krabbelnd wälzt von allen Enden
Sich die Gemeinde nach dem Kirchentor.

Auch dieses stille Volk ist gern am Ort,
Dem Weltchor seine Stimmen zu verweben.
Was gab denn ihnen Gott, sich zu erheben?
Sandt' ihnen er die Taube mit dem Wort?
Was außerm nackten Dasein ward ihr Lehn?
Was mahnt sie wohl, den Herrn zu benedeien?
Sein strenger Werberuf ließ sie entstehn,
Damit sie hier des Elends Kinder seien.

Eins möcht' ich wissen. Wenn die Menschen all'
Vorm Tage der Erlösung bis auf diese
Zu Grunde gingen, — ob der Sündenfall
Auch dann durchs Blut sich als getilgt erwiese?
Ob Gott den Sohn für diese hätt' entsendet?
Ob für dies Häuflein Der das Kreuz empfahn?
So großes an so wenige gewendet?
Ich glaub', ich glaub', er hätt' es doch getan!"

Schnell stieg er nun bergab zu seinem Ziel.
Doch eben jetzt ein Steinchen sah er fliegen
Auf seinen Pfad; das rollte weiter, fiel
Und blieb tief unten auf dem Abhang liegen.
Er schielt' empor; — da stand ein struppiger Hund;
Sein Spitzohr war gespannt, sein Auge wachend, —
Und gleich dahinter stand ein Mädchen lachend
Und hielt ein Tüchlein sich vor ihren Mund.

Sie schien erwachsen halb und halb noch Kind,
Üppig und sehnsuchtsvoll und frisch und heiß,
Uneinig mit sich selbst, kaum ganz mehr blind,

Ein Herz, das dumpf schon ahnt, wenngleich nicht weiß.
Sie stand, wie um durch Tränen ihn zu necken,
Und ihrer Brust schien wohl und weh zu Mut;
Gelbbraun war ihre Haut; man konnt' entdecken:
In ihren Adern sprang Zigeunerblut.

Sie hatte kurzes Haar, gleich einem Knaben.
Tief lag ihr Aug', und seine schwarze Nacht
War in des Priesters Anblick wie vergraben,
So seltsam lockend und doch unbedacht.
Der kurze Rock schlug flatternd um die Wade,
Den Fuß umschnürte fest ein Lederband;
Sie trug ein Bockshorn in der rechten Hand;
Die linke griff in einen Busch am Pfade.

Gleich Neugebornen staunend sah sie schräg
Auf ihn herab, der seinen Blick erhoben;
So trafen zwischen unten sich und oben
Wortlos zwei Fragen, mitten auf dem Weg.
Er fand die Sprache bald; sich mild verneigend
Frug er: „Grüß Gott, wohin des Wegs?" Doch sie,
Als hätte sie ein Stich getroffen, schrie,
Ließ los den Busch und floh, bergaufwärts steigend.

Ohn' Antwort klomm sie, klomm, auf ihrer Spur
Die Steine lösend, Heidekraut zerknickend.
Ganz oben stand sie still. Herunterblickend
Frostig und stumpf: „Zur Kirche!" rief sie nur.
Und weiter stieg sie — stieg noch immerzu,
Noch höher stets empor; dann stand sie wieder,
Die hohle Hand vorm Mund, — „Zur Kirche, du!"
Rief dieses Mal mit Lachen sie hernieder.

Sie stieg, bis hinter einem Gletscherzipfel,
Der kalt und körnig vorhing, sie verschwand.
„Zur Kirche!" klang es wie ein Schrei vom Gipfel;
Doch diesmal war der Ruf durchs Horn gesandt.
„Zur Kirche!" rief mit ihr der Wiederhall,
Bald hier, bald dort, in fernern Höhen immer,
Vom Gletscher bald, bald hinterm schwarzen Wall
Erhabner Kuppen voll Geröll und Glimmer.

„Zur Kirche!“ rief sie, bald nur mit dem Mund,
Bald durch das Horn, bald durch die hohlen Hände;
Weit flog's hinüber durch des Tales Grund,
Wie Echo schlug's vom nördlichen Gewände.
„Zur Kirche!“ scholl es, bald wie ein Gesang,
Bald wie Gelächter, bald wie ferne Glocken;
Bald wie ein Schrei, bald wie wenn Fiedelklang
In einer Wüste will zum Tanze locken.

Im Blute ward's dem Priester eisig kalt.
Still aufwärts starrend stand er lang und lauschend,
Indes die Stimme rollte, wechselnd, rauschend
Bald hinter ihm, bald vor ihm, seitwärts bald.
Zur Kirche wollte sie; doch tief im Tal
Lag unter ihm die Kirche; und die Schritte
Nahm sie bergan? Wohin? Zum Säulensaal
Des Hochgebirgs in rauher Gipfel Mitte.

Und doch zur Kirche! Kirche? Flackernd blinkte
Ein Name durch sein Hirn wie Blitzesschein;
Er kam, er schwand, er zischelte und winkte,
Schwebt' auf der Zunge; doch er fing ihn ein.
Erst klang er ihm so fremd, so wunderlich;
Doch immer mehr bekannte Züge kamen,
Bis von der Zeit zuletzt der Nebel wich
Und scharf der Heimat Licht beschien den Namen.

Er dacht' an ein entlegnes Tal weit drinnen,
Wo festgefrorner Schnee die Weite deckt;
Dort öffnet zwischen Zacken sich und Zinnen
Ein Spalt, von Firn und Gletscher halb versteckt.
Der Winter pflegt in Schneesturm, Frost und Tau
Dies überhängende Gewölb zu bilden; —
Ein lehmiger Fluß rinnt in des Tals Gefilden; —
Der Schatten färbt die Felswand schwärzlich blau.

Oft weit hinaus, halb übers Tal hin reichend,
Schiebt sich die Wölbung, ohne daß sie bricht;
Es zehrt an ihr der Eisbach höhlend, schleichend;
Doch jährlich größer wird das Schneegewicht.
Doch wenn einmal ein warmer Sommer naht,
Dann birst des Hochlands Werk mit Donnerrollen,

Da wächst der Bach, der Fluß ist wild geschwollen,
Und jäh zerschellt die Schneeburg auf dem Grat.

Die untre Schicht zerschmilzt, und ihren Fall
Vorauszukünden spaltet sie sich brüllend;
Ein Krach, ein Schneerauch, — dann mit lautem Knall
Stürzt sie hinab, das ganze Tal erfüllend.
Ein Donnerschlag reicht hin, ein Büchsenschuß,
So springt des Gletschers spröder Gurt in Stücke,
Und viele Jahre wälzt sich dann der Fluß
Unsichtbar vorwärts unter fester Brücke.

Es fiel ihm ein, was ihm als Kind die Magd
Erzählt von einem sonderbaren Funde.
Ein Mann, der einst gegangen auf die Jagd,
Ward nimmermehr gesehn seit jener Stunde.
Rentiere zu erlegen zog er fort,
Ein Schuß ging los, der Gletscher kam ins Gleiten; —
Genau noch wußte man den Tag und Ort,
Obwohl's geschehn war vor geraumen Zeiten.

Nach hundert Jahren ward sein Feuerrohr,
Dann die zermalmte Herde und der Schütze,
Das Weidtier, Hütte, Kugelbeutel, Mütze
Zu Tag gefördert aus dem harten Moor.
Da kamen groß und klein herbeigerannt;
Er selbst lief mit. Nun fing's ihm an zu tagen,
Trotz all den Jahren, die dazwischenlagen,
Wie man den schreckenvollen Ort genannt.

Eiskirche war sein Name. An der Stirne
Des Berges führt hinauf ein steiler Pfad;
Wer hin will, der muß hier vorüber grad,
Hier, wo vorbeigekommen war die Dirne.
Eiskirche hieß ihr Ziel. In ihrer Näh'
War ihm ein Hauch von Gletschern, Schneerauchwogen
Und Glatteiswetter um die Stirn geflogen;
Sie kam vom Schnee, so schien's, und ging zum Schnee.

Im Schneelicht sah des Heimatdorfes Tun
Und Treiben er, sein Schlummern und sein Kämpfen
Wie durch den Schleier aus des Rauhreifs Dämpfen,

Und quer durch diesen schreiten wollt' er nun.
Er wünscht' ein Pferd sich, um vorbeizujagen
An jedem Hof, zumal am Mutterhaus; —
Nichts mocht' er hören als das Funkenschlagen
Vom Huf des Pferds — und dann zum Fjord gradaus!

An Bord! An Bord! Wer setzt sich wohl gefangen,
Wenn frei und eben vor ihm liegt die Welt?
Wer sprengt Gestein auf unfruchtbarem Feld,
Wenn ein ererbtes Pflugland zu erlangen?
Wer pflanzt den Kern, damit er Obst ihm bringt,
Wenn trächtig bald der jungen Bäume Reiser?
Wer schreit im Tagewerksgewäsch sich heiser,
Wenn hell sein Aug' ist und sein Geist beschwingt?

Wer hält so billig feil sein höchstes Wagen?
Er dacht' an Ejnars Wort: dem Stiftskaplan
Erschließt sich kaum die Reformatorbahn;
Nicht weit kann im Gebirg die Stimme tragen.
Fort vom Gebirg zum Tag, der draußen flammt!
Er hob und reckte sich, den Sinn voll Stärke;
Der Herrgott saß und harrte seiner Werke. —
Ganz machen das Geschlecht, dies war sein Amt.

Er sah das Volk nicht wimmeln ihm zu Füßen.
Sein Weitblick war gebannt von höherm Pfad,
Des großen Werkes Festzug dort zu grüßen,
Mit Fall und Blut, mit Sieg nach Opfertat.
Fort sehnte sich mit innerster Gewalt
Sein einsam Herz vom engen Heimgehege;
Dort sah er schimmern *seine* Kirchenwege
Wie Sonnenschein durch einer Türe Spalt.

Was ging ihn jener Kirchgast an im Schnee, —
Das Brautpaar, das der Freude Kirchgang wählte,
Die Schar, die tief im engen Tal sich quälte?
Denn heilen soll er ja das Weltenweh!
Sein Wort soll treffen aller Menschen Ohr.
Er ging so stolz, als ob das Werk gelungen,
So groß, als hielt' ein Dornkranz ihn umschlungen.
Da blickt' er auf. Er stand am Kirchentor.

Vor der Kirche

Es gibt in Norweg Gaun, wo auf den Bahnen
Des Lebens man nur darbt, bis man ertrinkt,
Wo jed Geschlecht sich plackt, bis es versinkt
In Hochflut und Lawinen gleich den Ahnen.
Gemeinden gibt's, die könnte man aufs Haar
In eines Reichen Leutestube packen,
Und Kirchen gibt's, die würden jeden Nacken
Bedrücken, der vor Not nicht krumm schon war.

Ein solcher Gau war dies. Der Kirche Turm
War einem rauhen Windstoß längst erlegen,
Der Wände Anstrich fortgespült vom Regen,
Das Schnitzwerk mählich abgefault im Sturm.
Der alten Türe Schmuck war abgenützt,
Mit Teer verklebt die Schlangen und die Ranken,
Und statt der Drachen, die das Dach gestützt,
Sah nun man Strebepfeiler oder Planken.

Im Kreis zog auf dem Anger eine Hecke
Sich um der Fraun und Kinder Grabstatt her;
Die Männer ruhten all an anderm Flecke,
Ein Teil in öder Schlucht, ein Teil im Meer.
Der heilige Platz war schlecht gepflegt; doch pries
Der Torweg die Voraussicht der Erbauer,
Geräumig, groß, gewölbt für lange Dauer,
Sodaß den breiten Weg er deutlich wies.

Hier stand der Arzt der schwangern Zeit und lauschte;
Im Innern herrschte tiefe Grabesruh';
Kein Chor begrüßt' ihn, keine Messe rauschte;
Er griff die Klinke; doch die Tür blieb zu.
Das Kirchlein war gesperrt; kein Küster traun
Las hier, die Schrift ward nicht erläutert heute;
Er überstieg des Kirchhofs Heckenzaun;
Auch dort war's öd — wo waren nur die Leute?

Er lauschte; deutlich ihm zu Ohren drang
Ein Tönen durch der Lüfte schwülen Schlummer,
Das bald wie Ruf und bald wie Antwort klang;
Abwechselnd scholl ein Nam' und eine Nummer.
Just hinterm Kirchlein war's. Vom Schall geleitet,

Die Wegmark überstieg er, kam ihm nah.
Von einem frei gelegnen Hügel sah
Ein seltsam Bild er vor sich ausgebreitet.

Der rote Schuppen stand an einer Enge
Des Lands, um die der Fluß gewunden rinnt.
Das ganze Kirchspiel, Mann und Weib und Kind,
War hier geschart zu einer dichten Menge.
Sie glichen weniger Lebenden als Leichen,
Die Schläfen hohl, bleigrau des Auges Ring;
Und heiser war der Stimme Ton, zum Zeichen,
Daß hier der Hunger zur Versammlung ging.

Es war das alte Lied, das nie will enden.
Ein Mißjahr, dann ein Winter ohne Brot;
Ein Lenz mit leerem Mund und leeren Händen;
Dann eine Sommerzeit mit Seuch' und Tod.
Ein Aufruf, der Gehör nicht konnt' erhaschen,
Dann Armenbeistand, mürrisch und erquält,
Vorsichtiger Griff in Beutel und in Taschen,
Halbsättigend für den, dem alles fehlt.

Vorm Schuppentor saß, städtisch ausstaffiert,
Ein Bursche; seine Meerschaumpfeife brannte;
Am Rockknopf schlenkerte, wenn er sich wandte,
Ein alter Tabaksbeutel, goldverziert.
Er schien sich als den Herrscher hier zu wähnen;
Er las, er schrieb aufs Knie, und aus dem Kreis
Der bleichen Schar rief er bald den, bald jenen,
Getreid' und Brot verteilend löffelweis.

Er hatte Muße, kecken Spaß und Scherz
Der Eile seines Amtes zu gesellen;
Mit sattem Lächeln schweiften seine hellen
Zinnblauen, matten Augen allerwärts.
Wohlwollend glänzte seiner Wangen Rund;
Sein Kamerad schien jeder arme Schlucker;
Handschlag und Nicken teilt' er aus, bot Zucker
Den Kindern an, und nie stand still sein Mund.

„Da, Nils, ist Korn und Brot; fahr heim und iß;
Renn Teufelszucht und Hunger übern Haufen;

Faulenze nicht, mein Alter, — und vergiß,
Daß man fürn Groschen Branntwein sich kann kaufen!
Hier, Aslak, deins; — hinweg, du Tropf; mach' satt
Die deinen; freßt und denkt, die Welt ist euer; —
Doch, Kari, — sein Gesangbuch werft ins Feuer,
Ich meine das mit zweiundfünfzig Blatt."

So ging's fortwährend. Brot, Moral und Gerste,
Zur milden Gabe guter Lehren Zoll;
Ein Manne mit goldner Schnur hielt, beinah toll
Vor Lachen, sich den Bauch, als ob er berste.
Jedoch kein Laut drang aus der bleichen Schar;
Nur krampfhaft Lächeln überflog die Menge,
Und wer sein Teil, ob's viel, ob wenig war,
Empfing, schlich ohne Dank sich durchs Gedränge.

Die Seelen schienen so von Not entkräftet,
Als ob fürs Wollen drin kein Platz mehr frei,
Als hätte Hoffnungslosigkeit wie Blei
Sich an die Fersen dicht und schwer geheftet.
Es war, als ob der harte Sinn des Lebens
Ein Strafurteil, dem man sich wehrlos schmiegt,
Als wäre jedes Feilschens Müh' vergebens,
Da doch kein Streben hilft, kein Ringen siegt.

Brand sah hinab; das Paar vom Felsensteige
Gewahrt' er dort, den Führer und das Pferd;
Der Sattel war von seiner Last geleert,
Vom Reisesack ward grad verteilt die Neige.
Dann kam die Börse, Münz' um Münze, dran;
Die stille Schar nahm, was ihr zugemessen,
Und jeder ging verwirrt hinweg. Der Mann
Vorm Schuppen schien sein Amt fast zu vergessen.

Bald faßt' er sich und machte sich so breit,
Als hätt' er selbst dies Wunder herbeschieden;
Er rief den beiden zu: „Laßt euch nur Zeit!
Tut Gutes, daß es reicht; ich bin's zufrieden!
Teilt aus in Eimer und in Fingerhüte;
Das Größt' und Kleinste findet offne Hand"; —
In seinen Augen glänzte saftige Güte;
Er sah sich um, da fiel sein Blick auf Brand.

Er nickte, lachte, wies mit seiner Pfeife
Hinauf und rief: „Ein neuer Fang, seht her;
Sagt, ob ich nicht die Zeit beim Schopf ergreife;
Nun möcht' ich schwören, bald bekommt ihr mehr!
Willkommen Sie! Herab! Uns geht es arg!
Sie hörten wohl von Mißwachs, Überschwemmung?
Wir sitzen in der Wüste voll Beklemmung,
Und meiner Fische Vorrat ist zu karg."

Doch Brand blieb stehn, bleich, ernst, mit eisiger Kühle;
In diesem Augenblicke war er schön,
Und dennoch schien's, als ob sein Herz nicht fühle
Der Menge stilles Leid und ihr Gestöhn.
Er schüttelte das Haupt; mit trotzigem Mund
Sprach er: „Ja, Brotes hab' ich viele Laibe;
Doch eher als für euch die kleinste Scheibe,
Würf' ich das Ganze hin für einen Hund.

Wo ist der Sinn, der hier zu nehmen wagt?
Wo ist die Macht, die rückhaltlos hier spendet?
Wo ist der Geist, der, ohne daß er klagt,
Der Züchtigung sich beugt, die Gott ihm sendet?
Folgt mir; ich will euch bessern Lohn erbeuten
Für euer Streben, das vergeblich blieb;
Werft ab die Bürden, und ich werde deuten,
Was an die Wand für euch der Herrgott schrieb!"

Als ob ein König stünd' in ihrer Mitte,
So fügsam beugten sie sich seinem Wort,
Und als er ging, zog etwas ihre Schritte
Auf dieses Unbekannten Spuren fort.
Sie legten das Empfangne lautlos hin,
Nicht achtend, ob es viel war oder wenig,
Und folgten ihm zum Kirchtor untertänig,
Schweigsam, mit wunderlich gespanntem Sinn.

Geöffnet ward; zur Kanzel eilte Brand;
„Er ist ein Priester!" raunte man im Chore;
Doch jener, der so feist gelächelt, stand
Mürrisch als ungebetner Gast am Tore.
Es war da drinnen totenstill im Düstern;
Schnell füllten sich der Bänke Reihen dicht;

Der Priester auf der Kanzel schien zu flüstern;
Doch was er betete, verstand man nicht.

Nach kurzem Beten sprach er so: „Dies Eine
Bedenk, o Mensch, du lebst nicht nur vom Brot;
Wird nur gesorgt für deines Leibes Not,
Dann ist's, als reichte man statt Brot dir Steine.
Und kannst du deinen heißen Hunger stillen
Mit dem, was eine Hand dir überweist,
Dann wohnt dein Schöpfer nicht in deinem Willen,
Und keine Brücke führt dich hin zum Geist.

Heut Morgen stand ich hoch auf Bergeszinnen
Und sah auf jedem Fußweg euch gereiht;
Da meint' ich wohl, er leb' in euren Sinnen,
Der aus dem Tal der Drangsal uns befreit.
Mich, der geglaubt, daß nimmer der Gedanke
Euch weckt aus eures Daseins altem Gang,
Erhob es, daß ihr euch geschart im Drang,
Nach ihm zu greifen als der Rettungsplanke.

Leicht ist der Wahn, Gott hab' auf uns nicht acht,
Der Glaube leicht, sein Antlitz sei uns ferne,
Wenn nicht die Sonne aufgeht noch die Sterne,
Und wenn es weder Morgen ist noch Nacht;
Wenn grau in grau sich alle Dinge gleichen,
Dem Gestern wie dem Heut nur Not entquillt,
Im alten Rahmen stets das alte Bild,
So weit auch rückwärts unsre Augen reichen.

Wenn nichts zum Aufstieg treibt und nichts zum Falle,
Das Leben drückt gleichwie ein Nebelzelt,
Niemand sich abhärmt, niemand stöhnt und alle
Das Urteil tragen, wie es ward gefällt;
Wenn nicht ein Segen jemals noch ein Fluch
Des Tages Lauf belebt mit Licht und Schatten,
Dann droht des Menschen Seele zu ermatten
Und glaubt getilgt sich aus des Herren Buch." — —

Psychologie des Geschenkes/ von Joseph August Lux

Das japanische Sprichwort: „Wer das Unnötige kauft, wird alsbald nicht das Nötige kaufen können", enthält eine kleine, nichtige Philistermoral, gut für den Alltag, mit der sich aber auf die Dauer nicht leben läßt. Wir haben es durchaus nötig, für das Unnötige zu sorgen, denn das Notwendige sorgt mit Härte und mit Habgier für sich selbst und spottet der Seele, die arm und hungrig zusieht. Die arme hungrige Seele sehnt sich nach dem Schönen, nach den bunten Gaukeleien der leichten Phantasie, nach den berückenden Gaben des künstlerischen Genius, nach all den wünschenswerten Dingen, die der hohläugige, knickerische, bocksledene Alltagsverstand zu dem Unnötigen wirft. Was ist die ganze Kunst, der holde Trug des Schönen in den Augen dieses Pedanten? Nichts, nichts; eitel Lüge und Verführung sind sie in seinen Augen, eine schwere Verlegenheit, vor der man sich hüten muß. Die arme, gefesselte Phantasie möchte das Leben mit Märchenwundern erfüllen, mit vieldeutigem Tand, mit den Zaubergaben, die die Freude des Herzens entzünden und Glück, Glück in die lechzenden Seelen gießen. Wir haben es so nötig, all dieses Unnötige, wenn nicht das Leben ein Kerker werden soll; wir müssen fortwährend den überwachen, fürchterlichen Wächter Alltagsverstand, der vor Hellsichtigkeit schon gar nichts mehr sieht, zu betrügen, ihn einzuschläfern suchen, um die gefesselte Phantasie ein wenig zu befreien. Wir haben nicht groß den Mut dazu, wir können nicht töricht sein, weil wir nicht weise sind; das Geschwisterpaar Torheit und Weisheit ist längst von unserem Lebenspfad abgewichen. Was wir im kümmerlichen Alltag nicht tun sollen, das unentbehrliche, geliebte und verbotene Überflüssige, Unnötige, wir dürfen es ohne Ärgernis zu erregen, auf dem Wege des Geschenkes ins Leben hineinschmuggeln, wenn sich keine anderen Hintertüren finden. Beim Schenken dürfen wir Phantasie betätigen, das hat selbst unser übler Kerkermeister erlaubt. Die Stunde des Geschenkes ist die Stunde der Freiheit, wo wir die gefesselte Phantasie im Gefangenenhof spazieren führen dürfen. Dann wird der kahle Hof zum Granatapfelhaus, die wundervollen Lampen aus 1001 Nächten erglühen und die Schatzkammern des Ritters Blaubart springen gespenstig auf. Beim Schenken dürfen wir Phantasie betätigen. Wir dürfen es, wenn die holde Göttin am Leben ist, die uns vor innerer Krüppelhaftigkeit bewahrt. Menschen ohne Phantasie sind Krüppel.

Nichts ist unnütz, was irgendwie schön und edel ist. Unnütz und schädlich ist nur das Geschmacklose; die Kultur des Schenkens besteht in der Vermeidung dieses Geschmacklosen. Geschmacklos ist die Industrialisierung der kostbaren imaginären Werte, die fabriksmäßige Massenherstellung sogenannter Kunstgegenstände zu Geschenkszwecken, alle berüchtigten unechten oder echt-imitierten Geschenks-

waren, die in der Tat das Leben mit unerträglichem Plunder anfüllen. Was ist schließlich zum Schenken geeignet? Alles, die ganze Welt als Blumenpfand an das geliebte Herz gesteckt, mit Ausnahme der berüchtigten, professionsmäßigen Geschenksartikel. Die Meinung ist banal, daß als Geschenk nur ein Gegenstand dienen dürfe, der zu nichts zu brauchen ist. Alles, was inneren Wert besitzt, von Liebe erfüllt ist und die Weihen der Schönheit empfangen hat, dient einem menschlichen Gebrauch, wenn man unter Gebrauchsgegenständen nicht nur warme Unterhosen, sondern auch die Mittel zur Erweckung der Freude und vergeistigten Sinnlichkeit versteht. Wir dürfen auf den inneren Wert der Geschenke sehen, einem atavistischen Zuge zufolge, der uns von unseren primitiven, höhlenbewohnenden Vorfahren geblieben ist. Die „edlen Wilden" übten die Kultur des Schenkens in hohem Maß. Ihr ganzer Handel und Güteraustausch bestand in Schenkungsakten, geleitet von dem abwägenden Verständnis für das Wertverhältnis von Geschenk und Gegengeschenk. So groß war die primitive Schenkertugend, daß sie die Gabe oder Gegengabe zurückwies, wenn sie nicht der Erwartung entsprach. Die Verehrung tut ihr Bestes im Schenken. In der märchenblauen Wundernacht hinter dem feurigen Stern mit dem großen Goldschweif, ziehen die heiligen drei Könige mit Kostbarkeiten beladen. Was frommten dem Jesukindlein in der Dürftigkeit des Stalles zu Bethlehem die Gaben von Gold, Weihrauch und Myrrhen, Symbole der Hoheit und Anbetung, die durch die Welt leuchten, wenn es im Geschenk nach der banalen Notdurft ginge, nach dem erniedrigenden Mitleid, das sich mit ein paar Windeln bepackt haben würde? Noch heute beschenken sich die Könige wie die Wilden mit kostbaren Seltenheiten der Erde, mit exotischen Schaustücken für die Menagerie und ungewöhnlichen Kunstschöpfungen der Natur, für welche die gemeine Nützlichkeit ebensowenig einen Maßstab liefert, wie für die Kunstschöpfungen der Menschen. In den frühen religiös gestimmten Jahrhunderten und heute noch in kirchlich verklärten Ländern warten die hölzernen Madonnen auf die milden Gaben der Pilger, auf die Gaben aus Gold, Silber und kostbarer Seide, reich mit Edelsteinen besetzt, die die Schatzkammern berühmter Kirchen und Klöster mit unermeßlichem Reichtum füllen, Werke der Demut und Verehrung, Geschenke der Liebe, die der kalten Predigerlogik spotteten und im Flittertand des armen Dorfkirchleins die Dürftigkeit des Alltags in den Überfluß des Prunkhaften und Üppigen steigern möchte. Liebe, Liebe! Sie ist das Herz der schönen Dinge, die Lebenskraft der schönen Künste, der tiefe Sinn des edlen Geschenkes. Das Herz der Welt klopft in den kostbaren Sachen, die als heiliger Schrein ein Liebeszeichen wahren, wie die altbäuerlichen, kostbaren Stickereien, die in dieser unersetzlichen Vollendung nur der liebenden und schenkenden Hand entspringen konnten, wie alle die kostbaren Dinge, nicht nur den hölzernen Madonnen des Mittelalters und der Wallfahrtskirchen dargereicht, sondern auch den weltlichen Madonnen, die nicht aus Holz sind. All der holde Überfluß, der sich sorglos ausgebende Reichtum des sinnlich glühenden wundervollen 18. Jahrhunderts, erlesene Spitzen, Porzellane

von Sévres und Meißen, die in Miniatur bemalten Schlangenhautfächer, die Chinoiserien und was sonst die berühmten Kurtisanen für die gemeine Notdurft des Lebens brauchten. Die wundervollsten Dinge waren zum Schenken da, beglückend und über den Alltag erhebend, wie feurige, goldstrotzende Monstranzen auf den Altar des Lebens gestellt und erfüllt von dem Geiste der Liebe und Schönheit, triumphierend über die Kümmerlichkeiten des Daseins mit einem vielsagenden unverwitterten Lächeln. Die Kostbarkeit schwand, aber das Lächeln blieb an den Geschenken der Jahrhunderte hindurch bis herunter zu unserem seligen Biedermeier, an den eigenhändig verfertigten Wunsch- und Grußkarten mit aufgeklebten, aus Papier geschnittenen und bemalten Blumensträußen: „Zum Angebinde für Catharina am 25. November 1837", an all den nichtigen, vom Hauskunstfleiß erzeugten, bestickten und bemalten Tausendsächelchen, die auf Liebe und Freundschaft schwören, unbeholfen und rührend, trotz äußerer Armut innerlich reich an Gefühlen und Stimmungen und nicht weniger wertvoll, wie die aristokratische Vorgängerschaft. Alle Zeiten der Kultur sind durch den bewunderungswürdigen Mut des Schenkens ausgezeichnet; alle Zeiten der Unkultur, zu denen die Epoche der Galvanoplastik, der spezifischen Geschenksartikel und der berüchtigten „Prachteinbände für den Weihnachtstisch" gehören sind pfründnerhaft selbst in den Liebesgaben. Aber der Atavismus, das Geschenk nach dem Wert zu beurteilen, dauert fort und schafft die hohle Größe des Surrogats. Innerlich wertlos soll es doch nach möglichst viel aussehen, ein Kriterium aller landläufigen Geschenksartikel. Nichts bleibt, als das Bruchstück der äußeren Form, bloßer Scheinwert, elender Plunder, wahrhaft unnütz und schädlich. Der Schenker weiß es ganz gut. Er möchte nicht besitzen, was er schenkt. Das ist der Unterschied, der ihn von der kultivierten Persönlichkeit trennt: die kultivierte Persönlichkeit schenkt, was sie selbst zu besitzen wünscht.

Die moderne Geschenkkultur legt die Verpflichtung auf, Geschmack zu betätigen. Im allgemeinen werden Schundromane nicht zu Geschenkszwecken mißbraucht, wogegen das mit Schunderzeugnissen durchwegs der Fall ist. Das ist ein übles Zeichen. Der gute Geschmack, nach dem sich die Bildung sehnt, behütet vor dem Mißbrauch verpönter Dinge. Eine Rose auf Draht gesteckt, maschinell gepreßte Kleinodien (wofür wir das edle Wort Goldschmiedekunst führen), ein paar französische Bronzekandelaber in Barockform aus Zinkguß, letzte Neuheit, das schön gefärbelte Porträt der Gattin auf photographischem Grund, das sind Geschenksdinge, die auf dem gleichen Geschmacksniveau stehen. Dem melancholischen Kavalier einen kühlen Gruß von seiner Dame mit dem wohlverdienten Korb; der lieben guten Tante heißgestammelte Worte seitens des dankerfüllten Neffen mit der inständigen Bitte, die Kandelaber dem Vetter so und so zu bescheren, der es nötiger hat; dem liebenden Gatten zu seinem gehäuften Maß an Wonne und Glück die heimliche Bemerkung, daß solche Porträts mit zu jener Art von Kunst gehören, die nichts weiter sind, als eine der landläufigen geglückten

Spekulationen auf die Torheit des Publikums. Nein, nein also; auch der gute Geschmack will gelernt oder geübt sein, zumal es sich um die schwierige Abgewöhnung von Erziehungsfehlern handelt. Es kommt nicht auf die Kostspieligkeit an, sondern auf die Vermeidung von Blendern oder Fälschungen. Der Frühflorentiner und selbst der Biedermeier hatte nicht so nötig nach der Qualität zu fragen, weil sich das in ihrer Zeit von selbst verstand. Das ist mit ein Grund, warum wir so sehr das Alte lieben und Geschenkseinkäufe gern beim Antiquar machen, auf die Gefahr hin, danebenzugreifen und auf die 70 bis 90 Prozente an Falsifikaten hineinzufallen. Nicht so sehr die Eigentümlichkeit der Form, als vielmehr die innere Gediegenheit ist das wesentliche Kennzeichen der Kultur, um die wir die Vergangenheit beneiden. Wir können diese Kultur aus eigener Kraft jederzeit wieder betätigen, wenn wir nur wollen. Der gute Geschmack drückt sich vor allem in dem Verzicht auf äußerliche Prätension und in dem Sinn für die Güte aus. Diesen Sinn bedingt das Geschenk, das seiner Natur nach der Pflege des Schönen dient und als Symbol der zarten Aufmerksamkeit und der liebenden Verehrung das Beste tun möchte mit feinem Verständnis für die leisen Wünsche, die den Flug hoch über die banalen Alltäglichkeiten nehmen. Darum lieben wir auch die Bücher und schenken sie gerne. Neben den Blumen, diesen unverbindlichsten Spenden verbindlicher Lebensart, stehen die Bücher als die gern ergriffenen Gaben, die fast so unkörperhaft erachtet sind, wie die Blumen und wie diese nicht zu drückenden Gegenpflichten verbinden. Sie umstehen das Leben und ziehen die Blicke an wie geheimnisvolle Spiegel, in denen unsere eigenen furchtsamen und zugleich phantastischen Träume sichtbar werden, und geben der Welt ein neues, unerwartetes, erschreckendes oder beglückendes Gesicht. Von den Büchern darf man mit Recht das Ungewöhnliche erwarten, das Äußerste in bezug auf die Schönheit des Wortes, auf die Furchtlosigkeit der Gedanken und auf die Kühnheit der Phantasie, die uns wie eine Meereswoge schaukelnd fortführen und an allen lichten und dunklen Gestaden des Lebens zauberhaft vorübertragen darf. Das moderne Geschenk will den erlesenen Inhalt nicht in schundmäßiger Form darbieten. Es will in einem edlen Materialgewand erscheinen und darin ein erhöhtes Zeichen der Ehrerbietung oder zumindest der Kultur des Schenkers geben. Er sieht nicht nur auf die Schönheit des Papieres und des Druckes, sondern, wenn diese Dinge in Ordnung sind, auf die künstlerischen Eigenschaften des Einbandes. Die falschen Bünde, die maschinelle Drahtheftung, die zerfägten Rücken, die Lederimitation, der schreiende, aufgepreßte Deckelzierat und andere Merkmale der gewöhnlichen Marktware sind verpönt. Der Kunstbuchbinder tritt wieder in den Vordergrund und findet Liebhaber und Kenner. Ein guter kunsthandwerklicher Einband kostet zwar ein erhebliches Stück Geld, was nicht zu vermeiden ist, wenn wir einem einzelnen bevorzugten Buch eine hervorragende Ausstattung geben wollen, um damit dauernde Freude zu erwecken. Wie sieht es damit in den modernen Privatbibliotheken aus, selbst in solchen, die nach den Entwürfen

moderner Raumkünstler im Eigenhaus kostbar ausgestattet sind? Ach, bitte lieber nicht genau hinzusehen, wo häufig hinter facettierten Gläsern neben dem Ruskin und neben dem Studio die zerfetzten Rücken schlecht gebundener oder broschierter Bücher hervorgucken, verräterisch und beschämend wie ein zerrissenes Hemd unter dem hochmodernen Kulturanstrich. Auch das Geschenk steht im Dienste einer zur Herrschaft drängenden Zeitidee, und ist das unwiderstehlichste, überzeugendste Mittel, Kultur zu verbreiten. Das Kleinste im richtigen Sinn getan, berechtigt zu den größten Wirkungen. Der vornehme Schenker wird auf die vornehme Toilette des Buches ein erhöhtes Augenmerk richten und damit eine feine Lehre geben. Der vornehme Schenker weiß ganz genau, daß sein Beispiel mit der Kraft des überlegenen Persönlichen wirkt. Denn das ist der geheime Sinn des Schenkens, daß es die Seelen unterwirft und sie dem Gebenden untertan macht. Es befestigt die geistige Herrschaft nach dem Grad des Geschenkes und seiner inneren Güte. Nach den augenblicklich geltenden Anschauungen gibt es kein auszeichnenderes Lob, als geschmackvoll zu gelten, wahrscheinlich deshalb, weil der gute Geschmack noch zu dem Ungewöhnlichen gehört. Das moderne Geschenk sucht darin das Äußerste zu bieten und stellt die höchsten Anforderungen im Einzelnen, eine ungewöhnliche Sorgfalt, die nichts ungeprüft läßt. Denn, wie das Geschenk Liebe und Anhänglichkeit erzeugen und nähren kann, so kann es auch Haß und Verachtung erwecken. Dieses geschieht in der Regel, wenn der Scheinwert oder die Talmihaftigkeit einer vielversprechenden Gabe erkannt und die Lüge entschleiert ist. Dagegen wirkt das edle Geschenk unablässig mahnend, bekehrend, revolutionierend, wenn der Beschenkte nicht ganz hoffnungslos ist. Dann wird ihn selbst die bedeutsam überreichte Streichholzbüchse, wenn sie sehr edel in Form und Ausführung ist, nicht eher ruhen lassen, bis er nicht sein äußeres Wesen, seine Wohnung, sein Haus, mit der tadellosen Streichholzbüchse in Übereinstimmung gesetzt hat.

Am stärksten / Novelle von Herman Bang

ir saßen im „Zoologischen Garten" vor dem Restaurant. Die weißen Blumen längs der Balustrade leuchteten in dem schwindenden Tag mit einem eigenartigen und starken Schein — Blumen bekommen einen Phosphorglanz beim nahenden Gewitter — wie ein Kranz von weißem Feuer. Vor uns in den großen Teichen breiteten die Flamingos, unruhig, die flatternden, hellroten Flügel aus, so daß sie Orchideen glichen, die sich aus dem Wasser erhoben hatten und im Windzug hin- und herschwankten. Und die Schreie der Geier — wenn wir uns vorbeugten, konnten wir sie in den dunklen Käfigen wie unruhige Schatten sehen, die die kahlen und gespenstischen Hälse reckten — schnitten wie das Kreischen einer Handbohre durch den Lärm des Blasorchesters.

François Carville, der, furchtsam wie ein Weib beim Gewitter, unablässig und mechanisch mit der Hand über seine Stirne strich, sagte:

„Was spielen sie?"

„Das ist Salome."

Es war Raolo Bratianu, der geantwortet hatte.

„Wie die Blitze bleich sind," sagte Francis Ewelyn und stellte sein grünes Glas an eine andere Stelle.

Ein neuer Blitz — wie ein weißer Streifen huschte er über das zerknitterte Laub der Birken, während die Tiger bei dem neuen Blitz, und noch einem, mit weitaufgerissenem Rachen eine gurgelnde Klage hinaussandten, und der Fischotter, am ganzen schleimigen Körper zitternd, jammerte blökend wie ein Otter, dem plötzlich die Sprache verliehen ist.

„Was spielen sie?" sagte François Carville wieder und bewegte noch immer seine Hände.

„Das ist Salome," sagte Raolo wieder und blies unablässig den Rauch seiner ägyptischen Zigarette durch die Lippen, als wolle er die Gewitterluft mit den hellblauen Schlangen füllen.

„Wie die Birken leuchten," sagte Ewelyn und er sprach ganz leise.

„Ja," sagte Raolo, während die Klagen der Löwen hinter ihren Gittern schwollen, schwer röchelnd, wie die Atemzüge eines Riesen, der von Alpdruck geplagt ist: „die Birken sind die Geister zwischen den Bäumen."

„Kommt!"

Es war François, der es gerufen hatte und wieder verstummte — ein krachender Donnerschlag brach von dem klirrenden Himmel herab, als ob alle Eisenstangen der Käfige mit einem Schlage zusammenrasselten. Und plötzlich ertönte von allen Käfigen und Teichen, von Gehegen und Sümpfen, aus tausend Tierkehlen, ein Schrei, und wurde wieder zu tausend Lauten zersplittert.

Über den Teichen schlugen die fliehenden Flamingos mit ihren gelähmten Flügeln, und die entsetzten Geier duckten ihre kahlen Hälse und schleppten ihre Körper durch den Sand des Käfigs.

„Setzen Sie sich," sagte Raolo hart, und während noch immer der betäubende Klang der Blasinstrumente ertönte, sagte er:

„Hören Sie doch auf Salome."

Bei erneuten Blitzen erhoben plötzlich all die Hunderte von Eulen ihre lautlosen Flügel und pfiffen wie Ratten bei einer Pestepidemie — und der Königsadler fiel von der Höhe seines Bauers wie tot herab, weil seine Flügel ihn nicht tragen wollten. In weiter Ferne aber klagte ein Strauß wie ein heulender Hund, und Menelik's Löwe hatte sich in seinem Käfig aufgerichtet und hing von Entsetzen gebannt an seinem Gitter — scharlachrot, als tröffe er von Blut.

Wir hatten alle geschwiegen. Dann hörten wir noch das schwache Jammern der Hirsche — als die Musik verstummte.

„Kommt, wir wollen hineingehen," sagte Ewelyn, „es fängt an zu regnen."

Die ersten Tropfen fielen schwer auf die Platte des Tisches, als wir aufstanden.

„Komm, Carville," sagte ich an der Tür.

„Komm, Carville," wiederholte ich, und er kam.

Nur Raolo Bratianu blieb draußen vor der weißen Hecke stehen und ließ den Regen auf sein nach aufwärts gewandtes Gesicht fallen, während das Stöhnen der Löwen, wie ein langgezogener Seufzer in der plötzlichen Stille dahinstarb.

Wir nahmen in einer Ecke Platz, und wir bestellten das Essen, und es kam, und wir aßen nicht, sondern vergaßen die Gerichte auf unseren Tellern — während François Carville, der in der Ecke saß, den sehr schlanken Körper zusammengekauert, seltsam erregt von Ceylon zu erzählen begann (wir waren alle seltsam erregt, als ob der Jammer und die Gestalten der von Angst geschüttelten Tiere alle verwickelten Geheimnisse in uns wachgerufen hätten; und die Erinnerungen, die man scheut, und die Erinnerungen, die geschwollene Lippen haben, waren aus den Morästen, in denen sie schliefen, hervorgerufen worden; und sie reckten sich in unserem Bewußtsein wie Schlangen, die sich auf einem moderigen Flußufer bewegen und ließen die Zungen spielen) — François Carville begann von Ceylon zu erzählen und von Indien und von den Fakiren, die sich lebendig begraben ließen.

„Ihr Wille," sagte er (und seine weißen Hände, die er um das Knie geschlungen hatte, erschienen noch weißer), „ihr Wille tötet ihren eigenen Körper, tötet ihn, so daß er steif und kalt wird. Und sie brauchen nicht zu atmen, und sie brauchen keine Nahrung und das Licht der Sonne ist ihnen kein Bedarf."

„Ja, ja, ich hab' es selbst gesehen," wandte er sich heftig an Raolo.

„Ich glaube es Ihnen ja," antwortete Bratianu und lächelte, während der Herr aus dem Norden sein braunes Gesicht gewandt hatte und François Carville unverwandt betrachtete.

François Carville aber fuhr mit seiner Erzählung fort:

„Ich habe gesehen, daß sie begraben wurden und daß sie wie tot waren — tot, während sie dennoch lebten."

Der Mann aus dem Norden bewegte seine Lippen:

„Der Wille ist stark. Er kann sogar töten."

„Der Wille der Sterbenden ist stark," sagte Ewelyn (und auch er sprach seltsam hastig, als kämen die Worte gegen seinen Willen): „dadurch lassen sich alle Gespenstergeschichten erklären."

„Gespenstergeschichten," sagte Raolo: „was meinen Sie damit?"

Ewelyn saß fast ebenso zusammengekauert da wie Carville, als er sagte: „Ein Sterbender kann zum Beispiel durch seinen Willen Wahrzeichen geben — durch seine Gedanken. Denn die Kraft des Gedankens wächst, bevor sie zersprengt wird."

Er schwieg eine Weile, bis er auf dieselbe Weise weitersprach:

„Meine sterbende Mutter zwang anderen ihre Gedanken auf — sie überwand den Raum, drei Meilen, in einer Entfernung von drei Meilen teilte sie sich ihren Freunden mit . . ."

„Ist sie ihren Freunden erschienen?" fragte Carville und seine Stimme klang, als sei in dem erleuchteten Restaurant ganz dunkle Nacht.

„Nein," antwortete Ewelyn. „Merkwürdig aber ist es, und daran muß ich so häufig denken: die heimlichen Wellen, die unsere Gedanken sind — die heimlichen Fäden, die unsere Gedanken ausmachen, verwickeln sich unterwegs in andere Wellen und in andere Fäden, und dann gelangen sie entstellt ans Ziel, zu demjenigen, an den man gedacht hat — — aber sie gelangen ans Ziel . . . Aber dies hat eigentlich nichts mit der Sache zu tun," sagte Ewelyn und blickte geistesabwesend zu der elektrischen Krone hinauf, „das war nur etwas, woran ich zufällig denken mußte . . . denn die Gedanken meiner Mutter teilten sich ganz deutlich in einer Melodie mit."

„So erzählen Sie doch," sagte Raolo und stieß sein Glas gegen den Tisch.

Ewelyn sagte:

„Es ist nur wenig zu erzählen: als meine Mutter starb, stand eine Zimmerorgel neben ihrem Bett, eine kleine Zimmerorgel, und gerade bevor sie starb, nur wenige Minuten vorher, bat sie meine Schwester einen Psalm zu spielen, einen Psalm, den sie immer geliebt hatte . . . Ich saß an ihrem Bett, ihre Hand in meinen Händen. Es war, als ob die Kälte von ihrem Arm langsam über ihre erstarrende Hand hinabglitt. Da bewegte sie ihre Finger ganz wenig und wollte die Augen öffnen — als sie brachen . . .

„Was willst du? — Was willst du?" flüsterte ich dicht neben ihrem Mund.

„Grüße alle auf Roch Hill," flüsterte sie und wollte ihre Arme heben und konnte es nicht mehr.

Auf Roch Hill wohnten unsere besten Freunde, drei Meilen von uns entfernt. Man hatte dort beim Frühstück gesessen und von gleichgültigen Dingen gesprochen.

Als plötzlich alle drei oder vier Töne hörten, hohe, volle Töne, Orgeltöne, — Töne aus einem Psalm, die durchs Zimmer glitten und dahinstarben . . .

Da sagte die Hausfrau: „Eben starb Mrs. Ewelyn" . . .

Und alle wußten, daß sie tot sei. Sie hatte ihnen ihren letzten Gruß gebracht, sie hatte ihnen ihren letzten Gedanken durch die Töne aufgezwungen."

François Carville nickte, während Ewelyn einen Augenblick seine Augen geschlossen hatte:

„Es gibt viel, was wir nicht verstehen," sagte er.

Der Herr aus dem Norden sah mit demselben starren Blick vor sich hin:

„Ja, des Menschen Wille ist stark," sagte er.

Raolo Bratianu sagte: „Man braucht nicht sterbend zu sein, um seinen Freunden zu erscheinen" . . .

„Was meinen Sie damit?" fragte François Carville mit einer wunderlich scheuen Bewegung, als fürchte er ein neues Geheimnis.

Raolo Bratianu antwortete:

„Ich meine, daß ich einen Freund hatte — er ist jetzt tot, seit zwei Jahren, er wurde nur siebenundzwanzig Jahre alt — der seinen Freunden erscheinen konnte, wann er wollte . . ."

Ich fing an zu lachen:

„Na, na, Raolo, die Rumänier haben eine starke Phantasie . . ."

„Er konnte sich zeigen," wiederholte Raolo und wandte sich zu mir: „wenn er seine ganze Kraft zusammennahm und zusammengekauert, mit hochgezogenen Schultern dasaß — denn so mußte er sitzen — und geradeaus in die Luft starrte, als sähe er einen Bestimmten an — — wenn er so saß, konnte er dem erscheinen, an den er dachte. Ich selbst bin mitten in der Nacht aufgewacht und habe ihn leibhaftig am Fußende meines Bettes stehen sehen . . . Und tags darauf, wenn wir uns im Kaffee trafen, konnte er aus vollem Halse lachend, zu mir sagen:

„Na, ich bin dir gestern Nacht wohl erschienen? Ich habe an dich gedacht."

Raolo Bratianu schwieg einen Augenblick und fügte dann mit etwas veränderter Stimme hinzu:

„Aber nur seinen Freunden konnte er sein eigenes Bild aufzwingen. Fremde konnte er nicht erreichen."

Wir schwiegen alle, bis François Carville plötzlich mit seiner bleichen Stimme sagte: „Wie ist er denn gestorben?" „Er ist mit seinem Auto gestürzt." „Seht," sagte Carville und fuhr in die Höhe: „es blitzt wieder."

Wir sahen alle aus den Fenstern, wo einige weiße Blitze, und noch einer, über die Birken jagten, während die Flamingos mit klappernden Schwingen über die Teiche flogen.

„Hört, wie die Eulen singen," sagte Bratianu und lächelte.

Die Geier schrien, verdrehten ihre geribbten Hälser und wendeten ihre weit geöffneten Rachen gerade den Blitzen entgegen, während die Eulen unbeweglich, die gelben Augen weit geöffnet, leise flöteten.

„Kommt, laßt uns nach Hause gehen," sagte Carville: „was wollten wir hier überhaupt."

Raolo Bratianu lachte: „Uns den Garten ansehen."

Der Herr aus dem Norden aber hatte wahrscheinlich nichts gehört, sondern war nur in seine eigenen Gedanken versunken gewesen. Er sagte, indem er vor sich hinstarrte: „Ja, der Wille ist stark. Er kann auch töten."

Raolo Bratianu antwortete: „Das sagen Sie nun schon zum zweiten Mal."

Er lachte: „Sie sagen es wie einen Refrain — einen Refrain in einer Ballade."

Es blitzte in den Augen des Nordländers auf:

„Vielleicht," sagte er, „denn mein Wille wurde zum Mörder."

Wir hatten uns alle dem Mann aus dem Norden zugewandt:

„Was sagen Sie da?" sagte Carville.

Der Nordländer antwortete nur, ohne sich zu rühren:

„Daß mein Wille einst siegte und tötete. Und diese Erinnerung ist die unerträglichste meines Lebens ... denn der Mord war überlegt."

„Aber Bester," sagte Ewelyn und machte eine Bewegung, als wolle er den Nordländer am Arm fassen; während Carville, ganz in seine Ecke gedrückt, ihm ins Gesicht starrte, und Raolo, mit zusammengekniffenen Augen, den verschlungenen Ringen seiner Zigarette nachblickte.

Der Nordländer sagte: „Ja, ich wußte, daß ich töten würde und ich tat es ..."

Raolo Bratianu lächelte noch immer den blauen Ringen zu:

„Lieber Freund, dergleichen Dinge bildet man sich hinterher ein und phantasiert sie sich selbst in Nächten vor, wenn man nicht schlafen kann."

Der Nordländer beugte sich über den Tisch und stützte seinen Kopf in beide Hände: „Sie können selbst urteilen," sagte er: „aber meine Erzählung ist lang."

Ich blickte zum Fenster hinaus. Noch immer flammten die Blitze über den Bäumen, während der Regen so heftig und so dicht niederströmte, daß er fast alles vor den Fenstern wie mit einer Mauer verdeckte.

Der Nordländer, der noch immer in derselben Stellung verharrte, das Kinn in die geballten Hände gestützt (ich hatte nie gesehen, daß so viel Kraft in seinen Händen lag) sagte:

„Es war in Paris, in dem Jahre, als wir so viele nordische Schauspiele in Szene setzten. Ich war auf eine Weise der Leiter des Ganzen. Meine Stellung war schwierig. Ich hatte die Verantwortung für alle, und niemanden im Rücken — außer diejenigen, die über mich herfallen würden, wenn ich fehlgriffe. Ich sage dies nicht, um mein Verdienst zu vergrößern, sondern damit Sie meine Gemütsstimmung verstehen und sich die Umstände klarmachen können, die Umstände, unter denen ich (der Nordländer schwieg einen Augenblick) unter denen ich — handelte. Ich sollte alle verteidigen und mich verteidigte — niemand. So war die Lage.

Außerdem waren die Verteidigungsmittel gering. Wenn die Dichterwerke

auch die größten waren, so waren die Schauspieler ungeübt und jung. Das Theater war arm, das Publikum unruhig und mißtrauisch."

Der Nordländer schwieg einen Augenblick, und ich sagte: „Ich habe davon gehört."

Der Herr aus dem Norden veränderte seine Stellung und faltete die Hände um sein Knie:

„Wir wollten „Über unsere Kraft" aufführen. Es war von all unseren Schauspielen das schwierigste, und es konnte uns den größten Sieg bringen. Die trockensten Gemüter dursten am meisten nach Regen, und der Unglaube durstet am meisten nach dem Wunder.

Wie aber sollte man die Schauspieler dazu finden? Ich hatte mich bereits daran gewöhnt, sie in die Vorstellungen eines anderen Volkes einzuführen, hier aber mußten sie in eine ganz andere Welt eingeführt werden. Nun, schließlich hatten wir sie beisammen. Nur ein Elias fehlte uns noch. Erinnern Sie sich seiner? Es ist Sangs Sohn. Er, „dem die Kleider brennen", der Sehnsuchtsvollste und von allen Ungläubigen, der Gläubigste. Doch, doch, Sie werden sich seiner entsinnen, er ist es, der im zweiten Teil, den Saal des Kapitals sprengt, als der verzweifelt Gläubige, der er geworden ist. Vielleicht ist er die wichtigste Person des Dramas, jedenfalls ist er die gefährlichste. Das wußte ich, und er fehlte uns. Wir hatten zehn und mehr Schüler vom Konservatorium probiert. Sie waren unmöglich. Wir hatten zehn und mehr Liebhaber aus Paris und den Vorstädten probiert. Sie waren ebenso unmöglich und verstanden keinen Ton. Und wir mußten das Ganze aufgeben, das Ganze aufgeben, wenn wir keinen Elias fanden."

Der Mann aus dem Norden hielt einen Augenblick inne, als müsse er Atem schöpfen:

„Da sagte der Direktor eines Tages und biß sich in seine dünne Lippe:

„Wir müssen es mit Crangier versuchen."

„Wer ist Crangier?" fragte ich. „Das ist ein Schüler," antwortete der Direktor, „der muß die Rolle spielen." „Weshalb probieren wir den denn erst jetzt?" „Weil er ganz unmöglich ist" — und der Direktor schürfte den Fußboden mit seinen langen Beinen, wie er zu tun pflegte, wenn alles über ihn zusammenbrechen wollte. „Er ist unmöglich. Aber Sie müssen ihn abrichten. Und er hat das Zeug dazu." „Wie alt ist er," fragte ich. „Er mag ein- oder zweiundzwanzig Jahre sein — was weiß ich." „Und er ist wohl noch nie aufgetreten?" schob ich ein. Der Direktor lachte: „Nein. Aber Sie werden ihn morgen zu sehen bekommen."

Als ich am nächsten Vormittag in das Kontor des Direktors kam, stand ein junger Mensch an der Tür. Ich hielt ihn für einen Boten und beachtete ihn nicht weiter, nur sah ich zufällig, daß er ungewöhnlich mager war. Ich fing an Briefe zu lesen, als der Direktor hereinkam . . .

„Ah, guten Morgen," sagte er und (ich erinnere mich noch genau) er fügte

ein ganz Teil hinzu, wie jemand, der verlegen ist, bis er mit einer Handbewegung zum Boten hin, sagte:

„Ja, das ist also Herr Crangier."

Ich hatte mich umgedreht: „Das — das war Herr Crangier, das war Elias."

Ich wollte etwas gesagt haben — aber ich hielt inne: wie furchtsam der Ärmste aussah. Er hatte sehr große Augen (er hungert, sagte ich zu mir selbst) und sein Hals war so dünn wie der eines Vogels oder eines Greises. Nein, Augen und Hände, die so von Angst sprachen, hatte ich noch nie gesehen . . .

„Das ist Herr Crangier?" sagte ich nur.

Während er, der Bote, seinen elenden Filzhut zwischen seinen Händen zerdrückte, sagte der Direktor:

„Nun überlasse ich Ihnen also Herrn Crangier, mein Lieber. Die Rolle kann er."

Und der Direktor ging hinaus, und wir blieben allein und ich forderte den jungen Mann auf, sich zu setzen. (Ich erzähle die Geschichte so umständlich, damit Sie das Ganze überhaupt verstehen und wissen wer — wer es war, den ich tötete.) Er nahm mir gegenüber auf der Kante eines Stuhles Platz und ich fragte ihn:

„Sie sind also noch nie aufgetreten?" „Doch, mein Herr." „Wo?" „In der Provinz." „Wo in der Provinz?" „Bei Gesellschaften."

Es war, als bebte er bei jedem Wort, bebte so heftig, daß die Worte gar keine Worte, sondern nur ein Gurgeln wurden, das sich aus seinem mageren Hals hervorwürgte.

Und plötzlich sagte ich, von Mitleid mit dem armen Wesen, das unablässig diese Kopfbedeckung von einem Hut zerdrückte, ergriffen (ja . . . es war Mitleid. Es war von Anfang an Mitleid, das mich trieb und das fortfuhr mich zu treiben, Schritt für Schritt, obgleich ich wußte . . . wußte, wie es endigen würde — —), ich sagte und plötzlich sehr freundlich:

„Seien Sie nur ruhig — und fürchten Sie sich garnicht, Herr Crangier. Wir wollen jetzt in den Probesaal gehen und versuchen, ob es glückt."

„Ja, danke," sagte er und sprang auf wie ein Hampelmann.

„Kommen Sie?" fragte ich, der ich bereits an der Tür stand.

„Ja," flog es ihm aus dem Munde, und er blieb stehen. Und plötzlich sagte er — und ich wandte mich unwillkürlich um —:

„Sie werden begreifen, daß es ein namenloses Glück für mich bedeuten würde."

„Ja, ja," sagte ich (und dachte wieder: Gott, wie hat dieser Mensch gehungert).

Wir probten. Er war unmöglich. Aber er verstand Elias. Er hatte wahrscheinlich ebenso nach Brot und nach Erfolg gehungert, wie Elias nach dem Wunder. Bei jedem Wort, das er sagte, sah er mich so angstvoll an, als solle

er geköpft werden, und jeder Satz schurrte so seltsam zwischen seinen Zähnen, wie ein Boot, das hoffnungslos auf Grund geraten ist und gegen Steine schurrt.

Ich sagte mir selbst: Der Mensch hat Talent, aber er wird nie ein Schauspieler werden. Er ist Elias, aber er wirkt vollkommen lächerlich.

Während er die Rolle hersagte, erster Akt, zweiter Akt — wie ein atemloser und verzweifelter Schwimmer, der durch eine Brandung das Ufer erreichen will, verwandte er kein Auge von mir. Schließlich hielt er inne und wartete, während er seine dünnen Finger in seine eigenen Handflächen bohrte.

„Ja, ja," sagte ich, „Sie können die Rolle behalten. Wir wollen es versuchen" (und in meinem Gehirn sagte ich mir: Er ist Elias, aber er wird das Ganze verderben) und plötzlich fühlte ich, wie seine Hand die meine mit einem Knochengriff umfaßte:

„O, das wird der Himmel Ihnen lohnen," sagte er und preßte meine Hand noch stärker.

Und ich sagte zu mir selbst, ja, ich sagte es — wie war es möglich? — aber ich sagte es wie im Scherz . . . vielleicht wie im Scherz:

„Wenn du nein sagtest, würdest du ihn auch töten."

„Auch töten . . ."

Der Mann aus dem Norden hob einen Augenblick seine Hand und seine Augen schweiften über unsere Gesichter:

„Ihn auch töten. Ich wußte es also damals schon. Wußte bereits bei unserer ersten Begegnung, was geschehen würde. Ich war jedenfalls gewarnt worden — durch eine Signalflagge in der Tiefe meines Bewußtseins gewarnt — — ein Warnungszeichen auf dem Bahnkörper — — und ich achtete des Zeichens nicht." Er schwieg einen Augenblick.

Wie ein Mann, der nach einer Rast wieder zu wandern beginnt, langsam, weil das Ziel des Weges noch fern ist, begann er wieder:

„Meine Erzählung ist noch lang. — Der Mensch war gegangen, und der Direktor kam herein. Er sagte nur:

„Wie war er? Wohl unmöglich — was?"

Der Direktor trat unruhig von einem Fuß auf den anderen (es war merkwürdig — auch er war seltsam unruhig an jenem Tage, als ob auch er seine Hände zwischen einem Rade fühlte).

„Wir wollen es mit ihm versuchen," sagte ich. Und plötzlich lachte der Direktor:

„Nun ja, zum Teufel, Sie tragen die Verantwortung," sagte er.

Ich lachte oder wollte lachen:

„Während der Proben aber müssen Sie ihm etwas zu essen geben. Der Mensch hat zu lange gehungert."

Wir gingen zur Probe. Ich weiß nicht, weshalb ich den ganzen Tag so zerstreut war oder so zerstreut aussah. Bratt aber sagte zweimal zu mir:

„Sagen Sie mal, ist das richtig?" als hätte er gemerkt, daß ich nur halb zu-

hörte. Und ich erinnere mich, daß ich die Probe viel früher aufhob, als ich sonst zu tun pflegte.

Als sie vorbei war, sagte Bratt, während noch alle Schauspieler herumstanden:

„Haben wir einen Elias bekommen?"

„Ja," sagte der Direktor.

„Es war auch die höchste Zeit — und wer ist es geworden?"

Der Direktor zögerte eine Sekunde:

„Herr Crangier," sagte er dann.

„Was?" (es war Rakel, die es rief) — „Crangier — das ist unmöglich — — Crangier, den sie aus dem Konservatorium herausgelacht haben . . ."

Und sie lachten alle im Chor, während einer rief:

„Crangier, das ist der, der Nägel einschlägt . . ."

Das war richtig, das war richtig: während der Mensch probte, hatte er seine geballten Hände unablässig in Schulterhöhe hin und hergeführt, als schlüge er Nägel in eine Wand.

Die Schauspieler lachten noch immer, als der Direktor sagte:

„Der Herr Regisseur hat ihn gewählt."

Ich hatte ihn ja nicht gewählt, ich hatte gesagt, daß ich es probieren wolle, ich hatte gesagt, daß er unmöglich sei. Jetzt aber, beim Gelächter der Schauspieler, sagte ich plötzlich und wie ein Mann, der das Kommando führt: „Ja, ich habe ihn gewählt und ich hoffe, daß ich mit meiner Wahl das Richtige getroffen habe." Und ich ging.

Als ich auf die Straße kam, dachte ich an andere Dinge. Da — auf einmal — fielen meine Blicke auf einen Menschen auf der anderen Seite der Straße: es war unglaublich, wie der Mensch auf seinen Beinen ging. Er hob sie viel zu hoch — so ganz hoch in die Luft. Er ging, wie ein Körper ohne Seele gehen würde, ja, wenn ein Körper gehen könnte, wenn die Seele bereits entflohen ist, so würde er sich so bewegen. Das war das Lächerlichste, was ich jemals gesehen hatte. Das war . . .

Da sah ich, daß der Mensch drüben Crangier war. Ich sah, daß er auf mich zukam — während ich noch immer seine Beine betrachtete. Plötzlich aber ging er anders. Na, Gott sei dank, dachte ich, er kann also wie ein Mensch gehen.

„Ich wollte Sie nur fragen . . ." sagte er, „fragen, ob es dabei bleibt, daß ich die Rolle spielen soll?"

Ich sah ihn an:

„Ja, natürlich bleibt es dabei."

Und mit einem Ruck beugte der Mensch sich wieder herab, ebenso wie vorhin im Kontor, und erfaßte meine Hand und preßte sie und lief, ohne ein Wort zu sagen, davon.

Ich blickte ihm nach, wie er dahinlief — die Kniee hoch in der Luft. Ein Nervenarzt hat mir mal gesagt, daß diese Gangart ein Zeichen von Wahnsinn oder der Vorläufer dazu ist.

„Ja," dachte ich bei mir, „der Mann ist halb verrückt und den hast du also für den Elias gewählt..."

Als ich nach Hause kam, lag ein Brief für mich da. Er war von dem Verleger der nordischen Dichter, der von den Schwierigkeiten, die der Aufführung entgegenstanden und sie bedrohten, gehört hatte.

„Aber," schrieb er, „jetzt etwas aufgeben, hieße alles aufgeben. Ich jedenfalls würde solche Verantwortung nicht auf mich nehmen."

Ich las den Brief zweimal, und ich sehe noch jetzt jeden Buchstaben so deutlich vor mir, als läge der Brief hier vor mir auf dem Tischtuch. Dann setzte ich mich an meinen Schreibtisch und antwortete: „Die Hindernisse, von denen Sie gehört haben, sind glücklich überwunden. Die Aufführung wird an dem bestimmten Termin und mit der Rollenbesetzung, die ich selbst bestimmt habe, stattfinden."

Und während ich schrieb, wußte ich, daß ich es hiermit entschied, daß ich an Herrn Crangier gebunden sein würde...

Die Proben begannen, die Proben zwischen ihm und mir. Ich wagte nicht, ihn mit den anderen zusammen proben zu lassen. Die Rolle sprechen konnte er. Wenn ich ihn starr anblickte, ohne die Augen von ihm zu verwenden, sprach er richtig und ruhig. „Langsam, langsam," sagte ich und blickte zwischen seine beiden Pupillen — und er stammelte nicht, noch schurrte er, sondern er sprach wie Elias, der zehn Leben dafür hingeben würde, um zu glauben, und der doch nicht glauben kann...

Und ich sagte mir selbst: Es geht, er wird Elias.

Bis ihn ganz plötzlich, mitten in der Rede, der St. Veitstanz überkam. — Ein fremder Wille, der nicht seiner und nicht meiner war, riß und zerrte an ihm, so daß er an allen Gliedern zitterte und auf seinen wahnsinnigen Beinen tanzte.

„Ruhe, beherrschen Sie sich doch, Mensch," rief ich. Und er blickte mich so angstvoll an wie derjenige, dessen Augen brechen sollen, während er seinen aufrührerischen Hampelmannkörper, der in allen Gelenken zuckte, nicht zu steuern vermochte.

„Halten Sie doch ein," rief ich, „halten Sie ein."

Und leichenblaß stand er gegen die Wand gelehnt und führte seine erhobenen Fäuste hin und her — der Mann mit den Wandnägeln.

„Herunter mit den Armen," schrie ich außer mir (nein, nein, es ging nicht, es würde ja niemals gehen) und seine Arme sanken herab, als würden sie vom Schlagfluß betroffen.

„Setzen Sie sich," sagte ich und zwang mich ruhig zu sein. „Setzen Sie sich und sprechen Sie im Sitzen."

Er setzte sich, noch immer zitternd, in einen Lehnstuhl.

„Warten Sie einige Minuten," sagte ich, und er wartete, die Augen starr auf mich geheftet, als sähe er eine Glasperle an.

„So, jetzt sprechen Sie." Ich beugte mich über ihn und stützte beide Arme auf die Armlehnen seines Sessels. „Jetzt." Und er sprach stammelnd. „Kreuzen Sie Ihre Arme." Er kreuzte seine Arme . . . „So, sprechen Sie jetzt." Und er sprach ohne Stammeln, ohne Beben — wie er sollte . . ."

Plötzlich brach es von Carvilles blaugrauen Lippen:

„Sie mußten ihn ja auf diese Weise töten!"

Der Mann aus dem Norden wendete langsam den Kopf:

„Ja," sagte er: „ich tötete ihn."

Wir schwiegen alle. Selbst Raolo Bratianu hatte seinen Nacken gegen die Wand gelehnt und ein Zittern ging über sein nach aufwärts gewandtes Gesicht, dessen Augenlider geschlossen waren.

Der Mann aus dem Norden hatte sein Kinn wieder in die Hand gestützt:

„Crangier saß über eine Stunde in dem Stuhl und ich wich nicht von ihm. Schließlich wurde er ganz ruhig.

„Stehen Sie jetzt auf," sagte ich, während er mitten in einem Satz war, und er stand auf und fuhr fort zu sprechen und sich zu bewegen, und ging umher und war Elias und ganz ruhig.

„Dem Himmel sei Dank," dachte ich bei mir und folgte ihm Zoll für Zoll und ließ nicht nach:

„Es geht, es geht." „Du wirst ihn zugrunde richten — aber es geht."

Der Mann aus dem Norden wandte mit einem Ruck Carville sein Gesicht zu:

„Ja, ich sagte mir selbst: du wirst ihn zugrunde richten — aber es geht. Ich sagte es leichthin. Oder tat ich nur so, weil ich wollte, daß es gehen sollte. Denn vor allen Dingen mußte gesiegt werden. Das wußte ich und das wollte ich."

Raolo Bratianu sagte ins Leere, ohne sich zu rühren:

„Erzählen Sie weiter."

Der Nordländer aber fuhr fort, als ob er sich aber von seinem eigenen Gedankengang nicht losreißen konnte:

„Und dennoch, jedesmal, wenn ich während all dieser Jahre, das Ganze ruhig und sachlich durchdacht habe, bin ich stets zu dem Schluß gelangt: ich handelte gleichzeitig aus Mitleid. Ich handelte (ich lüge nicht) auch aus Mitgefühl. Aber kennen wir sogenannten Menschen überhaupt unsere Gründe, wissen wir, was uns treibt? Und wenn wir unsere eigenen Gründe zum handeln kennen würden, wären wir dann nicht so entsetzt über die „Triebfedern" sein, daß uns der Mut und die Macht zum handeln fehlte? Und dennoch war es auch Mitleid, was mich trieb. Ich kann es beweisen: Eines Tages hatte ich die Probe unterbrochen, schleuderte meinen Stock auf die Erde und schrie:

„Es nützt nichts. . . Sie können gehen" . . . und als ich mich umwandte, stand Crangier in der Ecke, entsetzt gegen die Tür gedrückt, wie ein Mann, der einen Faustschlag in die Seite bekommen hat.

„Was ist denn los, Mensch?" fragte ich.

„Nichts," sagte er und richtete sich auf, während seine Augen wie die eines Hundes auf mich gerichtet waren, der mit einer Peitsche zu Tode geprügelt worden ist. Und kurz darauf sagte er mit einer winzig kleinen Stimme — o, es war kaum mehr eine menschliche Stimme:

„Die Rolle ist — mir also genommen?"

Und ich antwortete, feige gegenüber diesem Gesicht und dieser Ohnmacht und diesem Hunger:

„Nein, nein, Crangier . . . aber Sie können ja nichts."

„Doch," sagte er und nickte wie ein zehnjähriges Kind, „wenn Sie nur nicht müde werden."

Und ich sagte sehr sanft, überwunden von seinem Glauben, seiner Not, von was weiß ich:

„Nein, nein, Sie wissen ja, daß ich nicht müde werde." Und lustig fügte ich hinzu: „Aber essen Sie auch ordentlich, Crangier?"

„Ja, danke," antwortete er und nickte glücklich: „ja, danke."

„Na," sagte ich, „gehen Sie nun nach Hause und essen Sie etwas und — kommen Sie morgen wieder."

Der Nordländer schwieg von neuem. Kurz darauf aber fuhr er fort, indem er sich an mich wandte:

„Und nach jeder Probe waren die Schauspieler versammelt und lauerten auf mich mit ihrem schiefen Lächeln, und fragten so teilnahmsvoll als erkundigten sie sich nach einem nahen Anverwandten, der im Sterben lag und den sie beerben sollten: „Nun, wie geht es mit dem Mann mit den Nägeln?"

„Danke, ausgezeichnet," sagte ich. Und ich gelobte mir selbst, daß sie nicht recht behalten sollten.

Und im übrigen — es ging. Es ging so gut, daß ich eines Tages vorzuzeigen wagte, wie es ging. Ich bat Bratt, ob er am nächsten Morgen Crangier zusehen wolle. Der Morgen kam und Crangier wußte nicht, daß jemand ihm zusehen würde. Als Bratt hereinkam, sagte ich nur zu Herrn Crangier:

„Also fangen Sie an. Heute haben Sie Publikum, Crangier. Nehmen Sie sich zusammen."

Crangier war zusammengezuckt, als ob sein ganzer Körper, nein, als ob sein Herz sich zusammenzöge und zu einem winzig kleinen Klümpchen würde. Alles Blut schoß ihm zu Kopfe — es war das erste Mal, daß ich sah, daß er Blut hatte. . .

„Fangen Sie an," sagte ich und ich wußte nicht, daß ich so fest sprach und die Worte herausstieß, gerade ihm ins Gesicht, wie ein Hypnotiseur zu seinem Medium spricht, wenn die Séance gerettet werden soll. Bratt hatte sich an die Wand gesetzt, den Oberkörper vorgestreckt, wie ein Sportsmann beim Wettrennen auf der Tribüne."

Der Nordländer hatte beide Hände zum Kopf geführt und rieb sich die Schläfen mit seinen Fingern:

„Es ging. Er spielte wirklich ausgezeichnet. Die Szene mit dem Vater verlief gut. Der erste Akt ging vorüber. . . Er war, stand und bewegte sich wie er sollte — soweit man sich richtig bewegen kann — wenn man im Schlaf wandelt. Denn der Mann wandelte im Schlaf. . .

„Der Mann wandelt im Schlaf," dachte ich bei mir.

Und von einer fürchterlichen Angst ergriffen, der Angst vor dem Unmöglichen oder dem Unnatürlichen, einer Angst, die meine Zunge im Munde zu einem Stück Holz erstarren machte, so daß ich kaum zu sprechen vermochte (und ich gab ihm die Repliken fast ohne Laut und er merkte es gar nicht) sagte ich zu mir selbst: du mußt ihn wecken . . . du mußt ihn wecken . . . und wenn es sein Leben gälte, du mußt ihn wecken. . . Er aber fuhr fort zu sprechen und gab die Antworten und bewegte sich und ging umher, wie ein Schlafwandler zu gehen und sich zu bewegen pflegt. Und ich beruhigte mich selbst: ja, der Mann wandelt im Schlaf, aber vielleicht wird niemand es merken. Er spielt ja vorzüglich. Warum ihn wecken? Es wäre Sünde ihn zu wecken.

Seine Augen aber machten mir Angst. Seine Augen wußten nicht, was er sagte. Es war, als seien sie noch tiefer in ihre Höhlen zurückgesunken und sie brannten dort drinnen wie in zwei kleinen Öfen — sie verbrannten in ihren eigenen Höhlen, während ich zu mir selbst sagte: Wenn Bratt nur nicht seine Augen sieht. — —

Aber er hatte sie doch wohl gesehen.

Denn als es vorbei war (ich sah mich nicht nach Crangier um, als es vorbei war. Ich wollte ihn nicht sehen) und als wir ins Kontor gekommen waren und uns eine Weile gegenübergestanden hatten, sagte Bratt plötzlich:

„Ja, es wird gehen. Wenn Sie den Mann nicht vorher umgebracht haben." Ich fing an zu lachen: „Vorher — nein," sagte ich.

„Aber," sagte Bratt, „es geht ausgezeichnet. Und es ist wohl unmöglich einen anderen zu finden."

„Ja, nicht wahr, es ist unmöglich?" sagte ich und sah Bratt ins Gesicht, wie einer, der Recht und Beistimmung haben will und muß: „Und es wäre außerdem Sünde ihm die Rolle wegzunehmen. . ."

Ich wiederholte die Worte, gerade diese Worte, die ich vorhin zu mir selbst gesagt hatte: es wäre „Sünde"; und Bratt antwortete, aber er sah mich nicht an, sondern blickte zum Fenster, auf die graue Mauer hinaus:

„Ja, ja, das wäre Sünde." „Nicht wahr," sagte ich, „ich wage es jedenfalls nicht die Verantwortung dafür zu übernehmen." Und ich klatschte in die Hände: „Die Probe beginnt."

Und wir probten alle zusammen mit Crangier. Ein Turmseiltänzer mag das Gefühl oder den Mangel an Gefühl kennen, wie ich es während der Probe empfand."

Der Nordländer streckte die Hand nach seinem Glas aus.

„Ist hier kein Wein?" fragte er.

„Hier," antwortete Raolo und schenkte ihm ein.

Der Mann aus dem Norden trank.

„Wir probten den ganzen ersten Akt, aber ich hörte auf, bevor der Lawinensturz kam. Denn den „Schrei" hatte Crangier noch nicht gelernt. Während der Probe war es ganz lautlos zwischen den Kuliffen gewesen (und ich hatte mitten auf meinem Seil zu mir selbst gesagt: sie schleichen umher, wie Tiere in einer Manege) und auch als sie vorbei war, blieb noch alles still.

„Die Probe ist zu Ende," wiederholte ich, und alle gingen schweigend davon. Crangier hatte gesiegt.

Als ich ins Kontor kam, sagte ich zum Direktor: „Nein, weshalb sollte man ihm die Rolle wegnehmen?" „Wem die Rolle wegnehmen?" „Crangier, meine ich."

„Aber, bester Freund, sind Sie verrückt? Wer spricht denn davon, ihm die Rolle zu nehmen? Wir sind geradezu verblüfft. . . Es ist ja unglaublich, was Sie mit dem Menschen ausgerichtet haben. . ." Und indem er sich plötzlich unterbrach, fügte er hinzu: „Aber ich wußte es ja, als ich ihm die Rolle gab. Ich sagte mir selbst: das ist eine Rolle für Crangier. Crangier ist der Mann."

Und plötzlich aufgeräumt, strahlend, öffnete er die Tür und rief auf den Gang hinaus: „Crangier, Crangier, sind Sie da — kommen Sie mal herein."

Als aber Crangier hereinkam, fuhr der Direktor erschreckt zurück:

„Was fehlt Ihnen denn?" sagte er (so sah der Mensch aus) — —

„Nichts," antwortete Crangier.

„Es ging ja ausgezeichnet — aber was fehlt Ihnen denn? Sind Sie krank? Sie müssen essen — ordentlich essen. . . Denn in Zukunft, (und ich bemerkte, wie der Direktor plötzlich wieder unruhig wurde und fortsah, aus dem Fenster, auf die Mauer hinaus) . . . in Zukunft werden Sie wohl so gestellt sein, daß Sie sich satt essen können. . ."

„Ja, das werden Sie, lieber Crangier," sagte ich und plötzlich fügte ich hinzu: „Und dafür können sie dem Direktor danken. . ."

Der Direktor hatte sich umgedreht und machte eine Bewegung mit seinen Händen. . .

„O nein, nein," sagte er, „Herr Crangier ist Ihr Mann. Und das weiß Herr Crangier auch sehr gut."

Crangier hatte mir ins Gesicht gesehen: „Ja," sagte er nur und hatte seinen Kopf gesenkt.

Und im Anblick seiner Augen, sagte ich (erinnern Sie sich wohl, daß ich es sagte): „Aber Crangier, wenn Sie glauben, wenn Sie selbst glauben, daß Sie nicht können. . ."

„Aber, bester Freund," sagte der Direktor: „weshalb soll er nicht können? Wir haben ja alle gesehen, daß er kann. . . Na, adieu, Crangier," sagte er, „Sie können sich an der Kasse fünfzig Francs geben lassen."

Als die Tür sich aber geschlossen hatte, sagte der Direktor, (in welcher Gedankenverbindung? Hatte er wirklich alle meine Gedanken erraten?):

„Sehen Sie, lieber Freund, es ist ja bei allem ein Risiko" . . . und er begann von einer Erstaufführung von Ambigu zu sprechen. . ."

Der Nordländer schwieg. Die Kellner hatten alle Saaltüren geöffnet. Aber obgleich es noch immer regnete, blieb die Luft so schwer wie vorher.

Francis Ewelyn wandte den Kopf und sagte:

„Das Gewitter scheint die ganze Nacht anzudauern."

„Es scheint so," antwortete ich, als niemand anders sprechen wollte.

Der Mann aus dem Norden hatte vor sich hingestarrt, und als er von neuem zu sprechen begann, war es trocken und langsam, als ob er referierte, oder als ob er etwas zu Protokoll gäbe:

„Wir probten weiter. Jeden Morgen probte ich allein mit Crangier . . . Ich hatte gelernt, wie wir am schnellsten ans Ziel kommen würden. Ich ließ ihn dicht neben mich treten, seine Schulter an meiner. So standen wir, während ich seinen Arm mit meiner gespreizten Hand umfaßt hielt:

„Sprechen Sie jetzt," sagte ich. Und er sagte die Worte der Rolle, während sein ganzer Körper bebte und wir Schulter an Schulter standen.

Er wurde ausgezeichnet. Wir hatten nur noch den Schrei zu üben, den konnte er nicht lernen. Er gab einen Schrei von sich (und er soll vor Entsetzen schreien), der selbst die Kellerratten zum Lachen bringen würde. Zuletzt fand ich einen Ausweg. Im Probesaal stand ein großer Schrank, der Himmel mochte wissen, wie er dort hingeraten war. Er war groß und schwarzgemalt und sah aus, wie ein alter Sarg, der aufrecht an die Wand gestellt worden war.

Eines Tages öffnete ich die Schranktür:

„Gehen Sie in den Schrank hinein," sagte ich.

Crangier blieb stehen.

„Gehen Sie in den Schrank hinein," wiederholte ich, plötzlich aber sagte ich — o, wie hatte ich es bereits gelernt zu heucheln und die Sache leicht zu nehmen: —

„Das heißt, wenn Sie es wagen."

„Nur, wenn Sie es wagen," sagte ich noch einmal, während ich die Schranktür offen hielt, und ich war überzeugt, daß er sich vor der Dunkelheit zu Tode fürchtete.

„Ja, ich wage es," antwortete er und hob die Füße . . . ja, hob sie genau ebenso, hob sie ebenso hoch wie an jenem Tage auf der Straße — und er ging in den Schrank hinein und ich schloß die Tür.

„Schreien Sie jetzt," rief ich. Er schrie. „Wieder," rief ich. Er schrie wieder. „Lauter. . ." „Ja." „Wieder. . ."

So lernte er schließlich aus Angst vor der Dunkelheit schreien."

Der Mann aus dem Norden nickte mit dem Kopf, und während er seinen Mund abwärts zog, sagte er:

„Man kann einem Menschen alles lehren."

Und während er uns plötzlich alle der Reihe nach betrachtete, fragte er:

„Wollen Sie mehr hören?"

Niemand von uns antwortete. Carville hatte sein Gesicht mit den Händen bedeckt.

„Schließlich war also die Vorstellung herangekommen" — und der Herr aus dem Norden saß wieder da wie vorher, das Kinn auf die Knöchel seiner Hände gestützt. „Ich komme an solchen Abenden immer frühzeitig, wenn noch niemand da ist und noch Dunkelheit herrscht und niemand mein Gesicht sehen kann. Nur die Maschinisten schleichen umher, auf lautlosen Füßen, wie ihre eigenen Schatten. Auch sie flüstern, bis gelegentlich eine Flut von Worten ihren Lippen entströmt, wie ein schmutziger Springbrunnen, und sie schweigen wieder und schleichen weiter.

Auch an jenem Abend war ich frühzeitig gekommen, und die Schauspieler, die mich in der Dunkelheit nicht erkannten, waren ohne Gruß an mir vorbeigegangen, um sich jeder mit seiner Angst einzuschließen.

Ich ging auf der Bühne hin und her, als ich hinten in einer dunklen Ecke, wo der Hintergrund herabgelassen werden sollte, auf einen Menschen stieß und dessen Arm zu fassen bekam.

„Wer ist das?" fragte ich und fuhr zusammen: der Arm, den ich hielt, war so kalt, daß er sich durch die dünnen Kleider, wie eine Eisenstange anfühlte.

„Ich bin es, Crangier," erklang es von einem Paar Lippen, die sich kaum öffnen wollten.

Ich sagte nur: „Es ist Zeit, daß Sie sich ankleiden."

„Ja," antwortete die Stimme: „ich wollte Sie nur sehen."

„Es ist Zeit . ." sagte ich und ich entriß mich gleichsam seinen Händen (war es in dem Drang, ihm im letzten Augenblick zu entgehen, ihn und all seines beiseite zu werfen wie etwas, das mich nichts anging, nichts angehen sollte?):

„Es ist Zeit, daß Sie sich auf sich selbst verlassen."

Crangier blieb in der Dunkelheit stehen: „Ja," sagte er ganz leise, und ging.

„Dieser Mann macht mich verrückt," sagte ich mir. Und ich bezwang mein Gesicht und grüßte den Elektrotechniker, der angefangen hatte, an seinem Tisch zu hantieren und den Maschinenmeister und den Unterregisseur. Bei Erstaufführungen hat niemand einen Blick in den Augen. Aller Augen sind nur wie runde, tote Glaskugeln.

„Ja," sagte der Unterregisseur, und die Hand, die er mir reichte, fühlte sich an wie ein Fisch: „alles hängt von Herrn Crangier ab."

„Meinen Sie?" antwortete ich. (Ich sollte also nicht von Crangier loskommen und im selben Augenblick sagte ich mir: Und nun hast du den Menschen auch noch verzweifelt gemacht.)

Ich sprach mit dem Dekorationsmaler, der von seinen Felsen auf dem Hintergrund schwatzte. Sie glichen drei Zuckerhüten von Spitzbergen. Und ich sprach mit dem Requisiteur, der unablässig mit schwingenden Armen aus und einlief und einige Möbel lobte, die aussahen, als hätte er sie bei den Patagoniern geliehen.

„Nicht wahr, mein Herr, nicht wahr, mein Herr, dieses Interieur ist Norwegen," sagte er, „es ist doch Norwegen, nicht wahr?"

Ich dachte bei mir:

„Du mußt vor allen Dingen Crangier trösten" und ich machte gerade vor dem Direktor Kehrt (der im Frack war, um Hervorrufe entgegenzunehmen) und ging zu dem Korridor, wo die Ankleidezimmer lagen.

„Sind Sie da, Crangier?" rief ich vor seiner Tür.

„Ja," antwortete er.

Ich ging hinein. Er saß vor seinem Spiegel. Sein Oberkörper war entblößt und seine Schultern glichen zwei abgehauenen Stöcken.

Ich ging auf ihn zu. „Nun," sagte ich und gab meiner Stimme einen unendlich freundlichen Klang, „wie geht's?" „Danke." „Fürchten Sie sich sehr?" „Ja."

„Marcel," sagte ich (woher wußte ich, daß er Marcel hieß — nun, ich hatte seinen Namen wohl mal gehört), „lieber Marcel!" sagte ich und zwang mich, meine Hand auf sein Haar zu legen (sein Haar war sehr dünn und es schien gar nicht auf dem Kopf festgewachsen, sondern nur angeklebt zu sein), „Sie brauchen gar keine Angst zu haben, hören Sie."

„Nein," flüsterte er und ich spürte unter meiner Hand die Zuckungen, die durch seinen Körper gingen, wie bei einem Kind, das weinen will.

„Es ging gestern bei der Hauptprobe ja sehr gut," sagte ich.

„Ja, danke," flüsterte er wie vorher.

„Nun gilt es nur Mut zu haben," sagte ich und fuhr fort, ihm übers Haar zu streichen, während ich fühlte, wie er unter meiner Hand ruhiger wurde.

„Nur Mut, Marcel," sagte ich (und dachte: du handelst klug. Du behandelst ihn genau wie ein Magnetiseur).

„Danke," flüsterte er und hob seine Augen zu mir auf, während ich seinen Kopf losließ.

„Nun muß ich gehen," sagte ich und ging zur Tür, als Crangier seinen Kopf wandte:

„Wo stehen Sie," fragte er plötzlich, mit weit aufgerissenen Augen.

„Ich stehe in der ersten Kulisse," antwortete ich, „fürchten Sie sich nur nicht."

Ich schloß die Tür und während ich durch den Korridor ging, dachte ich und war vollkommen ruhig geworden: ja, ich beherrsche ihn wie ein Magnetiseur. Wenn ich in der Kulisse stehen bleibe, wird es sicher gehen. Und was hinterher kommen will, muß kommen. Was notwendig ist, ist notwendig. Ich bin es, der die Verantwortung für alle trägt und ich muß die Verantwortung tragen — der anderen wegen. Und von dem Augenblick an, wußte ich, daß ich Crangier töten würde. Von der Notwendigkeit gezwungen, würde ich ihn töten."

François Carville machte eine Bewegung mit den Händen über den Tisch hinüber, die der Mann aus dem Norden sah. Dennoch fuhr er fort.

„Ja, es war so. Von dem Augenblick an, wo ich seinen Kopf unter meiner Hand gefühlt hatte, wußte ich, daß ich dieses Menschenwesen töten würde und

ich hatte schon alle Gründe bereit, die Gründe, weshalb ich es tun mußte. Solange hatte ich mich also schon in der Tiefe meines Bewußtseins, dort drinnen, wo alles geboren wird und wo es dunkel ist, mit dem Gedanken vertraut gemacht und ihn bearbeitet. — Ruhig aber war ich geworden, ganz ruhig.

Als ich auf die Bühne kam, war alles in Ordnung. Der Direktor trat auf mich zu, während ich meine letzten Befehle erteilte. „Sehr warm, heut abend," sagte er. „Ja."

Er ging zum Vorhang. Wir konnten das Sausen des Saales hören. Es ist ein Sausen, wie wenn der Wind durch Dünen streicht . . . Der Direktor sah durch das kleine Loch.

„Dumas ist da," sagte er. „Und Henri Becque." „Und Sarah . . ." Seine Augen hasteten über die Logen. „Und die Réjane mit Portoriche."

Es war, als schlüge er bei jedem Namen einen Nagel in eine Fahne: „Das ist ja schön," antwortete ich und plötzlich fingen meine Beine an unter mir zu zittern, während mein Gesicht ruhig blieb.

Der Direktor wandte sich um: „Wo stehen Sie heute abend?" „Dort," sagte ich und zeigte zwischen die Kulissen. Der Direktor lachte. „Dort können Sie Crangier gerade im Auge behalten," sagte er und fragte: „Kann geläutet werden?" „Ja . . ."

Der Unterregisseur trat vor und die elektrischen Glocken erklangen. Hannah und Frau Sang kamen herein. Frau Sang bat mich, ihr beim Ordnen des Bettes behilflich zu sein.

Sie legte sich hinein und fragte mit einer Stimme, die so klang, als klapperten die Zähne in ihrem Gaumen: „Liege ich richtig?"

„Sie liegen ausgezeichnet, gnädige Frau." Sie legte den Kopf in die Kissen zurück.

„Ich habe noch nie solche Angst gehabt," sagte sie.

„Sie brauchen keine Angst zu haben," sagte ich, und plötzlich fügte ich hinzu — schroff:

„Sie sollen ja nicht sterben."

Der Mann aus dem Norden drehte die drei Ringe an seinem kleinen Finger und nickte.

„Sie sollen ja nicht sterben —," ich sagte diese Worte und wollte sie gar nicht gesagt haben. Ich hatte also beschlossen, das Verbrechen auf mich zu nehmen, koste es was es wolle, ich wollte es auf mich nehmen und war bereits soweit gekommen, daß ich davon sprechen und mich verraten mußte. Madame aber schien gleichsam aus ihrer Angst und ihrem Bett zu erwachen und starrte, starrte mich an — bis ihr Ausdruck sich wieder veränderte und sie wohl bei sich gedacht haben mochte: Na, er scheint ja noch unzurechnungsfähiger zu sein, als wir anderen . . .

„Nur laut sprechen," sagte ich, und zum zweitenmal erklang die Glocke des Unterregisseurs. „Alles an seinem Platz?" „Ja, mein Herr."

Meine Augen überflogen die Kulissen. Ja, da stand Crangier in der ersten

Kulisse, den Kopf vorgestreckt und die Augen starr auf mich gerichtet. O, wenn ich diesen Augen doch Leben einträufeln könnte.

„Gut, Vorhang."

Der Vorhang zitterte einen Augenblick unter dem Knopf des Unterregisseurs (kennen Sie den Laut?), dann war er oben. Plötzlich packte mich jemand am Arm. „Still," sagte ich und meinte, es sei Crangier. Es war aber der Direktor. „Ich weiß nicht, wo ich bleiben soll," sagte er und ich sah, wie ein Kranz von Schweißperlen an seinen Augenbrauen hingen. „Still" wiederholte ich, und er ging. Auf der Bühne hatten sie angefangen zu sprechen. Ich hörte und hörte doch nicht — doch, das Husten aus dem Zuschauerraum hörte ich.

„Sie husten," sagte der Regisseur, und ich wußte nicht, daß ich angefangen hatte, auf und ab zu gehen.

„Sie werden schon aufhören," antwortete ich und wußte nicht, daß ich meinen Platz wieder verändert hatte — näher zu Crangier hin, während Frau Sang auf der Bühne sprach und sprach.

„Sie husten," sagte ich.

„So?" antwortete Crangier und fuhr zusammen und starrte mir ins Gesicht. Und im selben Augenblick dachte ich bei mir — und hörte nicht mehr, was auf der Bühne gesagt wurde: Crangier blickt wie ein Wahnsinniger aus seinen Augen. Die Gedanken entgleiten ihm. Er blickt wie ein Wahnsinniger aus seinen Augen.

Plötzlich vernahm ich die Stimme des zweiten Regisseurs hinter mir — atemlos:

„Hören Sie, es ist still geworden."

Und auf einmal hörte ich die Stille des Saales, hörte, daß Sang drinnen war und sprach, und daß der Saal still war. Ich fuhr fort, wie ich es schon lange getan hatte (jetzt wußte ich, daß ich es schon lange getan hatte) meine flache Hand mit gespreizten Fingern an Crangiers Rücken auf und ab zu führen, auf und ab, längs seines Rückgrates.

„Hören Sie, sie sind still geworden." Es war der Direktor, der sprach.

„Ja, sie sind still," wiederholte der Regisseur und dicht nebeneinanderstehend, sahen die beiden Herren aus, als saugten ihre Gesichter das Lauschen des Saales ein.

Hannah kam heraus, um die Kinder zu holen.

„Jetzt kommen Sie, Crangier," sagte der Direktor.

„Ja," antwortete Crangier, und meine Hand strich hastig über seinen Kopf.

Auf der Bühne fuhren sie fort zu sprechen, im Saal fuhren sie fort zu lauschen, gedrängter, gedrängter lauschten sie, Sang kam heraus und Hannah ging wieder hinein.

„Schnell, schnell," rief ich hinter ihr her, während das Beifallklatschen erklang.

„Jetzt, jetzt!" Ich hatte Crangiers Handgelenk ergriffen und preßte es, wie man einen Hals preßt, den man erdrosseln will.

„Ja, ja," antwortete er und seine Augen lebten.

„Flüstern Sie mir zu."

„Ja," antwortete ich und ließ ihn los und beugte mich vor und flüsterte hart an seinem Ohr: „Mutter, Mutter" — das sind seine ersten Worte.

„Danke, danke."

„Jetzt. Stürzen Sie jetzt auf die Bühne — und achten Sie auf die Türschwelle."

Er war drinnen und hatte sein „Mutter, Mutter" gerufen.

„Gut," sagte ich und taumelte gegen den Türpfosten, vor dem ich stand.

„Es ist gut gegangen," sagte der Direktor und der Regisseur aus einem Munde — zwei Maschinenarbeiter waren so weit nach vorn gegangen, daß man sie sicher vom Saal aus sehen konnte.

Plötzlich aber sprang ich vor und drängte mich zwischen sie — weiter vor.

„Wie spricht der Mensch denn? Wie klingt denn seine Stimme? Zum Teufel, das klingt ja wie ein Grammophon . . ."

Alles war stehen geblieben und lauschte.

„Wie spricht denn Crangier," flüsterte der Direktor.

Da wandte ich mich um und sagte laut (während mir war, als bebte meine eigene Rückensäule in meinem Nacken):

„Er spricht vollkommen richtig."

„Ja, beinah," antwortete der Direktor, der grauweiß im Gesicht geworden war. Ich rührte mich nicht:

„Gehen Sie weg, damit ich ihn sehen kann," sagte ich.

Crangier hatte sich vom Bett der Mutter erhoben . . . während ein Murmeln, oder weniger als ein Murmeln, ein Laut, als wechsele man seine Stellung, aus dem Saal heraufklang — —

Jetzt hatte Crangier sich umgedreht . . . jetzt sah er mich — — und er sprach richtig. Aber die Augen, die Augen . . . ich konnte seine Augen also nicht beherrschen. Ich muß, sagte ich mir, ich muß Macht über seine Augen gewinnen. Und während ich meinen ganzen Willen und meine ganze Nervenkraft in meinen gespreizten Händen sammelte, führte ich sie vor mir auf und nieder, während ich Crangiers Gesicht anstarrte, so daß mein ganzer Körper zitterte.

Der zweite Regisseur stand noch immer da. Er stand hinter mir, als wolle er mich belauern (und das wollte er auch), ich bin überzeugt, daß er und Bratt wußten, was ich mit Crangier vorhatte. Plötzlich sagte er:

„Sie werden den Mann töten. Aber es geht."

„Ich muß, ich muß," sagte ich mir, meine Augen starr auf Crangiers gerichtet, der so sprach wie er sollte, während der Saal wieder still geworden war . . . still, ganz still, bis das Klatschen erscholl . . .

Die Szene war beendet und Sang war zur Kirche gegangen. Jetzt sollte der Bergsturz kommen — der Berg war eine riesige Jalousie, deren Bretter mit Gepolter in den Kulissen zusammenstürzen sollten. Der Akt hing von dem Bergsturz ab und ich mußte zur Jalousie hinlaufen. Außerdem mußte ich Crangier zuwinken, wenn er schreien sollte — oben von der Bühnenbrücke, wo er stand,

sollte er sein: „Vater — Vater" herabrufen . . . erst im Entsetzen, dann im Zweifel, schließlich voller Jubel.

Ich stürzte. Jetzt brach die Jalousie zusammen. Dann winkte ich und er schrie . . .

Es glückte. Und wie ein Sturmwind fuhr Crangier an mir vorbei auf die Bühne und schrie wieder sein: „Vater, Vater!"

Ich lauschte, lauschte wieder: der Grammaphonlaut — das Grammaphon. Und in weniger als einer Sekunde stand ich wieder in der Kulisse und sah wie Crangier mit erhobenem Arm „Nägel über dem Bett seiner schlafenden Mutter einschlug."

Der Mann aus dem Norden lachte kurz und hastig:

Die Jalousie aber hatte uns gerettet, und auf dem Zuschauerplatz wurde Bravo geschrien, als rase ein Orkan . . .

„Auf, auf," schrie der Direktor, und der Vorhang rollte auf und nieder.

„Auf, auf," rief er und küßte mich auf beide Wangen — und noch einmal, bis er plötzlich von dem Platz in der Kulisse, wo wir standen, auf die Bühne hinausschrie.

„Heraus, heraus, heraus mit Ihnen," schrie er Crangier zu. Und ich sah, wie Crangier, der noch immer in der Gruppe an dem Bett der Mutter stand, seinen Rücken duckte, ihn wie unter einem Peitschenhieb krümmte und mit vonsichgestreckten Händen wie ein Blinder hinausging.

„Crangier, Crangier," rief ich — — aber er hörte es nicht.

„Auf, auf," schrie der Direktor. Der Vorhang ging auf und der Beifall brauste stärker.

„Kommen Sie, kommen Sie," rief der Direktor, und während er vor Freude fast lief, sagte er und lachte:

„Wenn wir nur die erste Szene im nächsten Akt streichen könnten." Crangier hatte die erste Szene im zweiten Akt zu spielen. Er beginnt den Akt — er allein. Ich bohrte den Nagel meines Zeigefingers in meinen eigenen Daumen, erwiderte aber ganz ruhig: „Weshalb?"

Er lachte noch immer, als er sagte:

„Na, die Auguren können's sich erlauben zu lächeln," und er öffnete die Eisentür, die zum Foyer führte, wo zwei dicke Arme sich sofort um seinen Hals schlangen und zwei Theaterküsse auf seine Wangen klatschten: Lieber Freund, lieber Freund, welch ein Sieg . . . Es war Blanche Pierson, die feuerrot, trotz ihrer Puderschicht und in rosa Atlas geschnürt, nach rechts und links Umarmungen austeilte, während eine winzigkleine Mannsperson um ihre Röcke herumhüpfte, wie ein vergnügter Hund.

„Oh c'est beau — très cher — c'est etrange."

Wir kamen nicht vorwärts. Die ganze Treppe summte, während Damen, die Schleppen überm Arm sich schubsten und stießen, und Herren über alle Köpfe hinwegriefen und mit ihren Klapphüten winkten — während Björnsons fremdartiger Name, Sang und Bratt wie Pistolenschüsse durch den singenden Lärm tönten, und ein Wort, ein Wort alles übertönte und von allen Lippen fiel, als strahle dieses eine Wort, aller Staunen, Begeisterung und Verwunderung aus:

„Etrange, etrange," klang es von allen Lippen.

Und plötzlich sah ich die Réjane, Grabrielle Réjane mitten auf der Treppe stehen, dekolletiert, mit bebenden Nasenflügeln. Erhitzt wie ein Wettläufer, der die Glocke des Richters hört, führte sie unablässig ihre brennenden Finger durch ihr rotes Haar; und ich sah zwei Japaner, die mit vor Staunen geöffneten Lippen in der Menge standen und die von Röcken umwogt, in ihren schwarzen Gehröcken, wie zwei Ausrufungszeichen aussahen — bis ich fühlte, wie Robert Rumières mein Handgelenk mit seiner zitternden Linken umfaßte:

„Etrange, etrange."

Robert Rumières hatte seinen Mund auf mein Ohr herabgeneigt.

„Das ist Sieg," flüsterte er und hastig fügte er hinzu: „Aber hat der eine noch viel zu sagen?"

„Wer?" fragte ich (und ich wußte, wen er meinte.)

„Dieser Elias — er ist ja verrückt."

„Crangier."

Und ein Maler, dessen Namen ich vergessen habe, er hat die neuen Kirchenfenster in Reims gemalt, hatte es gehört und sagte zu mir gewandt:

„Ja, lieber Freund. Der Wahnsinn leuchtet ihm aus den Augen."

„Ja," flüsterte Rumières und hielt noch immer mein Handgelenk umfaßt, „dieser Crangier ist verrückt. Ich könnte ihn umbringen."

Da sagte ich — wie ich es wagte, weiß ich nicht — aber ich wagte es. Ich spielte die Karte aus und sagte:

„Ich finde, Herr Crangier ist der beste."

„Der beste . . .", Robert stotterte das Wort hervor, und während ich meinen Klapphut so fest gegen mein Bein stemmte, daß die Feder sich wie eine Gerte bog, sagte ich noch einmal und lauter, so laut, daß man es ganz drüben an der Wand und durch alle Stimmen hindurch hören konnte:

„Ja, ich finde entschieden, daß Herr Crangier am besten spielt."

Alle hatten es gehört und es war, als ob es eine Sekunde still würde, während dreißig und mehr Gesichter auf mich gerichtet waren. Ich zerdrückte noch immer meinen Hut und sah von Gesicht zu Gesicht . . . o, ich werde diese Gesichter nie vergessen. (Und ich dachte bei mir: Wird es dir gelingen? Wirst du auch die gesunde Vernunft ersticken können?) Und ich sagte wieder und sehr laut:

„Ja, ich finde, daß Herr Crangier der skandinavischen Auffassung am nächsten kommt."

„Wo willst du hin?" fragte Rumières.

„Ich muß auf die Bühne hinauf."

Und ich drängte mich durch sieben Schleppen hin durch, und an fünf Kritikern vorbei, und ich hörte zwei Herren lachen: Ah, Crangier — und bohrte mich weiter, die Treppe hinauf, weiter wie ein Schlafwandler, der auf einer Dachrinne geht, bis ich plötzlich Frau Morgenstjerne sah, gerade vor mir, in ihrem goldenen Mantel, und hörte ihre Stimme sagen:

„Es geht schief," flüsterte sie, „schlagen Sie den Unglücksmenschen tot."

Ich nickte nur und öffnete die Eisentür, die ich erreicht hatte. Ich ging über den Korridor und klopfte bei Crangier an.

„Crangier, Crangier . . ." Niemand antwortete.

„Crangier, Crangier," und ich klopfte wieder, aber er antwortete nicht. Dann ging ich hinein."

Der Mann aus dem Norden schwieg eine halbe Sekunde und als er wieder erzählte, sprach er, als setze er seine Zähne in jedes seiner Worte.

„Er lag auf dem Boden ausgestreckt, quer über dem Fußboden . . . ich wollte rufen, ihn anrufen und konnte es nicht: Crangier, Crangier. Ich legte mich nieder, legte mich vor ihm auf meine Knie nieder: Crangier, Crangier . . .

Nein, er war bewußtlos. — Schaum stand ihm vor den Lippen und ich packte ihn an seinen hölzernen Schultern: Crangier, Crangier.

Nein, er hörte mich nicht.

Ich richtete seinen Oberkörper auf und ließ ihn wieder auf den Fußboden zurückschlagen: „Crangier, Crangier."

Nein, er hörte mich nicht. Der Mensch war bewußtlos.

Da erhob ich mich und richtete meinen Rücken auf: Und wenn er tot wäre, so sollte er aufstehen! Er mußte geweckt werden, dieser Knabe sollte nicht alles verderben. Er soll spielen.

„Ich will siegen."

Ja, das sagte ich. Jetzt log ich mir nichts mehr vor. Ich wußte, weshalb ich handelte und weshalb ich die ganze Zeit gehandelt hatte. Nun wußte ich es."

Der Mann aus dem Norden stemmte seine Hände gegen die Tischkante und sprach hastiger.

„Es drehte sich nur um Minuten. Ja, in acht Minuten sollte der Vorhang aufgehen. In diesen Minuten handelte ich so klar wie ein Mörder, der nie entdeckt werden kann. Ich schloß die Tür ab und stellte mich zu seinen Füßen auf.

„Crangier," rief ich wieder, „Crangier —" und ich rief so deutlich, wie man eine Leiche rufen würde, während ich meine Blicke fest auf sein Gesicht geheftet hielt.

„Crangier." Er rührte sich nicht. Ich beugte mich vor und hob seine Hände und hielt sie zwischen meinen geschlossenen: „Crangier." Jetzt, jetzt . . . „Crangier." Ja, sein Gesicht begann zu zittern . . . ah, er erwacht. Er wird sterben — aber er soll erwachen: „Crangier."

Ich sah, daß er hörte und daß er seine Lippen bewegen wollte — und mich ganz über ihn beugend, mit einer fürchterlichen Willensanstrengung seinen leblosen Körper fast mit meinem umspannend, wiederholte ich:

„Crangier, ich bin es — hören Sie, Crangier, ich bin es."

Und während ich mein Gesicht nur um einen Zoll von dem seinen entfernt hielt, schlug er die Augen auf (es glückt, es glückt, sagte ich).

„Crangier — kennen Sie mich? Ich bin es."

Es gingen Erschütterungen wie Todeskampfzuckungen durch seinen mageren Körper.

„Ja," flüsterte er. „Stehen Sie auf," sagte ich und erhob mich selbst. „Stehen Sie auf" (und meine Augen badeten sein Gesicht). „Es ist Zeit." Er erhob sich. „Setzen Sie sich," sagte ich. Und er setzte sich. „Hören Sie, was ich sage?" fragte ich und blieb vor ihm stehen. Sein Blick war in dem meinen verschlungen. „Ja, ich höre." „Und verstehen Sie mich?"

Er griff an die Kante des Tisches, wie um eine Stütze zu haben:

„Ja, ich verstehe Sie." „Dann nehmen Sie sich zusammen, Crangier," sagte ich und sprach noch immer auf dieselbe Weise: „Sie sollen jetzt den zweiten Akt spielen." „Ja, jetzt." Und noch härter sagte ich: „Und Sie waren unglaublich schlecht im ersten Akt." Sein Körper bebte.

„Ja," sagte er und er sprach wie ein Bettler, ja, wie ein Bettler, den ich oft in der Rue Lacepède, vor dem Tor einer meiner Freunde gesehen hatte, „denn ich konnte Sie nicht sehen."

„Nein," sagte ich, „ich war fortgegangen. Es war meine Schuld."

Und indem ich plötzlich meine Stimme veränderte und mit meiner Hand über sein Haar strich, sagte ich:

„Es war meine Schuld, lieber Marcel, es war mein Fehler."

„O nein, o nein, ich hatte nur keine Kraft," flüsterte er, und legte den Kopf zurück, als wolle er meiner Hand näher kommen, „Sie sind so gut zu mir."

Ich sah mein eigenes Lächeln im Spiegel, während ich ihm noch immer übers Haar strich.

„Ja, ja," sagte ich und fuhr fort mit meiner Hand über seinen Kopf zu streichen, während Crangier seine Augen geschlossen hatte.

„Ihre Hand lindert," sagte er, „es ist, als bringe sie Leben."

„Finden Sie?" sagte ich liebkosend, mit derselben Stimme, und verwandte kein Auge vom Spiegel — ich wollte, mußte, wollte selbst sehen, wie ich aussah, während ich einen Menschen mordete.

„Sagen Sie Ihre Szene her," sagte ich.

Crangier öffnete die Augen:

„Ja," und während die Adern überbreit aus seinen Schläfen hervorsprangen, sagte er seine Szene, als lese er, mit einer letzten Willensanstrengung, Buchstabe für Buchstabe und Laut für Laut, von einer Steintafel ab — und ich hatte meine Augen starr in die seinen geheftet.

„Gut, gut — jetzt ist auch Leben in Ihren Augen." „Wirklich. O, Dank." „Machen Sie sich nun fertig." „Sie gehen doch nicht fort," sagte er und wandte sich voller Angst um. „Nein," antwortete ich (und ich dachte bei mir: nein, sei du nur ruhig, ich gebe dich nicht mehr frei, ich bleibe). „Dank ... Sie sind so gut."

Er wollte sich erheben und etwas nehmen und konnte es nicht, denn seine Füße wollten ihn nicht tragen.

„Ich habe keine Kräfte," sagte er, von einer neuen Angst ergriffen.

„Warten Sie einen Augenblick," sagte ich. Und ich öffnete die Tür und rief einen Ankleider herbei.

„Bringen Sie mir meinen Champagner," sagte ich, und während wir warteten, hielt ich Crangiers Hand, die in der meinen bebte, wie der Körper eines verängstigten Vogels.

„Sie sollen ein Glas trinken," sagte ich, „das wird Ihnen Kräfte geben."

Der Ankleider kam zurück, und hinter der Tür, die ich ihm sperrte, sagte er, während er mir Flasche und Glas reichte:

„Der Regisseur läßt fragen, ob angefangen werden kann."

Ich zog die Uhr und in einem Ton, als gälte es nur die Länge der Vorstellung auszurechnen, antwortete ich:

„Es kann in zwei Minuten angefangen werden."

„Trinken Sie," sagte ich und schenkte ein. Er trank ein wenig, während der Klang der elektrischen Glocken durchs Haus zitterte: „noch etwas," sagte ich. Er trank von dem gelben Wein, während er das Glas anlächelte und sagte:

„Meine Mutter hat immer gesagt, daß Wein Gift sei, um mich vom Trinken zurückzuhalten." „Danke." „Noch etwas. — Es ist vielleicht auch Gift," sagte ich und betrachtete mich im Spiegel. Er trank wieder. „So, eilen Sie sich nun."

Er machte sich fertig. Es war noch immer derselbe Glanz in seinem Blick — der richtige. „Kommen Sie," sagte ich.

Er stand auf und ich folgte. Er ging hochaufgerichtet auf die Bühne und prüfte das Geländer, gegen das er sich lehnen sollte.

„Dort stehe ich," sagte ich und zeigte auf meinen Platz — vier Meter von ihm entfernt.

„Danke," sagte er mit einem Blick, als wollte er die Schritte messen, die uns trennten.

„So, Crangier," sagte ich und führte zum letztenmal meine Hand über sein Haar. Er faßte sie mit der seinen, die kalt war wie Stahl, und mit einem Lächeln — ach, einem Lächeln, das unbestimmt war, wie das eines kleinen Kindes — sagte er:

„O, Meister, mir ist zu Mute, als solle ich sterben. . . Aber," und er faßte sich: „nun habe ich wieder Kräfte."

„Vorhang soll aufgehen," sagte ich.

Crangier hatte sich gegen das Geländer gelehnt und nickte mir zu — kurz und bestimmt. . . O, so hatte ich schon einmal einen Menschen mit dem Kopf nicken sehen, Emile Henry, als er auf die Guillotine zulief.

Der Vorhang war aufgegangen, und im selben Augenblick, in derselben Sekunde stieg eine verwirrte Unruhe aus dem Saal herauf — ein Räuspern, ein halbes Gelächter, das nicht losbrach, eine Unruhe wie von kreuzenden Luftzügen: Man hatte Crangier gesehen . . . und die Unruhe wurde niedergezischt.

„Aha, das sind diejenigen, die von der skandinavischen Auffassung gehört haben," dachte ich.

Und Crangier bewegte sich und sprach und war Sangs Sohn, Elias.

Der Mann aus dem Norden hielt inne und Schweißperlen standen ihm auf der Stirn, als sei es in diesem Augenblick, daß er einem anderen und machtlosen Körper, seinen Willen und seine Seele aufgezwungen hätte.

Francois Carville hatte seinen Kopf an die Schulter des Rumänen gelehnt.

Der Mann aus dem Norden richtete sich auf.

„Es war ein Donnern, das losbrach, als er die Bühne verließ. Crangier war hinausgekommen und stand wie ein Trunkener gegen die Kulisse gelehnt: „Hören Sie nur, hören Sie," sagte ich, während der Saal noch immer tobte, aber ich glaube, er hörte nichts... Und ich wandte mich um und ging davon. Die Sache war erledigt und — (der Mann aus dem Norden kräuselte seine Lippen) während des ganzen übrigen Abends schenkte ich Crangier keinen Gedanken. Wollte ich mich seiner nicht erinnern oder war er wirklich vergessen, wie derjenige, der abgetan ist? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich ihm keinen Gedanken mehr schenkte. Erst als alles vorbei und die Bühne bereits dunkel war und Rumières mich unten an der Treppe erwartete — da fiel es mir ein: Ach, Crangier; du mußt dem Menschen doch adieu sagen...

Ich ging über den Korridor und klopfte bei ihm an. Er war gerade im Begriff zu gehen. Seinen Hut, den elenden Hut hielt er in der Hand: „Ich wollte gerade," sagte er, „wir wollten gerade ..." (und ich sah ihn nicht an, ich wagte ihn nicht anzusehen. Ich hatte während der ganzen letzten Stunde nicht an ihn gedacht, keinen Augenblick — — und jetzt, da ich in dieses viereckige Loch von einem Raum kam, wagte ich nicht, ihm ins Gesicht zu sehen).

„Wir wollten gerade," sagte er und machte eine Bewegung, „das ist meine Mutter — zu Ihnen gehen, um Ihnen zu danken."

Und ich sah die kleine Frau an — nein, eigentlich nicht klein, sie war nur klein geworden ... als ob sie in den Knien eingesunken sei, so sah sie aus, mit einer seltsamen Mantille um, einem wunderlichen Gebaumel, und mit Augen, die ganz tief unter der Stirn lagen, Augen, die zu viel genäht oder zu trocken geworden waren...

„Wir können Ihnen nicht genug danken," sagte sie und umfaßte meine Hand mit rauhen Knochenfingern, „nicht genug danken ... er ist mein Einziger. Wir beide sind allein und er ist so gut..." Und die Tränen aus ihren Augen fielen auf meine Hände — kein Blut ist so heiß wie diese Tränen waren.

Ich weiß nicht, was ich antwortete. Ich dachte nur eines: Du mußt fort von hier — du mußt hinaus... Und plötzlich sah ich Crangier, wie er gegen den Stuhl gelehnt stand und wie zwei rote Flecken auf seinen Backen brannten.

„Nun ist er müde," hörte ich die Mutter sagen und sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände.

„Ja," sagte ich, „nun müssen Sie ruhen, Crangier."

„Adieu, Frau Crangier," und ich lachte. „Adieu, Crangier. — Adieu..."

„Wo bist du gewesen?" fragte Rumières, der unten bei seinem Wagen gewartet hatte.

„Ich habe Abschied genommen," sagte ich und stieg in den Wagen. „Fahren Sie mich nach Hause." „Wir wollten doch hinter der Oper speisen." „Ich bin zu müde," antwortete ich.

Er fuhr mich nach Hause und ich schlief die ganze Nacht wie ein Kohlentrimmer. Am nächsten Morgen reiste ich nach St. Germain. Mein Arzt hatte es verlangt. Außerdem habe ich die Terrasse in St. Germain stets geliebt, wo die grünen Weinstöcke sich über alle Abhänge breiten. Es ist, als sähe man von den Terrassen aus das ganze lichte Frankreich vor sich liegen. Ich war bereits einen Tag dort gewesen, und als ich am nächsten Tage gegen Abend von meinem Spaziergang zurückkehrte, sagte der Portier: „Es ist ein Herr da, der im Konversationszimmer auf Sie wartet."

„Ein Herr" — ich erwartete niemanden. „Ja, ein Herr aus Paris."

Ich kam ins Konversationszimmer. Es war der Direktor. Er sah zum Fenster hinaus.

„Sie sind es?" sagte ich, „was wollen Sie?" „Haben Sie es schon gehört?" fragte er. „Was soll ich gehört haben?" „Crangier ist tot."

Ich verzog keine Miene, als ich fragte:

„So — woran ist er gestorben?" (O, ich war so ruhig, so erstaunt-ruhig wie ein Mörder auf der Mordstelle, wo die Obrigkeit ihn hingeführt hat, der nicht entdeckt werden will).

Der Direktor aber wiederholte nur und strich sich mit der Hand über die Stirn: „Er ist tot . . ."

Und indem er mich ansah (und allein durch seinen Blick sagte ich mir: Aha, nun will er die Verantwortung von sich abwälzen — auf mich wälzen) sagte er: „Sie sagen, es sei eine Gehirnerschütterung gewesen. Er hat bis zuletzt nach Ihnen gerufen."

— — —

Der Mann aus dem Norden schwieg. Niemand von uns sprach und nur Raolo rauchte, indem er den verschlungenen Ringen des Rauches nachsah.

„Laßt uns gehen," sagte François Carville schließlich.

„Ja," sagte ich, „wir müssen gehen. Es ist spät geworden."

Wir erhoben uns und kamen in den Garten hinaus. Das Gewitter war ganz vorübergezogen. Von den Blumen und Käfigen und Bäumen schlug uns eine eigenartige Luft entgegen — herb oder bitter.

Die großen Kandelaber waren bereits gelöscht. Nur die kleinen und gelblichen Lampen brannten noch zwischen den Bäumen — wie die gebrochenen und noch im Tode aufgerissenen Augen der Weisheitsvögel.

Theater / von Willi Handl

s gibt welche, die es verachten. Was ist Theater?, sagen sie. Ein paar nackte Bretter im wesentlichen, voll mit Lügen. Lächerlich bemalte und beflitterte Menschen laufen hin und her, zwingen unwahrscheinliche Gebärden aus sich heraus, sprechen Worte, die nicht von ihnen kommen. Und was ihr erlebt, ist doch nur die Suggestion der vielen, die Freude der anderen, der Schmerz von daneben. Und was euch bleibt, ist bestenfalls die Gewißheit, fremder Lügen Narr gewesen zu sein: ein Spaß für Bescheidene im Geist. Ihr bildet euch ein, mit anzusehen, wie eine Dichtung aus dem Buchstaben zum Leben ersteht? Leichtgläubige! Was der Regisseur gewollt, was der Künstler gekonnt hat, das schieben sie betrügerisch vor die Dichtung. Diese selbst lebt nicht anders, kann nicht anders leben, als in Euch, — wenn ihr Raum genug dafür im Inneren habt. Also schafft Raum in euch und verachtet das leere Brett mit seinen mühseligen Lügen!

Denen, die so sprechen und das Theater verwerfen, muß man gar nicht antworten; denn sie haben recht. Sie gehören zu denen, die immer recht haben, weil sie stets Gründe wissen, aus denen sich Nein sagen läßt. Man denke sein: Dennoch! für sich und schweige; der Streit ist im Grunde ja doch erst mit dem Ende dieser Welt zur Ruhe zu bringen. Man denke sein: Dennoch! für sich und lache lautlos dazu — wenn man das kann. Denn sie gehören zu denen, die immer Unrecht behalten, weil alle Gründe, aus denen sich Nein sagen läßt, vom Leben selber widerlegt werden. Das Theater ist. Braucht es also noch eine Verteidigung? Wohl, sagen sie, aber für die vielen ist es, für die Dumpfen und Stumpfen, für die Unfeinen und Unterjochten, die sich massig zusammenballen: Geistige Garküche. Auch diese Klugen und Stolzen, wissentlich Feinen und überaus Einzelnen muß man nicht widerlegen wollen. Sie haben ein Gefühl des Zusammenhanges verloren, und so ist ihnen kaum zu helfen. Nur einsam und in Ausgeschlossenheit genießen zu können, ist in dieser zersprengten Kultur, da keiner keinen mehr etwas angeht, eher die nachgiebige Art der Unkraft, die nichts überwindet. Wer die Fröhlichkeit einer Entwickelung in sich hat, der taucht unter, taucht empor, läßt das Gebrause der Welt frei zu sich ein und wird, ihm trotzend, der er werden muß. Auf das Theater gewendet: Ich weiß wohl, daß meine feinsten Empfindlichkeiten hier bis zur ohnmächtigen Betäubung bedrängt und gewürgt werden. Ich meine aber, daß sie noch nicht viel wert sind, wenn sie das nicht ertragen; daß sie nur umso stolzer und kräftiger sind, je besser sie schweigen können; und daß sie, im Stillhalten, hinter meinem Bewußtsein, wenn ich mitten in massigem Lärm und gröberem Überschwang bin, vielleicht noch am besten gedeihen. Sie müssen sich durchsetzen, trotz allem; dann erst sind sie dem Leben lieb. Das Theater ist ein Ort, wo ich mich mir

selbst erkämpfe; wo in Genuß und Widerstreit, im Zuwachsen und Abwerfen persönliche Kultur angesetzt wird. Für den einzelnen ist es eine Beglaubigung gegen die Masse; eine demokratische Institution zur Aufzucht geistiger Noblesse.

So kann es, von oben gesehen, erscheinen. Der mißmutige Stolz aller prinzipiell Abgesonderten mag damit beruhigt sein. Aber von unten her, aus der Schichte der Unbedenklichen, betrachtet es sich, wie das Leben selbst: mannigfaltig, verwirrend, eine dauernde Explosion von Überraschungen. Ein starkes und grobes Abbild, gehetzten Sinnen gerade noch faßbar. Und das ist gut; wer diese Wirkungen verachtet, der speit, ein blinder Narr, auf die Wurzeln, aus denen er seine Fülle zieht. Von unten her wächst unser starkes Leben, aus der Erde kommt es und dringt nicht zu uns herauf, ehe es nicht die Unzähligen durchdrungen hat, die, in der Seele stumm, aber gewaltig an Kräften, sich auf ihr scharen. Ihre gehetzten Sinne betreuen, heißt, die Hoffnungen nächster Generationen auffüttern. Sie sitzen da, genießen für sich, und wissen es nicht, daß sie für den Menschen der Zukunft empfangen. Was zu ihrem Geist spricht, kann nur gerade und grob sein; ihr Geist ist es auch. Aber in ihrer Seele bleibt, wenn der Geist längst vergessen hat, irgend etwas zurück, das nicht mehr ihnen gehört, sondern einer anderen Seele, die aus dieser werden muß: ein Licht, ein Strahl, ein Schrei, ein Wort, ein Gestus, eine Sehnsucht. Irgend etwas bleibt aus diesem großen groben Mancherlei des Theaters, legt sich hinter dem Bewußtsein zur Ruhe und wartet auf den Moment zum Wirken. Einmal kommt diese Auferstehung: im Nächsten vielleicht, oder im Sohn, oder in den jungen Mädchen — besonders in den jungen Mädchen. Dann ist die Welt wieder um einen Gedanken, um ein Lächeln, um einen verträumten Blick schöner geworden. Und alles Theater ist glänzend gerechtfertigt. Die schweigsamen Künste können das nicht. Sie haben ein allzustrenges Gesetz erhabener Gedanken, und was in ihre Form eingeht, muß durch den unerbittlichen Geist dieser Form. Das Theater ist die Kunst der unfesten Form, eine dauernde Explosion von Überraschungen. Nimm dir, was dir gefällt! Der Abend ist kurz, aber das Leben ist unendlich. Hier hast du irgend ein Bild davon. Du begreifst es nicht? Ergreife nur, und was dir in den Händen bleibt, das ist für dich! Und wenn du gar nichts behalten hast, als die Lust, wiederzukommen: so komme wieder, staune wieder! Im Staunen fängt der Geist an, sich selbst zu finden. Die staunende Frage steht am Beginn der menschlichen Entwickelung. Und das Theater ist die Kunst, in der ein jeder zu seinen Fragen kommt.

Dies tröste die Empfindlichen über das viele Geschrei und Gepolter, sinnlose Reden und pöbelhafte Tun, wovon die Säle der Theater voll sind. In Theaterstädten besonders. Was ist eine Theaterstadt? Eine Stadt, wo die Hälfte der Einwohner sich berechtigt fühlt, eine Vorstellung zu stören und den Nachbar in der Reihe zu belästigen. Berlin ist eine Theaterstadt. Daß diese junge, maschinenmäßig lärmende Form massenhaften Lebens, die den heutigen Inhalt von Berlin dar-

stellt, so ungeheuer viel Theater aus sich produzieren kann, ist ein sicheres Zeichen für ihren gesunden Untergrund. Sie kommt von der Maschine her, die Industrie ist ihre Mutter. Den großen öffentlichen Zug in Berlin bestimmt der Mensch der Geschäfte, der Banken, der Fabriken. Die Güter, die mit Händen erarbeitet, mit Geld bezahlt werden können, haben heute noch die breiteste, die stärkste Geltung. Das Leben sei reich an kaufbaren Genüssen; wir zahlen! So ist die Losung bis jetzt. Aber von da geht ein merklicher Zug aufwärts, von dem, was ihr Leben ist, zu dem, was das Leben vorstellen und bedeuten kann. Dieser unsichere Auftrieb muß in seinen ersten fahrigen Ansätzen natürlich direkt aufs Theater los. Man ist ohne Andacht, aber mit einem sachlichen Interesse dabei, das von den Geschäften herstammt. Und mit einer Vehemenz, die einmal alles imstande sein wird, einer Vehemenz in lauter Fragen. Was will er? Was bringt er? Was hat das zu bedeuten? Was ist die geistige (und was ist die geschäftliche) Absicht? Wie führt es mich weiter (und was kauf ich mir dafür)? Dieses unreine Durcheinander von Fragen macht zusammen die Buntheit, die Rohheit, die Gläubigkeit und Frechheit, die Gefährlichkeit und die Verläßlichkeit des Berliner Publikums aus. Es ist sehr viel kurzatmige, lichtlose, alberne Gegenwart darin, aber noch mehr drängende, wollende, unruhige, erkennungsfrohe Zukunft. Wo Fragen sind, da ist Zukunft. In Wien hat das Theater seine große Vergangenheit. Statt Fragen nur Bedauern oder rückwärtsblickender Vergleich. Man ist kaum mehr neugierig; man weiß schon: einmal war es besser. Man fühlt sich kaum mehr berufen, den Nachbar zu belästigen, oder die Vorstellung zu stören; eine sehr ausgekühlte Theaterstadt. Man sitzt und schaut, geht mit jedem Willen, aber ja nicht bis zu Ende, ist leicht gerührt, aber schwer befriedigt, trägt seinen Dank auf der flachen Hand und seinen Widerspruch im geheimsten Herzen. Und das macht die Höflichkeit und Anschmiegsamkeit, die sinnliche Reizbarkeit und innere Abwesenheit, die Harmlosigkeit und die Unverläßlichkeit des Wiener Publikums aus. Dort ist das Theater nach geformten Vorbildern, nicht nach ungewissen Zielen, wie hier, gerichtet. Und jene Vorbilder stammen aus einer aristokratisch begründeten Welt, sind dereinst von dem Gelde und nach dem Geschmack des höchsten Adels aufgebaut worden. Das Bürgertum hat immer nur schüchtern, den Blick hinauf, daran teil gehabt. Wer erlaubt sich da zu fragen oder gar zu verlangen? Wer spricht gemein von dem, was man bezahlt? Man ist da und ist beglückt. Das hängt den ernsten und geistigen Theatern in Wien noch immer an. Und was sich in diesen als gesellschaftliche Form des Dabeiseins ausgebildet hat, gilt dann auch in den anderen. Sei höflich und frage nicht; und wenn es dir, was wir nicht hoffen wollen, mißfällt, so schweige, bis du zu Hause bist! So kommt es, daß heute in Wien das Publikum weit kultivierter ist als das Theater. Natürlich: da sie sich nicht laut zu verlangen getrauen, wird ihnen unbestimmt und ohne Sinn gegeben. Es geht sehr freundlich und angenehm dabei zu, aber es kann nicht viel daraus werden.

Daher auch die empfindlichen Differenzierungen in der persönlichen Vorliebe des einzelnen: Schauspielerkult. Da es fast keine Kämpfe, sondern nur mehr Gewohnheiten gibt, pflegt jeder diejenige, die ihm die liebste war und ist. Man geht, um seinen Helden, seine Dame, seinen Lustigmacher zu sehen. In Berlin geht man zu Brahm, zu Reinhardt oder zu sonst einem, der die geistige Verantwortung für das Ganze hat. Das kann selten einmal, wenn das allgemeine Bewußtsein schon so weit ist, auch der Dichter sein. Es kommt nicht oft vor. Und ist es, so liegt noch immer der Wille dessen, der es so geleitet hat, zutage. Man sieht die Lorma als Nora, man sieht „Gespenster" in den Kammerspielen (oder das Kammerspiel in den „Gespenstern") aber man sieht Ibsen bei Brahm. Da wirkt eine so starke und zähe und umfassende Absicht, daß sie sich in diesem ungeheuren Trubel des Berliner Theaterlebens reiner durchsetzen konnte, als irgend eine andere. Es geht auf den Dichter los, das muß auch der Stumpfeste merken. Ein langaushaltender Wille hat das so geleitet. Ein Wille, der, fest und still, sich erst die künstlerischen Mittel zurechtlegen, erst den öffentlichen Geschmack beschleichen, erst vieler Fragen Herr werden mußte, bevor er des Publikums Herr wurde. Nun ist er es; er hat erreicht, daß man ihm persönlich kaum mehr nachfragt. Man geht zu Ibsen, wenn Brahm seinen Ibsen spielen läßt. Sein Ibsen ist es immerhin; die Mittel hat er zurechtgelegt. Es sind die Mittel der deutschen Bühne seit 1890, um manches Geistige etwa noch bereichert und verfeinert. Der Sinn des Wortes herrscht, die Klarheit der Szene ist des Spieles edelster Zweck. Die Vernünftigkeit des Berliner Naturalismus hat sich an der Bedeutung des größten Dichters, dem sie dienen durfte, emporgebildet. Und sie dient ihm so trefflich und so treu, daß es jetzt scheint, als wäre das Mittel nach des Dichters Geist selber geschaffen und nicht der Dichter sorgfältig an die Besonderheit des Mittels herangebracht worden, — wie es doch tatsächlich ist. Daß Ibsen nirgends in der Welt so groß und voll, so schwer von seinem Geist, so nahe seinem Werk erscheint, wie in diesem Zyklus, ist über jedem Zweifel. Und doch kommen alle Menschlichkeiten, wie sie in diesen Aufführungen leben, im Grunde von wo anders her, als aus seinem Bereich. Sie atmen südlicher; und kommt einmal, wie es vor diesem Monat war, aus dem Norden irgend eine Kunst her, um den Ibsen jener Grade für eine Weile zu uns zu verpflanzen, so mißlingt es. Man bleibt frostig vor so viel Kühle. Es war auch eine Frage der schauspielerischen Kraft, ich weiß. Aber diese Frage selbst wird von Zone zu Zone anders entschieden, und wenn man sich jene norwegischen Künstler stärker, ihre Wirkungen intensiver denkt, so spricht hinter dem Bewußtsein ein Wunsch: Sie müßten ungefähr so sein, wie die unseren hier. Aber dann wären sie eben, so groß sie sein könnten, keine nordischen und ihr Ibsen wieder nicht aus Norwegen. So stark konnte jener Wille durch den Geschmack des Publikums, den er lange beschlichen hat, hindurchgreifen, daß unser Gefühl ihm zuliebe das Werk des Dichters entwurzelt und umpflanzt. Wir sehen nur mehr einen deutschen, einen ganz norddeutschen Ibsen,

und wir wollen gar keinen anderen mehr sehen. Seine Menschlichkeit sei von deutscher Art, seine Gedanken von deutscher Schwere, sein Wort von deutschem Gewicht. Sonst ist er nicht unser Ibsen. Daran muß man gelegentlich erinnern, um sich in Gegenwart zu halten, daß alles Geistige und alles Künstlerische, wie alles andere Menschliche, unfaßbar tief im Nationalen steckt, und daß der hochhinschwebende Stolz, der über Völker und Grenzen weg eine ausgeglichene Welt des reinen Intellektes schaffen möchte, vorläufig nichts taugt. Im Theater schon gar nicht. Da ist, bedeutender als alles andere, der menschliche Körper an der Arbeit und durch ihn arbeitet das menschliche Blut. Das Gehirn kann wohl, mit vorgefaßter Absicht, vergessen und verachten wollen, woher es geerbt hat; aber das Blut vergißt das nie und bleibt unter dem Zwang seines Ursprungs. Darum spielen sie auf den deutschen Bühnen — und auf dieser Ibsen-Bühne vor allem — den Ibsen so deutsch, wie sie einstmals die Franzosen und gelegentlich die Griechen gespielt haben. Und es wäre übel, wenn man es anders wollte. Denn nichts ist so unübersetzbar wie der Mensch.

Kaum daß er, wenn sein Leben sich künstlerisch ausspricht, von Stil zu Stil übersetzt werden kann. Auch da sind die Geheimnisse alter Erbschaft wirksam. Der große Zug des persönlichen Stiles ist eingeboren und läßt sich nur schwer, und niemals vollständig, umschaffen. Ein kräftiges Zeichen dafür erleben wir eben an diesem ruhmreichen Ibsen-Zyklus. Da ist alles Einheit des Willens; aber die Einheit des Stiles, den dieser Wille als seine Forderung aufgestellt hat, wird gerade an den bedeutendsten Stellen wunderbar durchbrochen durch einen anderen Willen, der, dringender und unmittelbarer, seinen eigenen Stil verlangt. Albert Bassermann, heute wohl der interessanteste Schauspieler in Berlin, widerstreitet mit seiner ganz persönlichen Kunst der naturalistischen Tüchtigkeit und Vernünftigkeit. Und das, was diese in ihrer Entwickelung an geistiger Tiefe und Bedeutung gewonnen hat, schleudert er am liebsten wie ein Jongleur durch die Luft. Er ist der schlechteste, der unverläßlichste Psychologe unter den Männern Brahms. Und dabei doch der überzeugendste, fast der ergreifendste. Seine höchst persönliche Phantasie beglaubigt ihn, wenn sich die anderen von ihrer Echtheit und Einfachheit beglaubigen lassen. Er ist zu reich an Tönen und Untertönen, zu locker und zu heftig an Gebärden, als daß er mit dem, was die schlichte Beobachtung des Lebens ihm bietet, künstlerisch auskommen könnte. Der phantastisch fallende Singsang seiner Sprache, das vage Ausklingen seiner Stimme, das Biegen und Herumwerfen des Körpers, das Stoßen und Fuchteln der Gliedmaßen muß irgendwie in das Bild seiner Gestaltungen hinein. Er erzwingt es kraft seiner starken Einbildung, schafft gewaltsam Raum für den Überreichtum seines Ausdrucks und hat so seinen höchst persönlichen psychologischen Stil. Mit der großartig schlichten Treue der anderen, mit ihrer vornehmen Ergebenheit in das dichterische Wort hat dieser Stil nichts mehr zu schaffen. An allen Enden bricht er selbständig durch, nimmt und gibt dem Dichter nach Laune und Kraft, führt den souveränen Menschenspieler wieder herauf, wo andere das geschriebene

Wort heiligen. Er bringt das Ungewisse in die Festigkeit und Geschlossenheit dieser Brahmschen Aufführungen. Er bringt eine Ahnung von Übergang. Es ist wieder eine Hoffnung, eine Zukunft, ein Nächstes. Dem großen — und zum Glück noch nicht vollkommenen — Werk dieses Ibsen-Zyklus hätte kaum etwas Gedeihlicheres geschehen können, als auf diese Art aus seinem Stil gedrängt zu werden.

Ein Übergang. Aus dem Sachlichen zum Persönlichen, von der Gebundenheit in die Freiheit. Solche Übergänge sind nur für den einzelnen mit absoluter Sicherheit auffindbar. Geschieht es aber einmal, daß das ganze Theater hinüber will in einen neuen Stil, und noch dazu mit klarem Vorsatz, so reicht alle Kraft und Festigkeit des Willens nicht aus, den Widerstand der launischen Materie und die Trägheit mißtrauischer Geister mit eins zu überwinden. Es ist eine Wahrheit, daß der öffentliche Geist, — das Publikum, wenn man vom Theater spricht — nur den Stil erlaubt, den er nicht spürt. Man darf ihm keinen vor seinen Augen erschaffen wollen. Was von der Tradition geheiligt oder was in Überraschung aufgezwungen ist, das hat willige Bestätigung. Und in Berlin, wo die Gegenwart mit ihrer Überfülle das Gewicht der Vergangenheit noch aufheben kann, liebt man die Überraschung weit mehr, als die Tradition. So können Inszenierungen, die ein Stück, die das ganze Theater neu sehen lassen wollen, sich um so besser durchtrotzen, je großartiger sie verblüffen können. Leider werden sie dann immer nur als Verblüffung, nie als weiter führende Absicht empfunden werden. Es ist ganz wunderlich zu sehen, wie jetzt am deutschen Theater „Was Ihr wollt" aufgeführt und wie es angeschaut wird. Ein Problem des Stiles — des Tempos vielleicht nur, das aber mit zu den Stilproblemen gehört — ist gegen die Natur des Theaters gelöst worden. Es gibt eigentlich keine Bühne mehr, sondern einen ringelnden Tanz von Bühnen: Flucht der Erscheinungen, Szenen ohne Wort, Zwischenspiele eines dämmernden Augenblicks, überzählige Visionen. Kein Aufbauen, Festhalten, Abteilen der Geschehnisse mehr, sondern ein verschlungenes Hingleiten, wie in der Novelle. Das Epos auf der Bühne. An Kraft der Stimmung unendlich reich; wunderbar im Aufglühen und Verglühen von Momenten und drangvoll üppig an Farben, Lichtern, Geräuschen, Gebärden, die alle auf einen Willen zum Stil hinweisen. Nur daß niemand mehr sagen kann, er sehe ein Stück auf einer Bühne spielen. Das Drama zeigt die Resultate gesetzmäßiger Entwicklungen in ihren größten Momenten. Die Bühne befestigt diese Momente in Raum und Zeit, stellt sie in vielbedeutender Greifbarkeit vor den aufnehmenden Sinn, bindet sie mit allen ihren Mitteln, um die gewonnene Stimmung um so sicherer an den nächsten wichtigen Moment hinüberzuführen. Hier aber floß der starke Moment selbst in den nächsten. In einer allgemeinen Auflösung und Umdeutung wurden die Mittel des Theaters zum Theater selbst erhoben und durften mitspielen. Die Kulisse wurde zum Stück. Prächtig, voll Einfall und Laune, in jedem Augenblick fesselnd; aber von allem Theater

entfernt und diametral gegen alles Drama. Es wurde ja nur eine Posse gespielt, wird man einwenden; ein Fastnachtsscherz, gut genug, um angenehmen Lärm hervorzubringen und sich mit ein wenig (fremdem) Geschmack zu amüsieren. Aber wenn man Possen auf das große Theater bringt, so kann es sich doch nur darum handeln, ihrer inneren Verwandtschaft mit allem Drama nachzugehen und ihre freiere Natur unter die Gesetze der Bühne zu zwingen, damit diese ihre Herrschaft über das Leben auch hier beweise. Es ist aber mit dieser Inszenierung das Gegenteil geschehen. Das Fastnachtspiel hat die Bühne erstürmt und ihr Inneres nach außen gekehrt. Die künstlerische Verschwiegenheit des Technischen ist weg. Es ist ein anderes Institut daraus geworden; sehr lustig, sehr interessant, sehr schön sogar, aber anders.

Sei es drum. Wenn ein Irrtum gleich so groß ausfällt und so viel hervorbringt, mag man seiner noch froh werden. Man hat erzählt, daß nicht ein spontaner Einfall, daß bloß die Not der lästigen und erkältenden Verwandlungspausen diese gefährliche Ausweitung des Bühnenmöglichen gefunden hat. Das widerspenstige Mittel wurde vergewaltigt; und den wehrlosen Geist der Sache trifft es. Eine Warnung auf den Wegen zum Stil. Dieses Experiment, das so prächtig anzusehen ist, kann nicht wiederholt werden. Würde es wiederholt, so würde es übertrieben; denn es hat keinerlei Kunstgesetz in sich. Und würde es übertrieben und gefiele die Übertreibung wieder, so würde sie Mode. Und wir hätten bald überhaupt kein Theater mehr. Der Fall bleibe ein Kuriosum in der Entwicklungsgeschichte der modernen Szene. Ein Abweg, der so hübsch war, daß man ihn dem Gedächtnis aufbewahren mag. Die Freude an künstlerischen Irrtümern fände kaum noch einen so ausgiebigen Gegenstand. Und die Gewißheit, daß Mißbrauch der Mittel keinen Stil schaffen kann, fände kaum einen so sicheren Beweis. Da ist kein Übergang.

Aber Lärm und Zulauf und Erregung genug. Alle Fragen werden laut. Was will er? Was hat das zu bedeuten? Was ist die Absicht? Die ganze Reizbarkeit des hastigen Berlin stürzt sich auf den neuen Eindruck. Was Augen und Ohren nur fassen können, nimmt man nach Hause mit, hält es, ob mißtrauisch, ob begeistert, fest, um die Wichtigkeit seines Urteils zu belegen. So mag von diesem Irrtum selbst, so weit er eben noch Theater war, ein Schimmer, ein Strahl, ein Ton im allgemeinen Bewußtsein dieses Publikums zurückbleiben, sich ansetzen, im stillen fortwirken und unvermerkt einmal zum Guten, das da kommen soll, helfen. Denn erschaffene Schönheit kann, auch wenn sie sich selbst widerlegt, wie diese hier, nie völlig untergehen.

Oscar Wilde/ Briefe an die Presse

elten ist ein Mann von der Presse seines Landes heftiger angegriffen, mit mehr Spott übergossen und dem Gelächter des großen Haufens ausgeliefert worden als Oscar Wilde. Wie seinem Landsmann Shaw, der erklärt, er habe einen unglücklichen Tag, wenn er die Morgenzeitungen durchblättere und sich nicht darin erwähnt finde, mag es dem ruhmsüchtigen Iren anfänglich geschmeichelt haben, seinen Namen so oft in der Presse zu erblicken und mit ihrer Hilfe die heiß ersehnte Popularität zu gewinnen. Aber der Tag mußte kommen, an dem ihn ihr Danaergeschenk anwiderte. Ganz ehrlich klingt schon (im ersten der hier mitgeteilten Briefe) das Geständnis, er brauche die Reklame nicht mehr, er habe sie bis zum Überdruß satt: sie hatte ihn wenn nicht berühmt, so doch berüchtigt gemacht. Wilde war keineswegs blind für die ungeheure Macht des „vierten Standes", der tatsächlich in unsrer Zeit der einzige Stand sei; aber allmählich sah er nur noch die Schattenseiten dieses Berufes, und der Reporter wurde für ihn ein verächtliches Geschöpf, ‚Journalist' in seinem Munde ein Schimpfwort. In seinem bedeutendsten Essay „Die Seele des Menschen und der Sozialismus" hat er bitterböse Sätze über ihn niedergeschrieben: „In früheren Zeiten hatten die Menschen die Folter. Jetzt haben sie die Presse. Das ist gewiß ein Fortschritt. Aber es ist doch noch sehr schlimm, verkehrt und demoralisierend. . . . In Jahrhunderten vor dem unsern nagelte das Publikum den Journalisten die Ohren an die Pumpe. Das war recht häßlich. In unserm Jahrhundert haben die Journalisten ihr Ohr ans Schlüsselloch genagelt. Das ist viel schlimmer. . . . Die englische öffentliche Meinung . . . zwingt den Journalisten, Dinge breitzutreten, die häßlich, ekelhaft, tatsächlich empörend sind, so daß wir die ernsthaftesten Journalisten der Welt und die unanständigsten Zeitungen haben." In dieser Tonart, hat Wilde, von Caligulas Rezept „Oderint dum metuant" verführt, seine Geringschätzung des Journalismus bei jeder Gelegenheit geäußert; bis zur Monomanie steigerte sich bei ihm mit der Zeit die Verachtung der Presse. Sie hat an ihrem grimmigen Widersacher grausamste Rache genommen, indem sie mit beispiellosem Hasse die Wut des Volkes gegen den Angeklagten zu entfachen suchte. Was ihr durchaus gelungen ist. Ein bekannter Engländer hat das unwürdige Verhalten der Londoner Tageszeitungen im Prozeß Wilde scharf, aber mit Recht gegeißelt: „Die Art, wie gewisse mächtige Organe der öffentlichen Meinung Wilde im voraus aburteilten, war eine schmähliche Beleidigung der besten Traditionen des englischen Journalismus." Oscar Wildes Tragödie ist mitbedingt worden durch seine ablehnende, hochmütige Haltung gegenüber dem Journalismus. Sie spiegelt sich auch in den folgenden an Londoner Tage- und Wochenblätter gerichteten Zuschriften aus der ersten Hälfte der neunziger Jahre.

An den Redakteur der „St. James Gazette"

Sehr geehrter Herr!

Ich habe Ihre Kritik meiner Erzählung „Das Bildnis Dorian Grays" gelesen und brauche kaum zu sagen, daß ich nicht auf ihren Wert oder Unwert, ihren persönlichen Ton oder ihren Mangel an Persönlichkeit eingehn will. England ist ein freies Land, und im allgemeinen ist die englische Kritik vollkommen frei und ungeniert.

Außerdem muß ich gestehn: Temperament und Geschmack oder beide machen es mir ganz unmöglich zu begreifen, wie man ein Kunstwerk vom moralischen Standpunkt beurteilen kann. Der Bezirk der Kunst und der Bezirk der Ethik sind durchaus unterschieden und getrennt; dem Vergleich zwischen den beiden danken wir das Dasein einer Mrs. Grundy, der amüsanten alten Dame, die die einzig originale Form des Humors darstellt, welche die Mittelklasse hierzulande hervorzubringen vermochte.

Wogegen ich allerheftigsten Einspruch erhebe, ist: daß Sie in London Plakate haben anschlagen lassen, worauf in großen Buchstaben gedruckt war: Oscar Wildes Neueste Reklame — Ein Übler Fall.

Ob sich der Ausdruck „Ein Übler Fall" auf mein Buch bezieht oder auf die gegenwärtige Lage der Regierung, kann ich nicht sagen. Albern und unnötig war die Anwendung des Wortes „Reklame".

Ich darf wohl ohne Eitelkeit sagen — obschon ich nicht den Eindruck erwecken möchte, als wollte ich die Eitelkeit schlecht machen —, daß ich von allen Männern in England der eine bin, der am wenigsten Reklame nötig hat. Ich habe die Reklame für meine Person bis zum Überdruß satt. Meine Pulse klopfen nicht, wenn ich meinen Namen in einer Zeitung sehe. Der Reporter interessiert mich nicht mehr. Ich habe dies Buch ganz zu meinem eignen Vergnügen geschrieben, und es hat mir großes Vergnügen bereitet, das Buch zu schreiben. Ob es populär wird oder nicht, ist mir ganz und gar gleichgültig. Ich fürchte fast, sehr geehrter Herr, die wirkliche Reklame ist Ihr trefflich geschriebener Artikel. Das englische Publikum, als Massenkörper, interessiert sich für ein Kunstwerk nicht, bis man ihm mitteilt, daß das betreffende Werk unmoralisch ist, und Ihre Reklame wird, wie ich nicht zweifle, den Absatz der Zeitschrift* stark vermehren; an dem Absatz bin ich übrigens, was ich mit Bedauern bemerken möchte, pekuniär nicht beteiligt.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener Oscar Wilde.

16 Tite Street, Chelsea, 25. Juni [1890].

An den Redakteur der „St. James Gazette"

Sehr geehrter Herr! 26. Juni 1890.

In Ihrer heutigen Nummer erklären Sie, mein kurzer, in Ihren Spalten

---

* „Dorian Gray" erschien zuerst in der am 20. Juni ausgegebenen Juli-Nummer von Lippincotts Magazine; als Buch, beträchtlich erweitert, erst im nächsten Jahr bei Ward, Lock & Co., London.

veröffentlichter Brief sei die „beste Erwiderung", die ich auf Ihren Artikel über „Dorian Gray" abgeben könne. Dem ist nicht so. Ich habe nicht vor, die Sache hier ausführlich zu erörtern, aber ich fühle mich verpflichtet zu sagen, daß Ihr Artikel den unverantwortlichsten Angriff enthält, den man seit vielen Jahren gegen einen Schriftsteller gerichtet hat.

Sein Verfasser, der ganz außer stande ist, seine persönliche Bosheit zu verbergen, und dadurch bis zu einem gewissen Grad den Eindruck, den er hervorbringen will, zerstört, scheint nicht die geringste Ahnung davon zu haben, in welcher Stimmung man sich einem Kunstwerk nähern soll. Zu sagen, man solle ein Buch wie das meine „ins Feuer schmeißen", ist albern. Das tut man mit Zeitungen.

Von dem Wert pseudoethischer Kritik, die sich mit künstlerischen Werken befaßt, habe ich schon gesprochen. Aber da sich Ihr Mitarbeiter auf den gefahrvollen Boden literarischer Kritik vorgewagt hat, bitte ich Sie um Erlaubnis, aus Gerechtigkeit nicht nur gegen mich, sondern gegen alle Menschen, denen die Literatur zu den schönen Künsten gehört, ein paar Worte über seine kritische Methode zu sagen.

Er fängt damit an, mich mit höchst lächerlicher Giftigkeit anzugreifen, weil die Hauptpersonen in meinen Erzählungen „Windhunde, Gecken" seien. Sie sind Windhunde. Glaubt er, die Literatur sei auf den Hund gekommen, als Thackeray über Windhunde schrieb? Ich halte Windhunde für außerordentlich interessant vom künstlerischen sowohl wie vom psychologischen Standpunkt. Sie scheinen mir auf alle Fälle interessanter als Pedanten; und ich bin der Ansicht, daß Lord Henry Wotton ein ausgezeichnetes Korrektiv für das öde Ideal ist, das in den halbtheologischen Romanen unsrer Zeit dargestellt ist.

Dann macht er unbestimmte und zaghafte Andeutungen über meine Grammatik und meine Bildung. Was Grammatik betrifft, so meine ich, in Prosa wenigstens sollte Korrektheit stets hinter künstlerischer Wirkung und musikalischem Tonfall zurückstehn; irgend welche syntaktische Besonderheiten, die möglicherweise im „Dorian Gray" vorkommen, sind wohl beabsichtigt und einfach zu dem Zweck eingeführt, den Wert der in Frage stehenden künstlerischen Theorie zu erweisen. Ihr Mitarbeiter führt kein Beispiel einer solchen Besonderheit an. Das bedaure ich, weil meiner Ansicht nach solche Beispiele nicht da sind.

Was Bildung betrifft, so fällt es einem immer schwer, selbst den Bescheidensten unter uns, sich zu vergegenwärtigen, daß Andre nicht ganz so viel wissen, wie man selbst weiß. Ich gebe offen zu, ich kann mir nicht vorstellen, wie eine gelegentliche Anspielung auf Sueton und Petronius Arbiter als Beweis ausgelegt werden kann für den Wunsch, auf ein harmloses, wenig gebildetes Publikum durch die Anmaßung überlegnen Wissens Eindruck zu machen. Ich dächte: der mittelmäßigste Student ist mit den Kaiserbiographien und dem Satyricon vollkommen vertraut. Die Kaiserbiographien gehören auf jeden Fall in Oxford zum Studienplan für die Examinanden in den „Literae Humaniores"; und das

Satyricon ist selbst den Abiturienten bekannt, wenn sie es auch vermutlich in Übersetzungen lesen müssen.

Der Verfasser des Artikels gibt alsdann zu verstehn, ich fände, ebenso wie der große, vornehme Künstler Graf Tolstoi, an einem Gegenstand Gefallen, weil er gefährlich sei. Über eine solche Unterstellung ist folgendes zu sagen: die romantische Kunst hat es mit der Ausnahme und mit dem Individuellen zu tun. Gute Menschen, die nun einmal dem normalen und folglich gewöhnlichen Typus angehören, sind künstlerisch uninteressant. Schlechte Menschen dagegen sind vom Standpunkte der Kunst aus fesselnde Studienobjekte. Sie bedeuten Farbe, Fülle, Seltsamkeit. Gute Menschen reizen die Vernunft auf; schlechte reizen die Phantasie an. Ihr Kritiker — wenn ich ihm ein so ehrenvolles Prädikat geben darf — bemerkt, die Menschen meiner Erzählung hätten im Leben kein Seitenstück; sie seien, um seinen kräftigen, wiewohl etwas ordinären Ausdruck zu gebrauchen, „bloße Schundoffenbarungen des Nicht-Existierenden". Sehr richtig. Existierten sie, so verlohnte es sich nicht, über sie zu schreiben. Die Aufgabe des Künstlers ist: zu erfinden, nicht aber abzuklatschen. Es gibt keine solchen Menschen. Gäbe es sie, ich würde nicht über sie schreiben. Das Leben verdirbt mit seinem Realismus allemal der Kunst die Stoffe. Das höchste Vergnügen in der Literatur ist: das Nicht-Vorhandene zu verwirklichen.

Lassen Sie mich zum Schluß noch dies sagen. Sie haben in journalistischer Form die Komödie „Viel Lärm um nichts" wiedergegeben und haben sie selbstverständlich mit Ihrer Wiedergabe verdorben. Wenn das arme Publikum von einer Autorität wie Ihnen zu hören bekommt, es handle sich um ein gottloses Buch, das von einer konservativen Regierung zurückgehalten und unterdrückt werden sollte, wird es gewiß darauf losstürzen und es lesen. Aber leider! wird man darin eine Erzählung mit einer Moral finden. Und die Moral ist: jede Ausschreitung wie jede Entsagung trägt ihre Strafe in sich. Der Maler Basil Hallward, der körperliche Schönheit viel zu sehr verehrt, wie die meisten Maler, stirbt von der Hand eines Menschen, in dessen Seele er eine ungeheuerliche, vernunftwidrige Eitelkeit großgezogen hat. Dorian Gray versucht, nachdem er ein bloßes Leben der Sinnenlust und des Genusses geführt hat, das Gewissen zu töten, und tötet sich in diesem Augenblick selbst. Lord Henry Wotton ist bemüht, lediglich ein Zuschauer des Lebens zu sein. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die, welche der Schlacht fern bleiben, tiefer verwundet werden als die, welche daran teil nehmen. Jawohl: der „Dorian Gray" hat eine schreckliche Moral — eine Moral, die Lüstlinge nicht imstande sind, darin zu finden, die sich aber allen erschließen wird, deren Verstand gesund ist. Ist das ein künstlerischer Fehler? Ich fürchte, ja. Es ist der einzige Fehler im Buch.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener Oscar Wilde.

An den Redakteur der „St. James Gazette"

Sehr geehrter Herr!

Da Sie, wenn auch in etwas milderer Form als vorher, Ihre Angriffe auf

mich und mein Buch fortsetzen, erteilen Sie mir nicht nur das Recht, sondern legen mir die Pflicht auf zu erwidern.

Sie konstatieren in Ihrer heutigen Nummer, daß ich ein falsches Bild von Ihnen gebe, als ich sagte, Sie hätten angeregt, ein so gottloses Buch wie das meine sollte „von einer konservativen Regierung zurückgehalten und unterdrückt" werden. Allerdings, vorgeschlagen haben Sie das nicht, aber zu verstehn gegeben. Wenn Sie erklären, Sie wüßten nicht, ob die Regierung Schritte gegen mein Buch einleiten werde oder nicht, und dazu bemerken, man habe die Verfasser viel weniger gottloser Bücher gerichtlich belangt, so liegt die Anregung doch auf der Hand. Beklagen Sie sich über falsche Auslegung Ihrer Worte, so will es mir, sehr geehrter Herr, scheinen, als seien Sie nicht ganz ehrlich gewesen. Indessen, so weit ich dabei in Frage komme, ist die Anregung von keiner Wichtigkeit. Von Wichtigkeit ist es dagegen, daß der Redakteur einer Zeitung wie der Ihrigen scheinbar der ungeheuerlichen Theorie Vorschub leistet, die Regierung eines Landes solle an belletristischer Literatur Zensur üben. Das ist eine Theorie, gegen die ich und sämtliche Schriftsteller meiner Bekanntschaft heftigsten Widerspruch erheben; jeder Kritiker, der die Vernünftigkeit einer solchen Theorie einräumt, verrät sofort, daß er ganz unfähig ist zu begreifen, was die Literatur ist und welche Rechte sie besitzt. Eine Regierung könnte sich ebenso gut vermessen, den Malern beizubringen, wie sie malen, oder den Bildhauern, wie sie modellieren sollen, oder könnte versuchen, auf Stil, Behandlung und Stoff des literarischen Künstlers störend einzuwirken; und kein Schriftsteller, ob noch so hervorragend oder unbedeutend, sollte je eine Theorie gutheißen, die die Literatur weit mehr erniedrigen würde, als es irgend ein didaktisches oder als unmoralisch verschrienes Buch vermöchte.

Sie drücken dann Ihr Erstaunen darüber aus, daß „ein so erfahrungsreicher literarischer Herr" wie ich auf den Gedanken kommen könne, Ihr Kritiker habe sich von einem Gefühl persönlicher Bosheit gegen ihn leiten lassen. Der Ausdruck „literarischer Herr" ist eine Niederträchtigkeit; doch gehn wir darüber hinweg. Ich nehme ganz bereitwillig Ihre Versicherung an, daß Ihr Kritiker einfach nach bestem Können ein Kunstwerk besprach; aber mein Gefühl sagt mir, daß ich völlig dazu berechtigt war, mir die Ansicht über ihn zu bilden, die ich mir gebildet habe. Er hat seinen Artikel mit einem groben persönlichen Angriff auf mich eingeleitet. Das — ich brauche es kaum zu sagen — war ein absolut unverzeihlicher Irrtum des kritischen Geschmacks. Er läßt sich nicht entschuldigen, außer mit persönlicher Bosheit; und Sie, sehr geehrter Herr, hätten diese nicht dulden dürfen. Ein Kritiker soll ein Kunstwerk beurteilen lernen, ohne irgendwie auf die Persönlichkeit des Verfassers anzuspielen. Das ist tatsächlich der Anfang aller Kritik. Indessen war es nicht nur sein persönlicher Angriff auf mich, der mich vermuten ließ, er sei von Bosheit beeinflußt gewesen. Was mich noch mehr in meinem ersten Eindruck bestärkte, war seine wiederholte Versicherung, mein Buch sei langweilig und öde.

Wenn ich nun mein Buch kritisieren wollte, wozu ich nicht übel Lust hätte, so würde ich es wohl für meine Pflicht halten auseinanderzusetzen, daß es viel zu voll gepackt mit aufregender Handlung und stilistisch viel zu paradox ist, so weit der Dialog wenigstens in Frage kommt. Ich empfinde dies vom Standpunkt der Kunst als die beiden großen Mängel des Buches. Aber langweilig und öde ist das Buch nicht.

Ihr Kritiker hat sich von dem Vorwurf persönlicher Bosheit entlastet, sein Leugnen und das Ihre genügen vollauf; aber er hat es nur vermocht durch das stillschweigende Zugeständnis, daß er wirklich keine kritische Ahnung von Literatur und literarischen Werken hat. Das ist bei einem, der über Literatur schreibt, — ich brauche es kaum zu sagen — ein viel schwererer Fehler als Bosheit irgend welcher Art.

Endlich gestatten Sie mir noch, sehr geehrter Herr, dies zu sagen. Ein Artikel, wie Sie ihn veröffentlicht haben, läßt einen wirklich an der Möglichkeit einer allgemeinen Kultur in England verzweifeln. Wäre ich ein französischer Schriftsteller und käme mein Buch in Paris heraus, so gäbe es keinen einzigen literarischen Kritiker in Frankreich an irgend einer Zeitung von Rang, der nur einen Augenblick daran dächte, es von ethischem Standpunkt aus zu beurteilen. Täte er es, er würde sich nicht nur in den Augen aller Schriftsteller, sondern sogar beim großen Publikum blamieren.

Sie selbst haben oft gegen das Puritanertum gesprochen. Glauben Sie mir, sehr geehrter Herr: das Puritanertum ist nie so beleidigend und schädlich, als wenn es sich mit Kunstfragen befaßt. Hier ist sein Einfluß von prinzipiellem Übel. Diese puritanische Gesinnung, der Ihr Kritiker Ausdruck verliehen hat, untergräbt von jeher den künstlerischen Instinkt der Engländer. Statt sie zu ermutigen, sollten Sie gegen sie zu Felde ziehen und versuchen, Ihren Kritikern den Hauptunterschied zwischen Kunst und Leben beizubringen.

Der Herr, der mein Buch besprochen hat, verwirrt beide Begriffe in völlig hoffnungsloser Weise, und Ihr Bemühn, ihm herauszuhelfen, indem Sie vorschlagen, das Stoffgebiet der Kunst zu beschränken, macht die Sache nicht besser. Es ist am Platze, dem Handeln Schranken zu ziehen. Es ist nicht am Platze, der Kunst Schranken zu ziehen. Der Kunst gehört alles, was ist, und alles, was nicht ist, und selbst der Redakteur einer Londoner Zeitung hat kein Recht, die Freiheit der Kunst in der Wahl ihrer Gegenstände zu schmälern.

Ich hege nun die Zuversicht, sehr geehrter Herr, daß diese Angriffe auf mich und mein Buch unterbleiben werden. Es gibt verwerfliche und unverantwortliche Arten der Reklame.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener Oscar Wilde.

16 Tite St., S. W., 27. Juni [1890].

An den Redakteur der „St. James Gazette"

Sehr geehrter Herr!

In Ihrer heutigen Abendausgabe veröffentlichen Sie die Zuschrift eines

„Londoner Redakteurs", die im letzten Absatz deutlich zu verstehn gibt, ich hätte die Verbreitung einer Meinungsäußerung durch die Besitzer von „Lippincott's Magazine" über den literarischen und künstlerischen Wert meiner Erzählung „Das Bildnis Dorian Grays" gutgeheißen.

Erlauben Sie mir, sehr geehrter Herr, die Erklärung, daß zu dieser Unterstellung keine Gründe vorliegen. Ich wußte nicht, daß ein solcher „Waschzettel" im Umlauf war; und ich habe an die Verleger, die Herren Ward & Lock — die, davon bin ich überzeugt, für sein Erscheinen nicht in erster Reihe verantwortlich sind — geschrieben und habe sie gebeten, ihn sofort zurückzuziehen. Kein Verleger sollte je eine Meinung äußern über den Wert dessen, was er veröffentlicht. Darüber zu entscheiden ist durchaus Sache des literarischen Kritikers.

Ich, als einer, dem zeitgenössische Literatur beständig zur Besprechung zugeht, muß gestehn: das einzige, was mich immer gegen ein Buch einnimmt, ist der Mangel an literarischem Stil; aber ich kann völlig begreifen, daß der gewöhnliche Kritiker stark voreingenommen ist gegen ein Werk, das von einem vorschnellen, überflüssigen Panegyrikus des Verlegers begleitet wird. Ein Verleger ist einfach ein nützlicher Makler. Ihm steht es nicht zu, das Urteil der Kritik vorwegzunehmen.

Immerhin möchte ich, so sehr mich der „Londoner Redakteur" zu Dank verpflichtet, dadurch daß er meine Aufmerksamkeit auf dieses, wie ich hoffe, rein amerikanische Geschäftsverfahren lenkt, es wagen, in einem Punkte seiner Kritik von ihm abzuweichen. Er erklärt, er halte den Ausdruck „vollendet" mit Bezug auf eine Erzählung für eine Probe der „adjektivischen Überschwenglichkeit des Marktschreiers". Hier, will es mir scheinen, übertreibt er traurig. Meine Erzählung ist ein interessantes Problem. Meine Erzählung ist keine „Novellette" — ein Ausdruck, den Sie mehr als einmal auf sie angewandt haben. Es gibt kein solches Wort „Novellette" in der englischen Sprache. Man sollte es nie gebrauchen. Es gehört lediglich zum Journalistenjargon.

An andrer Stelle Ihres Blattes, sehr geehrter Herr, erklären Sie, ich hätte die Versicherung, daß Ihrer Kritik jede Bosheit ferngelegen habe, „ziemlich widerwillig" entgegengenommen. Dem ist nicht so. Ich habe offen gesagt, ich ließe diese Versicherung „bereitwilligst" gelten, Ihr Leugnen und das Ihres Kritikers „genügten" mir. Man hätte nichts Großmütigeres sagen können. Meine Empfindung war: Sie haben Ihren Kritiker von dem Vorwurf der Bosheit entlastet, indem Sie ihn des unverzeihlichen Verbrechens eines Mangels an literarischem Instinkt überführten. Ich habe noch diese Empfindung. Mein Buch einen schwachen allegorischen Versuch zu nennen, der unter den Händen Mr. Anstey's* vielleicht an Kraft gewonnen hätte, ist lachhaft. Mr. Anstey's literarisches Gebiet und mein Gebiet sind verschieden — sehr weit verschieden.

Sie richten dann die schwerwiegende Frage an mich, was für Rechte die

* Verfasser phantastischer Humoresken und Schnurren.

Literatur meiner Ansicht nach besitze. Das ist wirklich eine höchst merkwürdige Frage für den Redakteur einer Zeitung wie der Ihren. Die Rechte der Literatur, sehr geehrter Herr, sind die Rechte des Intellekts.

Ich erinnere mich, von Renan einmal den Ausspruch gehört zu haben, er möchte lieber unter einer militärischen Despotie als unter der Despotie der Kirche leben, weil jene bloß die körperliche Freiheit, diese dagegen die geistige beschränke. Sie behaupten, das Kunstwerk sei eine Form des Handelns. Das ist es nicht. Es ist der höchste Prozeß des Denkens.

Zum Schluß, sehr geehrter Herr, möchte ich Sie noch bitten, mir diese beständige Korrespondenz nicht durch tägliche Angriffe aufzuzwingen. Sie ist eine Last und ein Unfug. Da Sie zuerst über mich hergefallen sind, habe ich ein Recht auf das letzte Wort. Lassen Sie dieses letzte Wort den vorliegenden Brief sein, und überlassen Sie mein Buch, ich bitte Sie darum, der Unsterblichkeit, die es verdient.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener Oscar Wilde.

16 Tite St., S. W., 28. Juni [1890].

An den Redakteur der „Times"

Sehr geehrter Herr! 25. September 1891.

Der Verfasser der „Ein indischer Zivilbeamter" unterzeichneten Zuschrift, die in Ihrer heutigen Nummer steht, gibt eine mich betreffende Erklärung ab, die ich sogleich berichtigen zu dürfen bitte.

Er behauptet, ich hätte die Angloindier als ordinär geschildert. Das ist nicht der Fall. Tatsächlich bin ich nie einem ordinären Angloindier begegnet. Es mag deren viele geben, aber die, die ich das Vergnügen hatte hier zu treffen, sind in der Hauptsache Akademiker gewesen, Männer, die sich für Kunst und Philosophie interessierten, hochgebildete Männer; fast alle waren ungemein geistreiche Plauderer, einige ungemein geistreiche Schriftsteller.

Was ich gesagt habe — ich glaube, in den Spalten des „Nineteenth Century" — war: Vulgarität sei das charakteristische Merkmal der Angloindier, über die Rudyard Kipling mit Vorliebe schreibt und zwar so vorzüglich schreibt. Das ist durchaus wahr, und es läßt sich kein Grund absehn, warum Rudyard Kipling nicht die Vulgarität als sein Stoffgebiet oder als einen Teil davon wählen soll. Für einen realistischen Künstler ist die Vulgarität gewiß ein ganz wundervoller Gegenstand. Wie weit Kiplings Erzählungen die angloindische Gesellschaft wirklich spiegeln, davon habe ich gar keine Ahnung, und ich habe mich auch niemals für die Wechselbeziehungen zwischen Kunst und Natur sonderlich interessiert. Sie scheinen mir eine Sache von völlig sekundärer Bedeutung. Ich möchte jedoch nicht die Vermutung aufkommen lassen, daß ich ein schroffes Urteil über eine wichtige und in vielem Betracht ausgezeichnete Klasse gefällt habe, als ich lediglich die charakteristischen Eigenschaften etlicher Marionetten in einem Prosastück darlegte.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener Oscar Wilde.

An den Herausgeber des „Speaker"

Sehr geehrter Herr!

Ich habe mir eben zu einem Preis, den ich für jedes andre Fünfzig-Pfennig-Blatt für exorbitant gehalten hätte, eine Nummer des „Speaker" gekauft an einem der reizenden Kioske, die Paris schmücken — nebenbei eine Einrichtung, die wir sofort in London einführen sollten. Der Kiosk ist etwas Entzückendes und, wenn er abends von innen beleuchtet wird, allerliebst wie ein phantastischer Lampion, zumal wenn die durchscheinenden Reklamen Chérets geschicktem Stift entstammen. In London haben wir nur schlecht gekleidete Zeitungsverkäufer; ihre Stimme ist trotz den trefflichen Bemühungen der Königlichen Hochschule für Musik, aus England ein wirklich musikalisches Volk zu machen, immer unrein, und ihre schlecht gezeichneten und schlecht getragenen Lumpen schlagen nur den peinlichen Ton eines anmutlosen Elends an, ohne den pittoresken Eindruck zu erwecken, der einzig und allein den Anblick der Armut bei andern erträglich macht.

Doch nicht über die Errichtung von Kiosken in London will ich an Sie schreiben, wenn ich auch der Ansicht bin, daß der Grafschaftsrat die Sache sofort in die Hand nehmen sollte. Der Zweck meines Briefes ist, eine Angabe zu berichtigen, die sich in einer Notiz Ihres interessanten Blattes findet.

Der Verfasser der betreffenden Notiz bemerkt, die Schmuckstücke, die meinem Buch „Ein Granatapfelhaus" Liebreiz verleihn, stammten von Shannons Hand, während die zarten Träume, die die einzelnen Geschichten trennen und wie Herolde einführen, von Ricketts seien. Das Gegenteil ist der Fall. Shannon hat die Träume gezeichnet, und von Ricketts stammen die feinen, phantastischen Schmuckstücke. Ja, Ricketts ist der ganze dekorative Entwurf des Buches zu danken, von der Wahl der Type und der Anordnung der Ornamente bis zu dem vollendet schönen Umschlag, der das Ganze einhüllt. Der Verfasser der Notiz bemerkt weiter, daß ihm „der Umschlag mißfällt". Zweifellos ist das zu bedauern, obwohl es nicht von großem Belang ist, da es nur zwei Menschen auf der Welt gibt, denen der Umschlag unbedingt gefallen muß. Der eine ist Ricketts, der ihn gezeichnet hat; der andre bin ich, dessen Bucheinband er bildet. Wir beide bewundern ihn maßlos! Der Grund jedoch, den Ihr Kritiker für sein Unvermögen angibt, dem Umschlag einen Schönheitseindruck abzugewinnen, scheint mir einen Mangel an künstlerischem Instinkt bei ihm zu verraten, den ich mit Ihrer Einwilligung zu verbessern suchen möchte.

Er klagt darüber, ein Teil der Zeichnung auf der linken Seite des Umschlags erinnere ihn an eine Indianerkeule mit einem Anstreicherpinsel darüber, und ein Teil der Zeichnung auf der rechten Seite erweckt in ihm die Vorstellung „einer Angströhre mit einem Schwamm darin". Nun bestreite ich keinen Augenblick, daß dies wirklich die Eindrücke sind, die Ihr Rezensent empfangen hat. Der Betrachter und der Geist des Betrachters spiegeln, wie ich im Vorwort zum „Bildnis Dorian Grays" dargetan habe, tatsächlich die Kunst. Was ich zeigen

möchte, ist dies: die künstlerische Schönheit des Umschlags zu meinem Buche liegt in den zarten Umrissen, den Arabesken und der Anhäufung vieler korallenroter Linien auf elfenbeinweißem Grunde; die Farbenwirkung gipfelt in gewissen hohen Goldtönen und gewinnt noch an Reiz durch das darüber liegende Band aus moosgrünem Stoff, das das Buch zusammenhält. Welchen Eindruck die Goldtöne hervorrufen, welche Parallele sich für sie in dem Chaos, das Natur genannt wird, finden läßt, das kommt nicht in Betracht. Sie mögen, wie es manchmal bei mir der Fall ist, an Pfauen, Granatäpfel und rauschende Fontänen goldenen Wassers gemahnen oder, wie bei Ihrem Kritiker, an Schwämme, Indianerkeulen und Zylinderhüte. Solche Anregungen und Beschwörungen haben ganz und gar nichts mit der ästhetischen Qualität und dem Werte der Zeichnung zu schaffen. Ein Gegenstand in der Natur wird viel anmutiger, wenn er uns an einen Kunstgegenstand erinnert, aber ein Kunstgegenstand gewinnt keine wahre Schönheit, dadurch daß er uns an einen Gegenstand in der Natur erinnert. Der primäre ästhetische Eindruck eines Kunstwerkes schuldet der Erkennung oder der Ähnlichkeit nichts. Diese gehören einem späteren, weniger vollendeten Stadium der Auffassungsgabe an. Im eigentlichen Sinne haben sie überhaupt nichts mit einem wirklichen ästhetischen Eindruck gemein. Die beständige Voreingenommenheit gegenüber dem Stofflichen, die fast unsre gesamte englische Kunstkritik charakterisiert, macht sie besonders auf dem Gebiete der Literatur so unfruchtbar, so unergibig, läßt sie so weit am Ziel vorbeischießen und von so merkwürdig geringer Bedeutung sein.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener Oscar Wilde.

Boulevard des Capucines, Paris [erschien im „Speaker" am 5. Dez. 1891.]

An den Redakteur des „Daily Telegraph"

Sehr geehrter Herr!

Ich habe gerade einen Artikel zugeschickt bekommen der offenbar vor einigen Tagen in Ihrem Blatte erschienen ist. Darin steht, ich hätte im Verlauf einiger an den Playgoers' Club gerichteten Bemerkungen, als ich dessen letzte Sitzung eröffnete, es als Axiom hingestellt, die Bühne sei nur „ein Rahmen für eine Anzahl Marionetten".

Nun stimmt es durchaus, daß ich die Meinung vertrete, die Bühne sei für ein Drama nicht mehr als ein Bilderrahmen für ein Gemälde, und der darstellerische Wert eines Stückes habe gar nichts mit seinem Wert als Kunstwerk zu tun. In diesem Jahrhundert haben wir in England, um ein einleuchtendes Beispiel zu wählen, nur zwei große Dramen gehabt — das eine Shelleys „Cenci", das andre Swinburnes „Atalanta in Calydon", und keines von beiden ist in irgend einem Sinne des Wortes ein bühnengerechtes Stück. In der Tat, schon die Idee, die Bühnenverkörperung sei ein Prüfstein für ein Kunstwerk, ist lächerlich. Was sich zum Beispiel bei der Aufführung von Brownings Stücken in London und Oxford herausgestellt hat, war deutlich die Fähigkeit

der modernen Bühne, in adäquatem Maß oder Grad Werke mit introspektiver Technik und seltsamer oder unfruchtbarer Psychologie zu verkörpern. Aber der künstlerische Wert von „Strafford" oder „Auf einem Balkon" stand fest, als Robert Browning die letzten Zeilen daran schrieb. Nicht nach den Mimen, sehr geehrter Herr, sind die Musen zu beurteilen. So weit hat der Verfasser des betreffenden Artikels recht. Er irrt dagegen, wenn er sagt, ich hätte diesen Rahmen — die Bühne — als „mit einer Anzahl Marionetten ausgestattet" geschildert. Er gibt zu, daß er nur einem Gerücht folgt; aber er hätte bedenken sollen, sehr geehrter Herr, daß das Gerücht nicht nur eine Lügenvettel ist, was ich persönlich ihr gern verzeihen könnte, sondern eine Vettel, die lügt, ohne liebenswürdig hinzuzuerfinden — was ich ihr wenigstens nie verzeihen kann.

In Wirklichkeit habe ich gesagt: der Rahmen, den wir Bühne nennen, sei „entweder mit lebendigen Schauspielern oder mit beweglichen Marionetten" bevölkert, und ich habe kurz dargelegt, weil es unumgänglich war, daß die Person des Schauspielers oft zu einer Quelle der Gefahr für die vollendete Verkörperung eines Kunstwerkes werde. Sie kann entstellen. Kann irreführen. Kann einen Mißklang in den symphonischen Charakter bringen. Denn jedermann kann schauspielern. Die meisten Menschen in England tun nichts andres. Konventionell sein heißt ein Komödiant sein. Eine bestimmte Rolle spielen ist jedoch etwas ganz andres und etwas sehr Schweres zugleich. Das Streben des Schauspielers ist oder soll es sein: seine eigne zufällige Person in die wirkliche, wesenhafte Person des Charakters zu verwandeln, den er zu verkörpern hat, einerlei was es für ein Charakter ist; oder ich sollte vielleicht sagen: es gibt zwei Schauspielerschulen — die Schule derer, die durch Übertreibung, und die Schule derer, die durch Unterdrückung der Persönlichkeit wirken. Es würde zu weit führen, diese Schulen zu besprechen oder zu entscheiden, welche dem Dramatiker am liebsten ist. Lassen Sie mich die Gefahr der Person eben vermerken und zu meinen Marionetten übergehn. Marionetten haben viele Vorteile. Sie widersprechen nie. Sie haben keine ungeschliffenen Ansichten über Kunst. Sie führen kein Privatleben. Wir werden nie durch Berichte über ihre Tugenden behelligt oder durch Aufzählung ihrer Laster gelangweilt; und wenn sie einmal stellungslos sind, üben sie nie Wohltaten in der Öffentlichkeit aus und erretten keine Menschen vom Ertrinken! Auch reden sie nicht mehr, als ihnen vorgeschrieben ist! Sie erkennen den überlegenen Verstand des Dramatikers an und haben, so viel man weiß, nie um Zusätze zu ihren Rollen gebeten. Sie sind wunderbar gelehrig und haben gar keine Persönlichkeit.

Unlängst habe ich in Paris eine Marionettenaufführung von Shakespeares „Sturm" in Maurice Bouchers Übersetzung gesehn. Miranda war das Ebenbild der Miranda, weil ein Künstler sie so gemodelt hatte; Ariel war der echte Ariel, weil er so gemacht war. Ihre Gebärden genügten völlig, und die Worte, die von ihren kleinen Lippen zu kommen schienen, wurden von Dichtern gesprochen, die schöne Stimmen hatten. Es war eine entzückende Aufführung,

und ich denke noch mit Entzücken daran, obgleich Miranda keine Notiz von den Blumen nahm, die ich ihr, nachdem der Vorhang gefallen, schickte. Für moderne Stücke jedoch sollten wir vielleicht lieber lebende Schauspieler haben, denn in modernen Stücken ist die Wirklichkeit alles. Der Zauber, der unaussprechliche Zauber des Unwirklichen ist uns hier versagt, und zwar mit Recht.

Gestatten Sie mir noch eine Berichtigung. Ihr Mitarbeiter nennt den Verfasser der geistreichen phantastischen Vorlesung über den „Modernen Schauspieler" einen „Protegé" von mir. Erlauben Sie mir festzustellen, daß meine Bekanntschaft mit Mr. John Gray* zu meinem Leidwesen erst von kürzester Dauer ist, und daß ich sie gesucht habe, weil er schon eine vollendete Ausdrucksform sowohl in Prosa wie in Poesie besaß. Alle Künstler brauchen gewiß in diesem pöbelhaften Zeitalter Protektion. Vielleicht haben sie sie immer gebraucht. Aber der Künstler des neunzehnten Jahrhunderts findet sie nicht bei Fürsten, bei dem Papst oder bei Gönnern, sondern in einer hochentwickelten Gleichgültigkeit; in der Freude, Schönes zu schaffen und es lange zu betrachten; in der Geringschätzung dessen, was im Leben gewöhnlich und unwürdig ist; und in einem glücklichen Humor, der ihn zu der Einsicht befähigt, wie eitel und töricht die öffentliche Meinung und alles öffentliche Urteil über die wundervollen Dinge der Kunst ist. Diese Eigenschaften besitzt Mr. John Gray in ausgesprochenem Grade. Er braucht keine andre Protektion und würde sie tatsächlich auch nicht annehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener Oscar Wilde.

London, 19. Feb. [1892].

An den Redakteur der „Times"

Sehr geehrter Herr! 2. März 1893.

Man hat mich auf eine Rezension der „Salome" aufmerksam gemacht, die vorige Woche in den Spalten Ihres Blattes erschienen ist. Die Ansichten englischer Kritiker über ein französisches Werk von mir haben natürlich wenig oder überhaupt kein Interesse für mich. Ich möchte in diesem Brief nur um die Erlaubnis bitten, eine falsche Angabe zu berichtigen, die sich in der betreffenden Rezension findet.

Der Umstand, daß die größte tragische Schauspielerin aller Bühnen, die heute lebt, in meinem Stück so viel Schönes sah, daß sie den sehnlichen Wunsch hegte, es aufzuführen, die Rolle der Heldin selbst zu spielen, dem ganzen Gedicht den Zauber ihrer Persönlichkeit und meiner Prosa die Musik ihrer flötengleichen Stimme zu leihen — das war mir natürlich und wird mir stets eine Quelle

* das Urbild des Dorian Gray; jetzt Geistlicher in Edinburg, der vor drei Jahren ein frommes Gedichtbändchen „Ad Matrem" veröffentlichte. Auch Bloxom, der Verfasser der Wilde fälschlich zugeschriebenen Erzählung „The Priest and the Acolyte", ist Pfarrer geworden.

des Stolzes und der Freude sein, und mit Entzücken sehe ich der Vorführung meines Stückes durch Mme. Bernhardt in Paris entgegen, dem lebensvollen Mittelpunkt der Kunst, wo religiöse Dramen oft gegeben werden. Aber mein Stück ist in keiner Bedeutung des Wortes für diese große Schauspielerin geschrieben. Ich habe nie ein Stück für einen Schauspieler oder eine Schauspielerin geschrieben und werde es nie tun. Dergleichen Arbeit kommt dem Handwerker in der Literatur zu, nicht dem Künstler.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener Oscar Wilde.

An den Redakteur der „Pall Mall Gazette"

Sehr geehrter Herr!

Wollen Sie mir erlauben, Sie auf ein sehr interessantes Beispiel für die Ethik des modernen Journalismus aufmerksam zu machen — eine Tugend, von der wir alle so viel gehört und so wenig gesehn haben?

Ungefähr vor vier Wochen hat Mr. T. P. O'Connor in der „Sunday Sun" einige Knüttelverse unter dem Titel „Das Kleeblatt" veröffentlicht und die amüsante Dreistigkeit besessen, meinen Namen als Verfasser darunter zu setzen. Da schon seit etlichen Jahren alle möglichen grob verletzenden persönlichen Angriffe in Mr. O'Connors Blättern gegen mich gerichtet waren, habe ich von dem Vorfall keine Notiz nehmen wollen.

Wütend über mein höfliches Schweigen, greift mich Mr. O'Connor diese Woche aufs neue an. Er erhebt jetzt wider mich die feierliche Anklage des Plagiats an dem Gedicht, das er die Pöbelhaftigkeit hatte mir zuzuschreiben.

Das überschreitet, wie mir scheint, selbst die Grenzen rohen Humors und roherer Bosheit, die dem gewöhnlichen Journalisten von der allgemeinen Verachtung zugestanden werden, und es ist wirklich betrübend, ein so tiefes moralisches Niveau in einem Sonntagsblatte zu finden.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener Oscar Wilde.

[erschienen am 20. September 1894].

An den Redakteur der „Pall Mall Gazette"

Sehr geehrter Herr!

Der Hilfsredakteur der „Weekly Sun", dem scheinbar die schwere Pflicht obliegt, Mr. T. P. O'Connors Entschuldigungen für ihn zu schreiben, stellt, wie ich mit Bedauern bemerke, das Verhalten dieses Herrn in kein günstigeres oder ehrenvolleres Licht durch den Versuch einer Erklärung, die eine in Ihrer heutigen Nummer veröffentlichte Zuschrift enthält. In Zukunft wäre es viel besser, Mr. O'Connor schriebe immer seine eignen Entschuldigungen. Daß er das ausnehmend gut kann, ist keiner bereitwilliger zuzugeben als ich. Zufällig besitze ich schon eine von ihm.

Die Erklärung des Hilfsredakteurs läuft, ihres unnötigen Wortschwalles entkleidet, darauf hinaus: es wird jetzt mitgeteilt, daß vor einigen Monaten jemand,

dessen Name — bitte zu bemerken — nicht angegeben ist, an die Redaktion der „Weekly Sun" ein von ihm geschriebenes Manuskript eingeschickt hat, das Verse fünften Ranges enthielt, unter denen mein Name als Verfasser stand. Der Hilfsredakteur räumt unumwunden ein, daß sie schwerwiegende Bedenken hatten, ob ich zu einer so erstaunlichen Schöpfung fähig sei. Mir, ich muß es ehrlich sagen, kommt es wahrscheinlich vor, daß sie nie auch nur einen Moment glaubten, die Verse entstammten meiner Feder. Literarischer Instinkt ist selbstverständlich etwas Seltenes, und es wäre zu viel verlangt, wollte man echten literarischen Instinkt bei den Redaktionsmitgliedern einer gewöhnlichen Zeitung vermuten; hätte aber Mr. O'Connor wirklich geglaubt, das Gedicht in seiner vorliegenden Fassung sei von mir, er hätte mich natürlich vor seiner Veröffentlichung um Erlaubnis gebeten. Große Auslegungsfreiheit und Angriffe aller Art sind heutzutage den Zeitungen gestattet, aber kein anständiger Redakteur würde im Traum daran denken, das Werk eines Mannes zu drucken und zu veröffentlichen, ohne vorher seine Genehmigung einzuholen.

Über Mr. O'Connors Verhalten, mich des Plagiats zu zeihn, als ihm auf unanfechtbares Zeugnis hin bewiesen wurde, daß die Verse, die er mir so pöbelhaft zugeschrieben hatte, überhaupt nicht von mir seien, habe ich mich bereits ausgelassen. Es bleibt vielleicht dem Gelächter der Götter und dem Kummer der Menschen überlassen. Ich möchte jedoch gerne dartun, daß Mr. O'Connor, wenn er mit freundlicher Unterstützung seines Hilfsredakteurs als eine mögliche Entschuldigung für sein ursprüngliches Vergehn anführt, er und die Mitglieder seiner Redaktion hätten „ihre Zuflucht genommen" zu dem Glauben, die betreffenden Verse seien möglicherweise ein sehr frühes, jugendliches Werk von mir — daß er und die Mitglieder seiner Redaktion eine beklagenswerte Unkenntnis der wahren Natur des Künstlertemperaments verrieten. Nur die Mittelmäßigkeit macht Fortschritte. Ein Künstler dreht sich in einem Kreise von Meisterwerken, deren erstes nicht weniger vollendet ist als das letzte.

Zum Schluß lassen Sie mich Ihnen für Ihre Gefälligkeit danken, mir die Spalten Ihrer geschätzten Zeitung zu öffnen, und ferner die Hoffnung ausdrücken, daß der peinliche Bericht über Mr. O'Connors Verhalten, den ich gezwungen war zu geben, die heilsame Folge haben möge, das Niveau der Journalistenethik in England zu heben.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener Oscar Wilde.

22. Sept. 1894.

Unterwegs/ von Hermann Hesse

Und da ich über Wolken hoch am Berg
In leichten Lüften schritt und stieg,
Tat sich das Reich der Toten vor mir auf:
Von tausend fernen Ahnen ein Gewölk,
Ein Flimmerblitz unzähliger Geister.
Und wunderlich ergriff mich die Erkenntnis,
Daß ich kein Einzelner, kein Fremder bin,
Daß meine Seele, meiner Augen Blick,
Mein Mund und Ohr und meiner Schritte Takt
Nicht neu und nicht mein eigen sind,
Auch nicht mein Wille, der mir Herr erschien.

Ein Strahl bin ich des Lichts, ein Blatt am Baum
Unzähliger Geschlechter, deren frühe Völker
In Wäldern lebten und auf Wanderung,
Und andrer, die von Krieg zu Krieg getobt,
Und wieder andrer, deren Wohnungen
Von Edelholz und Gold und Schmuck gebaut
In schönen Städten wundersam erglänzten.
Von ihnen her bis auf den stillen Blick,
Den meine Mutter hatte, die mir starb,
Ist alles nur ein unentrinnbar sichrer Weg
Zu mir gewesen, und derselbe Weg
Führt von mir weg in uferlose Zeiten
Zu Menschen, deren ferner Ahn ich bin
Und deren Leben meines in sich schließt.

Und da ich über Wolken hoch am Berg
In leichten Lüften schritt, ward mir mein Leben,
Mein schauend Auge und mein schlagend Herz
Ein köstlich Lehen, das ich dankbar trug,
Doch dessen Wert und Schönheit mir nicht eignet
Und darum nicht vergeht. Und leise flog
Die kühle Höhenluft mir um die Stirn.

Politische Chronik/ von Theodor Barth

Briefe über deutsche Politik an einen amerikanischen Freund

Werter Freund! Berlin, November 1907.

Ihren Wunsch, über die dem Ausländer — dem Inländer übrigens nicht minder — oft recht unverständlichen Vorgänge auf dem weiten Gefilde deutscher Politik von Zeit zu Zeit in kritischer Form unterrichtet zu werden, hoffe ich in der Weise erfüllen zu können, daß ich einer Aufforderung der Leitung dieser Zeitschrift folgend, allmonatlich auf diesen Blättern zusammenfasse, was sich politisch Bemerkenswertes in Deutschland zugetragen hat.

Das Deutsche Reich bietet der staatsphilosophischen Betrachtung ein ungewöhnliches Interesse. Es ist ein Bundesstaat, wie die amerikanische Union, aber sein föderativer Charakter wird sich wegen der Präponderanz Preußens, das mehr als die Hälfte des Reichs bedeutet, niemals voll entwickeln können. Ein Industriestaat mit einer Sechzig-Millionen-Bevölkerung ist Deutschland gezwungen, sich den modernsten Entwicklungsformen anzupassen; nichts destoweniger wird es politisch beherrscht vom preußischen Junkertum, einer Vertretung rückständiger Wirtschaften, die nur durch Zwangszuschüsse aus den Taschen der Lebensmittelkonsumenten aufrecht zu erhalten sind. Ein halb absolutistischer Staat auf der Basis des allgemeinen gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts; ein vorwiegend protestantisches Reich mit einer katholischen Hierarchie, deren Einfluß das protestantische Kirchentum völlig in den Schatten stellt; ein Volk, das an wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Bildung keinem großen Kulturvolke nachsteht und politisch von einer beinahe lächerlichen Unmündigkeit ist; eine Arbeiterschaft, die sich besser organisiert hat als die Arbeiterschaft irgend eines anderen Landes; die in der Sozialdemokratie mehr als den vierten Teil der gesamten Wählerschaft ins Feld zu führen vermag, und die politisch so ohnmächtig ist, daß sie von dem preußischen Parlament, dank dem elendesten aller Wahlsysteme, völlig ausgeschlossen bleibt! In solchen sonderbaren Kontrasten stellt sich das heutige Deutschland dem kritischen Beobachter dar. Man braucht diese Gegensätze nur aufzuzeichnen, um sofort zu erkennen, wie viel hier unnatürlich, künstlich, auf die Dauer unhaltbar ist. Die politische Entwicklung Deutschlands ist hinter seiner wirtschaftlichen und geistigen so weit zurückgeblieben, daß eine gründliche politische Neuregelung unvermeidlich erscheint. Diese Neuregelung wird mit jedem Jahre dringender, denn mit jedem Jahr wächst die Bevölkerung Deutschlands um fast eine Million Einwohner. Diese Million verstärkt naturgemäß die demokratischen Kräfte. Die agrarischen Berufe mit ihren konservativen Tendenzen sind nur noch in geringem Maße aufnahmefähig; der Überschuß der Bevölkerung muß von den industriellen und kommerziellen Berufen aufgesogen werden. Der Anteil der industriellen Arbeiterschaft an der Gesamtbevölkerung wird mit jedem Jahre nicht nur absolut, sondern auch relativ größer. Die Verflechtung der deutschen

Volkswirtschaft mit der Weltwirtschaft verdichtet sich beständig. Das Junkerregiment unter einem halbabsolutistischen Königtum ist längst ein Anachronismus geworden. Die Demokratisierung Preußens und Deutschlands ist eine geschichtliche Notwendigkeit.

Seit dreißig Jahren stemmen sich die historischen Machthaber Preußens gegen diese Notwendigkeit. Fürst Bismarck als er Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in seine Dekadenzperiode eintrat, wandte sich mit seiner ganzen gewaltigen Kraft und Autorität, gegen die notwendig werdende Demokratisierung Deutschlands. Die beiden wirksamsten Mittel, die er zur Verwendung brachte, waren das Sozialistengesetz und die agrarische Schutzzöllnerei. Das Sozialistengesetz war dazu bestimmt, einen Keil zwischen die demokratischen Arbeitermassen und das liberale Bürgertum zu treiben, um so die demokratischen Kräfte, an einheitlichem Handeln zu hindern. Der Bismarck'sche Protektionismus mit seinen vorwiegend agrarischen Schutzzöllen, seiner Branntweinliebesgabe, Zuckerexportprämien usw. sollte dazu dienen, die antidemokratischen Kräfte und insbesondere das preußische Junkertum in seiner wacklig gewordenen wirtschaftlichen Existenz auf Kosten der Allgemeinheit neu zu befestigen und dadurch auch politisch leistungsfähiger zu machen. Beide Mittel haben sich als wirksam erwiesen.

Bismarcks Nachfolger Graf Caprivi, der die besten Eigenschaften des preußischen Offiziers und des preußischen Beamten in sich vereinigte, der neben hoher Intelligenz insbesondere ein unbestechliches staatliches Pflichtgefühl besaß, das ihm nicht erlaubte sich unter Hintansetzung der Allgemeinheit zum Vertreter einseitiger Klasseninteressen zu machen, wurde während seiner vierjährigen Kanzlerschaft zuerst unbewußt, nachher bewußt ein Exponent der demokratischen Idee. Das preußische Junkertum fiel ihn mit derselben Wut an, wie es beim Beginn des Jahrhunderts den Reichsfreiherrn vom Stein als Revolutionär und Reichsverderber befehdet hatte, obgleich Caprivi in der behutsamsten Weise das Staatsinteresse dem Junkerinteresse gegenüber zu schützen suchte. Der konservative General in seiner aufrechten Ehrlichkeit wurde als ganz besonders gefährlicher Gegner des Junkertums erkannt, mit dem leidenschaftlichsten Hasse verfolgt, und schließlich in höfischen Intriguen erstickt. Seine demokratischen Vergehen bestanden im Fallenlassen des Sozialistengesetzes, in der Einführung der zweijährigen Dienstzeit und vor allem im Versuch der Abtragung des agrarischen Schutzzollwalles.

Fürst Hohenlohe war bereits zu hoch bei Jahren und auch von Natur zu wenig unternehmungslustig, um den Kampf, in dem Caprivi gefallen war, seinerseits aufzunehmen; aber es fehlte ihm weder an gutem Willen noch an Einsicht. Er begnügte sich jedoch damit, seine Abneigung gegen das staatsgefährliche preußische Junkertum seinem Tagebuche anzuvertrauen. Sein Urteil hat er in die drastischen Worte zusammengefaßt: „Alle diese Herren pfeifen auf das Reich, und würden es lieber heute als morgen aufgeben." Sie pfeifen auf das Reich, weil ihnen die Konstitution des Reichs mit seinem allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrecht im Gegensatz zu Preußen viel zu demokratisch ist.

Auf den süddeutschen Grandseigneur folgte der mecklenburgische Junker, der die Rücksichtslosigkeit seiner Standesgenossen unter weltmännischen Umgangsformen vortrefflich zu verbergen weiß; dessen Ehrgeiz über das Am-Ruder-bleiben nicht hinausgeht, dessen staatsmännische Begabung sich in der Befreiung von momentanen Verlegenheiten erschöpft, der nichts Großes will und deshalb auch für seine besten Überzeugungen keinen ernsthaften Kampf durchführen wird. Es wäre contra naturam sui generis, wenn ein solcher Mann nicht bei denen zu finden wäre, die im gegebenen Moment Macht und Einfluß besitzen. Es ist nur folgerichtig, daß ein solcher Charakter sich nie der werdenden, sondern stets der bereits etablierten Mächte annimmt. Aber Fürst Bülow ist doch der Erfinder und manager des sogenannten konservativ-liberalen Blocks, und selbst unter Liberalen und Demokraten gibt es Männer, die darin wenigstens die Absicht zu liberalen Konzessionen erkennen wollen: eine sonderbare Illusion! — Die Bülowsche Blockpolitik stellt den Versuch dar, mit Hülfe der liberalen Parteien die demokratische Entwicklung aufzuhalten. Das Ziel ist die Vertiefung der Gegensätze zwischen der liberalen Bourgeoisie und der sozialdemokratischen Arbeiterschaft; alles andere ist Nebensache. Den Freisinnigen ist der Titel einer nationalen Partei in Gnaden verliehen worden. Bei weiterem regierungsfrommen Verhalten darf man auf einige personelle Vergünstigungen rechnen, aber von wirklichen Zugeständnissen an den Liberalismus seitens des Reichskanzlers wird im Ernst nie die Rede sein. Man braucht sich nur des Ursprungs der Bülowschen Blockpolitik zu erinnern.

Zwischen dem Kanzler und dem Zentrum herrschte seit Jahren die dickste Freundschaft. Bei der agrarisch-schutzzöllnerischen Aktion im Dezember 1902 hatte das Zentrum die erste Violine gespielt und sich an dem Rechtsbruch des Antrags Kardorff wacker beteiligt. Konservative und Zentrum waren im Reichstage wie im preußischen Abgeordnetenhause ein Herz und eine Seele. Die Nationalliberalen donnerten zwar gelegentlich mal gegen die Übergriffe des Ultramontanismus, waren aber in der Wirtschaftspolitik fast regelmäßig im Gefolge des Zentrums zu finden und stimmten selbst auf dem Gebiet der preußischen Schulpolitik ihre liberalen Ansprüche so weit herunter, daß das Zentrum mit ihnen sachlich sehr zufrieden sein konnte. Auf den Katholikentagen fehlte es nie an gnädigen kaiserlichen Telegrammen und Fürst Bülow war beflissen, dem Zentrum seine „nationale" Haltung ein über das andere Mal zu bescheinigen. Rudolf Breitscheid hat in einer jüngst erschienenen vortrefflichen Schrift „Der Bülowblock und der Liberalismus" an diese politischen Zärtlichkeiten aktenmäßig erinnert. In der Reichtagssitzung vom 13. April 1904 stellte der Führer der Freikonservatiaen, der inzwischen verstorbene Herr von Kardorff, dem Zentrum folgendes Leumundszeugnis aus:

„Wir können nicht sagen, daß die Herren vom Zentrum gewissermaßen ultramontane Politik bei uns getrieben haben. Nein, meine Herren, sie haben deutschnationale Politik getrieben in der Herstellung unserer deutschen Wehrkraft, sie haben

deutsch-nationale Politik getrieben in der Herstellung der deutschen Flotte, sie haben deutsch-nationale Politik getrieben mit uns in der Frage der Kolonialpolitik, welche sie gemeinschaftlich mit uns inauguriert haben, und sie haben endlich deutsch-nationale Politik getrieben bezüglich des Zolltarifs, der noch die Absicht mit verfolgt, der Landwirtschaft diejenigen Rechte wieder zu verschaffen, welche ihr unter dem Regime Caprivi entzogen waren, und woraus der Landwirtschaft ein so großer Notstand erwachsen ist."

Hier wurde von dem Führer der „nationalsten" aller Parteien, die obendrein gelegentlich als Vorkämpferin gegen den Ultramontanismus posiert, das Zentrum als nationale Partei par excellence gepriesen und der Reichskanzler gab mit höchster Bereitwilligkeit seinen Segen dazu. Diese freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Konservativen, dem Zentrum, der Reichsregierung währten noch Jahre hindurch fort, bis plötzlich im Dezember vorigen Jahres Fürst Bülow von einer akuten Gedächtnisschwäche befallen wurde, so daß er sich der nationalen Eigenschaften des Zentrums nicht mehr erinnerte. Binnen vierundzwanzig Stunden verwandelte sich das Zentrum aus einer der nationalsten Parteien in einen Bundesgenossen der Sozialdemokratie. Die Phrase vom schwarzroten Kartell wurde geprägt und zirkulierte bald unter den Spießbürgern als bare Münze. Auch freisinnige Philister plapperten diesen Unsinn nach. Dabei bestand das ganze Verbrechen des Zentrums in der Opposition gegen eine koloniale Forderung, die, in ihrer Bedeutung maßlos aufgebauscht, jedem schärfer Hinblickenden sofort als ein bloßer Vorwand für den Bruch des Kanzlers mit dem Zentrum erscheinen mußte. Die kolonialpolitische Opposition des Zentrums war nur ein schwacher Abklatsch jener kolonialpolitischen Opposition, wie sie Eugen Richter unter dem begeisterten Beifall seiner Parteifreunde zu treiben pflegte. Hätte Richter noch gelebt, so war kaum daran zu zweifeln, daß er das Zentrum auf das nachdrücklichste in seinem Widerstande gegen die Annahme der südafrikanischen Regierungsansprüche unterstützt haben würde. Das hinderte jedoch nicht, daß auch ein Teil der volksparteilichen Presse schaudernd das Gesicht vor der nationalen Schlechtigkeit des Zentrum verbarg und in das Lied vom schwarzroten Kartell einstimmte. So begab es sich, daß das Zentrum nicht wegen der zahlreichen reaktionären Vergehen, die es auf sein Gewissen geladen hatte, sondern wegen einer Handlung proskribiert wurde, die, so sachlich bedenklich sie sein mochte, doch immerhin als eine resolute Geltendmachung parlamentarischer Kontrolle jedem Anhänger eines parlamentarischen Systems hätte verzeihlich erscheinen müssen. Ganz folgerichtig war es auch der demokratische Flügel des Zentrums gewesen, der sich vornehmlich zum Vertreter dieser kolonial-politischen Opposition gemacht hatte. Dieser letztere Umstand erleichterte es dem Fürsten Bülow, bei den folgenden Wahlen das Kriegsgeschrei gegen ein angeblich vorhandenes schwarz-rotes Kartell zu erheben.

Was den Reichskanzler überhaupt bewogen haben mag, auf einen so nichtigen Anlaß hin mit dem Zentrum zu brechen, ist nur zu verstehen, wenn man sich ver-

gegenwärtigt, daß der Staatsmann-Diplomat in den Ruf gekommen war, aus Gründen geistiger und körperlicher Natur außerstande zu sein, in der äußeren wie in der inneren Politik den starken Mann zu spielen. Ein coup de force war zur Ehrenrettung nötig. Je überraschender er kam, um so wirksamer mußte er werden, wenn er gelang, und das Gelingen war um so eher möglich, wenn Bülow gleich auf zwei Karten setzte. Der Spielhumor hat es gewollt, daß er dort verlor, wo er wenigstens einen bescheidenen Gewinn erhoffte, und dort einen Riesengewinn machte, wo er höchstens auf ein Freilos gerechnet hatte. Dieser Erfolg schaffte ihm mit einem Schlage alle seine gefährlichen Kamarillagegner vom Halse. Er hatte den Befähigungsnachweis als starker Mann geliefert. Aber der allzugroße Sieg über die Sozialdemokratie verbaute ihm zugleich den Rückweg in die Arme des heimlich immer noch geliebten Zentrums. Wenn die Zusammensetzung des neuen Reichstags im wesentlichen so blieb, wie die des alten, so wäre es dem Fürsten Bülow leichter möglich gewesen, sich „mit einem Seufzer und einem Zitat" — um mit dem nationalliberalen Abgeordneten Schiffer zu reden — dem Zentrum abermals zu nähern und mit einem treuherzigen: „Soyons amis" die alte konservativ-klerikal-reaktionäre Bundesbrüderschaft wieder herzustellen. Vielleicht hätte die Elastizität des Fürsten Bülow auch ein solches ritornare al segno überstanden. Da aber jene Parteien, die bei der entscheidenden Kolonialabstimmung zur Minderheit gehörten, aus der Reichstagsauflösung als eine Mehrheit hervorgegangen waren, so blieb kaum etwas anderes übrig, als den Versuch zu machen, diese Zufallsmehrheit in ein dauerndes parlamentarisches Gebilde zu verwandeln.

Wie die Lösung dieses Problems möglich sein soll, ist unerfindlich. Theoretisch erscheint es ja denkbar, daß die Konservativen von der Macht, die sie tatsächlich besitzen, einiges aufgeben, und der Liberalismus von den Ansprüchen, die er bisher erhoben hat, so viel nachläßt, daß eine konservativ-liberale Zusammenarbeit möglich würde. Das preußische Junkertum verspürt aber nicht die geringste Neigung, zu Gunsten des Liberalismus freiwillig aus irgend einer Position zu weichen, die ihm reale Macht verschafft. Allerdings kann es dazu gezwungen werden, aber nur von einer Regierung, die bereit ist, das widerstrebende Junkertum „an die Wand zu drücken, daß es quietscht," um ein Wort zu brauchen, das Fürst Bismarck bei der Vorlegung des Sozialistengesetzes den Nationalliberalen gegenüber zur Anwendung brachte. Die konservativ-agrarische Partei in Preußen hat aber nicht die geringste Besorgnis, daß eine vom Fürsten Bülow geleitete Regierung es wagen würde, die Stützen von Thron und Altar nachdrücklich anzufassen. Auch ist ihr die Wiederaussöhnung mit dem Zentrum durchaus kein unsympathischer Gedanke. Ehe sie dem Liberalismus ernste Konzessionen machte, würde sie es vorziehen, sich mit dem Zentrum gegen die Regierung zu verbünden. Die diplomatische Aufgabe des Reichskanzlers besteht deshalb darin, an den Liberalen das vorzunehmen, was die Physiologen eine Scheinfütterung nennen. Vor allem muß es ihm jetzt darauf ankommen, das Ufer der

nächsten preußischen Landtagswahlen glücklich zu erreichen, ohne vom Linksliberalismus gezwungen zu werden, in der Frage der preußischen Wahlrechtsreform Farbe zu bekennen. In dem elendesten aller Wahlsysteme stecken heute die Hauptwurzeln der politischen Macht des preußischen Junkertums. Es hat sich deshalb bisher allen Reformversuchen gegenüber völlig intransigent erwiesen; sein Widerstand kann nur gebrochen werden, wenn der demokratische Unwille über den heillosen Wahlrechtsunfug in Preußen die stärksten agitatorischen Akzente findet, die selbst eine widerwillige Regierung zur Initiative zwingen. Das Gebot der politischen Lage ist deshalb nicht Versöhnung, sondern Kampf. Die Bülowsche Blockpolitik zielt darauf ab, die öffentliche Meinung über die Gegensätze zwischen Konservativen und Liberalen hinwegzutäuschen, dem Liberalismus gegenüber zu temporisieren, ihn möglichst lange in der Gewehr bei Fuß-Attitüde zu halten und damit seine Stoßkraft auch für später nach dem Erwachen aus dem Blocktraum zu lähmen. Es gibt keine undankbarere Rolle für eine politische Partei als die des Dupierten. Sollten die liberalen Führer im Block sich dereinst als Blockheads (Sie als Amerikaner werden mir diesen Wortwitz verzeihen) erweisen, so würde damit der Kredit des gesamten Liberalismus in schwerster Weise geschädigt sein. Es liegt deshalb im dringenden Interesse des demokratischen Liberalismus, daß der Prozeß der Desillusionierung sich möglichst rasch vollzieht. Dabei werden verschiedene Momente höchst realistischer Art förderlich sein. Das Reich leidet an schweren Finanzsorgen. Für den Ausbau der Kriegsflotte, für Aufbesserung von Beamtengehältern, um nur zwei der gewichtigsten Posten zu nennen, werden große Summen gefordert werden. Die bisherige Anleihewirtschaft läßt sich auf die Dauer nicht fortführen. Neue Steuern erscheinen bereits drohend am politischen Horizont. Die Einführung direkter Reichssteuern paßt den Konservativen ganz und gar nicht. Man versucht deshalb, auf die Konsumbesteuerung zurückzugreifen; dieses Mal in der Form eines Spiritusmonopols. Einstweilen spricht man nur von einem Projekt, aber die Umrisse des Projekts treten schon deutlich hervor. Auch hier ist es ein Hauptbestreben, die Agrarier zu schonen. Man will deshalb den Branntweinbrennern von Reichswegen ihre Produktion abkaufen, natürlich zu einem „angemessenen" Preise. Bei der Festsetzung dieses „angemessenen" Preises soll selbstverständlich die bisherige Branntweinliebesgabe mit zur Verrechnung kommen. Soll der Reichsfiskus seine Rechnung dabei finden, so müssen die Konsumenten in höheren Preisen die Zeche zahlen. Nun läßt sich ja über eine höhere Besteuerung von Trinkbranntwein reden, aber eine gesunde Wirtschaftspolitik wird eine solche Mehrbelastung des Branntweinkonsums mit einer Entlastung des Konsums der notwendigen Lebensbedürfnisse verknüpfen; insbesondere mit einer steuerlichen Entlastung des Brotkonsums. An diesen Zusammenhang wird man um so deutlicher in einer Zeit erinnert, in der die Preise für Brotgetreide eine seit fünfzehn Jahren nicht dagewesene Höhe erreicht haben. Die Preise für Weizen und Roggen sind ungefähr auf jener Höhe angelangt, die anfangs der neunziger Jahre des

vorigen Jahrhunderts den Grafen Caprivi veranlaßten, die Initiative zur Herabsetzung der Getreidezölle um dreißig Prozent zu ergreifen. Neben teurem Brot sind es die teuren Kohlen, die nicht nur der Industrie das Leben erschweren, sondern auch den kleinsten Haushalt bedrücken. Im gesamten Gebälk der Volkswirtschaft fängt es schon an bedenklich zu knistern. Die Frage liegt nahe, ob dies eine Zeit ist „zum Puppenspielen und mit Lippenfechten", ob dies eine Zeit ist für eine Blockpolitik, die sich insbesondere bemüht, über den agrarischen Protektionismus das tabu zu verhängen.

Um den bescheideneren Liberalismus bei Laune zu erhalten, hat der Reichskanzler sich an ein Reichs-Vereins- und Versammlungsrecht herangemacht, das dem Reichstag bei seinem noch im November erfolgenden Wiederzusammentritt voraussichtlich sogleich vorgelegt werden wird. Das Gebiet ist deswegen weniger dornig für den Reichskanzler, weil auf ihm keine Machtverschiebung zwischen Konservativen und Liberalen einzutreten braucht. Die Konservativen haben, speziell im Bunde der Landwirte, sich längst Organisationen geschaffen, denen eine möglichst ungehinderte agitatorische Betätigung durchaus erwünscht ist; außerdem vertraut der Junker im preußischen Osten auf die seiner Kontrolle unterstehende Polizei, die schon dafür sorgen wird, daß die ländlichen Hintersassen vom Vereins- und Versammlungsrecht keinen allzu ernsthaften Gebrauch machen. Außerdem aber hofft man bei dieser „Konzession an den Liberalismus" auch noch ein kleines Ausnahmegesetz gegen die Polen herausschlagen zu können, denen der Gebrauch ihrer Muttersprache in politischen Versammlungen direkt oder indirekt untersagt werden soll. Es scheint, daß man als Hauptargument für diese konstitutionelle Monstrosität den Umstand ins Feld zu führen gedenkt, daß die Polizei nicht über genug Kräfte verfügt, die der polnischen Sprache so mächtig sind, um eine polnische Versammlung überwachen zu können. Sie als Amerikaner werden vermutlich die Zwischenfrage aufwerfen, weshalb müssen die Reden in politischen Versammlungen denn überhaupt polizeilich überwacht werden? In freieren Ländern, in Amerika, in England denkt doch kein Mensch daran, die Polizei mit einer so überflüssigen Arbeit zu betrauen! Aber gerade auf den Schutzmann, der in der Pickelhaube neben dem Redner auf der Plattform thront und der so recht das Symbol unseres Polizeistaates ist, wird unsere reformfreudige Regierung am allerwenigsten verzichten. Ob der Linksliberalismus sich mit den Ausnahmebestimmungen gegen die Polen abfinden wird, muß abgewartet werden. Die demoralisierende Wirkung der Blockpolitik könnte durch nichts drastischer gekennzeichnet werden als durch eine solche Zustimmung.

Sie sehen, daß sich auf unsrer politischen Bühne die interessantesten Schauspiele vorbereiten. Der Winter kann mancherlei Überraschungen bringen. Hoffentlich bleiben bei dem bevorstehenden politischen Drama wenigstens die höfischen Zwischenspiele aus. Die Liebenberger Klique, die sich um den Fürsten Eulenburg gruppiert hatte, und die nicht wenig dazu beigetragen hat, den Grafen Caprivi zu stürzen, ist unschädlich gemacht. Ein ekelhafter Skandal, bei dem die

widerlichsten Alkovengeheimnisse der Öffentlichkeit vorgetragen wurden, hat Zustände in der nächsten Umgebung des Kaisers enthüllt, die selbst einer ausschweifenden pornographischen Phantasie Genüge zu leisten vermochten. Auch gegen das Treiben von Kamarillas gibt es kein wirksameres Medikament als die Öffentlichkeit freiheitlicher Institutionen. Die Römische „Tribuna" hatte nicht unrecht, als sie ihr politisches Urteil über den Skandalprozeß Moltke-Harden in den Satz zusammenfaßte: „Alle diese Skandale, die sich inmitten eines großen Volkes abgespielt haben, welches unaufhörlich denkt, arbeitet, produziert und allen anderen Nationen Europas als Muster dient, sind der Regierungsform zuzuschreiben; denn eine Regierungsform, die nicht die Freiheit als Grundlage hat, birgt den Keim aller Irrtümer in sich."

Ihr freundschaftlich ergebener Theodor Barth

Rundschau

Beleidigungen

Von den Verletzungen, denen der Mensch, unter Menschen lebend, ausgesetzt ist, ist Beleidigung die tiefste. Sie trifft nicht etwas, was er besitzt, sondern das, was ihn besitzt: das Anonyme, Souveräne der Seele, Ende und Anfang, das Individuum, das ganz Irrationelle und ewig Einmalige. Wie schwer ist es, Regeln über die Sühne dieser Verletzungen auszudenken! Ein Mensch, der wirklich beleidigt ist — er prüfe sich nur genau — und nicht sofort durch das Bewußtsein der polizeilichen Ordnung der Gesellschaft gezähmt ist, kennt keine andere Genugtuung als die Vernichtung des Beleidigers. Dafür gibt es keinen Ersatz; wer wahrhaft verzeihen kann, den hat noch nie ein Schimpf erreicht; Verzeihung ist in den gewöhnlichen Fällen Vergeßlichkeit, in den sublimen die Maske einer Wollust, die die Rache nicht aus der Hand geben, nicht beendigt wissen, sondern immer noch vor sich haben möchte; Strafe, verbüßt, stellt die Unschuld wieder her, und der Sieger kauft einen kurzen Triumph vor der Öffentlichkeit mit einer tückischen, unnennbaren, unentrinnbaren Scham. Mit der Schwankung aber, in welcher, seien es die äußeren Umstände der Staatsbürgerschaft, seien es wirklich die inneren eines Gerechtigkeits- und Sittlichkeitstriebes, der den Begriff der Schuld niragendwo als bei sich lange unaufgelöst duldet, dem Beleidigten die persönliche Waffe aus der Hand drehen, ohne daß er zur Ruhe kommt, hört das Individuum auf, und das soziale Wesen beginnt. Ja, der Mensch, der den Beleidiger nicht vernichtet, sondern bestraft wünscht, ist fast nicht nur ein Mitglied, sondern beinahe ein Beauftragter der Gesellschaft. Die Gesellschaft ist verletzt, wenn eines ihrer Mitglieder das andere verletzt; und mehr darum, das Gleichgewicht in ihr wiederherzustellen, handelt sich's bei den gerichtlichen Prozeduren, als darum, einem Menschen Genüge zu tun — eine wesentliche Unstimmigkeit, die, je mehr Sozietät einer im Leibe hat, gleichgültiger, — je mehr er Kern ist, peinvoller wird.

Doch nicht immer will die Gesellschaft, nein: das Volk das Gleichgewicht mechanisch wiederherzustellen.

Der Weltverbesserer läßt sich die Worte der Dichterin, Annette von Droste, gesagt sein: „pochest du an, poch' nicht zu laut"; aber die Vorsicht darf ihn nicht verführen, sich seiner Legitimation zu entäußern, welche ist: unhistorisch, unwissenschaftlich zu denken. Kann überall der Wille anders als unwissenschaftlich und unhistorisch — denken? —

Der ehemalige Reichskommissar Dr. Peters verklagt einen sozialdemokratischen Redakteur wegen Beleidigung, einen unbekannten Menschen, der nichts anderes verbreitet hatte, als was seit einem Jahrzehnt an mehr als einer Stelle in voller Gehässigkeit behauptet war. Daß Herr Peters vor seinem Volke gereinigt stehen wollte, war sein Recht und seine Pflicht; des Volkes Recht und Pflicht war es, einen Mann seiner Geschichte in der wahren Gestalt, Verfehlungen und Verdienste weder übertreiben noch verschweigen, mit Augen zu sehen. Was hat dieses mit Beleidigung zu tun? Warum

mußte, um einen geschichtlichen Akt zu erfüllen, ein gleichgültiges, joviales Münchener Bierfaß herangerollt werden? Und ist nicht in solchem Fall die Strafe, möge sie als Geldpön auferlegt sein, die der Verurteilte nicht selbst trägt, möge sie den Missetäter ins Gefängnis führen, wo ein ganz anderer Mensch zu leiden hat als der auf dem Schreibsessel Artikel verfaßte, ihrer drohenden Größe, ihrer rächenden Kraft beraubt und zum Symbol und Versteck für etwas geworden, was besser sich nicht versteckte und nicht als Symbol vors Bewußtsein träte: für den Splitter zumindest vorläufiger, zumindest historischer Wahrheit. Um eine Wahrheit festzustellen, nicht um eine Beleidigung zu rächen, wird solch ein Prozeß geführt, und man soll nicht meinen, daß es belanglos sei, in welcher Form die Wahrheit festgestellt werde. Das Rechtsgefühl im Volk ist so gelockert, daß alles geschehen müßte, es straffer anzuziehen. Der Bauer, der Handwerker, der Arbeiter, sie alle wissen wenig von einer Gerechtigkeit göttlichen Adels; ihnen allen ist längst das Recht eine Waffe zum Angriff und zur Abwehr im sozialen Kampf, eine Waffe, die nur soviel Sieg erficht, wie die Geschicklichkeit und Kraft des Fechters vermag. Wenn ein gerichtliches Verfahren sichtlich eine andere Tendenz hat als es vorgibt zu haben, muß der Verdacht gegen das Recht gestärkt werden. Die Beteiligten ahnen, scheint es, nicht, wie sehr es den unbefangenen Menschen empört, daß die Parteien über zu erhebende Beweise Kompromisse abschließen dürfen, daß Meisterschaft spielen darf, wo es nichts abzudingen, nichts zuzulegen geben sollte.

Immerhin handelte es sich hierbei um politische Dinge, politische Gegner; um das Letzte, Nackteste der Seele handelte es sich für den Grafen Moltke. Die abscheuliche Paradoxie dieses Prozesses stammt daher, daß er als Beleidigungsprozeß geführt wurde und nach zur Zeit geltenden Einrichtungen geführt werden mußte. Der Graf Moltke hatte nicht geklagt, weil er sich beleidigt gefühlt hatte, ganz gewiß nicht. Und was die advokatorische Beredsamkeit, die von dem Augenblick an, wo sie ihn am Boden hatte, mit der Brutalität des Siegers über ihn fiel, ihm zur schlimmsten Verfehlung anrechnete, gerade das war das Mitleidwürdige: daß er von sich und andern bedrängt war, wegen Beleidigung zu klagen. Denn auch ihm galt es nur, sich zu reinigen und, da er schon niedriger steigen mußte, nicht allzu niedrig gestellt zu werden. Ihm galt es, vor dem Land und dem Volk nicht mit mehr Schuld beladen zu sein, als er sich beladen fühlte. Und wer hätte nicht gespürt, daß hier, weit über allem Persönlichen, eine Materie war, die nicht zufällig, sondern dämonisch und mit Wut ins Licht wollte! Aber eine Verwirrung der innersten Tendenzen dieses ganzen Tatsachenkomplexes trat ein, als der aufgescheuchte, fliehende Mensch einen andern stellen, anklagen mußte. Nun war dieser der Verfolgte, nun hatte der sich zu wehren, und er erreichte es, daß sein Gegner, bestürzt, die Verteidigungsstellung wählte, die der Angriff bestimmte; er sagte: schwarz, und der Unglückselige, in die Enge getrieben, antwortete: weiß; was aber festzustellen war, ist gewiß weder schwarz noch weiß, ist vielleicht von der Farbe des Rauchtopases oder der Schatten auf Schnee. Die Wahrheit liegt immer zwischen zwei Extremen, aber sie liegt nicht in der Mitte. Wie sollte es möglich sein, diesen einen magischen Punkt — nicht etwa festzustellen, denn das ist Sache des Genies und im bürgerlichen Leben nicht erreichbar — sondern ahnen zu lassen, wenn die ganze Anlage der Beweisführung die Beschlüsse in die Nähe des einen oder des andern Extrems drängt? Und ein solcher Prozeß wird vor einem Amtsrichter und zwei Männern aus dem Volke, Handwerksmeistern, geführt! vor Männern, die nicht imstande waren, die Sache des Grafen Moltke von der der Potsdamer Skandale zu trennen; und sie, deren gesunde und redliche Empfindung vorausgesetzt werden soll, und die gewiß ein wahrhaft richtendes Gefühl über des Grafen Moltke Beschimpfungen des Weibes und der Ehe besaßen, sie waren auf jeden Fall unfähig zu erkennen, daß diese Äußerungen immer noch den Adel menschlichen Leides und menschlichen Unglücks tragen, gegenüber ihrer Erscheinung als Zitat eines unbegreiflich schnöden Witzes im Munde des Advokaten.

Das Ganze — ein im sittlichen Sinn unzweckmäßiges Verfahren, vor einem auch im technischen Sinn unzweckmäßigen Tribunal.

Aber nun sollen wir ja eine zweite, eine bessere Methode erleben — das ist der ärgste Fehlgriff, der zu denken war und der, da offenbar keine juristischen, sondern moralische Beweggründe ihn veranlaßten, zeigt, wie desorientiert die beschließenden Herrschaften bei uns sind. Will man das Ungeheuerliche wagen und die Öffentlichkeit vor Gericht beschränken? Es ist zu spät dazu. In dem Augenblick, in welchem Herr Harden in dem neuen, gegen ihn eingeleiteten Verfahren verurteilt wird, in dem Augenblick sinkt nicht etwa nur die Sache des Grafen Moltke so, daß sie sich nicht mehr erheben kann, sondern auch das Vertrauen auf die Idealität und die Freiheit des Rechts. Es gibt Dinge, die nicht bestraft werden dürfen, weil sie nicht bestraft werden können, nämlich immer dann, wenn die Strafe zum Symbol wird, und das heißt zum Fetisch, und das heißt zum Zerstörer des religiösen Elements.

Es muß Gelegenheit geschaffen werden, Prozesse jener Art vor einer höchsten Instanz als reine Feststellungsprozesse zu führen, ohne Strafen und Freisprechung. Es sind nationale Prozesse, und sie gehören vor das Parlament.

Moritz Heimann

Wirtschaftspolitik

Obwohl längst vor den Diskonterhöhungen zu Anfang des November die Anzeichen eines Niedergangs der Konjunktur sich tagtäglich mehrten, hat die Verwaltung der preußischen Staatsbahnen — beseelt vielleicht noch von jener heiteren Gesinnung, die der preußische Finanzminister im Januar recht reichlich besaß, — mit dem Stahlwerkverbande sowohl wie mit dem Kohlensyndikat langlaufende Lieferungsverträge abgeschlossen, in denen der sinkenden Konjunktur keinerlei Rechnung getragen wurde. Die Folgen dieses fiskalischen Optimismus werden allen den Angehörigen des preußischen Staates, die nicht das Glück haben, an den Segnungen des Stahlwerkverbandes oder des Kohlensyndikates unmittelbar beteiligt zu sein, in doppelter Weise fühlbar werden; denn sie werden den Steuerzahler nicht nur als Steuerzahler, sondern auch als Konsumenten treffen. Hat jener zunächst dafür aufzukommen, daß der Fiskus in einer Zeit der Aussicht auf sinkende Preise zu hohen Preisen abschloß, so wird der Verbraucher noch einmal durch die Folgen solcher Geschäfte belastet, wenn ihm unter Hinweis auf die staatlichen Aufträge hohe Preise abgenötigt werden, er selbst aber sich mit der wenig erfreulichen Aussicht auf weichende Verkaufspreise begnügen muß. Es handelt sich also hier um ein Geschäft, das vom Standpunkt des Kaufmanns schwer zu begreifen und aus dem Interesse des Steuerzahlers nicht zu rechtfertigen ist, im Grunde aber nichts weiter bedeutet als ein typisches Beispiel für die Prinzipien der gegenwärtigen Wirtschaftspolitik.

Auch das Projekt eines Branntweinmonopols der Reichsregierung bewegt sich in gleicher Linie und ist eine nicht viel schamhaftere Kaschierung der nämlichen zweiseitigen Belastung der Verbraucher und Steuerzahler durch den Fiskus und die Produzenten. Die Branntweinsteuergesetzgebung, ein durch ökonomische Vernunft nicht auszudeutendes Produkt fiskalischer Phantasie und ungeschminkter Begünstigungspolitik, soll in Gestalt eines Spiritusmonopols soweit verbessert werden, daß, — wie man nur zu treffend gesagt hat — den Brennern vermittelst eines Kaufvertrags mit der Regierung der materielle Gehalt der Liebesgabe dauernd gesichert wird und das verhaßte Wort gleichzeitig aus dem politischen Lexikon verschwindet. Nun beläuft sich die Liebesgabe, die eine Jahr für Jahr vorgenommene Transfusion aus dem Beutel der Allgemeinheit in die Taschen ländlicher Brenner darstellt, allein schon auf nahezu zwei Drittel der Summe, die die Regierung zunächst aus dem Monopol erzielen möchte. Die Beseitigung der Liebesgabe zusammen mit einer Abschaffung der weiteren Begünstigungen, die den landwirtschaftlichen Brennereien gegenüber den gewerblichen gewahrt werden, würden also nicht nur die benötigte Summe ergeben, sondern sie würden zugleich jener fundamentalsten Forderung aller Finanzpolitik genügen, daß nämlich dem Volke nicht ein Pfennig mehr abgenommen wird, als für den Gesamtbedarf erforderlich ist, und daß die Steuergelder für den Nutzen der Gesamtheit,

nicht für den besondern Vorteil einer einzelnen Klasse verwendet werden.

Aber auch hier spielen die Nebenzwecke die wichtigere Rolle. Darum müssen die Begünstigungen, die das Fortbestehen minder leistungsfähiger und minder rentabler Betriebe gewährleisten sollen, erhalten bleiben, darum bedeutet das Monopol in erster Linie eine Verewigung der nur durch Opfer der Gesamtheit möglichen Bevorzugung Einzelner. Dabei hat es nicht sein Bewenden. Der den ländlichen Brennereien durch die Liebesgabe gewährleistete Zuschuß führt zu einer weiteren Steigerung der Güterpreise. Die hohen Güterpreise wiederum machen die Bewirtschaftung auch bei den jetzigen Getreidezöllen unrentabel und in Bälde wird man nach abermaliger Erhöhung der Getreidepreise schreien.

Man schreit jetzt schon darnach. Die Posener Landwirtschaftskammer konnte es sich nicht versagen, in einer Zeit, da die Getreidepreise in Deutschland bereits hoch genug stehen, und ferneres Steigen durchaus nicht ausgeschlossen ist, eine Erweiterung der die Ausfuhr deutschen Getreides begünstigenden Maßregeln zu fordern. Nicht genug damit, daß bereits auf die Tonne ausgeführten deutschen Getreides eine Prämie von ungefähr 50 Mark — aufgebracht vom deutschen Publikum — gewährt wird, daß ferner besondere Tarifermäßigungen die Getreideausfuhr nach dem Auslande begünstigen, verlangt man ausgedehntere Vorteile, deren Kosten Arbeiterklasse und Mittelstand vor allen andern zu tragen haben. Gleichzeitig wehrt sich in einer andern Ecke des Reichs ein Mitglied der nämlichen agrarischen Interessentengruppe gegen die bescheidenen Vorschläge der Börsengesetzreform mit der Begründung, der Mittelstand müsse vor dem Börsenspiel bewahrt bleiben. Das heißt wohl, nachdem ihm der Brotkorb höher gehängt wurde, sollen ihm auch die circenses entzogen sein.

Wie manchmal, so wandeln auch hier Harpagon und Tartuffe Arm in Arm. Während auf agrarischer Seite noch das letzte geschieht, die drohende Brotteuerung nach Möglichkeit zu verschärfen, werden die Großmühlen beschuldigt, daß sie, die lediglich die Mehlpreise erhöhten, um mit der Steigerung der Getreidepreise Schritt halten zu können, die Bäcker ausbeuteten. Bisher verlangte man stets Maßregeln gegen die Großmühlen, weil sie durch billige Preise die Kleinbetriebe zu Grunde richteten. Aber muß nicht über solche Junker selbst der von der Mancha lächeln?

Vor anderthalb Jahrhunderten schrieb François Quesnay in der ersten seiner Maximen vom Ackerbau: „es gibt keine Lebensart, die glücklicher wäre nicht nur wegen ihrer Nützlichkeit sondern auch der inneren Befriedigung wegen, die sie verschafft.“ Man kann angesichts der Opfer, die die deutsche Landwirtschaft das deutsche Volk kostet, nicht sagen, daß in Deutschland der Ackerbau gerade von großem Nutzen für die Allgemeinheit sei. Noch weniger aber wird man von seinen Vertretern behaupten können, daß die innere Befriedigung die ihnen wiederholt eingeheimste Begünstigungen doch oft genug verschaffen müßten, allzu lange vorhält.

In anderm Sinne aber nicht minder gelten heute Galianis Worte aus der Zeit des sechzehnten Ludwig: „Le pain appartient à la politique et non pas au commerce.“ Nur ist das heute keine Forderung mehr, sondern eine traurige Tatsache und umgekehrt muß man jetzt verlangen: das Brot gehört dem Handel und nicht der Politik. Einst war es eines der ersten Gebote der Staatsraison, die Menschen satt zu erhalten, damit sie auch zufrieden seien, die Staatsklugheit von heute scheint dagegen zu glauben, daß die Menschen auch satt würden, wenn man ihnen Zufriedenheit einredet. In solchem Sinne wenigstens sprach der Staatssekretär des Innern zu Vertretern der durch die Folgen der Getreidezölle zunächst betroffenen Klassen.

Phorkyas

„64“

Karl Larsens in Dänemark seit 1897 bekanntes Buch „Während unseres letzten Krieges“, Tagebuchaufzeichnungen und Briefe aus dem Krieg im Jahre 1864, ist kürzlich von Prf. Dr. R. v. Fischer-Benzon aus Kiel, unter dem Titel „Ein modernes Volk im Kriege“ ins Deutsche übersetzt

worden. Der wissentschaftliche Wert des Buches ist ein absoluter, er ist durch die Einsammlung von Originalbriefen aus dem Kriege entstanden, kritisch gewählt und zusammengestellt von einem, sowohl als Psycholog wie als Forscher, gleich angesehener Schriftsteller. Als erster Versuch, zu einer modernen Kriegspsychologie mit empirischem Verfahren, bot es kaum ein Gegenstück in irgend einer Literatur. Leider scheint Dänemark, durch eine von der Weltgeschichte besonders begünstigte Trainierung, speziell für die Hervorbringung solcher Literatur geeignet zu sein. Es ist mit einer ganz neuen Art von Empfindung, daß man diese anspruchslosen Aufzeichnungen, (einige der intimsten Dokumente für Dänischtum, die unsere Literatur besitzt) in einer Sprache liest, die durch ihren Klang Vorstellungen von den fremden Kräften hervorruft, gegen die unser Volk sich wehrte, während sie gleichzeitig den Gegensatz dadurch aufhebt, daß die Sprache sich den Inhalt der Briefe von einfach menschlichen Gefühlen, so heimatlich leicht aneignet. Waren die „Deutschen" etwas anderes als wir selbst?

Für ein jüngeres Geschlecht, das nicht direkt unter der nationalen Katastrophe des vorigen Jahrhunderts gelitten oder sich daran mitschuldig gemacht hat, hinterläßt sie keinen anderen Kummer, als den, den man empfindet, wenn ein Gewitter Bäume vernichtet, oder Zwist Familien entzweit; das läßt sich eben nicht ändern. Es ist kein Sinn darin enthalten, es ist nur eine Tatsache. Wenn man sich die historischen Voraussetzungen von 64 klarmachen will, verwickelt man sich nur mehr und mehr in eine Menge Dinge, die gar nicht waren, ein Gespinnst von Unwirklichkeiten, die doch schließlich erdrosselten; die einzig gültige Erklärung der Bruderfehde ist, daß sie stattgefunden hat. Im übrigen umfassen wir 64 mit einer tiefen Sympathie für beide Parteien, für die friedlichen Bauern, von denen einige dänisch und andere deutsch sprachen, und denen es mehr leid tat, zu schießen, als selbst erschossen zu werden. Sie gingen, wie bekannt, über die Vorpostenlinie und liehen sich gegenseitig Tabak für ihre Pfeifen; das Vorurteil steckte seinerzeit, wie gewöhnlich, nicht bei den Unaufgeklärten.

Hat man es erst aufgegeben, dem, was zur Erklärung von 64 geschrieben vorliegt, den Grund zu dringen — und bei Gott, man versteht bei der Gelegenheit, daß die Natur die Parteien lieber ausrottet als sie anhört — ist man erst zu der Überzeugung gelangt, daß kein Krieg entstanden wäre, wenn er nicht seine Literatur gehabt hätte, dann tut es gut sich an die Personen heranzumachen, den Stimmen der Unmündigen zu lauschen, wie uns durch „Während unseres letzten Krieges" Gelegenheit geboten wird. Wenn dieses Buch ein erdichteter Roman wäre, würde er mit unsterblichen Meisterwerken auf einer Stufe stehen, so reich ist der Charme, unmerklich und ohne Gewalt zur Wirklichkeit zurückgeführt zu werden; nun ist es aber noch dazu wahr! Es wird stets einen Anhaltspunkt enthalten zur Feststellung des dänischen Volkscharakters auf dem Hintergrund von Ereignissen, die die Seelen bloßlegen. Es macht jegliche tendenziöse Geschichtsschreibung vor und nach 64, ja sogar den Krieg selbst, überflüssig. Daß es jetzt ins Deutsche übersetzt worden ist, sollte den Anstoß dazu geben, daß man in Deutschland auf ähnliche Weise eine Sammlung von Briefen und Tagebüchern aus dem Krieg vornähme, wohlgemerkt auf eine ebenso objektive Weise, psychologisch und stilistisch bearbeitet, und diese beiden Werke vereint, könnten der Nachwelt wie ein internationaler Schatz überliefert werden.

Es besteht kein Zweifel, daß die deutsche Sammlung der dänischen so ähnlich werden würde, wie ein Wassertropfen dem anderen. Man würde auch dort Gelegenheit haben, den jungen Halbgebildeten aus spießbürgerlicher Familie zu begrüßen, der als Freiwilliger mitgeht — auf der Offiziersseite natürlich — unseren Freund den Aspiranten, der einen sehr langen Brief nach Hause schreibt, als er das erste Mal im Feuer gewesen war und zu seiner eigenen Überraschung Mut bewiesen hat.. „obgleich die martialische Situation sich nicht recht mit dem deckt, was er sich nach den Bildern des letzten Krieges aus der „Illustrierten Zeitung" vorgestellt hat." Nicht wahr, die junge Tapferkeit mit einer alten Illustration im Kopf ist eine echt deutsche Erscheinung! Und doch ist er einem dänischen Werk entnommen, wo der ganze Unterschied der ist, daß die Quelle zu aller

Vorstellung von „Krieg" aus „Illustreret Tidende" stammt. Dieser ehrliche, aber etwas unproduktive Held, mag später Mitarbeiter bei einer Schmarotzerzeitung geworden sein, in deren Spalten er seinen alten Waffenrock zu einer Zeit auslüftet, die nur in Arbeiterblusen zu kämpfen versteht. Wir kennen ihn, er schultert in Ewigkeit seinen Musketonner für das große Vaterland, während die Gegenwart den Friedensgedanken infam mit den neuesten Bomben verfechtet. In Dänemark wurde der Aspirant mit Hilfe der Zeit pensionierter Oberst und anonymer Beiträger zur Tagespresse ganz im obigen Sinne. Du großer Gott, bestand der ganze Grund zu 64 nicht gerade darin, daß diese beiden durch eine imaginäre Grenze darin verhindert wurden, in einer höheren Einheit aufzugehen? Der Typus wird übrigens immer bestehen bleiben und das seinige dazu beitragen, daß der Krieg unleugbar ein barbarisch Ding ist. Man wird begreifen, daß der eifrige Verteidigungsnihilismus sich zu Zeiten zur Benutzung schmutziger Waffen gegen den Helden, der nicht sterben kann, gezwungen gesehen hat.

In der deutschen Sammlung würde man ferner den Briefen einer Mutter aus Berlin begegnen, einer Frau, die ihrem Jungen von Socken und Eßwaren schreibt. Später wurde sie eine unförmliche Frau mit blauen Säcken unter den Augen, weil sie damals Monate lang mit bebendem Herzen wachgelegen und an den armen, obdachlosen Jungen gedacht hatte, der sich indessen auf seinem Strohlager im Felde sehr wohl befand, mit einer Schnapsflasche neben sich zur Erhaltung von Leib und Seele. Alle Mütter sind gleich, ohne Raison, und Gott segne sie! Man würde Briefe finden von dem einberufenen Seminaristen, in geschwollenem Stil und ohne eine Zeile von wirklich Gesehenem. Dort würden Briefe von Handwerkern sein, die unzufrieden mit der Kost sind, wohin sie auch kommen, mag es nördlich oder südlich der Grenze sein. Ein Brief von einem Landstreicher, der sich Gott sei Dank auch dort eine Beute erobert. Und schließlich Briefe von dem Bauernburschen, der zur Feder greift, um die „Schlachten" zu notieren, an denen er teilnimmt, und der im übrigen den Kopf schüttelt und das Vieh bedauert. Dieser Sohn der Erde, der natürlich ein guter Soldat ist, wenn man es von ihm fordert, dieser einfache Peter ist es, der später von törichten Schöngeistern sowohl in Deutschland wie in Dänemark geschändet wird, indem man ihn als unsterblichen Theaterkrieger besingt, während er möglicherweise noch lebt, ein gichtbrüchiges Alter im Armenhaus hinschleppt und zum betteln ausgeht mit der Medaille auf der Brust. Es sind der „Aspirant" und die übrigen patriotischen Federn an der Schmarotzerzeitung, die von der Erinnerung leben müssen.

Wenn eine deutsche Sammlung Briefe von 64 erschiene, würde sie der dänischen gleichen wie ein braver und mißbrauchter Mensch dem anderen. Man würde wahrscheinlich in der deutschen Sammlung das eigenartige Mißverhältnis wiederfinden, von dem die dänische geprägt ist: je mehr Bildung der Veteran an den Tag legt, desto konfuser teilt er sich mit, und je tiefer man herabsteigt, je kürzer die Briefe werden, desto mehr bekommt man zu wissen. Auf der einen Seite schnackt die dünne Kultur, auf der anderen äußert sich das Volk wie es ist.

Wären es doch diese Unmündigen gewesen, denen das Schreiben so schwer fällt und die die Dinge so einfach und wahr betrachten, so wahrhaft groß, wären sie es doch gewesen, die damals etwas zu sagen gehabt hätten, denkt man, wenn man „Ein modernes Volk im Kriege" liest.

Aber war es nicht gerade die Frucht von 64, daß die unterste Schicht sich erhob und seither durch eine mächtige Protestentwicklung die Führung im Lande übernommen hat? Darf man heutzutage das „Unglück" nicht als einen Bankrott der damaligen Oberklasse, eine verlorene Schlacht für den „Aspiranten" betrachten?

Wenn das der Fall ist, gilt es jetzt dem pensionierten Oberst entgegenzutreten, wenn er, seiner Natur getreu, auf die möglichst genaue Wiederholung von 64 besteht. Der Krieg sollte nicht gegen die Deutschen, sondern gegen ihn geführt werden! Wir haben keinen anderen Feind als den, der ein blindes Vorurteil zur Freiheitsbeschränkung nach innen und zu lächerlichen Drohungen gegen andere Gewerbetreibende nach außen benutzt. „Die Festung" ist nie etwas anderes gewesen als eine Schutzwehr für antiquierte Interessen, eine Zwangs-

anſtalt zur Einſperrung derjenigen, die ihr Nationalgefühl zu erweitern ſuchten, u. a. auch bis nach Deutſchland hin. Ein politiſcher Humbug, der dazu geeignet iſt, die Dänen jeglichen Kriegſinnes in ihrem eigenen Lande zu entkleiden und ſie der Außenwelt gegenüber zu lähmen. Ein recht wirkſames Mittel unſere Aufmerkſamkeit von modernen Forderungen abzuleiten.

Indeſſen liegt die Gefahr vor, daß der Proteſt gegen den Zwangsmilitarismus, die Demokratie vergeſſen läßt, daß es etwas gibt, daß ſich einzeln wehren heißt, wenn man ſeine Freiheit bewahren will. Solange nicht in jedem Mann in Dänemark ein Soldat lebt, der für ſeine eigene Selbſtändigkeit ſieben und fallen will, iſt die Möglichkeit für ein neues 64 nicht ausgeſchloſſen. Kriegsbereitſchaft zu jeder Zeit, iſt die Vorausſetzung der bürgerlichen Freiheit. Um nicht an Amerika zu erinnern, bitte ich die Blicke auf Frankreich zu richten, wo das gemeine Volk ſich erhebt, wenn es ſein Recht wünſcht.

Rüſtung auf der ganzen Linie! Beſteht das Heer nicht aus den zivilen Einwohnern des däniſchen Reiches von Skagen bis Gedſer?

Verteidigung nach innen und Verteidigung nach außen ſind ein und dieſelbe Sache.

Krieg iſt nichts anderes als Geradheit in Friedenszeiten.

Rüſtung, die beſten Waffen und Trainierung zum Zweck der Trainierung ſind die einzige Sicherung des inneren und äußeren Friedens und der Freiheit eines Volkes. Und nur wenn Dänemark dadurch daß es ſeiner Vergangenheit ehrlich ins Auge ſieht, ſich für die Zukunft kräftigt, iſt es im Stande, die Verbindung wiederzuerlangen, die ihm Lebensbedingung iſt, die Verbindung mit dem freien und ſiegreichen Deutſchland.

Johannes V. Jensen

Hogarth und die Impreſſioniſten

Meier-Graefe ſignaliſiert ſeine letzten Bücher „Hogarth“ und die „Impreſſioniſten“* als Ergänzungsſchriften zu ſeiner Entwicklungsgeſchichte und gibt damit ſehr deutlich den Standpunkt an, von dem aus ſie überſehen und gewürdigt werden wollen. Abgeſehen, daß ſie tatſächliche Lücken ſeines großen Buches ausfüllen reſpektive Unzulänglichkeiten der erſten Darſtellung von Grund aus korrigieren, rechtfertigt ſich die Betonung des entwicklungsgeſchichtlichen Momentes aus ſchriftſtelleriſchen Gründen. Man hat Meier-Graefe zum Vorwurf gemacht, und dieſer Einwand erneuerte ſich gerade bei einer Debatte über die vorliegenden Bücher, daß der geiſtige Gewinn aus ſeinen Schriften gar zu gering ſei, weil er ſeine Auseinanderſetzungen ſo ſubtil zerſiebe, daß nicht ein Körnchen ſeiner Weisheit im Gedächtnis haften bleibe. Wer die Künſtler, über die er ſchreibe, nicht ſchon aus anderen Darſtellungen oder durch eigenen Augenſchein ſehr gründlich kenne, wiſſe mit ſeinen Behauptungen nicht das mindeſte anzufangen. In dieſer Hinſicht ſei jeder Eſſay des weniger geiſtreichen Mahler nahrhaftere Koſt, oder wer Oktave Mirbeau, Guſtave Kahn und George Moore zu leſen verſtünde, dürfte über die franzöſiſche Kunſt beiſpielsweiſe nachhaltigere und anſchaulichere Dinge erfahren als aus der ganzen Literatur Meier-Graefes. Dieſer Einwand hat einen gewiſſen Schein des Rechts, aber er richtet ſich, wenn man näher zuſieht, weniger gegen den Schriftſteller als gegen ſeine Leſer. In der Tat ſetzt Meier-Graefe mancherlei Kenntniſſe voraus, aber er muß es, da er als Entwicklungshiſtoriker nicht allein Perſönlichkeitsſchilderungen und Beſchreibungen eines künſtleriſchen Oeuvres zu geben hat, ſondern durch ungemein nüanzierte Vergleichsoperationen Werte herauszubringen ſucht, die er zu überſichtlichen Gradreihen verbindet. Dieſe Tendenz der Abſtraktion ſetzt ungefähr da ein, wo der mehr biographiſche Schriftſteller aufhört, und wenn man das ſchöne Material an tatſächlichen Details, Anekdoten und perſönlich-menſchlichen Zügen, das dieſer aufbietet, nicht entbehren zu können glaubt, ſo ſoll man dieſe Materie immerhin nicht für ſo koſtbar halten, daß man ſie jedem Verſuch einer Vergeiſtigung entzogen wünſcht. Vollends iſt es grotesk, den Begriff des Schriftſtelleriſchen in dieſe Ablehnung einer

* Beide bei R. Piper u. Cie., München

intellektuellen Art der Kunstbetrachtung hineinzuspielen und zu behaupten, daß ein Mann, dessen Subtilitäten für das primitive Anschauungsvermögen nicht mehr zugänglich sind, kein Schriftsteller im artistischen Sinn des Wortes sei. Wenn Lebendigkeit des Stiles und ein anschaulicher Ausdruck die einzigen Ziele des literarischen Ehrgeizes sind, besteht immer noch kein Recht, die Kriterien für diese Eigenschaften von den Organen zufälliger Leser abhängig zu machen. Die Anschaulichkeit eines Schriftstellers dürfte ihr Richtmaß zunächst doch wohl nur im Objekt haben, das er zur Anschauung zu bringen versucht, und wenn dieses Objekt sich durch eine vertiefte und komplizierte Ideenverknüpfung den Sinnen ungeschulter Leser allmählich entrückt, dann ist es einfach ein Denkfehler aus dem Manko des Auditoriums eine Verschuldung des Sprechenden zu konstruieren. Wenn ein Sinn darin liegen soll, daß ein kunstkritischer Aufsatz Mirbeaus beispielsweise als schriftstellerischer empfunden wird als ein Essay Meier-Graefes, dann kann sich das Kriterium nur auf die Virtuosität der Mache beziehen. In der Tat lesen sich die besten Sachen Meier-Graefes, als wenn sie sich von selbst geschrieben hätten; nirgends spürt man weder die Anstrengung noch den Willen eines Kopfes, mit einem Minimum gedanklicher Substanz brillante Satzkompositionen zu schaffen, sondern die Verhandlung, die unmittelbar in die Sache selbst eintritt, befruchtet und bereichert sich in der engsten Berührung mit dem Gegenstande und erreicht Zweck und Ende auf natürliche Weise, wenn der Fond an Erkenntnismaterial erschöpft ist.

Diese zuchtvolle Objektivität, die das Nötigste knapp und diskret sagt und dennoch erstaunlich viel zu sagen weiß, gibt den neueren Büchern ihre lässige Würde. Im Hogarth-Essay ist die Beherrschtheit soweit getrieben, daß man beinahe an eine leichte Pose glauben könnte. Verwunderlich berührt es zunächst, wie hier die landläufige Legende vom Moralisten Hogarth einfach unter den Tisch fällt und ohne vermittelnde Polemik ein großer und ganz reiner Künstler herausgestellt wird, dem England die Genesis einer bodenständigen Kunst zu danken hat. Wer Hogarth nur aus den allgemeinen kunstgeschichtlichen Darstellungen oder aus den Lichtenbergschen Sittenschilderungen kennt, kann von der Selbstverständlichkeit dieser radikalen Umwertung nur verblüfft sein. Und doch ist der geringe Nachdruck, mit dem die oppositionelle Auffassung gekennzeichnet wird, gleichfalls nichts als Diskretion, will sagen nichts als die Ökonomie eines guten Kopfes, der von der Fruchtbarkeit und der Überzeugungskraft seiner neuen Gedanken zu tief durchdrungen ist, um nicht jede Pointierung für entbehrlich zu halten. Mir scheint nämlich der leitende Gedanke des Hogarthbuches in der Tat ganz neu zu sein, das heißt, man wird ihn nirgend anderswo in dieser Präzision ausgedrückt und entwickelt finden: daß man sich die Hogarthschen Moralitäten nicht so sehr auf ihre enge Tendenz, sondern vorerst einmal auf ihren Gehalt an stofflichen Motiven ansehen müßte. Tut man dies, so ergibt sich bei einem ganz flüchtigen Überblick über die Lage der englischen Kunst seit Holbein und van Dyck, daß Hogarth der erste Meister ist, dessen Stoffe national, d. h. dem englischen Volksleben entnommen sind. Ihm kommt also das Verdienst zu, dem Körper der englischen Kunst, der in alle Finessen übernommener Kulturen gekleidet, nur nicht kräftig, nur nicht lebensfähig war, das Blut zugeführt zu haben. Bezog auch er seine Mittel teilweise von Chardin und Franz Hals, so hat er doch mit ihnen nur Dinge umschrieben, die spezifisch englischen Besitz darstellen, und man sagt also nicht zuviel, wenn man ihn mit dem großen Konstable zu den Künstlern rechnet, in denen sich der Genius Englands am reinsten und nachhaltigsten manifestierte.

Wird dieser Lehre widersprochen werden? Sie trägt sich zu sachlich vor, als daß sie aus Oppositionsgelüst erklärt werden könnte, und besitzt zuviel Argumente ästhetischer Art, um sich ernsthaft entkräften zu lassen. Man dankt also Meier-Graefe einen neuen Künstler, der das schöne Alter von einigen hundert Jahren hat, vielleicht kein zu schmaler Ersatz für einen Künstler von weniger hohen Jahren, den sein ehrlicher Erkenntniseifer uns genommen. Diese Tatsache soll von neuem dafür zeugen, daß in diesem Manne ein Enthusiasmus lebt; und

sie soll weiter bestätigen, daß dieser Enthusiasmus lauter und generös genug ist, für jede Illusion, die er nimmt, zwei andere, gütigere und menschenfreundlichere zu schenken. Ja, gütigere und menschenfreundlichere! Denn ich erachte, daß alle Dinge, die vom armseligen und trügerischen Scheine leben, nach Art schwächlicher Menschen heftig und boshaft und auf die freie Gelassenheit der Starken neidisch sind. Sie wollen unbesehen hingenommen und blind bewundert sein und ziehen sich karg und feindselig auf sich selbst zurück, wenn ihnen ein ruhiges Auge prüfend zu nahe kommt. O, mit welch bösem Stolz blähen sie sich auf und wie gemein wissen sie zu schmähen, wenn der Hellsichtigkeit der Guten ihre trockene und unfruchtbare Härte offenbar wird! — Reich, aus den Impulsen großer Herzen, wirkt sich das echte Kleid der Kunst. Wenn das Werk der letzten großen Meister, wenn Frankreichs Impressionistengeneration eine Lehre hinterlassen hat, die unserer Menschlichkeit zu Hilfe kommt, so ist es diese. Und wenn es eine Interpretation gibt, geeignet, das Große und Unverschlossene, das Milde und Mitteilsame reiner Kunst erfühlen zu lassen, so ist es diese, in der Meier-Graefe sich geübt hat. Tiefer als bis zum kombinierenden Verstand reicht sein Anteil am bildnerischen Werk; er suchte die Kraft, freier zu atmen, ein Glück, das reinigt, Ekstasen, die nicht ermatten. Wenn sein Böcklinbuch die stürmische Beichte eines Toren war, der an leuchtenderen Dingen die Trübheit seiner Sinne erkannte, dann spricht aus seinen Aufzeichnungen über die Impressionisten der Friede eines beglückten Gemütes, das sich vor jeder Täuschung sicher weiß. Man fühlt, wie sicher die Hand war, die dieses Buch schrieb, fühlt dies an der schönen Leichtigkeit des Stiles, der in Ruhe fließt und über die delikatesten Dinge mit unterhaltsamer Anschaulichkeit referiert. Dieser Stil reagiert auf Nüancen und ist das Produkt eines ununterbrochen schwankenden und bewegten Gefühls. Erschütternd und dennoch gehalten umschreibt er das unpathetische Heldentum von Goghs, schildert den unbeholfenen und doch so mondänen Esprit Konstantin Guys' mit liebenswürdiger Verve, wird Manet gegenüber sehr ernst, sehr ruhig, sehr seiner wissenschaftlichen Aufgabe bewußt und umkleidet sich im Cézannekapitel mit dem etwas Ungewissen mystischer Gefühlstöne. Das Klarste und Eindeutigste in Diktion und Erkenntnisresultat scheint mir das Pissarrokapitel zu sein, das diesen überall versierten Mitläufer der Impressionisten in das richtige Verhältnis zu seiner Umgebung setzt; das Genialste, an intuitivem Genie Überraschendste dürfte wohl der Cézanneabschnitt sein. Hier ist ein Vergleich Cézannes mit Dostojewski versucht und durchgeführt. Man muß diesen Vergleich selbst nachlesen, die karge Resumierung verliert all das Überzeugende, weil das Diffizile und Schwebende der Beziehung sich nur mit behutsamer Delikatesse andeuten läßt. Was Dostojewski und Cézanne nicht gemeinsam haben, ist so vieles und liegt so offen auf der Hand, daß die Entdeckung ihrer Wesensähnlichkeit nur einem ganz unabhängigen Geiste und einem Kopfe gelingen kann, der hin und wieder von genialen Einfällen heimgesucht wird. Für mich steht jedenfalls fest, daß Cézanne nicht besser legitimiert und in dem eigentümlichen Fanatismus seiner Problematik nicht tiefer veranschaulicht werden kann.

Müller-Kaboth

Das Regal

Eine alte Gewohnheit verpflichtet mich jedesmal zur Jahreswende das Bücherregal abzuwandern, zu sehn, wo und wie es sich vermehrt hat, und mein Verhältnis zu seinem Inhalt zu kontrollieren. Die Notwendigkeit, zwei Gruppen zu machen, die schönen neuen gebundenen Bücher, und die leider nur broschierten, für den täglichen Gebrauch, hat sich längst herausgestellt. Jene sind offen, diese verdeckt. Jene werden genossen, diese werden verarbeitet. Die ich mit Liebe ansehe, bedürfen einer Kritik nicht: „Rezensionsexemplare", die über alle Rezension erhaben sind. Oft sitze ich gegenüber und unterhalte mich mit ihnen, ohne sie aufzuschlagen. Werde ich ihnen, werden sie mir treu bleiben durch das lange Leben? Werden sie, dieser unermeßliche Schatz an geistiger Arbeit, mich anfeuern können, anfeuern müssen? Es kommen hier

und da die Stunden, da der Finger sich auf ihren Rücken legt und man sie leise und fast verschwiegen herauszieht, und in ihnen blättert, und liest und sie und sich revidiert. Dann fließen Ströme. Dazwischen kommen die Lernstunden, Schulstunden. Die broschierten Nachschlagebücher häufen sich und alles, was strömt, vertrocknet auf ein paar notwendige Minuten. . . .

Da steht der Ruskin in der Diederichsschen Ausgabe, seine Hauptwerke, seine Zeichnungen und die drei sehr eindringlichen Bände Essais über ihn von Charlotte Broicher: eines der gewaltigsten Übersetzungsunternehmen der letzten Zeit, das, wie man die Deutschen kennt, rein literarisch bleiben wird, eine wundervolle Mahnung, wie sehr uns solche Naturen, die die Kunst nur als Kultur begreifen und das ethisch-soziale Empfinden zum Regulativ ihres Lebens machen, hierzulande fehlen. Einer der wenigen, die sich diesem Ideal nähern, bleibt in engerem Kreise Karl Scheffler. Was wir auch von ihm lesen, die Aufsätze über moderne Baukunst (bei Bard), das Bändchen über den Architekten (in der „Gesellschaft"), seine Beiträge zu dem großen Sammelwerk „Moderne Kultur" (Deutsche Verlagsanstalt), es hat einen Hauch von dieser Seele. Es wird reizen, seine Themen für dies Sammelwerk kennen zu lernen: Falsche Bildung, Kunstgenuß, Geschmack, Kunstpflege, Kritik, Wohnung, Stadt, Mietshaus, Möbel, Komfort, Blumen und so fort. Es ist ein wahres Sammelwerk.

Da ist das große Memoirenunternehmen des Gutenbergverlags in Hamburg, das sich das Ziel gesetzt hat, die wichtigsten Memoiren der Weltliteratur in einer deutschen Gesamtausgabe zu vereinigen. Wir lesen die Berichte von Ferdinand Cortez an Kaiser Karl: die wunderbare Schilderung der Inkakultur, Mexikos alter Glanz und Reichtum, den ein erstaunter europäischer Krieger beschreibt, die Abenteuer und Grausamkeiten alter Tage. Andere Bände geben Erinnerungen an russische Revolutionen von 1825, Dokumente deutschen Bürgertums und Adels im 16. Jahrhundert, Marco Polos Reisen. Herausgeber ist derselbe Ernst Schultze, der sich um die Bibliothek der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung so verdient gemacht hat: gute Romane, Briefe, Dramen, Anthologien zu billigsten Preisen, die die Kolportageliteratur zu verdrängen bestimmt sind.

Auf musikhistorischem Gebiete ist Hugo Riemann der große Sammler. Sein Handbuch der Musikgeschichte bei Breitkopf und Härtel, das einzige, das jemals fertig werden wird, ist bis zum dritten Bande gediehen, bis zu dem Siege der modernen Musik im Jahre 1600. Es wird weitere Kreise interessieren, daß auch auf diesem Felde dieselben Verschiebungen nach rückwärts sich begeben wie in anderen Wissenschaften. Die Kunstgeschichte beginnt längst die Renaissance mit dem Trecento. Die Musikgeschichte hat sich zum erstenmal in diesem Werke gleichfalls dazu bekannt. Das musikalische Mittelalter schließt jetzt schon 1300. Denn bald darauf beginnt das Kunstlied eine Selbständigkeit zu erreichen, die seine Linie von den Interessen der modernen Musik nicht mehr zu trennen erlaubt. Das Individuum regt sich im Liede, wie im Bilde. Man wußte es bisher nicht.

Die Nachschlagebücher sind zurückgestellt. Heut las ich George Moores „Erinnerungen an die Impressionisten" (B. Cassirer), ein ganz reizendes Buch, wo vom Café Renathen, von Manet, Monet, Sisley, Pissarro, Renoir, Cézanne in einer sehr amüsanten und freimütigen Art geplaudert wird, mehr noch, von Paris, der Freiheitsstadt, von Manet, dem Menschenbefreier, von der Erziehung durch den Impressionismus: Manet, nackt und schamlos wie Adam im Paradiese schürt den Drang nach Erlebnissen.

Nichts schürt ihn mehr als Briefe und Gespräche, das starke Nacherleben privater Schicksale. Die Briefe Michelangelos: das dumpfe Werden der modernen Seele. Die Briefe Galianis: die Frühreife des modernen Zynikers. Beide sind Bände des Bard'schen Hortus deliciarum. Unerschöpflich die Romantikerbriefe, die neben der Sonderausgabe der Schleiermacherbriefe Diederichs in bunter, kreuz und quer genommener Auswahl erscheinen ließ. Eine schöne Einleitung schrieb Gundelfinger: „die eigenste Ausdrucksform des romantischen Geistes war sicher das Gespräch". Von den Briefen kommen wir über den Bettina'schen Briefwechsel mit einem Kinde, den derselbe

Verlag in drei Bänden neudruckte (Bettina macht Luft zum Leben) zu den Goethegesprächen selbst. Die große Biedermannausgabe ist beschwerlich. Der Insel-Verlag hat durch Deibel eine kurze Anthologie der wichtigsten Goethegespräche zusammenfügen lassen. Welch ein schönes Buch, die Reden von Einem, der gesagt hat, daß alles Reden geckenhaft sei vor dem Schweigen der großen Natur. Allein über seine schweigende Größe, über den toten Goethe hat Schuddekopf in demselben Verlag ein feines Buch erscheinen lassen: es ist die Darstellung des Todes nach zeitlichen Berichten, die Literatur über diesen Tod, die Dokumente.

Nun bist, belebter Staub, allein und unbeachtet, du ein Granit, um den ein dumpf Entsetzen nachtet, entschlummert wie im Dunst der Wüsten Afrikas, gleich einer Sphinx, die längst der nichtge Mensch vergaß, die keine Karte nennt, und die vom Gram umsponnen ihr grimmes Lied nur singt im Strahl der Abendsonnen. So lese ich jetzt in Wolf v. Kalckreuths Verdeutschung der Baudelaireschen Fleurs du mal, die die Insel mir sendet. Furchtbarer plötzlicher Gedanke, das Regal zu dieser Wüste zu machen. Laßt die Bücher Blumen treiben.

Oscar Bie

Erinnerung an Blake*

Ich habe längst vergessen, sagte sie an einem anderen Abend, wie man nach Recht und Unrecht rechnet. Und doch schauere ich vor den Büchern dieses großen Mystikers zusammen, als ob ich in ihnen gerichtet werden sollte. Gewogen und zu leicht befunden . . .

Ihre Magie ist sehr subtil. Wundervoll, wie sie im Anfang die Seele frei und unbefangen machen. Wie ein Körper frei und unbefangen ist, der seine eigenen Grenzen nicht spürt. Ich weiß es nicht mehr: lösten sie sich in mir auf, vergingen in mir und verdichteten sich wieder? war ich es, das sich in ihren Bewegungen erst formte, an dem ihre Kräfte erst wurden?

Ich weiß nun nicht mehr, ob diese Dichtungen viele waren oder eine. Kann man das auch zählen? Man darf die Tore einer Stadt zählen oder die Wege, die an einem Kreuzweg zusammenlaufen. Aber daneben gibt es Dinge ohne Eigensinn; Dinge, in denen wir uns ganz, ganz gedeutet finden, denn sie sind namenlos, eins und alles; und wenn wir uns in ihnen spiegeln, erkennen wir in einer einzigen Gebärde auch jede andere mögliche.

Diese Magie ist sehr subtil. So gibt mir die Wollust des Auflösens und Wiederfindens . . . und läßt mich nun in meiner Nacktheit schauern. Die Göttin Istar hat es kennen gelernt auf ihrer Totenfahrt. Man nahm ihr einen Schmuck nach dem anderen, ein Kleid nach dem anderen, einen Schleier nach dem anderen, sieben Schleier . . . Und man nahm mir meinen Raum und den Körper, alles, was ich fühlte und dessen ich mich erinnerte: Ich bin nackt, alles und nichts, ein Hauch, eine Form, ein Traum, ein Zauber. Und bin so nackt, damit ich in diesem Letzten gerichtet werden kann. Ich sehe nichts mehr: nur daß alles Fremde gegen mich sich aufrichtet, alles Fremde, Dumpfe, Harte, Grausame; und das höre ich aus den Gesängen Abanias und Entharmons.

So sprich doch: hatte ich nicht einst eine Schwester? Sie war wohl ein Kind und spielte doch mit den Kräften, die allein den Müttern gegeben sind . . . den Urmüttern. Warum habe ich sie nie gesehen?

War ich schön — so war sie meine Schönheit; war ich rein — sie meine Reinheit; und war mir doch mit ihrem Dasein, das mich vollenden sollte, so fremd und so entgegen, daß ich nur sie fühlte, wenn eine große Liebe in mir aufstieg und sich in Haß verkehrte; wenn ich die Hand ausstreckte, um mein Geschick an mich zu ziehen, und irgend etwas mich zum Niederknieen zwang. Warum habe ich sie nie gesehen? Es wäre besser gewesen, ich hätte einmal ihrem Blick begegnen dürfen . . . . Ich stände dann nicht hier und schauderte vor dem Gericht. Denn nur in

* William Blake: Die Ethik der Fruchtbarkeit. Zusammengestellt aus seinen Werken und Aufzeichnungen, übersetzt und eingeleitet von Otto Freiherrn von Taube. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1907

solchen Blicken opfern wir unser Dasein und behaupten es ohne Frevel. Und mein Leben verschwebte nicht so, wie dort die weißen Falter über dem schwülen Grau des Meeres schwärmen ...

— Und als sie schwieg und den Kopf in unfruchtbarer Rebellion zurückwarf, mahnte die strenge steile Linie von Hals und Kinn zugleich an Opfertiere und Mänaden. Auch hier ist Blake.

Kurt Singer

Österreicher

Altenberg hat jedenfalls das für sich: Er ist ein Jung-Wiener, und er „kann" doch nicht „schreiben". Diese Bildungsfessel, diese Verpflichtung trägt er nicht mit sich. Und ich glaube, er war schon im Vierunddreißigsten, ehe er anfing, mit Hilfe eines Kaffeehaustisches, eines weißen Blattes Papier und einer ausgeruhten Feder Bilder von irgend etwas zu improvisieren, Schriftbilder, die aus vielen Gedankenstrichen, aus Ausrufungszeichen und abgebrochenen Zeilen bestehen. Jungfräulich war er an diese beglückende letzte Möglichkeit, sich genugzutun und sich zu verlieren, gekommen. Unverdorben gab er sich jenen still und stiller machenden Lieblingseinfällen hin, die man nicht schreibt, wie man Prosa schreibt, die man zerlegt in mehrere unregelmäßige Bruchstücke, um die Teile gegen einander antreten zu lassen tändelnd und spielerisch, abwechslungsreich, graziös wie in einem Gesellschaftstanz — in leiser Erregung und mit jener Liebe zu dem, was die Feder vorsichtig hinmalt, bei der man vibriert... Und mit einem Mal wird nun dieses, daß man nicht schreiben kann, nicht kalligraphieren, nicht vom Rhythmus sich tragen lassen, zu einer wundervollen inneren Grazilität, aber mehr noch, zu einer Geschicklichkeit, einer unzerstörbaren unverfälschbaren Quelle für Kunsthandwerk, für japanisierende Ornamentik, und Altenberg, der fünfzigmal, hundertmal der unverbildeten Feder die Führung auf einem Blatt ohne vorgezeichnete Richtungslinien versuchsweise anvertraut hatte, veröffentlichte sein erstes Buch, das wundervolle „Wie ich es sehe". Und er sah mit beseligendem Erstaunen, daß er eine Art von Formlosigkeit nun immerhin hatte, mit der man auf allerlei „Stoffe" reagieren konnte — er gab uns das liebenswürdige „Was der Tag mir zuträgt". Und dann das Buch einer einzigen Leidenschaft, der diätetischen — den entzückenden „Prodromos". Und nun läßt er eine vierte Sammlung „Märchen des Lebens" erscheinen ...* Er müßte mit seinen Schreibflugversuchen, so anregend sie sind, doch bald wieder am Ende der Kraft sein, so hörte man damals sagen, bei seinen ersten Erfolgen. Ich glaube, er selbst sagte es. Er hat sich jetzt selber Lügen gestraft.

Dies neueste Buch ist wieder ein unverdorbener, echter, bei seiner eigenen Nuance gebliebener Altenberg. Voll von Lustigkeiten, von denen man sich wie von glänzenden, wachen, klugheitsbeschützten Augen angeblickt fühlt, voll von Blutwärme in seinen Stimmungen, die nur ein Dichter, ein Dichter, so hinschreiben kann, so kurz nämlich, so vom ersten Wort an richtig, aber auch voll Ungeschicklichkeiten, die plötzlich da sind, die man zwei oder drei Mal zu lesen versucht und die dennoch den Stil nicht stören — ich stelle das fest. Und nur in den Formen hat sich manches geändert; die Glieder sind stärker, der Gedankenstrich seltener, die Wirkung mittels des Wortes beherzter. Man lese „Die Glücklichsten". („Die Glücklichsten sind die Schwäne am Gmundener See ... Ein Glücklichster ist noch der wunderbare riesige Schimmel „Ali Baba", Deckhengst ... Ein anderer Glücklichster ist noch Beethoven ...") Man lese die zarten Erinnerungen an seine Sommerfrischen der Jugend, eine davon heißt Erinnerung schlechthin, und sie gibt ein Bild des schönen alten Pöslau mit der Waldwiese ... „Im Jahre 1866 wurden die Sachsen in den Gartenhäusern einquartiert, und am Vormittage lagen sie auf der „Waldwiese" und sangen und rauchten. Meine liebe Mama wohnte damals in der Villa „Rademacher", am Rande der Waldwiese, hatte mich, zwei Dienstboten und eine Kinderfrau, und wußte vom Kriege nur, daß die Sachsen im Garten einquartiert

* S. Fischer, Verlag, Berlin

waren und auf der Waldwiese vormittags sangen und rauchten"... (Wenn ich das lese, habe ich etwas Beglücktes, Befreites, und ich denke ohne Bitterkeit unseres heutigen Assessorengeschlechts, das von einer Mama ganz andere Kriegsbegeisterungen verlangt.) Und man lese „Mode" und „das süße Mädel" und — o, das vor Allem! — „Erlebnisse der Sommerfrische der jungen Frau B." Und: „Herrensitz in U."! Und das ganze Buch mit seinen Trivialitäten auch, mit seinen Gedichten, die noch hölzerner sind als seine hölzernsten, naivsten verunglückten Sätze. Man lese es. Aber man lese es nicht in Einem.... Nicht unaltenbergisch.

Altenberg hat seine Stilverwandtschaften, gewiß. Ich denke an Baudelaire und an Mallarmé, ich denke als vielseitig gebildeter Kritiker gleichnisweise auch an Cézanne, den südfranzösischen Impressionisten, der immer Landschaftsbilder probierte und sie — in der Landschaft zurückließ. Altenberg ist anders, trotz allem. Sein Wienerisch-Deutsch ist alles eher als Hilflosigkeit, ist nicht „primitiv", ist es nur scheinbar, ist voller Witz, voller Wirkung. Und doch trifft es sich nirgends im Raum mit der Darstellungskunst eines wahren Erzählertalents, wenn einmal eines auftaucht, wie zufällig jetzt grade, zufällig auch in Österreich... wo es sich ausnimmt wie ein nach seinem Tode durch keimetragende Winde verpflanzter, leise nachblühender Heinrich v. Kleist. Dieses Erzählertalent heißt Robert Michel. Es ist ein hellblonder Leutnant der k. u. k. Armee. Ich verkünde sein Buch „die Verhüllte"*.

Michel ist jung, jung bis zum ausgesprochensten Gegensatz gegen Altenbergs konservierte, doch etwas kunstliche Frische, und wenn mir an diesem schließlich Eines mißfällt, seine Schwäche gegenüber den Frauen — sie grenzt an Zynismus, — so hat der Jüngere etwas davon sehr Verschiedenes, was ich bezaubernd finde: Sinnlichkeit. Die Frau, die in seiner Geschichte umarmt wird, empfindet man als umarmt, als geliebt. Das ist die Wirkung der ersten dieser Novellen, der „Verhüllten". Noch besser gefällt mir „Osmanbegovie" und „Herzegowinische Hirten", ferner „Der Deserteur", dann „Vom Podvelez". Ein kleines Stück Land, die Hänge des Karst in der Herzegowina, tut seinen Schauplatz auf, und man glaubt sich darauf zu bewegen wie von ungefähr, ohne führende Hand. Hier ist etwas, was Altenberg nicht kann... Wohin streben die Österreicher?

Alfred Gold

* S. Fischer, Verlag, Berlin

Aschinger

Ein Helles bitte! Der Biereingießer kennt mich schon seit geraumer Zeit. Ich schaue das gefüllte Glas einen Moment an, nehme es mit zwei Fingern an seinem Henkel und trage es nachlässig zu einem der runden Tische, die mit Gabeln, Messern Brötchen, Essig und Öl versehen sind. Ich stelle das nässende Glas ordnungsgemäß auf den Filzuntersatz und überlege, ob ich mir etwas zu essen holen soll, oder nicht. Der Eßgedanke treibt mich zu dem blau-weiß gestreiften Schnittwaren-Fräulein. Von dieser Dame lasse ich mir eine Auswahl Belegtes auf einem Teller verabreichen, derart bereichert trabe ich ordentlich träge an meinen Platz zurück. Ich gebrauche weder Gabel noch Messer, nur das Senflöffelchen, mit dem ich meine Schnitten braun anstreiche, worauf ich dieselben gemütvoll in den Mund hineinschiebe, daß es die Seelenruhe selber ist, die mir jetzt unter Umständen zuschauen darf. Bitte, noch ein Helles. Bei Aschinger gewöhnt man sich rasch einen Eß- und Trink-Vertraulichkeitston an, man spricht dort nach einiger Zeit fast nur noch wie Waßmann im deutschen Theater. Mit dem zweiten oder dritten Glas Hellem in der Faust treibt's einen dann gewöhnlich an, allerlei Beobachtungen zu machen. Man will gern recht exakt notiert haben, wie die Berliner essen. Sie stehen dabei, aber sie nehmen sich ganz nett Zeit dazu. Es ist ein Märchen, zu glauben, in Berlin hastе, zische oder trabe man nur. Man versteht hier geradezu drollig, Zeit dahinfließen zu lassen, man ist eben auch Mensch. Es ist eine innige Freude, zu sehen, wie hier nach Wurstbrödchen und italienischen Salaten geangelt wird. Die Gelder werden meistens zu Westentaschen hervorgezogen, es handelt sich ja doch beinahe regelmäßig nur

um einen Groschen. Jetzt habe ich mir eine Zigarette gedreht und nehme am Selbstbrenner, der unter grünem Glas steckt, Feuer. Wie gut ich dieses Glas kenne und die Messingkette zum Anziehen. Immer wimmelt es ein und aus von eßlustigen und satten Menschen. Die Unbefriedigten finden rasch an der Bierquelle und am warmen Wurstturm Befriedigung, und die Satten springen wieder an die Geschäftsluft hinaus, gewöhnlich eine Mappe unter dem Arm, einen Brief in der Tasche, einen Auftrag im Gehirn, einen festen Plan im Schädel, eine Uhr in der offenen Hand, die sagt, daß es jetzt Zeit ist. Im runden Turm in der Mitte des Gemaches tront eine junge Königin, es ist die Beherrscherin der Würste und des Kartoffelsalates, sie langweilt sich ein wenig in ihrer köcherlichen Umgebung. Eine feine Dame tritt ein und spießt ein Kaviarbrödchen an zwei Fingern auf, sofort mache ich mich ihr bemerkbar, aber so, als ob mir das Bemerktwerden Wurst wäre. Ich habe inzwischen Zeit gefunden, mich an einem neuen Hellen festzuhalten. Die feine Frau geniert sich ein bißchen, in die Kaviarherrlichkeit hineinzubeißen, ich bilde mir natürlich sogleich ein, das sei ich und kein anderer, wegen dem sie ihrer Zubeißesinne nicht so ganz völlig mächtig wäre. Man täuscht sich so leicht und so gern. Draußen auf dem Platz ist ein Lärm, den man eigentlich gar nicht hört, ein Durcheinander von Wagen, Menschen, Autos, Zeitungsverkäufern, Elektrischen, Handwagen und Fahrrädern, das man eigentlich auch gar nicht mal sieht. Es ist beinahe unpassend, zu denken, man wolle das hören und sehen, man ist doch kein Zugereister. Die elegant-geschweifte Taille, die soeben noch Brot geknuspert hat, verläßt jetzt Aschinger. Wie lang habe eigentlich denn ich im Sinn, dazubleiben? Die Bierburschen haben momentan ein wenig Ruhe, aber nicht lange, denn es wälzt sich wieder von draußen herein und wirft sich durstig an die sprudelnde Quelle. Menschen die essen, betrachten Andere, die ebenfalls mit den Zähnen arbeiten. Wenn einer den Mund gerade voll hat, so sehen zu gleicher Zeit seine Augen einen, der mit Hereinschieben beläligt ist, an. Und die Leute lachen nicht einmal, auch ich nicht. Seit ich in Berlin bin, habe ich mir abgewöhnt, das Menschheitliche lächerlich zu finden. Übrigens lasse ich mir in diesen Augenblick selber ein neues Eßzauberstück geben, es ist dies ein Brotbrett mit einer schlafenden Sardine darauf, sie liegt auf einem Butterlacken, dies gewährt einen so reizenden Anblick, daß ich das ganze Schauspiel beinahe auf einen Ruck in den offenen Drehbühnen-Rachen hinunterwerfe. Ist so etwas lächerlich? Keineswegs. Nun also. Was an mir nicht lächerlich ist, kann es an den Andern noch weniger sein, denn man hat die Pflicht, Andere unter allen Umständen höher zu achten, als sich selber, eine Weltanschauung, die zu dem Ernst, mit dem ich jetzt an den ruckweisen Untergang meines Sardinennachtlagers denke, prächtig paßt. Einige von den Menschen, die mich umgeben, unterhalten sich essend. Die Gewichtigkeit, mit der sie solches tun, ist ansprechend. Wenn man schon dabei ist, etwas zu unternehmen, unternehme man es würdig und sachlich. Würde und Selbstbewußtheit wirken behaglich, auf mich wenigstens, und deßhalb stehe ich so gern in irgend einem von unsern Aschingerhäusern, wo die Menschen zu gleicher Zeit trinken, essen, reden und denken. Wie viele Geschäfte sind hier schon ersonnen worden. Und das Schönste ist: man kann Stunden lang am Fleck stehen, das verletzt niemanden, das findet kein Einziger von all denen, die kommen und gehen, auffällig. Wer hier an der Bescheidenheit Geschmack findet, der kann auskommen, er kann leben, es hindert ihn niemand. Wer keine gar so besondere Herzlichkeit beansprucht, der darf ein Herz haben, man erlaubt ihm das.

Robert Walser

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

AP
30
N5
1907
Bd.2

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY